(7) 400 I

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Band XXIV.

(Juli — August — September 1880.)

474 55
99.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, C.r. Meyri. — **Bern**, Huber & Co. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofb. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capetown**, J. H. Rose. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Lima**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Lissabon**, Edm. de Beaumont. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, A. Siegle. Trübner & Co. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, E. & H. Laemmert. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 24-25

Inhalts-Verzeichniß

zum

vierundzwanzigsten Bande (Juli — September 1880).

		Seite
I.	Otto Roquette, Ein Baum im Odenwald. Novelle . . .	1
II.	Erich Schmidt, Theodor Storm	31
III.	V. Jagić, Ueber die Sprache und Literatur der heutigen Bulgaren.	57
IV.	†††, Die Stellung der Hansestädte	72
V.	Adolph Enslin, Die ersten Theater-Aufführungen des Goethe'schen Faust	95
VI.	Friedrich Oetker, Aus dem norddeutschen Bauernleben. Die Hausrichtung	115
VII.	J. Bartz, Aus der Praxis der Einzelhaft	139
VIII.	Theodor Paur, Wegele's Dante	143
IX.	Wilhelm Goldbaum, Fanny Lewald's Reisebriefe . . .	146
X.	Haeckel's gesammelte populäre Vorträge	148
XI.	Paul Bailleu, Die politische Correspondenz Friedrich's des Großen	150
XII.	Literarische Notizen	153
XIII.	Literarische Neuigkeiten	159
XIV.	Marie von Olfers, Natanael. Novelle	161
XV.	Reinhold Pauli, Maria Tudor, Königin von Frankreich	190
XVI.	†††, Eine russische geheime Denkschrift von 1864 .	209
XVII.	Gustav Meyer, Die etruskische Sprachfrage	232
XVIII.	Rudolph Genée, Aus der Kindheit des deutschen Theaters	244
XIX.	Karl Hillebrand, Das belgische Experiment. I.	258
XX.	Julius Rodenberg, Die Weltliteratur und der moderne Staat	279
XXI.	Rosalie Loveling, Ada und Paoletto. Eine vlämische Geschichte. Deutsch von Lina Schneider	293

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXII.	Neuere Novellen und Romane	308
XXIII.	G. K. L., Kunst und Kunstgeschichte	312
XXIV.	Julian Klaczko, Macaulay's Essay über Dante	318
XXV.	Literarische Notizen	319
XXVI.	Literarische Neuigkeiten	324
XXVII.	Hans Hoffmann, Die heilige Barbara. Novelle.	327
XXVIII.	Herman Grimm, Raphael's Schule von Athen	353
XXIX.	Karl Hillebrand, Das belgische Experiment. II.	397
XXX.	Charles Grant, Thomas Carlyle als Moralist	417
XXXI.	Ferdinand Hiller, Wie hören wir Musik?	432
XXXII.	Georg Schlesinger, Die Insel Yezo und die Aino's	449
XXXIII.	Julius Rodenberg, Bilder aus dem Berliner Leben. Sonntag vor dem Landsberger Thor	461
XXXIV.	Otto Brahm, Neuere Novellen und Erzählungen	478
XXXV.	Literarische Notizen	484
XXXVI.	Literarische Neuigkeiten	486

Ein Baum im Odenwald.

Novelle

von

Otto Roquette.

„Warum hat der Onkel so plötzlich das Zimmer verlassen?“ — Die Gesellschaft richtete, gleich der jungen Fragerin, die Gesichter nach der Thür, welche sich hinter dem alten Herrn geschlossen hatte. Man schien nicht eben Gewicht auf sein Fortgehen zu legen, sondern wendete sich wieder zum Clavier, an welchem ein junger Mann saß, bereit, den Gesang der Uebrigen zu begleiten. Um ihn herum standen drei Mädchen und ein Jüngling, der für gewöhnlich Fritz, von den Eltern aber mit gerechtem Stolz gern „der Primaner“ genannt wurde. Dieser nahm jetzt das Wort und rief: „Also vorwärts! Es steht ein Baum im Odenwald —“

„Herr von Hohnstein,“ begann eine der jungen Damen, „nehmen Sie eine andere Tonart. Für meinen Alt ist es zu tief gesetzt, Clara's Sopran hat genug Höhe.“

„Aber es ist doch merkwürdig,“ begann Clara, „daß der Onkel so plötzlich aufbricht, in dem Augenblick, da wir den Baum im Odenwald beginnen wollen. Gerade wie gestern, ich habe es wol beobachtet. Und heut' geschah es mit dem Ausdruck eines gewissen Mißbehagens!“

„Laß ihn doch!“ sagte Fritz. „Er spottet gern über uns, daß wir sentimentale Lieder singen, wenn wir am Vergnügtesten sind. Jetzt also — Es steht ein Baum — ja, soll ich denn meine Baßstimme solo singen?“

„Aber Sie haben ja weiter geblättert, Herr von Hohnstein!“ rief Clara, indem sie auf die Noten blickte. „Schlagen Sie die Seiten nur wieder zurück!“ Sie that es selbst, und zwar mit einer gewissen Hast, so daß die Blätter der Liedersammlung hin und her flogen, ohne das rechte Lied zu zeigen.

„Wir können es ja auswendig!“ rief Fritz dazwischen. „Sollen wir denn heut' nicht dazu kommen, diesen Baum im Odenwald zu singen?“

Herr von Hohnstein aber blickte auf die kleine [illegible] Hand, welche geschäftig vor seinen Augen hin und her fuhr, und schien gar nicht Lust zu haben, ihr Einhalt zu thun. Endlich war das Lied gefunden. „Oder möchten Sie es dem

Onkel nachthun?" fragte Clara mit leichtem Lächeln. „Ist Ihnen das Lied zuwider? Sie waren ja mit ihm auf einer Wanderung durch den Odenwald — richtig! Hat Ihnen der Baum etwa auch einen so unangenehmen Eindruck hinterlassen?"

„Welcher Baum?" fragte der junge Mann, indem er sie mit ernsten Augen anblickte.

Clara stutzte und erröthete ein wenig. „Nun," entgegnete sie, „der Baum — von dem das Lied singt."

„Es stehen viele Bäume im Odenwald — allein, ja, einen weiß auch ich, unter dem ich etwas ganz Besonderes erfahren habe."

Clara fühlte sich eigenthümlich ergriffen durch den Ton und Ausdruck, mit welchem dieses Geständniß gegeben wurde, während die Blicke der beiden andern Mädchen sich mit erwachender Neugier auf den Sprecher richteten. Dieser aber griff schnell in die Tasten und gleich darauf erscholl es in gemeinsamem Gesange:

Es steht ein Baum im Odenwald,
Der hat viel grüne Aest',
Da bin ich wol vieltausendmal
Mit meinem Schatz gewest.

Es sitzet auch ein Vogel drauf,
Der singt gar wunderschön,
Ich und mein Schatz wir hören drauf,
Wenn wir vorübergehn.

Und als ich wied'rum kam zu ihr,
Verdorret war der Baum,
Ein andrer Liebster stand bei ihr,
Oder war es nur ein Traum?

Der Baum der steht im Odenwald
Und ich bin in der Schweiz,
Da liegt der Schnee so kalt, so kalt,
Das Herze mir zerreißt.

So wurde das Lied hier gesungen, welches freilich auch noch in anderen Versionen gedruckt zu finden ist. —

Inzwischen war der Onkel durch den Vorsaal in ein gegenüber liegendes Zimmer geschritten, in welchem zwei Männer beim Schachbrett, deren Frauen mit weiblicher Arbeit am Fenster saßen. Es waren zwei Familien aus Norddeutschland, mit einander verwandt und befreundet, welche hier in Jugenheim an der Bergstraße ein Landhaus gemiethet hatten, um gemeinsam die Sommerfrische zu genießen. Der schöne Gebirgsort am Rande des Odenwaldes, der hier mit seinem üppigen Buchengrün die Berge deckt, während gewundene Thäler nach verschiedenen Seiten in das Innere des Gebirges locken, gab täglich Gelegenheit zu Ausflügen und Wanderungen. Zu diesen beiden Familien war seit einigen Tagen, und nur zu einem kurzen Aufenthalt, ein Herr gekommen, Namens Humbert, welcher von der gesammten Jugend als Onkel bezeichnet werden durfte. Er hatte einen jungen Reisegefährten mitgebracht, der, bisher in diesem Kreise noch nicht bekannt, schnell ein Gegenstand der allgemeinen Theilnahme geworden war. Die Anziehung lag nicht allein in seinem ausdrucksvollen und angenehmen

Aeußeren, wiewol ihn dieses, verbunden mit gesellschaftlich untadelhafter Form, genügend empfahl. Noch sehr jung, zeigte er bereits ein reifes Urtheil und vielseitige Bildung, ja er hatte in Lebensjahren, die bei Aelteren noch zu den prüfungsvollen gehören, bereits alle Vorstufen überwunden, welche in die staatliche Laufbahn führen. Mehr aber, als diese Vortheile, wirkte ein gewisses geheimnißvolles Wesen, in welches er sich nicht sowol einhüllte, das vielmehr als etwas Unwillkürliches von ihm ausging. Er war kein gewöhnlicher junger Herr, er lebte ein Innenleben für sich, es war etwas Besonderes in ihm, das empfanden oder sagten sich Alle. Der Onkel, welcher ihn genauer kennen mußte, gab auf mancherlei Fragen, die an ihn gerichtet wurden, nur kurze Antwort. Er habe Herrn von Hohnstein in Heidelberg getroffen, sei von dort aus mit ihm durch den Odenwald gewandert, und da er den Reisegefährten schätzen gelernt, habe er ihn mit nach Jugenheim gebracht und ihn bewogen, einige Tage in der Familie zu verweilen. Die Aelteren mußten sich damit begnügen, die Jüngeren fragten nicht viel nach seinen persönlichen Verhältnissen, sondern nahmen ihn als guten Genossen in ihren Kreis auf, den er durch seine Begabung zu beleben wußte. Heute schloß der Regentag die Gesellschaft enger in die Zimmer ein, daher denn der Gesang, den man sonst im Freien erschallen ließ, am Clavier geübt wurde.

Nicht lange nachdem Humbert sich zu den Aelteren gesellt hatte, kam auch die Jugend in das Zimmer gestürmt. „Der Onkel ist uns davongelaufen, als wir den Baum im Odenwald zu singen anfingen!“ rief eins der Mädchen. „Herr von Hohnstein schien das Lied auch überschlagen zu wollen. Was ist denn an unserem Lieblingsliede, das sich gerade hier im Odenwalde so hübsch singen läßt, plötzlich auszusetzen?“

Humbert warf seinem Reisegefährten einen Blick zu, den dieser mit einem Lächeln erwiderte, um dann neben Clara's Mutter Platz zu nehmen und ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Es wurde unterbrochen durch den Onkel, welcher begann: „Was ich an dem Liede auszusetzen habe? Wie lautet gleich die erste Strophe?“ Sie wurde ihm hergesagt, und zwar durch drei Stimmen zu gleicher Zeit. „Halt!“ rief er. „Da steckt es. Das Lied ist eben so aufschneiderisch als unmoralisch!“ Die jungen Leute sahen ihn erstaunt und fragend an, die Mütter aber erschraken fast, daß ihre Töchter ein unmoralisches Lied gesungen haben sollten, ein Lied, welches sie selbst doch genugsam kannten und bisher für unverfänglich gehalten hatten.

„Da bin ich wol *vieltausendmal* mit meinem Schatz gewest!“ fuhr der Onkel fort. „Diese Zahl ist unerhört, die Unbestimmtheit derselben erregt dazu nicht geringe Bedenken. Der Mensch, welcher dieses Lied gemacht hat, bekennt sich nicht zu *einem* oder einigen Stelldichein mit seinem Schatz, nein, er rühmt sich sehr tactlos, vieltausendmal mit dem Mädchen unter dem Baume gewesen zu sein. Sehen wir doch einmal zu, wie lange Zeit die Liebelei gedauert haben muß, bis er auch nur *eintausend* Zusammenkünfte mit ihr gehabt haben konnte. Das Jahr hat dreihundertfünfundsechzig Tage. Nehmen wir an, daß er alle Tage zum Stelldichein gegangen ist, auch im Winter, bei Schnee und Glatteis, was im Gebirge etwas zu bedeuten hat, und dividiren wir diese Zahl in Tausend,

so braucht er zwei Jahre und neun Monate, um seine Eintausendmal zu Wege zu bringen. Redet er uns aber von zweitausendmal, so weisen wir ihm fünf Jahre und sechs Monate nach; verlangt er, daß wir ihm dreitausendmal glauben sollen, so rechnen wir ihm vor, daß er das Mädchen acht Jahre, zwei Monate und zwanzig Tage lang unter den Baum bemüht hat. Er aber geht noch weiter und renommirt, nicht von drei-, sondern von vieltausendmal —"

Ein Gelächter unterbrach den Sprecher. Die Mädchen schalten seine Berechnung prosaisch und häßlich, während der Primaner Notizbuch und Bleistift hervorzog, um dem Onkel nachzurechnen. Dieser aber fuhr fort: „Es ist aber nicht anzunehmen, daß ihm möglich gewesen, jeden Tag unter den Baum zu gehen, zumal auch sie zuweilen verhindert sein konnte. Gestehen wir ihm aber wöchentlich dreimal sein Stelldichein zu, so bringt er es bei zweiundfünfzig Wochen im Jahr auf einhundertsechsundfünfzig Gänge, und um seine Eintausend herauszubekommen braucht er sechs Jahre, zwei Monate, vier Tage; für zweitausendmal: zwölf Jahre, vier Monate, acht Tage; für dreitausendmal: achtzehn Jahre, sechs Monate, zwölf Tage!"

Man lachte und wollte nichts weiter von Zahlen hören. „Hast Du das Alles so schnell im Kopfe berechnet, Bruder?" fragte Clara's Mutter.

Humbert aber fuhr unbarmherzig fort: „Nun aber ist dreimal die Woche doch eigentlich auch schon mehr, als man annehmen kann. Sagen wir, er ist wöchentlich nur zweimal dagewesen — immer ein ganz reichliches Maß! — so kommen für eintausendmal neun Jahre, zwei Monate, vier Tage; für zweitausendmal: neunzehn Jahre und zwei Tage; für dreitausendmal: achtundzwanzig Jahre, zwei Monate und achtundzwanzig Tage heraus. Wie viel Jahre aber braucht dieser Mensch für auch nur eintausendmal, wenn man annimmt, daß die Zusammenkünfte unter dem Baum vielleicht nur im Sommer stattfinden konnten, daß die Liebenden für den Winter etwa ein anderes, weniger den Einflüssen der Witterung ausgesetztes Local gefunden hatten —"

„Onkel Humbert!" rief Fritz lebhaft dazwischen, „die Zeit kann auch eingeschränkt werden! Wenn er nämlich nicht täglich nur einmal, sondern jeden Tag zweimal oder dreimal dagewesen ist!"

„O Du heilloser Schlingel!" schrie der Onkel. „Welche ausschweifende Primanerphantasie! Das ist der richtige Uebergang von der bloßen Prahlerei dieses Liedes zu seiner Immoralität! Denn steht etwa darin zu lesen, daß der Mensch, welcher so viel Paar Stiefeln zerrissen hat bei seinen Wegen nach dem Baum, steht denn in dem Liede, daß er das Mädchen endlich auch geheirathet habe? Nein, über die Grenze, nach der Schweiz ist er davongegangen, und nun verspürt der Tölpel Reue, „Das Herze ihm zerreißt"! Was ist denn aber aus der bejahrten Creatur geworden, die er an der Nase herumgeführt hat?"

„Oh!" warf Fritz ein. „Muß er ihr denn davongegangen sein? Er war doch wol nur auf der Wanderschaft und glaubte an ihre Treue. Aber er kehrte zurück und sah mit Schrecken: „Ein andrer Liebster stand bei ihr" — so heißt es in dem Liede, und aus diesem Grunde ging er nach der Schweiz!"

„Immer besser und schlimmer! Immer gravirender für die Moralität! Diese ausbündige alte Person —!"

Jetzt aber stürzten sich die Nichten über den abscheulichen Onkel her und hielten ihm scheltend den Mund zu, während Clara's Mutter das Fenster öffnete und auf den Sonnenstrahl hinwies, der plötzlich durch die Wolken brach. In wenigen Augenblicken stand die Landschaft verklärt und vom Regen erquickt da, und der Sommertag versprach noch einige schöne Stunden. Schnell war die Jugend zum Spazierengehen gerüstet. Humbert folgte mit Clara's Vater, die Uebrigen hatten die noch feuchten Wege zu scheuen und zogen es vor, sich mit einem Gang auf dem Kies des Gartens zu begnügen.

Nachdem die Gesellschaft eine Strecke gegangen war, nahm Humbert den Arm seines Schwagers, und bog mit ihm in einen Seitenweg zwischen Gartenhecken, der sich der Ebene zuwendete. „Laß die Jugend allein auf die Berge steigen!" begann er. „Ich möchte ungestört mit Dir reden — Dir Etwas erzählen. In der That bin ich vorhin jenem Liede von dem Baum im Odenwalde aus dem Wege gegangen, weil es gerade jetzt mich einigermaßen peinlich, jedenfalls ernst genug, berührte. Denn ich habe auch einen Baum im Odenwalde, an den sich traurige Erinnerungen knüpfen. Die Kinder, welche mich ahnungslos darüber zur Rede setzten, suchte ich durch Possen auf andere Gedanken zu bringen, Dir aber will ich doch eine alte Geschichte erzählen, zumal Du und Deine Frau voraussichtlich auch noch in Beziehung dazu treten könntet."

„Wir auch? Du machst mich neugierig!" entgegnete der Schwager.

„Wenn Du meine Erzählung bis zu Ende anhören willst, wirst Du mich verstehen," fuhr der Andere fort. „Laß mich zugleich etwas weit ausholen und ein wenig umständlich verfahren! Wir haben Zeit, und ich hoffe, meine Geschichte wird Deine Geduld nicht in Gefahr bringen.

„Es sind fünfundzwanzig Jahre her, seit ich in Heidelberg die Universität besuchte. Schon damals sonderten mich meine naturwissenschaftlichen Studien häufig von den lebenslustigen Genossen ab. Wenn ich halbe Tage lang in einem alten Steinbruch umherstöberte und geologische Merkwürdigkeiten fand, an welchen Andere nichts Sonderliches entdeckten; oder wenn ich mit Pflanzenbündeln, die nicht nach Blumensträußern aussahen, von einem Ausflug heim kam; oder wenn ich die Taschen voll Schachteln trug, welche meine Ausbeute von Insecten bargen, so wurde ich vielfach ausgelacht und verspottet. Ich ließ mich das nicht anfechten, ging meiner Wege, lebte aber auch nicht durchaus einsiedlerisch. Ich hatte einen bestimmten Kreis, in dem es sonst lustig genug herging. Da machte ich eine Bekanntschaft, die ich mir nicht erwartet hatte, da der junge Mann, der sich mir aus freien Stücken näherte, einem Kreise angehörte, der sich sonst ziemlich ablehnend verhielt gegen Solche, die nicht Standesgenossen waren, oder mit der bevorzugten Corpsverbindung nichts zu thun hatten. Er war Freiherr, ich wußte, daß sein Erbgut nicht weit von meiner Vaterstadt lag, hatte auch durch meinen Vater schon allerlei über seine Familienverhältnisse erfahren. Daß der sonst sehr unzugängliche junge Mann im Stillen seine Blicke auch bereits auf mich gerichtet hatte, wäre mir freilich nicht in den Sinn gekommen.

Eines Tages hatte ich mich etwas weiter von der Stadt in den Odenwald entfernt, und wanderte durch das Schönauer Thal zum Neckar zurück. Trotzdem ich alle Taschen voll von Steinen trug, fand ich am Wege immer noch Etwas,

um mit dem Hammer daran zu klopfen. So ganz vertieft war ich in meine Hämmerei, daß ich erschrak, als ich Jemand neben mir lachend meinen Namen rufen hörte. Der junge Freiherr, den ich mit seinem Vornamen Ansgar nennen will, stand neben mir, stellte sich mir mit ganz zutraulichem Gruße vor und befragte mich über meine eifrige Hantirung. Er gestand, daß er mich schon öfter in dieser Gegend beobachtet habe, und ließ sich von mir erklären und vorweisen, was ich in Händen hatte oder mit mir trug. Merkte ich gleich, daß er nur aus Höflichkeit einiges Interesse dafür zeigte, so konnte ich mich vor dem Entgegenkommen des von der Natur glänzend ausgestatteten jungen Mannes nicht verschließen. Er deutete darauf hin, daß wir Landsleute wären, und so fand sich manches Gemeinsame, was unsere Unterhaltung in Gang brachte. Zusammen schritten wir weiter. Mich wunderte nur, was er allein auf diesen Wegen getrieben und woher er gekommen; denn wie aus der Erde gewachsen, war er plötzlich neben mir erschienen. Da das letzte Dampfschiff — heutzutage fährt keines mehr auf dem Neckar — schon abgegangen war, beschlossen wir, in Neckarsteinach zu übernachten, leerten eine Flasche nach der anderen und wurden, für zwei Leute, die heute die ersten Worte getauscht hatten, ziemlich vertraut mit einander. Eine Grenze war aber doch, sowol von meiner, wie von seiner Seite gezogen und bewahrt worden.

Fortan sahen wir uns öfter, obgleich wir den Ton jenes ersten fröhlichen Abends nicht wieder anschlugen. Ansgar besuchte mich zuweilen, wünschte mich zu kleineren Spaziergängen, etwa auf das Schloß oder nach der Stiftsmühle, abzuholen, die auch zuweilen ausgeführt wurden. Meine übrigen Genossen konnten sich in diese neue Freundschaft nicht finden. Sie begriffen nicht, wie ich mit einem Menschen verkehren könne, dessen stolzes, abstoßendes Wesen berüchtigt, dessen Lebensweise, Ansichten, Forderungen und Bedürfnisse von den meinigen so verschieden waren. Ich erfuhr nun erst allerlei, was ich früher nicht beobachtet hatte. Ansgar gab sein Geld ziemlich freiherrlich aus, und es wurden ihm starke Schulden nachgesagt. Ich aber wußte, daß sein Erbgut, ein Majorat, nicht in den besten Verhältnissen, ja, schon seit langer Zeit, mit Lasten aller Art stark überbürdet war. Mittlerweile bemerkte ich denn auch, daß Geldverlegenheiten ihn häufig verstimmten. Sein Vertrauen ging nicht so weit, mir dergleichen geradezu mitzutheilen, und ich fühlte keine Veranlassung, diese Dinge mit ihm zu besprechen. Aber auch gegen seine Corpskameraden schloß er sein Inneres wenig auf, er galt unter ihnen sogar für eine völlig unzugängliche Natur. Die äußeren Formen guter Kameradschaft verletzte er nicht; über sie hinaus bei ihm gedrungen zu sein, konnte sich Keiner rühmen. Da seine Genossen gewohnt waren, daß er sich häufig absonderte, so wurde sein Verkehr mit mir anfangs weniger augenfällig, dann aber, obgleich von Vielen mißbilligt, zu seinen übrigen ärgerlichen Sonderbarkeiten geschrieben. Und sonderbar war in der That Vieles an ihm, ja es ging ein Zug zum Abenteuerlichen durch sein Wesen, der zuweilen, wie aus einem Rückhalt hervorschießend, die abgeschlossene Vornehmheit auffallend durchbrach. Er konnte Behauptungen aufstellen, Lebenswünsche aussprechen, die in geradem Gegensatz zu seinen sonstigen Anschauungen und Vorurtheilen standen; er konnte aus einer ganz fröhlichen Stimmung heraus

in plötzlichen Trübsinn verfallen und ein tiefes Unbefriedigtsein mit dem Leben aussprechen. Anfangs lachte ich ihn darüber aus. Er nahm es übel, es kam aber doch vor, daß er dann auch mit mir lachte. So weit kannte ich ihn nun doch, daß ich seinen Unfrieden mit sich selbst keiner zu frühen Vergeudung seiner Kräfte zuzuschreiben hatte, worauf überhaupt wol Niemand gekommen wäre, der diese von der Natur so bevorzugte Jünglingsgestalt betrachtete. Eher war mir zuweilen eine gewisse zarte Scheu den Frauen gegenüber an ihm aufgefallen, und niemals habe ich ein cynisches Wort von seinen Lippen vernommen. Aber seine häufigen Verstimmungen fingen an, mir lästig zu werden, und ich ließ ihn offen erkennen, daß er mich dadurch langweile und beeinträchtige. Dann zog er sich kühl zurück, unsere Freundschaft schien fast erloschen, wir gingen mit stummem Gruß an einander vorüber, hatten einander nichts mehr zu sagen. Immer aber war er der Erste, welcher wieder anknüpfte. Dann stürmte er hastig in mein Zimmer, reichte mir die Hand, bat mich um Vergebung, schalt sich selbst, und wußte Worte zu finden, deren herzlichem Ausdruck nicht zu widerstehen war. Gleichwol gingen wir nicht als die Untrennbaren einher, wie das sonst wol bei befreundeten Jünglingen der Fall ist. Jeder war durch seinen besonderen Kreis in Anspruch genommen, und es verging zuweilen eine Woche daß wir nicht mit einander gesehen wurden.

Nun mochte es um die Mitte des Sommers sein, als ich mit einigen meiner Studiengenossen einen weiteren Ausflug in den Odenwald machte, über Schönau hinaus, nach dem höchst anmuthig malerischen Heiligenkreuz-Steinach. Ich hatte das Versprechen geben müssen, mich weder bei Steinen zu verweilen, noch durch Pflanzen oder Insecten aufhalten zu lassen. So wanderten wir getrost über Berg und Thal, bei mancherlei Gesang nach Art der Musensöhne. Der Hauptspaß meiner Genossen war, mich auf dieser Wanderung zu überwachen, denn unwillkürlich griff meine Hand bald nach rechts bald nach links am Wege, wo mir etwas der Untersuchung Werthes erscheinen wollte. Dann wurde ich mit Gewalt zurückgehalten, und es gab Gelächter und Possen den ganzen Weg, über. Während einer solchen Execution, gegen die ich mich wehrte, und bei der es lärmend genug herging, bemerkte ich plötzlich, daß Jemand etwa fünfzig Schritte vor uns herging, stehen blieb und sich umwendete. Ich erkannte Ansgar und eilte auf ihn zu. Da er das gleiche Ziel hatte, forderte ich ihn auf, sich uns anzuschließen. Er warf einen prüfenden Blick auf meine Gefährten zurück, schien zu zögern, willigte aber doch ein und ließ sich vorstellen. Wenig zur Freude aber gereichte es mir, daß die Genossen nur zu sehr merken ließen, wie unwillkommen ihnen der Zuwachs der Geselligkeit war. Scherz und Lachen hörte auf, man sonderte sich ab, und gab mir und Ansgar Gelegenheit, im Zwiegespräch weit voraus zu schreiten. Er hatte nicht seinen besten Tag, und da ich mir die Freiheit nahm, ihn zu fragen, ob ihn die Gesellschaft verstimme, in welcher er mich gefunden, entgegnete er: „Ja und Nein! Deine Leute sind weder unterhaltend noch höflich, doch ist das Angenehme an ihrer Unhöflichkeit, daß man sie leicht los wird. Für mich aber ist es vielleicht besser, daß ich den Weg nicht *ganz* allein gehe.“ Ich sah ihn fragend an. „Ich rede wol einmal deutlicher!“ fuhr er schnell fort. „Heut bin ich verstimmt über Nachrichten, die ich

von Hause erhalten — was ich so „von Hause" nenne — von meinem Geschäftsführer, meine ich. Der Mensch hat mir zu wenig Geld geschickt —"

„Und Du hast zu viel ausgegeben!" fuhr ich ihm in die Rede. „Die alte Geschichte, die ich längst gemerkt habe, auch ohne Dein Vertrauen!"

„Du sollst es haben!" rief er, und fing an zu lachen. „Nämlich das Vertrauen — denn das Geld ist zum größten Theil nicht mehr in meiner Tasche. Aber welcher Unsinn, sich darüber die gute Laune zu verderben — das willst Du doch sagen, und ich bin ganz Deiner Ansicht. Sieh' nur, wie wundervoll das Nest da im Thale liegt! — Es steht ein Baum im Odenwald —" Er fing an zu singen, und fröhlich wanderten wir unserem Ziele zu. Ich sah mich nach den übrigen Genossen um. Sie waren nicht zu sehen und mußten weit hinter uns geblieben sein.

So kamen wir nach Heiligenkreuz-Steinach, und schritten in den Garten des Wirthshauses, welches man damals vorwiegend besuchte. Kaum waren wir zehn Schritte gegangen, als um das Gebüsch herum, wie auf der Flucht, ein Mädchen stürzte und mit heftigem Anprall auf uns traf, so daß wir Beide unwillkürlich zugriffen, und sie festhielten. Hinter ihr her aber jagte ein junger Mann mit schwarzem Schnurrbart, der beinah in gleicher Weise gegen uns geprallt wäre, sich aber, erschreckt über unsere Gegenwart, und in ziemlich komischer Situation, noch zurück und aufrecht zu halten wußte. Das Mädchen war das blonde Bärbel, Aufwärterin im Wirthshause, eine uns wohlbekannte Person. Ihren Verfolger erkannte ich als einen jungen Serben, deren in jener Zeit viele ihre Studien in Heidelberg machten. Kaum hatte Bärbel uns erkannt, als sie hoch erröthend, sich von uns losmachte, und in's Haus eilte, während der Serbe halb lachend aber doch verlegen uns begrüßte. „Spielerei! Hat nichts zu sagen! Scheues Ding das Mädchen! Nur Spaß!" sagte er in gebrochnem Deutsch, und machte Miene, sich uns anzuschließen. „Mein Herr, ich kenne Sie nicht!" rief Ansgar ihm in seinem kältesten Ton entgegen und schritt an ihm vorüber. Der Serbe stellte sich uns in aller Form vor und schien den unwiderleglich lächerlichen Eindruck, den er gemacht, durch einen angenehmen Gesprächston verwischen zu wollen. Er nannte sich Alexius Rudnik. Von mittelgroßer Gestalt, dunkler, fast orientalischer Gesichtsfarbe, schwarzen Haaren und Augen, hatte er ein so weiches Organ, sprach er in so sanftem Ton, hatte er in seinem Wesen, bei aller weltmännischen Manier, etwas so verbindlich Unterwürfiges, daß man diesem Gemisch widersprechender Züge gegenüber kein rechtes Zutrauen zu ihm fassen konnte. Ansgar verhehlte den Widerwillen gegen seine Annäherung auch gar nicht und entgegnete die Vorstellung so oberflächlich vornehm, daß er seinen Namen kaum über die Lippen brachte. Der Serbe gab zu verstehen, daß er ihm ganz bekannt sei, und ließ sich durch die Ablehnung nicht zurückschrecken. „Herr Baron kennen das hübsche Mädchen auch?" begann er mit sanfter Zudringlichkeit.

Ich merkte wie bei Ansgar die Geduld riß. „In der That," entgegnete er, „das Mädchen zeigt Verstand, wenn es sich Ihren knabenhaften Scherzen zu entziehen sucht. Ich bekümmere mich um das Mädchen garnicht; und um Sie

auch nicht, mein Herr! Ich habe den Weg hierher nicht zurückgelegt, um Ihre angenehme Gesellschaft zu genießen!"

Nur ein leises Aufblitzen in den schwarzen Augen des Gegenüberstehenden machte sich bemerkbar, während er lächelnd und mit sanftem Tone entgegnete: „Mir um so angenehmer gewesen, des Herrn Baron Bekanntschaft gemacht zu haben." Höflich und sehr tief verbeugte er sich und verließ uns.

„Elender Gesell!" murmelte Ansgar, doch laut genug, um es aufmerksamen Ohren noch vernehmbar zu machen. — Wir nahmen in der Nähe des Hauses in einem Rebengange Platz, und gleich darauf erschien Bärbel, um uns zu bedienen.

Sie war eine Verwandte des Wirthes, ein elternloses Kind, und nahm im Hause, wo bei der Arbeit zwischen Herrschaft und Dienerschaft kein sonderlicher Unterschied gemacht wurde, an der Bedienung Theil. Den Verkehr mit den Fremden, meist Musensöhnen aus Heidelberg, überließ man ihr fast allein, zumal sie die Hauptanziehung des Hauses vertrat. Man sprach nicht von einer Einkehr beim Löwenwirth, sondern von einem Besuch bei der hübschen Bärbel in Heiligenkreuz-Steinach. Sie war auch wirklich hübsch, überaus anmuthig, trotz einer gewissen Derbheit, die man doch auch nicht weggewünscht hätte. Nicht eben klein zu nennen, von schlanker Gestalt, lebhaft in Bewegungen und Reden, hatte sie etwas Gesetzteres und so zu sagen Feineres als andere Landmädchen. Auch das ovale Gesicht, über dessen Stirn das blonde Haar sich vom Scheitel immer loskräuselte und sie manchmal wie ein leichter, goldiger Flockenkranz umgab, auch dieses feingebildete Gesicht, das sich zu der ländlichen Tracht reizend genug ausnahm, würde zu einem modischen Anzug nichts von seiner Anmuth eingebüßt haben. Ihre Redeweise und ihr Betragen hatte sich im Verkehr mit den Heidelbergern etwas abgeschliffen. Gleichwol dauerte dieser Verkehr noch nicht lange, da sie noch sehr jung war. Sie hatte etwas Zutrauliches, reichte Jedem unbefangen die Hand und nahm es von näheren Bekannten auch nicht übel, wenn man die Hand ein wenig länger behielt. Doch galt es für ausgemacht, daß Bärbel zudringliche Freundschaftsbezeigungen sehr ernst abzuweisen wisse, und so verstand sie sich unter der akademischen Jugend, die so viel im Löwen verkehrte, beliebt und in Respect zu halten. Ich kannte Bärbel länger als Ansgar, da meine Excursionen mich schon häufig nach Heiligenkreuz-Steinach geführt hatten, und stand als ein guter Kamerad wohl bei ihr angeschrieben. Oft hatte ich meine Taschen vor ihr geleert, alle gesammelten Steine vor sie auf den Tisch gebreitet und dadurch ihr helles Lachen hervorgerufen, da sie schwer begriff, wozu mir das nützen sollte? So auch wurden meine Pflanzenbündel von ihr verlacht. „Nicht in der Apothek' ist das zu brauchen!" rief sie. „Und als Sträußel macht's auch keinen Staat!" Aber so oft ich mit meinen Ladungen ermüdet, hungrig und durstig erschien, kam sie mir fröhlich entgegen, beklagte lachend, daß ich mich so plagen müsse, und sorgte für die Bedürfnisse des Erschöpften, die sie nun schon kannte.

Auch heut' brachte Bärbel Wein und Brod in die Laube, und nahm gesellig mir und Ansgar gegenüber Platz, da es gerade sonst nichts zu bedienen gab. Ueber den Vorfall mit dem Serben ging sie schnell hinweg. „Ich hätte mich

auch ohne Ihr Dazwischenkommen seiner erwehren wollen!" sagte sie und brachte das Gespräch auf etwas Anderes. So plauderten wir eine Weile — nämlich Bärbel und ich, während Ansgar sich ziemlich wortkarg verhielt.

Da erscholl im Garten lautes Gespräch und Rufen, und ich sah meine übrigen Genossen ankommen, mit ihnen, zu meinem Erstaunen, Herrn Alexius Rudnik. Ich wußte, daß Keiner von ihnen bisher mit dem Serben persönlich bekannt war. Er mußte sich also — vermuthlich um die Rückkehr in den Garten schicklicher zu ermöglichen, ihnen vorgestellt haben. Ansgar fuhr bei seinem Anblick etwas auf, während Bärbel sich erhob, und, stehen bleibend, in ruhigem Tone sagte: „Da ist ja auch Der wieder!"

Die Ankommenden warfen einen Blick nach uns herüber, nahmen in der Entfernung Platz und riefen nach der Wirthschaft. Plötzlich sagte Ansgar mit fast gebietender Stimme: „Bärbel! Sie werden an einem Tische die Bedienung nicht führen, an welchem jener Mensch sitzt!"

Das Mädchen fuhr ein wenig zusammen und erröthete. Dann aber, gefaßt und aufrecht stehend, entgegnete sie: „Es hat mir kein Gast vorzuschreiben, Herr Baron, welchen andern Gast ich bedienen soll, und welchen nicht. Aber Sie haben schon Recht, daß ich da nicht hinüber gehen werde. Der Peter mag's thun." Sie ging in's Haus, und kam nicht zu uns zurück. Der Peter, des Löwenwirths Knabe, ging ab und zu, um die Wirthschaft im Garten zu vertreten. Auch beim Abschied zeigte Bärbel sich nicht wieder.

Die Auseinandersetzungen, die ich Tags darauf mit meinen Studiengenossen hatte, über ihren Mangel an Lebensart und Höflichkeit, die Streitigkeiten über die Annehmlichkeit der Person des Serben kann ich übergehen, da sie nicht zur Geschichte gehören. Wochen, Monate vergingen, und an jenen kleinen Conflict mit Alexius Rudnik dachte ich nicht mehr, zumal ich ihn selbst wenig zu Gesicht bekam. Auch nach Heiligenkreuz-Steinach muß ich wol lange Zeit nicht gekommen sein. Ich erinnere mich, daß meine Wanderungen mehr nach der westlichen Seite des Odenwaldes gingen, nach der Bergstraße zu, wo ich in der Umgegend von Weinheim, in dem schönen Birkenauer Thale, einige ergibige Steinbrüche entdeckt hatte.

Hier war es, wo ich oberhalb des Thals einen Baum fand, eine mächtige, breit ausladende Buche, welche meine Bewunderung erregte. Eine etwas verwachsene Waldschneise führte grade bis zum schroffen Abhang des Berges, wo dieser durch Alter, Größe und Schönheit gleich ausgezeichnete Baumriese sich erhob. Es war ein herrliches Waldversteck in scheinbar tiefster Einsamkeit. Einige bemooste Steine lagerten um den Stamm her und boten einen Ruheplatz, der auch den Blick in die Ferne gewährte; nicht umfassend, nicht mannigfaltig, nur über eine Flucht von Bergrücken jenseits des Thales, aber das Ganze in seiner Art stimmungsvoll abschließend. Hier ruhte ich oftmals aus, wenn ich mich müde gesammelt und geklettert hatte. Und hierher verlockte ich einmal Ansgar, der sich, gleich mir, von dem Platze überrascht zeigte und auch an dem Oertchen Birkenau seine Freude zu haben schien. Er sah sich sehr genau um, in meiner Vermuthung nach einem Wirthshause, und ich führte ihn in das mir schon bekannte ein. —

Etwa acht Tage nach dieser Wanderung trat Ansgar in mein Zimmer, aufgeregt und unstät, in unbequemerem Humor als jemals. Er schien Etwas auf dem Herzen zu haben, redete aber nicht, nahm ein Buch und warf es wieder hin, kramte in meinen Steinen so zerstreut, daß er kaum zu wissen schien, was er that. Ich setzte mich an meinen Schreibtisch, wie ich pflegte, wenn ich ihm nicht beizukommen wußte, abwartend, bis er den ersten Schritt zur Anbahnung eines Gespräches thun würde. So saßen wir lange in lautlosem Schweigen. Da hörte ich ihn aufstehen und gleich darauf fühlte ich seine Hand auf meiner Schulter. Ich erhob mich und blickte in sein Gesicht, in dem sich eine ernste innere Bewegung aussprach. „Humbert!" begann er, „Du erträgst viel von mir!"

„Wenn ich Dir nur besser zu helfen wüßte, Ansgar!" entgegnete ich. „Aber Du gibst Dich mir in Deinen Stimmungen so räthselhaft —!"

„Ich war heute ausgegangen, um Dir ein Bekenntniß zu machen!" rief er lebhaft, „Deinen Rath, Deine Hilfe in Anspruch zu nehmen! Aber es geht nicht — ich muß es allein thun, mag Dich nicht mit hineinziehen. Wenigstens jetzt nicht — vielleicht künftig! Verzeihe mir! Leb' wohl!"

Er schritt hastig nach der Thür, ich aber hielt ihn fest, ihn mit dringenden Worten bittend, sich mir offen zu erklären, da das, was ihn innerlich drücke, unmöglich so verzweifelt sein könne, daß man nicht eine Abhilfe finden sollte. Er aber, ganz gegen seine Gewohnheit, umarmte mich stürmisch, preßte meine Hand, schüttelte schweigend den Kopf, eilte davon und ließ mich in eigenthümlicher Bewegung allein. Nachdem ich innerlich alle Möglichkeiten durchlaufen hatte, die Einem in der Jugend als peinliche Verlegenheiten einfallen, beschloß ich, ihn in seiner Wohnung aufzusuchen. Ich fand ihn nicht, im Hause wußte man keine Auskunft über ihn zu geben.

Es war August, die langen akademischen Herbstferien hatten begonnen, die Mehrzahl der Studirenden ging in die Heimath oder sonst für eine Zeit lang auf Reisen. Ich blieb in Heidelberg, viel umherstreifend, auch wol zu größeren Ausflügen gerüstet. Ansgar sah ich nicht wieder, und Niemand konnte mir Auskunft über ihn geben. Er mochte in seine Heimath gereist sein, dachte ich; vielleicht auf sein Erbgut. Viel Verdrießliches war ihm oft von da hergekommen, vielleicht erwarteten ihn auch jetzt nicht angenehme Verhandlungen. Damit suchte ich mich zu bescheiden und erwartete den Spätherbst, welcher entweder den Flüchtling selbst oder eine Nachricht von ihm bringen werde.

In Heiligenkreuz-Steinach war ich lange nicht gewesen. Ende September beschloß ich wieder einmal dorthin zu wandern. Der Herbst färbte die Landschaft schon bunter, machte die Luft erquickend und frisch, Gebirg und Thal glänzten im Sonnenschein. So kam ich frohen Herzens zu meinem Ziele, um so mehr, da ich mir allerlei Thorheiten ausgedacht hatte, um Bärbel herauszufordern. Ich trat in die Wirthsstube, in welcher ich den Löwenvater, wie wir den Wirth zu nennen pflegten, über eine Zeitung gebeugt, sitzend fand. Er erhob sich, da er mich kommen sah, und empfing mich schweigend mit mißtrauischen Blicken. „Wo ist Bärbel?" fragte ich. — „Nicht da!" entgegnete er kurz, indem er mir einen Schoppen hinsetzte. Sie werde ja wol kommen, dachte ich,

ruhte aus und griff ebenfalls nach einem der Tagesblättchen. Bald darauf trat der Peter ein und reichte mir die Hand. „Grüß' doch die Bärbel," sagte ich, „und ob man sie heute gar nicht zu sehen bekäme?" Der Peter sah mich groß an: „Ei die Bärbel —" begann er, stockte und warf einen fragenden Blick auf seinen Vater. Dieser erhob sich. „Sie ist gar nicht mehr bei mir im Hause!" rief er unwirsch und machte Anstalt, das Zimmer zu verlassen. „Nicht mehr bei Ihnen?" fragte ich überrascht. „Ja, wo ist sie denn?" — Der Löwenwirth trat mir näher. „Wenn Sie's nicht wissen" — begann er eindringlich — „ich dacht' schon manchmal, Sie müßten's besser wissen, als ich!" Ich erschrak vor irgend einem Unheil, welches ich witterte, ohne mir noch ein Bestimmtes zu denken. „Löwenwirth!" rief ich, „seid gescheit! Wie könnt Ihr annehmen, daß ich um des Mädchens Verbleib wisse, wenn es nicht mehr in Eurem Hause ist?" — Er begütigte sich: „Nun, es ist nicht bös gemeint. Ich glaub's schon, daß Sie nicht drum wissen." Er verließ die Wirthsstube, augenscheinlich in der Absicht, das Gespräch über den fatalen Gegenstand seinem Sohne zu überlassen. Ich konnte mich gar nicht finden in den Gedanken, daß das Mädchen in einer Weise das Haus verlassen haben sollte, über die der Hausvater nicht reden mochte, wollte aber Aufklärung, so gut sie zu haben war, und hoffte, sie von Peter zu erlangen. Dieser, ein großer Bursch von siebzehn Jahren, machte sich am Schranke bei den Gläsern zu schaffen, wendete sich aber zu mir, so wie sein Vater die Stube verlassen hatte. Auf meine inständige Frage, was mit dem Mädchen geschehen sei, bekannte er denn, daß Bärbel seit sechs Wochen spurlos verschwunden sei. Man habe Nachforschungen in der Umgegend angestellt, aber vergeblich, und endlich habe der Vater damit aufgehört. Es dürfe in seiner Gegenwart nicht mehr von ihr gesprochen werden. „Ich glaube doch nicht" — fuhr Peter fort, indem er mir näher trat und seine Stimme zum Flüstern senkte — „ich glaube nicht, daß sie allein weggegangen ist. Aus dem Hause — ja! Aber nicht weit vom Dorfe hat Nachts Einer mit dem Wagen auf sie gewartet. Den Wagen hab' ich gesehen, wie ich noch spät von Schönau zurückkam — der Vater hatte mich geschickt — wer drin saß, konnt' ich nicht erkennen. Am andern Tag aber, als die Bärbel weg war, fiel mir's ein, und nachher — konnt' ich mir's denken."

„Nun wer denn?" rief ich gespannt. „Mit wem könnte sie entflohen sein?" — Peter zögerte: „Gewiß weiß ich's nicht," entgegnete er, „aber ich denke mir's. Mit dem Herrn Baron!" Ich sah ihn ungläubig, starr an. — „Ja, ja," fuhr er fort, „mit dem Herrn Baron, mit dem Sie so gut Freund sind! Der war zuvor ohne Sie gar zu oft hier. Die Mutter kam auch darauf, daß er's gewesen sein könnte, und hieß mich nach Heidelberg gehen, nach ihm zu fragen. Ich ging zu seinen Leuten, die wußten gar nichts von ihm, und er war schon lange nicht mehr da. Ich bin auch bei Ihnen gewesen, aber Sie waren auch weg. Nun, auf Sie hätten wir schon nicht gerathen, aber Sie konnten doch drum wissen. Hernach meinten wir, wenn die Bärbel mit dem Herrn Baron davon gegangen, dann würden die beiden gerade Ihnen auch nichts davon gesagt haben. Aber weg ist sie seit sechs Wochen. Wenn sie noch wiederkäm, der Vater ließe sie nicht mehr in's Haus."

Mir fiel es wie Schuppen von den Augen. Peters Vermuthung wurde mir nur zu wahrscheinlich. Etwas länger als sechs Wochen war es her, seit Ansgar mich zuletzt besucht und unter dem Druck eines Geheimnisses verlassen hatte. Damals plante er die Entführung des Mädchens — einig mußten sie ja mit einander sein — vielleicht vermuthete er sogar bei mir eine ernstere Neigung zu Bärbel, und sein Gewissen trieb ihn zu mir. Wie dem auch gewesen sein mochte, es stellte sich mir als nur zu wahrscheinlich dar, daß die Thorheit hier einem trostlosen Unheil entgegen gegangen sei. Mir war weh' um's Herz. Nicht daß ich mir jetzt eine große Neigung zu Bärbel vormachte. Mein Verhältniß zu ihr war ein freundschaftliches, fast geschwisterliches gewesen, so weit es das zwischen einem Landmädchen und einem Studenten sein konnte. Aber jetzt, da ich sie auf einem unseligen Pfad wußte, wenigstens annahm, daß es kein Weg dauernden Glückes sein konnte, jetzt empfand ich doch etwas mehr als Mitleid und Antheil. Dazu kam das Gefühl einer Enttäuschung über sie, deren Charakter ich mir so anders vorgestellt hatte. Auch um Ansgar war mir weh. Er hatte eine Schuld auf sich geladen, die ihm sein Leben lang nachgehen konnte. Und auch über ihn fühlte ich mich enttäuscht. Er, der sonst im Verhältniß zu den Frauen so zurückhaltend erschien, er war Monate lang um das Mädchen herumgeschlichen — ja, schon bei unserer ersten Begegnung, schon damals mußte er auf diesen Wegen gewesen sein. Es kam das Gefühl einer Erbitterung gegen ihn über mich, und in sehr verworrener Stimmung legte ich den Weg nach der Stadt zurück.

Der Erste, der mir am andern Morgen auf der Straße begegnete, war Alexius Rudnik. Obgleich wir seit jenem Auftritt im Garten kein Wort mehr gewechselt hatten, sprach er mich mit seinem süßesten Lächeln an und fragte mich, wo das hübsche Mädchen in Heiligenkreuz-Steinach hingekommen sei. Ich wich ihm aus, so gut es ging, versuchte sogar, ganz gleichgültig zu antworten, um Nichts zu verrathen. Auch nach Ansgar fragte er. Er habe so lange nicht das Vergnügen gehabt, den Herrn Baron zu sehen. Er sei auf seine Güter nach Norddeutschland gereist, so gab ich an, werde aber zum Winter nach Heidelberg zurückkehren. „Ach, schade doch" — fuhr der Serbe fort — „schade doch, daß das hübsche Mädchen nicht mehr da ist! Aber, wer weiß, ich finde sie wol wieder!" Ich machte mich von dem fade säuselnden Gesellen los und ging meiner Wege. Ich mochte Niemand begegnen, Jeder konnte mich, so fürchtete ich, auf Ansgar und Bärbel ansprechen, von welchen ich leider selbst doch nichts Bestimmtes wußte.

Abends saß ich über den Büchern. Da hörte ich es die Treppe heraufstürmen. Es war ein bekannter Tritt — ich fuhr auf. Ansgar trat hastig ein, rief meinen Namen und riß mich in seine Arme mit dem gleichen Uebermaß von Empfindung, wie er von mir geschieden war. Unwillkürlich ergriff ich die Lampe und beleuchtete seine Züge. Er sah blühender, stattlicher, schöner aus als jemals, sein Gesicht hatte mich niemals so freundlich angesehen, däuchte mir. Ich aber war zu befangen gegen ihn, um seine Herzlichkeit erwiedern zu können. Er legte seine beiden Hände auf meine Schultern. „Geliebter, theurer Philister, Du zürnst mir!" begann er mit dem Tone eines Glücklichen. „Du

mußt mir zürnen, ich weiß ja! Aber laß mich nur reden und wir werden uns verständigen, auch wenn Du Alles mißbilligst, was geschehen ist. Bei Nacht und Nebel komme ich zu Dir, weil es mir nicht länger Ruhe ließ, und als ich das Licht durch Deine Fenster sah, kam eine Freude über mich — auch wie Licht, Gewißheit einer Aufklärung zwischen uns Beiden. Kurzum, was Keiner in der Stadt vorerst wissen soll, mußt Du erfahren. Ich bin verheirathet. Die Bärbel ist meine Frau!"

Ich sah ihn starr an. „Verheirathet?" Nur das eine Wort konnte ich in meinem Erstaunen hervorbringen.

„Ja, ja!" rief er fröhlich. „Wirklich und richtig verheirathet. Bärbel ist nach bürgerlichem und jedem Rechte jetzt Frau Baronin. Mühe hat es freilich gekostet, bis wir Mann und Frau werden konnten."

„Weshalb aber hast Du das verheimlicht?" fragte ich. „Man denkt über Bärbel nicht gut — ich war gestern in Heiligenkreuz-Steinach —"

„Ach, da mag es freilich arg hergehen über mein armes Weib!" rief er. „Nur noch kurze Zeit, und wir werden uns auch dort legitimiren!"

Er erzählte nun, wie Bärbel endlich eingewilligt, eine Anfangs heimliche Ehe mit ihm einzugehen; wie sie zusammen nach Rheinhessen gereist, wo nach französischem Gesetzbuch eine Civil-Ehe geschlossen werden konnte, und wie sie auf dem Standesamte bürgerlich getraut worden. Wie sich dann in einem Dorfe auch ein Priester gefunden, um, auf Bärbel's Wunsch, die kirchliche Weihe hinzuzufügen. Alles das lange vorbereitet und unter mancherlei Schwierigkeiten, die ich hier bei Seite lasse, durchgesetzt. „Und weshalb ich das Alles so heimlich betrieben habe?" fuhr er fort. „Lieber Freund, bedenke, daß die Schwierigkeiten sich gehäuft haben würden, daß die abscheulichsten Widerwärtigkeiten hinzugetreten wären, wenn ich es öffentlich gethan hätte. Ich bin Student, nebenbei auch noch Freiherr. Der Skandal, wenn meine Corpskameraden und Standesgenossen in meiner Gegenwart hätten die Nase rümpfen und sagen dürfen: Der Freiherr von so und so hat das Schenkmädchen aus dem Löwen in Heiligenkreuz-Steinach geheirathet! Ich wäre aus den Duellen nicht herausgekommen! Ich hätte die Ehre meiner Frau zu schützen gehabt, durfte aber nicht zugleich ihre und somit meine Existenz auf das Spiel setzen. Ich lese Dir von den Lippen ab, was Du entgegnen willst! Diese Heirath, meinst Du, wird ja doch einmal öffentlich werden! Gut, das soll sie auch, aber nicht zuerst hier in Heidelberg, wo Bärbel so Vielen bekannt ist. Wir gehen fort, hoffentlich bald. Hinter uns mögen die Wellen zusammenschlagen, künftig ebnen sie sich wieder. Vielleicht war es recht gut, daß ich für den Anfang nur eine kleine, übrigens ausreichende Summe in Händen hatte. Bald müssen mehr Gelder kommen, da ich einige von dem Majorat unabhängige Parcellen verkaufen lasse. Dann geht's fort in die Welt, und Frau Barbara soll als Baronin alle Ehren haben! Aber Du unfreundlicher Mensch hast mir noch nicht einmal Glück gewünscht!"

„Glück kann ich Dir wünschen, Ansgar — Euch Beiden!" entgegnete ich, wie unter einem Bann. „Obgleich —"

Er nahm das Wort auf: „Obgleich — nun gut! Ich bin auf jeden Ein-

wand vorbereitet, hoffte bei Dir gar nicht auf eine unbedingte Billigung. Also, obgleich —?"

„Du hast mir nur allgemeine Andeutungen über Deine Familienverhältnisse gemacht," sagte ich. „So viel jedoch weiß ich — Dein Gut ist ein Majorat, und wenn Du eine Bürgerliche heirathest —"

„Dann wird mein ältester Bub' nicht Majoratsherr, das Gut fällt auf einen zunächst Berechtigten" — so unterbrach mich Ansgar und fing laut an zu lachen. „Gott bewahre meinen künftigen Aeltesten vor einer solchen Erbschaft! Meine Herren Vorfahren haben so gräulich gewirthschaftet, daß dieses verschuldete Gut für den Besitzer eine Last, eine Verlegenheit ist. Als ich es antrat, nicht als Erbe meines Vaters, sondern als Erbe eines Oheims, ging mir ein Licht über die Herrlichkeit auf. Ich will es gar nicht haben für mich und die Meinigen, ich suche nur, was die Andern auch gethan haben, so viel wie möglich für mich heraus zu schlagen, um es dann dem Nächstberechtigten zu überlassen. Dieser ist ein steinreicher Vetter, aber ein geiziger, schäbiger Filz, der sich bereits fürchtet, ich könnte ohne einen Sohn sterben, und er an die Reihe kommen. Ich aber freue mich von ganzem Herzen, ihn gründlich an die Reihe zu bringen. Er hat in unglücklichen Zeiten, da ich unmündig war und der Hilfe bedurfte, Nichts für mich gethan, hat jede Hilfe verweigert. Er ist eigentlich der einzige nähere Verwandte. Die Eltern verlor ich früh, ich wuchs auf, fast losgelöst von Familienbanden. Jetzt will ich auch frei sein und unabhängig von Vorurtheilen. Lange genug bin ich auf Universitäten gewesen, ich trete in den Staatsdienst und hoffe, mir meinen Weg zu bahnen."

So vortrefflich die letzte Wendung klang, trotz aller jugendlichen Leichtfertigkeit des Vorausgehenden, so konnte ich seine zuversichtliche Stimmung nicht theilen. Die abenteuerliche Entführung hatte zu einem besseren Ziele geführt, als ich vermuthet, aber auch diese übereilte Heirath schien mir kein Glück zu versprechen, ja, sie däuchte mir fast unheildrohender, als die bisher angenommene Verschuldung. Ansgar und Bärbel — es wollte mir nicht in den Kopf, diese beiden so verschiedenen jungen Leute als Mann und Frau zu denken. Bärbel als Frau Baronin! Ein wahrhaft peinliches Gefühl ergriff mich bei der Erinnerung, wie ich bisher zu ihr gestanden. Hatte ich auch das Bewußtsein, daß unser Verkehr ernstlich nicht anzufechten sei, so war es schlimm, daß Andere in ähnlicher Weise zu ihr gestanden, und Mancher sich auch wol größere Freiheiten gegen sie herausgenommen haben mochte. Das wußte Ansgar, mußte es wissen, und ich begriff nicht, daß er sich darüber hinaussetzen konnte. Darüber mit ihm zu reden, war jetzt, nach vollendeter Thatsache der Heirath, eigentlich unmöglich. Diese Gedanken trieben mich ihm gegenüber so sehr in den Rückhalt, daß ich kaum ein Wort zu sagen wagte; denn mit jeder Berührung dieser Dinge mußte ich fürchten, ihn zu verletzen. So blieb ich in rathlosem Schweigen, während er lebhaft im Zimmer auf und nieder schritt.

Endlich rief er: „Sitze nicht so heimtückisch verschlossen da! Ich bitte Dich, rede Etwas! Tadle mich! Mache mir Einwürfe jeder Art, damit ich sie widerlegen kann!"

„Du hast Dich in so jungen Jahren schon gebunden, Ansgar —!" begann ich.

„Du meinst," fuhr er mir in die Rede, „ich hätte zehn Jahre warten sollen, bis ich eine Lebensstellung errungen haben würde? Ich hätte Bärbel etwa inzwischen in eine Erziehungsanstalt geben können, nicht wahr? — um sie dann als eine leidlich erzogene alte Person heimzuführen? Oh, Ihr soliden Leute! Ich glaube, Ihr hättet, unbeschadet Eurer Solidität, eher ein Auge zugedrückt, wenn ich eine Zeit lang mit ihr wilde Wirthschaft getrieben, um sie dann laufen zu lassen? Zu meiner Schande gestehe ich, daß ich, ohne einen niederträchtigen Plan im Schilde geführt zu haben, anfangs im blinden Taumel auch auf nichts Besseres zusteuerte. Je mehr ich sie kennen lernte, desto ferner rückte mir das Böse, und mein Entschluß, sie zu heirathen, bestärkte sich. Zu ihrer Ehre sei gesagt, daß sie sehr schwer einwilligte. Wir haben uns früh gebunden, allerdings! Wir wollen in der Jugend das Leben mit einander genießen. Nachher — pah! Das verwünschte Ueberlegen!"

„Verzeih' mir, Ansgar," entgegnete ich, „durch nachträgliche Ueberlegungen denke ich Dich nicht zu langweilen. Nur daß ich anders denke — denn ich bin nicht der Glückliche, der Du augenblicklich bist. Aber Du bist mein Freund, und Bärbel bleibt mir werth —"

„Humbert!" unterbrach er mich mit Lebhaftigkeit. „Eine Frage! Sie hat mir beängstigend auf dem Herzen gelegen, ich wollte sie längst berühren, bis mir die Ueberzeugung kam, daß sie nicht nöthig sei. Ich thue sie jetzt dennoch: Hast Du innerlich Etwas zu überwinden bei dem Gedanken, daß Bärbel meine Frau ist? Hast Du sie geliebt? Vielleicht wirst Du nur aus Klugheit Nein sagen. Mußt Du es aber bejahen, so sag's offen!"

Ich konnte ihm mein Nein mit meinem Ehrenworte bekräftigen. „Siehst Du," fuhr er fort, „Bärbel sagt das auch — denn ich habe längst mit ihr darüber gesprochen. Als sie mir ihr Jawort gab, sprach sie mir die Ueberzeugung aus, Du hättest nur gute Freundschaft mit ihr halten wollen, aber sie klagte, es sei doch nicht recht, daß wir Dich so hintergingen. Und nun thu' mir den Gefallen und besuche uns, meine Frau legt Werth darauf, sich mit Dir auszusprechen, denn Du brave Philisterseele bist gar zu gut bei ihr angeschrieben."

„Wo wohnt Ihr?" fragte ich.

„Das werde ich Dir auch so auf die Nase binden!" rief er lachend. „Unser Asyl ist gut versteckt. Am Liebsten nähme ich Dich gleich mit, denn ich denke nicht hier zu bleiben. Der Schnellzug geht um halb neun Uhr — fürchte nicht, daß ich Dich bei Nacht und Nebel in die weite Welt verlocke! Nur ein paar Stationen. Wir haben noch eine halbe Stunde. Willst Du?"

Ich war einverstanden, ihn zu begleiten. Er stürzte sich jubelnd über mich und war von einer jugendlichen Ausgelassenheit, wie ich ihn nie gesehen, sie ihm nie zugetraut hätte. Zum ersten Mal sah ich den lustigen Studenten in ihm, und das in einer Stunde, da er sich mir als Ehemann vorgestellt hatte. Wir gingen auf den Bahnhof und stiegen in Weinheim aus. Aber wir waren noch nicht am Ziele. Ein Wagen wurde genommen, der uns auf nächtlicher Fahrt durch ein zwischen Felsen eingeschnittenes Mühlenthal führte, bis sich gepflasterte Straßen und Häuser bemerkbar machten. „Sage mir nur, wo sind wir eigentlich?" fragte ich. Fröhlich entgegnete er: „Wir sind da, wohin Du uns selbst

den Weg gewiesen hast — in Birkenau! Du bist mitschuldig und sollst somit am Tische der glücklichen Bösewichter sitzen!" Wir verließen den Wagen. Es war zehn Uhr vorüber, Dunkelheit und tiefe Stille lagerten über dem kleinen Orte. In eine Seitenstraße biegend, zwischen Gartenzäunen und Hecken, auf einem Wege, den der Freund sicher dahinschritt, der mich aber zu häufigem Stolpern und Anrennen brachte, schritten wir weiter, hügelan, einem Licht entgegen. „Sie erwartet uns!" rief Ansgar, seinen Schritt beflügelnd. Im tiefen Dunkel unter Bäumen wurde ein kleines Haus sichtbar. An der Gartenthür sang Ansgar jubelnd ein Stück einer Melodie. Die Thür wurde aufgerissen, eine Dame flog heraus und an seinen Hals. Hinter ihr wurde eine alte Frau sichtbar und ein junger Bursche mit der Lampe. „Wen bringe ich Dir da mit, Frau Barbara?" rief Ansgar, mich in das Häuschen führend.

„Ach Gott! Herr Humbert!" hörte ich Bärbel's Stimme rufen. Die junge Frau schlug die Hände vor das Gesicht, und als Ansgar sie von ihren Augen zurückzog, sah ich Thränen an ihren Wimpern. Zu Erklärungen sollte es aber nicht kommen. Denn der junge Hausherr, in glücklicher Stimmung, sprach von seinem und meinem fürchterlichen Hunger, der befriedigt sein wollte. Da Bärbel ihren Gatten erwartet hatte, stand auch ein gedeckter Tisch mit einer ländlichen Mahlzeit schon bereit. Wir nahmen Platz, und der Wirth war es, der die Unterhaltung fast allein bestritt, während die junge Frau mit ihren Augen an seinen Lippen hing, gegen mich aber anfangs sich sehr befangen zeigte. Sie war modisch, sogar gewählt gekleidet, sah überaus anmuthig aus und konnte beim ersten Blick recht wohl eine Dame vorstellen. Im Gange, in den Bewegungen, in der Sprache, war sie das Bärbel geblieben. Ganz das frühere Bärbel war sie aber doch nicht mehr! Das war lebhaft, frisch, offen, unbefangen gewesen — das jetzige war zurückhaltend, unstät, im Lachen nicht recht von innen lachend, im Ernst fast schwermüthig. Aber so recht zum Ernst im Gespräche ließ es Ansgar auch nicht kommen, indem er Alles vermied, ablehnte oder vereitelte, was an Vergangenes erinnerte. Ich bewunderte seine Kunst, die Unterhaltung in dieser Weise klug zu führen und sich dabei doch halb als übermüthigen Studenten, halb als Hausherrn zu geben. Es kam die Rede auf eine Reise nach Paris, welche die jungen Gatten demnächst unternehmen wollten, für die sie aber erst noch „Nachrichten" abzuwarten hätten. Vorerst wohnten sie in diesem Häuschen, das einer Wittwe und ihrem Sohne gehörte, einfach, ländlich, aber für Glückliche ausreichend behaglich. Ihr Aufenthalt in diesem Asyl fiel im Orte, halb Städtchen halb Dorf, nicht sonderlich auf. Gäste zur Sommerfrische kamen wol ab und zu hierher, und ein junges Ehepaar, das die Flitterwochen in der Stille verleben wollte, mochte auch nicht als etwas Ungewöhnliches gelten.

„Als Ansgar nach irgend Etwas im Zimmer suchte, fiel ihm ein auf der Commode liegender Brief in die Hand. „Woher dies?" rief er. „Ach, ich hab's vergessen!" entgegnete die junge Frau. „Der Heiner (so hieß der Sohn ihrer Wirthin) hat ihn mit von der Post gebracht." — Während Ansgar das Schreiben hastig öffnete und las, flog ein Ausdruck des Unwillens über sein Gesicht, der den Beobachtenden nicht entgehen konnte. „Es ist doch nichts Schlimmes, Ans-

gar?" fragte Bärbel besorgt. „Nichts als bekannte Dinge, und immer dasselbe von Hause — so zu sagen!" entgegnete er, den Brief zusammenlegend und einsteckend. „Das soll uns die gute Laune nicht trüben!"

Mittlerweile war die Mitternachtstunde vorüber gegangen, und ich hielt es an der Zeit, mich nach dem Wirthshause zu begeben, wo durch den Kutscher, der uns nach Birkenau gefahren, ein Zimmer für mich bestellt worden war. Da der Weg durch Hecken und über Gräben etwas im Zickzack ging, wollte Bärbel den Heiner zu meiner Begleitung rufen. „Nein, nein!" rief Ansgar. „Ich gehe selbst mit ihm!" Er küßte Bärbel zum Abschied für die kurze Entfernung und nahm meinen Arm. Nachdem wir etwa fünfzig Schritte von seiner Wohnung entfernt waren, begann er: „Ich muß verreisen, morgen schon, mit dem Frühsten. Anstatt mir Geld zu schicken, schreibt mein Geschäftsführer nur von verworrenen Dingen, die er sich nicht getraue allein zu verhandeln. Meine Gegenwart sei unbedingt nothwendig, ich solle kommen, so bald als möglich, um einen wichtigen Termin nicht zu versäumen. Das heißt nichts Anderes, als morgen schon aufbrechen und mir selbst Geld holen, wenn ich sonst Etwas erhalten will. Es gilt die erste Trennung von meiner Frau, und ich muß ihr diese nun als nothwendig darstellen. Sie wird mitreisen wollen, aber das darf nicht sein, so betrübend auch mir die Trennung ist. Und es wird mindestens eine Woche dauern, ehe ich zurückkehren kann. Humbert — ist es Dir möglich, für diese Zeit in der Nähe zu bleiben? Es wird für Bärbel tröstlich sein, mit Dir von mir reden zu können, in Deiner Begleitung in den Wald zu gehen — denn allein würde sie sich nicht getrauen, das Haus zu verlassen, da sie unsere Weltverborgenheit fast mehr als ich zu hüten strebt."

Ich versprach, bis zu seiner Rückkehr in Birkenau zu bleiben, da ich jetzt, während der Ferien, nicht unbedingt an Heidelberg gebunden war. — Am andern Morgen bestieg Ansgar den Wagen vor der Thür des Wirthshauses. Ich war auf und begrüßte ihn. „Sie hat einige Thränen vergossen," rief er, „aber sie ist gehorsam, tapfer und gut! Geh' nur bald und bring' ihr noch einen Gruß von mir! Leb' wohl!" —

Es war noch früh, selbst auf dem Lande zu früh, um einen Besuch zu machen. Ich nahm ein Buch aus meiner Wandertasche und fing an zu lesen. Denn ein so vorsichtiger Mann war ich doch schon als Student, daß ich mich auch für eine einzige Nachtfahrt mit mancherlei ausrüstete, was nun einmal zu meinen Bedürfnissen gehörte. Das trug mir den Spottnamen eines Philisters ein, an welchen ich mich mit Gleichmuth gewöhnt hatte.

Endlich um zehn Uhr hoffte ich, meiner Baronin Bärbel aufwarten zu dürfen. „Grüß' Gott, Herr Humbert!" rief sie, indem sie mir die Hand reichte. Der Gruß, den ich ihr von Ansgar brachte, lockte einen Strahl der Freude über ihr Gesicht. Sie war schwarz gekleidet, einfach, aber sehr gut in der Anordnung. „Er hat mir erlaubt, alle Tage mit Ihnen in den Wald zu gehn," fuhr sie fort. „Kommen Sie nur gleich, es ist mir besser draußen, als in der Stube, wo ich nicht weiß, was ich thun soll." Sie setzte den Hut auf und schlug einen schwarzen Schleier über das Gesicht, so dicht, daß ich selbst in der Nähe nichts von ihren Zügen entdecken konnte. So gingen wir hinaus. Sie

kannte bereits Fußsteige und Feldwege, wo man Niemand begegnete. Ansteigend kamen wir in den Wald. Und hier auf geebneteren Wegen begann die junge Frau mir zu erzählen, wie „Alles gekommen" sei. Es war nicht ein Bekenntniß aus freudevollem Gemüth, es kam aus einem Herzen, um dessen Glück viel Sorgen herumlagen, es kam in Worten und Redewendungen, welche Schuldgefühl und Aengstlichkeit nicht verhüllten. — Wir wanderten einer Lichtung entgegen, und ich erkannte den verwachsenen Waldweg, der zu meinem Baume führte. Auch die junge Frau wußte hier bereits Bescheid. „Da gehen wir hin, zu dem Baume!" rief sie. „Den haben Sie dem Ansgar zuerst gezeigt, und dahin hat er mich gleich geführt. Denn hier war es, so erzählt er mir, wo er den Entschluß gefaßt hat, daß es so werden sollte, wie es geworden ist." Wir kamen unter die Buche, Bärbel nahm auf einem bemoosten Steine Platz und schlug den Schleier zurück. Sie sah in diesem Augenblicke so schön aus, daß es mich wie ein Schreck durchzuckte. „Gott sei Dank!" rief sie; „hier darf man einmal frei ausblicken! Wo nur der Ansgar jetzt sein mag? Ach, der Arme hat so viel Noth wegen des Gutes und plagt sich oft, daß nicht genug Geld daher kommen will. Und wenn unsere Reise nur nicht nach Paris gehen sollte! Das ist so kostbar, und ich hänge nicht daran. Aber er will mir die große Welt zeigen, er ist so gut, so gut! Und wie soll es künftig werden —?"

Sie kam im Reden von Einem auf das Andere. Die Zukunft machte ihr Sorgen. Es klang aus ihren Wendungen, daß ihre Freude auch in der Gegenwart durch Bangigkeit getrübt sei. Ansgar war noch Student, wenigstens augenblicklich dem Namen nach; er war Freiherr. Sie wußte recht gut, daß, wenn ihre Verheirathung jetzt schon veröffentlicht würde, mancherlei Unzuträglichkeiten eintreten könnten. Um ihn nur sorgte sie. Für sich — ein Seufzer unterbrach ihre Worte, als eine Wendung sie auch auf ihre Familie führte, sie bedeckte ihre Augen mit dem Taschentuche, welches von reichlichen Thränen feucht wurde. Ich brachte es nicht über das Herz, ihr zu gestehen, daß ich in Heiligenkreuz-Steinach gewesen sei. Sie aber schien das als gewiß anzunehmen. „Sagen Sie mir Nichts!" rief sie schluchzend. „Ich kann's mir denken, was sie über mich reden!"

Wir gingen am andern Tage desselben Weges, und am dritten und vierten wieder, und saßen unter dem Baume und sprachen — nicht immer blos unter dem Druck von Sorgen und Aengsten. Ein Brief von Ansgar kam an, der erste, den die junge Frau von ihrem Gatten erhielt. An dem Tage war sie glückselig, obgleich er schrieb, daß seine Abwesenheit sich etwas länger verzögern könnte, als er vermuthet. Aber es war ein langer Brief, und es mußte viel Beglückendes für sie darin stehn. Sie lachte und weinte, und küßte die Zeilen. Wir gingen auch in den nächsten Tagen zu unserem Baume. Die Stimmung wurde freier, ich kramte Thorheiten aus, obgleich ich ein Philister war. Und wenn ich auch gegen die Baronin niemals wieder den Ton anstimmte, wie einst gegen das Bärbel, so brachte ich es doch zu Stande, daß sie mich einmal wieder einen „wieschten Bub" nannte.

Da machte ich eine Bemerkung an mir, über die ich zuerst stutzte, dann aber bis in's Innerste erschrak. Was ich früher, da ich häufig in Heiligenkreuz-

Steinach einkehrte, für das Mädchen nicht empfunden hatte, das begann ich jetzt für die junge Frau zu empfinden. Ja, ich war zum Sterben verliebt in die Frau meines Freundes, die ich in seiner Abwesenheit zu hüten versprochen hatte! Mein Gewissen trat drohend, anklägerisch gegen mich auf, meine Tage verliefen zwischen freudiger Erregung und Beängstigung, meine Nächte in halber Verzweiflung. Bärbel, die sich so sicher in meiner Nähe fühlte, war in ihrem Wesen wieder freier gegen mich geworden, während ich mich jetzt in mich zurückziehen mußte und mit meiner Stimmung nicht aus, nicht ein wußte. Was in mir vorging, ahnte die junge Frau nicht; aber der Druck, der auf meinem Wesen lastete, konnte ihr nicht entgehen. Sie fragte, sie schalt freundschaftlich, sie fing an, mich zu necken, und diese Vertauschung der Rollen machte die Lage des unseligen, verliebten Philisters nur noch schrecklicher. Wahrlich, wenn ich auf eine Seite dieser Geschichte heut' ein humoristisches Schlaglicht zu werfen geneigt bin, so sind es die Nöthe, welche ich selbst in jenen Tagen durchzumachen hatte! Damals aber war mir nicht lächerlich zu Sinne, und was bald geschah, lag weit ab von allem Humor.

Eine Woche war herum, als ich eine andere Bemerkung, mehr prosaischer Art, machte. Kleider, Schuhwerk und Wäsche hielten nicht aus, ich mußte nothwendig auf einen Tag nach Heidelberg, um mich neu auszurüsten. Meine Pflegebefohlene sah das ein und gab mir Urlaub. Beim Abschied schärfte ich dem Heiner ein, der Frau Baronin brav zu Diensten zu sein. Es bedurfte dessen kaum, denn der Bursch, wie seine Mutter, waren der jungen Frau ganz ergeben. Unterwegs konnte ich nun versuchen, mit mir selbst zurecht zu kommen. Ich rief mir das Vertrauen des Freundes in's Gewissen, ich gab mir selbst das Wort, mich in Schranken zu halten, mich zu überwinden. So kam ich nach Heidelberg.

Es war nun schon Octobers Anfang, die zerstreuten Musensöhne sammelten sich wieder in der Stadt, man sah auch bereits viele neue Gesichter. An den gewohnten Plätzen erkannte ich auch Gruppen von Ansgar's Kameraden. Es geschah, was noch niemals geschehen war. Einer derselben trat auf mich zu, mit der Frage, ob ich nicht wüßte, wo Ansgar geblieben sei? Ich durfte in so weit die Wahrheit geben, als ich erklärte, daß er in seine Heimath gereist sei und dort von Geschäften festgehalten werde. Man nöthigte mich dringend, auf einen Augenblick näher zu treten. Ich folgte denn durch den Garten in die Trinkstube, wo mich mehrere junge Herren höflich willkommen hießen. Ein Graf S., den ich wenigstens dem Namen und Ansehen nach kannte, führte das Wort und ersuchte mich, gegen sie, die Freunde Ansgar's, aufrichtig zu sein, da ihnen durch die dritte, vierte Hand aus der Heimath sehr ungünstige Nachrichten über seine Verhältnisse zugekommen wären. Ich mußte bekennen, daß ich nur im Allgemeinen über Verlegenheiten berichtet sei, und bat nun selbst um nähere Mittheilung. Kurz, ich erfuhr, daß Concurs über seine Besitzthümer verhängt, daß ihm Nichts, gar Nichts, als eine Last von Schulden geblieben sein sollte. Man verwahrte sich noch gegen die Richtigkeit dieser Nachrichten, nannte sie unverbürgt, zeigte aber, ich mußte es erkennen, eine ernste Theilnahme für

den Freund. Als ich mich empfahl, wurde mir die Einladung zu Theil, die Herren einmal Abends auf ihrer Trinkstube zu besuchen.

Unter diesem Zuwachs von Sorgen packte ich mein Bündel, und fuhr am nächsten Morgen zurück nach Birkenau. Klopfenden Herzens betrat ich wieder die Schwelle des kleinen Häuschens. „Ach, Gott sei Dank, daß Sie nur wieder da sind!" Mit diesen Worten empfing mich die junge Frau. Es lag etwas Unruhiges, Verstörtes in ihrem Wesen. Ich fragte, ob sie Nachrichten von Ansgar habe? Sie verneinte es, verhehlte ihre Beklemmung nicht und gab ihrer Sehnsucht Worte, die mich im Tiefsten rührten. Ich hoffte sie zu zerstreuen. Aber sie lehnte ab, mit mir in den Wald, überhaupt aus dem Hause zu gehen. In meiner eignen bedrängten Gemüthslage um eine Unterhaltung verlegen, griff ich nach einem Buche, in welchem ich Ansgar's Eigenthum erkannte, und erbot mich zum Vorlesen. Sie sagte nicht Ja, nicht Nein, sondern seufzte nur, ich aber begann trotzdem die erste Scene des „Hamlet," die ich gerade aufgeschlagen hatte. Ob die junge Frau zuhörte, kann ich nicht sagen, aber ich hatte noch nicht zehn Minuten gelesen, als sie einen leisen Schrei that, nach dem Fenster zeigte und in das Zimmer zurück floh. Ich wendete mich, und erkannte durch das niedrige Fenster das Gesicht des Serben, welcher lächelnd herein grüßte. Da er gleich darauf weiter schritt, nach der Seite der Hausthür, stürzte ich hinaus und vertrat ihm den Eingang. Die Unterredung, welche wir jetzt mit einander führten, wieder zu geben, muß ich unterlassen. Trotz seines weichlichen Wesens, sprach er doch Worte, die mich aufbrachten. Er habe gut spionirt und habe gefunden, sagte er. Man habe ihn zwar hier von einer Frau Baronin erzählt, er kenne dergleichen aber wol. Ich wurde ernster, suchte ihn hinweg zu complimentiren, bei ihm aber war dergleichen verloren. Zum Glück kam Hilfe. Heiner packte ihn am Rockkragen, und riß ihn mit wuchtigen Armen zu Boden. Bärbel und die Wittwe schrieen laut auf, es müßte Lärm in der Nachbarschaft geben, den ich vermeiden wollte. So warf ich mich über die Ringenden, mahnte, suchte sie von einander zu bringen, und während dem gelang es Alexius Rudnik, sich aus den Armen des Heiner zu befreien, schlangengleich empor zu schießen und aus dem Garten zu entfliehen. Sein Verfolger mußte aufgeben, ihn einzuholen. Dieser gräuliche Auftritt war in der Zeitdauer einer Minute vorüber gegangen. Fremde Augen mochten ihn nicht mit angesehen haben, da das Haus abgelegen, der Lattenzaun des Gartens durch hohe Sonnenblumen und andere Herbstgewächse für Blicke aus der Entfernung ziemlich abgeschlossen war. Größere Noth bereiteten mir der brave Heiner und seine Mutter. Es hatte ein Mensch vor ihrer Thür das Messer gegen mich gezückt — das war ein Raub- und Mordanfall, den sie dem Ortsvorsteher anzeigen zu müssen glaubten, der ganzen Nachbarschaft zur Warnung und Wahrung mittheilen wollten. Daß Heiner selbst Veranlassung zu der Entdeckung des Asyls gegeben, erkannte ich bald durch einige Kreuz- und Querfragen. Am vergangenen Sonntag war er in Weinheim gewesen und hatte mit andern Burschen von dem Baron, der bei ihm wohnte, gesprochen. Da war der „Schwarze" schnell auf ihn zugekommen. — Weinheim ist ein von den Heidelbergern häufig besuchter Ort — und habe ihn ausgefragt. Heiner, der nicht wußte, daß hier ein Geheimniß zu hüten sei, hatte getrost ge-

antwortet und zu seiner Verwunderung plötzlich einen Gulden in seiner Hand gefühlt, den er mit seinen Kameraden vertrinken sollte. Das bekannte er jetzt Alles, schalt sich selber und wollte alle Burschen des Ortes gegen den Flüchtling aufbieten. Ich beschwor ihn und suchte ihn zu besänftigen, ich bat ihn, nur erst die Rückkehr des Barons abzuwarten, bis dahin den Fall noch geheim zu halten. Ob das möglich sein werde, wenn Ansgar noch lange ausblieb, daran zweifelte ich freilich selbst.

Die junge Frau war keine nervöse Natur, aber das Gefühl der Abhängigkeit von einem geliebten Gatten, seine Abwesenheit, die Sorgen, welche während dem mehr und mehr in ihr aufwuchsen, hatten sie eingeschüchtert und ängstlich gemacht. „Ach, mein Gott, wenn der Ansgar nur bald zurückkäme!“ Das war Alles, was sie hervorbringen konnte. Daß Alexius Rudnik sie früher schon belästigt hatte, wußte ich ja und empfand es als ein Unglück, daß dies und wol auch noch Anderes, was sich für sie schlimmer deuten ließ, als es war, aus ihrer Vergangenheit nicht weggelöscht werden konnte. Obgleich nun nicht anzunehmen war, daß der Eindringling so bald wieder kommen werde, so wünschten Heiner und seine Mutter, welche immer nur das geschwungene Messer vor ihren Augen sahen, daß Thür und Fenster gut bewacht würden, und legten mir nahe, die Nacht in ihrem Hause zuzubringen. Es sollte nicht dazu kommen.

Denn als ich nach meinem Wirthshause ging, sah ich einen offenen Wagen heran kommen, und erkannte darin Ansgar. Er sprang heraus mit dem Rufe: „Wie geht es Bärbel?“ — „Du wirst mit Sehnsucht erwartet!“ gab ich zurück. Aber gespannt und besorgt fügte ich hinzu: „Wie geht es Dir? Bist Du zufrieden mit dem Erfolg Deiner Reise?“

„So so!“ entgegnete er. „Davon später! Du reisest hoffentlich noch nicht ab? Komm nur bald hinauf zu uns!“ Er drückte mir die Hand und eilte nach seiner Wohnung. Viel Gutes konnte er nicht erlebt haben, sein Gesicht war blaß, in seine Züge schien mir einige Schärfe gekommen, sein Wesen hatte etwas Gezwungenes. — Da ich bei der Begrüßung der Liebenden nicht zugegen sein mochte, ließ ich einige Stunden vergehen. Da kam der Heiner, den sie geschickt hatten, mich zu rufen.

Ansgar saß „reisemüde“, wie er sagte, in der Ecke des hochlehnigen alten Canapees, während die junge Frau mir fröhlich entgegen kam. Jetzt, da sie ihn wieder hatte, glänzten ihre Augen, und war er ernst und schweigsam, so wurde sie um so munterer und gesprächiger, um ihn zu erheitern. Er gab zu, daß er unangenehme Tage, voll von lästigen Geschäften, durchlebt habe — deutlicher ließ er sich auch später nicht gegen mich heraus — und daß die Reise nach Paris vorerst wol aufzugeben sein werde. Bärbel aber lachte und suchte ihren Gatten durch Gespräche von Allem abzuziehen, was ihn zu drücken schien. Sie hatte bisher sein Gesicht noch nicht von Schatten umflort gesehen, und mir war es, als schickte sie zwischen aller Lustigkeit zuweilen einen ängstlich fragenden Blick zu mir herüber, um sich dann um so lebhafter um den Geliebten zu bemühen. Von dem Eindringen des Fremden war bisher noch nicht die Rede gewesen. Zur Sprache mußte es kommen, nur fragte sich, ob schon heut', und wer von uns zuerst die Rede darauf bringen werde. Bärbel fühlte sich jetzt so

sicher und gutes Muthes, daß sie das Abenteuer vergessen zu haben schien; ich meinerseits schwankte, ob ich des Freundes augenscheinlich bedrücktes Gemüth mit noch einer neuen Sorge belasten sollte. Da war es denn Heiner, der damit herausrückte und auch uns reden machte. Ansgar's Augen wurden groß, es funkelte etwas von dämonischem Auflodern darin. Schnell aber strich er mit der Hand über die Stirn und sagte gelassener, als ich erwartete: „So ist auch dieses Asyl nicht mehr für uns da! Wir werden aufbrechen müssen. Nur heut' noch nicht — heut' laßt uns noch glücklich sein!" Bärbel flog an seine Brust, ich aber ergriff seine Hand, die er mir darbot, und suchte meine Bewegung zu verbergen, so gut es gehen wollte. —

Tags darauf reiste ich nach Heidelberg zurück. Ich durfte auch Ansgar demnächst erwarten, da er vor seiner „Abreise" — wie er sich ziemlich unbestimmt ausdrückte — seine Verhältnisse in der Stadt zu ordnen hatte. Eine Ahnung sagte mir, daß diese Verhältnisse, in so fern sie Geld betrafen, verworren genug sein mochten, zumal ich befürchtete, daß er von seiner Reise die erwartete große Summe nicht werde mitgebracht haben. Die Thorheit, ja das Unglück seiner Verheirathung lag mir bekümmernd vor Augen und auf dem Herzen. Gegen diese stumm getragene Betrübniß gaben auch Luft und Himmel kein Ablenkungsmittel. Der Spätherbst schickte seine ersten erbarmungslosen Boten über die Gegend, Regengüsse und scharfe Winde, die das feuchte Laub forttrugen und von den Bergen bis in die Straßen der Stadt streuten. In wenigen Tagen sah das prachtvolle Thal grau, vernebelt und verdrossen aus. Die Musensöhne schlenderten nicht mehr in fröhlichen Zügen durch die Straßen, fröstelnd, unter dem Regenschirme suchte jeder nur bald unter Dach zu kommen. Beinahe eine Woche war vergangen, als ich in einem regenfreien Augenblicke Ansgar in einer Gruppe seiner Kameraden entdeckte. Obgleich sie in eifriger Verhandlung waren, sprang er auf mich zu, um mir die Hand zu reichen und mir zu sagen, daß er mich Abends besuchen werde. Ich blieb zu Hause, erwartete ihn aber vergeblich.

Dafür sollte ich am nächsten Abend einen um so unerwarteteren Besuch empfangen. Denn nachdem ich erst einen leisen Tritt auf dem Vorplatz, dann ein schüchternes Pochen an meiner Thür vernommen, trat eine schwarz verschleierte weibliche Gestalt ein, in welcher ich sofort Bärbel erkannte. Ich empfing sie erschreckt und mit Worten des Erstaunens, sie aber sank auf einen Stuhl neben der Thüre nieder, der Sprache kaum mächtig. „Ja, ja, ich bin's!" sagte sie nach einigen Augenblicken. „Ich wußte mir keinen andern Rath. Ansgar's Wohnung in der Stadt weiß ich gar nicht, obgleich ich zu ihm wollte, aber die Ihrige hatten Sie öfter genannt, ich konnte mich herfragen." — „Aber Bärbel — Frau Baronin!" verbesserte ich mich, wie es nur zu oft geschah — „was treibt Sie allein nach der Stadt?"

„Meine Angst treibt mich!" rief sie. „Ich halt es allein nicht aus. Höchstens zwei Tage wollte er außen bleiben, am dritten schrieb er mir kurz, er könnte noch nicht zurück kehren. Seitdem sind ganze acht Tage vergangen, und er hat nicht geschrieben. Es muß etwas vorgehen — vor dem ich mich zu fürchten habe! Ach, er ist so verändert von seiner Reise zurück gekehrt. Keine

Freude mehr in ihm, kein Glück! Er schlief nicht mehr, er hatte bei Tage keine Rast, er konnte mein frohes Gesicht nicht mehr ertragen! Gott im Himmel — hätte er mich doch nicht geheirathet! Ihm wäre besser ohne mich!" Ein Strom von Thränen erstickte ihre Stimme, sie brach in ein Schluchzen aus, von dessen Jammer ich im Innersten ergriffen wurde. Ich schlug ihr vor, inzwischen in meiner Stube auszuruhen; ich wollte selbst einen Rundlauf thun, um ihren Gatten aufzusuchen. Jetzt aber überkam sie eine neue Furcht. Sie machte sich Vorwürfe, ihr Asyl verlassen zu haben; Ansgar könnte unzufrieden mit ihrem Ueberfall sein, derselbe könnte ihm Unannehmlichkeiten bereiten. Wir waren noch zu keinem Entschluß gelangt, was zu thun sei, als ich unten im Hause laute Stimmen vernahm, die nach mir fragten, gleich darauf ein Gepolter die Stiege herauf. „Es kommen Leute zu Ihnen!" rief die junge Frau erschreckt. „Kann ich da hinaus?" Hastig lief sie auf die nächste Thüre zu und verschwand durch dieselbe. Ein größerer Schreck erfaßte mich. Es war meine dunkle Schlafkammer, in der die Baronin sich verborgen hatte! Aber nun galt es Fassung und Geistesgegenwart.

Gleich darauf traten zwei junge Männer bei mir ein. Den Einen erkannte ich als den Grafen S., der Andere, ebenfalls ein Kamerad Ansgar's, wurde mir erst vorgestellt. „Wir überfallen Sie im Auftrage Ihres und unseres Freundes," begann der Graf. „Er hat nothwendig mit Ihnen zu sprechen und wollte bestimmt wissen, ob Sie zu dieser Stunde zu Hause wären. Denn er hat keine Zeit zu verlieren. Sie erlauben, daß ich inzwischen hier bleibe, während mein Begleiter unsern Freund holen geht." Der Andere ging, während der Graf auf meine Einladung Platz nahm. „Haben wir nicht doch Recht gehabt mit unserer Hiobspost?" begann er. „Alles hat der arme Kerl verloren, Alles! Zu Ihnen, der Sie ihm so nahe stehen, darf man ja reden, was man gegen Andere gern unberührt läßt. Aber der Verlust des Besitzthums und Vermögens ließe sich verschmerzen, wenn auch schwer, bei Ansgar's Bedürfnissen — er hätte sich eben durchschlagen und arbeiten müssen. Gescheit genug ist er, um etwas Tüchtiges in der Welt zu werden. Das ist nun auch so gut wie verdorben durch diese unglückselige, tolle, wahnsinnige Heirath!"—

Ich saß in großer Verlegenheit, denn der Graf sprach so laut, daß Bärbel jedes Wort hören mußte. „Warum mußte denn gleich geheirathet sein?" fuhr er fort. „Hätte er nur einen gewöhnlichen dummen Streich gemacht — nun, schön wär's nicht gewesen und Verlegenheiten hätte es bringen können, aber es war doch eine Abhilfe denkbar. Das ist jetzt unmöglich. Was er uns verhehlt hatte, mußte er uns dann wol bekennen auf das niederträchtige Vorgehen jenes Serbiers — nun Sie werden den Verfolg ja gleich von ihm selbst erfahren. Wir konnten ihm auf sein Geständniß unsere Ansicht nicht verhehlen, und ich denke mir, Sie sind einverstanden, daß er sich durch diese Abenteuerlichkeit für's Leben unglücklich gemacht hat. Ja, unglücklich, elend für's ganze Leben! Und unglücklich wird auch das arme Mädchen — oder vielmehr seine Frau. Sie soll gescheit sein, um so mehr wird sie's einsehen und empfinden!" So redete er fort, ohne daß ich auch nur Miene machen durfte, ihn zum Schweigen zu bringen.

Endlich kam Ansgar, und auch der Graf behielt seinen Platz. „Humbert," begann der Freund, „es wird morgen Etwas vorgehen, was Du vermuthlich mißbilligen mußt, welches aber keiner Debatte über das Für und Wider mehr zu unterwerfen ist. Ich werde morgen früh dem Serbier Rudnik mit der Pistole gegenüber stehen."

Nun denke man sich meine Lage! In meiner Kammer saß die Gattin meines Freundes, welche dies Alles anhören mußte. Ich erwartete in jedem Augenblicke, daß Bärbel hervorstürzen und die schreckliche Eröffnung unterbrechen würde. Ansgar fuhr fort: „Der Schuft hat sich öffentlich in Wirthshäusern gerühmt, die Gunst Bärbel's früher genossen zu haben, als ich. Er hat geprahlt, auch Dich bei ihr gefunden zu haben — ruhig, ereifere Dich nicht! Zwischen uns wäre es Unsinn. Und fange nur Du nicht auch noch Krakehl mit ihm an! Ich hoffe, es soll in Einem hingehen. Er hat die Ehre meiner Frau verletzt, so habe ich meine Heirath eingestanden, und es ist gut so. Ich habe ihn gefordert, morgen früh soll es vor sich gehen, und zwar unter unserem Baume, draußen — Du weißt ja! Mir war der Ort anfangs nicht recht, er ist aber doch bequem gewählt. Die Wagen können auf der anderen Seite des Berges gut warten, und kriege ich etwas ab, so — habt ihr nicht weit mit mir bis zu meiner Wohnung in Birkenau. Und nun, Humbert, kommt Dein Amt! Bei der Action will ich Dich nicht haben, Dir kann aber Viel — Viel für mich zu thun bleiben!" Ansgar hatte bisher mit erzwungener Kälte und Bestimmtheit gesprochen, jetzt aber brach seine innere Bewegung sich Bahn und klang auch durch seine Stimme. „Ich darf Bärbel bis morgen nicht wiedersehen. Wir fahren mit dem Frühesten von hier ab — sie soll Nichts erfahren, als bis es vorüber ist. Und wie ich dann auch zu ihr komme, auf eigenen Füßen, oder — sonst wie — ich bitte Dich, sei Du gegenwärtig, sei und bleibe in ihrer Nähe! Fahre noch heute hinüber, damit Du morgen rechtzeitig da sein kannst! Sie wird — o Du mein armes, armes Bärbel!" Der Schmerz erstickte seine Stimme, er warf sich mit Kopf und Armen auf den Tisch und ein schwerer Kampf schütterte durch seinen Körper.

Sein Gefährte, sichtlich ergriffen, aber mit erheucheltem Unwillen, stand auf, schritt einmal durch das Zimmer, trat neben ihn, und ihn an der Schulter rüttelnd rief er: „Fasse Dich! Diese Aufregung darf nicht sein! Du brauchst Deine ganze Spannkraft. Wir haben Dir versichert, daß, im schlimmsten Falle, für Deine Frau gesorgt werden soll, und ich wiederhole es Dir! Wenn Herr Humbert heut' noch hinüberfahren soll, so muß er bald Anstalt machen. Also komm!" Ansgar erhob sich, umarmte mich und schritt schweigend nach der Thür. „Um welche Stunde morgen früh?" fragte ich leise den Grafen. „Um sieben Uhr," entgegnete er, indem er dem Freunde folgte.

Ich war allein im Zimmer, und mit angehaltenem Athem lauschte ich, bis der letzte Tritt draußen verhallt und es im Hause still schien. Dann wagte ich es, leise an die Kammerthüre zu pochen. Ich fürchtete, eine Ohnmächtige darin zu finden, aber ganz aufrecht trat die junge Frau hervor, zwar todesblaß, doch mit wahrhaft heldenmüthiger Fassung. „Kommen Sie nur, daß wir den Zug nicht verfehlen!" sagte sie. „Auch wir müssen morgen zeitig auf

dem Platze sein." — „Was haben Sie Alles hören müssen!" rief ich. — „Ich habe nur mit Worten gehört, was ich mir ungefähr so gedacht habe. Jetzt lassen Sie uns nur eilen, da Sie doch auch werden dabei sein wollen!" — „Bärbel, Sie denken doch nicht daran, sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, etwa eingreifen zu wollen —?"

„Was könnt' ich hindern?" entgegnete sie. „Wenn sie so etwas vorhaben mit Waffen, das hat mir der Ansgar selbst gesagt, da könnte der Herrgott vom Himmel herunter kommen und Einspruch thun, er thät sie nicht zwingen! Aber dabei will ich sein, ganz versteckt, er soll durch meinen Anblick nicht von der Sache gelenkt werden, ja, dabei will ich doch sein! Und wenn es geschähe, daß er — Ach Gott! Ach Gott! Ein einziges Mal hätte ich ihm gerne noch in die Augen gesehn!" Der Schmerz siegte über ihre Kraft, sie schien einige Minuten ganz außer sich. Dann aber fuhr sie gefaßter fort: „Um mich soll er sich nicht grämen! Ob er stirbt oder leben bleibt, ich weiß, was aus mir werden muß. Sein Unglück will ich nicht sein." — „Bärbel, was reden Sie!" unterbrach ich die Unglückliche. „Ja, es bleibt auch künftig genug Zeit dazu!" entgegnete sie. „Nur jetzt fort, daß wir nicht zu spät kommen!" —

Wer könnte eine Nacht, wie die nun folgende, jemals vergessen? Wir fuhren schweigend nach Birkenau und trennten uns ohne viele Worte. Ich nahm diesmal meinen Platz an einem Fenster des kleinen Hauses, um früh bei der Hand zu sein. Es war die Schlafkammer des Heiner, welcher uns spät empfangen hatte, während seine Mutter schon zu Bette gegangen war. Er wollte mir seine Lagerstätte abtreten und sich sonstwo unterbringen, ich aber zog einen Schemel vor, da mir der Schlaf fern zu liegen schien. Um ihm mein sonderbares Begehren begreiflich zu machen, hatte ich ihm einen Wink gegeben über das, was bevorstand. Bekannt mußte es morgen ja doch werden, es mochte nun ausfallen, wie es wollte. Trotz seines Erstaunens lag er bald im festen Schlafe. Draußen aber stürmte der Herbstwind und machte den Wald rauschen und sausen. Hielt das Buchenlaub ihm noch Stand, so riß er die Blätter von den Gartenbäumen und warf sie, gemischt mit prasselndem Regen, gegen die Fensterscheiben. Bald machte er die Natur in der Umgebung ächzen unter seinem Toben, bald flog er, weithin durch das Thal heulend, in die Ferne, um rückkehrend an Dach und First zu rütteln. Er zerriß die Wolken, daß helle Lichtstreifen dazwischen kenntlich wurden, bis er sie wieder zusammen ballte und seine Flügel durch die undurchdringliche Finsterniß regte. Es mochte zwei Uhr sein, als ich im Hause eine Thür gehen hörte. Leise öffnete ich die meinige und lauschte hinaus. „Ach, es ist gut, Sie schlafen nicht!" hörte ich Bärbel sagen. „Es muß bald Zeit sein!" Ich gab ihr die Stunde an und bat sie, sich noch zurück zu halten. Der Wind legte sich gegen Morgen, mir fielen die Augen zu, ich hatte trotz aller Aufregung gegen den Schlaf zu kämpfen. Doch besiegte ich die Müdigkeit, öffnete leise die Thüren und trat hinaus in die Luft. Sie war kalt und feucht, der Tag graute, ich hörte die Hähne krähen. Das Thal war von Nebel ganz ausgefüllt. Die schreckliche Stunde nahte heran, und ich dachte, daß es besser wäre, wenn wir sie verpaßten. Bald war es Zeit, aufzubrechen, aber die junge Frau regte sich nicht. Da erschien sie am Fenster,

sich das Scheitelhaar zurückstreichend. Sie kam heraus. „Heiliger Gott!“ rief sie angstvoll: „Ich war eingeschlafen! Wie konnte ich schlafen? Wenn es nur nicht zu spät ist!“ Wir rüsteten uns zu dem traurigen Gange durch das neblichte Thal. Die Wege waren von mehrtägigem Regen feucht, zum Theil fast grundlos geworden, höchst beschwerlich für die zu Berge Steigenden. Aber die junge Frau wollte von keinem Hinderniß wissen. Athemlos kamen wir auf der Höhe an. Das Tageslicht hatte über das feuchte Grau der Luft gesiegt, und oben im Walde hing der Nebel nur wie dünne Schleier um Zweige und Gesträuche. Unsere Schritte beflügelten sich, je näher wir dem verwachsenen Baumgange kamen. Jetzt sahen wir am Ende desselben Gestalten, hörten vereinzelte Worte. Bärbel preßte die Hand auf das Herz, die Kräfte schienen ihr zu versagen. Plötzlich krachten zwei Schüsse, fast zu gleicher Zeit. Ich sah eine Gestalt taumeln und hart zu Boden fallen. Die andere (es war Ansgar) stand aufrecht, that einen Schritt, wankte und wurde von den Armen der Andern aufgefangen. Da stürzte Bärbel mit einem Schrei hervor, flog nach dem Baume zu, unter welchem man Ansgar niedergelassen hatte, und warf sich neben ihn auf die Kniee. Die Umstehenden, ergriffen von diesem unerwarteten Zwischenfall, wichen einen Augenblick zurück, während der Arzt den Verwundeten untersuchte. Er erwachte aus einer Betäubung und richtete die Augen auf sein armes, junges Weib, so trostlos, so aus dem Innersten schmerzlich, daß ich mich abwenden mußte. Aber sie war tapfer, störte den Arzt nicht bei seinen vorläufigen Anordnungen, folgte abwechselnd den Händen desselben, als wollte sie seine Kunst studiren, und hing wieder an den bleichen Zügen des Geliebten.

Inzwischen hatte auf der andern Gruppe der zweite Arzt den Tod des Gefallenen festgestellt. Alexius Rudnik war durch die Kugel seines Gegners in das Herz getroffen. Die Secundanten beider Parteien sprachen noch einige Worte, dann trugen die Serbier ihren Todten nach den nicht weit entfernten verschlossenen Wagen. Der Weg führte über den breiten Rücken des Berges durch den Wald und mündete in die Bergstraße. Der schnelleren Fahrt auf der Eisenbahn bediente man sich nicht, um Aufsehn zu vermeiden. Nicht so leicht hatten wir es, unsern schwer Verwundeten nach dem nahen Birkenau zu schaffen. Zwar war Ansgar mit seiner Partei auch zu Wagen gekommen, dieser aber hätte einen endlosen Umweg nehmen müssen, ohne doch bis vor die Wohnung der jungen Leute fahren zu können. Ob im Orte eine Tragbahre so schnell zu erreichen sein würde, war zweifelhaft. Ansgar hörte diese Verhandlungen, strengte seine Kräfte an, suchte sich zu erheben und erklärte mit voller Stimme, daß er gehen werde. Der Versuch mißlang. Es blieb nichts Anderes übrig, als den jetzt von einer Ohnmacht Hingenommenen zu tragen. Man holte aus dem Wagen die Kissen, es fanden sich ein paar Stricke im Verwahrsam des Kutschers, und so wurde eine Art von Bahre für den Verwundeten hergestellt. Ich schritt mit dem Arzte voran, den schweigenden Zug auf dem kürzesten Wege anführend. Er war mühselig und auf dem schlüpfrigen Abstieg des Berges überaus anstrengend. Alle athmeten auf, als wir endlich am Ziele angelangt und Ansgar auf das Lager gebettet war. Hier war Bärbel nun an ihrem Platze. „Wird er leben?“ fragte sie leise den Arzt. „Wir wollen die Hoffnung nicht aufgeben!“

entgegnete dieser, indem er sich um den Kranken beschäftigte. Da Bärbel jede Handreichung selbst übernahm, ging ich einen Augenblick hinaus.

Die Kameraden Ansgar's schritten und standen in dem feuchten Gärtchen fröstelnd umher, Graf S. saß auf einer Bank zwischen zerrissenen Sonnenblumen und welken hohen Malven, stumm brütend mit dem Stock im Boden wühlend. Ich trat zu ihm. Er erhob sich: „Wir haben in dieser Stunde hier nichts mehr zu thun," begann er, „und wollen nur gehen. Ich bleibe heute bestimmt noch in Birkenau. Im Uebrigen bitte ich, wenden Sie sich in Allem, was unsern Freund betrifft, nur an mich. Ich will in einer Stunde wieder vorsprechen." Er winkte seinen Kameraden, welche denn bereit waren, ihre Lebensgeister im Wirthshause wieder aufzufrischen, und ich schickte den Heiner mit den Wagenkissen nach, da der Kutscher dort erwartet wurde. —

Ich übergehe das Aufsehen, welches dieser Fall in Heidelberg machte, dessen Einzelheiten nun erst zur öffentlichen Kenntniß kamen; ich lasse die gerichtlichen Untersuchungen bei Seite, welche sich daran knüpften. Alexius Rudnik wurde mit dem größten Gepränge von seinen Landsleuten zu Grabe geführt, viele andere Studenten, vorwiegend Ausländer, betheiligten sich daran. Ich erfuhr jetzt erst, daß er von sehr vornehmem und reichem Hause stammte. — Gern möchte ich auch die Stunden und Tage mit Schweigen übergehen, welche wir am Krankenlager unseres Freundes zubrachten. Ansgar lebte noch Tage lang, zum Trost seines immer um ihn geschäftigen Weibes, zu seiner eignen Verzweiflung. So jung vom Leben scheiden zu müssen, war hart; leben bleiben, vielleicht mit dauerndem Siechthum behaftet, einem Dasein der Entbehrung entgegen zu gehen, das war noch härter. Solche Gedanken las ich in seinen Augen. Aber willig und freundlich fügte er sich in Alles, was Bärbel zu seiner Pflege anordnete. Es verschlug nichts mehr, und als er am Abend des vierten Tages starb, begrüßte ich das Ende dieser Qualen. Aber es überrieselte mich, als Bärbel sich nach einer Weile von ihren Knieen erhob und trocknen Auges, mit sicherer Stimme sagte: „Ich weiß, daß ich noch eine Weile ohne ihn leben muß — so geschehe Gottes Wille!"

Ansgar's Kameraden wollten den Verstorbenen nach Heidelberg schaffen und mit gleicher Schaustellung zu Grabe geleiten, wie es mit Alexius geschehen war. Bärbel aber that Einsprache. „Er ist mein!" sagte sie; „hier soll er begraben sein, wo ich wohnen bleibe!" Man sah endlich ein, daß es so am Besten sei. Doch ließ sich die Verbindung nicht nehmen, die Leichenfeier in Birkenau mit vollständiger Betheiligung zu begehen. Graf S. hielt sein Wort: Eine ansehnliche Summe wurde vorerst der „Baronin Wittwe" zugestellt, und von ihr, auf meine Ueberredung, angenommen. Denn sie war ganz mittellos und hatte sich noch auf harte Tage zu rüsten. —

Es mochte eine Woche vergangen sein, seit ich in meiner Studentenstube wieder angelangt war, in der so ernst Erschütterndes gesprochen und erlebt worden war. Da erhielt ich einen unerwarteten Besuch. Der Löwenwirth aus Heiligenkreuz-Steinach und seine Frau erschienen bei mir, um sich nach Bärbel zu erkundigen. Die Nachricht von den Unglücksfällen war auch zu ihnen gedrungen, sie hatten gehört, daß Bärbel verheirathet gewesen, daß sie einer un-

gesicherten Zukunft entgegen sehe. Mochte der Löwenwirth einst von der Entflohenen nichts mehr wissen, jetzt war er bereit, der unglücklichen jungen Wittwe sein Haus und seine Hilfe wieder zu bieten. Sie fuhren, nachdem ich ihnen den Stand der Verhältnisse Bärbel's bestätigt hatte, zu ihr hinaus, konnten es aber nicht über sie gewinnen, den Ort, wo sie kurze Zeit glücklich gewesen und wo jetzt das Grab ihres Gatten lag, zu verlassen.

Inzwischen setzte ich mich mit der Familie Ansgar's, über die ich durch den Grafen S. noch näheren Aufschluß erhielt, in Verbindung. Ich meldete seinen Tod, seine Verheirathung, und gab den Verwandten anheim, sich der jungen Wittwe anzunehmen. Die Briefe, welche ich von dorther erhielt, sprachen die Ablehnung in einem Tone aus, daß ich jede weitere Vermittlung wol aufgeben mußte. Graf S. zuckte die Schultern und wollte nichts Anderes erwartet haben. Ich war mit ihm und den übrigen Genossen Ansgar's jetzt häufig zusammen, und manche dauernde Beziehung ist mir aus jener Zeit geblieben. Hatten diese jungen Männer die Verheirathung Ansgar's unbedingt mißbilligt und hart beurtheilt, so hielten sie nach seinem Tode ihr Wort, sich seiner unglücklichen Gattin anzunehmen.

Ich will, ohne viel Betrachtungen oder Darlegung meiner eigenen Empfindungen von damals, dem Ende der Geschichte entgegen eilen. Im Frühjahr wurde Bärbel Mutter eines Knaben, dessen Geburt ihr das Leben kostete. Wir begruben sie neben ihrem Gatten. Der Knabe durfte als legitimer Sohn den Namen seines Vaters tragen, und so tauften wir ihn auf denselben: Ansgar von Hohnstein. Graf S. nebst mehreren Verbindungsbrüdern, und ich, vertraten Pathenstelle, und zugleich wurde eine Summe für die Unterhaltung zusammen gebracht. Es war eine sehr merkwürdige Studententaufe, welche damals in Birkenau stattfand! Eine Feier, welche nicht ohne den gebührenden Ernst verlief, aber eines gewissen Humors auch nicht ermangeln konnte! — Jetzt war uns das Anerbieten der Löwenwirthin, welche sich schon vor der Geburt des Kindes eingefunden hatte, den Knaben zu sich zu nehmen und für's Erste in ihrem Hause aufzuziehen, sehr willkommen.

Später nahm ich ihn, mit Uebereinstimmung seiner übrigen Pathen, welche mir mit ihren Mitteln behilflich blieben, in meine Nähe. Nach meiner Verheirathung hat er Jahre lang in meinem Hause gelebt, meine Frau nannte ihn gern ihren ältesten Sohn. Wir dürfen stolz sein auf die Erfolge unserer Erziehung! Von seinem Vater erbte er die Gestalt und auch wol einige Aehnlichkeit der Gesichtszüge; in seinem Charakter liegt mehr von dem seiner Mutter; Alles in Allem hat er nichts von dem, was Beide ihrem Unheil zutrieb; er ist ein Charakter und eine tüchtige Natur für sich. Du und Ihr Andern kennt ihn ja, denn ich brauche nicht hinzuzufügen, daß ich von meinem jungen Reisegefährten spreche, welchen ich Euch zugeführt habe. Er hatte doch auch endlich von seinen Eltern das Nähere erfahren müssen, und so war schon seit Jahren sein Wunsch, die Stätten, wo sie gelebt und so jung ihre Gräber gefunden, kennen zu lernen. Da er dazu meine Gesellschaft wünschte, der ich ihm freilich der kundigste Führer dort sein konnte, wurde die Reise immer wieder hinaus geschoben. In diesem Sommer endlich war es möglich, unsere Reiseziele zu ver-

einigen. Wir trafen in Heidelberg zusammen. Von dort begaben wir uns nach Heiligenkreuz-Steinach, an das sich noch einige Kindheitserinnerungen meines Gefährten knüpften. Die beiden Alten sind gestorben, der Peter ist jetzt Löwenwirth und seit lange auch bereits Löwenvater. Darauf besuchten wir Birkenau. Die alte Frau, fast achtzig Jahr alt, lebt noch, der Heiner hat erwachsene Töchter, das Häuschen ist durch einen Anbau erweitert worden. Vom Kirchhofe aus, wo die beiden Gräber zwischen wuchernd aufgeschossenem Holundergesträuch kaum aufzufinden waren, stiegen wir hinauf zum Walde, wo die alte Buche noch hoch und kräftig steht, und der Blick hinüber zu den grünen Bergrücken der gleiche geblieben ist. Hier auf den Steinen, bei welchen der Freund einst in schwerer Stunde nieder gelegt wurde, ruhten wir aus, um unsere Pilgerfahrt zu beschließen.

Das ist die Geschichte von meinem Baum im Odenwalde. —

Der Erzähler schwieg, und ohne Worte gingen die Männer eine Weile neben einander her. Sie hatten inzwischen den Rückweg nach Jugenheim angetreten, die Abenddämmerung legte sich über die Berge und die breite, fruchtbare Rheinebene. — Nach einer Weile fuhr Humbert fort: „Mein junger Reisegefährte, Ansgar von Hohnstein, ist nicht immer so gemessen und zurückhaltend, wie Ihr ihn bis jetzt kennen gelernt habt. Die Eindrücke unserer Wanderung sind es, die ihn ernster gestimmt haben. Und weshalb ich Dir, mein lieber Schwager, das Alles so ausführlich erzählt habe? Erstlich, weil es mir Bedürfniß war, die alten Erinnerungen, die ich an den Plätzen des Odenwaldes wieder habe an mir vorübergehen lassen, einmal auszukramen; dann aber, weil ich für gut hielt, Dich damit bekannt zu machen, für den Fall, daß es mit dem jungen Hohnstein und Deiner Clara — richtig werden sollte, was mir denn alle Tage wahrscheinlicher wird."

„Sie sind beide noch sehr jung!" entgegnete Clara's Vater.

„Nun ja, und ich denke auch nicht heute schon den Brautwerber zu machen," rief Humbert. „Gleichwol, der junge Mann ist bereits „in Amt und Würden", man hat ein aufmerksames Auge auf seine Begabung und Kenntnisse gerichtet, eine schnelle und vielleicht bedeutende Laufbahn ist ihm voraus zu sagen. Sprich einmal mit Deiner Frau, sie wird wol schon mehr wissen, als wir Beide Aber horch! Da kommt ja unsere junge Schar mit Gesang den Bergweg herunter. „Es steht ein Baum im Odenwald —" richtig, schon wieder das alte Lied. Ei, und Ansgar singt es ja schallend und sehr angelegentlich mit! Nun, so will auch ich das Lied wieder mit Gelassenheit anhören!"

Theodor Storm.

Von

Prof. **Erich Schmidt** in Straßburg.

Es ist ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst des achtzehnten Jahrhunderts der deutschen Literatur ein Gebiet erschlossen zu haben, das sie vordem wol gestreift, auch auf einige Zeit besessen, aber nicht unverlierbar zu eigen gehabt hatte: die Poesie des Hauses. So lange sich die deutsche Muse in der Rolle einer verbildeten, mit Putz überladenen und ferne Länder durchschweifenden Modedame gefiel, mußte ihr die heimische Behausung gar ärmlich und alles Naheliegende keines freundlich verweilenden Blickes werth erscheinen. Sie hatte vergessen, daß bereits frühere Geschlechter die Behaglichkeit und Herzlichkeit eines friedlichen Stilllebens erfaßt und wenn nicht mit läuternder Kunst, so doch mit gesunder Naivetät dargestellt hatten. Diese Fähigkeit war erwachsen auf dem Boden der Reformation Luther's, der durch Wort und That der deutschen Bürgerfamilie neues Licht und neue Wärme spendete und durch die Gründung des ersten deutschen Pfarrhauses unserem geistigen und gemüthlichen Leben einen stetig wachsenden Schatz zubrachte. Zu jenem satten Hausfrieden, wie ihn Luther's Erläuterung der vierten Bitte meisterlich entfaltet, gesellte sich eine höhere Weihe, welche neben der Tagesarbeit das erbauende Gespräch, die heitere Geselligkeit, die freundlichen Klänge der Musik nicht vermissen läßt. Deutsche Erzähler lernten, so philisterhaft und schulmeisterlich zunächst Manches gerieth, Personen, Zustände und Ereignisse aus ihrer traulichen Umgebung schlecht und recht vorzuführen und die schematisch zurechtgezimmerten biblischen Stücke bieten in ihren anachronistischen Familienscenen erfreuliche Ruhepunkte. Da sehen wir Gott in eigener Person als lutherischen Katecheten die ungleichen Kinder des ersten Menschenpaares prüfen, Susanna mit dem braven Gatten und dem wackeren Gesinde hausfraulich verkehren, ein junges Paar trotz den Anfechtungen des Eheteufels in den gottseligen Stand treten, den Musterknaben Tobias gegen den verlorenen Sohn so nachahmungswerth abstechen. Einfache Gestalten und Motive, nichts weit hergeholt, gelingen dieser schlichten Kunst, deren Rahmen auch genrebildliche Episoden umspannt, z. B. Mahlscenen, wo die Wirthin zum Zulangen mahnt und die Kindlein, diese Himmelspflänzlein, ein Gebet lallen. Auch die unruhigen

Sprudelköpfe, deren Tummelplatz in einer derben, streitlustigen Zeit die schneidige, cynismenreiche Satire und die verschlungenen Pfade des Humors waren, fanden mitten im Drang ihres Lebens und Wirkens gute, stille Stunden für ein freundlich heiteres, inniges und sinniges Büchlein zum Preise des häuslichen Herdes, oder wie heutige Ziererei gern sagt, des „Heim".

Doch der über manchem deutschen Dache ruhende milde Glanz verblich, als der dreißigjährige Krieg seine sengende Fackel schwang. Abgewandt von den ausgebrannten Mauern ergötzte sich der curiöse Sinn an fremden, unnatürlichen, aufgeregten und üppigen Scenen. Spät erst sollte die Einkehr im eigenen Haus erfolgen und gewiß ist, daß jene strenge, schmucklose häusliche Zucht, die meist ohne den Antrieb einer starken Neigung nach elterlicher Uebereinkunft, freundschaftlicher oder gönnerhafter Veranstaltung und eigener Berechnung geschlossenen Ehen der Poesie im verflossenen Jahrhundert wenig Nahrstoff zuführten. Noch steht neben der Postille die „Asiatische Banise", Ziegler's von abenteuerlichen Effecten strotzender Roman.

Dann beginnt der Herausgeber einer Wochenschrift kleine Schilderungen aus dem Leben der mittleren Stände zu geben, der zahme Satiriker legt dem bürgerlichen Leser die wohlgetroffenen Conterfeis seiner guten Bekannten vor, die Familie betritt in ihrer Werktagskleidung die komische Scene und macht bald den Königen und Heroen den tragischen Schauplatz streitig. Sogar die lieben Kleinen finden in einem sächsischen Steuerbeamten einen Kinderfreund, der ihnen ein wohlerzogenes Jettchen und ein loses Fritzchen unter der Obhut eines Magisters zu Gespielen gibt. Aber Plattheit, Unnatur, Alt- und Superklugheit waren böse Klippen. Schon spuken die Musen und Grazien aus der Mark vor, wenn Pastor Lange, Lessing'schen Angedenkens, seine treue Lebensgefährtin und Dichtgenossin Doris Schinkenbrötchen vertheilen läßt; ein stolzer Vorwurf für eine horazische Ode und doch literarhistorisch nicht blos eines mitleidigen Lächelns werth. Wie poetisch dagegen verklärt Klopstock gesellige Vergnügungen des täglichen Lebens im „Zürcher See". Die Göttin Freude selbst schwebt hernieder und streut Blumen auf den staubigen Weg der noch in enge Schranken eingezwängten Menschen. Seitdem ist die Poesie wirkende Macht im deutschen Leben, unentbehrlicher Schmuck für die kahlen Wände einer sonst einförmigen Existenz. Die Schranken werden niedergeworfen, empfindungsvoll und empfindsam erhebt ein neues Geschlecht neue poetisch-sentimentale Ansprüche an das Leben und die Mitmenschen, die es gern nach dem Maßstab literarischer Vorbilder beurtheilt, wie Klopstock's Meta und Werther's Lotte. Hier bei Goethe in dieser Ballbeschreibung von der Kinderscene an bis zu den harmlosen Ohrfeigen des Gesellschaftsspieles und in zahllosen anderen Stellen des naivsentimentalischen Romans ist deutsche Hauspoesie, und wenn hier das Empfindungsleben des Helden stürmisch anschwillt, bleiben andere in der Sphäre inniger Sinnigkeit stehen, wie Claudius. So unsympathisch uns heute die schlaffe Lebensführung dieser Stillen im Lande sein muß, er war doch eine reine Seele, ein traulicher Dichter, und nicht zuletzt ihm ist es zu verdanken, wenn die guten Leutchen in Vossens „Luise" ihr reichliches Mahl durch gute Lieder würzen. Die Hauspoesie treibt und blüht in manchen Iffland'schen Stücken. Wol war Schiller

berechtigt, Shakespeare's Schatten gegen diese Männlein und Weiblein zu beschwören, einen Riesen gegen Pygmäen, aber auch in diesem Falle zeigte Goethe seine billigere Art, Menschen und Dingen die gute Seite abzugewinnen:

Denn Alles stimmt uns heiter, macht uns froh,
Denn ungefähr geht es zu Hause so.

Und war der Realismus solcher Hauspoesie nur auf die „erbärmliche Natur" angewiesen? Noch heute sehen wir Hofrath Reinhold und Margarethe mit Rührung; wir lieben die prächtige Großmutter im „Herbsttag" und werden warm, wenn alte Jugendfreunde beim Anblick vergilbter Stammbuchblätter das Gaudeamus igitur, oder wenn Oberförsters Claudius' unveraltbares „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" anstimmen. Nicht absichtslos sei hier der bestimmte Typen umfassenden Iffland'schen Familie mit ihren biedern alten Hausmöbeln, seiner harrenden Schönen und elegisch angehauchten Junggesellen gedacht.

Musiker hatten sich eingestellt, um manches Gesellschaftslied auf den Schwingen einer gefälligen Weise von Haus zu Haus fliegen zu lassen, und der Meister Illustrator Daniel Chodowiecki hielt auf unzähligen feinen Blättern mit sinnigem Ernst und reichem Humor die Erscheinungen und Stimmungen seiner Epoche fest.

Aber ich bin auf dem besten Wege, mich in die Schatten der Vergangenheit zu verlieren, da ich doch von einem Dichter reden soll, der unter uns im Licht wandelt.

Doch durfte der Versuch gewagt werden, mit einigen Strichen historische Voraussetzungen zwar nicht für die ganze Fülle der Storm'schen Poesie, doch für wesentliche Bestandtheile derselben anzudeuten. Der Dichter selbst soll uns noch dafür zeugen, daß zum mindesten manche dieser Erinnerungen sich unwillkürlich beim Lesen seiner Schöpfungen einfinden. Die hervorgehobenen Fähigkeiten sind vorzugsweise in Norddeutschland, theilweise auch in Mitteldeutschland ausgebildet worden. Es ist nicht nöthig, dies durch Nennung gefeierter Namen aus den letzten Jahrzehnten noch des weiteren zu erhärten. Wenn aber in den beliebten und oft so müßigen Streitigkeiten über die künstlerische Begabung der Norddeutschen und der Süddeutschen, worunter dann in erster Linie die Oesterreicher gemeint sind, das naivere Genußvermögen, die Ursprünglichkeit und frische Sinnlichkeit der letzteren betont wird, so darf der Gegenpart dem Familienleben der ersteren auch manches literarische Verdienst beimessen. Theodor Storm ist ein Sohn der kleinen schleswig-holsteinischen Stadt Husum und stammt aus einer daselbst alteingesessenen Familie. In solchen nordischen Häusern gibt es keinen raschen Wechsel, sondern eine langlebige Generation löst die andere sacht ab. Alte Traditionen werden sorglich vererbt, wie Kästchen und Truhe die Halskette und das Brautkleid der Urahne bewahren, jedes Geschlecht erzählt den folgenden seine Erfahrungen, nicht nur im Bild bleibt der Geschiedene den Nachgeborenen nahe, ernste und heitere Geschichtchen, gewichtige oder scherzhafte Aeußerungen sterben nicht aus. Ein starkes Familiengefühl und eine feste Freundschaft erzeugen fort und fort eine im besten Sinne gemüthliche Geschlossenheit. Pietät, Treue, Andacht auch für das Kleine wohnen gleich guten deutschen Hausgeistern in den alten Räumen, wo oft Urväterhausrath mit modernem Fabricat

friedliche Nachbarschaft hält und manches Stück dem sinnenden Betrachter verklungene Töne, verblichene Bilder wiederum vor die Seele ruft. So gut ein Alterthumsforscher aus schriftstellerischen Berichten, Funden, gegenwärtigen Zuständen, Analogien etwa das alte alemannische Haus neu schafft, so und treuer kann ich mir aus Storm's Werken das Storm'sche Haus in seinen Theilen aufbauen, ja sogar den „Pesel" mit dem richtigen Namen nennen. Jedem Dichter ist es zum Segen, aus einer Landschaft mit stark ausgeprägter conservativer Stammesart hervorzugehen, sowie eine bedeutende Mundart sein Sprachvermögen nährt.

I.

Der Dichter hat seinen ersten durchschlagenden Erfolg mit der Novelle „Immensee" errungen, die, in zahllosen zierlichen Bändchen verbreitet, noch heute dem großen Publicum sein bekanntestes Werk ist. Aber das Urtheil über Storm muß, soll es nicht sehr einseitig gerathen, den weiten Weg zu „Aquis submersus" empor abschreiten. Bisweilen schwelgt ein gefühlvoller Essayist so in der süß wehmüthigen Weichheit der älteren Schöpfungen, daß sie in seiner Spiegelung fast weichlich wird und er mit umflortem Blick die späteren Dichtungen nicht mehr zu fixiren vermag. Resignationspoesie möchte man die große Mehrzahl der früheren Novellen nennen, und ein gut Theil Resignationspoesie lebt und webt auch in den folgenden. Nachdem wir zunächst die Stube der alten Marthe besucht haben, wo das Picken der Uhr Gedanken und Erinnerungen weckt und verflossene Weihnachtsfeste in freundlicher Bilderreihe vorbeigleiten läßt, treten wir in das einsame Gelehrtenzimmer Reinhard's, des Helden von „Immensee". Hier hat ein Frauenbild die Kraft, verflossene Jugendtage mit ihren Freuden und Leiden, Hoffnungen und Enttäuschungen herbeizuzaubern. Echte Kindheitstöne werden laut. Kleine feine Motive deuten in die Zukunft: Reinhard und Elisabeth bauen sich ein Häuschen, er will mit ihr nach Indien ziehen, sie macht es von der Erlaubniß der Mutter abhängig. Während die lustige Gesellschaft Erdbeeren in Hülle und Fülle pflückt, findet unser Paar nichts, weil es sich träumerisch in Waldeinsamkeit verliert. Reinhard findet überhaupt nichts; die Ernte einzuheimsen, fällt den prosaischeren Naturen zu, die sich wenig um Falter und wogende Farrenkräuter kümmern. Reinhard mag seine poetischen Gedenkblätter mehren, mit Elisabeth botanisiren und ihrer Liebe sicher sein — die praktische Mutter legt die Zukunft ihrer Tochter in die kräftige Hand Erichs. Reinhard ist eine gemilderte Werthernatur, Erich läßt sich dem trefflichen Albert vergleichen, aber Elisabeth hat blassere Wangen als Lotte. Die Aehnlichkeit liegt jedenfalls tiefer, als in der Gruppirung. Nicht nur mahnt die Naturempfindung an den von linder, ermattender Frühlingsluft durchwehten Eingang des Goethe'schen Romans, sondern hier wie dort waltet überhaupt der Hang, das Herz wie ein krankes Kind zu halten.

Reinhard sieht die Geliebte als Frau auf dem Gute des Freundes wieder, um dann auf immer von ihr zu scheiden, die in Gedanken die Seine bleibt. Die Ausführung ist sparsam, doch um so ergreifender, denn Storm hat, wie Wenige, die Gabe, Stimmung zu erzeugen, andeutend, nicht ausdeutend. Elisabeth's

Hand gibt stumme Kunde: „Er sah auf ihr jenen Zug geheimen Schmerzes, der sich so gern schöner Frauenhände bemächtigt, die Nachts auf krankem Herzen liegen", oder wie ein kleines Gedicht Storm's entsprechend sagt:

Ich weiß es wol, kein klagend Wort
Wird über deine Lippen gehen,
Doch was so sanft dein Mund verschweigt,
Muß deine blasse Hand gestehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Derlei bezeichnende Worte begegnen öfters; wie vortrefflich heißt es von der Katholikin Veronika, sie habe „gefirmte Augen", oder von den blauen Augen der Agnes, man möchte die Veilchen daraus pflücken. Die Natur hilft dem Dichter deuten. So liegt eine schöne Symbolik in der romantischen Nachtscene, wie Reinhard zu der bleichen Wasserlilie, seiner alten Bekannten, schwimmen will, aber sich in den Schlingpflanzen verstrickt. Unerreichbar! Auch ein Volkslied, das Reinhard, „Urtönen" lauschend, irgendwo aufgegriffen hat, muß die Situation mit grausamer Offenheit zum Bewußtsein bringen: „Meine Mutter hat's gewollt, den Andern ich nehmen sollt". So ist's auch hier. Darüber wird der Geliebte ein alter Junggeselle.

Ursprünglich hat ihn Storm heirathen lassen, wie mir jüngst die von Biernatzki herausgegebenen, für Storm's Stammesart und Entwickelung sehr lehrreichen „Scenen und Geschichten aus Schleswig-Holstein" (II. 1850) verrathen haben. Da erzählt zu unserem Befremden die erste Fassung aus Reinhard's späterem Leben, daß er eine brave, wirthschaftliche Frau heimführte, den mit Jubel begrüßten Knaben früh, die Gattin nach dreißig Jahren verlor und dann — nach dreißig Jahren — vereinsamt sein Auge auf die im Abenddämmerschein auftauchende Wasserlilie heftete. Hier war ein dicker Strich geboten. Nicht minder erweist sich jede andere Aenderung als künstlerischer Fortschritt. So war die schöne Scene am heiligen Abend früher burschikoser gehalten und das Harfenmädchen mit den sündhaften Augen sang noch nicht ihr wunderbar leidenschaftliches „Heute, nur heute bin ich so schön". Auch die Varianten neuester Dichter wollen beachtet sein. Ich erfahre, daß Storm zuerst in dem volksmäßigen Liede die Frau hatte klagen lassen „Was ich so süß empfinde, nun ist es worden Sünde", aber die erste Zeile schien ihm schon vor der ersten Drucklegung nicht den rechten Volkston zu treffen, der in dem ruhigen, formelhaften „Was sonst in Ehren stünde" so glücklich gewonnen wurde.

Soll ich die Gestalten anderer Dichter, Otto Ludwig's Apollonius in „Zwischen Himmel und Erde" und Stifter's „Hagestolz" neben Reinhard stellen? Das Problem Ludwig's ist ganz anders geartet: er will das typische Schicksal des allzu gewissenhaften sittlichen Hypochondristen in seiner ganzen Detailentwickelung zeigen. Stifter's beste Figur hingegen unterscheidet sich von Reinhard durch den herben, menschenfeindlichen Zug. Storm und Stifter sind einander in einigen Zügen verwandt, nie aber hat Storm etwas so Unwahres

wie die vielgerühmte „Brigitta", etwas so Affectirtes wie das „Haidedorf", nie so langweiligen Kleinkram wie die „Bunten Steine" geschrieben, nie ist eine blos schildernde Poesie sein Ideal gewesen.

Ihm kam es von vornherein immer darauf an, der künstlerisch geschlossenen, auf einem Conflicte beruhenden Novelle einen tiefen Gemüthsinhalt zu geben, sei es auch auf Kosten einer sogenannten „spannenden" Handlung. Wie die zwei Königskinder im Volkslied stehen seine jungen Liebesleute mit sehnsüchtig ausgebreiteten Armen da. Das Wasser, das sie trennt, ist viel zu tief, der Liebende kein Leander, sondern mehr ein Toggenburger, ohne starke Initiative. Wir möchten manchmal ausrufen, was der kleine Reinhard zu Elisabeth sagt: „Es wird doch nichts daraus werden, du hast keine Courage". In resignirter Gebundenheit leben und träumen sie dahin, getrieben, nicht treibend, ein nachgibiges Wachs in der Faust des Schicksals, der strammen Widerstandskraft ermangelnd, aber Alle von echtester Stimmungspoesie umwoben. „Wir müssen doch auch hoffen", lautet eine sehr vernünftige Mahnung der Angelika; doch gerade in dieser Novelle hat Storm mit zwingender Folgerichtigkeit entwickelt, daß der Held seiner Natur nach gerade da alle Verbindungsfäden durchschneidet, wo die veränderte Situation zur festeren Schürzung des Knotens aufzufordern scheint. Die Resignationsnovelle hat kein Fortissimo des Glücks oder Unglücks als Schluß. Leise Töne schwellen allgemach an, um dann langsam zu verklingen. Den entsagenden Männern liegt der Selbstmord fern. Wenn aber ein Mädchen aus unseligen Verhältnissen heraus dem Dasein entflieht, breitet der Dichter schonend einen Schleier darüber und läßt für die Leser die Frage offen, ob es eine That oder ein Ereigniß war, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Mitunter will uns die Ausbeutung der Motive noch unentwickelt und ihre Zahl beschränkt erscheinen, ohne daß die Empfindungsfülle und das charakteristische integrirende Beiwerk irgend welche ermüdende Einförmigkeit aufkommen ließe. Die in einem bestimmten Bannkreis des Wollens und Fühlens festgehaltenen Figuren sind dabei keineswegs die schattenhaften Jünger einer milchblütigen seraphischen Liebe. Sie haben warmes Menschenblut und der Sinnlichkeit wird ihr Recht. Das nur sinnliche Verlangen jedoch muß nach dem Tode des schönen Kindes einem weihevollen Cultus des Grabes Platz machen. Die er, da sie lebte, nur begehrte, nicht liebte, ist er als Todte nach erloschener Begier ewig zu lieben gezwungen. Zaghaftigkeit und Reflexion bändigen die ungestümen Wallungen des Blutes. So wird Gabriel, der doch in einem Feldzug mitgekämpft hat, die holde Waldblume nicht pflücken oder verpflanzen, sondern nur zum Andenken an sommerliche Tage, Waldesgrün und Nachtigallensang ein grünes Blatt in seinem Liederbuch pressen. Mehr als einer vereinigt in diesen Novellen sinniges Dichten mit sinnigem Botanisiren. Sonst wird gern verschwiegen, was die Leute im bürgerlichen Leben sind und was sie treiben. Wir erhalten Aufschluß über die Alltagsthätigkeit Erich's, die Andeutungen über Reinhard's stilleres Wirken lassen nur vermuthen, daß die Studien, in denen er einst die Kraft seiner Jugend geübt hat und nun sein Alter tröstet, auch der Botanik gelten, wo er denn gewiß häufig weniger an Systematik und Physiologie, als an die weit dahinten liegenden Excursionen mit Elisabeth und an die ferne

Wasserlilie denkt. Storm strebt mit vollem künstlerischen Bewußtsein danach, sein Revier von allen fremden, nicht durch die poetische Idee herbeigerufenen Elementen freizuhalten. Der Oberamtsrichter mengt keine Acten unter die Blätter des Poeten, und wenn wir einmal „Draußen im Haidedorf" eine unmittelbar aus der Amtsthätigkeit gewonnene Anregung wahrzunehmen meinen, so ist diese Dorfgeschichte doch Alles eher, als eine der fatalen Criminalnovellen, die sich auf dem Holzweg zwischen dem neuen Pitaval und der Dichtung bewegen. Desgleichen hat Storm in den Jahren, wo ihn, den muthigen Patrioten, die traurige politische Lage tief getroffen hatte, in seiner Novellistik kein „Schleswig-Holstein meerumschlungen" ertönen lassen. Die wenigen Stellen der Liebe und Empörung aber sind durchaus tendenzfrei. Der Senator in „Abseits" flüchtet mit den Seinen vor der verhaßten Sprache der übermüthigen Fremdlinge in die Stille der blühenden Haide, oder der alte Freischärler spricht hoffnungsfreudig von einer neu beginnenden Herrlichkeit der deutschen Nation, welcher auch sie angehören. 1863 aber faßt der Dichter als landfremder Mann seine Sehnsucht nach der Heimath ergreifend in „Unter dem Tannenbaum", einem schönen Stück Familiengeschichte, zusammen.

Vor der Hand weicht er in der Poesie dem Herben und Gewaltigen aus, obgleich er den Zwiespalt der Vereinigung vorzieht. Die Resignation seiner Menschen bekundet die süße Wollust elegischer Rückblicke, verwundend zugleich und das Balsamfläschchen darreichend. Wo zerstörende Mächte eingreifen, wird ihr feindliches Walten nie rücksichtslos verdeutlicht. So wirkt die Erscheinung der Landstreicherin in „Auf dem Staatshof" nur wie ein greller Blitz. Schwäche, Vermögensverluste, Widrigkeiten des Lebens lassen einzelne Personen heruntergekommen; Storm schiebt die kleine Anne Lene vom Staatshof aus dem Leben, er stößt sie nicht. Oder wir hören den Bericht über ein Geschehenes, ohne Augenzeugen des Geschehenen zu sein. Storm will rühren, nicht erschüttern, und ist in jedem Falle der lang nachklingenden Wirkung sicher. Nur derbknochige Leute von unbarmherziger Gesundheit mögen manchmal nicht einsehen, warum sie nicht lieber zu einer lustigen Hochzeit gebeten werden.

Das alte Lied vom Scheiden und Meiden erschallt in reichen Variationen. Reinhard und Elisabeth werden, wie das täglich geschieht, durch äußere Verhältnisse getrennt. Aehnlich ergeht es dem reizenden Fränzchen „Im Sonnenschein". „Angelica" ist mehr Charakterstudie. Ein schwacher Mann, der nicht viel gelernt hat, wenig leistet und all das weiß, wagt es, in sein leckes Schifflein eine Gefährtin zu laden, oder vielmehr er wird Bräutigam ohne zu wissen wie. Ohne den Glauben an ein Glück, das Außerordentliches verwirklicht, quält er sich und die Geliebte, verliert sie, meidet sie, kehrt wieder und findet sie verlobt. Nicht nur hier ist das Mädchen energischer und erfüllter von dem frischen Drang, des Lebens Rosenzeit zu genießen. Warum soll sie keinen Ball besuchen? Er jedoch klagt ähnlich wie das Lied „Hyazinthen": „Ich möchte schlafen, aber Du mußt tanzen." Auch hier eine verständige Mutter. Anne Lene, der in dem mückenspießenden Kammerjunker kein willkommener Freier naht, will andererseits die Primanerexistenz ihres treuen Gespielen nicht belasten. Der gute Doctor in „Drüben am Markt" holt sich einen Korb bei der schönen

Bürgermeisterstochter; so ist er trotz dem sorgsam erstandenen Hausrath ein alter Hagestolz geworden, indessen sein Freund und einstiger Freiwerber, der seine Justizrath, die Braut heimführt. Ohne Groll wird er sogar Hausarzt. Wenn er aber vom Fischen heimkehrt und in seinen alten Notizen blättert, kehrt er zurück in entschwundene Zeiten. Ein leiser, achtungsvoller Humor umgibt die Gestalt des alten Herrn. Er macht uns lächeln, nicht lachen. Daß Storm auch sehr lustige Töne anschlagen kann, lehrt die Humoreske „Wenn die Aepfel reif sind", worin ein Obstdiebstahl und ein nächtliches Stelldichein köstlich verflochten sind. Mehr an Stifter's Hagestolz kann, abgesehen von dem reichen Beiwerk, der Alte in der „Halligfahrt" erinnern. Storm ist Meister in der Kunst, durch das Unausgesprochene zu wirken und im Dämmerschein ahnen zu lassen, was Andere in ein helles, oft zudringliches Tageslicht rücken. Das hängt mit der noch zu verfolgenden Technik des Rückblicks zusammen. Jugendliebe blüht in den meisten Novellen.

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar". Und um den Thurm von „St. Jürgen" flattern zwitschernde Schwalben, der Chorus der Novelle, wozu sie Storm mit ausgezeichneter Kunst gemacht hat. Der Schluß „Als ich wiederkam, war Alles leer" bleibt uns natürlich nicht erspart. „In St. Jürgen" gehört in jeder Beziehung zu Storm's besten Leistungen. So mag denn ein kleiner Quellennachweis gestattet sein. In der besagten Biernatzki'schen Sammlung, die eine beschauliche Pietät durchwärmt, stehen Charakterbilder aus dem vorigen Jahrhundert, nach den Erzählungen einer siebzigjährigen Frau mitgetheilt. Eines nennt sich „Das Heimweh", ein rührendes Stück. Nachdem die treffliche Frau ihr Herz nach langen Jahren in der Umgebung der heimischen Stätten und Menschen erlabt hat, trifft sie als Gefährten der Rückreise einen Greis, den der Abschied noch mehr zu bedrücken scheint. Ein zutrauliches Wort gibt das andere und so erzählt er sein Leben. Ein Handwerksgesell aus der Nähe, mit einem schönen sittsamen Mädchen verlobt, mußte er dem Vater willfahren und nach altem Brauch auf die Wanderschaft ziehen. Nun halten ihn in Dresden zwingende Verhältnisse so fest, daß er nicht zu seinem Gretchen zurückkehrt. Denn der freundliche Meister bittet den frommen Jüngling auf dem Sterbelager, sein Weib und seine kleinen Kinder nicht zu verlassen. Allmälig schlingt die erfolgreiche Arbeit für seine Empfohlenen, ihr Drängen und ihre dankbare Liebe immer festere Bande um den heimwärts, liebwärts Strebenden: er heirathet die Wittwe. Aber oft erscheint ihm Gretchen als eine ernst mahnende Gestalt. Endlich nach 51 Jahren kann er die Sehnsucht nach einem Wiedersehen nicht länger bemeistern, er reist heimlich ab und — findet Alles leer. Was hat nun Storm aus dieser gerade für seine Art lockenden, gemüthvoll, aber etwas pietistisch vorgetragenen Erinnerung gemacht? Vor Allem mußte die dürftig skizzirte Vorgeschichte frei gestaltet werden. Gretchen ist zur alten Jungfer Agnes Hansen geworden, die im Spittel von St. Jürgen ihrem jungen Freunde, dem Dichter, den Verlauf ihrer Jugend erzählt. Wie eine Hoffmann'sche Figur schlürft der unheimliche Spökenkieker vorbei. Storm motivirt das Scheiden des Geliebten harre. Sein Vormund Hansen, dem Ruine nahe, hat sich von einem gemeinen Schwindler zur Hebung eines vermeintlichen

Schatzes verleiten lassen und das Bankerottglöckchen wie ein Sterbegeläut für seine alte Hausehre klingen hören. Das Geld seines Mündels, womit dieser Meister werden und freien wollte, ist dahin; Harre muß scheiden, schon um dem armen, alten Mann für's erste aus dem Weg zu gehen. So weit reicht die Erzählung der greisen Braut. Wie zart, daß dann Harre nichts von dem Vergehen seines Vormundes zu berichten braucht. Später reist der Dichter wieder einmal nach Haus und trifft unterwegs — also auf der Heimreise im glücklichen Gegensatz zur Vorlage — den alten Claviermacher aus Süddeutschland, den einstigen Verlobten seiner Hansen. Dabei wird eine Husumer Erinnerung an die Abtragung des weithin ragenden Thurmes von St. Jürgen sehr wirkungsvoll vordeutend verwerthet: Harre starrt in's Leere. Aber nicht nur Neuerfinden, Auslesen, Streichen ist des Dichters Aufgabe dem an sich unzulänglichen Rohstoff gegenüber, er muß auch jedes gehaltvolle Motiv ausmünzen. Die Vorlage sagt, daß der Sattler im Gedanken an Gretchen manchmal fast den Tod seines Weibes sündhaft herbeigewünscht habe. Storm stellt ihn wirklich — mir fielen dabei Motive aus Heyse und Stieler ein — vor die Versuchung, die ausgeglittene Frau in den Abgrund stürzen zu lassen; natürlich nimmt ihn der finstre Gedanke nur einen Augenblick gefangen. Er beichtet Alles und nicht verstohlen schleicht er sich fort, sondern seine treue Lebensgefährtin selbst, die den Sinnenden oft so mild fragt „Sind's denn wieder die Schwalben?", mahnt zur Reise, zum versöhnlichen Abschluß. Die Geliebte seiner Jugend darf auch nicht schon seit Jahrzehnten todt sein, sondern muß unmittelbar vor seiner Ankunft dahingehen. Der Erzähler sieht Harre an der Bahre knieen und die Schwalben singen dazu hoch in der Luft ihr trauriges Lied.

Schönste Pietät hat diese Erzählung geschaffen. Und zu der Jungfer Hansen gesellt sich eine Reihe prächtiger Gestalten, die für Storm's seltene Gabe, die guten Alten leibhaft hinzustellen, zeugen. Da ist die ihrem Schicksale nach nicht unähnliche Wieb in „Abseits", das greise Paar auf dem Staatshof, die Großmutter Arnold mit ihrer ehrenfesten Bauernart, die plattdeutsche Fabulistin Lena Wieb, vor der sogar die Gassenjungen Respect haben. Würdige alte Damen werden gleich sicher geschildert, wie die in ihrer Weise ebenso würdigen Frauen niederen Standes. Neben solchen Volksfiguren treten der Schulmeister, der Dorfgeiger, der protzige junge Bauer und die nicht erst mit Eau-de-Cologne besprengten Insassen des Haidedorfes auf: der von sinnlichem Verlangen nach der bestrickenden Vagabundin geschüttelte Heinrich, die beschränkten Bauernweiber, die ländliche Sirene. Jedes alte Thema gewinnt unter Storm's Hand eine neue Form. Wie oft begegneten uns nicht schon in Roman und Novelle Abälard und Heloise, Lehrer und Schülerin, Hofmeister und Freifräulein mit der Verschärfung des berühmten Motivs durch die unstandesgemäße Liebe. Gewisse Uebereinstimmungen sind selbstverständlich, doch scheint mir Storm's „Im Schloß" zugleich eine Bereicherung seiner speciellen Novellistik und eine der besten Behandlungen des beliebten Vorwurfs zu sein. Die Handlung und Charakteristik sind ausgewachsen. Der stille, sinnige Sammler, einst der Held, steht hier als Oheim bescheiden zur Seite. Storm wagt mehr und gönnt der jungen Wittwe und dem Abkömmling des bäuerlichen Prügelknaben eine

glückliche Vereinigung. Aber auch der tragische Ausgang der Novelle „Auf der Universität", welche von der halbflüggen Kindheit zu den Stürmen der späteren Jugend führt, enthält die Versöhnung. Der biedere Schreiner, der komische französische Schneider — Lore hat also französisches Blut, wie jene Dorfkokette slavisches —, das verlorene Mädchen, der Don Juan Raugraf, die Nähmamsell, sie leben und gleich die Tanzstunde, auch kein sonderlich neuer Gegenstand, ist ein Cabinetstück. Was sie kennt und liebt, stellt diese deutschgemüthliche Dichtung dar, ohne nach fremdartiger Absonderlichkeit zu trachten. Wiederum: wie oft ist nicht schon ein unbeweibter Conrector, Professor oder sonstiger Stubenhocker in der Novelle von der Liebe überrumpelt und der Ehe zugeführt worden; nur zu oft. Aber wem ginge das Herz nicht auf „Beim Vetter Christian", wenn das Mädchen ihr verschämtes „O bitte, wenn Sie nichts dagegen haben" zu lispeln scheint, der Oheim sein herzliches „Christian, mein alter Junge" ruft und das gute alte Mädchen, Cousine Ehnebeen, an der stattlichen Familientafel ihren bekannten altfränkischen Toast ausbringt, an welchen sich der ernste Trinkspruch „Martje Flors" anschließt: „Up dat es uns wull gaa up unse olen Dage!" Beinahe hätte ich den alten, schließlich bezähmten Hausdrachen Caroline vergessen, der man trotz ihrem Brummen und Horchen doch gut sein muß. Kurz, die Poesie des Hauses feiert hier ihren Triumph.

Sie feiert ihn auch da, wo der Dichter in der Fremde unter dem Tannenbaum ein Stück seines Lebens ausbreitet, zwanglos erzählend nach Art des schönen „Weißt Du noch?" „Gedenkst Du?" Dann feiern wir mit ihnen das Fest und die Verwandten daheim erscheinen auch uns als ferne gute Bekannte, Dank dieser anheimelnden Treue der Vergegenwärtigung. Dann wandern wir in Gedanken nordwärts in das alte Haus, wo Eltern, Großeltern und Urahnen gewohnt haben, das in die Höhe wie in die Tiefe gebaut ist und zu dem auch die Gruft draußen auf dem Friedhofe gehört. Der Nachkomme, ein kundiger Nekromant, läßt die Todten auferstehen, daß sie lebendig, ohne Bläße, vor das Geschlecht von heute treten. Die alte Rococozeit kehrt wieder mit ihrer Gravität und ihren Schnörkeln, ihrem maßvollen und ihrem zierlichen Wesen, ihren Perücken und ihren Taxusgängen. Hier ist ein Poet, der sie versteht, weil er mit seinen Vorfahren die gute alte Zeit durchlebt hat, das Alte liebt und „In Urgroßvaters Hause" noch jetzt eben zu Hause ist. Gleich seine ersten Schöpfungen sind voll davon. „Im Saale", bei der Taufe der Urenkelin Barbara, erzählt die Greisin, wie einst an dieser Stelle ein Ziergarten war, da spielte sie als kleines Mädchen, und ein junger Kaufherr kam herbei und schaukelte sie so eifrig, daß ihm der Haarbeutel bald rechts, bald links flog, nach acht Jahren aber war Hochzeit in dem neuen, mit Gypsrosen verzierten Saale. Wir sind im achtzehnten Jahrhundert. Vieles ist anders geworden und doch im Grunde gleich geblieben. Aber die Zucht war strenger und „Im Sonnenschein" beglückter Liebe muß die Tochter des Kaufmannshauses dem schönen adeligen Officier entsagen. Ein ausgezeichnetes Rococobild, wie im Pavillon des sauberen Gartens das Paar sich findet; ja die „Bachstelze", Fränzchen, ist ein so reizendes Rococofräulein, daß sie den Vergleich mit

Meister Gottfried Keller's „Hanswurstel", Figura Leu, wol wagen darf. Leider haben sie Beide nicht den Geliebten beglücken dürfen. Sinnend hält der Großneffe das Medaillon mit der schwarzen Haarlocke in der Hand. Damals waren die Hausväter gestrenge Herren, aber auch recht behaglich, wovon Storm's „Zerstreute Capitel", besonders die von einer glücklichen Liebesentwickelung umrankte Schilderung der vereinigten freundschaftlichen Gesellschaft Kunde geben. Diese Fähigkeit, ohne jede antiquarische Künstelei unsere Alten zu beschwören, fügt sich wol zu dem Cultus der Vergangenheit in zahlreichen Novellen. „Dunkle Cypressen! Die Welt ist gar zu lustig, es wird doch Alles vergessen", so hat der Student Storm die Ritornelle seiner Dichtgenossen abgeschlossen. Von ihm gilt dies Wort nicht, seine Muse ist Alles eher denn vergeßlich. Eine Priesterin, welche die ewige Lampe der Erinnerung hütet.

Die Pietät äußert sich weiter in der liebevollen Detailschilderung der Behausung vom sandbestreuten Flur an durch Wohnstube und Saal bis in die Bodenräume, wo alte Kisten zum Kramen auffordern. Im Tassenschränkchen steht das Meißner Porzellan und die Bunzlauer Kanne. Das Zitzsopha, der Tisch mit den geschweiften Beinen und dem Wachstuch, der kattunüberzogene Großvaterstuhl, Marthens' und Vetter Christian's Uhren wollen so gut gekannt sein, wie ihre Besitzer. Wir denken an das Beste von Voß, gelegentlich auch an Dickens. Von den alten Tapeten her hilft das galante Schäfervolk, oder das zarte Paar, Paul und Virginie, Stimmung ausstrahlen. Und wie schelmisch lacht uns der dicke Amor im Harmoniesaale an, den alle jungen Damen fliehen, so daß dort immer eine Lücke in der Tanzreihe eintritt. An der Wand hängen Kupferstiche, Silhouetten, Pastellbilder, namentlich darf im Zimmer des alten Junggesellen das kleine magische Mädchenporträt nicht fehlen. Erlesene Bücher stehen wohlgeordnet auf dem Bord; noch vor der Zeit der sogenannten Prachtwerke erschienen, bieten sie nur ein hübsches Chodowieckisches Titelkupfer und ein schmales Seidenband zur bequemen Bezeichnung einer Lieblingsstelle.

Aus der Stube geht es in's Freie, in den Garten, mag er nun nach altem französischen Stil mit schnurgeraden Wegen, künstlich geschorenen Buchsbaumschranken, Muschelverzierungen, Floraſtatuen und Lusthäuschen ausgestattet sein, oder nach neuerem Geschmack den Pflanzen und Menschen freie Bewegung gestatten, und aus dem Garten hinaus auf die Haide oder an's Meer. Husum, die „graue Stadt am Meer", ist mit landschaftlicher Schönheit nicht überreich gesegnet. Storm selbst beginnt eine Novelle: „Es ist nur ein schmuckloses Städtchen, meine Vaterstadt; sie liegt in einer baumlosen Küstenebene und ihre Häuser sind alt und finster. Dennoch habe ich sie immer für einen angenehmen Ort gehalten, und zwei den Menschen heilige Vögel scheinen diese Meinung zu theilen", die Störche und die Schwalben. Auch diese Gegend hat geheime Reize, die sie dem einsamen Waller gern erschließt. Nirgends eingeengt, darf der Blick in eine grenzenlose Ferne schweifen, kaum daß dort auf der Geest eine Windmühle ihre Flügel bewegt. Die weite flache Haide, wo der Schritt so seltsam hallt, das grüne Wiesenland, über dem die Sonne brütet, das heilige Meer, auf dem man zur Hallig fährt oder an dessen Ufer man starrend verweilt, erzeugen den Eindruck, als schaue das menschliche Auge hier nach allen Seiten in

die Ewigkeit, oder wie Storm eine gute alte Halligbewohnerin von dieser Unendlichkeit des Raumes sagen läßt: „Mein Gott, wat is die Welt doch grot; un et gifft ok noch en Holland.“ Daß er auch die Zerstörungskraft der empörten Fluth und andererseits die Wollust, welche der kräftige Schwimmer mitten im Anpralle der Wogenberge verspürt, schildern kann, dafür sind „Carsten Curator“ und „Psyche“ glänzende Zeugnisse, ja, wie ein jugendlicher Meergott taucht Psyche's Retter aus den wilden Wassern — aber gemäß seiner bändigenden Behandlung der Leidenschaft bevorzugt Storm die friedliche Sabbathstille in der Natur. „Das Anrauschen des Meeres, das sanfte Wehen des Windes, es ist seltsam, wie das uns träumen macht.“

Wer kennt nicht Hebbel's grausige Beschreibung der öden Haide:

Hinaus aus der Stadt! Und da dehnt sie sich,
Die Haide, nebelnd, gespenstiglich!
Die Winde darüber sausend;
„Ach, wär' hier Ein Schritt, wie tausend!“

Und Alles so still und Alles so stumm,
Man sieht sich umsonst nach Lebendigem um;
Nur hungrige Vögel schießen
Aus Wolken, um Würmer zu spießen.

oder die mannigfaltigen wunderbaren Haidebilder Klaus Groth's? Storm's Menschen suchen die Haide, um ein süßschauriges Gefühl der Einsamkeit zu genießen. Pan schläft. Hier und da erhebt sich eine Brombeerhecke aus der Ebene oder ein Bäumchen, an dessen zarten Blüthen ein Bienenschwarm saugt, lädt in seinen Schatten ein. Das stumme Sinnen geht in ein halblautes Selbstgespräch über; der Gesang der Haidelerche begleitet es sanft. Dann kommt jenes melancholische Sehnen, welches uns in solcher Einsamkeit so unbezwinglich ergreift, über den Wanderer, daß er die Arme der Fata Morgana des Jugendparadieses entgegenstreckt. Wir werden heimisch in der Marschgegend und schreiten über das Weideland, wo die Fennen durch Hecken oder silberne Gräben getheilt sind, die Rinder von ihren Freunden, den pickenden Staaren, umschwatzt sich strecken und Gruppen von Rüstern und Pappeln emporragen. Leise lispelt das Schilf, der Kiebitz schreit im Röhricht. Der Mensch möchte mit dem Adler da oben im reinsten Aether verschwinden, oder mit der flinken Seeschwalbe dort den Wogenkamm kosend streifen. Zwischen Wachen und Träumen sich am Deich in's hohe Gras zu strecken, in die heiße kochende Luft zu blicken, danach aber das von der Weite ermüdete Auge an der nächsten Umgebung zu weiden, ist allen Storm'schen Spaziergängern ein inniges Vergnügen. Auch hier waltet die Andacht für das Nächste und Kleinste. Solche Andacht kann lächerlich werden, wenn sie so beschränkt ist, wie bei dem alten Karl Mayer, der kein Gänseblümchen und keine Schmeißfliege sehen konnte, ohne schleunigst Einiges zu bildern und zu verseln. Bei Storm werde ich dagegen in jene freundschaftliche Naturstimmung versetzt, worin Goethe's Werther einmal gar naiv ein Maikäfer zu sein wünscht, um all das kleine, vom Frühling geweckte Leben und „Gewebere“ noch näher zu genießen. So schwelgt der „stille Musikant“ auf seinem Veilchenplatz. Ein tändelnder Schmetterling wird als papilio urticae gegrüßt; er ist wol ein Bekannter, wie die bleiche Seelilie.

Aehnlich wirkt die Waldeinsamkeit bei Storm. Nicht jener wundersame Schauer, den Tieck im „Phantasus“ so virtuos erzeugt, befällt den Menschen, sondern wieder erfaßt ihn die feierliche, träumerische, etwas bängliche Stille und das Bewußtsein, in diesem nur von ein paar Sonnenstrahlen durchbrochenen Dickicht so eingesperrt zu sein, wie der berauschende, würzige Duft. Auch im Blüthenwald des verwilderten Gartens zwischen Himbeerbüschen und Schlingpflanzen ist ein Verirren möglich, so gut als im dichten Hag. Alles weiß der Dichter zu benennen, und immer als der Liebhaber, nie als der Brockesisch angehauchte Botaniker.

Der Duft von Flieder, Rosen und Syringen dringt mit der lauen Sommerluft in die Stube, wo noch spät die Lampe leuchtet, durch das offene Fenster rauscht der linde Wind herein, oder ein Nachtfalter besucht den sinnenden Gesellen, wenn draußen die Stimmen der Mondnacht, das Säuseln der Gräser, das Springen der Blüthen, das feine Singen in den Lüften erwachen.

II.

So führt uns auch Storm's Technik in die Abendstunden des Tages, des Lebens. Weil diese Poesie so erinnerungsreich und erinnerungsstark ist, liebt sie es, von einem erreichten Endziel aus, das nur selten das ehemals ersehnte sein wird, nach rückwärts über die durchmessene Bahn Licht zu verbreiten. Diese Composition und die mit ihr eng verbundene Vorliebe für die autobiographische Form können nur Dem Manier zu sein scheinen, der ihre Geburt aus der Stimmung heraus nicht begriffen hat.

Und steigen auch in der Jahre Lauf,
Wenn der Tag des Lebens vollbracht ist,
Erinnerungen gleich Sternen auf,
Sie zeigen nur, daß es Nacht ist.

Der heftige Schmerz jedoch hat sich beruhigt und geklärt. „Jahre waren seitdem vergangen,“ heißt es öfters, auch in einem und demselben Werke. Gleich die Anlage von „Immensee“ ist typisch für eine größere Gruppe: wir sehen den Alten, das Mädchenbild wirft Licht über die Vorzeit: „Er war in seiner Jugend“; diese führt uns der Dichter in verschiedenen Stationen, immer eine Reihe von Jahren überspringend, vor; schließlich kehren wir zum Anfang zurück. Aehnlich verfährt O. Ludwig in „Zwischen Himmel und Erde“. Diese Art des Fortgangs mit zeitlichen Zwischenräumen wird man fast überall bei Storm finden. Ruhig von Anfang bis zu Ende episch fortschreitende Erzählungen, wie „Beim Vetter Christian“, fehlen nicht, aber sie sind seltener. Ferner finden sich unter den Dichtungen kleinere Skizzen, die weniger ausgeführte und abgerundete Novellen, als vielmehr Erinnerungsblätter sind. Der Dichter erzählt öfters in eigener Person und läßt dann — mit schönem Parallelismus in „In St. Jürgen“ — die Hauptperson selbst einsetzen oder verschiedene Berichterstatter einander ablösen. Auch diese Form wird wieder mannigfach variirt. Alte Frauen sind als Erzählerinnen besonders willkommen. Aber auch der Freund wird gern angehört; ist er in seinem mündlichen Bericht nur bis an die Krisis gelangt, so müssen Briefe die letzten Aufschlüsse geben. Sonst bringt

ein Brief mitten im Verlaufe der Handlung eine Verlobungsnachricht oder dergleichen. Ein Stück Tagebuch gewährt intimere Einblicke. Manche Novellen werden vorgetragen als auf alter Ueberlieferung beruhend. Einzelne zeigen eine glückliche Combination der verschiedenen Verfahren. Ein Schlußabsatz gibt den orientirenden Epilog, oder ein Situationsbild der Resignation, oder eine freundliche Verklärung. Auffallend sparsam ist Storm in der Führung des Dialoges, ja man wird nur selten von einem wirklichen Zwiegespräch reden können, wenn man Alles ausschließt, wo nach kürzerem einleitenden Wechsel der eine Theil das Wort zu einer längeren Mittheilung ergreift und der andere zuhört. Sehe ich ganz ab von so ausgebildeten, die verschiedenen Themata des geselligen und geistigen Lebens abhandelnden Gesprächen, wie sie Spielhagen gern anbringt — wo strebt Storm nach Auseinandersetzungen, wie etwa Keller im „Verlorenen Lachen", oder nach der vollendeten Dialogführung Heyse's? Höchstens „Eine Malerarbeit" enthält eine allgemeinere Exposition in Form eines mehrstimmigen Satzes. Unverkennbar nöthigen Storm, der auch nie die Anregung zu einem Roman gefühlt hat, künstlerische Gründe, sich so zu beschränken; ob er aber in dem Bestreben, seinen Leuten keine Parlamentsreden, oder Vorträge, oder Essays unterzuschieben, nicht zu weit geht, darüber läßt sich mit ihm rechten. Anfangs war auch die Aeußerung der Stimmung durch laute Worte der Personen ungemein sparsam. Ein hingehauchter Name „Elisabeth", oder beim Anblick eines bedeutsamen Ortes nur ein „Immensee", beim Zusammentreffen nur die Anrede: „Wir haben uns lange nicht gesehen" und die Gegenrede: „Lange nicht", ganz ähnlich beim Abschied: „.... Du kommst nie wieder" — „Nie" schienen zu genügen, und ein aufmerksamer Hörer vernimmt ja viele mitschwingende Töne.

Mehr für sich stehen die Märchen, die sehr verschiedener Art sind. So ist „Der kleine Häwelmann" ein im drollig ernsten Ton einzelner Andersen'schen „Bilder" vorgetragenes Kindermärchen, wie es Storm vor dreißig Jahren für seinen eigenen kleinen Häwelmann (Schriften I, 55) erfunden haben mag. Der Anblick eines ungestüm auf seinem Lager strampelnden Kindes gibt den Gedanken, diesen unruhigen Buben im Rollbettchen, possirlich ausgerüstet, durch die Stube, die Stadt, den Wald, über die Haide, an's Ende des Himmels fahren zu lassen, bis ihm kein Thurmhahn, keine Wildkatze mehr antwortet und der gute Mond, den er so keck angeherrscht hat, „Leuchte, guter Mond, leuchte!" seine Laterne auslöscht und die Sterne die Augen zuschließen und endlich die Sonne den kleinen Häwelmann in das große Wasser wirft. Diese Reise muß jedes Kind mit großen Augen erzählen hören, aber der „Hinzelmeier" ist eine nachdenkliche Geschichte für die alten Kinder, die hinter den üppigen Arabesken der reichen Dichterphantasie tiefere Ideen finden, sowie die Verbindung romantischen Zaubers, humoristischen, grotesken und schaurigen Spuks mit dem Realismus der Scenen im Bauernhaus und Schenkzimmer und den nahe an die Fratze streifenden Gesprächen der zwei Narren, die den Stein der Weisen suchen, genießen können. Einiges erinnert durch Zartheit, nicht minder als durch Lustigkeit, an Schwind. Das Grundmotiv ist wieder echt Stormisch: der kleine Hinzelmeier, dessen Eltern sich immer im Rosenduft verjüngen, fahndet zugleich nach jenem Stein

und der für ihn bestimmten Rosenjungfrau; er sieht sie wiederholt, aber nie werden sie eins, er wird alt und grau und runzlig, so daß er für seines Vaters Großvater gelten kann, und höchst seltsam mit seinem bebrillten Raben, Meister Krahirius, durch die weite Welt zieht, Nichts erhascht und endlich im Schnee erstarrt. Dann beweint ihn das blonde Mädchen, eben seine Rosenjungfrau, und kehrt in die ewige Gefangenschaft des uralten Rosengartens zurück. Also auch im Märchen Storm's geräth die Jagd nach dem Glücke nicht immer, und der Ausgang heißt elegische Resignation. Aber seine Märchenmächte greifen auch hilfreich ein, wenn die rauhe Wirklichkeit in Gestalt eines Bauernprotzen zwei junge Herzen trennen will. Das reine Mädchen weckt die gute „Regentrude". Als es vom Himmel trieft, ist die Wette gewonnen, der Bund gesichert. Farbenreich, wahrhafte Zauberstimmung erzeugend, ist die Schilderung des Ganges durch das ausgedorrte Feuerreich und des endlichen wundervollen Aufblühens, Anschwellens und Ueberfluthens; der tückische Feuermann, schadenfroh wie Rumpelstilzchen in Grimm's Märchen, wird belauscht und aus dem Felde geschlagen wie dieser. Storm hat hier die schwierige Aufgabe bewältigt, ein gewöhnliches Problem der realistischen Dorfgeschichte mit der idealen Märchenwelt in Verbindung zu setzen, indem er uns sacht Schritt für Schritt immer tiefer in das Gebiet des Wunderbaren hinein und ebenso Schritt für Schritt steigernd wieder in's Tageslicht hinaus führt. Ein ander Mal, im „Spiegel des Cyprianus", ist das Zauberhafte nur eine eigenthümlich würzende Zuthat und Alles könnte ohne jede wesentliche Veränderung bestehen bleiben, wenn der Nebel verflöge. Eine Familientradition, eine Burgsage liegt zu Grunde. Hier schon (1864) hat Storm die alten und jungen, trutzigen und milden, frevlen und reinen Schloßbewohner mit einer Lebenswahrheit und einer discret alterthümlich gehaltenen Färbung gemalt, welche auf „Aquis submersus" und den „Eekenhof" vorzudeuten scheinen. Anderes steht unleugbar unter dem Einflusse der Callot'schen Manier E. T. A. Hoffmann's, besonders das Nachtstück „In Bulemanns Hause", wo der geizige Sohn des Pfandverleihers, von armen Verwandten verflucht, von der verrückten Wirthschafterin, Frau Anken, verlassen, von den zu riesigen Ungethümen wachsenden Katzen, Graps und Schnorres, entsetzlich verfolgt, als zwergenhaft verhutzeltes Männlein spukt. Auch die irrsinnige Greisin „Im Nachbarhause links", deren jugendliche Reize einst des Erzählers Großvater blendeten, erscheint im grellen Lichte der Hoffmann'schen Zauberlampe. Sonderlinge, wie der rothe Amtschirurgus mit seinen Ratten oder die auf Kuchen aller Art erpichten Onkel Hahnekamp und Rathsverwandter Quanzfelder, gelingen Storm unübertrefflich. Hier ruft der Dichter selbst: „O, seliger Theodor Amadeus Hoffmann, dessen laterna magica ich an stillen Herbstabenden so gern noch vor mir aufstelle, weshalb schlägt nicht mehr die Stunde deiner Serapionsabende, auf daß ich Dir diesen Kuchenesser der alten Zeit überliefern könnte! In welch' wunderbaren, geheimnißvoll glühenden Farben würdest Du durch Deine Zaubergläser sein Bild an der grauen Wand erscheinen lassen!"

Storm ist überhaupt nichts weniger als einseitig in seinem Kunstgeschmack und betrachtet die verschiedenartigen Strömungen in der Production alter und neuer Zeit mit regster Antheilnahme. Das derb Naturalistische und das Phan-

tastische wird achtungsvoll gewürdigt, wenn eine dichterische Potenz darin steckt. Seine Novellistik will ihren Platz behaupten, aber sie kennt neben sich andere Götter. Storm ist mit Turgenjew, Keller und Heyse nah befreundet und der letztere hat in diesen Blättern[1]) sein „Dichterprofil" neben dem des „Shakespeare der Novelle" gezeichnet. Auf der Husumer Schule nur mit Schiller und Körner bekannt, durfte er erst als reifender Jüngling in Lübeck weitere Eroberungszüge thun. Er wußte noch sehr wenig von Goethe, als ein Freund beim Vogelschießen den „Faust" gewann, der ihm nun einen ganz neuen, weltweiten Begriff von Poesie aufgehen ließ. Eichendorff zog ihn an, der verwandtere Mörike gewann sein Herz für immer. Wie er seine Personen gelegentlich fein auch durch ihre Lieblingslectüre charakterisirt und den für Haydn und Mozart schwärmenden Musikus Valentin in die klaren Frühlingslieder Uhland's, die friedhofstillen Gedichte Hölty's vertieft und als einen wahren Aneigner Claudius'scher Verse vorführt, so sind schon seiner guten Marthe die Gestalten des „Maler Nolten" lebende Wesen, denen sie beispringen und das drohende Verhängniß abwehren möchte. Wir müssen bezweifeln, ob die gute Alte ein Verhältniß zu den ahndevoll dunklen Gewalten dieser traurigen Geschichte gehabt hat; hier spricht der Dichter, der in jenem Irrgarten gelebt und gebebt hat. Später trieb es ihn zu einer Wanderung nach Schwaben. Wol vorbereitet, in festlicher Stimmung betrat er Mörike's Pfarrhaus und brauchte gar nicht erst warm zu werden mit dem Manne, in welchem Mensch und Dichter, wie es sich gehört, eins waren. Auch Storm's Vater war von der Partie und vernahm vor der Stuttgarter Schillerstatue das treuherzige Lob aus Mörike's Mund, er habe Etwas von einem alten Schweizer, was er lachend abwehrte: „Ach wat, ick bün man en Westermöhlner Burjung." So erzählt Storm in seinen 1877 niedergeschriebenen „Erinnerungen an Eduard Mörike", welche das intimste Verständniß festgehalten und gebucht hat. Schon auf der Universität machten er und seine studentischen Freunde, freilich mit geringem Erfolg, Propaganda für Mörike, der einen von ihnen zu einem Sonett auf des reichen Liedersommers letzte Rose, die im geheimsten Thal von Schwaben erblüht sei, begeisterte. Eben damals keimte im kälteren Norden die Storm'sche Lyrik. Das jugendliche „Liederbuch dreier Freunde. Theodor Mommsen, Theodor Storm, Tycho Mommsen, Kiel 1843" zeigt erst die bescheidene Knospe, aber wir ahnen den Duft, der in nicht ferner Zeit der entfalteten Blume entströmen wird. Noch drängen sich zwischen flotte und zarte Lieder bisweilen gezwungene, spielende Verse ein, denen der Legitimationsstempel echter Gelegenheitsdichtung fehlt. Ohne diesen Ausweis hat Storm später nichts in seine Sammlungen eingehen lassen.

Mich will bedünken, als bevorzuge die Leserwelt den Novellisten Storm allzusehr vor dem Lyriker gemäß der fast allgemein verbreiteten mißtrauischen Abneigung gegen die neuere Lyrik und der schwindenden Fähigkeit, lyrische Schöpfungen so zu genießen, wie sie genossen werden müssen. Uns fehlt die ruhige Muße, welche unsere Vorfahren in der Blüthezeit der Almanache dem Eindringen in das Einzelne widmeten. Wir lesen gar nicht oder zu rasch. Nun weiß jeder

[1]) Deutsche Rundschau, Bd. X, S. 302. 1877.

Weinkenner und Weinfreund, daß es eine Sünde gegen den heiligen Geist des Rebensaftes wäre, verschiedene Sorten durcheinander zu trinken, rothen und weißen, alten und jungen, herben und süßen, feurigen und milden; die unverzeihliche Sünde, echte, unverfälschte Lieder dutzendweise zu vertilgen, bedenken Wenige und stürzen sich, ohne andächtiges Verweilen von Lied zu Lied forthastend, aus einer Stimmung in die andere. Soll ein wirkliches Nachklingen möglich sein, so muß die Lyrik nicht in einem Zuge durchgelesen, sondern allgemach Stück für Stück gehört werden. Hat man aber nach diesem von Storm selbst angedeuteten Recipe seine Lieder genossen, so wird die Werthschätzung seines poetischen Reichthums viel intensiver werden, denn allezeit ist die Lyrik das Feld, auf welchem die ursprüngliche, innerliche Dichternatur ihre große Prüfung zu bestehen hat. Mit Blindheit ist geschlagen wer da meint:

Im Gartenteich wird nie ein Schiffer scheitern,
Im kleinen Liede kein Poet erliegen,

und mancher Riese Goliath, der mit dem Weberbaum der Phrase in der Luft herumfuchtelt, hat nie ein kleines Lied bezwungen.

Wir verlangen seit Goethe von dem Lyriker ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz. So ist jedes Storm'sche Lied ein aus den Tiefen der nach befreiendem Bekenntniß strebenden Empfindung aufgestiegenes Gelegenheitsgedicht und der Dichter dürfte sagen: ich habe nichts gesungen, was ich mir nicht erst erlebt hätte, meine Poesien haben als Zeugnisse meines Lebens zu gelten. Von aller Rhetorik und aller poésie fugitive, die keine Poesie ist, weil sie nicht bleibt, abgewandt steht Storm als ein Lyriker ersten Ranges vor uns.

Herrscht auch das Moll seiner meisten Novellen in der Mehrzahl der kleineren Gedichte vor, so ist das Saitenspiel doch sehr vieltönig und nur scheelblickende Voreingenommenheit kann hier eine Gabe für den Nipptisch oder blasse Ausgeburten des Quietismus sehen, weil keine schmetternden Kriegsfanfaren und sonstige Posaunenstöße falscher Lyrik erschallen.

Seine Liebeslieder zeigen alle Schattirungen. Verweilten manche der ersten Proben noch auf der Oberfläche, so schöpft diese Lyrik Alles aus dem quellenreichen Strom tiefer Empfindung. Selten nur erklingt die Aeolsharfe der Entsagung, doch das geheime Werben, das selige Finden und der feste Besitz erhalten einen innig getragenen, die ganze Scala des Leids und der Luft beherrschenden Ausdruck. In der süß verwirrenden Dämmerung wird halb bangend, halb begehrend abgestreift, was doch einmal durch Liebesvereinigung sterben muß; die Sinne zeugen unwiderstehlich eine rettungslose Gefangenschaft, welche der Dichter ebenso leidenschaftlich und anschwellend zu verdolmetschen weiß, als er zartere Regungen mit leiseren Accorden begleiten kann. Leben und Lieben ist Eines für das unverwüstliche Herz, und wenn das Leben rinnt, soll noch einmal die Schale geleert werden, noch einmal heiße Sommerluft die Wange streifen. Nichts verkommt und ihres ewigen Bestandes sicher fragt die Liebe beim Welken der Natur: Was geht uns denn der Sommer an? Alle Genüsse, alle freud- und leidvollen Empfindungen wachsen fortdauernd zu einem still gehegten Schatz an, der nie ein Gefühl innerer Leere aufkommen läßt, denn:

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und mußt' er sterben fern, allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein.

Der Verwaiste muß weiterleben, aber in das Getöse des Lebens bringt immer wieder eine feierliche Stille, als verlange die Geliebte Ruhe für ihren Schlaf. Während so die Fluthen wechselreicher Gefühle das Herz erschüttern, daß es seufzt oder frohlockt, fehlt es keineswegs an vergnüglichen Stunden, wo, leichtem Wellengekräusel gleich, anmuthige Liebeständeleien und schelmische Huldigungen geboren werden. Vielstrophigkeit ist diesem lyrischen Drang selten ein Bedürfniß, da er die Urkraft wahrer Lyrik besitzt, mit Wenigem Vieles, Alles zu sagen. Gelegentlich erschallt ein lustiges Liebeslied in Schnaderhüpflmanier oder die wehmüthige Geschichte der sündhaft verliebten und verlorenen Geschwister im alten volksmäßigen Balladenton. Auch die Kleinen haben ein Anrecht auf diese Poesie, mögen sie nun wie ein liebes Claudius'sches Schlafgesindel betrachtet oder von Knecht Ruprecht besucht werden. Der Dichter, der sich selbst als Sonntagskind fühlt, zieht mit ihnen in's Märchenland und zeigt ihnen die zierliche Kleine, die in Bulemann's hier gar nicht unheimlichen Hause mit dem Spiegelkindlein tanzt — auch der Vortrag ist graziös beschwingt — oder vom Tannenkönig zum Elfenreigen gelockt wird. Auch die Geschichte von Schneewittchen finden wir reizvoll in dramatische Form umgegossen.

Die Feste des Jahres werden begrüßt, jedes nach seiner Art, am Schönsten die liebe, neue Jugend spendende Weihnachtszeit. Die gleitenden Monate müssen Halt machen, um einen poetischen Paß mitzunehmen und der Wechsel der Jahreszeiten läßt die von Naturempfindung getränkte Lyrik das Kleid wandeln! So könnte der Darsteller sich versucht fühlen, nachzuahmen, was Goethe mit wohlwollender, diplomatischer Meisterschaft der unlyrischen Voß'schen Lyrik gegenüber gethan hat, und chronologisch nach Frühling, Sommer, Herbst und Winter Storm's Gedichte durchzugehen. Ohne diplomatische Kunst, da Storm den vollsten Anspruch auf jenes Goethe'sche Lob hat: einsam gehe der gemüthvolle Dichter als ein Priester der Natur umher, berühre jede Pflanze, jede Staude mit leiser Hand und weihe sie zu Gliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie. Doch wäre dieses Lob nicht erschöpfend, da hier auch die kühn verwandelnde Phantasie ihr Wesen treibt und die Tonfülle dieser Sammlung sich nach Seiten der oft unlöslich mit der Liebesempfindung vermählten Naturempfindung so vernehmlich äußert. Frühlingslieder nach Uhland's „Die linden Lüfte sind erwacht", nach Mörike's „Frühling läßt sein blaues Band"? Ohne leidiges Vergleichen, hier sind sie so frisch wie Märzveilchen. Im Sommer zieht Fee Morgane auf der Haide den zauberischen Gucklasten auf und, minder luftig: wenn am schwülen Nachmittag Alles schläft, huscht des Müllers Tochter leisen Schrittes zum Knappen, um sich von dem verliebten Jungen tüchtig küssen zu lassen. Süßes Nichtsthun, Alleinsein in der Natur, Ergehen im Walde, stürmisches Brausen der Elemente, nächtlicher Spuk im Garten wird von unserm Naturkündiger bald im kleinen Stimmungsbild, bald in kühn entworfener, dabei doch im Detail sauber aus-

geführter längerer Schilderung wiedergegeben. Einigkeit allüberall: die Nachtigall singt die ganze Nacht und von Hall und Widerhall springen die Rosen auf — soll der Dichter noch sagen, warum das wilde Kind plötzlich so still einhergeht? Oder im Herbst, wenn die Flur gesegnet prangt und die rothe Beere reif ist — warum die junge Frau sinnt? In der Zeit des Absterbens ist er des künftigen Lenzes gewiß und vergoldet sich froh die nebeligen Tage; nun da er älter ist, schreckt ihn beim herbstlichen Gang das Hallen des Schrittes auf der Haide:

Wär' ich nur hier nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!

Soll er noch sagen, warum ihn dieses Hallen, als sei außer seinem Schritt noch ein anderer hörbar, in Wehmuth versenkt? Wahre Lyrik ist nicht geschwätzig.

Neben einem friedlich innigen Weihnachtsgedicht steht ein traurig herbes, neben den heimathliches Naturleben malenden Versen Gedichte, welche die Empörung dictirt hat. Hier weiß der kräftige Friese nichts von Nachgibigkeit und Resignation, er ballt die Faust, während die Dänen in Husum ein Denkmal weihen, er feiert die vaterländischen Todten, in keiner Bedrängniß schwindet die Sicherheit „das Land ist unser, unser muß es bleiben" und die Freude am Vaterlande dahin, er muß scheiden und eine ferne Freistatt suchen, aber er wird zurückkehren und jetzt auf dem schweren Gang hat er eine treue Gefährtin zur Seite. Diese äußere und innere Betheiligung, die einklingende Naturempfindung und der häusliche Ton verleihen diesen Liedern des Kampfes und der patriotischen Klage das unpolitisch-politische lyrische Gepräge, das von den neueren und neuesten Barden trotz lautem Hurrah so Wenige getroffen haben. Storm sagt selbst:

Wir können auch die Trompete blasen
Und schmettern weithin durch das Land;
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,
Wenn die Primeln blühn und die Drosseln schlagen,
Still sinnend an des Baches Rand.

Die Sinnigkeit ist eine der hervorstechendsten Eigenschaften der Storm'schen Dichtung, aber man mag das Wort gar nicht mehr in den Mund nehmen, seit es durch Mißbrauch so heruntergekommen und nichtssagend geworden ist. Auch Mörike weiß still zu sinnen und ein „Rosenzeit, wie schnell vorbei" in die Luft zu hauchen, aber dem „sinnigen" Schwaben saß der Schelm im Nacken und eine starke humoristische Ader durchzieht seine Gedichte. Nun haben wir zwar von Storm nichts, was sich mit Mörike's „altem Thurmhahn" messen könnte, Humor jedoch darf ihm Niemand absprechen, der etwa nach der Kindererzählung „Wie sie Nine begruben", das köstliche Gedicht „Von Katzen" — „Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen" — gelesen hat. Er ist kein elegischer Schwärmer, sondern ein freier Poet. Einst waren die Dichter flotte, „fahrende Leute" und die Abstammung von der varenden diet können auch die heutigen nicht ganz verleugnen. Schon im „Liederbuch dreier Freunde" steht ein an die Episode im „Immensee" auffällig erinnerndes Gedicht „Das Harfenmädchen" und ein Cyclus „Fiedellieder" zur Verherrlichung eines lyrischen Vagabundenthums, auf welchen Storm viele Jahre später — 1872, dies Mal

allein — wol unter der Anregung Scheffel's einen zweiten hat folgen lassen. Politisch selbständig, religiös frei, wie die schönen Verse „Ein Sterbender" am Lautesten bezeugen, weiß er gar wol derbe und schneidige Worte zu finden und in kurzen Sprüchen eine tüchtige Lebensweisheit niederzulegen, welche die sprichwörtlich gewordenen „gold'nen Rücksichtslosigkeiten" empfiehlt. So werden bei Storm's Sammlung auch die gegen manche Müdlinge der Novellen eingenommenen prosaischeren Verstandesnaturen wenigstens stellenweise ihre Rechnung finden und gern mit ihm sprechen: „Der Zweifel in ehrlicher Männerfaust, der sprengt die Pforten der Hölle."

Storm hat ferner, nachdem schon früher eine mit Günther beginnende Blüthenlese von ihm besorgt worden war, ein „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius' erscheinen lassen, das in trefflich illustrirten und in schmuckloseren Ausgaben wirklich vielen Familien werth geworden ist und hoffentlich noch lange den Sinn für gute Lyrik wecken oder frisch erhalten wird. Ohne irgend welchen lehrhaften Zweck, wie ihn Echtermeyer's, Schwab's und anderer Anthologien verfolgen, will es vorlegen, was ein echter Lyriker in der großen Masse deutscher Gedichte seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart als Gold befunden hat. Der Leser wird auf viele ganz unbekannte Namen stoßen und es dem berufenen Sammler danken, daß er oft mit harter Mühe aus dem Sand das edle Metall gehoben hat. Storm führt ein seltsames Zauberfieb, welches weder das blos Gedachte oder das blos Spielende, noch die pomphaften Carmina durchläßt, aber die unscheinbareren anspruchslosen, an innerem Leben reichen Lieder sorgsam absondert. Das Buch ist ebenso anziehend durch das, was es birgt, als interessant durch das, was es übergangen hat. Mancher Dichter von heute mag den Kopf schütteln, wenn gerade die theuersten Häupter seiner Schar fehlen, mancher Leser sich wundern, daß hier Freiligrath keine abenteuerlichen Löwenritte durch die Wüste thun darf, oder daß von seinem lieben Mirza Schaffy nur wenige Stücklein paradiren, während Daumer so reichlich bedacht wird. Und Claudius als Reigenführer? Auch das könnte einige, die das Mondlied und andere herrliche Leistungen des guten Asmus vergessen haben, bedenklich stimmen und zu dem vorschnellen Schlusse verführen, hier seien nur die Stillen im Lande zu einem erbaulichen Conventikel vereinigt worden. Allerdings hätschelt Storm seine besonderen Lieblinge, die jedoch mit wenigen Ausnahmen allgemein unter den besten Namen genannt werden; wer aber das Ganze durchmustert, wird gerade die vielseitige Empfänglichkeit des Sammlers schätzen: hier die feierlichen religiösen Mahnrufe eines Beneke, dort die von unheimlicher Leidenschaft durchglühten trotzigen Ergüsse des armen verkommenen Solitaire; hier die gemüthvolle Verklärung des protestantischen Pfarrerlebens durch Mörike, des katholischen durch die Droste-Hülshoff, dort ein paar landpastörliche Gedichte des alten Schmidt von Werneuchen. Also auch das Hausbackene oder mit A. W. Schlegel zu reden die Dichtung des Haushalts hat Einlaß gefunden, „sofern darin ein warmes Stück Menschenleben und dann gelegentlich wie von selbst auch ein Stück Poesie zum Vorschein kommt." Und neben der Schönheit darf sich auch die charakteristische Häßlichkeit, das gewaltig verkörperte Grausen zeigen, weshalb Hebbel's „Haideknabe" nicht fehlt. In der

Reihe der zumeist ausgezeichneten stehen auch die großen Dialectdichter Hebel und Klaus Groth, denen sich der alte Kobell mit zwei hübschen Proben anschließt. Auf Gedichte Brentano's und Arnim's folgen zahlreiche Mittheilungen aus „Des Knaben Wunderhorn". Humor, Scherz, Spaß finden und erhalten den gebührlichen Raum. Wir schauen in ein wundersames Pandämonium und wenn der burschikose Poet des „Liederbuchs dreier Freunde" warnte:

Bedenken Sie, mein werther Storm!
Wir kommen in Wolf's poetischen Hausschatz,
Das Unglück wäre doch enorm,

so kann sich jetzt jeder Dichter freuen, falls unser Liederjäger auch von ihm einiges einfängt. Bescheidene Wünsche für eine neue Auflage will ich hier zurückhalten.

Möge denn dieses Buch ein wahrer Hausschatz bleiben, wie Storm's eigene Werke. Ich habe wenigstens, während ich dies schreibe, das frohe Gefühl, daß es sich nicht um die förmliche Vorstellung eines Fremden oder weitläufigen Bekannten handelt, sondern um eine Vergegenwärtigung in einem Kreise Gleichgestimmter, wie man wol von einem fernen Freund gern und ausführlich spricht, um sich immer von neuem bewußt zu werden, was man an ihm besitzt. Storm ist in Norddeutschland populär und eben heute versichert uns ein großes Wiener Blatt, daß Oesterreich ihn nicht weniger feiere. Hat doch auch E. Kuh, bevor er den grimmen Hebbel durch eine zweibändige Biographie auf's Postament stellte, dem liebenswürdigeren Landsmann seines Helden eine schlichtere feinsinnige Charakteristik gewidmet. Storm ist aber vor allem ein Hauspoet der „Deutschen Rundschau" und einzelne Beiträge sind sowol Zierden dieser Hefte als Gipfel seines novellistischen Vermögens.

III.

Wir sehen dieses Vermögen wachsen. Der erste Versuch, ein aparteres psychologisches Problem zu behandeln, ist vom Jahre 1859 und heißt: „Späte Rosen," wo im Dufte eines realen Rosengartens und eines poetischen, nämlich des Gottfried'schen Liebesepos von Tristan und Isolde — so gehässig in dem vielberufenen „Eritis sicut Deus" als höllischer Köder verwandt — einem Manne, den lange die Aufgaben des praktischen Lebens ganz fesselten, erst in vorgeschrittener Zeit der Ehe die wahre Liebe zu seiner schönen Frau aufgeht. Klarer wird das eheliche Problem in „Veronika" entwickelt: der einzige wahre Beichtiger ist der Gatte. So zeigt auch „Jenseits des Meeres" außer der vortrefflichen Variation älterer Motive den interessanten Vorwurf, die Verwirrung in Folge einer ungleichen Heirath zu zeigen: das Mädchen, von seiner ungebildeten creolischen Mutter früh getrennt, hält den Vater für einen Barbaren, flüchtet, wird gründlich enttäuscht und von dem Bräutigam wieder über das Meer geholt; Storm's einzige Novelle, so viel ich sehe, die uns vorübergehend über Deutschlands Grenzen hinausführt. Die Wurzeln seiner Kraft ruhen im heimathlichen Erdreich. Reisen durch die Stube hat er nie gemacht und er würde auch vom deutschen Süden abgesehen haben, hätte er ihn nicht kennen und lieben gelernt.

Eine fernere Ehegeschichte (1873) „Viola tricolor" — Stiefmütterchen —

steht in ihrer Art auf derselben Höhe wie „Aquis submersus“ in der seinen. Nie ist jede äußere und unendlich mehr jede innere Verwickelung, Gemüthserschütterung, ja fast Gemüthszerrüttung und die alles versöhnende Klärung, welche so oft der Eintritt einer zweiten Frau in ein Haus vor allem für sie selbst im Gefolge hat, wahrer dargestellt worden, als hier, wo es sich nicht um kleinlichen oder bösartigen Hader handelt, sondern um Mächte, die, überall in solcher Lage vorhanden, hier schwächer und dort stärker gegen das neue Glück rebelliren. Ein im großen wie in den vielen kleinen dem Leben abgelauschten Zügen typisches Stück.

Andere Novellen der siebziger Jahre reichen den älteren brüderlich die Hand. „Ein stiller Musikant“ ist rührend wie Grillparzer's „armer Spielmann“, aber reicher, trotz allen fehlgeschlagenen Hoffnungen freudiger, und verklärter, indem auf das Erdewallen die Apotheose folgt, daß die Schülerin des Alten, seiner Liebsten Tochter, im Concert mit seinem Lerchenlied sich und ihm den Lorbeer ersingt; Ersatz genug für die Leiden des armen Jungen und das öffentliche Fiasco des ängstlichen Mannes, der keinen Tropfen von der Unverfrorenheit der „Hofpianisten“ und Conservatoriumsschüler hat, eine idealere Belohnung auch als die Pastillen, welche die ausgesungene italienische Primadonna dem guten Hausgenossen in den Mund zu schieben pflegte. Der Autor aber, der als junger Freund theils selbst erzählt, theils den Musikus redend einführt, fühlt bei dem Triumph im Concertsaal einen alten Wunsch befriedigt. „Mir selber war, als sei ich nun eben doch noch mit dem stillen Meister auf seinem Veilchenplatz gewesen.“ Wir sehen ihn vor uns, wir kennen sein Werden, Wollen, Mißlingen und Resigniren, seine Lebensgewohnheiten und Liebhabereien, seine Freunde und Freundinnen durch diese aus dem Herzen kommende und in's Herz dringende Detailschilderung. „Ja, der alte Musikmeister! — Christian Valentin hieß er.“ Ebenso nahe tritt uns die festere Gestalt des Pole Poppenspäler in der großen und kleinen Kindern so frisch erzählten Geschichte gleichen Namens, welche die schon bekannte Vorliebe des Dichters für mittheilsame alte Herren und für das fahrende Volk von einer neuen Seite offenbart. „Poppenspäler“ heißt der ehrenfeste Handwerker, weil er die Tochter eines Marionettenkünstlers geheirathet hat. Daß Storm den Knaben und das Dirnchen kindlich schildern, ihre Freuden und Leiden und späterhin die glückliche Ehe mit der gesunden Mischung nord- und süddeutschen Lebens gemüthlich darstellen wird, bedarf keines Wortes. Aber welche liebevolle Meisterschaft hat er dem alten Tendler und seiner Kunst, denn Handwerk ist das nicht, zugewandt, wie zum Scheidegruß! Sieht doch unsere Zeit die Zigeunerromantik verschwinden, die ehedem oft so wackeren Wandertruppen zu sogenannten „Meerschweinchen“ herabsinken, die Akrobaten und Puppenspieler der Jahrmärkte verkommen, so daß die vielgestaltige Masse der Fahrenden nur noch in Holtei's unübertrefflichen „Vagabunden“ lebt und einzelne Vertreter in ein paar einzelnen Dichtwerken. So lebt der Puppenspieler des guten alten Schlages durch Storm's Zauberspiegel fort. Sehr geschickt ist Simrock's Herstellung des „Faust“ und der peinlich strenge Zug des Mechanismus Geißelbrecht verwerthet worden, ein Meisterstück die Beschreibung des Kasperl; und wie Storm auch das Leblose den Lebendigen gleich mitagiren läßt,

ist der hölzerne Kasperl nicht nur beim Fiasco seines Werkmeisters dabei, sondern ein ruchloser Bube schleudert den verkauften Liebling bei der Bestattung des Greises in das offene Grab. Der edle Geistliche aber benutzt diesen Streich zu einem herzlichen Nachruf auf den Puppenspieler und die Puppe. So ist wol zum ersten Mal der Hanswurst in eine ernste Grabrede gekommen, die wahrlich nicht zu den schlechtesten zählt. Besonderer Hervorhebung bedarf die sichere Handhabung der hier mehrfach discret angewandten bairisch-österreichischen Mundart durch einen Husumer Dichter, um so mehr, als die meisten norddeutschen Schriftsteller, wenn sie ähnliches versuchen, über „halter" und „Backhühnel" stolpern.

Künstlerisch angehauchtes Vagabundenthum erwartet man in „Zur Wald- und Wasserfreude" zu finden, wo die grotesk gezeichnete Figur des Vaters fesselte und das kraushaarige Mädchen, das die Zither spielt, sich so hübsch zur Landfahrerin besserer Art auszuwachsen versprach. Aber die Exposition trügt, denn der zweite Theil gibt trotz einigen Ansätzen und trotz dem trefflich gezeichneten Geiger keine folgerichtige Entwicklung, dagegen breiter eine Hexenepisode, die nicht zum Glauben zwingt, französische Studien und eine Eifersuchtsnovelle, deren wirksame Scenen, besonders das Lauschen im Schilf, weder über das Unvermittelte der Fabel noch über die primanerhafte Unbedeutendheit Wulfs hinwegtäuschen können. Es ist seltsam, daß Storm vielleicht durch das Streben nach Contrast sich einen solchen farblosen Knaben hat lieb werden lassen, da er doch in seiner neuen Epoche nichts von vager Charakteristik und Abschwächung wissen will. Dafür zeuge die herbe Geschichte von „Carsten Curator", welche eine bei Storm doppelt auffallende strenge Unerbittlichkeit zum Stempel hat. Ein an Ehre und Pflichttreue reiches Haus sinkt durch den Leichtsinn eines aus der Art geschlagenen Nachkommen. Storm motivirt vorzüglich, wie dies zum Verbrechen wachsende Element des Leichtsinns durch die verhängnißvolle Heirath Carstens in das Haus an der Twiete dringt und den Sohn zum Organ und Opfer fordert. Die Erinnerung an die todte Juliane tritt gerade in den kritischen Momenten scharf hervor, um Böses ahnen zu lassen, wie das jedesmalige Erscheinen des ungemein charakteristisch gehaltenen Kakodämon Jaspers. Man spürt den wohlthätigen Geist, der von der wunderlichen Familiensilhouette, den dämonisch zerstörenden, der von Julianens Bild ausströmt. Die früher hervorgehobene Detailmalerei der örtlichen Umgebung spielt ihre Trümpfe aus und Storm's hier besonders an Iffland's ‚Jäger' erinnernder Humor hat die Tante Brigitta so reich ausstaffirt. Aber das Ganze ist erschrecklich ernst und die Wirkung dadurch noch verschärft, daß Carsten gerade Carsten Curator ist, der selbstloseste, gewissenhafteste Verwalter fremder Güter, während der Sohn schlechte Streiche macht, sinkt, sich aufrafft, wieder sinkt, von Anna aus Heroismus geheirathet dem Trunk verfällt und in der Ueberschwemmung — eine großartige Schilderung — elendiglich endet. Aber warum ist dieser Leichtsinn nicht ein wenig holder? Und warum gedenkt Storm nicht seines eigenen Wortes „Wir müssen doch auch hoffen"? Die Novelle hat eine unbarmherzig niederschmetternde Gewalt und entläßt uns mit ergreifend ernsten Worten. Die feindlichen Mächte, die er so lange rücksichtsvoll von uns fernhielt, ziehen aus dem Schattenreich

hervor und fordern ihren Tribut. Der Dichter zeigt, daß er außer dem Silberstift auch einen ehernen Griffel führt. Ueberhaupt entwickelt er ungefähr seit 1873 eine Mannigfaltigkeit, welche die doch schon recht ansehnlichen und an verheißungsvollen Ausblicken reichen früheren Gruppen nicht ahnen lassen. Seine Leute begehren mehr und handeln energischer, sie haben mehr Eisen im Blut, ballen die Faust und stemmen die Schulter an. Neue Stofftreise werden erobert, deren Grenzen nur wir vorher berührt haben.

Der alternde Junggesell und das treulose Mädchen im „Waldwinkel" sind voll Leidenschaft und Sinnlichkeit und über dieser Einsamkeit liegt eine schwüle räthselhafte Atmosphäre, wie denn die Kunst des Andeutens und Verschleierns gerade in dieser Novelle besonders weise geübt wird. Storm hat in hohem Maße den unbeirrbaren Takt, der genau weiß, wie weit er gehen darf. Er kann ein Thema, das eine stark sinnliche Behandlung herauszufordern scheint und welches Franzosen vom Schlage Paul de Kock's oder Barrière's nicht sinnlich, sondern frivol lüstern behandelt haben, mit einer latenten Sinnlichkeit und einer reizvollen mädchenhaften Scham ausstatten, wie es ihm gegenwärtig kaum einer nachthun dürfte. „Psyche" ist das Gegentheil von Raffinement.

Diese Hefte haben endlich eine letzte Gruppe Storm'scher Novellen gebracht, welche im siebzehnten Jahrhundert spielen und dem entsprechend in einem alterthümlich gefärbten Tone unter Vorspiegelung einer alten chronikmäßigen Vorlage oder einer ähnlichen Ueberlieferung vorgetragen werden. Sie sind allen gegenwärtig und bedürfen keiner Reproduction: „Aquis submersus", „Renate", „Eckenhof". Woher der Stoff der letzten Geschichte, welche uns einen der bedeutendsten literarischen Genüsse des Vorjahres gebracht hat, gewonnen wurde, weiß ich nicht, aber über die Entstehung der beiden ersten kann ich einiges ausplaudern. Für die ‚Renate' erweist sich wiederum Biernatzki's Sammlung hilfreich, deren ‚Bilder aus dem Predigerleben der Vorzeit' gewiß den Rohstoff geboten haben: ein Pastorsohn will ein Bauernmädchen heirathen, da jedoch die Familie im Rufe der Schwarzkunst steht, sagt der alte Pastor nicht nur von vornherein Nein, sondern verpflichtet den Sohn vor seinem Tode für immer von der Verbindung abzulassen. Der Sohn, der des Vaters Nachfolger wird, gehorcht. Nach langjährigem Wirken kränkelnd zieht er zu seinem in der Nachbarschaft als heftiger Pfarrer lebenden gleichfalls ledigen Bruder. Nun waren der kränkliche Emeritus und jenes Mädchen immer Bräutigam und Braut geblieben und unsere Erzählung meldet die Sage: „Wenn Sonntags der ältere Bruder in der Kirche war, dann kam über die Haide ein Frauenzimmer geritten, hielt im Pastorat an — aber schon eilte sie wieder zurück, ehe der Gottesdienst beendigt war und der Pastor aus der Kirche heimkehrte." Was diesen reizvollen aber für eine Novelle gefährlichen Stoff bereichern und abrunden kann, ist von Storm in bewundernswerther Weise geleistet worden: ein Meisterstück von Schilderung im Eingang, die Verlegung aus dem Jahrhundert der Aufklärung in das Ende des vorausgegangenen, der Sprung über die lange ereignißlose Amtsperiode, das Localcolorit, die Landschaft, dorfgeschichtliche Motive, die Beleuchtung des vermeintlichen Schwarzkünstlers und seiner Tochter, ebenso des alten Pastors mit der wirksam contrastirenden Einführung des alten Husumers

Petrus Goldschmidt und seines ‚Höllischen Morpheus', die Verfolgung der „Hexe" Regina durch die Burschen, ihre Vertheidigung durch den mit viel Tapferkeit ausgerüsteten jungen Geistlichen, und was das wichtigste ist, die Verlegung des ganzen Conflicts in die Seele des Helden, denn das bloße Verbot des Vaters kann nicht zwingen. Aber soll die Nachgeschichte der Vorlage bleiben und sie ist anziehend genug, so wird der Dichter nur eine gezwungene, keine zwingende Resignation als vorläufigen Abschluß finden. Die Bewältigung des spröden Stoffes läßt nach dieser Richtung die unbedingte Ueberzeugungskraft vermissen.

Alle Vorzüge dieser Novelle in höherem Maße und eine zwingende Folgerichtigkeit dazu sind Storm's großartigstem Werke eigen: „Aquis submersus culpa patris", in den Wassern versunken durch des Vaters Schuld. — Aquis submersus culpa servi, in den Wassern versunken durch des Dieners Schuld, diese grausame Aufschrift las Storm in einer Dorfkirche auf dem Bild eines todten Knaben, neben welchem das Porträt eines finster dareinschauenden Geistlichen hing. Sofort combinirt seine Phantasie beide Bilder, für den Diener tritt der Vater ein, der Vater selbst ist der Maler, ein Zug fügt sich zum andern und schon im Weiterfahren dämmert die ganze unsäglich traurige Märe zusammen, welche uns dann als das bis in's kleinste vollendete Kunstwerk fesseln sollte. Die alte Compositionsweise der stückweisen Mittheilung eignet sich für die frei erfundene sehr reiche Handlung vorzüglich; jede Figur tritt gleich lebendig vor das Auge, der rohe Junker mit den tückischen Bluthunden so gut als der hochbegehrende Maler; die Motivirung ist von seltener Freiheit und Sicherheit, die Stimmung von einer Sinnlichkeit, die nur thörichte Pruderie verletzen kann, von einer Unentrinnbarkeit, der wir folgen müssen, und einem tiefen Schmerz, den nur die Verschuldung des Paares erträglich macht.

Wenn in der Einleitung und in der eigentlichen Erzählung die Bilder so wundervoll verwendet werden und bald in ‚Eekenhof', obgleich ganz anders, dieselbe Kunst sich regt, so ist diese Verwendung weniger durch andere Dichter, als durch Storm selbst vorbereitet worden. Er beschreibt, um nur weniges zu nennen, in „Im Schloß" ein Ahnenbild und die Gruppe mit dem Prügelknaben, in ‚Viola tricolor' und ‚Carsten Curator' das Porträt einer verstorbenen Frau, weil die oder das Dargestellte gleichsam noch thätig eingreift in das Schicksal des Betrachters, oder er bringt in „Eine Malerarbeit" die Stimmung des ersten und zweiten Theiles auf zwei Bildern zur vollen Anschauung. Aber so ernst wie in „Aquis submersus" spricht keines der vielen Gemälde in den älteren Novellen zu uns.

Storm hat endlich in „Aquis submersus" einen neuen Stil gefunden, der frei von künstlichem Rost den Ton jener Periode deutscher Vergangenheit zwanglos trifft, in welche die Handlung verlegt ist. Dergleichen haben deutsche Schriftsteller in der Novelle früh versucht, aber weder die ‚Briefe eines Frauenzimmers aus dem fünfzehnten Jahrhundert' von Paul von Stetten noch die harmlosen Fälschungen Usteri's sind auf dem rechten Wege. Greift ein neuer Dichter in die Vorzeit zurück und will er zugleich seiner Sprache das Colorit eines hinter uns liegenden Zeitalters verleihen, so muß er ein Mal Alles vermeiden, was der Kenner und gewöhnlich auch instinctiv der Liebhaber für kostüm- und sprach-

widrig erklären könnte, und andererseits in Charakteristik und Sprache nicht zu weit von der Art unserer Tage abweichen, damit die Gestalten nicht marionettenhaft, der Vortrag nicht gekünstelt und gespreizt erscheine. Keller's ‚Dietegen', Heyse's ‚Stickerin von Treviso', Freytags ‚Marcus König' sind jedes in seiner Art Muster eines künstlerisch alterthümelnden Verfahrens, wie es die blos antiquarische Mache nie erreichen wird. Wir dürfen als neue Meisterstücke „Aquis submersus" und ‚Eckenhof' anreihen.

Die letzte Novelle, die aus der Dämmerung hervorzuschweben und wieder in Dämmerung zurückzutauchen scheint, die das Groteske mit dem Lieblichen, das gewaltig Charakteristische mit dem Milden paart, zu besprechen will sich nicht geziemen; sie steht allen Lesern dieser Zeitschrift in der frischesten Erinnerung. Ich freue mich nur, daß in der Buchausgabe der ruhig epische Epilog entfallen ist, denn das völlige Entschwinden in's Ungewisse übt gerade in dieser Erzählung einen besonderen Reiz, den die Aufklärung über das Nachleben der Geschwister zerstört.

Solche Leistungen geben uns die schönste Gewähr, daß dem Dichter die Kraft nicht versiegt und seine Poesie nur stärker und duftiger wird gleich altem Wein, uns zur Freude, ihm selbst zum Trost und Ansporn. Und wenn er bald, der Mitte der sechziger Jahre sich nähernd, die liebe ‚graue Stadt am Meer verläßt und in einer blühenderen Landschaft ein neues Haus gründet, möge ihm Alles folgen, was bisher seine Poesie weckte und nährte. Die Muse besuche ihn, wo keine Amtsstunden mehr stören, und vergolde seinen fruchtreichen Herbst mit einem verweilenden Sonnenglanz.

Ueber die Sprache und Literatur der heutigen Bulgaren.

Von

Prof. V. Jagić in Berlin.

Seit dem letzten russisch-türkischen Kriege und den darauf folgenden diplomatischen Verhandlungen ist das Interesse Europa's für ein Volk erwacht, dessen Name früher nur selten genannt wurde — die Bulgaren. Es gibt jetzt schon eine große Anzahl von Schriften in allen europäischen Sprachen, welche die Leser über das Land und das Volk belehren wollen. Ich muß mir versagen, in das Detail ihrer Schilderung einzugehen und begnüge mich mit der Hervorhebung der Thatsache, daß zunächst die natürlichen Eigenschaften des Landes, die gesegnete Fruchtbarkeit der Ebenen, die malerische Schönheit der Gebirgsgegenden, namentlich des majestätischen Balkan, sehr gepriesen werden. Aber auch das Volk, welches seit mehr denn einem Jahrtausend jenes Land seine Heimath nennt, findet selbst in den Schriften, deren antibulgarischer Standpunkt sonst deutlich genug zu Tage tritt, eine im ganzen keineswegs ungünstig lautende Beurtheilung: so ziemlich allgemein und übereinstimmend wird der heutige Bulgare als fleißig und geduldig, geschickt und strebsam geschildert. Als vortreffliche Gärtner z. B. sind die heutigen Bulgaren schon lange weit über die Grenzen ihrer Heimath, in Rumänien, Serbien, Ungarn rühmlich bekannt; auch der große Markt Berlins dürfte manche Frucht und Pflanze feilbieten, welche die fleißige Hand eines Bulgaren unten an der Donau gepflegt und großgezogen hat. Oder man vergegenwärtige sich das Bild solcher hoch im Balkan versteckter Städte, wie Gabrowo, Trawna, Kalofer, Karlowo nach den, wie man keinen Grund hat zu zweifeln, wahrheitsgetreuen Schilderungen Kanitz's, um von der großen Begabung der heutigen Bulgaren auch für manche Zweige der Industrie einen Begriff zu bekommen.

Kurz, als beherrschtes Volk haben sich die Bulgaren trefflich bewährt, sie haben viele Tugenden an den Tag gelegt und man kann nur wünschen, diese möchten ihnen auch in der Zukunft, deren Gestaltung von nun an hauptsächlich in ihre eigenen Hände gelegt ist, als leitender Stern vorleuchten.

Doch die äußeren Seiten des Volkslebens liegen uns jetzt schon in einer Reihe von ethnographischen Schilderungen, Reiseskizzen u. dgl. vor. In den Hintergrund treten dagegen in den meisten Werken zwei andere Momente, welche doch wesentlich zum Gesammtbilde des Volkes gehören, allein ihrer Natur nach der äußeren Beobachtung sich entziehen oder wenigstens nicht nach den flüchtigen Eindrücken einer Reise geschildert werden können, ich meine die Sprache und Literatur. Es sei mir gestattet, auf diese beiden Punkte hier etwas näher einzugehen.

I.

Ich müßte zunächst einige Bemerkungen über die Raum- und Zahlenverhältnisse vorausschicken. Leider ist es noch immer schwer, ja unmöglich, die genauen Grenzen des von den Bulgaren eingenommenen Territoriums zu ziehen und die wirkliche Zahl der Gesammtbevölkerung bulgarischer Nationalität anzugeben. Man kann hier den bekannten Spruch anwenden: Sage mir, wie du die Zahlen gruppirst, und ich werde dir sagen, welcher Nationalität du angehörst. Ist es ein Grieche oder auch Serbe, der die Zahl der Bulgaren bestimmen soll, da können wir überzeugt sein, daß er kaum 3 Millionen zusammenzählen wird (vgl. Menagios: 2,650,000, Jakschitsch 2,877,500). Sind aber Bulgaren die Zählenden, so bekommen sie im Gegentheil 7 Millionen oder nicht viel unter dieser Zahl heraus. Hier scheint die Wahrheit wirklich in der Mitte zu liegen; darum möchte ich die Annahme von etwa 5 Millionen bis auf Weiteres als die Wahrscheinlichste gelten lassen. Diese Zahl wird auch von solchen Gelehrten angenommen, denen ich die meiste Objectivität zutraue. Daß in dem Fürstenthum Bulgarien sowie in der autonomen Provinz Ostrumelien die Bulgaren die entschiedene Mehrzahl der Bevölkerung bilden, das unterliegt schon jetzt keinem Zweifel mehr; hoffentlich wird eine Volkszählung daselbst nicht mehr lange auf sich warten lassen. In Bosnien und Herzegowina ist Oesterreich schon mit gutem Beispiele vorangegangen. Verwickelter gestalten sich die ethnographischen Verhältnisse in demjenigen Theile Thraciens, der unter der unmittelbaren Verwaltung der Türkei geblieben ist, ferner in Macedonien. Da hat man anfangs das Vorkommen der Bulgaren überhaupt in Abrede gestellt, dann auf ein Minimum zu reduciren getrachtet, zuletzt einen sehr gelehrt klingenden Ausdruck erfunden, der hoffentlich in der ethnographischen Literatur sich nicht sehr lange halten wird: man spricht jetzt von den Griechen-Bulgarophonen dieser Provinzen, es sollen also Griechen sein, die jedoch bulgarisch reden. Den geschichtlichen Vorgängen entspricht eine solche tendenziöse Anwendung des neu erfundenen Ausdruckes nicht. In Wirklichkeit sind die sogenannten Bulgarophonen eben nichts als Bulgaren, die im Laufe von Jahrhunderten unter dem Einfluß der an Reichthum und Cultur unvergleichlich höher stehenden Griechen ihre bulgarische Sprache stark mit griechischen Elementen vermischt und auch sonst manche Züge im Leben von den Griechen angenommen haben. Die älteren Reisenden und Ethnographen, deren Beobachtungen in die Zeit vor dem Ausbruche des großen griechisch-bulgarischen Kirchen- und Nationalitätsstreites fallen, lassen den Bulgaren ihr volles Recht widerfahren. Ein Ami Boué, Lejean u. A. sehen

unbedenklich die Mehrzahl der heutigen Bevölkerung in Thracien und Macedonien für bulgarisch an, woran mit Recht die ethnographische Karte Kiepert's festhält. Ich könnte zur Stütze dieser Ansicht noch aus der bulgarischen Literatur einen Grund anführen. Wir besitzen nämlich schon jetzt in den vorhandenen Volksliedersammlungen viele Lieder aus den Gegenden, wo nach den ethnographischen Bestimmungen der Griechen keine Bulgaren vorkommen sollten, so aus der Gegend von Seres, Kukusch, Kastoria, Wodena, Ochrida, Struga, Bitolia, Debra, Strumitza, Prilip, Weles.

Die fünf Millionen — wir wollen diese Zahl gelten lassen — Bulgaren sind, wenn man ihre Sprache in's Auge faßt und diese als das entscheidende Merkmal der Nationalität annimmt, ein rein slavisches Volk, in der Weise wie die nächsten Nachbarn derselben im Süden, die Serben, Kroaten und Slovenen, oder die Russen im Osten und Norden, die Polen, Böhmen und die Lausitzer Serben im Nordwesten. Allerdings dürfte ein nicht unerheblicher Procentsatz fremden, nicht slavischen Blutes dem ihren beigemischt sein. Zunächst, wie der Name zeigt, müssen in den heutigen slavischen Bulgaren jene alten Bulgaren, welche als kriegerisch gesinntes, grausames Reitervolk dem oströmischen Reiche Jahrhunderte lang gefährlich waren, aufgegangen sein, nur der Name blieb; ein gänzliches Aussterben der tatarischen Bulgaren, ohne daß eine Mischung mit den Slovenen — so nannten sich die slavischen Stämme Bulgariens, Thraciens und Macedoniens — vor sich gegangen wäre, ist kaum denkbar, wiewol die fortwährenden Kriege und vielleicht auch Krankheiten starke Verwüstung unter ihnen angerichtet haben dürften. Wir wissen ferner, daß im 12. Jahrhundert abermals Massen eines anderen orientalischen Volkes, der sogenannten Polowzer oder Kumanen, in der Ebene zwischen der Donau und dem Balkan hausten; auch diese sind zwar spurlos verschwunden, doch zum Theil wenigstens müssen sie die Rasse influirt haben, denn im 13. Jahrh. hatte es eine kumanische Familie sogar bis zum bulgarischen Throne gebracht (Georgius Terteris). Endlich wird man die nahe Berührung der bulgarischen Slaven mit den schon bei der ersten Niederlassung vorgefundenen Rumänen um so weniger leugnen können, als ja in der rumänischen Sprache ein laut sprechendes Zeugniß dafür vorliegt. Diese Berührung, doch wol nicht ohne einige Rassenmischung, trat besonders stark zu Ende des 12. Jahrh. hervor; noch heute können Bulgaren und Rumänen darüber streiten, welchem Volksstamme ein größerer Antheil an der Gründung des sogenannten zweiten bulgarischen Kaiserreiches zukommt.

Und doch, auffallend genug, die heutigen Ethnographen vermögen nur sporadisch einige etwas deutlicher zu Tage tretende Spuren der Rassenmischung in dem Menschenschlage einzelner Gegenden zu constatiren [1]) (z. B. Kanitz II, 221). Bei näherer Erforschung wird vielleicht in den Sitten und Gebräuchen, und im Volksaberglauben, der eine oder der andere Zug als unslavisch sich herausstellen. Doch die Hauptsache bleibt immerhin die Sprache, und in dieser tritt der reine slavische Typus ganz entschieden hervor, so daß der Bulgare viel ursprünglicher,

[1]) Der Serbe nennt in der Volksdichtung seinen Nachbarn, den Bulgaren, „schwarz" (zrni Bugarin).

unvermittelter die alte slavische Sprache repräsentirt als etwa der Italiener die alte römische; man könnte eher sagen, daß die heutige bulgarisch-slavische Sprache zu einer angenommenen altslavischen ungefähr in dem Verhältnisse steht, wie die heutige neugriechische Volkssprache zu der altgriechischen.

Sprachlich ist der Bulgare am nächsten verwandt den beiden übrigen südslavischen Völkern, den Serben mit den Kroaten und den Slovenen einerseits, und den Russen andererseits; er nimmt unter diesen ungefähr die Mitte ein, nicht nur geographisch, sondern auch linguistisch. Doch steht die echte bulgarische Volkssprache sowol lautphysiologisch als lexicalisch dem Serbischen etwas näher als dem Russischen; in der Schriftsprache macht sich freilich der russische Einfluß stark geltend, nicht nur in der Orthographie, sondern auch in einzelnen Ausdrücken und ganzen Wendungen, was daher rührt, weil der größte Theil der bulgarischen Schriftsteller, wo nicht in Rußland Studien gemacht, so doch aus russischen Büchern gelernt oder aus diesen übersetzt hat.

Die bulgarische Sprache besitzt also alle die Laute, die sonst in den slavischen Sprachen vorkommen, z. B. die zahlreichen Zischlaute. Wo sich die südslavischen von den nordslavischen Sprachen unterscheiden, da folgt sie unbedingt ihren nächsten südlichen Verwandten; sie kennt z. B. kein ĭ, kein ŭ, erweicht die Lautgruppen ne, de, te nicht in russischer oder polnischer Art; besitzt aber einen Vocal r (Grk) und auch l (Blgarin). Eigenthümlich ist dem Bulgarischen die dumpf tönende Aussprache des Vocals a (etwa wie englisch „but“) und da dieser dumpfe Vocal ungemein häufig vorkommt, — denn er vertritt im Bulgarischen außer a noch zwei bis drei andere Vocale der übrigen slavischen Sprachen — so verleiht diese Erscheinung dem ganzen Idiom einen eigenthümlichen Charakter.

Ich muß überhaupt, was die lautliche Seite anbelangt, betonen, daß die bulgarische Sprache darin nichts Auffallendes, nichts von dem Standpunkte der übrigen slavischen Sprachen Befremdendes aufweist — Alles geht nach festen Lautgesetzen vor sich; wer diese kennt, wird aus der serbischen, russischen u. s. w. Form eines Wortes leicht die bulgarische entwickeln und im voraus sagen können, in welcher lautlichen Gestalt das Wort in der bulgarischen Sprache erscheinen muß, falls es da wirklich vorkommt.

Ein ganz anderes Bild zeigt dagegen das Bulgarische, sobald man zur Declination übergeht; da tritt auf einmal die Sprache aus der bisher geschilderten Gemeinschaft heraus und bietet Erscheinungen, welche man sonst vergebens in den alten und neuen slavischen Sprachen suchen würde. Die merkwürdige Eigenthümlichkeit der bulgarischen Declination besteht darin, daß sie die alten Casusformen, welche sonst in allen slavischen Sprachen, selbst bei den wenig zahlreichen Volksstämmen, noch in voller Kraft leben (z. B. die Wenden im Spreewald haben eine Declination von sieben Casus), beim Substantiv u. Adjectiv gänzlich aufgegeben und bei Pronomen nur in einigen Formen kümmerlich erhalten hat.

Diese Erscheinung fällt allerdings auf; doch ist auch sie, selbst ohne die Annahme einer fremden Beeinflussung, aus der lautlichen Beschaffenheit des Bulgarischen erklärbar — ich glaube nämlich, daß durch das Zusammenfallen mehrerer

Laute in jenem vorerwähnten trüben a der erste Impuls zum Aufgeben der Casusformen gegeben wurde.

Hand in Hand damit ging dann aber eine zweite, auf dem Gebiete der slavischen Sprache nicht minder vereinzelte Erscheinung: die Anwendung des Artikels. Das Aufkommen des Artikels erklärt sich ebenfalls aus dem besagten Verluste der Casusformen. Was jedoch seine Stellung anbelangt — er wird dem Substantiv, Adjectiv oder Pronomen hinten angehängt — so möchte ich wol die Vermuthung aussprechen, daß diese im innigen Zusammenhang mit der gleichartigen Erscheinung des Rumänischen steht, d. h. ich halte den postpositiven Artikel im Rumänischen aus bestimmten Gründen für älter als den bulgarischen und glaube, daß er der bulgarischen Sprache als ermunterndes Vorbild gedient hat.

Um einen Begriff von der bulgarischen Ausdrucksweise zu bekommen, nehmen wir einige Beispiele: „Der frühe Tod meines Vaters" wird bulgarisch so ausgedrückt; „frühe-der Tod an Vater-mir"; den Satz: „die goldenen Jahre meiner Kindheit tauchen in meiner Seele auf" drückt der Bulgare so aus: „goldene-die Jahre an kindlich-die Zeit tauchen auf in Seele-die mir."

Im auffallenden Gegensatz zur Declination hat die Sprache an der Conjugation fast gar Nichts gerüttelt, das Verbum wird im Bulgarischen noch heute so conjugirt, wie in den übrigen slavischen Sprachen; ja das Bulgarische hat noch einige Formen bewahrt (Imperfectum, Aorist), welche den meisten übrigen slavischen Sprachen in geschichtlicher Zeit abhanden gekommen sind. Nur den Infinitiv hat das Bulgarische, wiederum ganz entsprechend den es umgebenden älteren ethnischen Elementen, so verstümmelt, daß er als verloren gegangen betrachtet werden kann. Darum weicht der Bulgare den Infinitivsätzen aus und wendet dafür Praesens mit der Conjugation „daß" an; auch für das Futurum wird er ganz wie der Rumäne oder Neugrieche das Verbum „wollen" mit dem Praesens zusammenstellen, also für: „ich werde schreiben" wird er sagen: „ich will schreibe" oder „ich will, daß ich schreibe."

Daß die Bulgaren trachten werden, ihre Schriftsprache von den fremden Elementen zu reinigen, das würde man vermuthen können, wenn man nicht schon Beweise in der Hand hätte. Seit dem Jahre 1878 erscheint, anfangs in Philippopel, später in Sofia, ein Flugblatt unter dem Titel „Der Amboß," dessen Aufgabe es ist, den Bulgaren für die griechischen, türkischen, russischen, serbischen Ausdrücke echte bulgarische an die Hand zu geben; das Blättchen corrigirt in einemfort den Stil der übrigen Zeitungen, natürlich auch die amtlichen Publicationen nicht ausgeschlossen. Der Redacteur scheint ein radicaler Kopf zu sein, er sitzt nämlich so unerbittlich streng über alle Fremdwörter zu Gericht, daß in seinen Augen weder „Post" noch „Telegraph," weder „Banquier" noch „Minister" Gnade gefunden haben — das Alles muß bulgarisch ausgedrückt werden.

II.

Die Vorfahren der heutigen Bulgaren, d. h. die Slovenen Bulgariens waren unter allen slavischen Völkern zuerst zur Pflege einer gewissen Literatur, auf Grund der aus Pannonien, wie es scheint, erhaltenen kirchenslavischen

Sprache und Liturgie gelangt. Um das Jahr 860 zum Christenthum bekehrt, besaß das Fürstenthum Bulgarien bereits nach einigen Jahren einen Herrscher (den Kaiser Symeon), der in der Jugend eine glänzende Erziehung in Constantinopel genossen hatte, darauf heimgekehrt und Fürst geworden, seinen ganzen Eifer der Bereicherung der bis dahin auf wenige Bücher beschränkt gewesenen kirchenslavischen Literatur durch Uebersetzungen verschiedener theologischer und moralisch philosophischer Werke aus dem Griechischen in's Slovenische zuwandte. Er selbst ging mit gutem Beispiele voran; von ihm rührt eine Compilation aus Joannes Chrysostomus her, welche unter dem Titel „goldströmendes Buch" noch jetzt in der slavischen Uebersetzung bekannt ist und möglicher Weise ihn selbst zum Uebersetzer hat. Er liebte nämlich die Bücher so sehr, daß er von Zeitgenossen mit Ptolomäus verglichen wurde; selbst griechische Quellen zeichnen ein glänzendes Bild von seiner Persönlichkeit. Eine Reihe von Namen, die seiner Aufmunterung folgten und literarisch thätig waren — ich hebe einen gewissen Joannes exarchus bulgaricus hervor — oder von Werken, deren Entstehung in diese Epoche fällt, berechtigen den Literaturhistoriker in der That zu der Behauptung, es sei die Zeit Symeon's, d. h. das Ende des 9. und die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts die eigentliche Blüthezeit der kirchenslavischen Literatur in Bulgarien gewesen. Doch darf man sich nicht täuschen; die ganze Thätigkeit, welche der energische Fürst mit eigenem Beispiele förderte, war doch eine einseitige, ausschließlich auf die kirchliche, theologische und philosophisch-moralische Uebersetzungsliteratur gerichtete; aus dem engen Rahmen des byzantinischen Geschmackes trat sie nicht heraus — und gerade das war nicht die rechte geistige Nahrung für ein kaum äußerlich zum Christenthum bekehrtes Volk.

So übersetzte man damals nebst einigen allgemein verständlichen Predigten oder Homilien noch die Dogmatik und Dialektik des Joannes von Damask, die Streitschrift gegen die Arianer des Athanasius, die philosophische Betrachtung über die sechs Schöpfungstage des Basilius, ja selbst an rhetorische und grammatische Schriften legte man die Hand. Für die damalige Geistesrichtung der literarischen Thätigkeit ist sehr charakteristisch der Inhalt eines Codex Miscellaneus, der noch jetzt in Moskau nach der Abschrift vom J. 1073 (für den russischen Fürsten Swjatoslaw gemacht) als der größte Schatz des slavischen Alterthums bewahrt wird. Man weiß, daß dem Moskauer Exemplar eine ältere, für den bulgarischen Fürsten Symeon zusammengestellte bulgarisch-slovenische Bearbeitung zu Grunde liegt. In diesem Codex nun findet man eine ganze Encyklopädie der byzantinischen theologischen und philosophisch-rhetorischen Gelehrsamkeit, Alles was dem streit-, rede- und leselustigen Byzantiner des 10. Jahrhunderts behagen mochte, aber schwerlich geeignet sein konnte, um auch dem bulgarischen Slaven als Erbauungsbuch zu dienen.

Die Folgen dieser Einseitigkeit, dieser verfrühten Hineinziehung des naiven slavischen Volksgeistes in das Gespinst der byzantinischen Klügelei, blieben nicht aus. Schritt auf Schritt mit und nach der kurzen Epoche dieses künstlich erzeugten literarischen Glanzes folgte die Verbreitung verschiedener Häresien über ganz Bulgarien, welche um so leichter einen fruchtbaren Boden fanden, als das Volk in dem echten christlichen Glauben noch gar nicht recht befestigt und aus

den vorerwähnten und ähnlichen Werken doch schwerlich im Stande war, das Richtige von dem Falschen zu unterscheiden. Unter den verschiedenen Häresien, deren Tummelplatz das alte Bulgarien geworden, hatte keine so tiefe Wurzeln gefaßt, wie die Secte der sogenannten Bogomilen; obwol auf älteren dualistischen Lehren des Orientes fußend, bekam sie doch in Bulgarien einen bestimmten nationalen Zuschnitt, sei es, daß sie in der Dogmatik oder Moral, sei es in der hierarchischen Einrichtung dem Geschmack und den Anschauungen der slavischen Bevölkerung Bulgariens entgegenzukommen verstand. Die Bogomilen müssen sich unglaublich schnell über das Land, und dann weiter über den größten Theil der Halbinsel verbreitet haben; daß auch die westeuropäischen Patarenen und Katharer auf Bulgarien und Macedonien als die Wiege ihrer Lehre zurückblickten, darf ich als bekannt voraussetzen. Die äußere Geschichte des Bogomilismus ist uns jetzt ziemlich klar, auch die dogmatischen Grundsätze der Lehre sind durch die neuesten Forschungen erschlossen; doch die sociale Stellung der Bogomilen im Lande, die etwaigen Consequenzen ihrer Glaubenssätze für das Leben in der Familie, für ihr Verhalten gegenüber dem Staate und der Gesellschaft — diese Punkte bedürfen noch der Aufhellung. Nach dem Geständniß selbst ihrer Gegner war das äußere Auftreten der Bogomilen sehr bescheiden, ja freundlich einschmeichelnd, man lobt ihre Mäßigkeit, ihre Arbeitsamkeit, ihre fortwährende Beschäftigung mit Lernen und Lehren, man sah beständig das Evangelium in ihren Händen, dessen Erklärung jedem frei stand. Das alles sind Züge, welche vermuthen lassen, daß die Bogomilen in der allgemeinen Culturentwickelung höher standen, als ihre rechtgläubigen Mitbürger. Wir wissen bestimmt, daß sie auch literarisch thätig waren; die Behandlung christlich-poetischer Stoffe und kosmogonischer Sagen, die in der kirchenslavischen Literatur zahlreich vertreten sind und das größte Interesse der gegenwärtigen literaturgeschichtlichen Forschung erregen, scheint — wo nicht ausschließlich so doch hauptsächlich — von ihnen ausgegangen zu sein. Die rechtgläubige Kirche führte „bulgarische Bücher" oder „bulgarische Fabeln" auf dem Index der verbotenen Schriften. Die königliche Bibliothek zu Berlin besitzt einen bulgarisch-slavischen Codex aus dem 13. Jahrhundert, in welchem ich vor neun Jahren ein literarisches Werk eines der bedeutendsten Lehrer der Bogomilen im 10. Jahrhundert, des sogenannten Pop Jeremijas, entdeckt und später herausgegeben habe: es ist eine kleine, prosaisch erzählte, Epopee über die Schicksale des zum Kreuz Christi bestimmt gewesenen Holzes nebst einigen Sagen die Person Christi betreffend. Solche Stoffe, apokryphe Anlehnungen an die Bibel, Fragen über das Jenseits in der Form von Visionen und Apokalypsen, bildeten ein beliebtes Thema ihrer literarischen Thätigkeit. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß gerade die Bogomilen nach und nach auch weltlichen, nationalen Inhalt in die Literatur gebracht hätten, wenn sie nicht durch immerwährende Verfolgungen in ihrer geistigen Arbeit gestört worden wären. Jedenfalls geschah die Unterdrückung der Bogomilen auf Kosten der materiellen und intellectuellen Kraft des Volkes, viele gesunde Glieder der Nation wurden dadurch lahm gelegt. In der That krankte seit der Zeit Bulgarien an innerer Zerrüttung politischer und geistiger Natur. Obwol es zu Ende des 12. Jahrhunderts seine an die Griechen

verloren gegangene politische und kirchliche Selbständigkeit wieder erlangt hatte, leistete es dennoch nichts Bedeutendes mehr.

Sowol in der Politik wie in dem Culturleben spielte von nun an die erste Rolle Serbien. Uebrigens in beiden Nachbarstaaten waren die alleinigen Träger der Literatur noch immer die Mönche, welche in Klöstern das Hand- und Kunstwerk des Bücherabschreibens fleißig übten und auch neue Uebersetzungen theologischer Schriften aus dem Griechischen lieferten; doch Wenige von ihnen zeichneten sich durch geistige Bedeutung aus. Daß irgend einer von den bulgarischen Fürsten in der Art Symeon's die literarischen Bestrebungen aufgemuntert hätte, davon wissen wir nichts.

Nur sehr wenige Originalurkunden, Schenkungen an Klöster, von den Fürsten des 13. und 14. Jahrhunderts herrührend, sind auf uns gekommen (jetzt kritisch herausgegeben vom Akademiker Sresnewski in St. Petersburg), auf Grund deren man einige Züge zur Kenntniß der Cultur- und Rechtszustände des Landes gewinnt. Man bekommt bald den Eindruck, daß eigentlich überall nur die sklavische Nachahmung byzantinischer Ideale und die Uebertragung des byzantinischen Verwaltungsorganismus auf die Provinzen des eigenen Landes als das höchste Ziel ihres Strebens galt.

Da kamen die Türken und machten der politischen Selbständigkeit Bulgariens ein Ende. Die Katastrophe ging still vor sich, wenigstens fiel sie nicht so tragisch aus, wie bei den Serben, wo die berühmte Schlacht am Kossowo polje (1389) noch jetzt den Mittelpunkt der epischen Volksdichtung bildet. Der Verlust der politischen Selbständigkeit Bulgariens hat sich nicht so tief in das Volksgedächtniß eingeprägt, wiewol auch die Bulgaren epische Volkspoesie besitzen, besingen sie den Fall des Bulgarenreiches nicht. Damals mögen sie den Wechsel der Herrscher nicht schmerzlich gefühlt haben; man kann selbst aus den Schilderungen der Zeitgenossen entnehmen, daß die Herrschaft der Türken über Bulgarien bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts nicht so drückend war, daß sich nicht wenigstens das Volk hätte wohl fühlen können: ausdrückliche Zeugnisse sprechen dafür. Erst gegen das Ende des 16. Jahrhunderts kamen wirklich schwere Zeiten über die Bulgaren, und auch da waren es nicht blos die Türken als weltliche Herrschaft, sondern außerdem die aus Griechen bestehende höhere Geistlichkeit, welche das Maß der Leiden des bulgarischen Volkes voll machte. Solch ein griechischer Bischof — Phanariote —, der durch kein moralisches Band an seine christliche Heerde gefesselt war, keine Neigung zu ihr fühlte, sondern seine Stellung nur als Bereicherungsquelle für sich und die Seinigen ansah, mußte sich unwillkürlich den türkischen Paschas in die Arme werfen, in ihnen seine natürlichen Bundesgenossen erblicken, durch deren Intervention er eventuell zu seinen Einkünften gegenüber dem renitenten Rajah zu gelangen hoffte. Das eigentliche geistliche Amt trat hinter den materiellen Interessen ganz zurück, selbst das mächtige Mittel der Verbreitung der griechischen Sprache durch die Schule kam nur in sehr beschränktem Maße zur Anwendung; man begnügte sich eben damit, daß man die Bulgaren gründlich haßte und verachtete.

So bildete sich allmälig ein immer schärfer zu Tage tretender Gegensatz

zwischen den zwei Nationalitäten, die sonst zu derselben griechisch-katholischen Confession zählten; und die Folgen konnten nicht ausbleiben. Die letzte Hoffnung, welcher im Laufe früherer Jahrhunderte so viele Projecte entstammten, daß alle christlichen Volksstämme der Halbinsel gemeinsam gegen die Herrschaft der Muselmänner sich erheben würden, schwand; die Ereignisse des gegenwärtigen Jahrhunderts haben gezeigt, daß eine Loslösung nur nach den Nationalitäten möglich war. Dann aber konnte man voraussehen, daß bei der ersten Regung des nationalen Bewußtseins der Bulgaren zugleich die Reaction gegen die so rücksichtslos geführte Vormundschaft der Griechen auf dem kirchlichen Gebiete nicht ausbleiben werde. Auch das hat sich bestätigt. Man darf heute schon sagen, daß die Bulgaren die gegenwärtige politische Selbständigkeit erlangt, das ist allerdings zunächst nicht ihr Verdienst; doch die Emancipation von der griechischen Herrschaft in der Kirche, die Wiederherstellung der natürlichen Rechte der eigenen slavischen Sprache in der Kirche und Schule — das ist ihr eigenstes Werk, das Resultat ihrer neu erwachten Culturbestrebungen während des neunzehnten Jahrhunderts. Anfänglich waren die Bemühungen einzelner bulgarischer Patrioten — meistens Kaufleute, denen erst in der Fremde, in Rußland und Oesterreich, das Nationalitätsgefühl zum Bewußtsein gekommen — auf die Errichtung von nationalen Schulen und Herausgabe bulgarischer Bücher gerichtet, um in dieser Weise der so arg vernachlässigten Volksbildung zu Hilfe zu kommen. Die Apathie der türkischen Regierung widersetzte sich wenigstens diesen Bestrebungen nicht; ja, diese glaubte sogar einigen Grund zu haben, sich über die Reibungen der Griechen und Bulgaren untereinander zu freuen, denn die Schwächung der zu großen geistigen Uebermacht der Griechen lag ja in ihrem Interesse. Die passive Haltung der türkischen Regierung gegenüber dem Erwachen des Nationalitätsbewußtseins bei den Bulgaren hat zu dem auffallend schnellen Erfolge der bulgarischen Bestrebungen wesentlich beigetragen. Im Jahre 1835 war die erste bulgarische Schule in Gabrowo errichtet — ein reicher Kaufmann aus dieser Stadt, der aber in Rußland lebte, Namens Aprilof, hatte von Odessa aus diesen Plan gefaßt und ausgeführt — und nach weiteren 35 Jahren gelang es schon den Bulgaren, von der türkischen Regierung die vollständige Unabhängigkeit der nationalbulgarischen Kirche von der griechischen, mit einem so genannten bulgarischen Exarchen an der Spitze, der in Constantinopel residiren sollte, zu erwirken.

Man könnte mit Verwunderung fragen, durch welche Mittel die bulgarischen Patrioten einen so radicalen Umschwung in den Anschauungen ihres eigenen Volkes in verhältnißmäßig so kurzer Zeit zu Wege zu bringen vermochten? Ohne auf die Frage näher einzugehen, welche ja an und für sich eine ganze Literatur von Streitschriften in bulgarischer, griechischer und russischer Sprache hervorgerufen hat, will ich nur auf einen Umstand hinweisen, der nach meiner Ueberzeugung wesentlich in's Gewicht fällt und auch die Bulgaren gut charakterisirt: diese verstanden die absolute Herrschaft der Griechen in der Kirche durch die nationalbulgarische Schule zu sprengen; sie setzten der griechischen oder gräcisirten Geistlichkeit den nationalgesinnten Schulmeister entgegen. Durch das Beispiel Aprilof's war das Losungswort gegeben: „suchen wir Bulgaren uns

nationale, von dem griechischen Einfluß freie Schulen zu gründen"; und dieser Weg führte zum Ziel. Mit Eifer ahmten andere Städte den Vorgang Gabrowo's nach, die Errichtung bulgarischer Schulen durch Privat- und Gemeindemittel nahm von Jahr zu Jahr zu. Binnen zehn Jahren war die Zahl der Schulen auf etwa 53 gestiegen, der eigentliche Aufschwung datirt aber erst aus den letzten drei Jahrzehnten. Im Jahre 1871 zählte Gabrowo (ein Städtchen mit 1300 Häusern) 6 Knaben- und 2 Mädchenschulen mit beiläufig 1500 Schulkindern. Kanitz hat es in seinem trefflichen Werk über Bulgarien nicht unterlassen, den Schulverhältnissen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen; er bringt sie überall, wo sich Gelegenheit dazu bot, zur Sprache und man gewinnt aus seinen Schilderungen einen sehr wohlthuenden Eindruck. Man erlaube mir, die Worte eines russischen Reisenden aus dem Jahre 1877 anzuführen, welche seinen Eindruck bezüglich des bulgarischen Schulwesens wiedergeben: „Auf meinen Kreuz- und Querreisen durch Bulgarien, die ich immer zu Pferde machte, mußte ich begreiflicher Weise öfters unterwegs in Dörfern anhalten; ich unterließ es nie, mich auch nach den Schulen zu erkundigen, und der Leser möge es mir nicht glauben, wenn es ihm so aus nationaler Eigenliebe besser gefällt, doch ich muß mit der Wahrheit heraus, daß ich mich nicht erinnere, jemals die Antwort bekommen zu haben: das Dorf besitze überhaupt keine Schule. In einem Dorfe von 450 Häusern fand ich 2 Knaben- und 1 Mädchenschule, mit mehr als 300 Schülern und Schülerinnen; in einem andern Dorfe, welches etwa 560 Häuser zählt, gab es 3 Knaben- und 1 Mädchenschule, 5 Lehrer, 1 Lehrerin, bis 450 Schulkinder; in einem dritten, ganz kleinen Dorfe von 50 Häusern war ebenfalls eine Schule vorhanden, welche von Knaben und Mädchen gemeinschaftlich besucht ward, ein Priester fungirte als Lehrer. Ich bedauere es nachträglich, daß ich mir nicht jedesmal die Zahlen der Schulen und Schulkinder aufgeschrieben habe; allein die Antworten auf meine Fragen lauteten gewöhnlich: Drei Schulen, eine Schule, zwei Schulen — und da es nicht mein Zweck war, statistische Daten zu sammeln, so hörte ich bald auf, diese monotonen Zahlen in mein Notizbuch einzutragen". (Es folgen einige recht bittere Bemerkungen über das russische Volksschulwesen, welche ich übergehe.)

Ich könnte, um dieses Bild zu beleben, auch noch Beispiele edler Aufopferung einzelner junger Bulgaren anführen, welche, nachdem sie in Rußland, Oesterreich oder Frankreich sich eine recht anständige Bildung erworben, mit Begeisterung in die geliebte Heimath eilten, um dort als — Dorf- und Stadtschullehrer zu wirken. Das geschah allerdings in den Zeiten, wo die Wogen nationaler Erregung hoch gingen; möglich, daß jetzt für gleiche Befähigung bereits ein Ministerportefeuille beansprucht wird.

Der Emancipation in der Kirche und Schule diente der größere Theil der bisherigen literarischen Thätigkeit der Bulgaren. Wollte man bulgarische Schulen haben, so mußte man sich auch nach den Schulbüchern umsehen und man that das, so gut es eben ging. Aus allen europäischen Sprachen wurden Uebersetzungen veranstaltet, so aus der französischen, englischen, russischen, neugriechischen und auch deutschen; natürlich, nicht immer war die Wahl die beste, sehr viel spielte der Zufall mit. War die Uebersetzung fertig, so hatte man seine

liebe Noth mit dem Druck; da im Lande selbst keine Druckereien geduldet wurden, so mußte man sich damit in's Ausland begeben. Das erste Buch erschien 1806 in Rymnik (Walachei), es war ein Evangelien- und Andachtsbuch vom Sophronius, Bischof von Wratza. Einige andere wurden gleichzeitig und bald darauf in Ofen gedruckt, wo die königl. Universitätsbibliothek mit den nöthigen Typen versehen war. Zu Anfang der vierziger Jahre leistete Serbien Freundschaftsdienste, z. B. die für die erste bulgarische Schule zu Gabrowo bestimmten und von einem gewissen Neophytos, dem ersten Lehrer dieser Schule, abgefaßten Lehrbücher wurden auf Kosten der serbischen Regierung in Kragujewatz und Belgrad gedruckt. Bald darauf hatte man in Smyrna eine bulgarische Typographie errichtet, wo unter Anderen die erste Ausgabe der von dem erwähnten Neophytos besorgten Uebersetzung des Neuen Testamentes erschien, aber durch den Patriarchen von Constantinopel unterdrückt wurde (1840). Schon mehrere Jahre vorher ward eine in London herausgegebene Uebersetzung vom gleichen Schicksale betroffen, sie soll unterwegs in St. Petersburg vernichtet worden sein. Seit den fünfziger Jahren galt Constantinopel als Mittelpunkt auch der bulgarischen Literatur; Vieles jedoch wurde in Wien gedruckt, namentlich Schulbücher und andere didaktische Hilfsmittel und von den bulgarischen Kaufleuten (z. B. Danof, dem bulgarischen Brockhaus) nach Bulgarien expedirt. Die politischen Schriften erblickten größtentheils in Rumänien das Licht der Welt, so in Bukarest, Belgrad, Braila. Erst seit 1866 durfte im Lande selbst, in Rustschuk, Einiges gedruckt werden. Nach dem letzten Kriege besitzt Bulgarien und Rumelien bereits zehn wo nicht mehr Druckereien: in Sophia (drei), in Philippopel (zwei), Rustschuk (zwei), in Trnowo, Sliwen, Swischtow.

Neben den Büchern pädagogisch-didaktischen Inhaltes sorgte man durch allerhand kleine Erzählungen das Interesse für's Lesen zu erwecken. Auch darin wurde das Meiste und wol auch das Beste aus verschiedenen fremden Sprachen übersetzt. So besitzt die bulgarische Literatur ihren Robinson und ihre Genoveva, ihren Eulenspiegel (eig. Nasradin Hodscha) und Tausend und eine Nacht, Einzelnes aus Christoph Schmid, aus Zschokke, aus Chateaubriand, den Telemach Fenelon's, Paul und Virginie, Onkel Tom's Hütte u. A. Daneben war der populäre Roman des Ostens von Alexander dem Großen öfters neu herausgegeben.

Einzelne Bulgaren, die im Auslande studirten, versuchten auch Uebersetzungen zu liefern von den Werken, die nicht mehr für die Jugend, sondern für das größere Publicum berechnet sind. Einer solchen zufälligen Bekanntschaft verdanken ihr bulgarisches Gewand z. B. Byron's „Braut von Abydos", Lessing's „Emilia Galotti", Schiller's „Räuber", Voltaire's „Merope" und mehrere neuere Romane, hauptsächlich aus der französischen Literatur (z. B. von V. Hugo, Sue, Jules Verne).

In der Regel sind derartige Uebersetzungen aus rein persönlichem Patriotismus, nicht aus klar gefühltem Bedürfniß hervorgegangen, nur wenige genügen auch in formaler Beziehung den Anforderungen (z. B. Schiller's „Räuber" von Bontschof sind nicht schlecht übersetzt); das Meiste von dem, was in den 40er und 50er Jahren übersetzt wurde, gilt heute schon als ungenießbar. Als der

trefflichste Uebersetzer in der neuesten Zeit wird Nikola Michajlowski genannt, auch der zu Moskau verstorbene Zhinsisof lieferte gelungene Arbeiten.

Endlich fehlt es in der neuesten bulgarischen Literatur nicht an Versuchen originaler Production auf dem Gebiete der Belletristik und Dramatik. Der bedeutendste Erzähler, den bisher die Bulgaren besaßen, dürfte der verstorbene Ljuben Karäwelof gewesen sein, der, wie die meisten Schriftsteller, vielfach publicistisch thätig war. Nebst einem ethnographischen Werk über die Bulgaren, welches er in russischer Sprache (1861) herausgab, schrieb er mehrere ethnographische, politisch-tendenziöse Novellen, von denen ich nur einige kenne; nach diesen zu urtheilen, ging ihm nicht das Talent ab, die charakteristischen Seiten des Volkslebens in scharfen Zügen wiederzugeben, doch der zu nackte Realismus verleitete ihn nicht selten bis zum Derben und Abgeschmackten. Die Leistungen einiger anderen Novellisten, eines Blskof, Drumyef, des jetzigen Ministerpräsidenten Climent u. A., kenne ich zu wenig, um über sie selbständig urtheilen zu können.

Auf dem Gebiete des Dramas gebührt wenigstens einiges geschichtliche Verdienst einem vielfach in Prosa und Versen thätig gewesenen bulgarischen Schriftsteller, Namens Wojnikof, insofern er schon vor zwei Decennien, als die dramatischen Vorstellungen in bulgarischer Sprache, von Liebhabern gespielt, in die Mode kamen, mit Originalstücken aus der vaterländischen Geschichte zur Hand war („Die Prinzessin Rajna", „Die Taufe des Hofes von Preslav", „Die bulgarische Fürstin Weliflawa"). Leider kann man an ihnen eben nichts weiter als den guten Willen des Verfassers loben; denn trotzdem dieser fleißig die Theorie des Dramas studirt zu haben scheint (dafür spricht auch sein „Lehrbuch der Stilistik, Rhetorik und Poetik", 1874 herausgegeben), so konnte das doch nicht den Mangel an eigentlicher poetischer Begabung ersetzen. Aehnlich muß das Urtheil auch über den sehr fleißigen T. N. Schichkof („Belisarius", „Glesen Mirtschen") und Stantschof, nebst vielen Anderen, lauten. Sie liefern Dramen aus der bulgarischen Geschichte, die weder ein geschichtliches noch ein poetisches Interesse zu erwecken im Stande sind.

Auch auf den anderen Gebieten der Dichtung können sich die Bulgaren noch keineswegs gelungener Leistungen rühmen. „Unserer Muse," so sprach vor fünf Jahren ein bulgarischer Kritiker, „will es noch immer nicht gelingen, den richtigen Ton anzuschlagen; sie besitzt weder Gedanken noch Gefühle, weder angemessene Ideen noch süßen Klang der Stimme." Am ehesten verdient noch Slawejkof genannt zu werden, ein talentvoller Autodidakt mit sehr bewegtem Leben und ausgedehnter literarischer und publicistischer Thätigkeit. Seine patriotischen Lieder und satyrischen Aufsätze, die er in Kalendern und selbständigen humoristischen Blättern unter das Volk brachte, machten ihn sehr populär; er gehört noch jetzt wol zu den bekanntesten Persönlichkeiten Bulgariens. Daß ein solcher Mann nicht als Stütze der neuen Regierung dient, sondern in den vordersten Reihen der Opposition zu ihr steht, muß sehr bedauert werden.

Viel origineller war der 1868 in Belgrad verstorbene Rakowski, eine energische, aber auch im höchsten Grade phantastisch-überspannte Persönlichkeit: Dichter und Alterthumsforscher, Publicist und Insurgentenführer in einer

Person. Seine politisch-publicistische Thätigkeit mag sehr bedeutend gewesen sein; doch wird sie noch überboten von seiner sonderbaren Auffassung des bulgarisch-slavischen Alterthums, welcher er in mehreren Schriften einen sehr feurig-beredten Ausdruck geliehen hat, auf die Stimmung seiner zahlreichen Verehrer einen mächtigen, doch keineswegs wohlthätigen Einfluß ausübend. Er wollte nämlich nachgewiesen haben, daß das alte Griechenland seine ganze Culturentwickelung den alten Thraken verdanke, die Thraken selbst aber, diese alten Culturträger, seien natürlich die Slaven, die Vorfahren der heutigen Bulgaren gewesen. Der Mann hatte auch davon gehört, daß eigentlich Indien die Wiege der indo-europäischen Menschheit gewesen; da war nun sein Bestreben dahin gerichtet, in den volksthümlichen Ueberlieferungen der heutigen Bulgaren geradezu altindische Reminiscenzen nachzuweisen. Es begreift sich leicht, daß in einer Literatur, welche sonst keine Pflegestätte der wissenschaftlichen Forschungen war, in welcher keine Kritik und Controle über den wissenschaftlichen Werth der einzelnen Leistungen ausgeübt wurde, solche phantastisch-lächerlichen, aber dem localen Patriotismus schmeichelnden Behauptungen gläubige Leser finden konnten; mancher Bulgare, der aus Rakowski's Werken seine Kenntniß über das bulgarische Alterthum schöpfte, mag nicht wenig auf die hohe Bedeutung seiner Vorfahren für die alte indo-europäische Cultur stolz gewesen sein.

Weniger phantastisch, doch immerhin kühn und unkritisch genug war in seinen Forschungen über das alte Bulgarien ein russischer Gelehrter der 30er und 40er Jahre, Wenelin; er gilt bei den Bulgaren als der Vater der bulgarischen Geschichte, und noch jetzt wird sein Andenken hoch verehrt.

Gegenüber solchen, mehr poetisch als wahr aussehenden Schilderungen über das glorreiche Alterthum Bulgariens konnte die nüchterne Darstellung des wirklichen Sachverhaltes nicht so leicht aufkommen. In der That noch im Jahre 1871 erschien zu Constantinopel eine bulgarische Geschichte von dem sehr vornehmen und auch sehr gebildeten Krstjowitsch, welche im ganzen ersten Bande (mehr ist nicht erschienen), auf etwa 600 Druckseiten, nichts als die Vorgeschichte der Bulgaren, namentlich die Geschichte ihrer Vorfahren, der Hunnen, behandelt. Erst in den letzten Jahren ist auch ein bulgarischer Geschichtsforscher, Namens Drinof, aufgetreten, der die Anforderungen der modernen Wissenschaft kennt, und nach deren Grundsätzen bereits mehrere Partien der bulgarischen Geschichte mit Erfolg bearbeitet hat; doch schreibt er in der Regel russisch, ist auch Universitätsprofessor in Rußland. Trotzdem er während der russischen Occupation mit der Leitung des bulgarischen Unterrichtswesens betraut war, zog er es, bezeichnend genug, nach der Beendigung derselben dennoch vor, seinen Lehrstuhl an der russischen Universität von Neuem einzunehmen, statt in seiner Heimath zu verbleiben, wo ihm eine einflußreiche Stellung gewiß nicht entgangen sein würde.

Für die wissenschaftliche Erforschung ihrer Sprache haben die Bulgaren selbst bisher so gut wie Nichts geleistet; es gibt zwar viele praktische Grammatiker, denen jedoch, wie nach ihren Werken geurtheilt werden muß, jede tiefere Einsicht in ihre so interessante Sprache gänzlich abgeht. Die beste praktische Grammatik der bulgarischen Sprache ist noch immer die, welche 1862

Zankof deutsch mit lateinischer Transscription in Wien herausgegeben hat. Zankof gehörte damals zu denjenigen bulgarischen Männern, welche vor dem Drucke der griechischen Phanarioten in einer kirchlichen Union mit Rom Schutz und Rettung suchten; trotzdem die Bewegung von einigen Großmächten unterstützt wurde, scheiterten die Unionsversuche und mit ihnen auch das lateinische Alphabet.

Die größte Rührigkeit haben die Bulgaren seit dem Anfange der nationalen Bewegung auf dem Gebiete der Journalistik an den Tag gelegt; das Bedürfniß, Zeitungen zu lesen, hat sich bei ihnen schnell Bahn gebrochen. Freilich, wenn man bedenkt, daß die Mehrzahl der Lesenden sonst überhaupt keine Bildung genossen haben, also ihr ganzes Wissen aus den Zeitungen schöpften, so wird man diese Art der geistigen Entwickelung keine gesunde nennen können. Man las natürlich lieber die in Rumänien, Serbien, Oesterreich gedruckten Blätter, weil sie als verbotene Früchte eine ganz andere Sprache gegen die türkische Regierung führten, als die in Constantinopel herausgegebenen. Die meisten Blätter lebten nur kurze Zeit, tauchten bald hier, bald dort auf. Zu verschiedenen Zeiten waren auch mit Zeitschriften (Monatsschriften) belletristisch-wissenschaftlichen und literarischen Inhaltes Versuche gemacht, doch keine konnte recht gedeihen, nicht etwa aus Mangel an Theilnahme seitens der Leser, sondern die zur Verfügung stehenden Kräfte waren der Sache nicht gewachsen. Außerdem nehme ich in der bulgarischen Literatur die Unsitte wahr, daß sich die ohnehin spärlich vorhandenen literarischen Kräfte gegenseitig Concurrenz machen, ein Jeder über Alles schreiben, Alles selbst herausgeben, wahrscheinlich (so sollte man wenigstens glauben) selbst am Besten wissen will; eine Vereinigung der Kräfte bemerke ich nirgends, aber fortwährende gegenseitige Bekämpfung. Das mag auch das Hauptthema der jetzt etwa zehn politischen Blätter bilden, welche in Bulgarien erscheinen.

Unter allen bisherigen Erscheinungen der bulgarischen Literatur haben den größten Werth oder wenigstens die meiste wissenschaftliche Bedeutung die Publicationen der im Volke lebenden Lieder, Erzählungen und Sprüche, sammt den darüber gemachten Beobachtungen. Hier muß man den einzelnen Bulgaren das volle Lob spenden, daß sie, angeregt durch ähnliche Vorgänge in der serbischen und anderen slavischen Literaturen sehr fleißig gesammelt haben. Wenn man das in verschiedenen periodischen Schriften zerstreute Material zu dem in eigenen Sammlungen herausgegebenen hinzuzählen könnte, so würde man, denke ich, finden, daß schon bis jetzt einige 4—5000 bulgarische Volkslieder gedruckt sind. Diese Menge allein beweist schon, daß die Bulgaren wirklich noch heute ein sehr liederreiches Volk sind. Daß sie es in früheren Jahrhunderten waren, das wissen wir unter Anderen aus dem Reisebuche Gerlach's, der im 16. Jahrhundert einige interessante Notizen darüber niedergeschrieben hat. Gegenwärtig scheint die Volksdichtung besonders im Balkan, Rhodopegebirge und in Macedonien zu blühen; ja wenn nur Einiges davon wahr ist, was der Antiquitätensammler und -händler aus Seres, Namens Werkowitsch, gesammelt zu haben behauptet, so würde die halbe Million der bulgarisch sprechenden Pomaken eigentlich das interessanteste Völkchen der ganzen Halbinsel sein; sie würden in

ihren poetischen Ueberlieferungen Erinnerungen aus der vorchristlichen Zeit, aus der Zeit der Wanderung der Bulgaren von jenseits der Donau nach dem heutigen Süden bewahrt haben. Indessen sind wir berechtigt, so lange nicht daran zu glauben, als nicht andere, mit mehr Vorsicht und mehr Kritik ausgestattete Beobachter die Sache bestätigen.

Erst vor Kurzem ist ein kleines Büchlein bulgarischer Volkslieder in der deutschen Uebersetzung von G. Rosen erschienen, vor fünfzig Jahren hätte diese verdienstvolle Leistung größere Aufmerksamkeit erregt als gegenwärtig, und doch möchte ich das Büchlein Jedem angelegentlichst empfehlen, der einen tiefen Blick in die Seele des bulgarischen Volkes werfen will.

Nicht glänzend ist das Bild, welches ich im Vorliegenden zu zeichnen versuchte: das westeuropäische Mittelalter sprach den Namen der Bulgaren als der unreinen Ketzer nur mit Abscheu aus; schöner ist die Rolle, welche sie im Osten Europa's spielten, wo sie den Russen und Serben auf dem Gebiete der kirchenslavischen Literatur vorarbeiteten. Das Capital, welches die alten bulgarischen Slaven bei den alten russischen Slaven durch Verleihung der Schrift- und Kirchensprache angelegt hatten, haben die Nachkommen in unseren Tagen mit höchsten Zinsen zurückerstattet. Es hängt nun von den Bulgaren ab, zu beweisen, daß sie mit dem zurückerlangten Gute selbständig und klug zu wirthschaften verstehen. Die kurze Spanne Zeit, welche ihre neuere Literatur umfaßt, reichte nicht hin, um etwas Größeres zu leisten als sie wirklich geleistet haben. Sie haben wenig Reife des Urtheils, noch weniger Originalität; mehr Fleiß, und noch mehr Hast und Ueberstürzung gezeigt. Den Bulgaren thut jetzt eine feste, zielbewußte Regierung noth, um sie aus den regellosen Bahnen ihrer bisherigen Anstrengungen in das richtige Geleise geordneter Zustände zu bringen.

Die Stellung der Hanseſtädte.

Seit langer Zeit hat kein Vorgang der innern Politik ſo lebhafte Erregung hervorgerufen, wie der preußiſche Antrag vom 19. April beim Bundesrathe, betreffend Einverleibung der Stadt Altona und eines Theiles der Vorſtadt St. Pauli in das Zollgebiet. Und mit vollem Recht, denn die Entſcheidung dieſer Frage reicht weit über ihren unmittelbaren Gegenſtand hinaus und wird von der größten Tragweite für die Entwickelung des deutſchen Reiches ſein. Es wird begreiflicherweiſe vor Allem die Rechtsfrage erörtert und dies iſt in ſo eingehender Weiſe geſchehen, daß man in dieſer Hinſicht wenig Neues ſagen kann. Umſomehr aber dürfte es angezeigt ſein, einmal die Frage von allgemeinerem Geſichtspunkte zu betrachten, die Stellung Bremens und Hamburgs im deutſchen Wirthſchaftsgebiete zu beleuchten und zu unterſuchen, ob wirklich das nationale Intereſſe unter dem gegenwärtigen Zuſtande leidet und eine Aenderung fordert? Wie nach dem Niedergang des Hanſabundes die Entdeckung Amerika's und des Seeweges nach Oſtindien der Ausgangspunkt des Aufſchwungs von Hamburg und Bremen ward, ſo hat für dieſelben die Unabhängigkeit der vormals ſpaniſchen und portugieſiſchen Colonien Amerika's eine neue Periode der Entwickelung herbeigeführt. Die Städte waren durch die Zeit der franzöſiſchen Fremdherrſchaft, welche den Rheinbundſtaaten im Gefolge des Imperators Vergrößerungen brachten, auf das ſchwerſte geſchädigt, ihr Handel, ihre Rhederei waren durch die Continentalſperre vollkommen ruinirt. Sie ſetzten, als der große Unabhängigkeitskampf ausbrach, ſofort Gut und Blut in demſelben ein und in Anſehung dieſer Opfer garantirte ihnen die deutſche Bundesacte die gleichberechtigte Stellung als Bundesglieder. Der deutſche Bund verzichtete auf das Verdienſt, der Nation die Freiheit des innern Handels und Verkehrs zu gewähren; ſelbſt da, wo ein Bundesſtaat den Handel des andern im Durchzug ſchwer belaſtete, wie Dänemark, Mecklenburg, Hannover u. A. es thaten, wurde vergeblich am Bunde der Art. 15 der Bundesacte angerufen. Die einzelnen Staaten waren alſo darauf angewieſen, ihre Verkehrsverhältniſſe nach eigenem Ermeſſen ſelbſt zu ordnen. Die Hanſeſtädte mußten daſſelbe thun. Ihre Handelspolitik war das einfache Ergebniß einer über ihre Beſtimmung und ihre wahren Intereſſen aufgeklärten Einſicht. Sie vereinfachten ihre Zollgeſetzgebung, indem ſie die bereits ſehr mäßigen Zölle ſucceſſive immer mehr herabſetzten, den

Ausgangszoll allmälig abſchafften und mit großem Aufwand ſuchten, ihre Anſtalten für Schifffahrt und Handel immer mehr zu verbeſſern. Hamburg trug die Koſten für die Fahrbarhaltung der Elbe bis zur Mündung allein, ebenſo Bremen für die Weſer, Lübeck unternahm eine koſtſpielige Correctur der Trave, welche den großen nordiſchen Dampfern geſtattete, bis zur Stadt zu kommen und es zum Mittelpunkt der oſtſeeiſchen Dampfſchifffahrt machte. Bremen erwarb 1827 von der Krone Hannover ein kleines Gebiet für die Anlegung eines neuen Hafens für große Seeſchiffe. Vornehmlich aber ſuchten die Hanseſtädte durch vortheilhafte Verträge mit ausländiſchen Staaten die Entwicklung ihres Handels und ihrer Schifffahrt zu fördern und wurden dadurch die Pioniere deutſcher Intereſſen in transatlantiſchen Gebieten, denn der Zollverein war damals noch vom Weltmeer ausgeſchloſſen, die preußiſche Rhederei durch den Sundzoll weſentlich auf die Oſtſee beſchränkt und Hannover bot kein nennenswerthes Handelsemporium. Sie vertraten die deutſchen Intereſſen weſentlich dadurch, daß ſie in jenen Verträgen ſich erfolgreich bemühten, die ihnen gemachten Zugeſtändniſſe auf alle von ihnen in den betreffenden Ländern eingeführten Waaren ohne Unterſchied des Urſprungs auszudehnen, ſo in den Verträgen mit Braſilien von 1827, mit Venezuela von 1837. Selbſtverſtändlich verfolgten die Hanſeſtädte dieſe Politik in ihrem eigenen Intereſſe, da ſie damals wenig eigene Manufacturen auszuführen hatten; aber ſie nützten der deutſchen Induſtrie, der ſie ſo neue Abſatzwege eröffneten, darum nicht minder: berechnete doch 1838 Dieterici, daß der Abſatz gebleichter, gefärbter Leinwand, die aus den öſtlichen Provinzen über Hamburg dem Weltmarkt zugeführt werde, den ganzen Bedarf an Kaffee im Zollverein decke. Infolge dieſer Verträge gewann der hanſeatiſche Handel in überſeeiſchen Staaten raſch eine geachtete Stellung. Hamburg cultivirte beſonders den Handel mit Braſilien, Mexico, Chile und den centralamerikaniſchen Staaten; Bremen den mit den Vereinigten Staaten, für deren Baumwolle und Tabake es der erſte Stapelplatz Deutſchlands ward. 1838 nahmen im Verkehr der Vereinigten Staaten unter den europäiſchen die Hanſeſtädte die dritte Stelle ein, in der Schifffahrt dorthin erſchien die hanſeatiſche Flagge mit ſtärkerem Tonnengehalte beſchäftigt als irgend eine andere, die britiſche allein ausgenommen; an dem Geſchäfte dorthin nahm die hanſeatiſche Flagge einen größeren Antheil als die amerikaniſche. Ohne die in England und Frankreich herkömmlichen Subventionen begründeten ſpäter Bremen und Hamburg ihre transatlantiſchen Dampfſchifffahrtslinien, welche ſich allmälig zu ſo achtunggebietenden Flotten ausgebildet haben und durch ihre eigene Tüchtigkeit der Concurrenz der fremden, aus Staatsfonds unterſtützten Linien erfolgreich die Spitze bieten; ſie hatten ſich eben lediglich auf ſich ſelbſt zu verlaſſen. Die Hanſeſtädte ſtellten auch bei weitem das größte Contingent zu jenen deutſchen Handelsniederlaſſungen, welchen wir in allen Theilen der Erde begegnen, ſo ſind z. B. in Mexico $^2/_3$ der fremden Häuſer deutſch und von dieſen zwei Drittel mehr als drei Viertel bremiſch oder hamburgiſch; die hinausgehenden jungen Kaufleute, welche dieſelben begründen oder fortſetzen, ſind die thätigſten Vertreter deutſcher Geſittung und deutſchen Unternehmungsgeiſtes, ſie erfüllen im Geiſte unſerer Zeit mit friedlichen Mitteln dieſelbe Aufgabe, welche der kriegeriſch-

mercantile Hansebund einst an den Küsten der Ostseeprovinzen, in Nischni-Nowgorod, in Flandern und England verfolgte. Sie übergeben, wenn sie wohlhabend nach Deutschland zurückkehren, die von ihnen begründeten Geschäfte an jüngere Nachfolger, mit denen sie weiter arbeiten und so knüpfen sich herüber und hinüber immer neue Fäden des Verkehrs. Aber dieser Gewinn wird für das Mutterland nicht ohne große Opfer erreicht, der Procentsatz der jungen und rüstigen Männer, welche in diesem Wettkampf mörderischen Klimafiebern, gewaltsamen Todesarten und Schiffbrüchen erliegen oder die doch dabei ihre Gesundheit einbüßen, ist gewiß nicht geringer als der Procentsatz derer, die auf dem Schlachtfeld oder im Lazareth umgekommen oder zu Krüppeln geworden sind. — Gelangten nun die Hansestädte in der Zeit des alten Bundes durch eigene Anstrengung zur Blüthe, so fehlte es auch schon früh ihnen nicht an Anfechtungen und Neidern im Inlande, welche sie anklagten, Factoreien des Auslandes, speciell Agenten Englands zu sein, mit dessen Waaren sie Deutschland überschwemmen sollten, das Geld aus dem Lande zu ziehen und was der Art mercantilistische Vorwürfe mehr waren. Daß es aber auch im Binnenlande nicht an Einsichtigen fehlte, welche die Hohlheit jener Polemik durchschauten, mag die folgende Ausführung eines süddeutschen Schriftstellers zeigen, der kein denkbares Interesse hatte, für speciell hanseatische Zwecke einzutreten, aber eben das Wesen des Großhandels kannte. H. F. Osiander spricht sich in seinen „Betrachtungen über den preußischen Zolltarif und deutsche Handelsinteressen" (Stuttgart 1837) so aus:

„Das Handelsinteresse der Vereinsstaaten beruht im Wesentlichen auf nichts Anderem, als auf der Gelegenheit, den Ueberfluß der einheimischen Natur- und Industrieproducte höchst möglich abzusetzen und sich dagegen so billig als möglich fremde Gegenstände aller Art, deren man bedarf, zu verschaffen. Nach der Natur der Sache bietet sich die beste Gelegenheit zur Erreichung dieses doppelten Zweckes auf großen, an den Hauptströmen eines Landes gelegenen Märkten dar, welche Seehäfen sind und völlige Handelsfreiheit genießen. Man beraube diese Märkte ihrer Handelsfreiheit und es kann nicht ausbleiben, daß sowol der fremden Käufer als Verkäufer sich Wenigere einfinden, wodurch sowol der Absatz der inländischen Natur- und Industrieproducte, als der Ankauf der auswärtigen Handelsgegenstände nothwendig erschwert wird. — Was zu einem günstigen Resultate der Unternehmungen der Seestädte viel beiträgt, ist ein gutes Assortiment von Waaren, wobei öfters ausländische den inländischen beigefügt werden müssen. Nun aber wird ein solches Assortiment in einer großen Handelsstadt, welche völlige Handelsfreiheit genießt, sehr begünstigt, indem daselbst ein regelmäßiger Vorrath von fremden Waaren jeder Art ist. Die Vertauschung dieser Handelsfreiheit gegen das Zollsystem der Vereinsstaaten konnte daher nicht wol anders als nachtheilig auf die transatlantischen Unternehmungen der Hansestädte einwirken, und mit diesen Unternehmungen ist die deutsche Industrie eng verbunden. Der Genuß völliger Handelsfreiheit ist nicht nur für den auf dem Platze wohnenden Kaufmann ein mächtiger Sporn zur höchsten Thätigkeit, sondern der fremde Geschäftsmann arbeitet auch am Liebsten mit einem Platze, auf welchem er weiß, in seinen Unternehmungen niemals durch die bestehenden, in ihren Formalitäten öfters nicht genau bekannten Zollgesetze auf unerwartete Schwierigkeiten zu stoßen. — Vergebens würde man sich schmeicheln, diesem Uebel durch die Gestattung möglichst freier Niederlagen oder Entrepots abhelfen zu können. Enthalt die Zölle nur einigermaßen bedeutend sind, ist zur Abwehrung von Unterschleifen eine strenge Aufsicht von Seiten der Zollbehörde in solchen Niederlagen erforderlich, woran sich gar mannigfache Formalitäten knüpfen, welche die zarten Nerven des Zwischenhandels nicht ertragen. — Wer mit der Natur des Handels vertraut ist, wird gewiß keinen Augenblick zweifeln, daß der hohe Schwung, den der Handel von Hamburg und Bremen genommen hat, nicht allein ihrer günstigen Lage, sondern auch der völligen Freiheit, die er daselbst genießt, zuzuschreiben ist. Sie

hat gewiß nicht wenig dazu beigetragen, Hamburg und Bremen ein ſo großes Uebergewicht über andere Seeplätze, die eine eben ſo günſtige Lage für den Welthandel haben, zu verſchaffen. Unter Anderen haben einige franzöſiſche Seeplätze für den transatlantiſchen Handel vielleicht eine beſſere Lage, als jene beiden deutſchen Städte, und doch ſtehen ſie weit gegen jene zurück. — Wie geringfügig ſind nicht die directen Unternehmungen von den holländiſchen Seeplätzen nach Havana und Braſilien, wo Holland keines Colonialmonopols genießt, gegen diejenigen, welche Hamburg und Bremen ebendahin machen."

So ſchrieb damals ein vorurtheilsfreier Süddeutſcher und er hatte Recht. Denn die deutſchen für die Ausfuhr arbeitenden Fabrikanten können die Creditfähigkeit der überſeeiſchen Abnehmer nicht beurtheilen; ſie ſind auch für ihren Betrieb darauf angewieſen, bald wieder in Beſitz ihres Capitals zu kommen. In beiden Beziehungen tritt der hanſeatiſche Kaufmann ein mit ſeiner Kenntniß, ſeinem Capital und ſeinem Credit.

Es kann nicht verſchwiegen werden, daß, während in den vierziger Jahren England die Feſſeln ſeiner alten Handelspolitik ſprengte, die Beſtrebungen Preußens, durch die Errichtung eines deutſchen Schifffahrt- und Handels-Vereines (der Antrag dazu datirt vom 27. März 1847) ein Differentialzollſyſtem zu begründen, auch in den Hanſeſtädten theilweiſen Anklang fanden, wo der Gedanke einer deutſchen Flagge, einer deutſchen Navigationsacte mit Begünſtigung des nationalen Handels hie und da beifällig aufgenommen wurde. In Bremen war dies auch im Senate der Fall, in Hamburg nur in einzelnen Kreiſen, während der Senat jenem Plane entſchieden entgegentrat und denſelben durch ſeine Denkſchrift über das Differential-Zollſyſtem zu Fall brachte, eine treffliche Auseinanderſetzung, welche die engliſche Regierung in officieller Ueberſetzung bei Aufhebung der Navigationsacte dem Parlamente vorlegte und die auch die Folge hatte, daß man ſeitdem in Hamburg und Bremen nicht wieder dergleichen Anwandlungen für den Schutz ihrer Rhederei hatte: denn die Irrlichtereien des Herrn Mosle über den Segen einer surtaxe zu Gunſten der deutſchen Flagge erregen dort nur Spott und Unwillen. Waren nun jene Bemerkungen Oſianders damals richtig, beruhte die Stellung der Hanſeſtädte auf der vollkommenen Freiheit ihrer Bewegung und war das Gedeihen der deutſchen Induſtrie damit eng verbunden, weil dieſe Freiheit die Entwickelung ihrer Ausfuhr am Beſten ſicherte, ſo wird es ſich fragen, ob ſich denn ſeitdem die Verhältniſſe derart geändert haben, daß was damals zutreffend war, es jetzt nicht mehr iſt? Sind die Vorausſetzungen hinfällig geworden, unter denen allein ſich die Segnungen einer Einrichtung entwickeln können, welche, wie die Freihäfen, im nationalen Intereſſe wirken ſoll? Dies allein wird ſelbſtverſtändlich entſcheidend ſein.

Dagegen ſpricht nun zunächſt, daß in allen Verfaſſungsentwürfen der Bewegungsjahre von 1848—51 die Freihafenſtellung der Hanſeſtädte unangetaſtet blieb, und ſicher hatte man doch nicht in der Paulskirche beſondere Vorliebe für particulariſtiſche Inſtitutionen. Die vom Parlament verkündigte Reichsverfaſſung beſagte im Art. 33: „Die Ausſonderung einzelner Orte und Gebietstheile aus der Zolllinie bleibt der Reichsgewalt vorbehalten." Dieſer Beſchluß war nach langem Kampfe auf Antrag der ſachverſtändigen Regierungscommiſſion, meiſt hoher Zollbeamten, angenommen. In dem Drei-Königs-Entwurf der Verfaſſung wurde dies Alinea unverändert aufgenommen, nur daß es ſtatt Reichsgewalt jetzt Ver-

einsgewalt hieß. Auf den Dresdner Conferenzen von 1850 ging der Entwurf einer Uebereinkunft zwischen den deutschen Bundesstaaten zur Beförderung des Handels und Verkehrs dahin „die vertragsmäßige Vereinigung von ganz Deutschland, wenn auch unter Ausschluß einzelner Städte, Freihäfen und kleiner Bezirke, zu einem einzigen Handels- und Zollgebiete herbeizuführen."

Und endlich beantragte die österreichische Regierung in ihrem Zolleinigungsproject vom Dec. 1851, die Hansestädte in eine ähnliche begünstigte Stellung treten zu lassen, in welcher Triest zu dem österreichischen Zollgebiete stehe.

Nicht anders aber ging es bei der Begründung des Norddeutschen Bundes. War die Freihafenstellung ein Privilegium, dessen Behauptung die Hansestädte nur der Schwäche der früheren Bundesverfassung verdankten, so wäre bei jener großen Umwälzung dieser bisherige Mißbrauch der Souveränetät unzweifelhaft beseitigt und weder die leitende Bundesmacht noch der Reichstag würden sich durch einen Protest der Städte darin haben irre machen lassen; ein solcher Protest wäre in der Wucht des nationalen Umschwungs, der sich damals vollzog, spurlos verhallt, wenn er keinen andern Halt gehabt hätte als das Special-Interesse einiger Kleinstaaten. Dies aber war eben nicht der Fall: die von Preußen am 10. Juni 1866 aufgestellten Grundzüge einer Bundesverfassung, welche die ersten Linien des Neubaues zogen, behielten im Art. 5 die Stellung der Freihäfen vor; der Art. II des Bündnißvertrages zwischen Preußen und den in den Norddeutschen Bund eintretenden Staaten vom 18. August 1866 bestätigte jene Grundzüge als Basis der künftigen, mit dem Parlament zu vereinbarenden Bundesverfassung und der Entwurf dieser Verfassung bestimmte in seinem Art. 31:

„Die Hansestädte Lübeck, Bremen und Hamburg mit einem dem Zwecke entsprechenden Bezirke ihres oder des umliegenden Gebietes bleiben als Freihäfen außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze, bis sie ihren Einschluß in dieselbe beantragen."

Durch Beschluß des Reichstags ward dieser Artikel unverändert angenommen und damit als Art. 34 integrirender Bestandtheil der Verfassung des Norddeutschen Bundes, aus der er in die Reichsverfassung übergegangen ist. Das Recht, das Art. 34 den Hansestädten gibt, ist also nicht ein Reservatrecht, wie die 1871 Bayern und Würtemberg vor ihrem Eintritt in den deutschen Reichsverband bewilligten Rechte, sondern es wurde ihnen, die gar nicht, wie jene Südstaaten, die Macht hatten, Bedingungen zu stellen, bewilligt, in der Ueberzeugung, daß ihre Freihafenstellung dem gemeinsamen deutschen Interesse entspreche und daß sie selbst allein darüber zu urtheilen hätten, ob und wann dieselbe etwa aufhören solle. Die Behauptung des preußischen Antrages vom 19. April, daß diese Freihafenstellung im Sinne der Bestimmungen der Verfassung des Norddeutschen Bundes und der Reichsverfassung als eine vorübergehende aufzufassen sei, ist daher nicht nur völlig aus der Luft gegriffen, sondern wird vollständig dadurch ausgeschlossen, daß ein Antrag, der die Freihafenstellung der Hansestädte als eine vorläufige bezeichnen wollte, 1867 im constituirenden Reichstag des Norddeutschen Bundes ausdrücklich abgelehnt und der Art. 31 nach dem stenographischen Bericht „mit sehr großer Majorität" in seiner jetzigen Fassung angenommen wurde. Dieser Gang der Dinge beweist hinreichend, daß

es ſich hier nicht um ein für Deutſchland läſtiges Privilegium zu Gunſten einer verſchwindenden Minderzahl handelte, auch nicht um Schonung particular-dynaſtiſcher Intereſſen, wie bei den Reſervatrechten Bayerns und Würtembergs; nicht um ein Zugeſtändniß, wie man einigen Kleinſtaaten einen Nachlaß in ihren Militärleiſtungen gewährte: ſondern um eine Maßregel im nationalen Intereſſe, Deutſchland den durch die Hanſeſtädte vermittelten Antheil am Welthandel ungeſchwächt zu erhalten. Man ſah ein, daß wirthſchaftliche Verhältniſſe, welche in der geſchichtlichen Entwickelung und der eigenthümlichen geographiſchen Lage Deutſchlands beruhen, wie die Freihafenſtellung der Hanſeſtädte es thut, ſich auch dann nicht durch ein Machtwort beſeitigen laſſen, wenn die allgemeine politiſche Entwickelung einen ſtarken Schritt vorwärts macht. Hätte Preußen, ſtatt weiſe an das Gegebene anzuknüpfen, ſein Uebergewicht benutzt, um die Hanſeſtädte zum Eintritt in den Zollverein zu zwingen, ſo wären nicht nur ungeheure und höchſt koſtſpielige Neubauten an Docks, Entrepots u. ſ. w. nothwendig geworden, für die das Reich hätte eintreten müſſen, nicht nur die Ausgaben für Zollperſonal und Grenzbewachung geſtiegen, ſondern man hätte die Wurzeln des Gedeihens einem Handel abgeſchnitten, auf deſſen Flor die deutſche Induſtrie weſentlich mitberuht. Denn der Export deutſcher Fabrikate, welcher die Aufgabe der Hanſeſtädte iſt, weil ſie ihre Einfuhr ausländiſcher Waaren mit entſprechender Ausfuhr bezahlen müſſen, hängt von der Einfuhr ab, welche durch die Controle, die hohe Zölle erfordern, weſentlich beeinträchtigt und erſchwert werden würde. Wird der Import erſchwert, ſo verliert der hanſeatiſche Markt an Bedeutung und damit an Anziehungskraft. Die Conſignationen dorthin werden weniger in dem Maß als weniger Ausſicht auf Abſatz iſt und alles dies ſchädigt nicht nur die Städte, ſondern indirect auch das Binnenland; denn die Bewohner deſſelben müſſen entweder auswärts oder in Hamburg und Bremen theuerer kaufen, weil nur auf einem großen Markte der Käufer durch die Concurrenz der Verkäufer die Möglichkeit hat, wirklich preiswerth zu kaufen.

Dieſe Situation änderte ſich durch die Ereigniſſe von 1866 und ihre Folgen für Lübeck allerdings. Für Hamburg und Bremen in keiner Weiſe. Lübeck gehörte immer nur mehr äußerlich zu den Hanſeſtädten, da es weſentlich andere Intereſſen hatte als die beiden Nordſeeplätze und am Welthandel verhältnißmäßig geringen Antheil nahm, während für daſſelbe der Verkehr mit dem unmittelbar benachbarten Gebiete ſehr wichtig war. Als daher Schleswig-Holſtein, Mecklenburg und Lauenburg in den Zollverband getreten waren, fand Lübeck es ſehr erklärlicher Weiſe in ſeinem eigenen Intereſſe, dieſem Beiſpiel freiwillig zu folgen und die örtlichen Verhältniſſe, die Natur des überwiegend baltiſchen Handels geſtatteten, den Bedürfniſſen des Verkehres hinreichend Rechnung zu tragen. Lübecks Eintritt iſt aber ebendeshalb keineswegs als ein Präcedens für Bremen und Hamburg anzuſehen. Der Zollverein iſt durch Aufnahme der Elbherzogthümer und Mecklenburgs vor Hamburgs Thore gerückt, wie dies ſchon zuvor bei Bremen der Fall war, aber die Freihäfen ſind beſtehen geblieben, weil die geographiſchen Verhältniſſe ganz dieſelben, die wirthſchaftlichen nahezu dieſelben geblieben ſind, folglich auch die Bedürfniſſe des Verkehrs keine Abänderung

fanden. Das entscheidende Moment bleibt, daß nach wie vor die Städte als Welthandelsmärkte und Zwischenhandelsplätze dem deutschen Verkehr und Gewerbfleiß Dienste leisten, die sie nicht leisten könnten, wenn man ihre Einfuhr der Zollcontrole unterwürfe. Die Declamationen gegen den Zwischenhandel, welche jetzt so oft zu hören sind, beruhen auf gänzlicher Verkennung des Princips der Theilung der Arbeit, die mit entwickeltem Verkehr steigt. Abgesehen davon, daß Zwischenhandel stets mehr oder weniger Eigenhandel nach sich zieht, heißt es, sich in die Kindheit des Verkehrs zurückversetzen, wenn man den directen Handel in allen Fällen erzwingen will; heißt oft, nicht einen höheren Gewinn sichern, sondern neben Mühen und Weitläufigkeiten noch die Wagniß höheren Verlustes laufen. Nach wie vor sind Bremen und Hamburg die großen Magazine deutscher und fremder Waaren, von denen aus die mannigfachen Bedürfnisse nicht blos der verschiedensten ost-, nord- und mitteleuropäischen Handelsplätze, sondern theilweise auch der transatlantischen befriedigt werden.

Die Vertheilung der Waaren je nach ihren Bestimmungsorten erfolgt am Leichtesten und Sichersten, wenn die Einfuhr, die Sortirung, Handhabung und Verpackung völlig frei von Controle besorgt und die Wiederausfuhr so bewerkstelligt werden kann, als ob die Güter gar nicht in's Land gekommen seien. Die Nothwendigkeit zollfreier Niederlagen machte sich schon geltend, als die deutsche Industrie noch in ihren Windeln lag und der Zollverein vom Ocean abgeschnitten war, die Freihäfen sind nur die Entwickelung freier Niederlagen, sie verhalten sich zu ihnen wie die modernen Industrieausstellungen zu den alten Freimärkten, sie sind Deutschlands Weltpackhöfe; auch räumlich betrachtet umfassen die sämmtlichen Zollausschlüsse: Hamburg-Altona, Bremen, Bremerhafen, Geestemünde und Brake noch nicht so viel Gebiet wie die englischen Docks und Entrepots zusammengerechnet.

Wie nun schon Osiander 1837 hervorhob, wäre es eine durchaus irrige Ansicht, zu glauben, daß die Vortheile der Freihäfen sich durch Errichtung von Entrepots erhalten ließen. Zunächst würde dieselbe ungeheure Kosten verursachen. Jetzt, wo die Städte selbst Zollausschlüsse sind, können die Kaufleute ihre Waaren in die eignen Speicher nehmen, die in der Nähe der Comptoire gelegen sind, sie dort frei lagern, behandeln, umpacken, ihren Kunden zeigen, ihr Personal beaufsichtigen. Vortheile, welche die rasche Erledigung der Geschäfte bedingen. Würden die Städte selbst in die Zolllinie einbezogen, so könnten diese Speicher nur für bereits verzollte Waare dienen, sie würden also in hohem Maße entwerthet werden, für eine Entschädigung der Eigenthümer aber ließe sich schwer ein richtiger Anhalt finden. Außerhalb der Zolllinie, wo jeder Quadratmeter mit Geld aufzuwiegen ist, müßten große Flächen angekauft werden, um neue Entrepots und Docks zu bauen, deren Herstellung viele Jahre erfordern würde, die Ausgaben hierfür wären nach Millionen zu berechnen. Aber wenn diese Schwierigkeiten auch überwunden wären, so würde der veränderte Zustand sich nicht etwa auf einige Unbequemlichkeiten für die Kaufleute beschränken, welche nun ihre von auswärts eingehenden Waaren in den Entrepots zu lagern hätten, bis sie nach dem Inland verkauft wären. Wer dies behauptet, dürfte wenig mit den Controle-Einrichtungen des Zollvereins und der Bedeutung derselben für den Großhandel

bekannt ſein. Die preußiſchen Seeſtädte haben ſtets auf das Bitterſte geklagt über die Zollordnung und ihre Ausführung ſeitens der Beamten. Sie ſei aus vollendetem Mißtrauen gegen Kaufleute wie Beamten hervorgegangen, ſchreibe überall doppelte Controle vor und verurſache die größten Weitläufigkeiten bei der Abfertigung. Den großen transatlantiſchen Handel ignorire ſie völlig, durch ihre Formalitäten verzögere ſie den Gütertransport und ſchädige den Verkehr ſchwer, die Löſchplätze ſeien beſchränkt, die Zahl der Beamten zu gering, die tägliche Arbeitszeit zu kurz, die verlangten Declarationen von endloſer Weitläufigkeit und ſo detaillirt, daß ſie theilweiſe gar nicht zu beſchaffen ſeien. Nur die Unmöglichkeit, allen geſetzlichen Anforderungen ſtets nachzukommen, habe nach und nach eine mildere Praxis herausgebildet, wenngleich dieſelbe für die Bedürfniſſe des Verkehrs ganz unzureichend ſei. Wenn ſo die preußiſchen Oſtſeehäfen ſprechen, deren Geſchäft ſich unter dem Zwange der Zolleinrichtungen entwickelt, alſo ihm ſich angepaßt hat und in zollpflichtigen Waaren bei weitem nicht ſo bedeutend iſt, ſo möge man erwägen, was bei ſolcher Behandlung aus dem Handel der Hanſeſtädte werden würde, welchen die transatlantiſchen Producte aus allen Häfen in den größten Schiffen maſſenhaft zugeführt werden und deren Handel ſich in vollſter Freiheit bisher entwickelt hat. Die Raſchheit, mit der die Expedition der Schiffe in Hamburg und Bremen vollzogen wird, iſt einer der Hauptvorzüge, durch welche ihr Handel großgezogen iſt; denn je weniger Zeit ein Schiff im Hafen verliert, deſto weniger wird an Zinſen und Unkoſten verloren. Beſonders wichtig iſt dies für die Dampfſchiffe, welche auf äußerſte Ausnützung der Zeit angewieſen ſind und einen ſo bedeutenden Speditionshandel vermitteln. In den Hanſeſtädten kennt man den Werth der Zeit, es wird nach den Declarationen der Kaufleute expedirt und im Nothfall wird Tag und Nacht durchgearbeitet. Stundenlang bevor ein großer Dampfer am Quai anlegt, ſind die Dampfkrähne geheizt, die Arbeiter ſtehen bereit und ſo kann in kurzer Zeit das Schiff entladen und wieder beladen werden. In der Verwaltung des Zollvereins bedarf jede Declaration des Kaufmanns erſt der Beſtätigung durch Reviſion der betreffenden Waaren, niemals kann ein Beamter auf eigne Hand Erleichterungen eintreten laſſen, ſelbſt wenn ihm der Fall dringlich erſcheint, er muß für jede Abweichung von der Dienſtvorſchrift die Genehmigung der höheren Stelle einholen, dem Beamten iſt die Inſtruction Geſetz. So entſteht den Kaufleuten unvermeidlich Arbeit und Zeitverluſt, die größeren müſſen eigne Zollhauscommis halten, welche das zu beobachtende Verfahren genau kennen, die kleineren, die das nicht können, müſſen koſtbare Zeit mit der Expedition ihrer Waaren im Zollhaus verlieren. Um Zollcredit zu genießen, muß man Sicherheit ſtellen, durch Staatspapiere, Hypotheken, ſichere Wechſelaccepte anderer Häuſer, muß alſo einen Theil ſeines Capitals feſtlegen, um Stundung der Zollzahlung zu erhalten, wodurch die Betriebsmittel beſchränkt werden. Niemals aber wird die Zollvereinsverwaltung auf ihre verwickelte Beamtencontrole verzichten, ſie kann es auch kaum bei dem Zolltarif, der durch die neueſte Reform noch ſo viel höher und verwickelter geworden iſt; bei einem ſolchen iſt Hemmung des Handels durch die Zollmanipulationen unvermeidlich. Die Anſicht, daß man den Welthandel der Hanſeſtädte nach ihrem Eintritt ſchon anders behandeln werde, beruht

lediglich auf Unklarheit. Wenn es in England möglich ist, die Waaren nach den Declarationen der Kaufleute zu expediren, so begründet das darin, daß der ganze Tarif sich auf wenige pflichtige Artikel beschränkt, welche schon nach der Verpackung leicht kenntlich sind. Und selbst wenn man alle diese Erschwerungen des Verkehres von Seiten der Zollverwaltung durch liberalere Vorschriften und möglichst freie Bewegung innerhalb der freien Niederlagen thunlichst beseitigen wollte, so bleibt die immerhin nothwendige Controle und der weitläufige Apparat doch wesentlich nur für die Behandlung großer Gütermassen anwendbar, das kleine Geschäft würde dabei unfehlbar leiden. Aber auch der Großhandel wird bei Entrepots nicht die wünschenswerthen Lagerräume für seine Waaren wählen können. Jeder wird sich mit dem verfügbaren Raume begnügen müssen. Dem Kaufmann wird die im Freihafen bestehende Leichtigkeit, seine Waare je nach den Conjuncturen nach dem In- oder Ausland schicken zu können, durch das Entrepot erheblich gemindert; ist die Einclarirung für den Consum einmal erfolgt, so ist der Zoll verfallen und folglich kann die Waare ohne Schaden nicht mehr ausgeführt werden. Beschädigte Waaren haben den vollen Zoll zu zahlen, sind also nicht entsprechend zu verwerthen; bekannt ist in den Londoner Docks der große Ofen, the Queens tobacco pipe, wo man die beschädigte Waare lieber verbrennt als sie verzollt. Auch die in den freien Niederlagen gestattete Reinigung, Sortirung und Umpackung der Waaren kann dort nur mit viel größeren Weitläufigkeiten durchgeführt werden, als im eigenen Speicher. Privatlager aber, d. h. Niederlagen fremder, unverzollter Waaren in Privaträumen, werden im Zollverein nur ausnahmsweise und unter solchen Bedingungen, meist unter Mitverschluß der Zollbehörde, zugestanden, daß nicht daran zu denken ist, daß diese zur Regel für die Gesammtheit eines großen Handelsplatzes werden könnten. Umpackungen, Theilungen u. s. w. werden dort außerdem nicht zugelassen, alle Manipulationen, die Beaufsichtigung des Lagers u. s. w. geschehen auf Kosten des Inhabers, für alle Unfälle, verlorne oder verschlechterte Waare haftet derselbe. Derartige Privatlager wären für den hanseatischen Handel nahezu unnütz.

Das Ergebniß ist also, daß, wenn man die Hansestädte in die Zolllinie einbeziehen wollte, man mit Aufwand enormer Kosten dem Zollverein zwei Städte zuführen würde, welche in ihrem eigentlichen Lebensnerv gebrochen wären, ohne daß das deutsche Reich davon einen andern Vortheil haben könnte, als daß möglicher Weise in Hamburg und Bremen etwas mehr deutsche Erzeugnisse gebraucht würden, als jetzt. Der Vortheil würde vielmehr lediglich den lachenden auswärtigen Erben, Rotterdam, Antwerpen, Havre zufallen, welche sich schon durch ihre geographische Lage den deutschen Nordseeplätzen gegenüber im Vortheil befinden, indem gleich tüchtige Dampfer immer $1^1/_2$—2 Tage weniger zur Reise von New-York dorthin brauchen, als nach Bremen oder Hamburg. Nur durch die freie Bewegung, welche allein die Freihafenstellung gestattet, haben die beiden norddeutschen Emporien diese geographische Ungunst der Verhältnisse ausgleichen können; nur dadurch hat Bremen den größten deutschen Baumwollen- und Tabaksmarkt, nur dadurch ist Hamburg der erste europäische Kaffeemarkt und importirt mehr als ganz England, ganz Holland, ganz Frankreich; nur durch die Fortdauer dieser Freiheit werden sie im Stande sein, sich gegen eine

übermächtige Concurrenz zu behaupten. Werden ſie dagegen dem verwickelten Tarif des Zollgebietes unterworfen, ſo müſſen ſie ſich für faſt alle Waaren mit den koſtſpieligen und beſchränkten Räumen zollfreier Niederlagen begnügen, während ihre Concurrenten in den Freihandelsſtaaten England und Holland nur bei einer ganz geringen Zahl von Artikeln durch Zölle gehemmt werden. Man würde alſo durch den Zollanſchluß der Hanſeſtädte den einzigen Vorzug vernichten, welcher dem deutſchen Großhandel den Wettbewerb mit England und Holland möglich macht, die durch günſtigere Lage, ererbte maritime Stellung und Capitalmacht an ſich ſo ſehr begünſtigt ſind. Das hieße doch im eigentlichen Sinne: tuer la poule aux œufs d'or.

Es iſt freilich nicht zweifelhaft, daß durch die Freihafenſtellung auch gewiſſe Theile des hamburgiſchen und bremiſchen Handels leiden, ſo namentlich der Kleinhandel in das benachbarte Zollgebiet und der Abſatz ſtädtiſcher Induſtrieerzeugniſſe nach dem Zollverein. Gewiß würden die Leute der Umgegend, welche die Städte beſuchen und denen jetzt nur die Mitnahme eines kleinen Quantums Waaren zollfrei geſtattet iſt, manche Gegenſtände ihres Bedarfs dort kaufen, ſtatt in ihren Wohnorten, wenn ſie nicht genöthigt wären, dieſelben zu verzollen. Daß hier namentlich Hamburg bei den früher ſo viel niedrigeren Zollſätzen Schleswig-Holſteins und Mecklenburgs verloren hat, iſt nicht zu beſtreiten. Ebenſo iſt die Zollſchranke unſtreitig hinderlich für den Abſatz des Gewerbfleißes nach dem Inlande, der namentlich in Hamburg ſonſt recht blühend iſt; die hamburgiſchen Induſtriellen und Handwerker ſind alſo weſentlich darauf angewieſen, ihren auswärtigen Abſatz in transatlantiſchen Ländern zu ſuchen. Es begreift ſich daher ſehr wohl, wenn namentlich in Hamburg eine große Zahl der Gewerbtreibenden für den Anſchluß iſt. Aber wie verhältnißmäßig gering doch dieſe Partei iſt, haben die neueſten Bürgerſchaftswahlen gezeigt, in denen unter 160 Abgeordneten nicht ein einziger Candidat der Anſchlußpartei durchgedrungen iſt. Das Gefühl iſt eben allgemein, daß man von zwei Uebeln das kleinere wählen muß und daß die Wünſche der Gewerbe den maßgebenden großen Intereſſen der Schifffahrt und des Handels nachſtehen müſſen, auf denen die Wohlfahrt der Stadt beruht. Außerdem irren ſich die Gewerbtreibenden, wenn ſie glauben, daß ihnen nach Anſchluß die Concurrenz gegen die kleineren Städte des Binnenlands leichter werden dürfte, da dieſe ſtets den Vortheil billigerer Löhne haben werden. Wirkliche Induſtrieplätze ſind die Hanſeſtädte nicht und werden es auch ſo wenig werden wie Liverpool, Marſeille, Bordeaux, Amſterdam; der kaufmänniſche und der induſtrielle Geiſt gehen ſelten Hand in Hand.

Was endlich den Handel mit zollvereinsländiſchen Producten betrifft, ſo iſt wenigſtens für Hamburg eine für beide Theile befriedigende Auskunft durch die Zollvereinsniederlage getroffen, in der die eingehenden Erzeugniſſe frei behandelt und zollfrei von dort zurückgeführt werden können. Durch dieſelbe wird es Hamburg möglich, ſeine doppelte Aufgabe als Welthandelsplatz und Freihafen des Zollvereins gleichzeitig und in noch höherem Maße als früher zum Vortheile deutſchen Handels und deutſcher Induſtrie zu erfüllen. Durch dieſe Einrichtung wird andererſeits dem ganzen zollvereinten Deutſchland die Möglichkeit gegeben, mit ſeinen Erzeugniſſen an dem großen Markte, welchen der Hamburgiſch-

Altonaische Freihafen bietet, Theil zu nehmen, ohne damit wie bisher die Grenzen des Zollgebietes zu überschreiten. Jedem Bundesangehörigen ist die Benutzung der Niederlage unter gleichen Bedingungen gestattet; welcher Vortheil aber dadurch für den binnenländischen Producenten erzielt wird, liegt auf der Hand. Er kann so an dem bedeutendsten Handelsplatz Deutschlands sein eigenes Lager halten und Theil nehmen am Verkauf für Zollverein, Platzconsum und Export, kann sich dadurch von den Fortschritten der Fabricationsmethoden, der Fabrikate und der Nachfrage nach diesen unterrichtet halten, von hamburgischen Häusern und Banken ohne Gefährdung seines Credits und zu niedrigerem Disconto als am Fabricationsorte Vorschüsse auf seine Waaren erhalten, um so mehr, als dieselben, wenn bonificationsberechtigt, unter Mitaufsicht der Behörden lagern. Dies wird namentlich bei vorübergehend ungünstigen Conjuncturen wichtig; wenn der Fabrikant seine Erzeugnisse in der Niederlage, überwacht von geschäftskundigen Händen, unterbringen und darauf Vorschüsse erhalten kann, so braucht er seine Arbeiter nicht zu entlassen oder auf halbe Zeit zu setzen, sobald die Nachfrage flau wird. Seine in Hamburg lagernden Fabrikate erleichtern ihm auch den Bezug der Rohstoffe, indem er dem Verkäufer derselben durch seine fertige Waare Deckung geben kann. Finden die Waaren in Hamburg keine Käufer, so kann der Producent nach Belieben sie zurückkommen lassen, auf einen andern Punkt des Binnenlandes dirigiren oder sie seewärts exportiren. Auch alle fremden Waaren, welche bereits in den Verkehr des Zollvereins übergegangen sind, finden freien Eingang in die Niederlage, ebenso die zollpflichtigen und zollfreien aus dem Auslande stammenden Waaren, nachdem die Verzollung oder zollordnungsmäßige Abfertigung beschafft ist. Unverzollte Waaren z. B. aus Oesterreich oder der Schweiz können im Transit durch den Zollverein in der Niederlage unter besonderem Verschluß zollfrei zu weiterer Disposition der Interessenten gehalten werden.

Diese Einrichtung nun, welche in so evidentem Interesse des Zollvereins ist, hat Hamburg (abgesehen von dem unentgeltlich vom Staate gegebenen Areal von 500,000 Quadratfuß) mit einem Aufwand von einer Million Thaler auf alleinige Kosten hergestellt, während Altona auf halbe Kosten des Zollvereins ein Stück seines Gebietes durch Pallisaden angeschlossen erhielt. Hamburg und Bremen haben bei Neugestaltung ihres Verhältnisses zum Zollverein also bedeutende Opfer gebracht und bringen sie noch heute. Nicht blos in der Zeit des alten Bundes haben sie mit großen Kosten Wasserbauten ausgeführt, die Fahrbahn ihrer Ströme erhalten und corrigirt, für alle Schifffahrtsanstalten gesorgt, ungerechte Durchfuhrzölle mit schweren Summen abgekauft, wie noch jetzt Hamburg 150,000 M. jährliche Zinsen für seine Ablösungsquote beim Staderzoll zahlt. Auch noch jetzt ist den Städten durch die Macht der Verhältnisse eine eigenthümliche, mit besondern Leistungen für allgemeine Zwecke verknüpfte Stellung angewiesen. Bremen und Hamburg sind nicht einfach die Freihäfen Deutschlands in dem Sinne wie Triest der Freihafen Oesterreichs ist, Marseille der Frankreichs war. Es ist nicht allein die Privatthätigkeit ihrer Kaufleute und Rheder, welche einen überwiegenden Theil des deutschen Seehandels und deutschen internationalen Verkehres vermittelt, sondern es fällt ihnen

außerdem noch heute faſt ganz die ſtaatliche Pflege dieſes Verkehrs, welche bei Einheitsſtaaten von der Geſammtheit getragen wird, in einem Umfang zur Laſt, wie es bei andern Gliedern des deutſchen Reiches, geſchweige denn bei einzelnen ſtädtiſchen Gemeinweſen nicht wieder vorkommt. Denn wenn auch andere Bundesſtaaten für gleiche Zwecke manche Ausgaben beſtreiten, ſo erreichen dieſe doch im Verhältniß zur Bevölkerung ſchwerlich irgendwo die Höhe der beiderſtädtiſchen Aufwendungen. Hamburg ſorgt nicht allein für die Unterhaltung der Häfen in Hamburg und Cuxhafen (letzter iſt unentgeltlicher Schutzhafen für alle Schiffe, mögen dieſelben nach der Elbe beſtimmt ſein oder nicht), ſondern auch für die Fahrbarkeit der ganzen Unterelbe auf einer Strecke von 18 Meilen durch Erhaltung der Stromtiefe, Leuchtthürme, Leuchtſchiffe und Betonnung. Bremen leiſtet daſſelbe auf der Unterweſer und wendet dafür jährlich eine Summe auf, welche mit Ausſcheidung der rentabeln Verkehrsanſtalten bis auf 21 Mk. pro Kopf der Bevölkerung geſtiegen iſt. Was die nicht maritimen Aufwendungen betrifft, ſo hat Bremen bekanntlich für die unrentable Geeſtemünder Bahn große Opfer gebracht. Hamburg hat für die Venloer Bahn, für die Preußen, obwol ſie ſo wichtig für daſſelbe iſt, nichts thut, nicht allein auf ſeinem Gebiet das Areal unentgeltlich hergegeben, ſondern 30 Millionen Mk. Prioritäten übernommen und gleichzeitig, um dem Wunſche Preußens entgegenzukommen, Harburg, der Concurrentin Hamburgs, eine beſſere Seeverbindung zu ſchaffen, ſich zu Aufwendungen verpflichtet, die ein Staat ſonſt nur für ſeine eignen Angehörigen übernimmt. Selbſtverſtändlich wird hiermit nicht geleugnet, daß beide Städte bei Uebernahme ſo bedeutender Leiſtungen doch zunächſt ihr eignes Intereſſe verfolgen; allein das ändert an der Thatſache nichts, daß ihre Leiſtungen und Belaſtung der Geſammtheit zu Gute kommen. Auch Preußen unterhielt im Intereſſe ſeiner Großmachtſtellung ein weit über die Bundesmatrikel hinausgehendes Heer und wie dies doch ganz Deutſchland zu Gute kam, ſo hat auch ganz Deutſchland Vortheil von den Opfern, denen ſich die Hanſeſtädte unterziehen. Niemand wird beſtreiten, daß die Verkehrsintereſſen, um deren willen die Steuerkraft beider Städte ſo ſtark angeſpannt wird, zu den allgemeinen Intereſſen des deutſchen Reiches gehörten. Läge es nicht ſchon an ſich auf der Hand, daß die Erhaltung und Blüthe eigner Handelsemporien, eigner Ausfuhr- und Verſorgungsmärkte an den großen Strömen, eigner Flußſtraßen und Seehäfen für ganz Deutſchland von hoher Wichtigkeit iſt, ſo würde man ſich einfach auf die Reichsverfaſſung berufen können, welche in Art. 4 und anderen Stellen ausdrücklich anerkennt, daß jene Intereſſen zu den allgemein nationalen gehören.

Wenn nun gleichwol die Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes wie des Reiches die Laſten für die Pflege dieſer Intereſſen nicht auf gemeinſame Koſten übernommen, ſondern den Einzelſtaaten überlaſſen hat, ſo kann der Grund offenbar nicht in einer Gleichgültigkeit gegen das Verkehrsleben geſucht werden, ſondern nur in der Einſicht, daß einmal jene Verkehrsintereſſen beſſer von den betreffenden Staaten wahrgenommen werden, als das Reich dazu im Stande iſt, andrerſeits aber eine Uebertragung der Ausgaben für die nationalen Verkehrsanſtalten auf das Reich für dieſes finanziell nicht vortheilhaft ſein würde.

Darin liegt aber umgekehrt das Zugeſtändniß, daß einzelne Bundesſtaaten,

namentlich Bremen und Hamburg, finanziell zu Gunsten der Gesammtheit schwerer tragen als ihr verhältnißmäßiger Antheil sein würde, gerade so wie dies früher hinsichtlich Preußens der Fall war, das militärische Lasten mit für seine Bundesgenossen trug. Während hier nun Ausgleichung eingetreten ist, ist das Specialbudget der Hansestädte mit den Aufwendungen für Verkehrszwecke beschwert geblieben und gleichzeitig haben sie ihre Einnahmen von Post, Telegraphen und Wechselstempel verloren. Die einzigen gemeinsamen Ausgaben, welche das Reich in diesem Zweige macht, sind für die diplomatische und consularische Vertretung der deutschen Handelsinteressen, sowie deren Schutz durch die Kriegsmarine, zu welchen Kosten die Städte zu ihrem matricularmäßigen Theile beitragen.

Bremen und Hamburg beklagen sich über diese Sachlage nicht, sie sind bereit, die bisherigen Lasten in ihrem Interesse und zu Aller Vortheil weiter zu tragen, aber sie halten sich berechtigt, dieselben in Gegenrechnung zu stellen, wenn es sich um ihre Stellung überhaupt handelt.

Es ist ferner darauf hinzuweisen, daß gerade durch die Zollausschlüsse der Zollverein große Ersparungen bei vereinfachter und verbesserter Zollcontrole und Verwaltung gemacht hat. In Bremen haben sich allerdings in dieser Beziehung die Verhältnisse nicht verändert, seit sie 1856 in befriedigender Weise geordnet wurden, in Hamburg aber gar sehr. Während die Hamburgische Industrie in den Nachbarländern, wie erwähnt, einen nicht unbedeutenden Markt verlor, hat der Zollverein eine leicht zu überwachende, gute abgerundete Grenze erhalten, nicht zum Wenigsten dadurch, daß die Elbe, welche früher bis Wittenberge freier Strom war, es jetzt nur bis Hamburg ist, also von da ab nicht mehr auf beiden Ufern bewacht werden muß. Am 19. Januar 1870 beantragte das Bundespräsidium bei dem Bundesrath des Zollvereins, die Summe von 160,000 Thlr. 24 gr. für Alimentirung der durch die Zollanschlüsse von 1868 und 1869 dienstlos gewordenen preußischen Beamten zu bewilligen; woraus auf die umfangreichen Ersparungen an Verwaltungskosten geschlossen werden mag. Die Zollsicherheit ist außerdem erhöht, indem die Revision nicht erst, wie früher, in Wendisch-Warnow und Wittenberge, sondern am Einladeplatz stattfindet, was billiger, bequemer und zeitsparend ist und die Sicherheit der Steuergefälle weit wirksamer gewährleistet.

Das Freihafengebiet zieht die Waaren durch seine ungehemmte Verkehrsfreiheit an, die dies Gebiet begrenzenden Zollämter lassen den für ihre Richtung bestimmten Verkehr ruhig an sich herankommen, die steuerbaren Waaren kommen nicht mehr durcheinander gewürfelt, wie sie in transatlantischen Ländern eingeladen, sondern in aller Form assortirt und verpackt, sowie es die Zollgesetze vorschreiben. Für die Herstellung dieses im Interesse der Zollverwaltung so wohlgeordneten Zustandes hat noch Hamburg, wie früher auch Bremen, die Hälfte der Kosten übernommen und das Areal zu den Bauten unentgeltlich hergegeben. Diese Umstände sprechen freilich keineswegs für das neueste Project, auch die Elbe unterhalb Hamburgs in das Zollgebiet einzuschließen, wo die Verhältnisse durch die Seeschifffahrt ganz anders liegen und wo deshalb auch die Bewachung der Ufer keineswegs gespart werden kann.

Endlich aber zahlen die Hanseſtädte in vollſtem Maße ihr Aequivalent für den Betrag, der als Zoll auf ſie fallen würde, wenn ſie innerhalb der Zollinie lägen und zwar geſchieht dies ſo, daß es dem Reich nicht einen Beamten koſtet. Es iſt durchaus richtig, daß, da die Verfaſſung den Ertrag der Zölle und der Art. 35 genannten Verbrauchsabgaben der Bundescaſſe überwieſen hatte, die Zollausſchlüſſe aber zu den Zolleinnahmen Nichts beitragen und gleichwol die Vortheile der Bundesanſtalten genießen, ſie dafür einen entſprechenden Beitrag bezahlen. Der Art. 34 der Reichsverfaſſung, welcher den Hanseſtädten die Freiheit gibt, ſich außerhalb der Zollgrenze zu halten, hat ſein Correlat in dem letzten Al. des Art. 38, wonach ſie an Stelle der Zölle, von denen ſie befreit bleiben, ein Averſum zu den Bundesausgaben beitragen. Die Frage iſt nur, nach welchen Grundſätzen daſſelbe zu berechnen iſt. Preußiſcherſeits beſtand man darauf, daß die Bewohner der Zollausſchlüſſe zu den Zöllen und Verbrauchsſteuern nach Maßgabe ihrer Conſumtion beizutragen hätten; Bremen und Hamburg behaupteten, daß dies Princip unanwendbar ſei und führten hierfür folgende Gründe an:

1) Der große Gedanke des Zollvereins ſei ein wirthſchaftlicher, kein fiscaliſcher, deshalb ſei von vornherein bei Begründung des Vereins durch den Vertrag mit Heſſen-Darmſtadt die Vertheilung der Zolleinkünfte nach Kopfantheilen, nicht nach dem Maßſtabe des Verbrauchs ſtipulirt. Preußen ſelbſt habe ſich beim Zollverein finanziell nicht vortheilhaft geſtanden, das Mißvergnügen darüber ſei deshalb Anfang der vierziger Jahre ſo hoch geſtiegen, daß Preußen eine Aenderung des Theilungsmaßſtabes beantragte, weil ſeine Bevölkerung unſtreitig mehr an zollpflichtigen Waaren verbrauche, als der Süden und das kön. Finanzminiſterium auf $11\frac{1}{2}$ Mill. Thlr., die Preußen nach der Kopfzahl erhalte, ſich eine jährliche Einbuße von $1\frac{1}{2}$ Mill. berechne. „Dieſer Antrag aber," ſagt Kühne, einer der Mitbegründer des Zollvereins, „ſtieß auf die entſchiedenſte Oppoſition der übrigen Staaten und, um den Verdächtigungen zu entgehen, als wolle Preußen ſeine Finanzen auf Koſten Anderer verbeſſern, um den von ihm in's Leben gerufenen Verein vor jeder Gefahr eines Zerwürfniſſes zu bewahren, ſowie in Anbetracht der ſchwierigen Ermittelung der Conſumtion der finanziell wichtigſten Artikel, ſtand Preußen von ſeinen Anträgen ab." (Kühne. Der deutſche Zollverein während der Jahre 1834—45. Berlin 1846 p. 33.) Dies Princip ſei ſtets feſtgehalten mit zwei jetzt beſeitigten Ausnahmen, den der Stadt Frankfurt und dem früheren Steuerverein bewilligten Präcipuen, was überwiegend auf allgemein wirthſchaftlichen und politiſchen Gründen beruhte. Bei Frankfurt (1838) lagen dieſelben weſentlich in der Befürchtung, daß die bereits vom Zollverein umgebene Stadt, zumal nach dem Abſchluß ihres Handelsvertrages von 1832 mit England, ein großes Schmuggeldepot fremder Waaren werden könne. Gegen dieſen Nachtheil ſowie die Koſten und Unbequemlichkeit ſtrenger zollamtlicher Ueberwachung habe es leicht gewogen, einer Stadt von 70,000 Einwohnern auf 20 Millionen ein Multiplum von $4\frac{2}{5}$ Kopfantheilen zu gewähren, wogegen man unmöglich behaupten könne, daß die Frankfurter damals $4\frac{2}{5}$mal ſo viel an ſteuerpflichtigen Waaren verbrauchten als der Durchſchnitt der Zollvereinsbevölkerung, es ſei auch nie

von preußischer Seite angegeben, nach welcher Methode man auf das Resultat von $^{1}/_{3}$ Kopfantheilen gekommen sei, außerdem habe eine gemeinsame Salz- und Tabaksteuer nicht bestanden und Frankfurt nicht zur Bier- und Branntweinsteuer-Gemeinschaft gehört, so daß es für diese Gegenstände auch nie ein Präcipuum bezogen habe. Ebenso sei der Beweggrund des Septembervertrages von 1851, welcher Hannover und Genossen einen erhöhten Antheil bewilligte, das Bedürfniß gewesen, gegen das Andrängen der süddeutschen Schutzzöllner und die österreichischen Zolleinigungspläne einen Rückhalt zu finden und die Nordseeküste zu gewinnen. Beide Ausnahmen seien beseitigt, Preußen habe sowenig bei Einverleibung Hannovers die Fortdauer des Präcipuums für sich als die Constituirung einer solchen für Schleswig-Holstein verlangt, welches doch notorisch am Meisten Colonialwaaren von allen deutschen Ländern consumirte. Ebenso hätten Oldenburg und Lippe ihr Plus verloren, leiste Mecklenburg bis zu seinem Eintritt in den Zollverein sein Aversum nur nach einfachem Kopfantheil, so gut wie dies für Altona, Brake und Geestemünde stipulirt sei.

2) Der Maßstab der Consumtion sei auch deshalb für das Aversum nicht zutreffend, weil nicht nur, wie Kühne hervorgehoben, die Ermittelung derselben bei den finanziell wichtigsten Artikeln ungemein schwierig sei, sondern die Feststellung des wirklich stattfindenden Verbrauchs ganz besondern Hindernissen in Bremen und Hamburg begegne.

Bei großen Ländern subtrahire man zum Behufe dieser Ermittelung gewöhnlich die Ausfuhr von der Einfuhr und theile dann die Ziffer des Restes durch die der Bevölkerung. Indeß einigermaßen zuverlässig zeige ein solches Exempel, wenn es von Zeit zu Zeit wiederholt werde, nur eins, nämlich, ob die Consumtion im Verhältniß zu der Bevölkerungszahl im Großen und Ganzen Fortschritte gemacht habe, die feineren Unterschiede dagegen, der höhere oder geringere Verbrauch je nach Stadt und Land, je nach den einzelnen Provinzen und verschiedenen Volksclassen blieben dabei ganz unberücksichtigt. Die englischen Statistiker, welche, wie Baxter und Porter, hierüber Berechnungen versuchten, verfuhren dabei auf Grund nicht blos der Ein- und Ausfuhrlisten, sondern auch zahlreicher, mühsam gesammelter Privatnotizen und genauer Localstatistik, bekennen jedoch gleichwol, daß das Resultat sehr viel zu wünschen übrig läßt. (Baxter, the taxation of the United Kingdom. London 1869. XIII. XIV. The consumption of corn, tea, coffee, sugar, tobacco and alcohol.) Namentlich sei zu bemerken, daß Mehreinfuhr keineswegs einfach gleichbedeutend mit Mehrverbrauch sei, erhebliche Quantitäten importirter Waaren gingen durch Eintrocknen, Verderb, Verbrennen zu Grunde oder verschwinden in Fabrikaten, die zum Export bestimmt sind; Baxter rechnet für diese Kategorieen nicht weniger als 20 pCt. der Einfuhr.

Es ward dann seitens der Hansestädte hervorgehoben, daß diese Schwierigkeit der Ermittelung der Consumtion nun noch durch die eigenthümlichen Verhältnisse derselben sehr gesteigert werde, indem bei ihnen das an sich schon unzuverlässige Verfahren, die Ausfuhr von der Einfuhr zu subtrahiren und den verbleibenden Rest als consumirt anzunehmen, ganz unthunlich sei. Hamburg habe im Interesse der freien Bewegung nicht blos längst jeden Ausfuhrzoll, sondern

ſeit 1856 auch die Ausfuhrdeclaration aufgehoben. In Bremen beſtehe dieſelbe zwar noch, biete aber ſo wenig einen Anhalt zu irgend wie zuverläſſiger Vermittelung des ſtädtiſchen Verbrauchs ſteuerbarer Artikel, als ſie es in Hamburg vor 1856 gethan habe. Ein- und Ausfuhrdeclaration beruhten von jeher in beiden Städten nicht auf amtlicher Controle, alſo genauer oder doch approximativer Verwiegung, ſondern auf Angabe der Importeure und Exporteure; der geringe Einfuhrzoll, reſp. Declarationsgebühr, werde von den Artikeln, die nicht überhaupt frei ſeien, nicht wie im Zollverein nach dem Gewichte, ſondern in Hamburg nach dem Börſenpreiſe des Tages der Verzollung und, falls die Waare keinen Börſenwerth habe, nach dem eidlich angegebenen Facturawerth der Waare unter Zuſchlag der Fracht und Verſicherungsprämie erhoben, in Bremen geſchehe die Declaration immer in letzter Art.

Die Declarationen genügten daher wol dem weſentlichen Zweck, für den ſie gemacht werden, nämlich dem ſtatiſtiſchen, indem ſie im Großen und Ganzen die Bewegung des Waarenverkehres zeichneten; aber ſie gäben keinen Anhalt für Steuerberechnungen im Sinne des Zollvereins, um ſo weniger, als abgeſehen von dem für Verderb und Verarbeitung zu machenden Abzug, eine Menge ſteuerpflichtiger Artikel in kleineren Quantitäten, von den täglich bei den Städten zuſtrömenden Bewohnern der Umgegend ohne jede Declaration ausgeführt würden. Die Verkehrsverhältniſſe brächten es eben mit ſich, daß im Allgemeinen die Einfuhr vollſtändiger als die Ausfuhr von der Handelsſtatiſtik erfaßt werde, weil die Einfuhr in den Hafenplätzen im Wege des Großhandels in großen Mengen ſtattfinde, die Ausfuhr dagegen ſich nach vielen Richtungen zerſplittere und zu einem erheblichen Theile durch den Kleinhandel vermittelt werde, wozu noch komme, daß es über den wechſelnden Lagerbeſtand an jeder amtlichen und zuverläſſigen Schätzung fehle, wie ſolche auch in einem Freihafen kaum möglich ſei, weil in Folge Conjuncturen und Ernten der Ueberſchuß der Einfuhr über die Ausfuhr je nach Auswahl der Jahresreihen erheblich ſchwanke.

Für die Schätzung des Conſums beider Städte bleibe alſo thatſächlich nur die unter dem Eindrucke der unmittelbaren Anſchauung entſprungene Annahme, daß der Verbrauch gewiſſer zollbarer Gegenſtände in ihrer Bevölkerung vergleichsweiſe erheblich ſei, was auch nicht zu beſtreiten ſei. Wol aber ſeien die Vorſtellungen von der Höhe dieſes Mehrverbrauchs durchaus übertrieben und müßte eine Berechnung, unter Zugrundelegung eines 4—5fachen Conſums nach Analogie des Frankfurter Präcipuums, zu geradezu ungeheuerlichen Reſultaten führen. Den Ermittelungen, auf welchen jenes Präcipuum beruht haben ſolle, könne keinerlei praktiſcher Werth für die vorliegende Frage beigemeſſen werden, da, wie erwähnt, die Methode nicht erſichtlich, nach welcher man zu der Ziffer von $4^2/_5$ Kopfantheile gekommen ſei. Auch bezögen ſich jene Erhebungen auf eine Periode, welche von der wirthſchaftlichen Entwickelung des flachen Landes, wie ſie ſeitdem eingetreten, ſowie von der Anhäufung beſitzloſer und wenig conſumirender Lohnarbeiter in den Städten kaum ſchwache Anfänge zeigte, am Wenigſten in Frankfurt, welches ſich gegen allen derartigen Zuzug Unbemittelter bis in die neueſte Zeit ganz abſchloß. Die ſociale Zuſammenſetzung der Bevölkerung der Hanſeſtädte ſei jedenfalls eine ganz andere.

Aber auch vom allgemeineren Standpunkte sei darauf aufmerksam zu machen, daß es noch keineswegs feststehe, ob der durchschnittliche Verbrauch von Kaffee, Zucker, Gewürzen u. s. w., also der Consum per Kopf der Bevölkerung in den Hansestädten erheblich größer sei als im Zollverein. Es hänge dies ja ganz von dem Verhältniß der besitzenden zu den besitzlosen Classen ab; nehme man auch einen Mehrverbrauch der obengenannten Waaren für die Städte an, so sei der Consum anderer, gleichfalls steuerbarer Artikel, wie Branntwein, Bier, gesalzener Fische, Eisen und Halbfabrikaten, ein sehr viel geringerer als im Zollverein, wie denn z. B. die Einnahmen von der Spirituosensteuer in Hamburg zeigen, daß dort durchschnittlich nur etwa die Hälfte an Branntwein consumirt wird wie im Zollverein. Die leichteren Rhein-, Mosel- und Pfälzer Weine verdrängten die französischen mehr und mehr, bairisches Bier werde stark getrunken.

Ueberhaupt, wurde hervorgehoben, werde doch Niemand den Schluß machen, daß wenn der Verbrauch eines Artikels in einem Theile des Landes stärker sei als in andern, dasselbe von den meisten übrigen Steuerartikeln zu behaupten sei; die Provinz Posen consumire gewiß doppelt so viel Branntwein als die Rheinprovinz, aber eben deshalb auch um so viel weniger Wein. Alles hänge eben von den wirthschaftlichen Verhältnissen ab. Colonialwaaren würden schon deshalb in Hamburg und Bremen mehr consumirt, weil sie dort billiger als anderswo sind; würden sie aber durch einen Zollaufschlag von 30—50 pCt. vertheuert, wie es bei einem Anschluß der Fall sein würde, so würde der Verbrauch erheblich sinken. Dazu erkläre sich der Mehraufwand, den die Bevölkerung für Colonialwaaren mache, weniger durch die Quantität als durch die Qualität; die wohlhabenderen Classen brauchten feinere Sorten, was für das Zollerträgniß nicht in Frage komme, aber nicht für großen Massenverbrauch spreche. Es bedürfe keines Beweises, daß eine Haushaltung mit einem Einkommen von 100,000 Mark nicht 50 Mal so viel an Kaffee, Zucker u. s. w. consumiren könne, als eine Haushaltung mit 2000 Mark Einkommen. Der Einfluß auch der größten Wohlhabenheit auf die zu verbrauchenden Mengen finde eben in der Möglichkeit des Verbrauchs seine Grenzen. Der Mehrverbrauch finde bei dem wohlhabenderen Theile der Bevölkerung viel mehr in besserem Brod, Fleisch und Butter statt, als der Durchschnitt des Zollvereins aufweise; dies seien aber Artikel, welche wol für eine Schlacht- und Mahlsteuer, aber nicht für die Berechnung der Zollerträge in Frage kämen.

3) Es ward sodann seitens der Hansestädte hervorgehoben, daß das Aversum ganz durch directe Steuern aufgebracht werden müsse, da sie ihre indirecten, geringen Abgaben nicht erhöhen könnten, ohne die Freiheit des Verkehrs zu schädigen. Man spreche viel von dem Reichthume der Hansestädte, der auch keineswegs geleugnet werden solle, aber eine zu starke Anspannung der Steuerkraft würde bei der Beweglichkeit des im Handel erworbenen Capitals dazu führen, daß sich die wohlhabendsten Leute nach anderen, minder belasteten Plätzen wenden würden; namentlich aber dürfe man nicht außer Augen lassen, daß einige hundert Capitalisten keinen Maßstab für den Durchschnitt des Wohlstandes geben und daß in den Hansestädten wie in anderen großen Städten die

Anhäufung beſitzloſer Arbeiter progreſſiv zunehme. Dieſe fluctuirende Bevölkerung, die meiſt aus Arbeitern und Dienſtboten beſtehe, ſei durch directe Steuern nicht zu treffen, nehme dagegen die öffentliche Wohlthätigkeit ſtark in Anſpruch, wie aus den immer ſteigenden Armenbudgets der Städte zu ſehen ſei. —

Das Gewicht dieſer Gründe wurde ſeitens der zollvereiniſchen Commiſſarien nicht verkannt, ſo daß die Forderung eines dem Frankfurter Präcipuum analog anzuwendenden Multiplicators ſtillſchweigend fallen gelaſſen wurde. An dem Princip des Beitrags nach der annähernd zu berechnenden Conſumtion aber hielten ſie ſelber feſt, und wenn die hanſeatiſchen Vertreter dies auch nicht zugeben konnten, ſo boten ſie doch die Hand zu einem Compromiß, um zum Abſchluß zu kommen. So ward vereinbart, „daß die Städte für die Geſammtheit ihrer Bevölkerung als Averſum 5 Mark pro Kopf zahlen ſollten, außerdem aber für die eigentlich ſtädtiſche Bevölkerung 3 Mark extra.“

In neueſter Zeit iſt nun dies Averſum mannigfach angefochten, der Bundesrath beſchloß am 15. Januar 1878 auf Antrag ſeiner Ausſchüſſe eine erneute Prüfung der Frage, ob der beſtehende feſte Zuſchlag von 3 Mark für den Kopf der ſtädtiſchen Bevölkerung noch als entſprechend unter den jetzigen Verhältniſſen anzuſehen ſei, und erklärte ſich gleichzeitig mit dem Antrage Hamburgs einverſtanden, daß die Frage der Averſen und des Zuſchlags nicht nur für Bremen und Hamburg, ſondern für das Geſammtgebiet der Zollausſchlüſſe zur Erörterung gezogen werde.

Nachdem hierauf der Reichstag bei Berathung des Reichshaushalts-Etats für 1878/79 beſchloſſen, den Reichskanzler zu erſuchen, für den nächſten Etat zu erwägen:

ob nicht eine erhebliche Erhöhung des Zuſchlags per Kopf der ſtädtiſchen Bevölkerung von Hamburg und Bremen geboten und nicht auch für die ſtädtiſche Bevölkerung von Altona ein Zuſchlag per Kopf zu fordern ſei;

in wie weit für die Bevölkerung der im Freihafengebiete Hamburgs belegenen ſogenannten Vororte, welche vorzugsweiſe ſtädtiſch bebaut ſind und eine ſtädtiſche Bevölkerung haben, der ſogenannte Zuſchlag per Kopf in Anſpruch zu nehmen ſei —

beſchloß der Bundesrath am 25. Mai 1878, 1) daß nach einer örtlichen Prüfung der ſogenannten Vororte Hamburgs, von denſelben eine Anzahl im Betrage von 37,095 Einwohnern nach der Zählung von 1875 zur ſtädtiſchen Bevölkerung Hamburgs hinzuzunehmen, ſo daß bereits im Reichshaushalts-Etat für 1879/80 die Einwohner dieſer Vororte für den Zuſchlag zum Averſum hinzuzuzählen ſeien.

2) Die Frage der Erhöhung einer erneuten Erwägung von Commiſſarien des Reiches und der betheiligten Bundesregierungen, zunächſt Preußens, Bremens und Hamburgs unter Hinzuziehung eines Mitgliedes der betheiligten Ausſchüſſe des Bundesrathes, zu unterbreiten. Bei den Berathungen der deshalb am 7. Januar 1879 zuſammengetretenen Commiſſion wurde zunächſt allſeitig anerkannt, daß der muthmaßliche Verbrauch an zoll- und ſteuerpflichtigen Gegenſtänden in den Zollausſchlüſſen ſich nur ſchätzungsweiſe werde ermitteln laſſen. Die Modalitäten, unter welchen ſich dieſe Schätzung annähernd am Richtigſten ermitteln ließen, wurden auf's Neue discutirt und man kam dazu, die auf Grund der hanſeatiſchen

Statistik ermittelten Zahlen über die relative Wohlhabenheit der Bevölkerung der Ausschlüsse durch Erörterungen im Einzelnen der Wirklichkeit möglichst nahe zu bringen.

Das Resultat aller eingehenden Erörterungen und Ermittelungen war, daß dieselben nicht geeignet seien, eine zuverlässige oder auch nur einigermaßen einwandfreie, rechnungsmäßige Feststellung des gegenwärtigen Consums der Hansestädte an den im Zollgebiete zoll- und steuerpflichtigen Gegenständen zu gewähren, zumal die Ermittelungen in Folge der neuen Zoll- und Steuergesetzgebung sehr erschwert seien; auf Grund des vorgebrachten Materials wurde vorgeschlagen, vom Etatsjahre 1880/81 ab den Aversionalzuschlag pro Kopf der städtischen Bevölkerung von 3 auf 5 Mk. zu erhöhen, wodurch zugleich der Erhöhung der Steuersätze durch die vermehrten indirecten Reichssteuern Rechnung getragen werde, während für die Aversen von Altona, Wandsbeck, Bremerhaven, Geestemünde und Bracke es beim Alten bleiben würde.

Wenn nun unzweifelhaft diese Erhöhung eine erhebliche Mehrbelastung der Hansestädte einschließt, welche für Hamburg noch durch die Ausdehnung des Zuschlags auf die städtisch bebauten Vororte gesteigert wird, so konnte man um so weniger auf einen Schritt gefaßt sein, wie Preußen ihn gethan, indem es beim Bundesrathe die Einbeziehung nicht nur Altona's, sondern auch eines Theiles von St. Pauli in das Zollgebiet beantragte.

Die Forderung des Eintritts von Bremen und Hamburg in das Zollgebiet beruht, wie Dr. Barth in seiner Schrift „Die handelspolitische Stellung der deutschen Seestädte" bemerkt hat, auf dem Gefühlsmotiv der Uniformität, während sich, sobald man dies Gefühl vom Standpunkt der Reichsinteressen aus zu rechtfertigen sucht, sich ein bedenkliches Manco von Gründen zeigt. Dieser Ausspruch wird vollauf durch die Motivirung des preußischen Antrags gerechtfertigt. Wie erwähnt, ist bei Begründung des Norddeutschen Bundes von Seiten der Regierungen in keiner Weise davon die Rede gewesen, daß die Freihafenstellung der Hansestädte eine vorübergehende sein solle, vielmehr bemerkte Graf Bismarck in einer Unterredung mit dem hanseatischen Ministerresidenten Dr. Krüger, der Norddeutsche Bund, der eine Großmacht sei, werde erst durch die Hansestädte zu einer Weltmacht, und erklärte bei der Vorlage des Vertrages wegen Erweiterung des Bremerhafener Hafendistrictes, daß jeder Bundesstaat Vortheil von der Zusammengehörigkeit haben solle. Indeß, der Reichskanzler liebt es bekanntlich nicht, daß man ihn an frühere Aussprüche festnagele. Von 1866 bis 1879 sah man auf dem Boden der traditionellen Handelspolitik des Zollvereins die Stellung der Hansestädte als für Deutschland nützlich an; heute, wo diese Handelspolitik auf den Kopf gestellt ist, sollen die Freihäfen verschwinden, indem man ihnen das Leben möglichst verleidet. Das ist der Sinn des Antrags vom 19. April. Wenn derselbe nun von der ungünstigen Lage Altona's ausgeht, um durch dieselbe die Nothwendigkeit des Anschlusses eines Theiles von St. Pauli zu begründen, so ist dies Motiv keineswegs glücklich gewählt. Unstreitig ist es schwer möglich, eine durchführbare Zollgrenze zwischen Altona und St. Pauli zu ziehen und eben deshalb hat man erstere Stadt gleichfalls zum Freihafen gemacht;

daß dies aber der Grund ihres commerciellen Rückganges sei, ist in keiner Weise erwiesen.

Altona ward von Dänemark vor 200 Jahren recht eigentlich als Nebenbuhlerin Hamburgs begründet; zu dem Zwecke gewährte man der Stadt nicht nur volle Cultusfreiheit, während sonst in Dänemark starr lutherische Intoleranz herrschte, sondern auch volle Zollfreiheit. Man nahm sie ihr aber wieder zur Strafe für ihre Betheiligung an der Erhebung der Herzogthümer im Jahre 1848. Von da an datirt der Rückgang des Altonaischen Handels, der in dem Maße zunahm, als die Bevölkerung wuchs, indem das Steigen derselben lediglich auf dem Zuzug solcher Personen beruhte, welche der Steuerkraft und Wohlhabenheit nicht zu Gute kamen und die zu einem großen Theile ihren Erwerb in Hamburg hatten. Was speciell den Rückgang der Schifffahrt Altona's gegenüber derjenigen Hamburgs betrifft, so hängt derselbe wesentlich mit dem Umschwung der Rhederei-verhältnisse zusammen. Die niemals sehr bedeutende Rhederei Altona's ist noch mehr zurückgegangen, weil sie sich ausschließlich auf Segelschifffahrt beschränkte und nicht Capital genug hatte, den nothwendigen Uebergang zur Dampfschifffahrt zu vollziehen, den man in Hamburg mit voller Energie in die Hand nahm. Daß aber die Wohlhabenheit Altona's durch Einbeziehung in die Zolllinie sich heben würde, ist keineswegs wahrscheinlich und mit sehr triftigen Gründen von dem Vertreter der Stadt, Herrn Karsten, im Reichstage bestritten. Der Antheil, den Altona überhaupt noch am überseeischen Großhandel nimmt, beruht lediglich darauf, daß es demselben die gleiche unbeschränkte Verkehrsfreiheit bot wie Hamburg. Seine Lagerräume und sonstigen Einrichtungen sind vom Handel des letzteren in großem Umfang benutzt, natürlich gegen gehöriges Entgelt. So ist es denn stets das Interesse Altona's gewesen, sich möglichst mit der Stellung Hamburgs zu identificiren und lediglich, um ihm seinen Antheil am Großhandel möglichst zu wahren, entschloß die preußische Regierung sich, die Stadt außer der Zolllinie zu lassen; die Einbeziehung Altona's in die Zollschranken würde dem sofort ein Ende machen. Aber auch positive Nachtheile müßte dieselbe der Stadt bringen, wie Herr Karsten hervorhob. Bekanntlich zahlt Altona jetzt nicht sein volles Aversum, sondern wegen seiner ungünstigen finanziellen Lage tritt Preußen hier mit ein. Im Zollgebiet würde die Stadt den vollen Betrag an Zoll- und Gebrauchssteuern zu zahlen haben, dadurch würde das Leben erheblich vertheuert und ein großer Theil der Leute, die dort wegen der Wohlfeilheit bisher lebten, aber ihre Beschäftigung in Hamburg hatten, würden fortziehen, die Speicher an der Elbe würden entwerthet, kurz, von einem Vortheil für Altona kann nicht die Rede sein. Es sind denn auch die Vertreter desselben keineswegs gehört, vielmehr haben Magistrat und Stadtverordnete bereits eine Eingabe an das preußische Ministerium gegen den Anschluß beschlossen. Angenommen nun aber, St. Pauli würde wirklich in die Zolllinie eingeschlossen, so würde seine Concurrenz erst recht drückend für Altona werden; denn wohin sollte sich die Hamburgische Concurrenz wenden, wenn Altona und St. Pauli gemeinsam dem Zollgebiet angeschlossen wären und irgend welcher Vortheil dieses Anschlusses sich als erreichbar zeigte? Unbedingt zuerst nach St. Pauli, und Altona wäre dann in einer übleren Lage als es jetzt ist. Diejenigen Geschäftszweige, welche

auf der bisherigen Freihafenstellung beruhten, würden nach Hamburg auswandern, die auf das Zollinland berechneten dagegen in St. Pauli eine durch den Vortheil der Lage desselben und das Hamburger Capital begünstigte Concurrenz erhalten.

Die Motive für den Anschluß Altona's sind eben so dürftig, daß sie sich lediglich als Vorwand zu der Pression charakterisiren, welche man gegen Hamburg ausüben wollte. Während aber reichsrechtlich keine Handhabe vorliegt, den Anschluß Altona's zu hindern, wenn Preußen ihn der Stadt octroyiren will, liegt die Sache bei St. Pauli ganz anders. Wir sehen ganz von dem allerdings bis dahin unerhörten Vorgang ab, daß ein solcher Antrag eingebracht wird ohne Verhandlung mit dem betheiligten Staate, bei dem Preußen einen Gesandten hat, ja ohne ihm auch nur vorgängig Kenntniß zu geben — bundesfreundliche Gesinnungen lassen sich eben nicht erzwingen. Aber der Art. 34 der Reichsverfassung tritt der Einbeziehung dieses Theiles des Hamburgischen Staates ohne Zustimmung desselben entgegen. Dies ist in dem Hamburgischen Gegenantrag so treffend dargelegt, daß wir einfach auf denselben verweisen können. Aber auch der bedeutendste Lehrer des Reichsstaatsrechts, auf den Fürst Bismarck sich selbst berufen, Prof. Laband sagt:

„Beschränkt ist jedoch die Zollgesetzgebungsgewalt des Reiches durch das den Hansestädten Bremen und Hamburg im Artikel 34 der Reichsverfassung gewährte Reservatrecht, daß sie als Freihäfen außerhalb der gemeinschaftlichen Zollgrenze verbleiben, bis sie ihren Einschluß in dieselbe beantragen, so daß derselbe ohne ihre Zustimmung nicht verfügt werden kann. Den übrigen Staaten, in deren Gebiet Zollexclaven sich befinden, ist das gleiche Recht hinsichtlich der ausgeschlossenen Gebietstheile nicht eingeräumt worden."

Und in Betreff des dem Bundesrathe im Art. 7 der Reichsverfassung eingeräumten Rechts, Administrativ-Verordnungen zu erlassen, sagt Laband:

„In der Verfassungsurkunde des Norddeutschen Bundes, Art. 37, war dieses Recht gerade nur für die im Art. 35 aufgeführten Gegenstände (Zölle und Steuern) anerkannt. Der Zollvereinsvertrag vom 8. Juli 1867, Art. 8, §. 12, übertrug dieselbe Befugniß dem Bundesrath des Zollvereins. In der Reichsverfassung ist dieses Verordnungsrecht des Bundesraths jedoch auf alle, der Gesetzgebungskompetenz des Reiches unterliegenden Gegenstände ausgedehnt und demgemäß diese Verfassungsbestimmung aus dem Abschnitt über Zoll- und Handelswesen in den Abschnitt über den Bundesrath (Art. 7) versetzt worden. Im Allgemeinen hat daher der Bundesrath für die Zoll- und Steuerverwaltung keine anderen Rechte und Befugnisse als diejenigen, welche ihm überhaupt in dem Organismus der Reichsverfassung zustehen."

Hieraus geht klar hervor, daß ein Recht des Bundesraths, über die Frage des Anschlusses von St. Pauli an das Zollgebiet aus den vom Reichskanzler angezogenen Art. 7 der Reichsverfassung nur dann hergeleitet werden könnte, wenn der Art. 34 der Reichsverfassung nicht existirte.

Wollte man sich aber etwa darauf berufen, daß Gebiet nicht Stadtgebiet sondern Staatsgebiet bedeute, so ist das zwar ganz richtig, würde aber gerade gegen den preußischen Antrag sprechen; denn da das Stadtgebiet jedenfalls auch Staatsgebiet ist, stände es dann dem Bundesrathe ohne Hamburgs Zustimmung frei, jeden beliebigen Theil der Stadt, im engsten Sinne, in die Zolllinie einzuziehen, womit der Art. 34 jeden Sinn verlöre. Denn was ist dann die Hansestadt, die draußen bleiben soll, bis sie ihren Eintritt selbst beantragt? Endlich aber ist es vollkommen unzulässig, sich darauf zu berufen, daß bereits früher

größere Theile des Hamburgiſchen Gebietes durch Bundesrathsbeſchluß dem Zollvereine angeſchloſſen ſind; denn dies geſchah mit Zuſtimmung Hamburgs, welches die Nothwendigkeit eines ſolchen Schrittes einſah, um eine rationelle Zollgrenze herzuſtellen.

Kurz, wie man auch die Sache wenden mag, der Antrag Preußens iſt innerlich unhaltbar. Das Intereſſe Altona's erfordert keine Aenderung, ſondern wird durch eine ſolche leiden, die Zerſchneidung St. Pauli's, das den Namen einer Vorſtadt lediglich in dem Sinne trägt, wie man heute in Paris von einem Faubourg St. Germain oder Montmartre ſpricht, iſt undurchführbar, man könnte ebenſowol eine neue Octroilinie längs der Rue St. Honoré oder der Boulevards ziehen. Der Antrag iſt rechtlich unzuläſſig, weil der Bundesrath nach Art. 34 darüber nicht ohne Zuſtimmung Hamburgs beſchließen kann.

Dieſe Lage iſt in der Discuſſion der Wolffſon-Möring'ſchen Interpellation vollkommen klargeſtellt, aber in noch weit grellere Beleuchtung gerückt durch die Debatten über den Elbſchifffahrtsvertrag mit Oeſterreich.

Das Reſultat iſt folgendes:

Am 15. April erläßt der Reichskanzler ein Schreiben an den Finanzminiſter Bitter bez. der Verlegung der Zollgrenze nach Cuxhaven, in dem es heißt: „Es würde damit die politiſche Wirkung erreicht werden, auf die es vorläufig ankommt, nämlich die Einwilligung Hamburgs zum Eintritt in das Zollgebiet herbeizuführen.“ (Das Dementi des Reichsanzeigers iſt lediglich formell, daß es ſich nicht um eine „Frage“ gehandelt habe.) Am 19. ſtellt Preußen ſeinen Antrag. Auf den Gegenantrag Hamburgs erfolgt am 1. Mai die Siſtirung der Erleichterung für den Rücktransport unverkauft gebliebenen Viehes, am 7. Mai treffen mehrere höhere Zollbeamte zur Beſichtigung in Cuxhaven ein. Inzwiſchen ergeht am 6. das preußiſche Circular, welches erklärt, es habe dem Reichskanzler durchaus ferne gelegen, Hamburgs Freihafenſtellung anfechten zu wollen; die Frage ſei lediglich techniſcher Natur und ſolle eben deshalb nicht zu einem Verfaſſungsconflict aufgebauſcht werden. Es wurde hervorgehoben, „es würden diejenigen Regierungen, ‚welche glaubten, daß durch die Abtrennung der Vorſtadt St. Pauli vom Freihafengebiet ein Verfaſſungsrecht verletzt oder auch nur berührt werde, gegen die (von Preußen vorgeſchlagene) Linie ſtimmen können‘ und daß in ſolchem Falle die Zollgrenze mit der Landesgrenze des preußiſchen und des hamburgiſchen Gebiets zuſammenfallen werde.“

Und in ſeiner Rede vom 8. ſagte der Kanzler wörtlich: „Ich habe erklärt, daß das Recht auf den Freihafen nur mit Hamburgs Bewilligung aufhören könne, und daß ich, ſo lange ich mitzureden hätte, auch darüber wachen würde, daß es nicht eingeſchränkt werde auf kleinere Grenzen als diejenigen, welche nothwendig ſind, damit es ſeiner Bezeichnung in vollkommener und loyaler Weiſe entſpreche, ein wirklich voller Freihafen, der allen Evolutionen, die in einem Freihafen vorgenommen werden ſollen, und allem Nutzen, den man von einem Freihafen erwarten kann, entſpricht.“

Die Zweitheilung des ſtädtiſchen Gebietes alſo hat man fallen laſſen, lediglich weil man den Freihafen mit anderen, ſicherern Mitteln unmöglich zu machen

glaubte. Alle seit Mitte April getroffenen Maßregeln bilden ein System von Druckmitteln, durch welche Hamburg gezwungen werden sollte, anscheinend freiwillig sich seines durch Art. 34 gewährleisteten Rechtes selbst zu begeben. Die Haltung der Parteien in diesen merkwürdigen Debatten war charakteristisch: für den Antrag Preußens erhob sich keine Stimme, selbst nicht unter den stets getreuen Freiconservativen, und von den Conservativen war der Abg. v. Minnigerode der Einzige, welcher die Angelegenheit als ein Internum des Bundesraths bezeichnete und vor Monologen warnte. Durch ihr Verhalten hat die deutsch-conservative Partei auf's Neue bewiesen, daß der Anlauf, den sie bei ihrer Begründung zu nehmen schien, bereits zu Ende ist; daß wir keine auf sich selbst ruhende und ihr Programm selbständig durchführende conservative Partei besitzen; daß, was sich so nennt, mehr oder weniger doch nur ein Anhängsel der Regierung ist. Das Recht als solches zu vertheidigen, ohne Rücksicht auf Stirnrunzeln, würde, wie der Abg. Richter treffend sagte, jedem Tory als Pflicht erscheinen; aber unsere Conservativen sind meist nur tapfer, wenn sie die Regierung mit sich haben. Die im eminenten Sinne conservative Aufgabe der Vertheidigung der Verfassung, die Mahnung, daß die Rechte der freien Städte dieselbe Bedeutung besitzen wie die der Fürsten: das haben sie den Liberalen überlassen. Wenn aber gerade die Führer derselben, welche aus ihren unitarischen Neigungen nie ein Hehl gemacht haben und sicherlich keinerlei Vorliebe für kleinstaatliche Reservatrechte hegen, so entschieden Partei für Hamburgs angegriffenes Recht nehmen, so liegt darin eben die Anerkennung, daß nur das als Kräftigung des Reichsgedankens angesehen werden kann, was dem deutschen Verfassungsrecht entspreche.

Was der Reichskanzler ferner in dieser Frage unternehmen wird, bleibt abzuwarten. In der Sache selbst aber glauben wir gezeigt zu haben, daß die Hansestädte in ihrer Freihafenstellung dem deutschen Reiche nichts schaden, wol aber wesentlich nützen und jeder sachliche Grund fehlt, das bisherige Verhältniß zu ändern.

28. Mai 1880.

Die ersten Theater-Aufführungen des Goethe'schen Faust.

Von
Adolph Enslin.

Der erste Theil des Goethe'schen „Faust" erschien in der Gestalt, wie wir dies Drama gegenwärtig besitzen, unter dem Titel: „Faust. Eine Tragödie von Goethe. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 309 S. 16° im Frühling 1808." Bereits 1790 war indessen schon ein Theil unter dem Titel: „Faust. Ein Fragment von Goethe. Aechte Ausgabe" bei G. J. Goeschen in Leipzig (168 S. 8°) gedruckt. Vergleichen wir beide Ausgaben mit einander, so finden wir in der späteren, außer den drei Vorspielen, folgende Zusätze: den Monolog Faust's vom Abgang Wagner's an, sein Selbstmordversuch und die Unterbrechung desselben durch das Osterfest, den Spaziergang, die erste Beschwörung des Mephistopheles und endlich die Scene mit Valentin. Das Fragment schließt mit der Ohnmacht Gretchen's in der Kirche; alles Weitere, auch die Walpurgisnacht, ist später hinzugefügt. Die Entstehung des Werkes fällt in die früheste Jugend des Dichters. Goethe äußert sich selbst hierüber, vielleicht in nicht ganz zutreffender Weise: „Der Faust entstand mit meinem Werther, ich brachte ihn im Jahre 1775 mit nach Weimar. Ich hatte ihn auf Postpapier geschrieben und Nichts daran gestrichen, denn ich hütete mich, eine Zeile niederzuschreiben, die nicht gut war und die nicht bestehen konnte."

An ein Drama für die Bühne war bei der Abfassung sicherlich nicht gedacht. Wenn aber noch jetzt vielfach die Ansicht verbreitet ist, Goethe habe von einer Theateraufführung überhaupt Nichts wissen wollen und er habe die Meinung aufrecht gehalten, der „Faust" gehöre nicht auf das Theater, so ist dies vollständig unrichtig. Bereits 1810 beschäftigte sich Goethe mit dem Gedanken, seinen „Faust" in Weimar aufführen zu lassen. Er theilte diese Absicht seinem Freunde Zelter, dem bekannten Director der Singakademie in Berlin unterm 18. November mit: „Schließlich melde, daß uns ein seltsames Unternehmen bevorsteht, nämlich den Faust aufzuführen, wie er ist, insofern es nur einigermaßen möglich werden will. Möchten Sie uns wol mit einiger Musik bei-

stehen, besonders bei dem Ostergesang und dem Einschläferungslied: Schwindet, ihr dunklen Wölbungen droben."

Zelter machte sich sogleich an die Arbeit, allein er mochte doch wol fühlen, daß er einer solchen Aufgabe nicht gewachsen sei und lehnte das ehrenvolle Anerbieten ab. Goethe antwortete ihm: „Daß Sie ablehnen, die Musik zum „Faust" zu componiren, kann ich Ihnen nicht verargen. Mein Antrag war etwas leichtsinnig, wie das Unternehmen selbst. Das mag denn auch noch ein Jahr lang ruhen, denn ich habe durch die Bemühung, welche mir die Behandlung des standhaften Prinzen gemacht, ziemlich die Lust erschöpft, die man zu solchen Dingen mitbringen muß." Hiermit aber war nun für Goethe die Sache für immer abgethan. Er hat in späteren Jahren nie wieder daran gedacht, eine Theateraufführung selbst in die Hand zu nehmen, oder auch nur die Anregungen, die von anderer Seite kamen, irgendwie zu begünstigen. Goethe hat seinen Faust nie auf der Bühne gesehen, obwol in den letzten Jahren seines Lebens fast alle Theater von Bedeutung, so auch das Weimar'sche es für eine Ehrensache hielten, dies Drama aufzuführen.

Bevor aber die Theater sich des Stückes bemächtigten, hatte ein Dilettant aus dem Kreise der höchsten Aristokratie die Anregung zur Aufführung des „Faust" gegeben.

Die Compositionen des Fürsten Radziwill.

Die einzige Tochter des Prinzen Ferdinand von Preußen war mit dem 1775 geborenen Fürsten Anton Radziwill vermählt. Der Fürst war ein Mann von nicht gewöhnlichen geistigen Fähigkeiten, von lebhaftem Interesse für Kunst und Literatur und von einer musikalischen Begabung, welche die Grenzen des Dilettantismus weit überschritt. Sein Haus war lange Zeit der Mittelpunkt nicht nur der Geburts-, sondern auch der geistigen Aristokratie Berlins. Der Goethe'sche Faust, zu welchem der Fürst die noch jetzt bekannten und geschätzten Compositionen geliefert hatte, wurde von ihm besonders verehrt und er gab sich die äußerste Mühe, auch in den Kreisen des Hofes Interesse für diese Dichtung zu erwecken. Bereits im Februar 1816 konnte Zelter an Goethe berichten: „Unsere Königlichen Prinzen haben den heroischen Entschluß gefaßt, Deinen Faust unter sich aufzuführen und darzustellen, wie er leibt und lebt. Die Anstalten dazu sind so in's Große projectirt, daß ich fast fürchte, es wird Nichts daraus, wie wir denn noch keinen Ort haben, wohin wir sein Haupt legen wollen. Auch ich habe die Rolle des Schauspieldirectors übernommen, die ich denn mit möglichster Würde und Klarheit auszuspinnen gedenke. Ueber die Zusätze, die Du dem Fürsten Radziwill im Manuscript gesandt hast, ist man hoch erfreut, und der Kronprinz lebt und webt, wie ich höre, im Faust; der ihn, wie ich ihn kenne, wol anziehen kann. Mephistopheles wird vom Prinzen Karl von Mecklenburg gegeben."

Dieser erste Darsteller des Mephisto war der Bruder der Königin Luise und bewohnte das Schloß Monbijou in Berlin. Er spielte die Rolle mit einer solchen Meisterschaft, daß sie zu einem boshaften Distichon Veranlassung gab, das zu damaliger Zeit von Mund zu Mund umlief und von älteren Berlinern

noch jetzt lachenden Mundes citirt wird, wenn zufällig die Rede auf den Herzog Karl von Mecklenburg kömmt.

Am 31. März war die erste Leseprobe mit Musik im Radziwill'schen Palais. Der Schauspieler Lemm vom Königlichen Theater hatte die Rolle des Faust übernommen und wurden vorläufig nur solche Scenen gelesen, in denen männliche Personen vorkamen. Auch Zelter war von dem Vortrage des Herzogs äußerst erbaut und berichtet an Goethe: „der Artist ging neben ihm her wie ein Esel neben einem Pferde". Am 7. April folgte dann eine vollständige Leseprobe, bei welcher der ganze Hof anwesend war und lebhaftes Interesse bekundete. Selbst der König (Friedrich Wilhelm III.), dem der „Faust" nicht grade sympathisch sein mochte und der sich nach seiner Art anfänglich sehr reservirt hielt, wurde überaus freundlich, liebenswürdig und gesprächiger, als man es von einem Monarchen gewöhnt war, dessen Wortkargheit fast als sprichwörtlich galt.

Eine neue Leseprobe fand dann im Juni statt, um über Scenen, die noch nicht aufgeführt waren, schlüssig zu werden. Die Probe war beim Grafen Brühl, dem damaligen Intendanten der Königlichen Theater. Der Stein des Anstoßes bestand vor Allem darin, Surrogate für anstößige Stellen zu finden, um nicht sowol den jüngeren weiblichen Personen als ihren alten Hüterinnen ohne Aergerniß zu erscheinen. Man schlug vor, Goethe möge selbst diese Aenderungen vornehmen, trug aber schließlich doch ein gerechtfertigtes Bedenken, sich mit diesem Ansinnen nach Weimar zu wenden. Es wurde dann beschlossen, jede mitredende Person solle durch Veränderung einzelner Worte nach ihrem eigenen Gefühle von Schicklichkeit Anstößiges verhüten.

Als die erste Zusammenkunft über die Idee zur Aufführung des „Faust" gehalten wurde, hatte man auch Zelter eingeladen. Es war eine Gesellschaft der vornehmsten Art, unter ihnen die Prinzen des Königlichen Hauses und Mitglieder der höchsten Aristokratie. Zu seinem nicht geringen Schrecken erfuhr Fürst Radziwill, daß der Goethe'sche Faust fast allen Anwesenden gänzlich unbekannt war. Man wollte es kaum glauben, daß ein so erhabenes Werk seit Jahren erschienen sei, ohne daß man Kenntniß von demselben erlangt habe. Am folgenden Tage war in allen Buchhandlungen Berlins Nachfrage nach Exemplaren; die Königlichen Diener liefen von einem Geschäft zum andern, aber nur einige wenige Exemplare waren auf den Lagern vorhanden und mußte neuer Vorrath bestellt werden. Es sollen dann in Folge dessen später 500 Exemplare in Berlin verkauft worden sein.

1819 war man endlich so weit vorgerückt, daß die Aufführung des „Faust" in den Sälen des Schlosses Monbijou vor sich gehen konnte, der sich in den folgenden Jahren mehrfache Wiederholungen anschlossen. Am 24. Mai 1820 spielte Frau Stich (die nachmalige Frau Crelinger) zum ersten Male das Gretchen und äußerte der König über diese Aufführung seine hohe Befriedigung. Bis zu dem im Jahre 1833 erfolgten Tode des Fürsten Radziwill wurde der „Faust" unter seiner Leitung noch mehrmals aufgeführt; meistentheils wurden übrigens nur einzelne Scenen dargestellt.

In der Singakademie in Berlin wurde die Radziwill'sche Composition zum ersten Male am 31. Mai 1838 zu einem wohlthätigen Zwecke aufgeführt. Das

Gretchen wurde von Clara Stich gesprochen, während Eduard Devrient die Recitation der männlichen Rollen übernommen hatte. Sein Vortrag fand allgemeinen Beifall und es wurde lebhaft bedauert, daß Devrient bei der Aufführung im Theater keine Verwendung gefunden hatte.

Auffallend ist es, daß die von Radziwill veranstalteten Aufführungen, die allgemeines Aufsehen erregten, aber doch nur einem ganz exclusiven Publicum zugänglich waren, keinen Theaterdirector anregten, auch seinerseits die Sache in die Hand zu nehmen. Goethe selbst verhielt sich freilich vollkommen passiv, nahm aber mit großer Theilnahme die von Zelter und Anderen erstatteten Berichte entgegen. Auch das kleinste Detail der Aufführung erregte, wie in anderen Dingen so auch hier, sein Interesse und so schrieb er u. A. unter dem 12. December 1828 an den Maler Wilhelm Zahn, den Herausgeber der Wandgemälde aus Pompeji und Herculanum: „Da Sie gefälligst kleine Aufträge auszuführen sich erboten haben, so wollte ich Sie um Folgendes ersuchen. Fürst Radziwill, welcher verschiedene Privataufführungen einiger Scenen meines Faust begünstigte, ließ die Erscheinung des Geistes in der ersten Scene auf eine phantasmagorische Weise vorstellen, daß nämlich, bei verdunkeltem Theater, auf eine im Hintergrund aufgespannte Leinwand, von hinten her, ein erst kleinerer, dann sich immer vergrößernder lichter Kopf geworfen wurde, welcher daher sich immer zu nähern und immer weiter hervorzutreten schien. Dieses Kunststück ward offenbar durch eine Art laterna magica hervorgerufen. Könnten Sie baldigst erfahren: wer jenen Apparat verfertigt, ob man einen gleichen erlangen könnte und was man allenfalls dafür entrichten müßte? Das vorzustellende Bild würde man von hier aus dem Künstler zusenden“ [1]).

Eine ganze Reihe von Jahren verging, bis, abermals von Berlin aus, eine neue Anregung zur Aufführung des „Faust“ gegeben wurde.

Karl von Holtei und dessen „Faust“.

Der kürzlich in hohem Greisenalter in Breslau verstorbene Dichter Karl von Holtei hatte 1828 eine Anstellung als Dramaturg beim Königstädtischen Theater in Berlin. Das Theater war ein Actienunternehmen und vorzugsweise der Oper und dem Dienste der heiteren Muse gewidmet; die Aufführung von Tragödien war bei der Concessionsertheilung ausdrücklich ausgeschlossen. Trotzdem war Holtei auf den Gedanken gekommen, den Goethe'schen „Faust“ zur Aufführung zu bringen.

Er war der Meinung, daß es mit dem bloßen Streichen längerer Stellen und Fortlassen von ganzen Scenen nicht abgemacht sei. Er stellte deshalb eine neue theatralische Form her, und nahm aus manchen, nothwendig zu streichenden Scenen, einzelne Reden und Stellen in andere Scenen hinüber. So brachte er z. B. sämmtliche Auftritte zwischen Faust und Gretchen, von den ersten Worten

[1]) Ein derartiger Apparat kömmt auch bei den jetzigen Faust-Aufführungen in Weimar zur Anwendung. Die Wirkung ist gut; weniger zu loben ist aber, daß die Worte des Erdgeistes durch ein Sprachrohr gesprochen werden.

bis zum Schlaftrunk, den sie der Mutter (sichtbar) reicht, in einen großen — den zweiten — Act, ohne daß in demselben verwandelt zu werden brauchte.

Ein selbständiges Scenarium sandte er an Goethe mit dem Bemerken, falls die Bearbeitung seinen Beifall fände, sollte die Aufführung am 28. August 1828 erfolgen. In Weimar fand der Vorschlag keine ganz ungünstige Aufnahme. Der Sohn des Dichters antwortete umgehend: „Der Vater sei mit der Idee, wie mit der Art, wie sie ausgeführt werden solle, einverstanden; eine vorherige Einsendung des Manuscriptes sei indeß doch wünschenswerth."

Die Direction des Königstädtischen Theaters war über diese Zustimmung ungemein erfreut und zeigte der General-Intendanz der Königlichen Schauspiele sofort an, daß die Aufführung in Aussicht genommen sei. Zu einer solchen Anzeige war die Direction verpflichtet, da, wie bereits erwähnt, die ihr ertheilte Concession sowol Tragödien wie alle die Stücke ausschloß, die in den letzten zwei Jahren die Bretter des Königlichen Theaters überschritten hatten. Man gab dem Goethe'schen Drama den folgenden Titel: „Des weltberufenen Erz- und Schwarzkünstlers Doctor Faust Pactum mit der Hölle. Melodrama in 3 Acten und einem Vorspiel, nach Goethe mit des Dichters Bewilligung für die Bühne eingerichtet von Holtei. Musik von K. Eberwein."

Dieser Titel schmeckte zwar stark nach einem Puppenspiel; man hatte ihn aber absichtlich so gewählt, um von vorneherein dem Einwande zu begegnen, daß das Königstädtische Theater zur Aufführung eines Drama nicht berechtigt sei. Der General-Intendant ließ sich aber durch eine solche ziemlich plumpe Mystification nicht irre führen; er antwortete, „daß er die Anzeige von der beabsichtigten Aufführung des „Faust" mit Befremden gelesen habe; die Direction müsse daran erinnert werden, daß Tragödien von der Darstellung ausgeschlossen seien." Holtei's Antwort war wiederum höchst sonderbar. Der alte Olympier in Weimar hätte unzweifelhaft seinen Donnerkeil niedergeschmettert, wenn er die Eingabe an den Graf Brühl zu Gesicht bekommen hätte. Holtei schrieb: „Goethe's „Faust" sei bekanntlich niemals für das Theater bestimmt gewesen; daß das Stück vom Verfasser „Tragödie" benannt sei, könne zu einem so seltsamen Irrthume, wie ihn die Intendanz begehe, keine Veranlassung geben. Auch große Begebenheiten würden so benannt, auch der letzte Krieg in Rußland heiße eine Welttragödie. Wenn Klingemann's „Faust" für die Bühne melodramatisirt würde, dann wären die Einsprüche gerechtfertigt. Aber daß Goethe's Gedicht, welches in den meisten Stellen mehr didactisch oder lyrisch als dramatisch, niemals aber theatralisch sei, in ein Melodrama gewandelt würde, dagegen könne Niemand etwas einwenden als der Dichter. Dieser aber habe seine Einwilligung bereits gegeben. Sie würde freilich nicht hinreichen, um Egmont, Goetz, Clavigo oder Tasso zu melodramatisiren. Diese Stücke seien nach bestehenden Theaterformen gemacht, nur einmal (beim Götz), wo dies nicht der Fall, habe der Meister späterhin selbst Hand angelegt. Kein Theater könne den „Faust" ohne gänzliche Umschmelzung geben, dies Riesengedicht sei nicht für die engen Bretter geeignet."

Graf Brühl ließ sich durch diese eigenthümlichen Deductionen natürlich

nicht bewegen, seinen Protest fallen zu lassen, fügt aber seinem letzten Schreiben folgenden Schluß hinzu:

„Wie allein diese Sache für den Dichter, für Sie und für mich auf eine gleich ehrenvolle Weise vermittelt werden kann, habe ich jetzt nur den einen Wunsch, daß Sie sich entschließen möchten, unserer Bühne dies Gedicht zur Aufführung zu überlassen und so dem Dichter die Freude zu machen, außer seinen andern Werken auch noch seinen „Faust" dargestellt zu sehn."

Holtei hatte inzwischen eine Abschrift seines Manuscriptes nach Weimar gesandt. Die Aufnahme, welche die Bearbeitung dort fand, war indeß eine wenig günstige.

August von Goethe ward wiederum beauftragt, die Correspondenz zu führen und schrieb an Holtei: „Schon der eingesandte Entwurf ließ befürchten, daß die Redaction des „Faust" nicht nach Wunsch gelingen möchte. Dies bestätigt sich leider durch das eingesandte vollständige Exemplar. Wir finden gar manches Bedeutende und Wirksame gestrichen, auch einen Theil des Beibehaltenen so behandelt, daß es unseren Beifall nicht gewinnen kann. Sie haben Ihr Publicum im Auge, und hierauf gründet sich wol auch Ihre Redaction; weshalb Ihnen denn auch völlige Freiheit bleibt, nach Ueberzeugung zu handeln; nur läßt mein Vater bemerken, daß unter diesen Umständen weder von seiner Einwilligung, noch von seiner Mitwirkung die Rede sein dürfe."

Hiermit fand die Sache ihren vorläufigen Abschluß. Holtei konnte indeß den Gedanken, den „Faust" auf die Königstädter Bühne zu bringen, nicht wieder los werden; er ließ sich, wie er selbst gesteht, vom leibhaftigen Satanas derart blenden, daß er auf eigene Hand ein Melodrama dieses Namens verfaßte. Am 10. Januar 1829 ging dies Spectakelstück unter dem Titel: „Doctor Johannes Faust, der wunderthätige Magus des Nordens" über die Bretter. Karl Blum, der namentlich als Lustspieldichter bekannt ist, hatte die Musik dazu geschrieben.

Goethe, der Kenntniß von dem Holtei'schen Vorhaben erlangt hatte, war begierig, Näheres über die Aufführung zu hören und ersuchte Zelter, ihm „eine treue Schilderung des Holtei'schen „Faust", wie er einem wohldenkenden und wohlmeinenden Freunde vorkomme, zu geben."

Zelter antwortete: „Du hast mir kein leichtes Pensum aufgegeben. Der Holtei'sche „Faust" ist kein anderer als Dein Faust, in bescheidene vier Acte gehüllt; die ihm noch so viel zu weit sind, daß man nichts als Falten bemerkt, unter welchen es an Allem fehlt, was einem Körper angehören könnte. Ein vollständiges vacuum, Volksmelodrama genannt. Das Ganze ist von unerträglicher langer Weile, und die vier Acte, worin schon sehr vieles gestrichen ist, währen noch immer vier volle Stunden."

Fast möchte es den Anschein gewinnen, als ob Zelter gar nicht im Theater gewesen sei; oder als ob er die Absicht gehabt habe, Goethe geradezu zu mystificiren. Seine Schilderung ist nach allen Seiten hin gänzlich unzutreffend. Eine kurze Inhaltsangabe des Holtei'schen „Faust" möge zeigen, daß die Zelter'schen Angaben rein aus der Luft gegriffen sind.

Wir befinden uns in Wittenberg. Faust, der im Personenverzeichniß ein „gelehrter Mann" genannt wird, hat ein hübsches, blutjunges Dienstmädchen,

Margarethe, die Tochter des wohlbestallten Nachtwächters Rudolf. Der Dienst im Hause des Magisters ist nicht grade schwer, nur kränkt es die hübsche Magd, daß ihr Dienstherr ihr so wenig Beachtung schenkt. Faust macht seine ersten Studien in der schwarzen Kunst und mit Hilfe eines ererbten alten Buches ruft er die Geister der Hölle an. Der erste, in Gestalt eines Kriegers, verspricht ihm, ihn zu den Höhen des Ruhmes zu geleiten, ein anderer, als armseliger Krämer gekleidet, will ihm irdische Schätze zuführen, ein dritter endlich ist der Teufel des Neides und rühmt sich der Gott der Erde zu sein. Faust verschmäht es, die Dienste dieser Geister in Anspruch zu nehmen, desto mehr Gnade findet Mephisto vor seinen Augen, hier Junker Voland genannt, der ihm verspricht, ihm die Pforten der Sinnlichkeit zu erschließen. Es wird ein Pact abgeschlossen, nach welchem Junker Voland vorläufig ein Jahr Dienste thun will, nach Ablauf dieser Frist soll es Faust freistehen, von dem Pact wieder zurückzutreten. Von diesem Augenblicke an entbrennt Faust in wilder Leidenschaft für seine Magd, die auch nicht lange zögert, sich ihrem Herrn willfährig zu erweisen. Ihr Liebhaber, ein ehrsamer Goldschmiedgeselle, wird von Faust getödtet und in die Elbe geworfen.

Der zweite Act versetzt uns an den Hof des Herzogs von Parma. Faust ist mit seinem Famulus Wagner auf Reisen gegangen, zieht es aber vor incognito aufzutreten und führt den Namen Ritter zu Flammenthal. Der Ruf seiner Zauberkünste ist bereits nach Italien gedrungen. Unter den Gästen des Hofes befindet sich auch die schöne Gräfin Helena, die gleichfalls ihren wahren Namen verbirgt, denn in Wirklichkeit stammt sie aus fürstlichem Geschlecht und ist niemand Geringeres als die Gattin des Menelaos. Zwischen Faust und Helena entspinnt sich bald ein Liebesverhältniß und man beschließt, in das alte Griechenland zu entfliehen, wo die Götter segnend die Liebenden beschirmen würden. Vorher soll indeß Faust in Gegenwart des Hofes Proben seiner Kunst ablegen. Auf den Wunsch des Herzogs erscheinen Alexander und Aristoteles, bald darauf die heilige Cäcilie, von lauschenden Genien umgeben. Das dritte Begehren des Herzogs beweist einen eigenthümlichen Geschmack: er habe seit seiner frühesten Kindheit an die Neigung gehabt, eine Hinrichtung anzusehen, dieser Anblick sei ihm bisher nicht geworden und Faust möge ihm nun dies ersehnte Schauspiel vorführen. Die Beschwörungsformel wird ausgesprochen und wir erblicken die Hinrichtung Margarethens, der Kindesmörderin. Faust schaudert und verschwindet unter Blitz und Donner.

Im dritten Act werden wir nach Wittenberg zurückversetzt. Margarethe hat bis jetzt vergeblich auf die Zurückkunft ihres Geliebten gewartet. „Komm, Geliebter, komm deinem armen Gretchen zu Hilfe! Gib deinem Sohne einen Vater!“ Helena ist nach Wittenberg gereist, um das Kind ihres Geliebten zu entführen. Margarethe erfährt, daß sie treulos verlassen sei, und von Verzweiflung getrieben, tödtet sie ihr Kind. Auch Faust und Wagner sind nach Wittenberg heimgekehrt. Letzterer hat nicht länger Neigung, in dem Dienste eines Mannes zu bleiben, der mit dem Bösen auf Du und Du steht, und freut sich, als er den Nachtwächterposten erhält, den bisher der biedere Rudolf inne hatte. Das Verbrechen Margarethen's wird entdeckt und die Hinrichtung der Mörderin soll

sofort vollstreckt werden. Auf dem Wege zum Schaffot trifft Faust mit Margarethe zusammen. Der Magister, dessen Probejahr zu Ende geht, hat allen bösen Neigungen entsagt und will reuig in den Schoß der Kirche zurückkehren. Allein, um die Geliebte zu befreien, ruft er aus: „Mephisto, errette Margarethen, dann will ich Dein sein auf ewig!" Junker Voland säumt nicht, zu Hilfe zu kommen und mit feurigem Schwerte verjagt er die Gerichtsdiener. Doch Margarethe streckt ihm das Crucifix entgegen und läßt sich zum Hochgericht führen. Die Hölle begehrt ihr Opfer. Die Nacht bricht herein; ein wildes Chaos erscheint vor unseren Blicken. Faust entwindet sich mit dem Rufe: „Margarethe, bete für mich!" den Klauen des Satans. Der Hintergrund öffnet sich. Hoch oben steht ein großes flammendes Kreuz, vor welchem Margarethe auf den Knieen liegt. Der Teufel vermag keinen Widerstand zu leisten und versinkt in den Abgrund, während Faust, vom Blitz getroffen, mit den Worten: „Tod! Gnade — Erlösung — Gott!" sein Leben beschließt.

Dies der Inhalt des Stückes, von dem Zelter sagt: es sei genau der Goethe'sche „Faust". Nur in einem Punkte hatte Zelter Recht: das Stück dauerte vier volle Stunden, worüber das Publicum höchst ungehalten war. Der Einzige, der übrigens mit dem Erfolge zufrieden war, war der Conditor des Königstädtischen Theaters. Das hungrige Publicum stürzte während der Zwischenacte in die Conditorei und vertilgte die vorhandenen Vorräthe bis auf den letzten Kuchen. Der glückliche Conditor äußerte nach der Vorstellung seelenvergnügt zu Holtei: „Solche Stücke müssen Sie öfter schreiben, die sind vortrefflich!"

Klingemann und die erste Faust-Aufführung in Braunschweig.

Während der Goethe'sche „Faust" noch immer seiner Auferstehung auf der Bühne harrte, war ein anderer „Faust" bereits ein beliebtes Repertoirstück der meisten Bühnen. Der Verfasser desselben war August Klingemann in Braunschweig. Seit 1813 Director des Theaters seiner Vaterstadt, hatte er demselben durch geschickte Leitung einen weit verbreiteten Ruf verschafft. Auch als dramatischer Dichter wurde Klingemann geschätzt. Sein „Martin Luther", „Moses", „Heinrich der Löwe", „der ewige Jude" waren gern gesehene Stücke, namentlich aber war sein „Faust", eine dramatische Legende in fünf Acten, mit Musik von Ignaz von Seyfried, überall mit großem Beifall aufgenommen worden. Dies wunderbare Stück wird wol noch jetzt auf Bühnen kleinerer Städte aufgeführt und kann, zumal wenn die Scenerie geschickt gehandhabt und das Colophonium nicht gespart wird, noch immer eines gewissen Erfolges sicher sein. Ein Publicum, das von der Cultur nicht allzusehr beleckt ist, wird heute, wie vor 50 Jahren, beim Klingemann'schen „Faust" eine ordentliche Gänsehaut bekommen und vor Entzücken jubeln, wenn der Satanas mit seinem Opfer in die Hölle fährt.

Eine kurze Inhaltsangabe des Stückes wird um so mehr von Interesse sein, als die gedruckten Exemplare des Klingemann'schen „Faust" bereits zu den literarischen Seltenheiten gehören. Der Verfasser rechtfertigt sein Drama zunächst damit, daß der Bühne bisher immer noch ein echt dramatischer „Faust" gefehlt habe. Goethe's Gedicht habe nur einzelne dramatische Momente, indeß für die Bühne

sei es nie bestimmt gewesen. In dem Klingemann'schen Drama finden wir Faust als verheiratheten Mann. Seine Frau, Käthe, sowie sein alter blinder Vater, Diether Faust, leben mit ihm zusammen. Faust hat wunderbare Erfindungen gemacht. Zunächst hat er die Buchdruckerkunst erfunden und sein erstes Werk, die heilige Schrift, dem Kaiser vorgelegt; dann hat er ein Feuerrohr construirt, um das von Berthold Schwarz entdeckte Schießpulver praktisch zu verwerthen. Faust kehrt im ersten Act aus Innsbruck zurück. Seine Hoffnung, vom Kaiser Max eine Belohnung für die Erfindung der Buchdruckerkunst zu erhalten, ist fehlgeschlagen, und zum Entsetzen seiner Käthe, des blinden Vaters und des Famulus Wagner schleudert er die Bibel auf den Boden. Er flieht aus dem Haus und beschließt, einen Bund mit dem Bösen einzugehen. Mephisto, hier „ein Fremder" genannt, läßt nicht lange auf sich warten. Der Pact wird geschlossen. Alle Genüsse der Welt sollen dem Faust zu Theil werden; erst dann, wenn er vier Todsünden begangen habe, solle seine Seele der Hölle verfallen. Ein Schnitt durch die linke Hand, der nimmer zuheilt, ist das äußere Zeichen des mit dem Bösen geschlossenen Bundes.

Mit Gold reich beladen, von vier schwarzen Rossen gezogen und von einem schwarzen Pudel begleitet, kehrt Faust nach Haus zurück. Sein Weib macht vergebliche Versuche den von ihr so heiß geliebten Mann zur Gottesfurcht zu bekehren. Aus einem an der Wand hängenden Bildniß tritt ihm der Kopf der Helena entgegen, und Faust wird von wilder Leidenschaft für das schöne Weib ergriffen.

Genießen will ich, glühend heiß genießen,
Und nimmer welken soll mir der Genuß!
In's Herz des Lebens will ich überfließen,
Berauschen mich an seinem schönsten Kuß;
Doch Dauer sei dem Augenblick gegeben.
Rauscht er hinweg, mag ich ihn nicht durchleben.

Der dritte Act zeigt uns ein Zechgelage, bei dem Faust und Wagner mit den Studenten trinken und singen. Ein Fremder (Mephisto) gesellt sich zu ihnen. Er führt ein Bild mit sich, welches er als das Porträt seiner Frau ausgibt und in dem Faust die Züge der Helena erkennt. Der Fremde schläft anscheinend berauscht ein und Faust führt einen kräftigen Dolchstoß auf die Brust desselben. Der Stahl gleitet machtlos ab und der Satan zeigt sich in seiner wahren Gestalt. Er verspricht, das Urbild aller Frauen dem Faust in Wirklichkeit zu zeigen. Die Bühne verwandelt sich und wir erblicken Helena, von einem Schleier bedeckt, in einer Rosenlaube. Der Taumel der Leidenschaft ergreift Faust auf's Neue.

Ha, wie die Purpurwangen flammend glühen,
Ein heißer Traum des Busens Rosen hebt!
Wie auf zum Liebeskuß die Lippen blühen,
Das Herz in heimlich süßer Sehnsucht bebt!
O laß das Schattenbild dir nicht entfliehen,
Faust brennt für dich, und sein Verlangen lebt.
Erwache! Wehe mir! Siehst du's zerrinnen?
O, weiche nicht, du holder Traum, von hinnen!

Helena erwacht, Faust streckt ihr die Arme liebend entgegen, während der Vorhang fällt.

Beim Beginn des vierten Actes macht Helena ihrem Geliebten heftige Vorwürfe, daß er sie getäuscht und ihr verschwiegen habe, daß ein Weib seiner daheim harre; so lange Käthe lebe, könne sie ihm nicht angehören. Faust beschließt nach längerem Kampfe den Tod seines Weibes; er findet einen Trost darin, daß er ja nur die erste Todsünde begehe. Wir kehren in Faust's Arbeitszimmer zurück und finden Diether und Käthe, denen Wagner Bericht über die Höllenbraut abstattet. Faust kehrt zurück und läßt von seiner Frau Wein bringen. In das Glas, das er ihr reicht, hat er heimlich Gift geträufelt. Käthe trinkt und offenbart sterbend ihrem Manne, daß sie Aussicht habe, Mutter zu werden. Somit hat Faust unwissentlich einen Doppelmord begangen und zwei Todsünden lasten auf seiner Seele.

Der letzte Act zeigt uns einen Kirchhof. Leichenträger bringen Käthe zur letzten Ruhe. Der alte Diether, welcher dem Sarge folgt, hält die Pistole in der Hand, um den Tod der geliebten Schwiegertochter an dem Mörder zu rächen. Faust tritt dem Leichengefolge entgegen, er ringt mit dem Alten, die Pistole entladet sich, und Diether stürzt, von dem Schusse getroffen, zu Boden.

Die letzte Scene führt uns in einen hell erleuchteten Tanzsaal. Masken, sämmtlich schwarz gekleidet, gehen über die Bühne. Faust, einen gefüllten Pokal in der Hand, stürmt wild herein. Ihm graut davor, die vierte Todsünde zu begehen. Ein bacchantischer Tanz beginnt. Die Musik hört plötzlich auf und die Glocke schlägt dreimal an. Gerichtsdiener treten ein, um den Mörder zu verhaften. Der Fremde gesellt sich zu ihnen; auf sein Geheiß fallen die dem „Faust" angelegten Fesseln zu Boden, ein Donnerschlag ertönt und die Gerichtsdiener entfliehen. Helena erscheint. Faust erkennt sie trotz ihrer Maske und erneuert seine Liebeswerbungen. In glühender Brunst umarmt er die Geliebte. Die Glocke schlägt 12 Uhr, von Helena's Antlitz fällt die Maske nieder und ein Todtenschädel starrt uns entgegen. Mit dem Rufe:

Das Lager ist bereit!
Folg, Bräutigam, hinab zur Feuerhochzeit!

versinkt Helena in den Boden.

Der Fremde zeigt sich wiederum in seiner wahren Gestalt. Faust will ihm nicht folgen und stützt sich darauf, daß er erst drei Frevel begangen habe.

Noch hab ich Zeit bis zu dem vierten Frevel!
O, eine Spanne hat zur Buße Raum,
Zur Kirche hin — laß uns um Gnade knien!

Mephisto aber hält ihm den von ihm unterzeichneten Pact mit den Worten entgegen:

Die Unterschrift war deine schwerste Sünde!
Dein Blut ist mein! Das Bündniß ist zerrissen!

Die Bühne verwandelt sich in eine grause Wildniß mit einer klaffenden Höhle, in welche Faust vom Teufel hinein geworfen wird.

Man sieht, der Klingemann'sche „Faust" ist ein Spectakelstück ersten Ranges, das dem Maschinisten reiche Gelegenheit bietet, sein Talent zu entfalten und den süßen Pöbel in Entzücken zu versetzen. Es gibt wol kein zweites Drama,

in welchem Blitz und Donner eine so hervorragende Rolle spielen, denn es ist kaum eine einzige Scene vorhanden, in der nicht furchtbare Donnerschläge ertönen und zuckende Blitze die Bühne erhellen.

Der Verfasser dieses Dramas hat sich nun das unbestrittene Verdienst erworben, den Goethe'schen „Faust" der Bühne zugeführt zu haben. In den „Denkwürdigkeiten des Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt", welche 1875 von Hermann Uhde herausgegeben wurden, befindet sich eine pikante Anecdote, welche von Eduard Devrient in seiner „Geschichte der Schauspielkunst" wiederholt wird. Danach habe Herzog Karl von Braunschweig Klingemann in boshafter Weise geneckt und ihn gefragt, warum er denn den Goethe'schen „Faust" nicht aufführen lasse? er fürchte wol, daß der seinige dadurch verdunkelt werden könne. Klingemann habe darauf seine Bedenken geäußert, sich aber dann, auf den Wunsch und in Folge einer nochmaligen Ermahnung seitens des Herzogs, an die Arbeit gemacht. Von einem Veteranen jener Tage wird die Richtigkeit dieser Anecdote bezweifelt. Herzog Karl, der später als der sogenannte Diamantenherzog eine traurige Berühmtheit erlangte, wäre zu jener Zeit ein ganz anderer gewesen, er habe eine große Liebe zur Kunst, namentlich zur Oper, aber auch zum ernsten Drama gehabt und ihm besonders sei es zuzuschreiben, daß das Braunschweiger Theater zu so hoher Blüthe gelangt sei.

Welche Veranlassung nun Klingemann auch gehabt haben mag, sich der Bearbeitung des Goethe'schen „Faust" zu unterziehen, sicher ist es, daß er sich derselben mit großem Geschick entledigte. Unter allen Umständen gebührt ihm das Verdienst, für die Darstellbarkeit der großartigen Dichtung den Pfad gefunden zu haben. Die Klingemann'sche Bearbeitung wurde später von fast allen andern Bühnen adoptirt und selbst in Weimar wurden bei der Aufführung des „Faust" nur unwesentliche Veränderungen vorgenommen.

Am Montag, den 19. Januar 1829, fand die erste Vorstellung des „Faust" in Braunschweig mit folgender Besetzung der Hauptrollen statt: Faust (Schütz), Wagner (Senk), Mephistopheles (Marr), der Erdgeist (Dessoir), böser Geist (Gaßmann), Schüler (Hübsch), Frosch, Brander, Siebel, Altmeier (Eggers, Günther, Moller und Scholz), Hexe (Frau Lay), Margarethe (Frau Berger), Martha (Frau Klingemann), Valentin (Kettel). Außer den übrigen Nebenpersonen findet sich auf dem ersten Zettel noch „Eine alte Wahrsagerin", welche Frau Heeser spielte; die Musik von Lindpaintner ist erst später hinzugekommen.

Das Haus war überfüllt; in seiner Loge saß Herzog Karl, der Urheber der ersten Faust-Aufführung; ihm gegenüber in der Theater-Loge, seine damalige Maitresse, ein Fräulein Darner, die als erste dramatische Sängerin angestellt war und als Schönheit ersten Ranges allgemeine Bewunderung erregte.

Ueber den Erfolg dieser ersten Vorstellung liegen Berichte nicht vor; Braunschweig besaß außer der in Wolfenbüttel wöchentlich zweimal erscheinenden Bindseil'schen sogenannten „Landzeitung" damals kein Organ, in welchem eine kritische Besprechung dieses Ereignisses, an dem übrigens besonders die akademische Jugend des Collegii Carolini lebhaften Antheil nahm, hätte Platz finden können. Goethe aber, dem Klingemann das Buch und einen Bericht über die Aufführung zugesandt hatte, ehrte diesen durch ein Dankschreiben, in

welchem er die Bühneneinrichtung als vollkommen gelungen bezeichnete, und der ein goldner Ring mit dem in Amethyst geschnittenen eigenen Bilde beigefügt war.

Die zweite Vorstellung in Braunschweig fand am 3. Februar statt; der Theaterzettel enthielt die Bemerkung: „Noch bedeutend abgekürzt", woraus wol geschlossen werden darf, daß die lange Dauer der ersten Vorstellung dem Publicum wenig zugesagt hatte. Zwischen dieser zweiten und der dritten Vorstellung liegt ein Zeitraum von neun Monaten. Schütz war im April aus dem Verband des Hoftheaters geschieden und nach Leipzig gegangen. Seine Stelle nahm der damals berühmteste Heldenspieler Wilhelm Kunst ein, der später ein so klägliches Ende fand. Am 15. November 1829 spielte Kunst zum ersten Male den Faust, verließ aber bald darauf, von seinen Gläubigern verfolgt, Braunschweig, um nicht wieder dorthin zurück zu kehren.

Kunst's Nachfolger war Schöpe; 1831 trat Schütz wieder in's Engagement, und mit seiner Rückkehr kam der „Faust" von Neuem auf's Repertoire, von dem er seit einem halben Jahrhundert nicht mehr verschwunden ist. Während Schütz bis zu seinem vollständigen Uebergange in das alte Fach ausschließlich im Besitz der Titelrolle blieb, wurde der Mephistopheles abwechselnd von Marr und Dessoir (dem Bruder des später berühmten Ludwig Dessoir in Berlin) gegeben. Nach Marr's Abgang ging die Rolle an Kühn, Quanter, Hoppé und Andere über.

Einige kurze biographische Notizen über einige der Schauspieler, die bei der ersten Vorstellung mitwirkten, mögen hier folgen. Eduard Schütz, geboren 1799 in Hamburg, trat 1815 in die Reihen der deutschen Krieger ein und zog mit ihnen nach Frankreich. Hier, in der Nähe von Paris, machte er seinem Drange zur darstellenden Kunst Luft, indem er mit einigen Freunden ein Liebhabertheater errichtete und auf demselben auftrat. 1818 begann er seine eigentliche Bühnenthätigkeit in Hamburg und wurde nach mancherlei Irrfahrten 1821 in Braunschweig engagirt. 1829 ging er nach Leipzig, kehrte aber 1831 nach Braunschweig zurück, wo er seitdem blieb und 1868 als Hoftheater-Intendant starb.

Frau Wilhelmine Berger, geb. Pichler, ward 1805 zu Bayreuth geboren, betrat 1822 die Bühne in Braunschweig und heirathete 1824 den Schauspieler Berger. Sie starb bereits 1837.

Heinrich Marr gehörte zu den bekanntesten Schauspielern seiner Zeit und ist auf den meisten Bühnen Deutschlands als Gast aufgetreten. Sein Mephistopheles zählte zu seinen besten Rollen und wurde von ihm bis an sein Lebensende gespielt. Er starb 1871 als Regisseur des Thalia-Theaters in Hamburg. Joh. Georg Kettel, geboren 1798 zu Brünn, debütirte 1814 in Breslau, wo er sich bald einen solchen Namen erwarb, daß er 1816 vom Hofburgtheater in Wien engagirt wurde. Dort sah ihn der Herzog Karl von Braunschweig im Jahre 1825 und bot ihm ein glänzendes Engagement, das von Kettel im folgenden Jahre angenommen wurde. Auch als Bearbeiter dramatischer Dichtungen des Auslandes ist Kettel bekannt; so werden u. A. „Richard's Wanderleben" und „Drei Frauen und keine" noch jetzt auf vielen Bühnen mit Beifall gegeben.

Das Beispiel, mit welchem Braunschweig vorangegangen war, blieb nicht ohne Nachahmung. Am 8. Juni 1829 ward der „Faust" in Hannover, und bald danach in Stuttgart gegeben. Hier hatte Seydelmann die scenische Einrichtung übernommen und zum ersten Male ward die Lindpaintner'sche Musik aufgeführt. Der 80. Geburtstag Goethe's bot nun die erwünschte Gelegenheit, dem greisen Dichterheros öffentliche Huldigungen darzubringen.

Goethe's achtzigster Geburtstag. Dresden. Leipzig. Weimar.

Am 27. und am 29. August 1829 veranstaltete das Hoftheater in Dresden eine Faust-Vorstellung, die mit einem Prolog von Tieck, gesprochen von Fräulein Fournier, eröffnet wurde. Aus einer mit Blumen und Lorbeerkränzen reich geschmückten Halle trat die Poesie, die Lyra im Arm haltend. Nach einer Begrüßung des Publicums fährt sie fort:

Auch hier, Geliebte, sind mit Geistertritten
Die lieblichen Gestalten
Tasso, die edle Griechin, Goetz geschritten;
Auch Ihr seht gern des hohen Dichters Walten.
Doch wie? — Der Faust, der kühnste Traum des Mächt'gen?
Darf dies Gerüst mit Mängeln, Fehlern, Schwächen
Sich dieses starken Riesenwerks ermächt'gen?
Wird nicht der kleine Raum zusammenbrechen?
Kein Raum genügt dem unermeßnen Werke,
Und keine, keine Kraft wiegt des Titanen Stärke,
Und keinem Sterblichen wird es gelingen,
Das vieldeutsame Werk zum Schluß zu singen,
Daß es Fragment, als Räthsel und Ruine
Im Mondschein-Dämmer um so größer schiene.
Und also soll auch uns der Tadel meiden,
Was frech erscheinen dürfte, ist bescheiden,
Weil Bruchstück vom Fragmente zu beleben
Wir ängstlich uns und dankbar nur bestreben.
So nehmt es an, und unser Mühn ist nicht verloren;
Denn heut' vor achtzig Jahren ward geboren
Der Sangesfürst, deß Siegeswagen
Ihn ruhmgekrönt durch jedes Land getragen:
Und daß auch wir ihm huld'gen und ihm danken,
Drum öffnen heut' zum Wagstück sich die Schranken,
Daß Ihr, Verehrte, heut sein liebend denket,
Drum wird herein in enge Bahn gelenket
Der Katarakt, deß Donnerstimmen sonst wohl nirgends tönten:
Wie wir so ehren möchten ihn, den Ruhmgekrönten,
So adeln wir uns Alle, auch die ungeschmückten Hallen
(Wo wol zuweilen schwache Lieder schallen),
Daß wir an diesem Feiertag es wagen,
Das Riesenbild herein zu tragen,
Dies mag die That erklären und entschuld'gen,
Daß wir durch Kühnheit diesem kühnen Meister huld'gen.

Die scenische Einrichtung hatte Tieck übernommen. Die Besetzung war folgende: Faust (Carl Devrient), Mephisto (Pauli), Gretchen (Fräulein Gley), Valentin (Kriete). Pauli war der Sohn eines bekannten Berliner Buchdruckers

und 1797 in Berlin geboren. Er machte den Feldzug gegen Frankreich mit, arbeitete dann als Schriftsetzer in Magdeburg und ging 1819 zur Bühne. Er fand bald ein Engagement in Dresden, wo er bis zu seinem 1841 erfolgten Tod blieb. Durch zahlreiche Gastspiele war er in ganz Deutschland bekannt geworden; an allen Orten hatte er eine enthusiastische Aufnahme gefunden. Sein Tod ward überall als Trauerbotschaft empfunden und bei seinem Leichenbegängniß in Dresden folgten Tausende aus allen Ständen seinem Sarge. Carl Devrient, ein Neffe von Ludwig und ein Bruder von Eduard Devrient, war der erste Gatte der berühmten Sängerin Wilhelmine Schröder-Devrient. Die 1823 geschlossene Ehe war in hohem Grade unglücklich und ward 1828 wieder gelöst. 1834 verließ Devrient Dresden, gastirte an verschiedenen Orten, bis er 1839 eine feste Anstellung in Hannover fand. Julie Gley (geb. 1810), auf deren künstlerische Ausbildung Ludwig Tieck von großem Einfluß gewesen ist, vermählte sich 1833 mit dem Schauspieler Carl Rettich und übersiedelte 1836 an das Hofburgtheater in Wien. Sie gehörte zu den ersten Schauspielerinnen Deutschlands und war der gefeierte Liebling des Wiener Publicums. Sie starb am 11. April 1866. Die Rolle des Gretchen ward von ihr auch in Wien oftmals gespielt.

Die Aufführung in Leipzig am 28. August hatte gleichfalls das Tieck'sche Arrangement zu Grunde gelegt; der Prolog ward von Frau Schmidt gesprochen. Ein auf weißem Atlas gedruckter Theaterzettel dieser Vorstellung befindet sich im Castan'schen Panopticum in Berlin. Derselbe war als Festgabe an Goethe nach Weimar gesandt worden und später in den Besitz des Homöopathen Arthur Lutze in Cöthen übergegangen, aus dessen Nachlaß die Gebrüder Castan den Theaterzettel nebst anderen Goethe-Reliquien erwarben.

Die Besetzung in Leipzig war folgende: Faust (Rott), Mephisto (Wohlbrück), Wagner (Wylcker), Gretchen (Frl. Wagner). Auffallender Weise ward der Schüler von einem Fräulein Sohm gespielt. Von den hier genannten Schauspielern war Moritz Rott der bekannteste. Er war 1796 geboren, studirte Philosophie, ging dann gegen den Willen seines Vaters 1817 nach Wien und zur Bühne. Er fand sogleich eine Anstellung beim Josephstädter Theater. Rott war ein geborenes schauspielerisches Genie. Ohne jede Vorbereitung, ja eigentlich ohne jegliche Vorkenntnisse studirte er in wenigen Tagen den Karl Moor ein und gab diese Rolle mit außerordentlichem Beifall. 1829 ward er Mitglied des Hoftheaters in Leipzig und ging 1832 nach Berlin, wo er bis zu seinem Tode blieb. Bei älteren Theaterbesuchern Berlins steht Rott noch jetzt in wohlverdientem Andenken.

Ueber die Aufführung des „Faust" bringt das Leipziger Tageblatt erst am 28. September eine ganz kurze Besprechung; die Leipziger Zeitung von 1829 enthält weder eine Anzeige noch sonst ein Wort über die Aufführung, wie sie denn damals überhaupt keine Notiz vom geistigen Leben der Stadt nahm. Friedrich Rochlitz, der bekannte Schriftsteller und musikalische Kritiker in Leipzig, hatte an Goethe von der bevorstehenden Aufführung berichtet. Er erhielt unterm 2. September die nachfolgende Antwort: „Es ist wunderlich genug, daß diese seltsame Frucht erst jetzt gleichsam vom Baume fällt. Auch hier hat man ihn

gegeben, ohne meine Anregung, aber nicht wider meinen Willen und nicht ohne meine Billigung der Art und Weise, wie man sich dabei benommen. Mögen Sie mir die Folge der Scenen, wie man sie dort beliebt, gelegentlich wissen lassen, so geschieht mir ein Gefallen, denn es ist immer wichtig, zu beobachten, wie man es angegriffen, um das quasi Unmögliche, zum Trotz aller Schwierigkeiten, möglich zu machen. Liebenswürdig ist es von den Deutschen, daß sie das Werk nicht zu entstellen brauchten, um es von dem Theater herab erdulden zu können. Die Franzosen mußten es umbilden und an die Sauce noch starkes Gewürz und starke Ingredienzen verschwenden. Nach der Kenntniß, die uns davon gegeben ist, kann man begreifen, wie das Machwerk dort große Wirkung thun mußte."

Rochlitz kam dem von Goethe ausgesprochenen Wunsche nach. Er erhielt unterm 29. September eine dankende Antwort, in der u. A. folgende Stelle vorkömmt: „Bei meiner vieljährigen Theaterverwaltung habe ich eine solche oft verlangte, ja dringend geforderte Vorstellung niemals begünstigt und sie auch jetzt hier am Orte nur geschehen lassen. Was man auch übrigens von der Aufführung halten mag, so geht doch besonders aus der in Leipzig die alte Wahrheit: man solle den Teufel nicht an die Wand malen, auf's Deutlichste hervor."

Die letzte Bemerkung bezieht sich darauf, daß die akademische Jugend Leipzigs bei einigen Stellen einen so ausgelassenen Beifall kund gab, daß man in Dresden für nöthig fand, die Wiederholung noch einige Zeit zu untersagen. Die 2. Aufführung fand demnach erst am 26. September, die 3. am 29. September statt. Nachher verschwindet der „Faust" für lange Zeit vom Repertoire.

In Frankfurt a. M. hatte man eine Aufführung des ganzen Dramas nicht ermöglichen können und gab am 27. August fünf Bruchstücke, von welchen insbesondere der Spaziergang mit dem Soldatenchor nach einer Composition von Just begeisterte Aufnahme fand. Marianne von Willemer, die an Goethe Bericht erstattet, war von der Vorstellung wenig erbaut; zur Entschuldigung der Schauspieler fügt sie freilich bei: „Faust und Gretchen! Wer darf sie spielen und sagen: das sind sie!"

Besonderes Interesse erregte, wie nicht anders zu erwarten, die erste Aufführung des „Faust" am 29. August in Weimar. (Am 28. August fand überhaupt keine Theater-Vorstellung statt.) Die Tragödie wurde in acht Abtheilungen mit Musik von Karl Eberwein gegeben. Die besten Kräfte der Bühne waren thätig. „Faust" (Durand), Mephistopheles (La Roche), Wagner (Lortzing), Gretchen (Frl. Lortzing), Martha (Frau Durand).

Von diesen Darstellern sind noch zwei am Leben: das damalige Gretchen, eine in Weimar hochgeschätzte Künstlerin, lebt als die Wittwe des Hofkapellmeisters Röckell, während La Roche als einer der berühmtesten Kunstveteranen in Wien lebt. Er ist 1796 in Berlin geboren und kam, nachdem er in Dresden und an andern Bühnen gewirkt hatte, 1822 nach Weimar. Hier ward er der besondere Liebling Goethe's, der sich seiner künstlerischen Ausbildung mit lebhaftester Theilnahme unterzog. Nach Goethe's Tod ging La Roche nach Wien, wo er am Hofburgtheater eine lebenslängliche Anstellung fand und sich den Ruf als eines der ersten Charakterdarsteller Deutschlands erwarb.

Auch Durand gehörte zu den Schauspielern, die sich der besonderen Gunst Goethe's erfreuten. 1812 war er in Weimar engagirt worden und blieb dort, ohne daß er danach getrachtet hätte durch Gastspiele seinen Ruf zu vergrößern. Durand war durch sein klangvolles Organ, sein gewandtes, feines Benehmen und durch seine schöne Gestalt ganz besonders zum darstellenden Künstler geeignet. Sein Rollenfach war ungemein vielseitig und eine tiefgeistige Auffassung wie feinste Nuancirung charakterisirten jede seiner Leistungen.

Die zur Handlung gehörige Musik war von Karl Eberwein, dem damaligen Musikdirector der Hofkapelle in Weimar componirt. Den Auftrag hierzu hatte er von Goethe erhalten, der sich die Schwierigkeiten einer solchen Aufgabe nicht verhehlte. Noch unterm 12. Februar 1829 hatte er zu Eckermann geäußert: „Es ist ganz unmöglich eine passende Musik zum „Faust" zu bekommen. Das Abstoßende, Widerwärtige, Furchtbare, was sie stellenweise erhalten müßte, ist der Zeit zuwider. Die Musik müßte im Charakter des „Don Juan" sein; Mozart hätte den „Faust" componiren müssen. Meyerbeer wäre vielleicht dazu fähig, allein der wird sich auf so etwas nicht einlassen, er ist zu sehr mit italienischen Theatern verflochten."

Als kleine pikante Notiz über die Aufführung in Weimar möge noch hinzugefügt werden, daß die Theater-Censur auch den „Faust" nicht verschonte. Sie hatte verschiedene Stellen gänzlich gestrichen oder verändert, so hieß es u. A. statt des Ränzleins, welches sich die Ratte in Mephisto's Lied wie Doctor Luther angemästet hatte, „das macht das gute Futter". „Lieb im Leibe" durfte das Vieh auch nicht haben, sondern „es plagten sie Liebesschmerzen". Selbst „die Hand, die Samstags ihren Besen führt", wurde als zu unzart für keusche Ohren gestrichen.

Zur Feier des 80. Geburtstages, sowie zur Aufführung des „Faust" hatten sich viele Fremde in Weimar eingefunden, unter ihnen der Bildhauer David, der nach Weimar gereist war, um die Colossal-Büste Goethe's zu formen, die jetzt in der Großherzoglichen Bibliothek steht. Am Tage nach der Aufführung fand eine größere Gesellschaft bei Goethe statt und wurde natürlich viel vom Theater gesprochen. Keiner der Gäste hatte indeß einen großen Eindruck gewonnen und man sprach dies auch offen aus. Holtei, der in der Gesellschaft anwesend war, konnte den seit lange gehegten Groll über die Art und Weise, wie man ihn ein Jahr vorher behandelt hatte, nicht überwinden und äußerte sein Mißbehagen über das Arrangement des „Faust" in Weimar. Goethe hörte ihm lächelnd zu und wiederholte auch bei dieser Gelegenheit sein Lieblingswort: „Ja! Ja! Ihr junges Volk versteht es freilich viel besser."

Spätere Aufführungen.

In München wurde „Faust" zum ersten Male am 12. April 1830 aufgeführt. (Faust — Arben; Wagner — K. Mayr; Mephisto — Vespermann; Gretchen — Sanger; Valentin — Hölken.) Man hatte auch hier die Klingemann'sche Bearbeitung gewählt. Der Erfolg war ein wenig befriedigender; das Drama erlebte nur zwei Wiederholungen und ward dann für lange Zeit bei Seite gelegt.

In Wien konnte man der Censur wegen nicht daran denken, den „Faust", wie er leibt und lebt, auf die Bühne zu bringen. Mit einigen Strichen und Auslassungen, wie anderwärts geschehen war, wäre es nicht abgethan gewesen, und so mußte man sich entschließen, falls man nicht ganz auf die Darstellung verzichten wollte, ganz wesentliche Aenderungen vorzunehmen. Laube sagt: „bevor er die Leitung des Burgtheaters übernommen, sei der „Faust" nur in sogenannten unschuldigen Scenen, wie das Liebesverhältniß mit Gretchen höflicherweise genannt wurde, vorüberhuschend zum Vorschein gekommen".

Am 24. Mai 1832 ward im Burgtheater eine Todtenfeier Goethe's veranstaltet, wobei einzelne Scenen des „Faust", von Schreyvogel arrangirt, zur Aufführung kamen (Faust — Loewe; Wagner — Herzfeld; Mephisto — Costenoble; Gretchen — Julie Gley, die spätere Frau Rettich; Valentin — Fichtner). Diese Scenen wurden bis zum 29. December 1837 zehn Mal wiederholt.

Am 29. Mai 1839 folgte eine Darstellung der ganzen Tragödie in einer Bearbeitung von Deinhardstein. Hierbei wurde der Mephisto von La Roche, der von Weimar nach Wien übersiedelt war, gegeben, während die Besetzung der übrigen Rollen die alte blieb.

Als nach den Revolutionsjahren eine freiere Luft durch Oesterreich zu wehen begann, und auch die Fesseln, in welche die Bühne geschlagen war, allmälig fielen, da erst konnte Laube es wagen, den „Faust" in einer Gestalt zu bringen, die sich nicht allzu weit vom Original entfernte. Am 28. Januar 1850 fand die erste Darstellung nach der Laube'schen Bearbeitung statt und ward bis zum Jahre 1874 vierundachtzigmal wiederholt, eine Zahl von Aufführungen, wie sich deren wenige Bühnen Deutschlands rühmen können. Laube hatte eine Ehre darin gesetzt, dem Publicum eine Mustervorstellung zu bieten und die hervorragendsten Kräfte des Burgtheaters im Dienste des „Faust" zu verwenden.

Von allen größeren Bühnen hatte die Berliner am längsten gezögert, der Goethe'schen Dichtung ihre Pforten zu öffnen. Wie bereits erwähnt ist, hatte Graf Brühl im Jahre 1828 an Holtei das Gesuch gerichtet, seine Bearbeitung des „Faust" dem Königlichen Theater zu überlassen. Dabei war es denn aber auch geblieben. Erst 1838 fand die erste Aufführung statt. Die Vorstellung war für den 4. Mai angesetzt und hatte die Erwartung der Theaterfreunde auf das Höchste gespannt. Die plötzlich eintretende Krankheit mehrerer Schauspieler verursachte eine Verzögerung, bis endlich am 15. Mai die erste Aufführung im Opernhause vor sich gehen konnte. Es waren, ein seltener Fall bei Dramen, neue Decorationen von Gropius, Gerst und Köhler gemalt; die Musik war zum Theil von Radziwill, zum anderen Theil von Lindpaintner, ein Arrangement, welches bis heute in Berlin beibehalten ist. Die Besetzung war eine überwiegend vortreffliche: Faust (Grua); Mephisto (Seydelmann); Gretchen (Ch. von Hagn); Wagner (Rüthling); Valentin (Blume); Martha (Frau Krickeberg); Studenten (Schneider, Heinrich, Wauer, Böttticher); Erdgeist (Zschiesche); Böser Geist (Franz). Die Vorstellung währte von 6—½11 Uhr, eine Zeitdauer, die dem damaligen Publicum über Gebühr lang erschien. Der Kritiker der Vossischen Zeitung, Professor Gubitz, dessen Urtheil für die Berliner geradezu maßgebend war, äußerte sich ziemlich reservirt. Er sagte u. A.:

„Ich habe den Wunsch nach einer Darstellung des „Faust" nie gehegt, weil ich mir sagen mußte, daß dem Gedichte durch eine Verkleidung in reale Bühnengestalten nur Leids geschehen kann, auch wenn es möglich wäre, das Werk ganz so zu lassen, wie es geschrieben steht, was aber schon im Raume der bedingten Zeit unmöglich ist. Die Schwierigkeit der Darstellung, habe sie es auch nur mit einer Zerstückelung zu thun, grenzt überdem an das Unerreichbare; insofern man das Stück wahrhaft in sich trägt, wird man sich bald verletzt fühlen von dieser und jener Personificirung, und je vorzüglicher etwa das Decorative gehalten, um so verletzender dürfte es sein, wenn nun das Geistige nicht zureicht, ja mitunter gänzlich verkehrt wird."

Die Vorstellung wurde am 17. Mai wiederholt, dann folgten Aufführungen am 4. und 8. Juli, wonach der „Faust" für längere Zeit vom Repertoire verschwand, ein Zeichen, daß das Berliner Publicum keine besondere Theilnahme bewies. Und doch hätte allein die Darstellung des Mephistopheles durch Seydelmann hinreichen müssen, um das Haus bis auf den letzten Platz zu füllen. Es war dies eine der eminentesten Leistungen, welche die deutsche Bühne jemals gesehen. In den Kreisen, welche eine wahrhaft geniale Leistung zu schätzen wußten, ward dies auch in hohem Grade anerkannt. Eduard Gans, der geistvolle Professor, schrieb zum ersten Male in seinem Leben Theater-Kritiken und Varnhagen schloß seinen Aufsatz mit den Worten: „Wir bedauern, daß Rahel nicht erlebt hat, Seydelmann in Berlin auftreten zu sehen. Sie würde den größten und reinsten Kunstgenuß haben, das schönste Talent und die vollste Anerkennung desselben zu sehen. Was in Iffland echt gewesen, was Wolff zu sein erstrebt hatte, wäre ihr in diesem Künstler ohne die Zuthat des Falschen und Mangelhaften endlich als reine Meisterschaft entgegen getreten." Ueber die Darstellung des Mephisto durch Seydelmann erschien eine eigene Schrift des Professor Röse, in welcher er hervorhob, daß die Auffassung, Durchdringung und Darstellung ein Riesenwerk des Geistes und des Talentes sei.

Charlotte von Hagn stand, als sie 1838 das Gretchen zum ersten Male gab, auf der Höhe ihres Ruhmes, und Franz Gruа wußte, wie wenig Andere, sowol den grübelnden Gelehrten und Alchymisten, wie den jugendlichen Liebhaber zur Geltung zu bringen. Ein sonores Organ, eine schöne Figur und ein edler Anstand unterstützten auch in dieser Rolle seine Leistung. Eine kleine Bemerkung möge hier ihren Platz finden. Als ich einer Faust-Aufführung in Weimar beiwohnte, warf ein dort lebender bekannter Schriftsteller gesprächsweise die Frage auf: ob man nicht einmal den Versuch machen solle, den „Faust" von zwei verschiedenen Schauspielern darstellen zu lassen? Der ältere hätte den Magister in dem bekannten schwarzen Talar bis zur Scene in der Hexenküche zu spielen; nachdem Faust dann den Zaubertrank im Leibe habe, träte der jüngere, der Cavalier und Liebhaber, an seine Stelle. Ich möchte bezweifeln, daß ein solcher Versuch irgendwo unternommen wird, denn, abgesehen von anderen Bedenken, werden sich schwerlich zwei Schauspieler finden, denen mit einer solchen „Theilung der Arbeit" gedient ist.

Wie obige kurze Darstellung zeigt, hat der Goethe'sche „Faust" lange Jahre gebraucht, um das alte Vorurtheil, daß er kein „bühnengerechtes Drama" sei,

zu überwinden. Seine Legitimationspapiere des Bühnengemäßen werden zwar jetzt als richtig anerkannt, zu seinem vollen Rechte ist er aber trotzdem immer noch nicht gelangt. Eine nicht geringe Schuld tragen hieran die Theaterdirectoren. Man sehe nur, mit welch' geradezu armseliger Ausstattung sich das Drama gegenüber der Gounod'schen Oper begnügen muß. Die Decorationen sind fadenscheinig und abgenutzt, der Maschinist wird so wenig als möglich in Thätigkeit versetzt, Scenen, in denen sich ein frisches, buntes Leben entfalten könnte, wie der Spaziergang, sind bis auf das knappste Maß beschnitten.

Man unterschätze solche Aeußerlichkeiten nicht; Goethe wußte sehr wohl, was er that, als er dem Schauspieldirector die Worte in den Mund legte:

Besonders aber laßt genug geschehn!
Man kommt zu schau'n, man will am Liebsten sehn.
Wird Vieles vor den Augen abgesponnen,
So daß die Menge staunend gaffen kann,
Da habt Ihr in der Breite gleich gewonnen,
Ihr seid ein vielgeliebter Mann.

Unendlich viel bleibt den Theatern auch noch jetzt zu thun übrig, um das größte Werk des deutschen Geistes dem Volke voll und ganz zu erschließen. Eine wahrhaft nationale Aufgabe harrt noch ihrer Lösung. Daß auch der zweite Theil des Goethe'schen „Faust" der Bühne zugänglich gemacht werden könne, hielt man vor nicht zu langer Zeit für ein Ding der Unmöglichkeit; nur Goethe allein wußte, daß die scenische Darstellung der ganzen Dichtung ein Werk der Zukunft sein werde. Er äußerte sich zunächst über die „Helena", die er 1827 zum Druck beförderte, gegen Eckermann: „Was mich tröstet, ist, daß die Cultur in Deutschland doch jetzt unglaublich hoch steht und man also nicht zu fürchten hat, daß eine solche Production lange unverstanden und ohne Wirkung bleiben werde. Es ist Alles sinnlich und wird, auf dem Theater gedacht, Jedem gut in die Augen fallen. Und mehr habe ich nicht gewollt. Wenn es nur so ist, daß die Menge der Zuschauer Freude an der Erscheinung hat, dem Eingeweihten wird zugleich der höhere Sinn nicht entgehn. Das Ganze wird zu großer Pracht und Mannigfaltigkeit in Decorationen und Garderobe Anlaß geben und ich kann nicht leugnen, ich freue mich darauf, es auf der Bühne zu sehn. Es wird auf der Bühne einen ungewohnten Eindruck machen, daß ein Stück als Tragödie anfängt und als Oper endigt. Doch es gehört etwas dazu, die Großheit dieser Personen darzustellen und die erhabenen Redeverse zu sprechen. Der erste Theil erfordert die ersten Künstler der Tragödie, sowie nachher im Theile der Oper die Rollen mit den ersten Sängern und Sängerinnen besetzt werden."

Der erste Versuch, den zweiten Theil des „Faust" aufzuführen, ward 1854 in Hamburg unter Leitung von Wollheim (mit Musik von Pierson) gemacht. Es folgten Breslau (December 1854), Frankfurt a. M. (August 1856) und Leipzig (December 1872). Letztere Stadt kann auf den Erfolg mit einiger Genugthuung blicken. 1876 unternahm es Weimar, die ganze Dichtung an zwei auf einander folgenden Abenden aufzuführen, wobei das Vorspiel auf dem Theater und der Prolog im Himmel zum ersten Male von den Brettern herab vernommen wurden. Die Bearbeitung von Otto Devrient, welche der Auf-

führung zu Grunde lag, zeigt den gewandten Kenner der Bühne; die Musik von Eduard Lassen ist in hohem Grade ansprechend. Ob es sich nicht empfehlen dürfte, einen Theil der Radziwill'schen Compositionen beizubehalten, mag indeß nicht unerwähnt bleiben. Gewiß hat ein Theil der Zuhörer, gleich dem Schreiber dieser Zeilen, den Osterchor, wie ihn Radziwill componirte, „an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt", nur ungern vermißt.

Diese Faustaufführungen werden alljährlich zur Osterzeit in Weimar als wahrhafte Bühnenfestspiele wiederholt. Von Nah und Fern strömen dann die Scharen der Goetheverehrer (jetzt keine kleine stille Gemeinde mehr) herbei und füllen die Räume des Theaters. Wol selten wird man wieder ein Auditorium finden, das mit gleicher Andacht den Klängen der Worte und Töne lauscht; selbst die lange Dauer der beiden Vorstellungen (von 6—11½ Uhr) wird ohne Gefühl der Ermüdung ertragen.

Franz Dingelstedt hat ein vollständiges Scenarium des „Faust", als Trilogie behandelt, ausgearbeitet [1]) und macht den Vorschlag, den „Faust" alljährlich als Bühnenfestspiel auf dem Wagnertheater in Bayreuth aufzuführen. Ein einziger voller Tag solle der eng zusammenhängenden Darstellung des ganzen Werkes gewidmet sein, eine Aufgabe, die freilich ungewöhnliche Anforderungen an Darsteller wie an Zuhörer stellt.

Wir hoffen, die Zeit ist nicht fern, wo alle größeren Bühnen es als Ehrensache betrachten, den ganzen „Faust", mit ihren besten Kräften besetzt, zur Aufführung zu bringen. Wo aber diese Kräfte nicht ausreichen, möge man lieber den Versuch unterlassen; mit gutem Willen und Liebe zur Sache ist es nicht allein gethan, wie die vor Kurzem erfolgte Aufführung im National-Theater zu Berlin gezeigt hat. Welche dankbaren Aufgaben bieten sich, namentlich bei der Aufführung des zweiten Theils, dem Bearbeiter, dem Componisten, dem Regisseur, dem Decorationsmaler, dem Maschinisten, dem Ballet- und Theatermeister dar. Alle Kräfte, die für die Bühne wirken und schaffen, müssen sich vereinen, um jene wunderbar großen Effecte hervorzubringen, die dem Blicke Goethe's bereits sichtbar waren und deren Auffindung er einer späteren Zeit als reiche Erbschaft überließ. So lange es eine deutsche Bühne geben wird, kann der „Faust" nicht wieder von ihr verschwinden, er darf, auch in Bezug auf das Theater, mit voller Zuversicht das Wort aussprechen:

Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn.

[1]) Eine Faust-Trilogie, Dramaturgische Studie von Franz Dingelstedt, Deutsche Rundschau 1876, Band VII, 208 ff., 382 ff., Bd. VIII, 84 ff. — Auch eine Separatausgabe bei Gebrüder Paetel, Berlin. 1876.

Aus dem norddeutschen Bauernleben.

Von

Friedrich Oetker.

Die Hausrichtung.

Mederatschon un Dederatschon, Kunrad, wat het dat? wat bedüt dat?[1])

Mit diesen Worten trat der Zimmermann Ludwig Büthe höchst aufgeregt und eilfertig in das Zimmer, wo der Ackerwirth und Branntweinsbrenner Conrad Husemann eben seinen Morgenkaffee trank und gerade überlegte, ob er noch ein Stück Candiszucker mehr nehmen sollte oder nicht. Das Zuckernehmen zum Kaffee war damals unter den Landleuten noch wenig üblich; auch Husemann gestattete sich diesen Genuß, wie er meinte, nur ausnahmsweise und betrachtete ihn gewissermaßen als sein hausherrliches Vorrecht. In Wahrheit aber wurde bei ihm die Ausnahme meist zur Regel, und auf der andern Seite wußten Gattin und Töchter es mit großer Klugheit so einzurichten, daß sie ebenfalls ihren Zucker hatten, wenn auch in mehr versteckter Weise. Sobald nun Husemann des Morgens zum Kaffeetrinken sich anschickte, trat er höchst bedächtig an einen sorgfältig verschlossenen Wandschrank, holte die Zuckerdüte hervor und nahm ein kleines Stück heraus und zwar als sparsamer Mann ein sehr kleines; allein, da mit dem Genusse das Verlangen nach Süßigkeit sich zu steigern pflegte, so entstand später nicht selten ein stiller Kampf zwischen Sparsamkeit und Genußsucht, der meist zu Gunsten — der letztern endigte, während bei den Frauen ein Streit überhaupt nicht vorkam. Dies Mal bewahrte der Eintritt des Zimmermanns die Sparsamkeit vor dem Unterliegen.

Wat de Düwel hest du, Ludewig? du kikst jo ût as'n vergrelt Puterhahn!

Dar is wat te kiken, erwiderte Büthe! De Kêrl gaf mi de Reknungen trügge un säe darbie: Mederatschon un Dederatschon, un nu schal ek weiniger Geld hebben; de Satan mag weten, wat dat te bedüen het!

Husemann wußte auch nicht gleich einen Vers darauf zu machen. Aber eingestehen mochte er das nicht. Er war doch Branntweinsbrenner, hatte den

[1]) Was heißt das? Was bedeutet das?

größesten Hof im Dorfe, war überhaupt der Erste nach dem Pastor und dem Küster — wenigstens hielt er sich selbst dafür — und mußte also eigentlich auch das Meiste wissen. Er gab sich daher den Anschein, als erkenne er recht gut, warum sich's handele, wolle aber nur nicht gleich mit der Sprache heraus. Er stand bedächtig auf, zwinkerte mit den Augen, spuckte aus, klopfte auf der Fensterbankkante die Asche aus der Pfeife, begann auf's Neue zu stopfen, und sagte:

Vadder, hest du velligte en Stük Holt up'n Schwanz kloppet?

Eigentlich pflegte er den „Gevatter" Büthe nicht gern so zu nennen; dazu war ihm der Zimmermann doch „wat minne". Allein so unter vier Augen und namentlich in einem Augenblicke, wo er sich selber nicht recht sicher auf den Füßen fühlte, that er ein Uebriges.

Küratschôn un de Düwel! rief Büthe; Stük Holt! . . . Knappe en pâr Dragt Spöne sind'r bi afefallen!

Den wise mi eis de Reknunge! sagte Husemann.

Der Zimmermann griff unter das Schurzfell und zog einige Papiere hervor, während Husemann eine große Hornbrille aufsetzte, die neugestopfte Pfeife anbrannte und darauf langsam zu lesen begann, bis er an die Worte kam: „Moderatione et deductione f." [1]) und dann fand, daß die Summe der Rechnung um mehrere Thaler verringert worden war.

Dieser letzte Umstand half ihm auf die Sprünge. Er nahm die Brille ab, blickte den Zimmermann scharf an und sagte mit Nachdruck: Moderatione, dederatione .... dacht' ek't dog! Het'n de Düwel wêr verfeuert, met'n lütjen Tolstok te meten un met groter Kride anteschriwen! [2]).

Der Zimmermann war nicht wenig erstaunt über die Gelehrsamkeit des Gevattersmannes, sagte aber nichts Weiteres, als daß er seinem Herzen durch eine Reihe der kernigsten Flüche und Verwünschungen Luft machte: de vermukte öle brëtschnutige Hallunke van Bumester! ek wolle, dat dem Satan dat Mûl tauwösse [3])! Hädd' ek man den ganzen verdamten Bû gar nig e kregen! ek wolle, dat er dusend Millionen Schok Tunnen Kreuz-Donnerwêr . . .

Na lât't gaud sin, Vadder! 't felt er dog'n regelêr Stük Geld bi af! . . . Awer make't bi Denker's Schüne nig eben sau! . . . Wo wit sin ji den? Kan't bolle lös gân?

Ek denke, taukumen Weken, Dönnerdag oder Fridag, wil wi richten. Düsserdage werd Denker's Hinnerk wol komen un jue Hülpe anspreken; hei het al saken [4]) segt, jue Arnd möst' er bi e wesen, un't Anornêren [5]) und Kummedêren . . .

Ja, ja, dat weit ek al, fiel Husemann ein, dat wel mi wol taufallen . . .

Der Zimmermann kam in starke Versuchung zu sagen, daß dies eigentlich durchaus nicht nothwendig sei; allein er hatte heute wieder einen so sprechenden

[1]) Nach geschehener Ermäßigung und Abziehung.

[2]) Mit einem kleinen Zollstocke zu messen und mit großer Kreide anzuschreiben.

[3]) Das Maul zuwüchse. An einigen Orten lautet die Verwünschung so derb, daß sie nicht mehr druckbar ist.

[4]) Lust. [5]) Anordnen.

Beweis von den großen sonstigen Fähigkeiten Husemann's bekommen, daß er sich überwand und blos für sich hinsagte oder dachte: man mot 'm dên Spleten te gaue holen!

Husemann, der im Uebrigen ein trefflicher und tüchtiger Mann war, hatte sich nämlich seit langer Zeit in den Kopf gesetzt, daß Niemand das „Anordnen" und „Befehlen" so gut verstehe wie er, und daß namentlich eine Hausrichtung von einiger Bedeutung ohne seine Mitwirkung gar nicht vor sich gehen könne. Het rechte Kummederen, pflegte er zu sagen, is de halwe Arbeit! Und wunderlicher Weise wurde diese Selbstüberzeugung von vielen Andern getheilt; und Diejenigen, welche sie nicht theilten, würden doch den alten Husemann sehr ungern bei der Sache vermißt haben. War auch sein Commando nicht immer richtig, wie Manche behaupteten, oder war es wol gar geradezu verkehrt, wie die losesten Mäuler sich zuflüsterten, so befand doch Eins sich stets in der tadellosesten Ordnung, sein Commandostab, die — Branntweinsflasche! Bei wichtigen Dingen, pflegte er zu sagen, is Tweierlei nig genaug te beachten: man mot de Sake erst beschlapen, oder, wenn dat nig angeit, erst en Lütjen drinken, un dabie awerleggen.

In seinem eigenen Hause war die „Branntweinskammer" der wichtigste Ort, gleichsam das Allerheiligste, zu dem nicht leicht Jemand Zutritt erhielt, außer in seinem Geleit, und zu dem er den Schlüssel fortwährend bei sich trug. Dort lagerten nicht blos die Branntweinsfässer, dort stand auch der Geldschrank, der Zuckerkasten, der Honigtopf u. A.; dort glänzten vor allen Dingen die Likörflaschen, die „Pullen mit Angesetztem" und zwar in den verlockendsten Farben, wie „Kirschen", „Wachholder", „Calmus", „Pommeranzen", „Kümmel" u. s. w.

Natürlich sah Husemann auch bei seinen Freunden und Bekannten darauf, daß sie, wenn auch gerade keine Branntweinskammer, doch wenigstens einen wohlbesetzten Branntweinsschrank hatten. Es gehörte das nach seiner Meinung zu einem tüchtigen Hauswesen. Nichts lag ihm aber ferner, als Unmäßigkeit oder gar Völlerei; dergleichen stand schon mit seiner großen Sparsamkeit und Ordnungsliebe im Widerspruche; aber wen 't stramme hergeit oder bi besondern Vorfällen mot'n wat Richtiges inteschenken hebben, behauptete er, süs[1]) is't Hundsfötterie!

Am Zufriedensten war er in dieser Hinsicht mit seinem Freunde und Gevatter Denker's Hinnerk, derzeit Bürgermeister des Orts. Der hatte ebenfalls eine rechtschaffene Branntweinskammer, was um so höher zu schätzen war, als er selber keine Brennerei betrieb, sondern seinen Bedarf vom Gevatter Husemann bezog. Eigentlich hieß der Mann Heinrich Peek; da aber sein Hof seit unendlichen Zeiten Denker's Stêe oder Denker's Stelle genannt wurde, so sagte alle Welt nicht anders als Denker's Hinnerk.

Mitunter hatte zwischen den beiden Freunden eine gewisse Eifersucht bestanden. In der Jugend wollte Jeder von ihnen der Stärkste sein. Dann hatten Beide nach Fritzen Grêtlische[2]) „gefreit", bis Heinrich den Sieg davon trug. Später waren sie sich bei den Bürgermeisterwahlen in die Quere gekommen ꝛc.

---

[1]) Sonst. [2]) Margaretha-Elisabeth.

Indessen hatte schließlich Alles dadurch den besten Ausgleich gefunden, daß Conrad die Bürgermeisterei dem Freunde überließ und dieser Husemann's Uebergewicht im Anornéren un Kummederen anerkannte. Nur in einem Punkte konnten sie auch später noch in Streit gerathen, nämlich darüber, wer von ihnen den besten „Pommeranzen" anzusetzen verstehe. Dagegen waren sie in einer andern Sache seit Jahren völlig einig: der Gevatterschaft sollte noch eine Verschwägerung hinzutreten.

Husemann hatte einen einzigen Sohn Arnd, der also der Anerbe des ersten Hofes im Orte war, Heinrich eine einzige Tochter, Namens Christine, die als die reichste Erbin und zugleich als das schönste Mädchen weit und breit betrachtet wurde. Es lag daher nahe, daß die beiden Väter eine Heirath zwischen ihren Kindern wünschten.

Zwar hatte sich Heinrich nach dem frühen Tode von Christinen's Mutter wieder verheirathet; allein es schien nicht, als wenn ihm noch der langersehnte Anerbe geboren werden sollte. Die zweite Gattin war wol noch jung, und er selbst konnte, wie Husemann es ausdrückte, nog verdüwelt krusemirig [1]) ût den Ogen kiken; aber es war doch schon eine ganze Reihe von Jahren vergebens gehofft worden. Allein, wenn auch die Hoffnung noch in Erfüllung gehen sollte, so hatte Christine dennoch eine so bedeutende Mitgift zu erwarten, daß sie immer eine höchst willkommene Schwiegertochter blieb.

Eine Zeit lang schien es fast, als werde der Wunsch der beiden Alten in Erfüllung gehen; wenigstens hätte Arnd wol keine Einwendung erhoben. Dann aber trat bei Christinen mehr ein Abwenden als Hinneigen hervor, und wenn Husemann den lieben Gevatter drängte, die Sache zu fördern, so wußte dieser in der Regel nichts Besseres zu erwidern, als zur Geduld zu ermahnen. Met Gewalt is da niks te maken, Kunrad, sagte er kopfschüttelnd, wi mötet't aflueren! De Deren het en Kop, just asse öre selige Meume, de Grêtlische. Du hest se jo e kent. En kapetale Wif! awer'n Kop asse'n eiken Bred! Wen de nig wolle, sau was er neine like For me' te pleugen [2]).

Diese Versicherung war um so bezeichnender, als Heinrich selber ein höchst eigenwilliger und starrköpfiger Mann war, der sein Dorfregiment mit gewaltiger Strenge zu führen wußte.

Als der Tag der Scheunenrichtung herannahte, nahm Husemann schon Abends zuvor den Bauplatz in Augenschein und überlegte, wo er Alles am Besten werde übersehen können. Am Morgen jedoch ließ er „etwas auf sich lauern." Er gefiel sich in dem Gedanken, daß man ihn und seine Anordnungen vermissen werde, trank erst gemächlich seinen Kaffee, nahm ein Stückchen Zucker mehr als gewöhnlich, zog sich halbsonntäglich an — blaue Tuchbeinkleider mit Kniespangen, ein gleichfarbiges langes Kaput [3]) mit großen übersponnenen Knöpfen, eine dunkle, weißgeränderte Zipfelmütze ꝛc. — und schritt dann mit

[1]) Munter, lebhaft, unternehmend, selbstbewußt ꝛc.

[2]) So war keine gerade Furche mit ihr zu pflügen.

[3]) Camisol, oder kurze, fast bis auf die Hüfte reichende Jacke.

einer kurzen Pfeife im Munde voll strammer Würde langsam über die Straße, so daß die benachbarten Weiber sagten: Et is Husemann's Kunrad!

Als er auf dem Bauplatze ankam, war das Tagewerk schon ein gut Stück vorgeschritten. Husemann grüßte, sah Alles kurz an, nickte seinen Beifall, holte dann eine Pulle ordeneren Kôren herbei, nahm seinen Standpunkt ein und rief: Na, Kinners, 't is wol Tîd, dat wi erst en Lütjen drinket!

Ein allgemeines Juchhe war die Antwort. Jeder trat heran und leerte das wieder und wieder gefüllte Glas in einem schwungvollen Zuge oder auch in kurzen Absätzen oder mit bedächtiger Langsamkeit, je nach Neigung und Gewohnheit. Den Ersten trank Husemann gewöhnlich zu, indem er selber ein wenig nippte, und dabei prôst! oder pröstjen! sagte; immer aber hatte er eine freundliche Bemerkung oder ein Scherzwort, zuweilen etwas derber Art, in Bereitschaft.

Nur Einer meldete sich nicht zum Trinken. Es war dies ein schmächtiger, blasser Knabe von etwa fünfzehn Jahren, der sich durch das Herbeitragen und Vertheilen von Nägeln ꝛc. nützlich zu machen suchte.

Als Husemann die Zurückhaltung des Jungen bemerkte, rief er ihn an: Na, Kröpel-Hans, wut du nig ôk en Drüppen[1])?

Der Knabe schüttelte schweigend mit dem Kopfe.

Awat[2])! rief Husemann, dat Schüddeköppen[3]) gift neine Kraft! Wen du mêe helpest, sau most du ôk mêe drinken!

Ne, Vadder Husemann, sagte nun Hans, ek mag Brennewîn nig ruken[4])! Als er aber bemerkte, daß dies Geständniß einen sehr übeln Eindruck hervorbrachte, setzte er klug hinzu: Awer et was gaud Vadder, dat ji keimen! et geit dog glîk ganz anners! . . .

Das gefiel denn dem alten Gevatter gar sehr, so daß er den Jungen von nun an als eine Art Adjutanten betrachtete, der ihm namentlich die Pfeife wieder in Brand setzen mußte, wenn diese im Eifer des „Commandirens" ausgegangen war.

Hans war ein verwaiseter Halbbrudersohn des Hausherrn, der das Kind früh zu sich genommen hatte und bei sich aufwachsen ließ. Er hatte aber keine rechte Freude an dem Jungen. Nicht, als ob dieser bösartig oder unfolgsam und ungeschickt gewesen wäre, im Gegentheil: Jedermann war in dieser Hinsicht sehr zufrieden mit dem Knaben; allein er blieb schwächlich und kränklich oder, wie man es ausdrückte, er senërte un kwînte schon seit Jahren, und Niemand im Hause traute ihm noch ein längeres Leben zu. Das aber konnte der Oheim, dem stramme Körperkraft über Alles ging, auf die Dauer nur schwer ertragen. Gesund oder todt, dachte er; das ewige Kränkeln sei ja schauderhaft! Und der arme Junge bekam noch den Beinamen Kröpel dazu. Eine Zeit lang wurden erhebliche Summen für allerlei Curen angewendet; als die aber nicht anschlugen, wandte man sich von den „Dokters" zu den Schäfern und klugen Frauen und ließ endlich der Sache einfach ihren Lauf.

Ein besonderes Interesse nahm der Prediger des Orts an dem Knaben. So

---

[1]) Willst Du nicht auch einen Tropfen?
[2]) Ach was! [3]) Kopfschütteln. [4]) Riechen.

oft er mit einer alten Schwester, die der Frau Bürgermeisterin sehr zugethan war, einen Besuch auf „Denker's Hofe" abstattete, fragte er nach dem Hans.

Herr Pestôr! antwortete dann gewöhnlich der Dorfhäuptling, 't is niks met dem Jungen! Er is ganz aus die Art geschlagen!

Sie sollten den Hans eigentlich an Kindes Statt annehmen, sagte der Pastor einst, da Sie der liebe Gott doch nicht mit Söhnen gesegnet hat, so stürbe Ihr Stamm nicht aus, und . . .

Ihr Wort in Ehren, Herr Pestôr! unterbrach ihn Heinrich, Ihr Wort in Ehren! awer aus dem Kröpel werd mîn Lewe nein regelêr Stammhalter! Nummermêr!

O, meinte der Pastor, der kann schon noch gesund werden! . . . Was wenden Sie denn jetzt für Mittel an?

Mittel? Ja, was soll man da Großens anwenden? Der Junge will jo nig!

Will nicht? wie so?

Ja, denken Se man! Die Dokters hatten ihm doch Grause [1]) von Rêlken [2]) un Warmken [3]) zu trinken verordnet, un da man nun in Harwest- un Wintertî'n neine Grause machen kann, so hatte ich mit Vadder Husemann awerlegt, daß wir ihm eine echte Pulle met Warmken un Rêlken ansetzten; aber meinen Se, der infamigte Bengel hätt's trinken wollen? Ne, neinen Brennewîn un sau wat! awer na Zukker un Honnig, da likkemület [4]) he na!

Das war ganz recht von dem Hans, fiel da die Schwester des Pastors ein; schämen Sie sich, Herr Bürgermeister, den Knaben zum Branntweintrinken zu verleiten! und gar Wermuth! . . .

Verleiten? . . . Ihr Wort in Ehren, Mamsell Pestôr! und Wermuth . . . ich kann Sie sagen, so'n Gläsken Warmken . . . wenn man zum Exempel so das Kwuddern im Leibe hat, so is so'n Gläsken Warmken sehr gut; und dann sollte Hans ja auch noch Hundefett dazu nehmen . . .

Ach, geh'n Sie mir mit solchem Zeug! rief empört das alte Fräulein und lief davon, und der Bruder folgte ihr mit den sanften Worten: So ganz Unrecht hat meine Schwester nicht, mein lieber Herr Bürgermeister!

Heinrich sah ihnen verwundert nach und schüttelte das Haupt; aber Hans wurde nun doch nicht weiter mit Branntwein gequält, und als bei der Hausrichtung Husemann wiederholt versicherte, der Hans sei ja ein ganz anstelliger Junge, bekam auch der Oheim eine bessere Meinung von dem Neffen.

Hans mußte dem neuen Gönner schon zum dritten Male eine Kohle holen, um die erloschene Pfeife wieder in Brand zu setzen, so eifrig hatte sich Husemann seiner Aufgabe gewidmet. Er fühlte sich dazu um so mehr verpflichtet, als ihn einer der Zimmerleute, welcher sehr abergläubisch war, mit allerlei Zeichen und Besorgnissen aufgeregt und angesteckt hatte. Der Mann hieß Frikke, ward aber gewöhnlich Hinkebein oder Kulentrêer [5]) genannt, weil er in der

[1]) Ausgepreßter Saft.
[2]) Schafgarbe, Schafrippen. [3]) Wermuth.
[4]) Ist schwer zu übersetzen; etwa: nach Etwas ein Leckemäulchen machen.
[5]) Ja-du-Grube-Treter.

Jugend zu Fall gekommen war und davon ein verkürztes, nach außen stehendes Bein behalten hatte.

Ji könnt't man löwen, Husemann, versicherte er, et passêrt vandage nog wat! mi is ganz wunnerlig te Sinne! Un asse'k vermorgen mine Eksen[1]) nemen wolle, do sat er'n grote Spinne uppe!

Ja wat schöll' er denn passren, wen wi alle orrentlig uppasset? fragte Husemann.

En Unglükke, Husemann, en Unglükke! Knappe was ek vermorgen achter'n Höwen[2]), do leip en swarte Bolze[3]) awer'n Weg, un glik darup kam en old Wif, dat mi glûpsch ankêk. Nu is mi'n ganzen Dag sau selzen te Maue[4])!

Hinkebein, du bist nig klauk! rief Husemann; ek löwe, du denkst up sükke Wise nog en Extra-Drüppen te krigen! awer darût werd Niks! Ek mot seihn, dat ji alle orrentlig bi Verstanne bliwet.

Ach, min leiwe Vadder, wenn ji sau'n Drüppen Wachollern oder Walnot för mi herren! . . .

Niks dar, Hinkebein! Na Middag kumt Kalmus, da krigst du einen, ok wol twei. Aber nu an dinen Platz! süh' just geit et an de Balken! . . . Ah, upgepasset, Lüe! Nog en Strik, Diderich, et könne riten! . . . De Forke[5]) is te kort, Hanshinnerk, nim den Füerhaken! . . . En bêtjen mêr na rechts, Krischan! . . .

So ging das fort, was das Zeug halten wollte, bis die Mittagszeit herankam. Dann setzte man sich zu Tisch, der Großknecht sprach das Vaterunser und noch ein kleines Gebet:

Komm, Herr Jesu, sei unser Gast,
Und segne, was Du uns bescheeret hast!

Und Jeder griff nun mit demselben Eifer zum Löffel, wie vorher zum Handwerkszeug.

Nach dem Essen ward wiederum gebetet:

Danket dem Herrn! denn er ist freundlich und seine Güte währt ewiglich, Amen!

Wir danken, Gott, für alle Gaben,
Die wir von Dir empfangen haben, Amen!

Nu, Kinners, latet ösch 'ne halwe Stunne dâl bukken, un den wêr an de Arbeit! sagte Husemann und nahm selber den Faulstuhl in Beschlag. Doch vergaß er nicht, zuvor Christinen einzuknüpfen, ihn pünktlich zu wecken. Vergit et jo nig, mîn Deren! de Spare[6]) werd uppebrocht un darbi draf ek nig felen!

Christine versprach es hoch und theuer, und hätte es doch beinahe vergessen. Als sie beim Aufwaschen war, kam Mäker's Dietrich dazu, um sich die Pfeife anzustecken; und als sie ihm die Feuerzange reichte, faßte er nicht blos diese, sondern auch ihre Finger, und das führte zu einem so langen und lebhaften Gespräche, daß der Schläfer richtig vergessen worden wäre, wenn nicht eine zufällige Störung an ihn erinnert hätte.

---

[1]) Axt. [2]) Hinter den Höfen. [3]) Kater. [4]) Seltsam zu Muthe.
[5]) Heugabel. [6]) Sparren.

Husemann konnte nicht umhin, der künftigen Schwiegertochter mit dem Finger zu drohen; aber es war „nicht böse gemeint." Dann eilte er an seinen Platz; und zwar jetzt mit der Calmuspulle.

Vörsichtig, Kinners! rief er. Upgepast Hinnerk! . . . Nog en Strik! . . . De Schlinge is te lütj, Kunrad! . . . Arnd, strammer angehâlt! . . .

Dabei winkte er unaufhörlich mit der kleinen Pfeife und kam so in Eifer, daß ihm unversehens die Calmusflasche entglitt, auf einen Stein fiel und krachend in Stücke ging.

Oweih de Kalmus! schrie Hinkebein.

Sei's nun, daß auch Andere auffahen und nicht gehörig mehr bei der Sache waren, oder mochte ein sonstiger Mißstand obwalten, kurz, es erfolgte ein schwerer Sturz, der Zimmermeister rief: min Bein! min Bein! und Mäker's Dietrich lag blutüberströmt und besinnungslos am Boden.

Der Schrecken und die Verwirrung war grenzenlos. Husemann vergaß alles Kummederen, und dem Bauherrn ging's kaum besser. Das Anordnen schien auf ganz andere Personen übergegangen zu sein.

Nim dat beste Pêrd, rief Hans dem Knechte zu, un jage wat du kanst na de Stadt un hale den Dokter!

Von einer andern Seite stürzte Christine herbei und übernahm die Leitung. Sie hatte vom Fenster aus, von einem Rosenstocke verdeckt, Alles mit angesehen. Als sie den Dietrich fallen sah, sank sie selbst, wie mitgetroffen in die Knie; aber nur einen Augenblick! Dann sprang sie fort, tauchte Handtücher in Wasser, legte sie auf die Wunden und forderte die Umstehenden auf, den Verunglückten in's Haus, in die nächste Kammer zu tragen.

Nu mot de Dokter hâlt[1]) weren, rief sie.

De Knecht is al wege[2]), erwiderte Hans.

Dat was gaud van di Hans! awer't duert lange êr'he kumt. Lôp na de ole Büth'sche, se schölle dog glik komen, ümm't Blaud te stillen!

Die „alte Büth'sche" war eine kluge, „künnige" Frau, die Ehegenossin des Zimmermeisters Büthe, der sie auf seiner Wanderung kennen gelernt und später heimgeführt hatte. Ihr Vater war Unterförster am Harz gewesen, ihre Mutter eine geborene Mecklenburgerin. Von Beiden hatte sie allerlei Fertigkeiten und Hausmittel erlernt, auch „Sympathien" und andere seltsame Dinge, vor Allem aber einen unerschöpflichen Vorrath von Putzen[3]), Sprüchwörtern und eigenthümlichen Redensarten, zum Theil sehr derber Art, welche sie sämmtlich nach Zeit und Gelegenheit gut zu verwenden wußte.

Na, Kröpel, rief sie dem heranstürmenden Hans entgegen, wat is er lös? du hachpachest[4]) jo ass'en Blasebalg.

O, Mutter Büth'sche, et is schreklig! Komet glik mêe! ji mötet dat Blaud bespreken, segt Stinchen.

Das neuere und feinere „Mutter" klang der alten Frau gut in die Ohren;

---

[1]) Gehalt. [2]) Schon fort.
[3]) Schnurren. [4]) Schnell und heftig athmen.

sie antwortete deshalb auch freundlicher als gewöhnlich: Ile met Wile, Kröpeling! Erst dau't Mûl up, Bengel, un vertelle! Blöt 't stark?

Ja, 't löpt man sau piperlings de Dünnegge[1]) hendal.

Un bölket[2]) he stark?

Ne, gar nig! hei ligt, asse dod.

Sau, sau, dat is slim! ...

Als die Beiden in der Bürgermeisterei ankamen, ward eben der Zimmermeister vom Hofe getragen, um nach seiner Wohnung gebracht zu werden. Die Ehehälfte ließ sich aber dadurch nicht abhalten, erst nach Dietrich zu sehen. Ek hört wol, de Kêrl kan nog bölken, sagte sie, Unkrut vergeit nig.

O, Mutter Büth'sche, rief ihr Christine entgegen, helpet, bespreket dat Blaud! hei sterft süs!

Dat sterft sek nig sau ligte, mîn Deren!

Jung Blaud

Hölt lange gaud!

Um Gottes willen helpet! maket'n dog wêr lebendig!

Kind, wen he dode is, kan ek'n nig wêr lebendig maken. — „Dat woll' en schwâr Stük Arbeit sîn, säe de Bok, do schöll' he lammen" — awer Stining, min Dochting, wês man nig bange, hei lewet jo nog!

Es war sonderbar: die Frau hatte wol hundert Male alles Ernstes versichert, daß sie das Bluten stillen könne; jetzt aber, da schnelle Hilfe sehr nöthig war, hatte es fast den Anschein, als scheue sie vor ihrer Kunst zurück. Indessen Christine sowol, wie die inzwischen herbeigeholten Schwestern Dietrich's ließen nicht nach; das Beuten oder Besprechen mußte geschehen.

Frau Büthe schickte also alle Mannsleute fort, nahm aus dem Bettstroh einen Halm, schnitt denselben über einem Gliedknopfe und etwa zwei Finger breit darunter ab, machte in das Stück unter dem Knopfe eine Kreuzspalte bis auf den Knopf, zog die vier Theile auseinander und hielt sie auf die Hauptblutstelle, indem sie leise die Beschwörungsworte aussprach, von denen sie aber fast Nichts als die Schlußformel: „im Namen Gottes, des Vaters" ꝛc. vernehmen ließ. Dann ging sie schweigend hinaus und Niemand durfte ihr folgen; auch erfuhr Niemand, was mit dem Strohstück geschah ...

Als nach geraumer Zeit der Arzt eintraf und den Kranken untersuchte, erklärte er dessen Zustand für sehr bedenklich. Die angeregte Ueberführung in das elterliche Haus untersagte er unbedingt und empfahl die höchste Ruhe.

Das klang denn nicht sehr angenehm für den Bürgermeister. Zwar dachte er nicht entfernt daran, daß sich zwischen dem Kranken und seiner Tochter ein Liebesverhältniß anspinnen werde — an so etwas *konnte* man ja gar nicht denken, denn Dietrich war nur einer der nachgeborenen Söhne eines kleinen Hofbesitzers und somit nicht viel mehr als ein armer Teufel — aber Wochen lang einen Schwerkranken, vielleicht einen Sterbenden im Hause zu haben, und dabei den unvollendeten Bau stets vor Augen — es war zum „Tollwerden"... Wenn sich noch Einer gefunden hätte, das Werk fortzuführen! Aber der Einzige,

[1]) Schläfe. [2]) Schreit.

der es gekonnt hätte, Frikke, steckte voll abergläubischer Scheu. Nig för'n Anker Kalmus! rief er; da mot erst en Gewitter awerhentein! . . .

Dietrich lag lange Zeit bewußtlos. Als Fieber eintrat, wurde die alte Büth'sche wieder zu Hilfe gerufen, welche dies Mal mit einem Ekkerndop [1]) ihren Hokuspokus machte:

Ekkern ût'n Doppe!
Feiwer ût'n Koppe! etc.

Batet't [2]) nig, sau schad't't nig! dachte Christine.

Endlich traten Zeichen der Besserung ein. Eines Abends war die eine Schwester Dietrich's fortgegangen, die andere noch nicht eingetroffen. Christine saß in der Nähe und strickte.

Wie der Kranke wol aussieht? dachte sie und schob den Krüselhaken [3]) so, daß sie das bleiche Gesicht einen Augenblick näher betrachten konnte. Da schien es ihr, als ob die Lippen sich bewegten . . .

Ob he drömt? dachte sie; wat he wol segt? Ob he nog baset? [4]) Sie schob das Licht wieder zurück und hielt das Ohr dicht an die Lippen.

„Stinchen" . . . Sie schrak zurück.

Auf einmal schlug der Kranke die Augen auf und sah sie starr an . . .

Du, Stinchen? rief er.

Stille, Diderich! du most dek ganz stille holen, segt de Dokter, ganz stille!

Awer, wo kumst du her, Stina?

Stille, Diderich! du bist jo bi ösch, in miner Kamer! . . .

Aber kaum waren die Worte heraus, so stockte sie, ward blutroth und wäre gern davon gelaufen . . . Allein, verlassen durfte sie den Kranken doch nicht! und sie fühlte sich ja auch so glücklich, so zufrieden! . . .

Sie sank in die Knie und betete.

Dietrich suchte nach ihrer Hand. Sie gab sie ihm, damit er sich nur still verhalten solle.

O Stinchen! . . .

Stille, Diderich! ek weit al, wat du seggen wat! Most awer ganz stille wesen, segt de Dokter.

Ja, Stinchen, bist du mi den gaud?

O al lange Diderich, wiss' un wahr [5])! Awer nu stille!

Dietrich wollte sich aufrichten; aber sie ließ es nicht zu. Krigst ok en Kus, Diderich, wenn du stille ligst! un mine Hand schast du ok beholen.

So hielt er die Hand fest und war bald glückseligen Antlitzes eingeschlafen.

Als die Schwester eintrat, merkte sie wol, wie die Sachen standen. Eine Zeit lang saßen die beiden Mädchen stumm bei einander; dann fielen sie sich um den Hals und Dorothea sagte weinend: O Stina, wat schal darvan weren? Diderich is en arm Junge, un du bist de rikste Deren in Dörpe!

---

[1]) Buchweizen. [2]) Hilft's nicht.
[3]) Eine drehbare Vorrichtung zum Tragen einer Hängelampe.
[4]) Irre redet? [5]) Gewiß und wahr.

Deit niks, Dôrtjen, ek wil'n dog hebben!
Awer din Vâr, Stinchen, de gift dat min Dage nig tau.
Deit niks! ek wil Diderich dog hebben!

Die Genesung des Kranken schritt nun rasch vorwärts. Auch Büthe war so weit hergestellt, daß er mit Hilfe einer Krücke den Bauplatz besuchen und das Nöthige leiten konnte. Aber auf den Giebel zu klettern und den üblichen Zimmerspruch zu halten, das war noch unmöglich. Und doch sollte eine feierliche „Hausrichtung" Statt finden; und doch drängte die Zeit, wenn die Scheune noch vor den Herbst- und Winterwettern unter Dach kommen sollte.

Endlich wurde beschlossen, den Hinkebein als Redner auftreten zu lassen. Christine versuchte zwar, mit Rücksicht auf Dietrich, die Festlichkeit noch hinauszuschieben; allein ihr Vater donnerte: De Schüne schal ünner Dak! Und wenn Heinrich so rief, dann half keine Einwendung mehr. Man ging also schweigend an die Vorbereitungen zum Feste.

Frikke lieferte dat Ref zum Kranze, wie er's nannte. Es bestand aus einem durchkreuzten Stabe mit mehreren Tonnenreifen in Gestalt eines Zuckerhuts, und war so eingerichtet, daß es auf der Spitze des Giebels leicht befestigt werden konnte. Bei der Ausschmückung wurde zunächst Alles mit grünem Gezweig umwunden; dann erhielten Blumen und Schleifen und Flittergold eine reichliche Verwendung; zuletzt wurden Bänder und kleine Tücher von den jungen Mädchen, welche sich am Aufputzen betheiligten, angebracht, namentlich an den untersten Reifen.

Abends ward der Kranz nach Husemann's Hause gebracht, von wo andern Tags der Festzug ausging: Voran die Musik, dann der Kranzträger, dann die Bauleute, Jeder mit einem Rukebusche oder mit einem Rosmarinzweige geschmückt, Büthe und Frikke mit Sträußen an den Hüten und Alle mit Bändern an den Werkzeugen u. s. w.

Der Kranzträger wurde herkömmlich von den Zimmerleuten aus ihrer Mitte bestimmt und erhielt ein schönes Halstuch, das am Stiel des Kranzes befestigt ward. Als eine besondere Ehrenbezeigung galt es, wenn der Erwählte einen Andern an seine Stelle treten ließ. Dies Mal ward dem Sohne Husemann's eine solche Auszeichnung zu Theil; allein Letzterer war im Grunde des Herzens nichts weniger als erfreut darüber; denn es ward dadurch sein Plan, daß Arnd mit Christinen gehen und sonach ihr Haupttänzer werden sollte, vernichtet.

Desto vergnügter war Christine. Auch der Küster lächelte erfreut. Er war, obwol schon bejahrt, noch sehr kwikstêrtig[1]), wie die jungen Burschen es ausdrückten, und liebte es, bei guter Gelegenheit einer hübschen ehemaligen Schülerin etwas den Hof zu machen. Voll Freudigkeit und mit großem Bewußtsein ging er auf Christine zu, empfing aber ein kurzes Nein: dat wolle sek dog nig recht passen! sagte sie schalkhaft, ek mot dog bi minen Kranken blîwen! Damit suchte sie Dietrich auf und gab diesem die Hand, und Küster und Vater Husemann schauten giftig drein.

[1]) Kwikstêrt, Wipstêrt, Bachstelze.

Auf der Baustelle ward ein Choral gespielt und Arnd und Frikke stiegen auf das Giebelgerüst und befestigten den Kranz. Dann nahm Frikke den Hut ab und begann seinen Spruch oder vielmehr erst die Einleitung:

Hier steh' ich, werthe Freunde und Herren,
Das heißt nicht ich; denn nicht gern
Steht unten der eigentliche Zimmermeister
Mit seiner Krücke, Büthe heißt er,
Und müßte eigentlich hier oben steh'n;
Dieweil er aber nicht kann steigen und geh'n,
So bin ich gestiegen, wie hier zu seh'n,
Und sage: Heil, daß er noch lebt!
Und daß auch Dietrich's Blut nicht mehr klebt
An Holz und Kopf, so schrecklich zu seh'n;
Ich seh' ihn da unten bei Stinchen steh'n! ...

Eigentlich hatte diese Stelle, welche genau mit Büthe überlegt war, blos heißen sollen: „da unten steh'n!" Als aber Frikke die Beiden zusammenstehen sah, änderte er, wie er nachher mit großer Befriedigung erzählte, stantepe den Vers und erregte damit nicht wenig Bewunderung. Nur Husemann und der Bürgermeister waren davon wenig erbaut. Teuf, Schubbejakke, brummte Jener in den Bart, du krigst neinen duwwelten Kalmus! Und an den Augenbrauen ihres Vaters merkte Christine, daß auch diesem Etwas nicht recht war, und ging, nachdem Frikke wieder begonnen hatte, unvermerkt auf einen andern Platz.

Der eigentliche Zimmerspruch war das Eigenthum Büthe's und dieser hatte denselben auf seinen Wanderungen aus dem Munde mehrerer Anderer vernommen und nach und nach zusammengestellt, so daß schließlich das Ganze etwas lang gerathen war. Frikke fuhr also fort:

Meinen Dienst und Gruß zuvor, geehrte Herrn und Leute,
Die hier unter mir stehen und sehen heute,
Daß dieser Bau, den wir haben gemacht,
Dem Höchsten sei Dank! ist glücklich zu End' gebracht.
Hier bin ich herauf geschritten,
Hätt' ich ein Pferd gehabt, wär' ich geritten,
Weil ich nun aber hatte kein Pferd,
So ist's auch nicht viel Sagens werth.
Alle Fürsten, Grafen und Herrn,
Die das Zimmerhandwerk nicht können entbehr'n:
Und Alle die hier versammelt sein,
Frauen und Jungfern, groß und klein,
Sollen von mir gegrüßet sein;
Meinet' ich den Einen und Andern nicht,
So wär' ich ein rechtschaff'ner Zimmergesell nicht.
Wo soll ich denn nun fangen an
Vor Allen die da unten stahn?
Ich bitt' euch, hochgeehrter Bauherr mein,
Ihr wollt ein wenig stille sein,
Und meinen Wort'n recht hören zu,
Was ich nun weiter sagen thu'.
Ich bitt' euch, ihr Herren, ihr wollt' nicht lachen,
Wenn ich meine Worte nicht recht sollte machen;

Denn gestern Abend, als ich wollte studiren,
Da thaten mich die schönen Jungfern vexiren,
Da ließ ich mein Studiren sein,
Und ging zu der Jüngsten in die Kammer hinein,
Allwo ich die ganze Nacht bin gesessen,
Und mein Studiren ganz und gar vergessen.
Wir haben durch Gottes Güt' und Macht
Diesen Bau auf's Beste in Stand gebracht,
Er ist wohl versehen mit Schwellen und Pfosten;
Es wird unserm Bauherrn eine Mahlzeit kosten.
Bauherr, ich frage ihn aus frischem Muth,
Wie ihn dieser Bau gefallen thut?
Meister und Gesellen haben keinen Fleiß daran gespart;
An diesem Bau ist Alles wohl verwahrt,
An diesem Holz und Arbeit, wie man sicht,
Daran ist gar kein Mangel nicht.
Weil nun der Bauherr selbst thut seh'n,
Daß dieser Bau ganz wohl thut steh'n,
So bitt' ich noch einmal, ohn' Beschwer'n,
Ihr wollt mir ein wenig zuhör'n!
Herr Gott, du Schöpfer aller Welt,
Der durch seine Macht Alles erhält,
Du wollest diesen Bau erhalten in Gnaden,
Bewahr'n für Feuer und andern Schaden,
Für Hagel und großen Ungewitter,
Daß er nicht falle danieder,
Du woll'st segnen dieses Haus,
Und die da gehen ein und aus!
Woll'st auch unserm Bauherrn geben
Ein gesundes und sehr langes Leben!
Auch sein Weib und all' sein' Kind'
Und Alle die ihm angehörig sind!
Gott segne sie zu jeder Zeit,
Und nachmals dort in Ewigkeit!
Nun wünsch' ich unserm Bauherrn ein fett' Rind
Und der liebwerthen Baufrau ein Kind
Und der Tochter zwei und ihrer Magd drei,
So gibt's ein ganzes Hausgeschrei.
Dieser Bau ist gemacht von Riegeln und Pfosten,
Es wird unserm Bauherrn ein gutes Trinkgeld kosten.
Eintausend Thaler wäre nicht zu viel,
Zweitausend wäre das rechte Ziel,
Wenn er uns aber fleißig thut bitten,
Sind wir mit dreitausend Thaler auch zufrieden;
Kann es aber nicht sein, so falle dieser Bau wieder ein,
Wenn ich werde wieder herunter sein.
Nun laßt unsern Bauherrn auftragen
Etwas Gesotten und Gebraten,
Weißbrod, daß es übrig bleibet,
Schweinefleisch, daß der Tisch sich beuget,
Wein und Bier, daß es ein Mühlenrad treibet,
Schön' Jungfern, das da die Zeit vertreibet,
Ein Spielmann, der muß auch da sein,
Desgleichen Muskatellerwein,

Gute Freunde und Branntewein
Müssen auch bei dieser Mahlzeit sein,
Und wenn sich Einer unterstieht die Zeche zu machen,
So wollen wir ihn schlagen, daß ihm die Rippen krachen.

Ein Zimmergesell bin ich genannt,
Ich reise Fürsten und Herrn durch's Land,
Dieselben mit Fleiß recht zu beseh'n,
Daß ich einmal auch möchte besteh'n.
Wenn ich hätte aller Jungfern Gunst,
Und aller Meister ihre Kunst,
Und aller Künstler ihren Witz,
So wollt' ich ein Haus bauen auf eine Nadelspitz
Weil ich dasselbe nicht wol thun kann,
So muß ich bauen auf einen guten Plan.
Wer da will bauen auf Gassen und Straßen,
Der muß einen Jeden können reden lassen.

Darauf schmeckt mir ein Gläslein Wein,
Kameraden, schenkt mir ein's ein!
Bauherr, ich trinke euch aus Liebe und Lust,
Nicht aus Hunger oder aus großem Durst,
Sondern aus Liebe und Freundlichkeit,
Auf unsers .....[1]) Gesundheit.
Jetzt trink' ich über euch Allen;
Gebt acht, das Glas wird herunter fallen!
Hinunter ist's gefährlich,
Und herauf ist's beschwerlich,
Ich will mich hieraus bedenken,
Und dieses Glas hinunter schwenken.
Ein Zimmergesell bin ich genannt,
Diesen Strauß hab' ich in meiner Hand,
Welcher ist so hübsch und fein,
Dazu auch Rosmarien sein;
Daran steckt auch ein Blümlein gut,
Das dienet mir auf meinem Hut ...
Jetzt thu' ich mich noch Eins bedenken
Und diesen Strauß herunter schwenken.
Vor etlichen Wochen haben die Vögel darauf gesungen,
Sowol die Alten wie die Jungen.
Potztausend ich hätte bald vergessen,
Die schönen Jungfern einzumessen,
Die Jungfern, die den Branntwein trinken,
Und den Junggesellen mit den Augen winken.

Diesen Spruch habe ich bekommen im Lande Sachsen,
Wo die Mädchen auf den Bäumen wachsen.
Hätt' ich doch daran gedacht,
So hätte ich meinen Kameraden zwei oder drei mitgebracht.
So habe ich mich eines Andern besonnen,
Und dachte, es seien hier auch welche zu bekommen.
Wenn ich könnte krähen wie ein Hahn,

[1]) Königs, Kurfürsten, Herzogs ꝛc., je nachdem der Titel des Landesherrn lautete. Neuerdings wird meist der Kaiser eingeschoben oder auch ein Zusatz gemacht: „Und unsers Kaisers Tapferkeit!"

Schwimmen wie ein Fisch und Schwan,
Und lieben wie ein Spatz,
So wär' ich aller Jungfern ihr Schatz;
Weil ich aber dasselbe nicht kann,
So will ich auch nur eine han.

Ich bin gereist im Lande Oesterreich,
Da hab' ich gemacht sieben Meister reich.
Der erste ist gestorben,
Der andere verdorben,
Der dritte hat müssen sein Haus verkaufen,
Der vierte hat müssen gar entlaufen,
Der fünfte hat Nichts überall,
Der sechste liegt im Hospital,
Der siebente sitzt in Venedigs Krautgarten,
Und will die Andern auch vollends erwarten.

Ich bin gereiset durch's ganze Land Hessen,
Da gibt's große Schüsseln und viel zu essen[1]),
Gutes Bier und wohlfeilen Wein,
Wer wollte im Hessenland nicht sein!
Wenn das Obst thut wohl gerathen,
So haben sie genug zu sieden und zu braten.

Bauherr, hab' ich nicht recht gesprochen,
Gebt mir das Fleisch, behaltet die Knochen!
Nun gehet nach Haus,
Und bleibt nicht lange aus!
Ein Jeder stecke ein stumpfes Messer ein,
Es wird hier was besonders sein.

Wer über diesen Bau hat Hohn und Spott,
Der stecke seine Nase in's —
Oder stoße den Kopf an die Wände!
Nun hat der Spruch ein Ende.

Bei den Schlußworten schwenkte Frikke unter dem Gejubel der Festgenossen und der Kinder des ganzen Dorfs den Hut, setzte ihn stolz auf's rechte Ohr und stieg herab, während Arnd, sein Tuch um den Hals windend, die größeren Schmuckstücke unter die Zuschauer warf, von denen natürlich die jungen Burschen bestrebt waren, Dasjenige zu erhaschen, worauf sie besonders Werth legten.

Dann wurde gegessen, getrunken und getanzt bis zum andern Morgen und am Nachmittag das Fest von Neuem begonnen. Beim Essen hatte Jeder für Löffel und Messer selbst zu sorgen; nur der Küster und der Vogt erhielten Messer, Gabeln und Teller; dafür hatte der Küster vor und nach dem Essen zu beten, was er mit „vieler Würdigkeit" vollbrachte. Der Pastor hatte sich wegen Unwohlseins entschuldigen lassen.

Dietrich's Lage war etwas peinlich, da er weder tanzen noch trinken durfte; doch wußte ihn Christine durch ein paar verstohlene Freundlichkeiten zu entschädigen. Er spielte, wie man sagte, den Fibelkwintigen: er suchte sich unvermerkt dem Bauherrn zu nähern und wußte dann über die gute Einrichtung der neuen Scheune und über den Witfaut[2]), den Heinrich aufgezogen hatte, so viel Kluges

[1]) Nach einer anderen Lesart „wenig zu essen".
[2]) Weißfuß, Pferdename.

und Verbindliches zu sagen, daß dieser, der schon stark in's Glas gesehen hatte, ganz angenehm davon berührt wurde und beinahe laut gedacht hätte: Schâe [1], dat de Bengel nig en Hof oder'n regelêr Stük Geld het! Als aber dann Christine herbeikam und Allerlei zu fragen hatte und nun Dietrich auch mit eintreten wollte, da sah ihn der Bürgermeister in einer Weise an, die klar zu verstehen gab: Min Junge, du vergisst wol, wên du vör dek hest!

Allmälig kamen Herbst und Winter heran. Das junge Volk fand sich des Abends in den Spinnstuben und beim Apfelschälen zusammen. Auch Dietrich und Stina wußten sich einige Male zu treffen; aber das genügte ihnen nicht, und an Besuche Dietrich's in der Bürgermeisterei war gar nicht zu denken. Da ermittelten sie einen Ausweg.

Zwischen Scheune und Stallgebäude befand sich ein enger Raum, der nach dem Garten zu mit einem Brett abgeschlossen war. Doch hielt der untere Nagel nicht mehr; das Brett ließ sich zur Seite schieben und gab dann unten Raum zum Durchschlüpfen. Hierher schlich sich Dietrich in dunkler Abendstunde und harrte, bis Christine vom Hofe her sich einfand. Dann wurde auch ein Brett der Scheunenwand beweglich gemacht und so eine behagliche Stelle im Strohgesache hergestellt.

Dat wören glüklige Stunnen! So versicherten Beide noch, als ihre Häupter längst ergraut waren.

Aber erst folgten viele schwere und bittere Stunden!

Christine ward still und traurig ...

Der Erste, dem die Veränderung in ihrem Wesen auffiel, war Hans.

Zwischen den Beiden bestand ein wunderliches Verhältniß und ward in Kürze noch wunderlicher. Christine bemutterte gleichsam den bedeutend jüngern Vetter und sorgte und stritt für ihn, wenn Andere ihn vernachlässigten oder ihm zu nahe traten. Hans vergalt das mit dankbarer Anhänglichkeit und Treue und fühlte gegen das schöne Mädchen eine Neigung, die er nicht näher zu bezeichnen wußte und von deren Innigkeit auch Christine keine Ahnung hatte.

Eines Tages traf er sie allein und bemerkte ihre verweinten Augen. Nachdem er sie eine Zeit lang still und eindringlich betrachtet hatte, faßte er sich ein Herz und sagte innig: Stinchen, du bist faken [2] sau bedreuwet, wat hest du? Segge't mi! du kanst mi truen!

Das Mädchen sah den noch knabenhaften Vetter schweigend in die treuherzigen Augen und fing wieder an zu weinen. Ja, Hans, sagte sie zuletzt, du bist trûe! ek weit ôk, dat du't gaud meinst ... O Hans, ek bin sau unglüklig! ...

Da liefen auch ihm die Augen über.

Ja, wen ek man dodo wöre! fuhr Christine fort, die dem Drange folgte, ihr Herz zu erleichtern; ja wen't man ... O Gott, ek mag et nig seggen. Kum dar achter't Hûs, dat ösch Nömst [3] höret!

Hans war todtenbleich geworden und sah das geängstigte Mädchen mit

[1] Schade. [2] Oft. [3] Niemand.

tiefster Betrübniß an. Da faßte sie ihn plötzlich bei der Hand und raunte ihm in's Ohr: ek wil en Kind!

Wenn ein Blitzschlag neben ihm in die Erde gefahren wäre, hätte Hans nicht erschrockener dastehen können. Die Worte: se wel en Kind — hatte er wol hundert Mal in der unbefangensten Weise aussprechen hören; aber sie waren ihm niemals besonders aufgefallen. Jetzt klangen sie ihm so eigenthümlich ... und Alles war so beängstigend ... Als er sich zu einer Frage ermannte, lief das Mädchen mit den Worten fort: vernabend[1])! nu kan ek't nig seggen.

Aber am Abend kam es zu einer Unterredung nicht mehr.

Der Bürgermeister hatte einen Ausgang gemacht und war auf dem Heimwege, als ihm ein kleiner, untersetzter Mensch entgegentrat, der ihm wegen einer früheren Züchtigung den giftigsten Haß nachtrug.

Na, Hinnerk, rief derselbe spöttisch, wat gifst du mi, wenn ek di wat Rares vertelle? .. Ja, ja, et was di en Lichtes, mi an den Tûn te smiten, awer dût schal di wol nig sau lichte vörkomen! Ek herre't di al freuer seggen können, den ek bin dem Diderich en pâr Mal na e sleken, awer ek wol't erst aflueren; nu schast't hören: 't is met jue Stina nig richtig!

Heinrich sprang auf den Menschen zu; allein dieser rannte davon. Doch genügten wenige Secunden, um ihn einzuholen, und er ward dann mit solcher Gewalt erfaßt und zu Boden geschleudert, daß er wie todt da lag und erst nach geraumer Zeit wieder zur Besinnung kam.

Heinrich kümmerte sich darum nicht. Wie ein Wüthender flog er auf seinen Hof, in sein Haus, wo eben die kleine Frau mit einem Licht stand und ihn entsetzt heranstürmen sah.

Um Gottes-Jeses willen, rief sie, Hinnerk wat sühst du sau vergrelt ût? wat is er schein[2])?

Wat er schein is? brüllte Heinrich ... Wo is de schlechte Balg? wo is de —

Zum Glück stand Christine in der Nähe einer kleinen Seitenthür. Erst war sie wie angewurzelt; dann, als der Vater mit seinem Stocke auf sie zufahren wollte, sprang sie durch die Thür, flog um das Haus herum, durch den kleinen Gang in den Garten, und rannte dann hinter den Höfen hin, bis sie athemlos und erschöpft an einer Hecken-Hucht wie ohnmächtig niedersank.

Ein scharfer Nordost brachte sie wieder zum vollen Bewußtsein ihrer Lage. Wohin sollte sie nun? was sollte aus ihr werden?

Wol fielen ihr Dietrich's Eltern und Schwestern ein; aber nein, das war ihr unmöglich, sie hätte sich todtgeschämt ...

Endlich kam ihr „Kösters ole Mutter" in den Sinn, die von jeher freundlich und liebreich gegen sie gewesen war. Wenn das kleine snikkere[3]) Ding vordem die Schulstube verließ, dann wurde es noch in das Wittwen-Zimmer gerufen, um mit einem gebratenen Apfel oder mit Nüssen und dergleichen bedacht zu werden. Dafür kam dann Stinchen zu Weihnachten oder am Geburtstage oder

[1]) Heut' Abend. [2]) Geschehen.
[3]) Zierlich = anmuthig = sauber.

bei einer sonstigen Gelegenheit mit einer Wurst oder einem Körbchen mit Eiern; und so hatte sich zwischen der steinalten Frau und dem blutjungen Mädchen eine rührende Freundschaft und Anhänglichkeit gebildet.

Zum Glück war die Alte noch nicht zu Bett. Christine klopfte an den Fensterladen und gab sich zu erkennen: O Grossmutter, um Gottes willen, maken se mi lise de Dör up!

Das geschah denn, und das arme Mädchen wäre wol auf der Schwelle zusammengesunken.

Gerechter Gott, Stinchen, wo sühst du ût! Wat is di? wat bedût dat?

Ach Grossmutter, ek kan't nig seggen ... Und sie konnte es wirklich nicht sagen, so bitterlich weinte und schluchzte sie.

Die alte Küsterswitwe war eine zu erfahrene Frau, als daß sie nicht bald auch ohne Erzählung begriffen hätte, wie die Sachen standen.

Na, si man stille, mîn arme lütje Stina! Kum, ga in mîn Bedde liggen! du bist jo ganz verklâmt[1])! Ek wil Kaffe maken, un den wil wi de Sake öwerleggen!

Das geschah denn; aber alles Ueberlegen und alles Jammern brachte keine tröstliche Lösung. Endlich fielen der alten Frau die Augen zu. Sie machte sich ein Lager, verwies Christine auf morgen, betete laut und war sofort eingeschlafen. Sie schlief den Schlaf der Gerechten.

Christine betete auch; aber Schlaf kam nicht in ihre Augen. Sie gedachte der todten Mutter: wie anders würde Alles gekommen sein, wenn die noch gelebt hätte! O Meume[2]), Meume, biddet för mi!.. O Gott, wo schal ek hen? wat schal ek anfängen?

So ging das die ganze Nacht hindurch. Und die Nacht war so lang!

Eben so schlaflos lag der Vater. Er hatte wuthschnaubend seine Verfolgung aufgegeben, Alles zerschlagen, was ihm in den Wurf kam, und sich zuletzt laut stöhnend auf den Faulstuhl geworfen; Niemand wagte, sich ihm zu nähern, nicht einmal seine Frau. Als die Anderen aufstanden, legte er sich zu Bette, riegelte die Butzen-Thüren[3]) fest, und gab auf Nichts Gehör; es war, „als läge ein Todter im Hause", erzählte nachgehends die kleine muntere Frau, die ganz ihre Kregeligheit verlor.

Auch Hans kam aus dem Geleise. Er besuchte zwar die Privatstunden, die ihm der Oheim beim Küster noch geben ließ, allein an rechte Aufmerksamkeit war nicht zu denken; und der Lehrer selbst hatte mehr die einstige Schülerin und ihren Geliebten im Kopfe, als seine gegenwärtigen Schüler.

Als Hans heimkehren wollte, rief ihn die alte Großmutter, wie sie allgemein genannt wurde, in ihr Stübchen und theilte ihm mit, wo Stinchen sich befand. Kum vernabend wêr! awer most tau Nömst wat seggen! Das versprach er mit großer Bereitwilligkeit, und kam nun so aufgeräumt nach Hause, daß es der kleinen Bürgermeisterin auffiel: Junge, schämst du di nig, dat du sau lustig bist?

[1]) Durchfältet, erfroren. [2]) Mutter.

[3]) Butze ist eine enge Schlafkammer oder Schlafstelle; die Oeffnung zum Einsteigen wird durch Schiebe-Thüren geschlossen.

Aber Hans machte ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: ek weit't beter!

Kröpel-Hans, rief die Base, Junge, du weist wat! Wo is Stînchen?

Hans schüttelte schweigend das Haupt, sah dabei aber so listig aus den Augen, daß die stille Verneinung mehr zu einer sprechenden Bejahung wurde.

Verdamte Junge, wut du mi tau'm Besten hebben! rief die Base und griff zu einem derben Stocke, teuf[1]), du balstürige Dikkebrat, ek wil di't Mûl upmaken.

Hans sprang ihr aus dem Weg und hielt sich in sicherer Entfernung.

Kröpel, wut du glîk hierher!

Gêrn, Fîkwêsche[2])! Awer et is mi dat verdächtig; legget erst den Stok weg!

Die kleine, lustige Frau mußte lachen. Na, Hans, Galgenstrik, kum man her! Süh, de Stok is al wege! Nu segg't mi, oder weist du Niks?

Dog, Fîkwêsche, ek weit alles, un je schölt't ok erfaren, awer nog draf ek't nig seggen.

O Hans, mi kanst du't wol seggen; ek meint jo gaud met de Deren.

Ja, dat weit ek, Fîkwêsche! awer ek hebbe't verspraken.

Ach, mi allene kanst du't wol seggen! Ek gewe di ok en Stük Honnigschaten[3]).

Das war denn eine starke Versuchung für Hans „sine seute Lekkertunge"; aber zum Glück fiel ihm ein, daß der Ohm nicht leicht den Schlüssel zur Branntweinskammer aus der Hand gab und er fragte:

Ja, hebbe ji den ôk den Slötel, Fîkwêsche?

Den wil'k wol krigen, sagte lachend die kleine Versucherin.

Na den kriget'n man est, Fîkwêsche! Und damit lief er fort, und begab sich später auf weiten Umwegen in's Küsterhaus, um nicht Verdacht zu erregen.

Es überkam ihm ein seltsames Gefühl, als er so das schöne Mädchen fand ... Wäre Dietrich da gewesen, er hätte ihm den Hals umdrehen können ...

O Hans, rief ihm Christine entgegen, und fing bitterlich an zu weinen.

Hans konnte auch Nichts hervorbringen, als „Stînchen" ...

Endlich fragte er: Ja, wo is den dat alle sau komen?

Dat kan ek di nig sau seggen, Hans; awer eint wil ek di seggen, Hans: ga min Dage nig tau'n Deren!

Hans wollte gerade der Sache weiter nachfragen, als die alte Großmutter eintrat. Nun saßen die Beiden vor dem Bette der Halbkranken und alle drei weinten und berathschlagten um die Wette.

Endlich rief Hans: Ek weit et, de Pestôr mot helpen! Und da die beiden Anderen auch nichts Besseres wußten, so wurde beschlossen, die Hilfe des Geistlichen anzusprechen, und zwar sollte Hans die Sendung übernehmen. Du bist zwarst nog jung, sagte die alte Frau, awer du bist dog en klauk Junge, un wîl de Pestôr ôk klauk is, sau werd hei wol Alles richtig inseihen.

Als Hans am andern Tage zu dem alten würdigen Manne kam, war dieser schon ziemlich genau unterrichtet.

---

[1]) Wart'! [2]) Base Sophie. [3]) Honigwabe.

Der Pastor war nicht verheirathet, sondern lebte mit der Schwester, die wir schon früher kennen gelernt haben. Und diese Schwester hatte eine alte Magd, Trine geheißen, die wir noch kennen lernen müssen. Beide hatten den Fall schon reiflich besprochen. Die Magd war nämlich mit dem „dûknakkigten Kêrl", den der Bürgermeister zu Boden geworfen hatte, zusammengetroffen und hatte von diesem Alles erfahren, was er wußte und nicht wußte. Und Trine verfehlte natürlich nicht, ihre Gebieterin von Allem in Kenntniß zu setzen, was sich begeben und nicht begeben hatte.

Sie können's glöben, Mamsell, et is sicher, Denker's Christine will en Kind.

Will ein Kind? Was du da schwätzest, Trine! Was will Christine denn mit einem Kinde? Junge Frauen wünschen sich wol Kinder, aber unverheirathete Mädchen . . .

Verheirathet oder nicht, Mamsell! Das sünt natürliche Dinge, sagte der Dokter in Hannover; auch bei's ledige Volk nömmen sie das hier „Kinderwollen", und das Kind ist doch einmal da!

Ist da? Allmächtiger Gott, du bist wol dörlich[1])! Wo ist es denn? hast du's schreien hören?

Na schreien! Es wird unter solche Uemmeständе nicht gleich geschrieen; Alles will seine Zeit haben, sagte der Dokter in Hannover!

Ja, wer ist denn der Vater?

Na, der gefallene Dietrich werd's wol sin, Mäker's Diderich.

Und das Alles hast du richtig gehört?

Ja, der Dûknakkigte hat mich's in Nêrendörpe Alles haarklein verzählt. Sie können's glöben, Trine, sagte er, et is so.

O die Menschen! . . wie kann das nur Alles so sein, Trine? Wie wird sich der Pastor grämen, der gerade für Sonntag studirt!

Ja, das is der Welt Lauf, sagte der Dokter in Hannover. Und Mädchens, sagte mein Vater seliger in Hannover, Mädchens, wahret euch für die Offenciers und die Schuhspielers!

Schuhspielers? fragte die Mamsell verwundert.

Ja, Offenciers und Schuhspielers; aberst hier gibt es doch keine solche nicht.

Schuhspielers? fragte die Herrin nochmals; spielen denn die mit Schuhen oder in Schuhen?

Nein, Mamsell, so ist die Insicht nicht; sondern mein Vater seliger, der plattdeutsch sprach und bei's Theater war, sagte Schauspeler und da muß ich doch in meine hochdeutsche Bildung bei's Pestohrs Schuhspieler sagen.

Die alte Mamsell lachte ein wenig über den Bildungseifer ihrer Magd, hatte aber sonst Nichts dagegen einzuwenden, da Grete eine treue und fleißige Person war, wenn sie auch beim Forttragen der Dorfzeitung zum Vogt zuweilen unterwegs stehen blieb und selbst etwas las.

Was hatte denn dein Vater mit dem Theater zu thun? fragte die Herrin weiter.

---

[1]) Nach dem plattdeutschen dörlik gebildet, für: nicht recht klug, verrückt ꝛc.

Er war Loschenschließer, erwiderte das alte Mädchen, und hatte sein gebildetes Auskommen bis er abgesetzt wurde und kümmerlich starb.

Warum wurde er denn abgesetzt?

O wegen Schaluschheit[1]), indem er bei Freunden ein bischen durch die Finger sach und von so'n Hallunkigten angezogen ... angezeigt wurde.

Nahm sich denn Niemand seiner an?

Nein, Mamsell, und ich war auch sehr empor darüber, und als er begraben wurde, konnte der Leichenwagen nur in weniger Gesellschaft fahren.

Da müssen die Freunde nicht treu gewesen sein!

Niemals, Mamsell, nur Einige waren gut und diesen ließ ich einen schönen Dank in das Blatt setzen.

Das war recht, Trine!

Ja, hören Sie nur! ich kann's noch von baußen[2]):

„Allen Denjenigen, die gestern zu mir als Privatfreunde die einzigen waren, überzeugen sich hierdurch gedruckt, daß mein Dank in dieser Dankbarkeit ihnen auf mein Herz zu schließen das Weitere selbst bewußt bleiben möge."

Dabei ergriff das alte Mädchen einen ihrer Schürzenzipfel und rieb sich gerührt die Augen.

Als die Herrin Alles gehörig erforscht hatte, ging sie stehenden Fußes zu ihrem Bruder, um ihm dasselbe mitzutheilen.

Laß Dich nicht stören, Pastor! es dauert nicht lange, aber ich habe Dir Wichtiges zu sagen.

Wichtig muß es in der That sein, Helene, erwiderte der Bruder ein wenig verdrießlich, Du würdest mich sonst nicht unterbrechen. Indessen hörte er die Erzählungen doch geduldig und mit sichtbarer Theilnahme an. Arme Stina! sagte er schließlich; sie war meine beste Confirmandin. —

Als Hans sich einfand und seine vielbedachte Einleitung beginnen wollte, kam ihm der alte Herr erleichternd zuvor. Ich kann mir schon denken, was Dich hertreibt, sagte er; das ist ja eine böse Geschichte!

Ja, das ist es, Herr Pastor! und wir meinen Alle, daß Sie kommen und Frieden stiften müssen.

So, das meint Ihr? Ja, mein Junge, das wird nicht so leicht sein. Der Herr Bürgermeister ist ein trefflicher Mann, aber er ist auch jähzornig und hart und stolz. Allein ich werde thun, was ich vermag; es ist ja meines Amts.

Doch Heinrich wollte von dem Amte Nichts wissen. Weg met dem Kêrl! rief er wüthend; schöll' dat schlechte Wiwesstük beter vermânt hebben! Henût met' em!

Der muß erst noch mürber werden, sagte der Pastor sanft; ich komme schon später wieder.

Und Heinrich ward auch mürber; aber erst nach geraumer Zeit. Mehrere Tage tobte er noch fort und traute dabei Niemanden; er meinte, Alle stächen mit Christinen und Dietrich durch; seine eigene Frau durfte nicht davon reden. Am meisten Zutrauen hatte er noch zu Hans. Dieser wagte es eines Morgens, sich an sein Bett zu setzen und zu fragen: wo geit et, Hinnerk-Vedder?

[1]) Mißgunst, von jaloux. [2]) van buten, auswendig.

Ach vermukt schlecht! antwortete Heinrich ungewöhnlich ruhig, ek were wol ganz krank weren. Nach einer Weile fuhr er fort: Hans, ek weit, du bist en trûe Junge un segst niks wêr, wut du mi eis wat ût de Brennewinskamer halen?

Ja, Vedder, geren!

Awer most mi nig likken! sûs verderst de Honnig ... Hale mi'n lütjen Pommeranzen! Hîr is de Slötel!

Hans that, wie ihm geheißen; nur konnte er's nicht lassen, ein Stück Süßigkeit zu nehmen; doch nahm er Zucker statt Honig, und konnte darum mit Zuversicht die Zunge ausstrecken, als Heinrich fragte: Hest du ok elikket? ... Na, dat is recht, Hans, morgen schast du ôk en Stükke hebben.

Dazu kam's aber nicht; denn am andern Tage war die Krankheit im vollen Zuge. Es könnte wol ein Gallenfieber werden, erklärte der Doctor; „wir müssen's abwarten".

So blieben denn die Dinge Wochen lang, wie sie waren.

Hans ging vom Einen zum Andern. Unerbittlich aber weigerte er sich, zu Dietrich zu gehen, der mehrere Tage lang in peinlicher Ungewißheit über Christinen's Verbleiben sich befand.

Desto lieber ging er zu „Pestôrs", um dort Nachricht über den Verlauf der Dinge zu geben.

Des Onkels Krankheit scheint langwierig zu werden, bemerkte eines Abends Mamsell Helene.

O das habe ich mich gleich gedacht, fiel Trine ein; chronologische Krankheit sagte der Dokter in Hannover.

Ist er denn ruhig und nimmt er gut ein?

Ruhig wol; aber einnehmen will er nicht immer. Einmal kam der Knecht mit der Medizin und sagte: et kostet fif Mattier[1])! Mêr nig, schrie der Vetter, wat kan'k sau wat helpen! und schmiß sie an die Wand.

Endlich legte sich die Krankheit. Der starke Mann war so hinfällig geworden, daß er sich nicht mehr allein aufzurichten vermochte. Und so trat denn auch eine gewisse Einkehr bei ihm ein.

Hans, sagte er plötzlich eines Morgens, du bist trûe un brav, segge mi eis, hest du Stinchen seihn?

Ja, Hinnerk-Vedder!

Wo süht se ût?

O ganz bedreuwet[2]); se is sau blêk un grint[3]) sau vêl.

Sau? un ...

Un alle Ogenblikke fraget se na jök. Wen ek dog man bi'm waken könne! säe se nog vörgistern. Hei is sau gaud, de ole Vâr, un ek hebbe'n sau e kränket! ...

Ja, dat het se, brummte Heinrich vor sich hin.

[1]) Ein Mattier, ehemalige Münze, vier schwere Pfennige.
[2]) Betrübt. [3]) Weint.

Wen ek'n dog man eis seihn könne, wen he ok sleipe!...

Het se dat e segt?

Ja, wisse un wahr, Vedder!

Un jümmer bedreuwet?...

Ja! blot ein Mal het se lachet, asse'k vertelle, wo ji den duknakketen Hallunken dâl smeten hebbet. Ja, säe se, dat kan Nömst sau asse use Vâr!

Heinrich lächelte wohlgefällig, und Hans kam zu der Ueberzeugung, daß jetzt der Pastor wieder kommen könne.

Dazu war denn auch der würdige Mann sogleich bereit. Er setzte sich still und sanft an das Bett des Kranken, gab ihm die Hand, erkundigte sich mit warmer Theilnahme nach dem Befinden und nach anderen Dingen und schlich sich so ganz allmälig an das Herz und an die Sache heran, die er im Auge hatte, bis er nach geraumer Zeit beim „verlorenen Sohne" ankam und eben den Uebergang zur „verlorenen Tochter" versuchen wollte...

Hôlt, Herr Pestôr! rief da plötzlich Heinrich, dat stimt nig!

Der Geistliche erschrak und sah ihn fragend an.

Ja, seihn Se, Herr Pestôr, up de Sünne kumt et mi nig an; de is jo wol bi Jungens un Derens glîk; awer'n Junge de schüddet dat wêr af, an de Derens awer blift't hengen!

Das ist wol wahr, mein lieber Herr Bürgermeister, erwiderte der Pastor etwas verlegen; allein sehen Sie, das Christenthum macht doch keinen Unterschied.

Keinen Ünnerscheid? Hôlt, Herr Pestôr, Jhr Wort in Ehren! Sie sind ein gelehrt Mann, awer hîr tömet[1]) Se dat Pêrd bi'n Schwanze up! Wen dat met Jungens un Derens einerlei wöre, sau herre de Bibel dat ôk e segt!

Der Pastor merkte wol, daß er vor der Hand fest saß. Er dachte bei sich selbst: es ist wol besser, daß ich hier abbreche und morgen einen weiteren Versuch mache. Da mit einer gewissen Anstrengung sagte Heinrich:

Dat wi ösch recht verstât, Herr Pestôr! dat Kind blift an de Deren hengen, awer nig de Bengel! Ek hebbe minen Kinne Alles vergewen. Stina mag wêr komen; awer dat mi nümmermêr de Hallunke ünner de Ogen kumt!

Das war mehr, als der Pastor irgend gehofft hatte. Lauf, mein Junge, sagte er zu Hans, und bring dem armen Mädchen die frohe Botschaft und nimm Christine gleich mit. Gott lohn' es Jhnen, Herr Bürgermeister, Sie werden einen frohen Abend haben.

Christine und die alte Großmutter weinten und lachten Eins um's Andere. Als jene mit Hans an die väterliche Hausthür kam, fing sie an zu zittern und konnte kaum athmen; dann lief sie schluchzend zur Kammer, sank vor dem Bett nieder und rief: Vâr, Vâr, kön ji mi vergewen?

Na, na, machte der Alte und konnte vor Thränen nicht reden, sta up, Stînchen! arm Kind, wo blêk du bist!

O Vâr, hebbe ji mi den ôk Alles vergewen? dat ek wêr ruhig slapen kan?

---

[1]) Aufzäumen.

Ja, ja, min Deren, al längst!

Und Beide schliefen diese Nacht ruhig und leicht bis in den hellen Tag hinein. Und Beide waren dann fast immer beisammen. Aber von Dietrich wurde nie gesprochen.

Ek weit nig, wat dat is, sagte eines Tages die kleine Bürgermeistersfrau zu sich selbst, 't sind al vele Weken, un mi is jümmer sau brekerig te Sinne... Ek mot dog eis de ole Büth'sche fragen. Tau Hinnerk un Stinchen mag ek niks seggen. Se schölen mi ja wol regelêr ûtlachen, wen't dog niks wöre!

Als die kleine, dralle Frau bei der alten Klappertasche ankam, war zunächst natürlich von Christinen die Rede. Ja Jugend hat keine Tugend, lachte Frau Büthe, un wen de Planke en Lok het, sau krûpt er de Göse dör[1])! Warümme hadde de ole Hinnerk dat Lok nig beter tau e negelt?

Dann schlossen sich die Beiden ein und hielten allerlei geheime Berathungen, deren Ergebniß die alte künnige Frau in den Spruch und in die Worte zusammenfaßte: Tîd un Flît bringt Profît!.. Ja, de ole krusemirige Hinnerk!... Un ek löwe, Fiking, et is en Junge!...

Frau Fike tanzte mehr nach Hause, als sie ging. Hinnerk, rief sie ihrem Mann entgegen: ek weit wat, wat du nig weist!

Aber sie sagte ihm nicht gleich, was sie wußte. So eine wichtige Angelegenheit mußte mit Bedacht behandelt und auch nutzbar gemacht werden. Wenn es ein Junge würde, überlegte sie, so könnte ja Nichts angemessener sein, als daß Stina dem künftigen Stammhalter Platz machte und „abheirathete"; und dann war's doch auch dem armen Mädchen zu gönnen, daß sie ihren Dietrich bekäme...

Ja, wat versprekst du mi, Hinnerk, wen't sau is un en Junge kumt?

Alles, Fike!

Ok, dat Stina ören Diderich hebben schal? un en lütjen Hof dartau gekoft?

Ok dat, juchhe!

Und der alte Bursch sprung asse'n Tinshahn!

Wie hofften nun Alle auf den Jungen — Mutting, Vatting, Stining, wie die alte Büth'sche sagte!

Und richtig, es war ein Junge!

Nu schal ôk Kinddöpe un Hochtîd up einen Dag sîn! entschied Heinrich.

Un Diderich un Hans mötet Vaddern[2]) weren, setzte die glückliche Mutter hinzu.

Un mi werd wol dat Anorneren taufallen, rief Husemann, der mit möglichster Unbefangenheit seinen Glückwunsch brachte.

Ja, erwiderte Heinrich, anners geit dat nu einmal nig, Vadder! dat Kummederen most du daun.

[1]) Wenn der Lattenzaun ein Loch hat, so kriechen die Gänse durch.

[2]) Gevattern.

Aus der Praxis der Einzelhaft.

In den Kreisen der Fachgenossen ist die wichtige Frage, ob Gemeinschaftshaft oder Einzelhaft, im Allgemeinen zu Gunsten der letzteren entschieden. Von den weiteren Kreisen des Publicums wird man kaum dasselbe sagen können. Für Viele tritt ein mittelalterliches Schreckgespenst vor ihr geistiges Auge, wenn sie nur die Worte „Einzelhaft" oder gar „Zellengefängniß" hören. Es gibt glücklicherweise wol nicht viele Fragen des öffentlichen Lebens von solcher Wichtigkeit, wie die vorliegende, über die so viele unbesonnene, rein gefühlsmäßige, ohne Kenntniß der einschlagenden Verhältnisse abgegebene Urtheile laut werden, wie in der Frage nach der zweckentsprechendsten Art des Strafvollzugs. Da kann es nur mit Freuden begrüßt werden, daß ein bewährter Fachmann seine Erfahrungen über die Wirkung der Einzelhaft veröffentlicht und er kann dabei nicht nur die Theilnahme der Berufsgenossen, sondern auch die aller Gebildeten, denen das Wohl unseres Volkes am Herzen liegt, in Anspruch nehmen.

Director Streng hat im vergangenen Jahre (bei Enke in Stuttgart) eine Schrift über das Zellengefängniß in Nürnberg erscheinen lassen, welche nicht nur die ganze Organisation dieser Anstalt in detaillirter Weise schildert, sondern auch alle hierauf bezüglichen allgemeinen Fragen eingehend berücksichtigt. Auf die besondere Form, welche die Einzelhaft im Nürnberger Zellengefängniß angenommen hat, näher einzugehen, dürfte hier nicht der Ort sein, aber auf die allgemeinern Resultate der dort gemachten Erfahrungen hinzuweisen, wird nicht unangemessen erscheinen.

Mit besonderem Nachdruck ist von dem Verfasser darauf hingewiesen, wie es kein Gefängnißsystem geben kann, welches jeden Gefangenen gebessert in die bürgerliche Gesellschaft entläßt. „Ein auf dem Bettel aufgewachsenes, zur Lüge und zum Stehlen angeleitetes, oft schon mit den Lastern reiferer Jahre befleckes Kind von zwölf Jahren wird in der Regel der besten Erziehungsmethode spotten: Herz und Sinn sind für gute Lehren schon geschlossen. Besserung setzt Gutes voraus. Schlimme Neigungen, die im Entstehen begriffen, noch nicht feste Wurzel gefaßt haben, jugendlicher Leichtsinn, der fehlt, ohne die strafrechtliche Tragweite seiner That zu überschauen, leidenschaftliches Handeln, Rohheit und Uebermuth, die einen sittlichen Kern nicht ausschließen, können gebessert werden, und auf diesem Gebiete kann ein verständig geleiteter Strafvollzug viel Gutes wirken." (S. 88.) Es ergibt sich aus diesem Gesichtspunkt, dessen Richtigkeit jedem Strafanstaltsbeamten sich mit Gewalt aufdrängt und vom Verfasser mit zahlreichen concreten Beispielen belegt wird, daß man, wie es nur zu häufig geschieht, nicht zu hohe Ansprüche an die Gefängnisse stellen und diese Frage auch nicht bei der Beurtheilung der besten Art des Strafvollzuges allein in den Vordergrund stellen darf. Mit Recht sagt Streng S. 79: „Der weitaus größte Theil der Freiheitsstrafen ist von so kurzer Dauer, daß eine Einwirkung auf den sittlichen Gehalt des Bestraften unmöglich ist und bei einem großen Theile der Bevölkerung der Strafanstalten müßte, wenn Besserung des Bestraften den hauptsäch-

lichen und ausschließlichen Zweck der Strafe bildete, von einer Bestrafung entweder ganz Umgang genommen werden oder die Freiheitsstrafe gleich auf Lebenszeit erkannt werden." Gern gibt aber der Verfasser zu, daß neben der Sühne des verletzten Gesetzes und der Sicherung der Gesellschaft auch die Besserung des Verbrechers in dem Zweck der Strafe eine hervorragende Stellung einnimmt, und er ist weit davon entfernt, mit Mittelstädt zur alleinigen Abschreckungstheorie zurückkehren zu wollen. Er weist übrigens an concreten Fällen nach, wie Abschreckung und Besserung unter Umständen als Zweck der Strafe sich decken können, während sie sich in anderen Fällen ausschließen. Welches Moment in dem Vollzug der Strafe besonders hervorzutreten hat, ob die Behandlung eine strenge, eine ernste, eine freundliche, oder eine aufrichtende und tröstende sein muß, hängt von der Dauer der Strafe und vor Allem von der Individualität des Gefangenen ab. So tritt uns der unschätzbare Vortheil der Einzelhaft in der Möglichkeit entgegen, welche darin gegeben ist, jeden Gefangenen nach seiner geistigen, sittlichen und auch leiblichen Eigenthümlichkeit behandeln zu können. Der Verfasser sagt hierüber S. 90: „So verschiedene und weit auseinander liegende Zwecke kann nur der Strafvollzug in Einzelhaft verfolgen. Durch die Absonderung werden verbrecherische Verbindungen und die schlimmen Einflüsse gefährlicher Menschen auf die weniger verdorbenen verhindert, die strengste Ordnung und gute Disciplin gesichert, der Ernst der Strafe erhöht und gute Einwirkungen auf Herz und Sinn der Gefangenen gefördert. Für rohe, gewaltthätige Menschen ist die Einzelhaft ein dauernder Zwangsstuhl, der die Zähmung der Widerspenstigen erleichtert, für den gebildeten Mann geradezu eine Anforderung der Humanität, für junge Leute, die trotz guter Erziehung im Leichtsinn fehlten, das allein mögliche Rettungswerk, für ihre vom schwersten Unglück heimgesuchten Eltern der beste Trost in ihrem Schmerz. Trotz der intensiveren Wirkung und des erhöhten Ernstes der Strafe werden die Vorzüge der Einzelhaft gerade von jenen Gefangenen, die den Strafvollzug in gemeinsamer Haft aus Erfahrung kennen, am Besten gewürdigt und anerkannt. Die mehrfachen Versetzungen einer größeren Anzahl von Gefangenen aus gemeinsamer Haft in das Zellengefängniß boten gute Gelegenheit, Aeußerungen und Urtheile darüber zu hören. Mit wenigen Ausnahmen erklärten sich Alle für Einzelhaft, und damit steht die Thatsache im Einklange, daß die große Mehrzahl der Gefangenen, die dahier eine die Dauer von drei Jahren übersteigende Strafe zu erstehen hatten, sich nach Ablauf von drei Jahren für Fortdauer der Einzelhaft erklären. Da die Erfahrungen und Ansichten der Gefangenen zur Bildung eines Urtheils über den Werth der Einzelhaft ebenso wichtig sind, wie die Erfahrungen und Ansichten der Gefängnißbeamten, so mögen hier einige bemerkenswerthe Aeußerungen von Gefangenen folgen, die ihren Briefen an Angehörige entnommen sind. . . .

Ein geistig gut begabter Schuhmachergeselle schreibt: „In anderen Gefängnissen ist man als Unkraut behandelt Nichts mehr und Nichts weniger, und obwol die Hausordnung im Wesentlichen sich in Nichts von der hiesigen unterscheidet, so habe ich dort doch Nichts gefühlt und Nichts begriffen, als daß ich zur Strafe dort wäre, und nur um gestraft zu sein. Hier erkennt und achtet man in uns noch den Menschen und sucht den guten Keim anzufachen, der noch zu entdecken ist. . . ."

Ein Bauernknecht, der die gemeinsame Haft gleichfalls aus Erfahrung kannte und trotz der dahier geäußerten guten Vorsätze kurze Zeit nach seiner Entlassung dem Zuchthaus verfiel, schrieb: „Wer sagt, daß das Einsperren den Menschen zum Bewußtsein bringe, mag so einfältig wie ich gewesen sein, nämlich in einer gemeinsamen Anstalt von R., je länger er dort gewesen ist, desto schlimmer wird es mit ihm, weil die Gefangenen einander unterrichten und die Behandlung zu tyrannisch ist. Im Zellengefängniß ist gerade das Gegentheil; Jeder ist für sich allein und die Behandlung ist zur Erziehung verwahrloster Menschen ganz geeignet; er erhält seinen gehörigen Unterricht und werden ihm alle möglichen Mittel an die Hand gegeben zur Besserung. Wer da nicht zur Besinnung kommt, für den mag es gleich sein, wo er hinkommt."

Von solchen instructiven Brief-Excepten führt der Verfasser noch eine ganze Reihe an, wie er überhaupt bemüht ist, der ganzen Darstellung durch Einführung mannigfacher Details ein wärmeres Colorit zu verleihen. Unter den von ihm citirten Stellen aus Briefen sind auch solche, deren Schreiber sich bitter über die Einsamkeit der Einzelhaft beklagen, aber in einer Weise, die deutlich erkennen läßt, wie nöthig denselben der Aufenthalt in der Zelle gewesen ist.

Die Frage, ob strenge oder gemilderte Einzelhaft vorzuziehen sei, beantwortet der Verfasser ebenfalls nach dem Princip der Individualisirung. Er sagt in dieser Beziehung S. 100: „Betrachtet man die Einzelhaft lediglich als ein gutes Mittel zur Erreichung unter sich sehr ungleichartiger Zwecke, so wird die richtige Erkenntniß dieser Zwecke auch für die Art und Weise des Vollzuges entscheidend sein. Je nach der Physiognomie des Gefangenenstandes mag die Zelle ohne weitere, die Isolirung des Gefangenen außerhalb der Zelle sichernde Vorrichtungen, in einzelnen Strafanstalten selbst in Verbindung mit gemeinsamer Arbeit, ihrem Zwecke genügen; ein Isolirgefängniß aber, das, wie das hiesige, vorzugsweise zum ersten Male bestrafte, jugendliche und den gebildeten Ständen angehörige Gefangene aufnimmt, kann seinen Zweck nur mit Beibehaltung des zur ständigen Isolirung erforderlichen Apparates vollständig erreichen. Die so viel geschmähte, als eine Barbarei verschrieene Maske, die selbstverständlich Isolirung in Kirche, Schule und Spazierhof voraussetzt, findet unter den Gefangenen aus den gebildeten Ständen ihre eifrigsten Vertheidiger. Der dem Laien im Gefängnißwesen höchst widerlich und abstoßend erscheinende Tuchlappen mit den für die Augen ausgeschnittenen Oeffnungen hat schon manchem Gefangenen Augenblicke tiefer Beschämung erspart." Nach den Erfahrungen, welche der Referent am Zellengefängniß zu Plötzensee selbst gemacht und gesammelt hat, dürfte es wol kaum eine Strafanstalt oder Gefängniß geben, für deren Bevölkerung es nicht zum bei weitem größten Theile eine große Wohlthat wäre, wenn sie streng isolirt würde. Gerade hier in Plötzensee lassen sich nach dieser Seite die interessantesten vergleichenden Studien treiben, einmal weil hier strenge Einzelhaft, gemilderte Einzelhaft und auch für den größten Theil der Inhaftirten gemeinsame Haft, und zwar jedes in ziemlich großem Maßstabe zu finden ist, sodann weil sich die Bevölkerung aus den verschiedensten Persönlichkeiten vom völlig ungebildeten Dorfjungen bis zum feingebildeten Aristokraten zusammensetzt. Daß es einzelne irgendwie defecte Individuen gibt, für welche die Zelle nicht paßt, kann und soll nicht bestritten werden, aber ihre Zahl ist verschwindend klein und in jedem Zellengefängniß ist auch für solche Raum. Auch die anfänglich ganz rohen Charaktere lernen bald in den Mußestunden sich geistig beschäftigen und es ist oft erstaunlich und höchst erfreulich, wie Mancher, der zuerst völlig unzugänglich erschien, im Laufe der Zeit aufwacht, anfängt denken zu lernen und an seiner Ausbildung erfolgreich zu arbeiten. Wer da fürchtet, daß in der Zelle der Geist leicht abgestumpft wird, bedenkt nicht, wie viel Hilfsmittel und Vergünstigungen für anregende Beschäftigung seines Geistes ihm dort gewährt werden können, welche in der gemeinsamen Haft durch die Natur der Sache ausgeschlossen sind. Gerade in der gemeinsamen Haft wird der Kreis der Gedanken unter den gleichgesinnten Genossen immer enger und immer schlechter. Treffend bemerkt Streng in dieser Beziehung: „Wer an Sonn- und Feiertagen während der für das Leben im Zellengefängnisse so charakteristischen lautlosen Stille und Ruhe sich die Mühe nimmt, eine Reihe von Zellen durch den Beobachter zu besichtigen, wird die große Mehrzahl über ihren Büchern sitzend oder mit Briefschreiben, den Schulaufgaben und dergleichen beschäftigt finden, zuweilen auch einen Gefangenen mit gefalteten Händen auf den Knieen liegen sehen; nützliche Beschäftigung und fromme Betrachtung bleibt ungestört; schlimme Gedanken und böses Beispiel bleiben auf die Zelle beschränkt; so ist der Sonntag ein Tag der Ruhe und geistigen Sammlung für Gefangene, auch für die, die durch ihre Beschäftigung oder aus anderen Gründen unter der Woche sich nicht in Einzelhaft befanden, ein Tag, an welchem Gottes Wort und gute Lehre empfängliche Herzen finden, während in den großen Sälen der gemeinsamen Haft das

Schlechte und Gemeine im Bunde mit wüthendem Haß gegen göttliches und menschliches Gebot ungescheut das große Wort führen und in den dem Dienst der Gerechtigkeit gewidmeten Räumen alle schlimmen Kräfte thätig sind, die Zahl ihrer Feinde zu vermehren und die Gefahren, womit sie die rechtliche Ordnung bedrohen, zu erhöhen."

In wie weit der Aufenthalt im Zellengefängniß zu Nürnberg bessernd gewirkt hat, läßt sich aus den Mittheilungen ersehen, welche der Verfasser aus den über die entlassenen Gefangenen mit Genauigkeit geführten Strafllisten macht. Die Liste über die im Jahre 1875 entlassenen Gefangenen umfaßt 225 Köpfe, dieselben hatten im Zellengefängniß zusammen 235 Jahre 10 Monate und 27 Tage verbüßt, nämlich über 2 Jahre 18, von 1 bis 2 Jahren 100, von 6 bis 12 Monaten 67, von 3 bis 6 Monaten 40. Ohne Vorstrafen bei der Einlieferung waren 172. Von den 225 Entlassenen waren bis zum Jahre 1878, also drei Jahre lang, unbestraft geblieben 135 oder 59,5 %, bestraft 91 oder 40,5 %, sicherlich ein günstiger Procentsatz. In das weitschichtige statistische Material, welches der Verfasser an diesem Orte, S. 109 ff. beibringt, kann hier, so interessant es ist, nicht weiter eingegangen werden, nur folgende von ihm daraus abstrahirte und auch sonst bewährt gefundene Bemerkung wollen wir nicht unterdrücken: „Erfahrungsgemäß sind die Rückfälle bei den wegen Verbrechen und Vergehen wider fremdes Eigenthum Bestraften weit häufiger als bei den wegen strafbarer Handlungen wider Leib und Leben, oder wegen Vergehen und Verbrechen gegen die Sittlichkeit. Bei der ersten Kategorie ist die strafbare Handlung meist Ausfluß sittlicher Verkommenheit, bei der zweiten Kategorie dagegen häufig Ausfluß leidenschaftlicher Ausbrüche und sinnlicher Aufwallungen, die einen sittlichen Kern nicht ausschließen."

Von großem Interesse ist die Angabe, daß von vierunddreißig Anträgen auf vorläufige Entlassung von dem bayerischen Justizministerium nur einer abschläglich beschieden wurde, und daß von den dreiunddreißig vorläufig auf Grund des § 23 des Strafgesetzbuches Entlassenen Niemand wieder eingezogen worden ist. Möchte doch auch das Preußische Ministerium eine ähnlich ausgedehnte Anwendung dieser segensreichen Institution eintreten lassen.

Eingehende Mittheilungen werden auch über die Beschäftigungen der Gefangenen gegeben und dabei auch die Klagen über die Beeinträchtigung der Gewerbtreibenden durch die Arbeit in den Gefängnissen berührt.

Den Schluß der Schrift, abgesehen von den statistischen Beilagen, bildet ein Aufsatz des Hausarztes Dr. Döderlein, welcher in ähnlicher Weise wie die Darstellung des Directors Streng sich von selbst zu einer Empfehlung der Einzelhaft gestaltet. 364 Gefangene mit Strafen von 3—18 Monaten sind gewogen, davon haben zugenommen an Gewicht 213 oder 58,2 %, abgenommen 150 oder 40,9 %, gleichgeblieben 1. Die Landbevölkerung hat nach seiner Angabe die Zellenhaft vielfach schlecht vertragen und auffallend viel Lungenkranke geliefert, was in Plötzensee nicht beobachtet worden ist und darauf hinweisen würde, daß der bayerische Dorfbewohner sich schwerer an fremde Verhältnisse gewöhnt, als der norddeutsche.

Zwei jugendliche Selbstmörder, welche die Einzigen unter den streng isolirten Gefangenen gewesen sind, und welche Beide „außerehelich geboren, in der Erziehung verwahrloste, dem Betteln, Streunen und Stehlen ergebene Burschen" von 16 Jahren gewesen sind (S. 153), führt Dr. Döderlein als Beleg an, daß Einzelhaft auf längere Zeit für jugendliche Sträflinge nicht die geeignete Art des Strafvollzuges ist. Dieser inductive Beweis ist aber sofort hinfällig, wenn man dem die gerade in diesem Punkte viel umfangreichere Erfahrung von Plötzensee gegenüberstellt. Wie viele Knaben müßten sich danach in dem hiesigen Jugendgefängniß bereits erhängt haben, es hat dies aber bis jetzt glücklicher Weise kein Einziger gethan, und auch die sonstigen sanitären Verhältnisse sind vortrefflich. In Nürnberg betrug bei einer Gesammtzahl von 4319 Gefangenen der Procentsatz der Geistesstörungen 0,30, und der Selbstmorde 0,09. Mit Ausnahme des Jahres 1871 ist die Mortalitätsziffer des Zellen-

gefängnisses stets unter dem durchschnittlichen Procentsatz der bayerischen Strafanstalten geblieben. Danach steht mindestens fest, daß die Einzelhaft die Gesundheit der Gefangenen durchschnittlich mindestens nicht stärker angreift als die gemeinsame Haft, und auf besondere Fälle kann durch längere Bewegung im Freien, nahrhaftere Kost, beschränkte Beschäftigung Rücksicht genommen werden.

Je mehr die Gegner der Einzelhaft die Sache nicht von vorgefaßten Meinungen aus beurtheilen, sondern aus eigener Anschauung kennen zu lernen suchen, desto mehr werden sie sich mit derselben befreunden. Es ist nichts Seltenes, daß Männer, welche mit starkem Vorurtheil gegen das System strenger Isolirung ein Zellengefängniß betreten, dasselbe mit ganz anderen Ansichten verlassen haben. Es ist gerade dies eine Frage, welche nur auf Grund reicher, praktischer Erfahrung gelöst werden kann, und Jeder, der zur bewußten Klarheit darüber kommen will, darf das Buch von Streng mit seiner Fülle von lehrreichen Thatsachen nicht unbeachtet lassen.

J. Bartz,
Hausgeistlicher am Zellengefängniß Plötzensee.

Literarische Rundschau.

Wegele's Dante.

Dante Alighieri's Leben und Werke von Dr. Franz X. Wegele. Dritte Auflage. Mit einer Abbildung des Dante-Denkmals zu Florenz. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1879.

Eine weltgeschichtliche Persönlichkeit im eminenten Sinne des Wortes ist Dante, der Dichter der göttlichen Komödie. Sein Jugendleben erblühte aus der Tiefe des Gemüthes, der äußeren Form und Gestaltung nach zugleich aus dem von der vorangegangenen geschichtlichen Entwickelung befruchteten Volksleben der Heimath und des Staates Florenz: der jugendliche Dante ist die reizvollste Erscheinung der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts im mittleren Italien. Seine Liebe zu einer gleich edlen Jungfrau erhebt sich über die Schranken der Sinnlichkeit, welcher sie kaum mit ihrer ersten Regung angehörte, in den reinen Aether der Seelenharmonie und weiter zu der Ahnung, daß sie ihren Ursprung und ihr Ziel in dem Schöpfer des Lebens, in Gott, habe: die irdische Schönheit, die das Auge erzittern machte, hat sich ihm verklärt zu der ewigen Schönheit, in welcher sich doch das liebe Bild aus dem Diesseits nie ganz verflüchtigte. Aus diesem individuellen Verhältnisse schöpfte der junge Dante den Antrieb zu einer zart-innigen Lyrik, der bereits vorhandenen verwandt, an Adel und Anmuth sie weit überragend. Schon jetzt war ihm die Forderung klar, daß sein Geist noch ungleich Höheres schaffen müsse, um der Herrlichkeit der in ihm lebenden Weltidee, die ihm zuerst in der Gestalt der Geliebten erschien und bald alles Sichtbare und Unsichtbare umfaßte, Genüge zu thun. Dante's Liebeslieder und seine göttliche Komödie verhalten sich zu einander wie Keime, Blüthen und reife Frucht: was in jenen mehr oder weniger, zuletzt immer stärker anklingt, rauscht in dieser als der volle und mächtige, alle Gegensätze ausgleichende Strom der Weltharmonie. Aber was wäre das für ein Ausgleichen von Gegensätzen, wenn das Gemüth des Dichters von dem Zauber der Liebesidylle, so geistig sie sich auch verklärte, gebannt geblieben, wenn er nicht auch mit seiner ganzen

Persönlichkeit in den Kampf der streitenden Gegensätze des politischen Lebens eingetreten wäre! Der jugendlich liebende Jüngling schlug zu gleicher Zeit die Schlachten der Vaterstadt, betheiligte sich früh an der Verwaltung des Staates, richtete Gesandtschaften für denselben aus, ergriff Partei gegen die hierarchischen und dynastischen Feinde des Landes, bis er, äußerlich besiegt, innerlich geklärt und gekräftigt, für immer in das Exil zog, Weib und Kinder zurücklassend, und an fremden Fürstenhöfen die Hoffnung auf Besserung der vaterländischen Zustände und ehrenvolle Rückkehr zum ersehnten heimathlichen Heerde fruchtlos nähren mußte. Ja fruchtlos in Beziehung auf sein äußeres Leben, aber um so fruchtreicher für seine innere Entwickelung und seine schriftstellerische Thätigkeit; nicht blos in dem Sinne, daß er die ihm an verschiedenen Orten gegönnte Muße vereinsamten Studien und geistigen Arbeiten widmete, sondern in dem anderen, höheren, daß sein Schauen von Welt und Menschen, im Staat und in der Gesellschaft, das in seinem schöpferischen Geiste längst nach den Grundzügen angelegte Bild von der ewigen Weltregierung voller, deutlicher und fester gestaltete; auch seine verklärten Jugenderinnerungen wurden darin aufgenommen und trugen dazu bei, das Ganze zu einem organisch gegliederten Kosmos des physischen, geistigen und sittlichen Alls zu vollenden. Natur, Kirche und Staat in ihrer nothwendigen und nur zu oft willkürlichen Wechselwirkung waren der Gegenstand seines philosophischen Betrachtens, seines dichterischen Gestaltens. Er schuf außerdem durch seine Schriften der Nation eine poetische und prosaische Volkssprache, von da an der Urborn einer großen italienischen Nationalliteratur; diese geistige Einheit im Keim ging der noch lange nicht errungenen politischen voran. Die Möglichkeit der letzteren, als den Erdkreis umfassendes, Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit sicherndes Kaiserthum, unabhängig von der kirchlichen Monarchie des Papstthums, meinte indeß Dante schon für seine Zeit erweisen zu können; er versuchte das mit prophetischer Begeisterung in der von ihm geschaffenen volksthümlichen Prosa, für die Gelehrten im schwer wiegenden Latein, als Dichter in der göttlichen Komödie. Der ersehnte Herrscher erschien in Wirklichkeit; aber sein aussichtsvoll sich ankündigendes Unternehmen zersplitterte an der Zwietracht und Mißgunst der Parteien und der kleinen Gewalthaber, und der Dichter beschloß vereinsamt sein Leben, aller Hoffnung auf das Diesseits beraubt, doch groß, gewaltig und herrlich als der einzig emporragende Sänger des mittleren Weltzeitalters, in dessen Werke Mensch und Gott, Zeit und Ewigkeit, Geschichte und geahnte Vollendung zu einer harmonischen Einheit unlösbar sich zusammenschlossen.

Was hier in flüchtigen Andeutungen berührt ist, findet sich in vorliegendem Werke von Franz Wegele nach allen seinen Ursprüngen und Richtungen, quellenmäßig sicher, entwickelt und erschöpfend dargestellt. Wir haben aus neuerer Zeit die ähnlichen Versuche der Italiener Balbo und Fraticelli, des Franzosen Fauriel und unseres Landes- oder doch Sprachgenossen Scartazzini, der gleich sehr heimisch in der italienischen wie in der deutschen Geisteswelt: aber bei all' ihrer Trefflichkeit, besonders des letzteren, ist nicht zu verkennen, daß der Arbeit Wegele's an historischer Gediegenheit, an fester Geschlossenheit des schwer zu bewältigenden Materials, auch darin, wie es die geistig-literarischen und die kirchlich-politischen Interessen, die großen allgemeinen und die localen und persönlichen Strebungen der Zeit in der Darstellung bald scharf auseinander zu halten, bald, der geschichtlichen Wirklichkeit folgend, eng ineinander zu flechten versteht, der Vorrang eingeräumt werden müsse. Der Verfasser hat es unternommen, wie er im Vorwort erklärt, dem großen Gegenstande historisch näher zu kommen und die Stellung anzudeuten, welche ihm in der Geschichte der abendländischen Civilisation gebührt. Seine Vorgänger bewegten sich vorwaltend auf literarischem Gebiet; aber schon die flüchtige Durchblätterung des Wegele'schen Werkes wird den Leser überzeugen, daß auch hier der Dichter und Schriftsteller Dante fortwährend mit in den Vordergrund des geschichtlichen Bildes tritt und treten muß, weil das Wirken des Mannes ungetrennt der Gesammtheit des Lebens angehörte. Die Schwierigkeit der historischen Darstellung besteht hier eben darin, die wesentlichen

Momente, ohne Ineinandermengung, in ihrem Zusammenschlusse klar zur Geltung zu bringen; diese Schwierigkeit scheint uns Wegele glücklicher als die Anderen überwunden zu haben.

Nachdem der Verfasser in der Einleitung die Grundlagen der nationalen Entwickelung Italiens im dreizehnten Jahrhundert, wie sie in politischer Hinsicht aus dem Sturze des Kaiserthums und der Losreißung von Deutschland, in literarischer aus der Begründung einer Landessprache und den Anfängen einer poetischen Literatur erkennbar hervortreten, zur Darstellung gebracht, behandelt er in den drei großen Abschnitten des stattlichen Bandes, von über 600 Seiten, das äußere und innere Leben, das schriftstellerische und politische Wirken Dante's und zuletzt noch ausschließlich, ein Drittel des Ganzen umfassend, Ursprung, Inhalt, Gliederung und Tendenz der göttlichen Komödie.

Nun einige Bemerkungen, theils über das Verhältniß desselben zur vorigen zweiten Auflage vom Jahre 1865, theils zur Verbesserung verschiedener Mängel in Einzelnheiten, Letzteres lediglich im Interesse einer ferneren Auflage, welche dem ausgezeichneten Werke nicht fehlen wird. Im Allgemeinen ist die sorgfältig nachbessernde Hand gegen den Wortlaut der vorigen Ausgabe überall erkennbar und das seitdem angewachsene Quellenmaterial hat manche Abänderungen, Ergänzungen und Erweiterungen des Textes und der Anmerkungen veranlaßt. In erster Linie war es die gewaltige Erschütterung, welche seit den letzten fünf Jahren die bis dahin wenig angefochtene Glaubwürdigkeit der Chronik des Dino Compagni erfahren, was eine Umarbeitung der geschichtlichen Abschnitte bis zum Römerzuge Heinrich's von Luxemburg erforderlich machte. In der vorigen Ausgabe spielen dessen Angaben, obwol sich am Schlusse schon Zweifel regen, noch eine hervorragende Rolle; in der gegenwärtigen hat der Verfasser diesen früher von ihm nach Inhalt und sprachlicher Darstellung hochgeschätzten Gewährsmann und vermeintlichen Augenzeugen der Ereignisse gänzlich fallen lassen, in der Art, daß keine Berufung auf ihn mehr stattfindet. So mußten manche höchst charakteristische, das Thatsächliche malerisch ausstattende Einzelnheiten in Wegfall kommen und an deren Stelle die nüchterner gehaltene Berichterstattung des Villani und Paolino Pieri treten. Trotzdem finden sich auch in der gegenwärtigen Darstellung noch einzelne Spuren von Benutzung des zum Schweigen Verurtheilten, und zwar ohne Berufung auf seine Zeugenschaft. Ja, S. 179, erzählt der Verfasser den vergeblichen Angriff der Weißen auf Florenz vom Jahre 1304 ganz nach dem abweichenden Berichte des verrufenen Chronisten, führt aber demungeachtet als Zeugen dafür nicht Dino Compagni, sondern Villani an, der statt des 22. den 20. Juli, statt des Magdalenenfestes den Margaretentag angibt und bei welchem alle die bezeichnenden Einzelnheiten, wie der Ausruf „Friede, Friede!", die nur Dino Compagni hat und der Verfasser in die Erzählung verwebt, fehlen. Die vorige Ausgabe erzählte wörtlich ebenso, doch mit voller Berechtigung, da ihr der Chronist ja als Gewährsmann gelten durfte.

Noch manches Andere — es sind indeß fast Alles ganz unbedeutende Dinge — ist aus Versehen von früher überkommen, was der Nachbesserung harrt. Es möge davon nur zwei- oder dreierlei als erheblich und der Correctur bedürftig angeführt werden. Seite 426 ist der Lucia aus dem zweiten Gesange des Inferno eine ihr durchaus nicht zukommende Rolle ertheilt; Subject und Object im 97. Verse lauten allerdings einigermaßen unbestimmt, aber doch nur beim ersten Lesen. Dann auf Seite 502 findet sich abermals die sinnwidrige Darstellung der äußeren Construction des Höllenraumes und des Reinigungsberges: indem jener einem umgestürzten, dieser einem stehenden Kegel verglichen und weiter ausgeführt wird, wie dort sich die Kreise verengern, hier erweitern, wie dort die Zahl der Sünder sich von Stufe zu Stufe verringere, hier im Gegentheil vermehre, so muß die daraus dem Leser erwachsende Vorstellung eine an sich verkehrte, der Anschauung des Dichters geradezu widersprechende sein. Im Gegentheil: nur der Reinigungsberg ist ein Kegel, der Höllenraum vielmehr ein Trichter; hier wie dort, hinab und hinauf, verengern sich beim

Weiterschreiten die Kreise und so wird auch dort „wie hier die Zahl der Sünder gleichmäßig abnehmen müssen. Eine verwandte irreführende Darstellung des Räumlichen ist die auf Seite 412 gezogene Parallele zwischen der Dante'schen und der Homerischen Vorstellung von der Gestalt des Erdkörpers: der Verfasser sagt da nämlich, jener habe sich die Erde, im Mittelpunkte der Welt, als eine vom Meer umflossene Insel, wie schon Homer sich dieselbe vorgestellt hätte, und von kugelförmiger Gestalt gedacht. Das Richtige ist doch aber, daß nur Homer die Erde als eine von dem Ocean umflossene Scheibe, Dante dagegen, im Einklange mit seiner Kenntniß des Ptolemäischen Weltsystems, als eine im Mittelpunkte des Universums schwebende Kugel angenommen hat. Jene Parallele erscheint hiernach unstatthaft. Die Berufung auf Brunetto Latini, der in seinem Trésor eben dasselbe lehre, ist correct in Beziehung auf Dante's wirkliche Auffassung, keineswegs bezüglich der falschen Inselvorstellung, insofern der Lehrer des Dichters im Gegentheil das Wasser sich auf der Erde lagern läßt, indem er schreibt: „est ele assise sor la terre, où ele se soustient".

Zu diesen wenigen Verstößen von Belang kommen nun aber noch eine leider sehr große Anzahl von Druckfehlern, die den Wortlaut des Buches verunstalten: es ist hier nicht der Ort, im Einzelnen den Nachweis davon zu liefern; es sei nur bemerkt, daß die meisten davon schon den früheren beiden Ausgaben angehört haben und besonders die Anführungen und Belegstellen in den Anmerkungen voll der unleidlichsten Fehler sind. Es finden sich wiederholt Textesstellen aus der Commedia und anderen Schriften, wo die Zahl der Fehler der Zahl der Verse oder Zeilen beinahe gleichkommt[1]). Die Anmerkungen erfordern in dieser Beziehung für künftig eine gründliche Revision; der Unterzeichnete ist erbötig, zu dem Zwecke sein reichhaltiges Verzeichniß zur Verfügung zu stellen[2]).

Doch genug von dieser Schattenseite des wahrhaft lichtvollen Werkes, das der Verleger auch äußerlich, dem inneren Werthe desselben entsprechend, zu einem Prachtbande ausgestattet hat. Möge sein Leserkreis sich von Jahr zu Jahr erweitern und das Buch bei den Forschern auf diesem Gebiete wie bei den unbefangenen Verehrern des erhabenen Sängers die gediegenste und edelste Frucht bringen!

Dr. Theodor Paur.

Fanny Lewald's Reisebriefe.

Reisebriefe aus Deutschland, Italien und Frankreich (1877, 1878) von Fanny Lewald. Berlin, Otto Janke. 1880.

In den zahlreichen biographischen und kritischen Besprechungen des Lebens und der Schriften Fanny Lewald's begegnet man fast regelmäßig dem Epitheton „Die Ostpreußin", und bisweilen ist es mehr als fraglich, ob man es dabei mit einem in bestimmter Absicht angewendeten oder mit einem bloßen Epitheton ornans zu thun hat. In letzterem Falle geht man darüber wie über alles Nichtssagende achtlos hinweg, in ersterem prüft man es unwillkürlich und stets von Neuem auf seine

[1]) Z. B. S. 166. 308. 345. 444. 451. 481. 549.

[2]) Vielleicht ist es gestattet, den Verfasser des vorzüglichen, seiner ganzen Bedeutung nach allgemein längst anerkannten Werkes hier noch auf ein Versehen aufmerksam zu machen. S. 605 wird ein Essay von Macaulay über Dante citirt. Aber Macaulay hat niemals ein Essay über Dante geschrieben. Herr Prof. Wegele hat offenbar Macaulay's berühmtes Essay über Milton gemeint, wo sich, in einer Parallele zwischen diesem und Dante, die angeführte Aeußerung findet.

Die Red. der „Deutschen Rundschau".

Identität. Und es paßt auf Fanny Lewald so gut, wie es auf Kant und auf Johann Jacoby paßte. Schärfe, Ernst, Folgerichtigkeit und Ausdauer sind die Merkmale, welche sich in dem Charakterbilde des ostpreußischen Menschenschlages zusammenfassen, eine gewisse kühle Objectivität, eine schlagfertige Verstandesbereitschaft vervollständigen dasselbe und bei besonders hervorragenden Individualitäten tritt als willkommene Ergänzung die Neigung zur Abstraction, der Idealismus, das werkthätige Wohlwollen hinzu. Innerhalb der natürlichen Begrenzung, welche der Frau gesetzt ist, darf Fanny Lewald als die echte Ostpreußin, als ein Typus gelten. Sie dichtet und schaut, lebt und strebt mit dem entschiedensten Bewußtsein ihrer Ziele und Absichten; sie beobachtet, um zu lernen, und schreibt, um zu lehren.

Leichtes, flüchtiges Geplauder ist von einer solchen Frau nicht zu erwarten, auch wenn sie „Reisebriefe" schreibt. An jede neue Wahrnehmung, die sie macht, knüpft sich bei ihr wie von selbst eine ganze Reihe allgemeiner Betrachtungen an, das Besondere ist ihr nur äußerer Anstoß, um zum Allgemeinen vorzudringen, der Einzelfall nur zufällige Veranlassung, um an demselben die Werthhaltigkeit ihrer Lebenserfahrungen, ihrer angeborenen und erworbenen Grundsätze, die Ergebnisse ihrer bisherigen Beobachtungen nochmals und abermals zu untersuchen. Sie steht vor dem Sgrafito-Fries an der Mauer des königlichen Schlosses in Dresden, und sofort wirft sie sich die Frage auf, welcher Einfluß von derartigen bildlichen Darstellungen vaterländischer Geschichte auf die Volksbildung ausgehe. Sie liest eine literarische Novität und dabei erinnert sie sich eines Gespräches mit dem sterbenden Heine, um dasselbe fortzuspinnen, bis sie ihre eigene Meinung über die Selbstcensur der Dichter festgestellt hat. Sie bekommt in Ragaz ein englisches Buch „German Home life" in die Hand; darin werden die deutschen Frauen verspottet und verunglimpft. Da übermannt sie der Zorn und mit schönem Feuer vertheidigt sie die deutschen Frauen gegen das Attentat der britischen Pamphletistin. So geht es durch das ganze, umfangreiche Buch ihrer Reiseschilderungen fort, von Capitel zu Capitel, von Land zu Land, und jeder Eindruck wird im didaktischen Interesse verwerthet, keiner ist um seiner selbst willen empfunden. Nationale, künstlerische, pädagogische Reflexionen stehen im Vordergrunde. „Klug ist, wer die Menschen für seine Zwecke benützt, weise, wer sie für gute Zwecke benützt", citirt Fanny Lewald nach Kant, und auf sie selbst angewendet, könnte das Citat etwa so gerichtet werden: Klug ist, wer reist, um zu lernen, weise, wer reist, um nicht blos für sich, sondern auch für Andere zu lernen. Die praktische Absicht ist also, wie sich aus dem Gesagten ergibt, bei weitem überwiegend und mit ihr stellt sich bisweilen auch eine gewisse Hausbackenheit im Stile ein. Doch fehlt es deshalb nicht etwa an schwungvollen, von Natur- und Kunstbegeisterung durchglühten Schilderungen. Sie sitzt in Florenz „im Abendglanze" an dem Fenster ihres Zimmers und läßt traumverloren ihre Blicke nach San Miniato und über Michel Angelo's David hinstreifen; wie voll ist ihre Seele von Bildern bei diesem herrlichen Anblicke, wie über und über in Poesie getaucht ihr Auge, wie leuchtend ihre Sprache! Es geschieht aber freilich selten, daß sie träumt, denn zumeist sucht sie nach Klarheit, und in der Schweiz, in Italien wie in Frankreich trachtet sie, wie ein Philosoph, Politiker oder Historiker, sich zurechtzulegen, was ihr just begegnet. Menschen und Dinge erfahren ihre Kritik, und es ist eine Kritik voll philanthropischen Wohlwollens, voll freudiger Hingebung an das Edle, und entschiedener Abwendung vom Gemeinen. Wir würden sagen, daß viele literarische Männer bei dieser literarischen Frau zu lernen vermöchten, wenn wir nicht trotz alledem sie als eine Ausnahme unter den Frauen, als eine männliche Frau zu bezeichnen wünschten. Nur eben deshalb ist sie auch berufen, für ihr Geschlecht zu kämpfen, an dessen Erziehung und Entwickelung mitzuarbeiten.

Vielleicht böte manche ihrer Betrachtungen zu Widerspruch und Einwendung Anlaß. Der polemische Zug früherer Tage lebt fort in ihr und drängt sie zu mancher gewagten Behauptung. Aber wenn man dankbaren Sinnes die Lectüre eines guten Buches beendet hat, so ist man wenig aufgelegt, sich mit einigen unerheblichen

Schwächen desselben kritisch auseinander zu setzen. Man zieht es vor, mit wehmüthiger Ehrfurcht dieser tapferen Frau zu gedenken, welche kurz nach dem Tode ihres geliebten Gatten, Adolf Stahr, so viel Sammlung fand, um ihre Trauer durch lehrreiche Reisebeobachtungen zu sänftigen.

Wilhelm Goldbaum.

Haeckel's gesammelte populäre Vorträge.

Gesammelte populäre Vorträge aus dem Gebiete der Entwickelungslehre von Ernst Haeckel. Erstes und zweites Heft. Bonn, Emil Strauß. 1878—1879.

Es ist auffallend und von hoher Bedeutung, wie wenig Wahrheiten, wie wenig Positives die „Berufsphilosophen" aller Zeiten zu Tage gefördert haben, sobald sie das ethische Gebiet verließen, und wie gering der Fortschritt ist, den durch die Untersuchungen der Naturphilosophen unsere Kenntnisse vom Wesen der uns umgebenden Erscheinungen gemacht haben. Auf die Berufsphilosophen, welche die Natur-Philosophie als eine Wissenschaft sui generis am Schreibpult und vor dem Bücherregal cultiviren, ist selbst der Geist eines Kant von geringem Einfluß geblieben. Trotzdem der große Königsberger die Gesetze des logischen Denkens so entwickelt hat, daß man meinen sollte, es müsse in der Folge die Verwendung derselben und die vollkommene Sicherheit im Denken Gemeingut der denkenden Nation und vor Allem doch ihrer Denker von Fach geworden sein, so beweist schon die große Production ungenießbarer naturphilosophischer Werke, — welche heutzutage bei der erleichterten Publication in gegen früher ungekannter Massenhaftigkeit auf dem Büchermarkt erscheinen, — daß dem nicht so ist. In der That ist die große Mehrzahl der modernen philosophischen Literatur der bezeichneten Art durch ihre bibelfesten, spiritistischen oder auch durch Ignoranz auf wissenschaftlichem Gebiete allein erzeugten Donquixoterien geeignet, die philosophische Methode als ein durchaus unberechtigtes Verfahren gegenüber der wissenschaftlichen Methode zu verdächtigen und ihren gesammten Werth fraglich erscheinen zu lassen.

Directen Nutzen hat dagegen die beobachtende Naturwissenschaft aus Kant's Auftreten gezogen, da seine Forderung, die bewirkenden Ursachen (causae efficientes) der Erscheinungen zu erforschen, unter Ausschluß aller teleologischen Befangenheit die naturwissenschaftliche Methode postulirte. So scheint es gekommen zu sein, daß die Wissensdurstigen, je mehr sie es mit ihrer Sache ernst nahmen, sich desto ausschließlicher der Erforschung der Dinge auf inductivem Weg zuwandten — praktische Naturwissenschaft trieben, statt am Studirtisch zu philosophiren und Naturgeschichte zu schreiben.

Lediglich praktischer Thätigkeit ist der enorme Aufschwung der Naturwissenschaften im letzten Säculum zu danken gewesen. Es ist durch emsige Beobachter ein großes Material angesammelt worden, und dadurch wurde es schon möglich, manches, lange Zeit unvermittelt erscheinende, Einzelereigniß mit Hilfe der einer Summe von Resultaten gemeinsamen Eigenschaften unter bestimmte Gesichtspunkte einzuordnen und somit auf philosophischem Wege allgemeine Gesetze auch auf dem Gebiete des organischen Lebens zu finden.

Es ist bisher aber nur möglich gewesen, den einen oder den anderen Theil des organischen Lebens zu charakterisiren und mit hinreichender Sicherheit zu erklären. So gibt die Theorie Darwin's von der Entstehung der Arten für ein Gebiet der allgemeinen Biologie eine im Wesentlichen allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Erklärung, wenn man davon absieht, schon jetzt den Antheil eines jeden Factors derselben genau quantitativ zu bestimmen, was bei der bestehenden Lückenhaftigkeit der Detailkenntnisse noch nicht ausführbar ist.

Im Princip aber ist die Theorie des „struggle for life“ als die Summe einer großen Reihe von Erfahrungen ein constatirtes organisches Gesetz.

Anders ist es mit der Hypothese Darwin's von der Pangenesis. Hier könnte man meinen, sei der nüchterne Forscher dem phantasiereichen Philosophen unterlegen. Das Gefühl des Unbefriedigtseins — der daraus entsprungene Versuch, die Lücken der Erkenntniß durch eine provisorische Construction zu überbrücken und mittelst eines speculativen Gerüstes ein Gebiet zu überschauen, auf dem die Beobachtung noch keine hinreichende Erfahrungen gesammelt hat — dieses der menschlichen Natur durchaus eigene Streben hat den philosophirenden Naturforscher zu einer Rechnung verführt mit Zahlen, welche Unbekannte, aber keine Werthe darstellen.

Die unbewiesenen Voraussetzungen haben ein unbewiesenes Resultat ergeben und dem Forscher, welcher den Mechanismus des Kampfes ums Dasein erkannte, ist es mit der Erklärung der Vererbung nicht besser ergangen, als es bisher allen Vätern philosophischer Systeme erging: es hat sich immer Jemand gefunden, der die Philosophien widerlegte, und so hat auch die Hypothese der Pangenesis ihre Zeit gehabt.

Darwin selbst hat nur eine provisorische Hypothese aufstellen wollen, da er sich wol bewußt war, daß auf diesem Gebiete aus dem Material, welches die Empirie bot, Nichts zu deduciren war — es ließ sich danach vermuthen, combiniren, aber ein wissenschaftliches Gebäude, wie er es auf dem Felde des Kampfes ums Dasein errichten konnte, vermochte er hier nicht aufzustellen.

Er versuchte, dem unbefriedigten Gefühle, welches aus der Erkenntniß der Mangelhaftigkeit unseres Wissens hervorgeht, wenigstens in Etwas Genüge zu schaffen, und, wie jeder idealem Ziele zugewandte Mensch, hat auch er seine Freude gehabt am Philosophiren, am speculativen Aufbau seiner eigenen Welt. Eine solche ist jedes philosophische System und die Anhänger, welche ein jedes gewinnt, vergessen nur zu leicht, wie subjectiv es ist, und, in ihrem Eifer, fortgerissen durch den mächtigeren Strom der Gedanken, sehen sie nur den Propheten, aber seine Worte hören sie nicht mehr.

Da wir eben von Darwin sprechen, so liegt eine Parallele zu einem deutschen Forscher sehr nahe, der noch weiter gegangen auf dem Felde philosophischer Speculation und dessen Verdienste um die praktische Forschung keine geringeren sind: — Ernst Haeckel. Den Lesern dieser Zeitschrift zumal ist er ein wohl Bekannter durch seine gelegentlichen Aufsätze und auch in diesen Notizen konnte mannigfach auf seine anderweitigen Leistungen hingewiesen werden. — Wir versagen es uns daher, näher hier auf seine große Bedeutung für die moderne Wissenschaft einzugehen. Die Parallele seines Schaffens zu dem Darwin's ergibt sich nun auch in den uns vorliegenden populären Vorträgen — hier verbürgte Thatsachen, dort Speculation, eine Zusammenstellung verschiedenwerthiger Resultate aber überall der Alle verbindende einheitliche Gedanke — es ist eine eigene Welt!

Aber nicht nur unterhaltend, sondern in hohem Grade belehrend ist es, den Ausbau zu studiren und den Combinationen nachzugehen, welche verdiente Männer, wohlgewandt im logischen Denken, zur Formulirung ihrer Welt verwenden. Das Vergnügen, derartigen Speculationen zu folgen, ist um so größer, je breiter die wissenschaftliche Basis ist, von der sie ausgehen, und je vielseitiger die Verarbeitung des Materials stattfindet; denn, bei aller Skepsis, befriedigt doch nothwendiger Weise dasjenige philosophische System am Meisten, welches der größten Summe empirischer Grundsätze gerecht wird.

Nicht geringen Genuß gewährt die Verfolgung der neuen monistischen Weltanschauung in ihrer Begründung und ihrem Weiterbau, wie sie Haeckel als spekulative Verwerthung seiner umfassenden Kenntnisse und zum Theil eigenen Beobachtungen erzielt, die, dem muthigen Naturell ihres Urhebers entsprechend, vor keiner Schwierigkeit zurückschreckt und mit großer Consequenz dem Grundprincip Rechnung trägt. Diese Philosophie macht sich die ganze Summe unserer heutigen naturwissenschaftlichen Kenntnisse dienstbar und kommt ohne erheblichen Zwang zu einer einheitlichen

Vorstellung von dem Wesen des Lebens. Aber sind wir sicher, daß die mechanische Genese desselben gerade in der „Wellenzeugung der Lebenstheilchen" besteht? Haeckel selbst sagt, was von einem solchen Versuche zu halten sei; er selbst stellt seine Hypothese von der Perigenesis der Plastidule als eine provisorische hin, wenngleich er die Hoffnung hegt, „daß darin die Keime zu einer umfassenden Theorie liegen, von der aus vielleicht künftig die Gesammtheit der organischen Entwickelungsphänomene sich streng mechanisch aus physikalisch-chemischen Elementarvorgängen wird erklären lassen".

In diesen eigenen Worten Haeckel's spricht sich klar und einfach die Richtung seines Strebens aus. Durch seine in den weitesten Kreisen bekannten größeren Werke, durch die zahlreichen kleineren Arbeiten des in der That unermüdlichen Forschers geht diese Tendenz hindurch, da er sich nie auf ein Referiren seiner Beobachtungen beschränkt hat, sondern jederzeit unternahm, die philosophische Summe aus seinen Erfahrungen zu ziehen.

Dadurch ist es geschehen, daß er oft des Mangels an Objectivität geziehen wird; dieser gelegentlich wol berechtigte Vorwurf wird jedoch einen ruhigen Beurtheiler nie abhalten, dort, wo Haeckel mit anerkannten Größen operirt, seinen Resultaten den vollen wissenschaftlichen Werth zuzugestehen.

Haeckel's Verleger hat sich nun hohen Anspruch an den Dank des gebildeten Publicums erworben, indem er die Sammlung der einzelnen *populären Vorträge*, welche der Jenenser Gelehrte im Laufe dieses und des verflossenen Decennium gehalten, bewirkt und so in continuirlicher Folge dem Leser bietet, was bisher vielfach verstreut und oft schwer zugänglich war.

Die vorliegenden zwei Hefte: „Gesammelte Vorträge aus dem Gebiete der Entwickelungslehre" verbreiten sich in ihren je fünf Vorträgen bereits über das ganze Gebiet der Entwickelungslehre im weitesten Sinne des Wortes. Wie der Vortrag: „Ueber die Entwickelungstheorie Darwin's" findet sich in ihnen eine Darstellung der bereits erwähnten Hypothese: „Ueber die Wellenzeugung der Lebenstheilchen oder die Perigenesis der Plastidule", ferner der Vortrag: „Ueber die Entstehung des Menschengeschlechtes", sowie der erst 1878 gehaltene: „Ueber Ursprung und Entwickelung der Sinneswerkzeuge". In der Abhandlung: „Ueber Zellseelen und Seelenzellen" tritt den Lesern der „Deutschen Rundschau" ein alter Bekannter aus dem 10. Heft des IV. Jahrganges (Juli 1878) entgegen und er erscheint hier, wie mancher seiner Genossen, mit Abbildungen versehen, was gewiß eine Anzahl seiner früheren Leser veranlassen wird, ihn noch einmal vorzunehmen und an der Hand der erläuternden Zeichnungen die Erinnerung aufzufrischen. Der Werth jener durchweg vorzüglich ausgeführten Abbildungen für das Verständniß ist ein sehr hoher und das Verdienst, sie dem Werke beigefügt zu haben, Seitens des Verfassers wie des Verlegers ein großes.

Sicherlich ist die Bedeutung der vorliegenden Sammlung keine ephemere; sie wird in der Geschichte der Philosophie ein bleibendes Denkmal sein, da sie einen unzweifelhaften Fortschritt darstellt und mag man sonst über die Perigenesis der Plastidule, über die Stammbäume Haeckel's denken, wie man will, man wird selbst diesen Speculationen nicht absprechen können, daß sie *tief durchdacht*, consequenter und bei weitem geistreicher durchgeführt sind, als Alles, was die moderne Philosophie auf diesem Gebiete gebracht hat. —λ.

Die politische Correspondenz Friedrich's des Großen.

Politische Correspondenz Friedrich's des Großen. Erster bis dritter Band. Berlin, Verlag von Alexander Duncker. 1879/80.

Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin hatte schon in den vierziger Jahren durch die Herausgabe der Œuvres de Frédéric le Grand dem großen Könige, der zugleich ihr Schutzherr und ihr Mitarbeiter gewesen war, den Dank, den sie ihm schuldete, wenigstens theilweise abgetragen. Ich sage: theilweise; denn wenn die

Akademie es mit Recht als ihre Pflicht anerkannte, die Persönlichkeit Friedrich's des Großen den kommenden Geschlechtern voll und ganz lebendig zu erhalten, so war diese Veröffentlichung, wiewol sie die Denkwürdigkeiten Friedrich's über seine Zeit und seine Thaten, seine philosophischen Abhandlungen und poetischen Versuche, vorzüglich aber den reichen Briefwechsel mit den ersten Geistern des 18. Jahrhunderts umfaßte, dazu dennoch in keiner Weise ausreichend. Eine willkommene Gabe zu jeder Zeit, besonders aber in einer von literarischen Bestrebungen beherrschten Epoche, vermag die frühere Publication unser nach politischer Bildung ringendes Zeitalter nicht mehr zu befriedigen. Wir erblicken in jenen Productionen Friedrich's doch mehr die Früchte müßiger Stunden, in denen der König als Schriftsteller Erholung suchte; uns verlangt neben dem Historiker den Staatsmann, neben dem Philosophen den Landesregenten, neben dem Dichter den Feldherrn kennen zu lernen. In richtiger Würdigung dieses Bedürfnisses und gleichzeitig eingedenk ihrer Pflicht, die Kenntniß der vaterländischen Geschichte zu fördern, hat die Akademie beschlossen, von der vielseitigen Wirksamkeit Friedrich's zunächst die politische Thätigkeit in einem großartig angelegten Werke zur Anschauung zu bringen; sie unternahm die Herausgabe der politischen Correspondenz Friedrich's des Großen, und, in rascher Folge erschienen, liegen bereits drei Bände derselben vor uns. Sie umfassen von dem Regierungsantritt des Königs bis zum Ende des Jahres 1744 alle Actenstücke, die, von Friedrich unmittelbar ausgegangen oder mittelbar veranlaßt, seine auswärtige Politik in irgend einem ihrer Momente, für irgend eine ihrer Richtungen und Abwandlungen kennzeichnen. Wir erhalten die eigenhändigen Denkschriften und Weisungen, Entwürfe und Erwägungen des Königs, die Resolutionen auf die Berichte der Minister und Gesandten in längeren Ausführungen oder in Form der meist so überaus charakteristischen Marginalien, den politischen Briefwechsel mit Fürsten und Staatsmännern des Auslandes, ferner die Cabinetsordres an Minister und Generale, so weit sie die auswärtige Politik betreffen. Daneben sind aber auch aufgenommen alle die Stücke, welche unter dem Dictat oder nach der Anweisung des Königs entstanden sind, die Resolutionen, die der Cabinetssecretär, der die auswärtigen Sachen vorlegte, nach den mündlichen Angaben des Königs aufzeichnete, auch die Schreiben, in denen die Secretäre den Ministern von Entschlüssen oder Befehlen des Königs Nachricht gaben; selbst das einfache bene am Rande irgend eines ministeriellen Berichtes ist nicht übergangen. Man sieht: es ist eine Sammlung von Actenstücken, wie sie in solcher Vollständigkeit für die Geschichte Eines Mannes noch nie versucht ist, wie sie aber auch noch nie zu einem gleich glänzenden und fast einzigen Ergebniß geführt hat. Diese Reihe von Documenten, die uns Zeugniß ablegen von dem, was der große König an jedem Tage, man könnte sagen, zu jeder Stunde seines Herrscherlebens gefühlt und gedacht hat, erschließen uns einen Blick in das innerste Wirken und Schaffen des außerordentlichen Genius, dessen Andenken unsere Nation in der trübsten Zeit unserer Geschichte aufrecht erhalten hat; wir blicken in die Tiefen seines Geistes; wir überraschen den politischen Gedanken gleichsam im Augenblicke seiner Geburt; die Ereignisse, auf denen er beruht, die Eindrücke, durch die er angeregt wird, die Entwürfe, die er hervorbringt, treten uns lebendig und anschaulich vor Augen; wir verfolgen seine Entwickelung von dem Augenblicke der Empfängniß bis zu dem Zeitpunkt, wo der rasche Entschluß des Königs aus dem politischen Gedanken eine politische That werden läßt.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß erst diese Actenstücke in ihrer Gesammtheit die feste Grundlage darbieten, von der in Zukunft ein jeder unbefangene Beurtheiler der Person und der Thaten Friedrich's wird ausgehen müssen. Nicht als ob wir uns schmeichelten, daß dabei nothwendig ein Jeder zu demselben günstigen Ergebniß gelangen würde — wer das Werk Friedrich's des Großen, den preußischen Staat verabscheut, wie unsere Nachbarn im Westen, wird auch dem Werkmeister nie gerecht werden; wer, wie unsere Stammesbrüder in Oesterreich, es dem Könige nie verzeihen kann, daß er das Werkzeug wurde, durch welches die Weltgeschichte an Maria Theresia die Sünden ihrer Väter heimsuchte, der wird auch diesen Zeugnissen wahrhaft

königlicher Gesinnung gegenüber sich nicht bekehren. Wir Anderen aber, die wir ohne Vorurtheil an die Lectüre dieser Briefe herangehen, die so gedankenschwer, dann wieder so anmuthig geistreich sind, bald wie ein Capitel aus dem Machiavell, bald wie ein Epigramm von Voltaire, — wir schöpfen aus diesen Briefen Erhebung im Anschauen des größten unserer Könige, politische Belehrung und Freude am Vaterlande. Wir begleiten voll Theilnahme den jungen König, der die Bitterkeiten einer freudenarmen Jugend überwunden hat und in den sorgenschweren Stunden des siebenjährigen Krieges noch nicht verhärtet ist, zu seinem ersten Waffengange mit dem Bischof von Lüttich, der erst allmälig und mit Ueberraschung inne wird, welch' ein neuer Geist über das unter Friedrich Wilhelm I. so langmüthige Preußen gekommen ist. Wir durchleben mit ihm jene unruhig bewegten und entscheidungsvollen Stunden in Rheinsberg, wo er mit den alten Räthen seines Vaters den Angriff auf Schlesien beschließt und damit eine neue Epoche der Weltgeschichte einleitet. Wir folgen ihm dann auf seinem raschen Kriegszuge, wir sind zugegen, wie er die Grenze Schlesiens, „seinen Rubicon", überschreitet, „ein fröhlicher Feldherr an der Spitze fröhlicher Truppen". „Mein Herz," schreibt er in jenem Augenblicke an seinen treuen Podewils, „mein Herz verheißt mir alles mögliche Gute von der Welt; ein gewisses Gefühl, dessen Ursache uns unbekannt ist, verspricht mir Gunst und Glück; ich werde nicht wieder in Berlin erscheinen, ohne mich des Blutes würdig gezeigt zu haben, dem ich entsprossen bin, und der braven Soldaten, die ich die Ehre habe zu commandiren." In diese hoffnungsfrohen Stimmungen des jugendlichen Helden, der wie ein Ritter des Mittelalters zum Kampfe auszieht, mischen sich dann wieder Ahnungen eines frühen Todes, den ihm seine Phantasie doch auch wieder vom Schimmer der Poesie umkleidet zeigt: er will dann verbrannt werden nach Römerart, in Rheinsberg soll eine Urne seine Asche aufnehmen und man soll ihm ein Denkmal errichten, wie das des Horaz in Tusculum. Doch die Gedanken an Sieg und Ruhm verdrängen diese Bilder bald wieder: er hofft, daß sein Name nie vergessen werden solle, er hört schon den Lorbeer des Ruhmes über seinem Haupte rauschen, und — als er bei Mollwitz nahe genug ist, um ihn zu pflücken, da entflieht er, wie man gesagt hat, vor seinem eigenen Siege. Es kommen die Tage — im Sommer 1741 —, in denen er als Staatsmann behauptet, was er mit den Waffen erkämpft hat; er handhabt meisterhaft die großen und kleinen Kunstgriffe der Diplomatie, die er als Charlatanerie verachtet und dennoch braucht, um inmitten der großen Mächte seinem kleinen Staate eine selbständige Stellung zu erringen. Es folgt dann, nach einem neuen Siege, den er nun wesentlich sich selbst verdankt, der Friedensschluß von Breslau, der mit der Anerkennung der Erwerbung Schlesiens die Anerkennung der neuen Großmacht Preußen in sich schließt. Der Kampf mit den Waffen ist damit zunächst zu Ende; aber auf diplomatischem Gebiete entwickelt sich der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen weiter und gibt auch der Correspondenz in den Friedensjahren ein tiefes und allgemeines historisches Interesse.

Vergessen wir schließlich nicht, der Männer zu gedenken, welche, schon so hochverdient um die Geschichte unseres Vaterlandes, auch dieses große und schöne Unternehmen geplant und in's Werk gesetzt haben: die Namen Droysen, Duncker und Sybel bürgen dafür, daß wir um ein Werk reicher werden, das zugleich unserer Nation und der Wissenschaft Ehre macht. Die Sammlung der Actenstücke, die Hinzufügung der Erläuterungen, die Ausarbeitung der Personen- und Sachregister hat Reinhold Koser besorgt, der Allen, die sich mit der Geschichte Friedrich's beschäftigen, als ausgezeichneter Kenner derselben und gründlicher Forscher bekannt ist; ihm vorzüglich verdankt diese Publication ihre urkundliche Correctheit, die sie zu einer auch im Kleinsten zuverlässigen Quelle macht. Es ist nur eine Pflicht der Billigkeit, wenn wir endlich noch des Verlegers gedenken, der durch eine überaus ansprechende typographische Ausstattung das Seinige zum Gelingen beigetragen hat. Wir werden nicht verfehlen, von dem Fortgang dieser Publication, die wir der Beachtung und Theilnahme aller Gebildeten von ganzem Herzen empfehlen, von Zeit zu Zeit unseren Lesern Nachricht zu geben.

Dr. Paul Bailleu.

σχ. **Zehn Jahre deutscher Kämpfe.** Schriften zur Tagespolitik von Heinrich von Treitschke. Zweite Auflage, fortgeführt bis zum Jahre 1879. Berlin, G. Reimer. 1879.

Sammlungen von zerstreuten Aufsätzen gelten beim deutschen Publicum — oder vielleicht nur bei den deutschen Recensenten? — noch immer nicht als etwas selbstverständliches. Jedem Autor, der eine solche Sammlung zu veranstalten wagt, wird die strenge Frage vorgelegt: „Was berechtigt dich dazu?" Unserer Ansicht nach liegt die Entscheidung einzig und allein beim Publicum. Alle Sammlungen von Essays sind berechtigt, welche das Publicum kaufen mag. Und die „historischen und politischen Aufsätze" von Heinrich von Treitschke liefern den Beweis, daß auch in Deutschland mit solchen Sammlungen große Erfolge zu erringen sind. Ja, die zweite Auflage des gegenwärtigen Buches beweist noch mehr: selbst Erörterungen, welche der Tagespolitik dienen, dürfen zusammengefaßt und noch einmal vorgelegt werden, wenn der Verfasser die Stimmung weiter Kreise trifft, wenn er durch gebildeten Stil und lebensvolle Sprache seine flüchtigen Artikel zu Kunstwerken erhebt und sie durch die Reinheit seines Wesens zu adeln versteht. Indem wir dies aussprechen, sind wir doch weit entfernt, die Ansichten, welche der Verfasser vorträgt, überall zu billigen. Schließt doch z. B. der vorliegende Band mit jenem Artikel, der so viel Staub aufgewirbelt, solche Mißdeutungen möglich gemacht und so viele tüchtige Männer, auf deren Besitz wir stolz sein müssen, bitter gekränkt hat. Auch hierbei verkennen wir die Absichten des Verfassers keinen Augenblick. Sein niemals schwankender Muth, sich unpopulär zu machen, wo es gilt, ein nach seiner Meinung nothwendiges patriotisches Wort zu sprechen, erfüllt uns mit Hochachtung. Um so entschiedener aber müssen wir sagen, daß wir und mit uns Viele — darunter die wärmsten Verehrer des Verfassers — sein Auftreten gegen seine und unsere jüdischen Mitbürger für einen verhängnißvollen und beklagenswürdigen Irrthum halten. Wir unsererseits versagen es uns für jetzt und womöglich für immer, die Frage ausführlich zu erörtern und hoffen damit im Sinne unserer Leser zu handeln.

ογ. **Geschichte Alexander's des Großen** von Joh. Gust. Droysen. Dritte Auflage. Mit 5 Karten von Richard Kiepert. Gotha, F. A. Perthes. 1880.

Dieses Werk, eines der ältesten des berühmten Verfassers der „Geschichte der preußischen Politik", bietet nicht etwa den bloßen Wiederabdruck einer Jugendarbeit, sondern eine Neubearbeitung eines gerade in jüngster Zeit vieldurchforschten Gegenstandes. Es ist eine Biographie und zugleich eine Zeitgeschichte, zu der sich ja die Geschichte des Weltbeherrschers nothwendig gestalten muß, eine Kriegsgeschichte, die mit besonderer Ausführlichkeit die militärischen Organisationen und Reformen behandelt und zugleich eine genaue Darstellung der inneren Angelegenheiten. Bei diesem Vorwiegen des Politisch-Militärischen tritt das eigentlich Literarische mehr, als Mancher vielleicht wünschen möchte, in den Hintergrund; auch eine zusammenhängende glänzende Charakteristik Alexander's, zu der gerade Droysen besonders berufen gewesen wäre, fehlt. Doch wird der Leser für den Mangel an einem derartigen Gesammtbilde durch viele vortreffliche Einzelpartieen entschädigt, unter denen besonders die Schilderungen von Alexander's Besuch im Tempel des Jupiter Ammon und dem Tode des Helden hervorgehoben sein mögen. Das ganze Buch aber zeigt eine wohlthuende Mischung von Jugendfrische und Altersreife und verdient, auch in dieser neuen Ausgabe, einen Ehrenplatz unter den historischen Monographieen. Eine sehr willkommene Beigabe des Bandes sind die fünf von Richard Kiepert gezeichneten Karten, eine große, welche eine Uebersicht der Züge Alexander's gibt und vier kleinere, welche die Schlachtfelder von Issos, Gaugamela, Granikos, den Uebergang über den Hydaspes und die Schlacht gegen den Poros darstellen.

εν. **Joachim Murat,** seine letzten Kämpfe und sein Ende. Mit Benutzung von Schriftstücken des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchivs. Vom Freiherrn von Helfert. Wien, Manz'sche k. k. Hof-, Verlags- und Universitäts-Buchhandlung. 1878.

Das buntbewegte und ereignißreiche Leben Joachim Murat's, Königs von Neapel, ist schon oft Gegenstand historischer Darstellung gewesen, aber je nachdem die Verfasser Gegner oder Anhänger waren, bildete es ein Thema für eine Anklage oder eine Vertheidigung. Diese erinnerten an die unleugbare Güte seines Herzens, den wohlwollenden Charakter, die vielen populären Seiten seiner Persönlichkeit, und suchten mit dem Hinweis auf den tragischen Ausgang die Tadler zum Schweigen zu bringen; jene bezeichneten sein unglückliches Ende als selbst verschuldet und sahen die Grundzüge seines Charakters in Ehrgeiz und Schwäche, die ihn zu einem doppelten Verrathe führten. Bei diesem Gegensatze der Anschauungen über Murat geschah es, wie so oft, daß die besonnene Erforschung seiner Schicksale, namentlich der diplomatischen Verwicklungen, die seinen Untergang veranlaßten, über Gebühr vernachläßigt wurde. Um so willkommener erscheint das obige Buch des Freiherrn von Helfert, das eine Art Fortsetzung seines kurz vorher erschienenen inhaltvollen Werkes: „Königin Karolina von Neapel und Sicilien", bildet und eine unpartheiische Darstellung der letzten Schicksale Murat's enthält. Mit sorgfältiger Benutzung auch entlegener literarischer Hilfsmittel verbindet Helfert eine treffliche Kenntniß der ihm durch langjähriges und gründliches Studium vertrauten Acten des Staats-Archivs in Wien. Die reichen Schätze desselben für neuere Geschichte, die, so lange den Forschern verschlossen, jetzt mit um so größerem Eifer Jahr aus Jahr ein in zahlreichen Bänden von mehr oder minder berufenen Arbeitern an's Tageslicht geschafft werden, bilden auch die hauptsächlichste und werthvollste Grundlage des Buches von Helfert. Man könnte ihm selbst einen Vorwurf daraus machen, daß er davon nicht mehr mitgetheilt hat: er beschränkt sich fast zu ängstlich auf Murat, seine

Personen, seine Politik und seine Schicksale, während es dem wißbegierigen Leser nicht unlieb wäre, bei der Gelegenheit ein Mehreres über Oesterreichs vielfach noch unaufgeklärte Politik in Italien zu hören. Das hübsch ausgestattete, mit chronologischer Uebersicht und einem Namen-Register wohlversehene Buch zerfällt in zwei ziemlich gleiche Theile: der erste enthält die Darstellung der letzten Lebensjahre Murat's, dem sich als zweiter Theil eine reiche Auswahl sehr unterrichtender Actenstücke und eine Kritik von Pepe's „Memoire" anschließen. Es ist ein fesselndes Gemälde, dem freilich etwas mehr Farbe zu wünschen wäre, welches die Erzählung Helfert's vor unseren Augen entrollt. Es ist wahr, er ist keine große historische Erscheinung, dieser König Murat, den Lanfrey einen Circushelden nennt; er fühlte sich nur wohl in einer phantastischen Uniform, an der Spitze eines Cavallerie-Regiments; um König und Regent zu sein, fehlte ihm Alles außer einem brennenden Ehrgeiz und dem heißen Wunsche zu befehlen. Aber gleichwol hat er ein freundliches Andenken in dem Volke hinterlassen, dem er als Fremdherrscher mit Waffengewalt aufgedrängt wurde und das jetzt an seinen Namen die Erinnerung an die ersten ernstlichen nationalen Unabhängigkeits- und Einheitsbestrebungen knüpft. Vollends anziehend wird seine Geschichte durch jene Schicksalswechsel ohne gleichen, die endlich in einer halb lächerlichen, halb gräßlichen Katastrophe ihr Ende finden. In dem knappen Zeitraum von zwei Jahren ist er Führer der napoleonischen Reiterei in der Völkerschlacht von Leipzig und bekämpft als Feldherr der Verbündeten, an der Spitze österreichischer und neapolitanischer Truppen in den Ebenen der Lombardei Eugen, den Vicekönig von Italien. Dann wieder erscheint er als der nationale Vorkämpfer Italiens gegen Oesterreich: mit einem glänzenden Heere zieht er aus, sich die Königskrone des geeinten Italiens auf's Haupt zu setzen; nach wenigen Wochen ist sein Heer zerstoben, er selbst irrt flüchtig umher an der Küste des mittelländischen Meeres, oft ohne Obdach, ohne Nahrung. Endlich beginnt das Glück ihm wieder zu lächeln; er sieht sich umgeben von einer Schar treuer und ergebener Anhänger; er unternimmt es, mit ihnen das verlorene Königreich wieder zu erobern; im ersten Anlauf fällt er in die Hände seiner Feinde und nach den Gesetzen, die einst König Joachim gegeben, wird nun der General Murat zum Tode verurtheilt und erschossen.

r. **Etudes politiques sur les principaux événements de l'Histoire Romaine** par Paul Devaux. 2 vols. Bruxelles, Librairie Muquardt. Paris, Hachette. 1880.

Der Verfasser dieser „politischen Studien" war einer der ausgezeichnetsten Staatsmänner, welche Belgien seit 1830 hervorgebracht hat. Devaux ist einige Tage vor dem Erscheinen seines Werkes gestorben, welches, um die Wahrheit zu sagen, unvollendet geblieben ist. Die zwei starken Bände, welche hier vorliegen, sind nur ein Fragment des bedeutenden Werkes, welches der Verfasser unternommen; das Alter und ein körperliches Gebrechen (die Blindheit), welche ihm nur die äußerste Langsamkeit gestattete, haben ihn verhindert, seine Arbeit zu Ende zu führen. Aber auch so wie sie sind zeigen diese „politischen Studien", welche von der Gründung Roms bis nach der Schlacht von Zama reichen, wie tief der Verfasser seinen Gegenstand gekannt hat. Niemand hat besser als er in diesem großen historischen Drama das Falsche vom Wahren, die Legende von dem Ereigniß zu unterscheiden gewußt. Der Stil Devaux' wird an Reinheit, Correctheit und vornehmer Eleganz von keinem französischen Historiker übertroffen. Dieses Werk widerlegt siegreich Diejenigen, welche behaupten, daß auf dem Gebiete der schönen Literatur, der Geschichte ꝛc. die Belgier nicht im Stande seien, eine Leistung ersten Ranges hervorzubringen. Die Ansicht Devaux' über den berühmten Heereszug Hannibal's gegen Rom weicht gänzlich von derjenigen ab, welche seit Jahrhunderten die herrschende gewesen ist. Er befindet sich im Widerspruch mit den imposantesten und zahlreichsten Autoritäten; aber seine Ueberzeugung ist die Frucht geduldiger und gewissenhafter Studien und nichts ist interessanter, als diese so vorzüglich geschriebenen Seiten zu lesen, in welchen er seine neuen und eigenthümlichen Ideen entwickelt, welche zweifelsohne die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich ziehen werden. —

βχγ. **Kunstgeschichte und Humanismus.** Beiträge zur Klärung von Dr. Robert Vischer. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1880.

Das von uns im Februar-Hefte besprochene Buch R. Vischer's über Signorelli ist nicht überall so günstig aufgenommen worden als unsererseits. Vischer spricht sich über die Ursachen dieser Ungunst hier in zwei Aufsätzen aus, deren ersterer das „Verhältniß der Kunstgeschichte zur Aesthetik" behandelt. Er behandelt das Auftreten einer auf dem Gebiete der neueren Kunstgeschichte besonders rührigen Partei, welche, im Gegensatze zu den philosophisch gebildeten Historikern, das „exacte Material" zu behandeln vorgibt und deren Theilnehmer den Namen des „Forschers" für sich in Anspruch nehmen. In dem zweiten, „pro domo" betitelten Aufsatze weist Vischer die Angriffe zurück, welchen sein Signorelli von Seiten dreier „Forscher" ausgesetzt war. Er constatirt die böse Absicht, nicht der Sache wegen gegen ihn aufzutreten, sondern ihn persönlich discreditiren zu wollen. Man kann es Vischer nicht verdenken, wenn er sich diesem Anfall gegenüber wehrt, allein er wird später vielleicht selbst einmal der Meinung sein, den „Forschern" damit zuviel Ehre angethan zu haben.

ωλ. **Sappho. — Hammerstein.** Von Carmen Sylva. Bukarest, Sotschek & Co. 1880.

Zwei längere Dichtungen in unserer Zeit, das ist schon an und für sich bemerkenswerth. Der ausländische Name des Autors deutet aber gleich auf den fremden Boden hin, dem diese, trotzdem echt deutschen Blüthen entsprossen sind. „Sappho" geben wir den Vorzug. Das tragische Motiv liegt hier tief und unvermeidbar in den Verhältnissen selbst, während in „Hammerstein" alles Unglück Folge eines Irrthums, eines Mißverständnisses ist. Der Tod der berühmten Dichterin tritt naturgemäß ein; sie stirbt nicht aus Liebesleid, nicht aus Mutterschmerz allein:

sie stirbt, weil sie lange in sich selbst mit dem Leben abgeschlossen hatte.

Der erste Gesang führt uns in die heitere, südliche Welt Siciliens; im Sonnenschein schweben uns glückliche, harmonische, wenn auch etwas moderne Gestalten entgegen: der Kreis, den die fürstliche Dichterin in der Verbannung um sich gebildet. Im zweiten Gesang enthüllt sie uns ihr Jugendleben, voll Kampf und Leid, „im Sturm war ihr immer wohl", aber zu viel des Sturmes ward ihr. Der dritte Gesang bringt ihr das Glück, aber ehe sie es erfaßt, wird es ihr entrissen und begräbt in seinen Trümmern das Letzte, was sie noch an's Leben fesselte. Im vierten Gesange bereitet sich Sappho langsam zum Sterben vor und scheidet mit dem wunderbar schönen Liede: „Weine nicht, weil dich die Götter gesendet." In herrlichem Wohlklang der Sprache fließt die Dichtung dahin, die wir Allen empfehlen.

o. a. **Ein Wonnejahr.** Von Richard Hamel. Rostock, Wilhelm Werther. 1879.

Gewiß, auch auf geistigem Gebiet gibt es einen Atavismus. Um ein volles Jahrhundert zu spät ist der ohne Zweifel hochbegabte Dichter des „Wonnejahres" auf die Welt gekommen. Klopstock und Hölderlin heißen seine Götter; dazu kommt Novalis und eine etwas bunte Gesellschaft von Neueren, auf welche sich ausdrücklich die „Vorworte" berufen. „Das leidige bloße Ereigniß muß dem Leser verleidet, sein Gemüth auf's Tiefste betheiligt werden." Kein Verständiger hat dagegen etwas einzuwenden; aber was folgt aus diesem Satze? Was die Herren daraus folgern möchten, die Freiheit, alle möglichen Formlosigkeiten mit der Flagge des „Gedankens" oder des „Gemüthes" zu decken — diese Freiheit können wir allerdings nicht zugestehen. Der größere Theil des Buches schildert, nein, das Wort sagt zu viel, begleitet den Verlauf eines Liebesverhältnisses — oder ist es eine Ehe? — zwischen dem Dichter und Annunziata, das mit dem Tode des Mädchens endigt; sie stirbt an Uebermaß der Liebe, oder im Wochenbett (S. 141), oder an zu großem Schönheitssinn, oder aus sonst einem Grunde. Lose Betrachtungen aller Art sind eingestreut, weiter religiöse Lieder, Oden, Gedichte. An vielen Stellen begegnet Gelungenes, unter den geistlichen Gedichten ist „Immanuel" eines der besten, unter den Oden ragt diejenige hervor, welche beginnt: „Wie während der Schöpfung Der Weltgeist schwebte Ueber dem Chaos"; aber das Ueberschwängliche und Schwülstige nimmt einen so breiten Raum ein, daß der Genuß gar sehr verkümmert wird. Fortwährend ist der Dichter auf der Bilderjagd; immer von Neuem muß vor Allem die Geliebte alle nur erdenklichen Beiwörter und Vergleiche sich gefallen lassen. Es geht dem Liebenden wie jenem Anekdotenjäger, dem bei jeder und jeder Wendung des Gespräches eine pikante Anekdote einfällt: was immer er sehen mag, er fühlt sich an die Geliebte erinnert. Bald ist sie der Baum, bald die Pflanze, bald gleicht sie der Fichte und bald der Winde, „der blumigsten Blume, die aus Zartheit nicht zu duften wagt, durch keinen Duft" — das Wort ist bezeichnend für das Nazarenerthum des Dichters — „das Urtheil gefangen nimmt". Aber solche Excesse können nicht dauern; schon auf S. 37 ist ihm der Vorrath ausgegangen und er muß „den Tag und die Nacht" fragen nach einem „Bilde der Schönheit zur Zierde der Geliebten". Doch auch Tag und Nacht wissen keines, sie „lächeln und schweigen". In Bildern und Vergleichen leistet Hamel die meisten Geschmacklosigkeiten; „die Sterne waren die ersten Nachtigallen der Nacht und des Himmels", „das Morgenroth ist die Schamröthe der Sterne über die Schönheit der Sonne", „der Hochzeitstag ist das Pfingstfest verlobter treuer Liebe" u. s. w., u. s. w. Am Stärksten beeinflußt ist der Verf. durch Klopstock, dem er auch in einer literarhistorischen Arbeit, „Zur Textgeschichte des Messias", ungemessene Bewunderung zollt; klopstockisch ist die starke Ausbildung der Subjectivität, die zum Hochmuth und zur Prahlerei führt, zur schwelgerischen Anbetung des Ichs — z. B. in dem Gedicht: „Mein Gefühl" —, klopstockisch die ätherische Liebe, die Seelenbrautschaft, die Verherrlichung des Mittlers, der Spott über Gelehrsamkeit und Philosophie, endlich die maßlose Werthschätzung des Poetenthums. „Der Dichter," heißt es S. 107, „ist die erhöhte handelnde Natur selbst. Der Mann der That verhält sich zum Dichter wie der Arbeiter zum Herrn. Der Dichter prostituirt sich, der sich vor der That beugt, wie Goethe sich im Tasso prostituirt hat." Schmähungen von solcher Art fordern keine Widerlegung; sie fallen auf des Urhebers ohnmächtiges Haupt zurück.

o. a. **Der Waldteufel.** Von Max Eyth. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1878.

Das vorliegende Buch wird in den einleitenden Worten als ein „dramatischer Scherz" bezeichnet, der niemals die Bretter eines Theaters betreten könne. Wenn der Grund dafür in der Rolle des Titelhelden gesucht wird, so irrt wol der Verfasser; der Waldteufel, ein sehr talentvoller Affe, ist mit Leichtigkeit zu vermissen und das Stück bleibt darum doch, was es ist, so daß von dieser Seite der Aufführung nichts entgegen steht. Von dieser Seite; aber wir glauben allerdings nicht, daß sich unsere Bühnenleiter sehr um das Drama bemühen werden. Es stellt das Werben zweier Männer um ein Mädchen dar und die Bemühungen der Freier, den Vater und die Tante zu prellen, in der Art der arglosen Stücke, an denen sich unsere Großeltern schon ergötzten, in der Art etwa von Theodor Körner's „Nachtwächter" oder Kotzebue's „Pagenstreichen"; mit demselben losen Zusammenhang in den Motiven, mit derselben schablonenhaften Charakteristik und der Vorliebe für derbe Effecte. Die Kritik hätte kaum Anlaß, sich mit dem Werkchen zu beschäftigen, wenn nicht in dem „Vorwort des Herausgebers" alle möglichen guten Eigenschaften ihm nachgesagt würden, von denen wir beim besten Willen nichts zu entdecken vermochten. Der ungenannte Herausgeber erklärt zunächst, daß das Lustspiel ohne Zuthun des Verfassers erscheine, und setzt dann, als handelte es sich um ein Meisterwerk ohne Gleichen, die Krankheitsgeschichte

des Stückes auseinander. Einer Krankheit haben wir es nämlich zu verdanken; es ist „ein Gelegenheitsgedicht, denn zum gewöhnlichen Schriftstellern und Dichten findet der Verfasser als Theilhaber und Partner der berühmten J. Fowler'schen Steampluughwork in London und rechts bis zum heutigen Tage bei dem steten Andrange seiner technischen Aufgaben für alle fünf Welttheile weder Zeit noch Lust." Die Stimmung, von der das Drama „durchdrungen" sei, soll auf „drei echt deutsche und namentlich echtschwäbische Grundtöne" zurückzuführen sein, auf den „centrifugalen Drang in die Weite, die centripetale Sehnsucht nach der Heimath und auf die Scheu vor den undeutschen Verhältnissen der Heimath". Die Grundidee dieser wie aller andern Dichtungen Eyth's soll die Treue sein, die „wie bekannt, das innerste Wesen des echten christlich-germanischen Geistes ausmacht." Echt schwäbisch, echt deutsch, echt christlich-germanisch, Grundton, Grundidee, innerstes Wesen — das ist ein wenig viel auf einmal; wenn auch der Verfasser im steten Andrange seiner technischen Aufgaben weder Zeit noch Lust findet zum gewöhnlichen Schriftstellern und Dichten, an Zeit und Lust für die technischen Aufgaben einer ungewöhnlichen Reclame für alle fünf Welttheile scheint es ihm und seinen Freunden nicht zu fehlen.

ρ. **Unser Jahrhundert.** Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1880. Lieferung I.

Das Werk, welches in fünfzig Lieferungen erscheinen wird, soll ein umfassendes Bild unseres Jahrhunderts geben und dessen culturgeschichtliches Verständniß einem größeren Publicum vermitteln. In einer maßvoll gehaltenen Einleitung spricht der Verfasser sich mit Ernst und Klarheit über seine Aufgabe aus. Nicht eine militärische oder politische Geschichte will er schreiben, sondern im Zusammenhange darstellen, was während dieses höchst ereignißvollen Zeitraums der menschliche Geist auf dem Gebiete der Wissenschaft, der Kunst, der industriellen Thätigkeit erstrebt und errungen; wie der Gegensatz Gedanke, durch Revolutionen und Kriege hindurchschreitend, in der Stube des einsamen Gelehrten, im Laboratorium des Forschers sich offenbart, in der friedlichen Manifestation der Arbeit, den großen Werkstätten und Weltausstellungen zum Ausdruck gelangt und mitten in einer von Waffen starrenden Gegenwart die Hoffnung auf eine reinere und gebildetere Zukunft nicht sinken läßt. Der Verfasser, auf dem Boden einer durchaus freisinnigen Weltanschauung stehend, zeigt sich zugleich beseelt von einem schönen, aber gesunden Idealismus, der seinem Vortrag eine warme Beredtsamkeit leiht. Die Ausstattung des Werkes ist vortrefflich und die Illustrationen sind Reproductionen nach den besten, und wo sie zu haben waren, authentischen Vorlagen. Unter den Portraits ist dasjenige Voltaire's besonders ausgezeichnet.

ρ. **Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts.** Von Ludwig Salomon. 1.—5. Lieferung. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller. 1880.

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß in unserer Zeit, die doch von ganz andern Mächten bewegt wird, als von der Literatur, so viele Literaturgeschichten geschrieben werden und beinahe kommt es Einem so vor, als ob die Welt sich mit der Literatur abfinden wollte, indem sie über die Literatur liest. Ob eine Geschichte dessen, was noch in den Tag hineinragt, überhaupt möglich, ist eine Frage, die wir — so gestellt — verneinen müßten. Indessen kommt es uns auf die Sache, nicht auf den Namen an; und das liebevoll eingehende Studium, welches Ludwig Salomon der neueren und neuesten Literaturbewegung widmet, ist aller Ehren und alles Dankes werth. Er beginnt mit den Epigonen Goethe's und gedenkt das Werk fortzuführen bis auf die Dichter, welche wir in der Gegenwart ihre Schwingen haben regen sehen. Doch faßt er das Wort Literatur nicht in dem engern Sinn der schönen Literatur, sondern zollt auch den Leistungen der Wissenschaft, namentlich auf den Gebieten der Geschichtschreibung und Philosophie, die gebührende Berücksichtigung. Immer aber bleibt ihm die Dichtung die eigentliche Herzensangelegenheit des deutschen Volkes, und der leitende Gedanke seiner Arbeit war: in der Entwicklung der deutschen Literatur seit dem Auftreten Goethe's und Schiller's darzuthun, welchen bahnbrechenden Antheil an der nationalen Neugestaltung Deutschlands sein poetischer Genius gehabt hat. Das neueste 5. Heft bringt die Charakteristik des jungen Deutschlands. Die Pietät, mit welcher Gutzkow hier behandelt wird, hat uns sehr angenehm berührt. Sie zeigt uns, daß in der jungen Generation sich eine Reaction zu Gunsten dieses vielfach verkannten Mannes geltend macht, dessen Leben und Schaffen einen tragischen Zug hatte, der vielleicht erst von der Nachwelt richtig gewürdigt werden wird. —

γ. **Expédition Scientifique Française en Russie, en Sibérie et dans le Turkestan.** Vol. II. Le Syr-Daria, le Zéraf-chane, le pays des Sept-Rivières et la Sibérie occidentale; avec quatre Appendices par Ch. E. de Ujfalvy de Mezö-kövesd. Paris, E. Leroux. 1879. Nebst Karten, vielen Abbildungen und Tabellen.

Der ungarische Gelehrte Herr von Ujfalvy, bekannt durch seine Arbeiten auf dem Gebiet finnisch-mongolischer Ethnologie und Linguistik, hat in den letzten Jahren große Forschungsreisen im westlichen Centralasien und Sibirien gemacht und bietet uns nun im genannten Werke die reichen und reifen Früchte seiner dornenvollen Arbeiten. Der erste Band dieser französischen Expedition schildert Kokandan, Herghanah, Kuldscha, der vorliegende zweite in geographisch-statistisch-ethnologischer Uebersicht das Gouvernement Syr-Daria, den District Serafschan und das Gouvernement der Sieben Flüsse (Semirjetschensk). Die Appendices enthalten 1) archäologische Bemerkungen über Turkestan

und Westsibirien; 2) Bemerkungen über die Cranier Centralasiens; 3) den „Essai" einer ethnographischen Karte Centralasiens, ferner einen schon früher gedruckten Aufsatz über die geographischen Namen bei Baber, ein Wortverzeichniß aus den Sprachen der Tadschik und Usbeken und die alphabetische Liste aller in beiden Bänden erwähnten Rassen, Völker und Stämme.

Das Schwergewicht des Bandes liegt in dem ethnologischen und anthropologischen Material, welches er enthält. Ujfalvy hat mit wahrhaft eisernem Fleiß gearbeitet, wie seine kraniologischen Messungen im Museum zu Taschkend (S. 132—133) und mehr noch die dem Bande angehängten Tabellen anthropologischer Maße beweisen, in welchen nicht weniger als je 57 Angaben (darunter 15 Schädel- und 12 Gesichtsmaße) von 14 Bewohnern Syr-Darias (10 Männer und Knaben, 4 Weiber) und 44 Männern Serafschans gegeben sind. Sind nun auch die ethnologischen Mittheilungen, welche in den statistischen Tabellen, den Reiseberichten und sonst enthalten sind, sehr bedeutend, so ist doch ganz besonders die ethnologische Schilderung der Bewohner Syr-Darias, sowie die reichhaltige Abhandlung über die Tadschiks hervorzuheben. Ref. hat schon vor Jahren auf die Bedeutsamkeit der Arbeiten Ujfalvy's hingewiesen, welche mit richtigem Blick an einer wenig ausgebauten Stelle des ethnologisch-linguistischen Arbeitsfeldes einsetzen. Das vorliegende Werk, dessen dritter Band (Baschkiren, nördl. Tschuden u. s. w.) hoffentlich recht bald erscheint, wird die Ethnologie der westasiatischen Gegenden wirklich und wesentlich fördern. Namentlich sind wir auf den verheißenen Atlas und seine 36 ethnologischen Typen gespannt, welche, wie wir zuversichtlich hoffen und erwarten, vom Verfasser mit größter Vorsicht und Treue, von der rühmlichst bekannten Verlagshandlung mit der ganzen so hervorragenden Kraft französischer Technik hergestellt werden.

φ. **Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung.** Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebiets. Von Alex. A. F. Heckscher. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag.

In allgemein verständlicher Darstellung will dieses auf 25 Lieferungen berechnete Werk eine bunte und anziehende Zusammenstellung alles Dessen geben, was sich auf die Donau und die von ihr durchströmten Gebiete bezieht, sei es Geschichte oder Sage, Legende oder Volksdichtung, Alterthumskunde oder culturelle Momente betreffend. Land und Leute, Leben und Sitten der in Betracht kommenden Länderstrecken soll der Leser in diesem Werke beschrieben und das zur Illustration Geeignete auch illustrirt finden. Besonderer Betonung werth erscheint die Absicht des Verfassers, seinen Schilderungen eine reichhaltige Sammlung von Gedichten und Balladen beizugeben, soweit sich diese an einzelne Ereignisse und Stromstrecken knüpfen. Der Text der vorliegenden Lieferungen beweist, daß sich der Verfasser wol unterrichtet hat, die Illustrationen, Städte, Volkstrachten ꝛc. darstellend, sind in Zeichnung und Schnitt gut ausgeführt.

λ. **Die klimatischen Winterkurorte Central-Europa's und Italiens. Praktischer Leitfaden** bei Verordnung und beim Gebrauch klimatischer Winterkurorte von Dr. med. Hermann Peters, pr. Arzt in Bad Elster. Leipzig, Otto Wigand. 1880.

Bei der hervorragenden Wichtigkeit, welche für viele Kranke ein geeigneter Winteraufenthalt bietet, und bei den vielen Beziehungen privater Natur, welche in Frage kommen, sobald es sich um die Auswahl eines solchen Kurortes handelt, muß ein Buch von großem Werthe sein, das auch dem Laien einen gewissen Anhalt bietet. Ein solches ist das vorliegende, welches, zwar auch für Aerzte bestimmt, doch mit größerer Sorgfalt als die beiden existirenden derartigen Werke den Bedürfnissen des Publicums Rechnung trägt. Man kann dieses kleine Buch kurz als einen „Baedeker" für klimatische Kurorte bezeichnen, da es bei möglichster Kürze und übersichtlicher Anordnung seines reichen Inhalts neben streng sachlicher Behandlung seines Stoffes dem Reisenden eine Menge praktischer Winke und Rathschläge ertheilt, wie solche besonders dankenswerth erscheinen müssen in Rücksicht auf das, meist außergewöhnliche Maßnahmen erfordernde leidende Publicum. Es ist nicht leicht, mit Kranken zu reisen und die zuverlässigen Angaben eines bewährten Führers, wie der vorliegende, sind dabei eine große Erleichterung. — Für Aerzte ist die bei der Besprechung jeder einzelnen Station vorhandene Angabe der Literatur des Ortes von Interesse. —

φ. **Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts.** Mit Einleitung und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. XI. Die Narrenbeschwörung, von Thomas Murner. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1879.

Bibliothek der deutschen Nationalliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. XXIV. Lessing: Laokoon, ebd.

Die verschiedenen Bände der oben angezeigten Sammelwerke haben uns öfters zu anerkennender Erwähnung Anlaß gegeben; auch die neuesten Hefte verdienen diese in wärmstem Maße. Goedeke hat außer den 97 Worterklärungen zum Text der Murner'schen Narrenbeschwörung eine 54 Seiten lange, quellenmäßige Uebersicht über Leben und Wirken Murner's beigebracht, die das hochzuschätzende Verdienst besitzt, muthvoll für ihren Helden einzutreten und die fälschlich auf seinem Lebensbild lastenden Schatten an der Hand der Quellen zu entfernen. Von einer Biographie seines Autors konnte selbstredend Robert Boxberger, der vortreffliche Mitarbeiter der Hempel'schen Classiker-Ausgaben, abstrahiren, als er Lessing's „Laokoon" von neuem zum Druck beförderte; er begnügte sich in der Einleitung Bemerkenswerthes über die Entstehungsgeschichte des Musterwerkes mitzutheilen und eine Reihe kürzerer Anmerkungen mit entsprechenden Quellenhinweisen zu geben. Dem Verständniß förderlich ist es, daß Boxberger eine Probe aus dem Urentwurf Lessing's mitsammt den Mendelssohn'schen und Nicolai'schen Bemerkungen in seine Einleitung mit aufnimmt.

g. **Kassel seit siebzig Jahren,** zugleich auch Hessen unter vier Regierungen, die weißhaltische mit inbegriffen. Geschildert auf Grund eigener Erlebnisse von Fr. Müller. 2 Bde. Kassel, Ernst Hühn. 1876. 1879.

Der Verfasser hat als Augenzeuge die ganze Geschichte des Kurfürstenthums miterlebt, von der westphälischen Fremdherrschaft, dem Exil und der Rückkehr des ersten Kurfürsten an, bis zur preußischen Annexion, dem Exil und Tode des letzten Kurfürsten. Die patriarchalisch-absolutistische Zeit Wilhelms I., der kurze Traum einer Verfassung unter Wilhelm II. und der lange Kampf gegen diese Verfassung unter dem Kurprinzen-Mitregenten und nachmaligen Friedrich Wilhelm I. bilden das Thema dieser Geschichte, welche an sich wenig erbaulich, durch bitteren Hader im kurfürstlichen Hause, durch Mißheirathen und Maitressenwirthschaft noch mehr entstellt wird. Dieses Fürstengeschlecht, mit seinem Volke zerfallen und ohne irgend einen versöhnenden Zug in seinem Privatleben, war zum Untergange reif. So wird das Verdict der unerbittlichen Richterin, der Geschichte, lauten. Etwas anderes aber ist es, wenn ein Hesse seine Erinnerungen an diese letzten Tage eines einst ruhmvollen Hauses schreibt, welches ein Volk, auch wenn es in seinen heiligsten Empfindungen verletzt worden ist, doch nicht ohne Theilnahme hinschwinden sieht. Dieser sympathische Ton hat uns das vorliegende Buch besonders anziehend gemacht. Seine Schilderungen der Kleinstädterei und Kleinstaaterei haben etwas Gemüthliches und Behagliches, was der jetzigen, auf so viel größere Ziele gerichteten Zeit wol fremdartig vorkommen mag. Aber sie geben uns doch ein treues Bild der Vergangenheit, deren lebendige Spuren bald genug ganz verwischt sein werden; und wenn Müller's Buch auch in stylistischer Hinsicht nicht sonderlich hoch steht, so gewährt es doch eine sehr unterhaltende Lectüre, reich an jenen localen Reminiscenzen und Anecdoten, welche vorzugsweise geeignet sind, die Thatsachen und Persönlichkeiten scharf und treffend zu charakterisiren.

g. **Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen.** Naumburg a. S., Max Faßheber.

Neben den wissenschaftlichen Ausgaben altdeutscher Werke, wie sie in den Hallischen Neudrucken, der Goedeke-Tittmann'schen Sammlung deutscher Dichter des 16. Jahrhunderts u. s. w. geboten werden, will der Herausgeber der vorliegenden Sammlung, A. Engelbrecht, in gediegener Auswahl, erläuternd und sprachlich erneuernd, bedeutsamere altdeutsche Werke einem größeren Publicum unterbreiten. So bietet er in dem ersten der vorliegenden Bändchen eine gut getroffene Auswahl von 12 Spruchgedichten des Hans Sachs, im vierten 17 Schwänke desselben Autors, und im zweiten und dritten den ersten Theil einer Auswahl von Fischart's Schriften, in der u. A. die Ermahnung an die lieben Deutschen, die Flohhatz und Aller Praktik Großmutter zu finden ist. Einleitungen und Anmerkungen sind ihrem Zweck entsprechend wohl faßlich, die sprachliche Bearbeitung nicht ohne Geschick ausgeführt.

z. **Literatur und Cultur des neunzehnten Jahrhunderts.** In ihrer Entwickelung dargestellt von J. J. Honegger. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Ein vorzügliches Buch — aber es wäre vielleicht besser gewesen, wenn der Herr Verfasser es als Einleitung zu seiner „Allgemeinen Culturgeschichte" und nicht als selbständiges Werk ausgeführt hätte. Lope de Vega nennt einmal die Sentenz einen „kurzen Spruch aus langer Erfahrung". Wer dann einen solchen kurzen Spruch verstehen will, der muß in sich selbst die lange Erfahrung durchgemacht haben, sonst bleibt ihm derselbe ein unverständliches Räthsel. So repräsentirt Herrn Honeggers großes Werk die mühevolle, eingehende und gewissenhafte Arbeit eines Menschenalters. In ihr reiht sich Glied an Glied, Folgerung an Folgerung. — Das Material wird vor dem Leser entfaltet, so daß er mit dem Autor denken und mit ihm Schlüsse ziehen kann, weil, soweit es hier möglich ist, kein Mittelglied fehlt. Dadurch theilt der Verfasser dem Leser seine „lange Erfahrung" mit, zeigt ihm die Fäden, welche von den allgemeinen Verhältnissen zu den individuellen Strebungen führen, zeigt ihm die Symptome, welche neue Stimmungen und aus ihnen neue Strebungen erzeugen. Die Wechselbeziehungen zwischen Politik und Volkswirthschaft, die Entwickelung der Künste und Wissenschaften, ihre Beziehungen zum Zeitgeist u. s. w.: das Alles tritt in dem großen Werke, nach den Anschauungen des Autors geordnet, klar hervor. Seine jetzt vorliegende Arbeit ist die „kurze Sentenz" daraus; Jeder, der das erstere kennt, wird die gedrängte Darstellung mit Nutzen lesen, weil sie ihm den Gedankengang in das Gedächtniß zurückruft; Jeder, der sich selbst schon specielle Kenntnisse erworben hat, wird dem Leitfaden Anregungen verdanken. Wer jedoch das Buch in die Hand nimmt, um ein gedrängtes Wissen zu gewinnen, wird es enttäuscht und ohne besondere Förderung gewonnen zu haben, aus der Hand legen. Der Werth der Arbeit wird durch dieses Urtheil nicht im Geringsten geschmälert; diesen muß auch derjenige achtungsvoll anerkennen, welcher mit dem Verfasser nicht auf demselben Boden steht, denn die „Muse" des Werkes ist ein überzeugungstreuer Idealismus.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Juni zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Amiet. — Hans Holbein's Madonna von Solothurn und der Stifter Nicolaus Conrad, der Held von Dorneck und Novarra von J. Amiet. Solothurn, Jent & Gassmann. 1879.

Anderssohn. — Die Theorie vom Massendruck aus der Ferne in ihren Umrissen dargestellt von Aurel Anderssohn. Mit 8 lithographischen Tafeln. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

Asher's Continental Literary of favourite modern authors, british and american. Vol. 43—44. Across the Zodiac by Percy Greg. Hamburg, K. Grädener. 1880.

Asher's Collection of english authors, british and american. Vol. 146. The songs of Mirza Schaffy. With a prologue by Friedrich Bodenstedt. Translated by E. d'Esterre. Hamburg, K. Grädener. 1880.

Barthol's Eisenbahn-Coursbuch für Nord- und Mitteldeutschland. Nebst Anschlüssen nach den Hauptstädten Europa's. Sommer 1880. Herausgegeben unter amtlicher Mitwirkung der Eisenbahn-Directionen. Gültigkeit der Fahrpläne bis 15. October 1880. Berlin, Barthol & Co.

Barthol's Eisenbahn-Coursbuch für das Deutsche Reich mit den Anschlussbahnen nach den Oesterreichischen Staaten und Anschlüssen nach den Hauptstädten Europa's. Officielle Fahrpläne. Herausgegeben unter amtlicher Mitwirkung der deutschen Eisenbahn-Directionen. Sommer-Ausgabe 1880. Juni — Juli. Gültig bis 15. October 1880. Berlin, Barthol & Co.

Baethgen. — Anmuth und Würde in der alttestamentlichen Poesie. Ein Vortrag von Dr. Friedrich Baethgen. Kiel, Lipsius & Tischer. 1880.

Bermann. — Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken. Mit besonderer Berücksichtigung der interessantesten Zeitereignisse geschildert von Moriz Bermann. Lfg. 3—6. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Besse. — Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römisch-deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. Von Oberlehrer Dr. P. Besse. 1. Lfg. Leipzig, J. H. Webel. 1880.

Bibliothek ausführlicher Lehr- und Lesebücher der modernen Sprachen und Literaturen nach Robertson's Methode. Unter Mitwirkung nationaler Gelehrten herausgegeben von Director Dr. phil. F. Booch-Arkossy. Erster Band: Italienisches Lehr- und Lesebuch in 2 Cursen nebst Supplement. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Bilder für Schule und Haus. Von Albert Richter und Ernst Lange. 1. Lfg. Aus Norddeutschland. — 2. Lfg. Aus dem deutschen Frauenleben. — 3. Lfg. Raubthiere. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Blochwitz. — Farbenspiele. Aesthetische und culturgeschichtliche Betrachtungen von Johannes Blochwitz. Leipzig, B. Schlicke. 1880.

Boyen. — Wie die Menschen lieben. Erzählungen aus unsrer Zeit von Marc. Boyen. Stuttgart, Richter & Kappler. 1880.

Büchmann. — Geflügelte Worte. Der Citatenschatz des Deutschen Volkes. Von Georg Büchmann. Zwölfte verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, Haude- und Spener'sche Buchhandlung. (F. Weidling.) 1880.

Burchard. — Handels-Correspondenz. Theoretisch und praktisch dargestellt von Gustav Burchard, Professor an der Wiener Handels-Akademie. 2. Aufl. Lfg. 10 bis 17 (Schluss). Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Camoens. — Luis' de Camoens sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von Wilhelm Storck. I. Band: Buch der Lieder und Briefe. Paderborn, F. Schöningh. 1880.

Collas-Tissot. — Chefs-d'oeuvre des prosateurs français au XIXe siècle. Recueillis et mis en ordre par Louis Collas & Victor Tissot. Paris, M. Dreyfous.

Conrad. — Pariser Kirchenlichter. Didon. Loyson. Skizzen von M. G. Conrad. Zürich, Verlags-Magazin. 1880.

Conrad. — Parisiana. Plaudereien über die neueste Literatur und Kunst der Franzosen. Von M. G. Conrad. Mit dem Portrait Emile Zola's in Radirung. Breslau, S. Schottlaender. 1880.

Coursbuch. — Goldschmidt's Coursbuch. Eisenbahn-, Post- und Dampfschiff-Course nach officiellen Quellen bearbeitet. Grosse Ausgabe. Mit Uebersichts-Karte, Routen-Karten und Städteplänen. No. 3. Mai — Juni 1880. Berlin, Albert Goldschmidt.

Devaux. — Études politiques sur les principaux événements de l'histoire romaine par Paul Devaux. 2 Tomes. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Dyherrn. — Hochlands-Novellen von Georg Freiherrn von Dyherrn. Breslau, Ad. Kiepert, Hofbchhdlg. 1880.

Dyherrn. — Auf hoher Fluth. Gedichte von Georg Freiherrn von Dyherrn. Breslau, Ad. Kiepert, Hofbuchhandlung. 1880.

Ehrenthal. — Teichbeschauliche Epistel von der Weichsel in antiken Versen von Wilhelm Ehrenthal. Festvortrag. 2. Aufl. Marienwerder, R. Kanter. 1880.

Eisenbahn-Coursbuch, Berliner, (Auszug aus Barthol's Coursbuch) mit Anschlüssen nach den Hauptstädten Europa's. Herausgegeben unter amtlicher Mitwirkung der Eisenbahn-Directionen. Sommer 1880. Gültigkeit der Fahrpläne bis 15. October 1880. Berlin, Barthol & Co.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Schulrath Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abtheilung. 10. Lfg. Enthält: „Handbuch der Mathematik". 5. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

Erholungsstunden. Neue Deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 15. 16. Breslau, S. Schottlaender.

Falke. — Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 21—26. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke. Lfg. 1. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Feddersen. — Was ist die Aufgabe der bildenden Kunst? Von Martin Feddersen. Dresden, G. Gilbers, K. Hof- & Verlagsbchhdlg.

Fitger. — Die Hexe. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. Fitger. 2. Aufl. Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1880.

Friedrichs. — Die Rache der Bajadere. Ein romantisches Gedicht in 6 Gesängen nebst Introduction. Von Hermann Friedrichs. Zürich, C. Schmidt. 1880.

Gallwitz. — Zwei Frauenherzen. Charakterbild von Valeska von Gallwitz. Breslau, Ad. Kiepert, Hofbuchhandlung. 1880.

Ganghofer. — Vom Stamme Afra. Ein Gedichtbuch von Ludwig Ganghofer. Bremen, J. Kühtmann's Buchhdlg. 1879.

Ganghofer-Neuert. — Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Volksschauspiel in 5 Aufzügen von Ganghofer-Neuert. Augsburg, L. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 5. 6. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Glaube, Der christliche, und die menschliche Freiheit. 1. Theil: Präliminarien. Mit einem offenen Briefe an Herrn R. v. Bennigsen als Vorwort. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, herausgegeben von P. K. Rosegger. IV. Jahrg. Heft 8. 9. Mai — Juni 1880. Graz, Leykam-Josefsthal.

Heppe. — Katechismus der Chemikalienkunde. Eine kurze Beschreibung der wichtigsten Chemikalien des Handels. Von Dr. phil. Gustav Heppe. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Hiller. — Künstlerleben. Von Ferdinand Hiller. Köln, M. Du Mont-Schauberg'sche Buchhandlung.

Jókai. — Rab Raby, Roman in drei Bänden von Maurus Jókai. Mit Illustrationen von Joh. Jankó. Preßburg, C. Stampfel. 1880.

Juste. — Le Congrès National de Belgique 1830—1831 par Théodore Juste. Précédé de quelques considérations sur la Constitution Belge par Émile de Laveleye. 2 Tomes. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Kienzl. — Die musikalische Declamation. Dargestellt an der Hand der Entwickelungsgeschichte des deutschen Gesanges. Musikalisch-philologische Studie von Dr. Wilhelm Kienzl. Leipzig, H. Matthes. 1880.

Konversations-Lexikon, Illustrirtes, der Gegenwart. Nachschlagebuch für Haus und Familie zum täglichen Gebrauch. Mit etwa 1500 Textabbildungen, 20—25 Extrabeigaben, Karten, Plänen ꝛc. Lfg. 3. 4. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Kotzebue. — Kleine Geschichten aus der großen Welt. Novellistische Studien von W. von Kotzebue. 2. verm. Aufl. Leipzig, Duncker & Humblot. 1880.

Langegg. — Midzuho-gusa. Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan von Director Dr. F. A. Junker von Langegg. I. Band: Vasallentreue. (Chiu-shin-gura-no-bu.) Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Leixner. — Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung. Herausgegeben von Otto v. Leixner. Mit vier Stahlstichen, zahlreichen Textbildern, Porträtten und Originalbeilagen. Lfg. 17—21. Leipzig, C. Spamer. 1880.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der bedeutsamen Errungenschaften auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 2. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Lersch. — Kleine Post-Chronik. Zeiten und Zeichen der gewerblichen Post. Von Dr. B. M. Lersch. Köln, Ed. Heine, Mayer. 1880.

Lewald. — Prälatur. Roman von Fanny Lewald. Berlin, C. Janke. 1880.

Martin. — Das Leben des Prinzen Albert Prinz-Gemahl der Königin von England, von Theodore Martin. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von Emil Lehmann. IV. Band. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Maurer. — Das politischen Geschichte Islands. Gesammelte Aufsätze von Professor Konrad Maurer. Leipzig, F. Schlicke. 1880.

Müller. — Die Insel Rügen und die benachbarten Städte des Festlandes Stralsund und Greifswald. Führer für Badegäste und Touristen. Von Edwin Müller. 10. von Neuem bearbeitete Auflage. Mit Holzschnitten und einer Specialkarte von Rügen. Berlin, Barthel & Co. 1880.

Müller. — Die Sächsisch-Böhmische Schweiz. Führer durch die Sächsische Schweiz und die angrenzenden Böhmischen Berge. Von Edwin Müller. Neunte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit Illustrationen und Karte der „Sächsischen Schweiz." Berlin, Barthel & Co. 1880.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fleischbach, A. Gnauth, E. Hardtke, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reichardt, A. Scholl, Val. Teirich u. A. Lfg 7. 8. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Nibelungenlied, Das. Uebersetzt von Karl Bartsch. 2. Aufl. Leipzig, Fr. W. Brockhaus. 1880.

Odyssee bei den Kritikophagen. Neu aufgefundenes Bruchstück eines Gesanges der Odyssee, übersetzt von Nordmann. Marienwerder, R. Kanter. 1880.

Opel. — Die Vereinigung des Herzogthums Magdeburg mit Kurbrandenburg. Festschrift zur Erinnerung an die zweihundertjährige Vereinigung, herausgegeben im Namen der historischen Commission der Provinz Sachsen von Prof. Dr. Julius Opel. Halle, C. Heubel. 1880.

Ostermann. — Die Grundlehren der pädagogischen Psychologie von Seminardirector Dr. W. Ostermann. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg. 1880.

Palleske. — Die Kunst des Vortrags. Von Emil Palleske. Stuttgart, G. Krabbe. 1880.

Pietsch. — Johann Wolfgang v. Goethe als Freimaurer. Festschrift vom 28. Juni 1880, dem hundertjährigen Freimaurer-Jubiläum Goethe's, von J. Pietsch. Leipzig, Fr. Fechel. 1880.

Protest gegen die neue Reichs-Orthographie aus Anlass des „Gudrunliedes und Gesetze der Deutschen Rechtschreibung von Hans von Wolzogen" von Einem aus dem Volke. Bremen, J. Kühtmann & Co. 1880.

Rabus. — Die neuesten Bestrebungen auf dem Gebiete der Logik bei den Deutschen und die logische Frage. Von Professor Dr. L. Rabus. Erlangen, A. Deichert. 1880.

Ramsauer. — Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Mit besonderer Rücksicht auf Pestalozzi und seine Anhalter. Von Johannes Ramsauer. 2. Aufl. Mit einem Vorwort von Professor Dr. von Zezschwitz. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhdlg. 1880.

Rebe. — Im Meer reisinnen mehr als im Wasser. Erzählungen von Maria Rebe. 2. Aufl. Straßburg, C. F. Schmidt's Nach-Schhdlg. 1880.

Remusat. — Ohne Titelblatt. Ein Zeit- und Lebensbild von Alfred von Remusat. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Rosegger. — Aus meinem Handwerkerleben. Beiträge zur Culturgeschichte des Alltäglichen. Von P. K. Rosegger. Leipzig, Hunder & Humblot. 1880.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und **Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. II. Jahrg. Heft 1. u. 2. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Schwarz & Gurtmann. — Lehrbuch der Erziehung von Schwarz & Gurtmann. Ein Handbuch für Eltern, Lehrer und Geistliche, herausgegeben von H. Freiesleben, evang. Pfarrer. 2. Aufl. 1. Theil. Allgemeine Erziehungslehre. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshdlg. 1880.

Schweiger-Lerchenfeld. — Das Frauenleben der Gegenwart. Geschildert von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit zwei Illustrationen. Lfg 3. 4. 5. 6. Wien, A. Hartleben. 1880.

Simmel. — Spaziergänge in den Alpen von Eugen Simmel. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1880.

Stummern. — Oesterreich und das Reich im Kampfe mit der französischen Revolution. Von 1790 bis 1797. Von H. Freiherrn Vaughwerth von Stummern. 2 Bde. Berlin, C. Gilder. 1880.

Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Heft 10. Brandenburg, Rb. Müller. 1879.

Stein. — Die Frau auf dem socialen Gebiete von Dr. Lorenz von Stein. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Schhdlg. 1880.

Stockhausen. — Der Buchstabe G und die sieben Regeln des Herrn H. Dorn nebst einer Vocal- und Consonanten-Tabelle von Julius Stockhausen. Frankfurt a. M. Alt & Neumann. 1880.

Sturm. — Der Katechismus oder die zehn Gebote eines Gesanglehrers und Vereinsdirectors. Hauptgrundsätze zur Erreichung eines künstlerischen Gesanges von Wilhelm Sturm. Biel, W. Gassmann. 1880.

Vischer. — Kunstgeschichte und Humanismus. Beiträge zur Klärung von Dr. Robert Vischer. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshdlg. 1880.

Volksbibliothek, Neue. Herausgeber Dr. Richard Weinbrecht. Band 4. Heft 1. Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst. Von Professor Dr. G. Egelhaaf. Heft 2. Die Jagd in Schlesbuch. Eine parentelsche Erzählung von Louise Tichler. Heft 3. Mensch und Thierwelt im Haushalt der Natur. Eine Lebensfrage unserer Zeit vom praktischen Gesichtspunkt behandelt von L. Martin. Stuttgart, Verl. d. Müller.

Weltgeschichte, Illustrirte, für das Volk. Unter sorgfältiger Berücksichtigung der Culturgeschichte in der Auffassung neu bearbeitet und bis zur Gegenwart geführt von Otto von Corvin. Pracht-Ausgabe. Lfg 31—35. Leipzig, C. Spamer. 1880.

Wittmann. — Fabulirtes. Erzählungen und Skizzen von Hugo Wittmann. Berlin, Freund & Jeckel. 1880.

Zacharias. — Die Bevölkerungsfrage in ihrer Beziehung zu den socialen Nothständen der Gegenwart. Von Dr. Otto Zacharias. 3. Aufl. Hirschberg i. Schl., A. Hellig. 1880.

Zacharias. — Die Gefährdung der socialen Wohlfahrt durch die zu frühen Eheschließungen der Fabrikleute. Von Dr. Otto Zacharias. Hirschberg i. Schl., A. Hellig. 1879.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jahrgang 1880. 4. Heft. München, R. Oldenbourg. 1880.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Kaner. XV. Band. Heft 2. Mit Gesellschaftsbeilage. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Band VII. Nr. 2 u. 3. Berlin, Dietrich Reimer. 1880.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Minghoff, Redacteur M. Pammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. IX. Heft 1/2. Was trennt die beiden Richtungen in der evangelischen Kirche? Ein Beitrag zur Schätzung der kirchlichen Gegensätze von Prof. Dr. Paul Schmidt. Heft 183/184. Der Check- und Giro-Verkehr der deutschen Reichsbank von H. Herzog. Heft 185. Die Pädagogik der Kirche. Von H. Kesselheim. Berlin, C. Habel. 1880.

Zozaraten-Schmidt. — Unterrichts-Briefe für das Selbststudium. Spanisch. Von Prof. Dr. Zozaraten und Dr. phil. Alb. Schmidt. Preis 31 — 35. Lection. 61 — 65. 2. Cursus. Leipzig, Verlag des Hausfreundes.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Erwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Natanael.

Novelle

von

Marie von Olfers.

I.

„O fänd' ich doch den Weg zurück!" —

Ein wundervoller Sommerabend sank nieder auf die Erde. Grüngolden leuchtete Busch und Baum, durchsichtige Luft blaute klar und leicht über den erquickten Kräutern. Durch den vielverschlungenen Waldweg wandelte ein glückliches Menschenpaar. Ihr kleines Gepäck hatten sie auf dem nahen Bahnhofe gelassen; im nächsten Dorf waren sie Mann und Frau geworden, jetzt kamen sie heim, gingen in die neue Heimath — ein Zuhause, welches die junge Frau noch nie gesehen hatte.

Keine fröhlichen Gäste, keine liebenden Verwandten waren bei der Feier zugegen gewesen; die Beiden besaßen Nichts der Art, Verena, eine Waise, Justin, ein einsamer Mann, von den freudlosen Existenzen, die so dahin leben. Leben! Weshalb? Ja, wer das wüßte! Ebenso gut könnten sie todt sein. Niemand wäre deshalb schlechter daran und auch ihnen scheint es gleich, ob sie früher oder später in Staub zerfallen. An Heirathen hatte er bis vor Kurzem nie gedacht; im Gegentheil, Frauen waren ihm ein Schrecken. Im Dorf ging die Sage, es wären mit seiner Mutter, einer streng frommen Frau, schlimme Zerwürfnisse gewesen. Jahre lang hatte er sie offenbar gemieden; erst in ihrer letzten Krankheit war er wieder auf dem Gut gesehen worden. Nach dem Tode der Mutter konnte er sich offenbar lange nicht entschließen, seinen Wohnsitz dort aufzuschlagen; endlich war es doch geschehen und nun lebte Justin seit zehn Jahren mit der alten Susanna, einer weitläufigen Verwandten, welche seine Mutter in das Haus genommen, um die Wirthschaft zu führen. Alle glaubten, er würde sie fortschicken; denn er stimmte noch weniger mit ihr, als mit der Mutter; aber sie blieb, fremd gingen sie nebeneinander her, er auf einem Flügel, sie auf dem andern. Ihre harten, nicht unschönen, wie gemeißelten Züge verzogen sich nie zu freundlichem Ausdruck für ihn; wo sie nicht schelten konnte,

sah sie ihn verachtend an und er ließ sich zum Erstaunen der Leute Alles gefallen.

Das wäre nun wahrscheinlich so fortgegangen bis an sein Lebensende, wenn nicht eine Gestalt, eine Offenbarung, dazwischen getreten wäre, plötzlich, wie Licht in eine Kerkerzelle fällt, dem Gefangenen zeigend, was er entbehrt, welch' wonniges Element ihn umspielen könnte, draußen, wo die Andern sind, im Glück, in der Freiheit; er regt sich — er bricht die Ketten — er will frei sein, will leben.

In dem kleinen Städtchen, wohin er so oft gefahren, ohne etwas Merkwürdiges zu erleben, in dem Wirthshaus, in welchem er schon, wie ein auswendig gelerntes Pensum, wußte, was er reden, was hören, was essen würde, hatte er Verena gefunden.

Es war an einem Frühlingsabend; die Luft erfüllt von der ahnungsvollen Schwüle einer verhüllten Sonne. Glänzende Blättchen, neu geschaffen, regten sich keimend an Busch und Baum im geheimnißvollen Wirken und Weben der erstehenden Natur, die sich träumerisch schmückt, abgetönt in Klang und Farbe, bis sie in voller Pracht hinausjubeln darf — wir sind da!

Auf dem kleinen Bahnhof war endlich das wirre Treiben verklungen, verstummt dies eigensüchtige Hetzen, Drängen und Stoßen der Menschheit, wo es gilt, den geringsten Vortheil zu erreichen. Gleichgültig sah Justin darauf herab; nach keinerlei Vorrang in der Welt ging sein Streben. Kleinlich und elend kam ihm dies Alles vor, eng noch immer die Grenzen, wenngleich es jetzt mit Dampf über die ganze Erde ging. Er suchte mehr; in dem tiefen Brunnen der Wissenschaft suchte er nach einem reinen Tropfen aus dem frischen Quell der Wahrheit; nie war ein Wort der Lüge über seine Lippen gegangen.

Drüben lag ein stiller, dunkler Wald, dessen Wiesengänge sich in ein Labyrinth verloren, aus dem hie und da ein lichter Punkt aufleuchtete, weil eben die Sonne, im Versinken das Grau durchbrechend, einen glühenden Blick über die Erde schickte. Ihr Licht streifte eine einsame Gestalt, die allein aus dem Gewühl zurückgeblieben war, verlassen, verloren, wie eine durch wilde Wogen an den Strand geworfene Blüthe. Das dunkle Kleid zeichnete silhouettirend den feinen Umriß gegen den sich lichtenden Himmel, goldene Funken rannen über das Schwarz des Gewandes, über die blonden Haare, und die klaren, tiefen Augen schickten einen langen Blick dem verschwindenden Zuge nach, dessen weiße Wolken, Abschied winkend, verschwebten, angeglüht von dem sinkenden Licht.

Justin fühlte sich sympathisch berührt durch des Mädchens vornehme Ruhe; sie stand, als brauche sie nur die Fittiche zu entfalten, um weiter zu kommen, er aber wußte, wie schwer das war um diese Zeit, noch dazu mit Gepäck, so bescheiden das ihre auch zu sein schien.

Niemand kümmerte sich um die Fremde. Auf Bahnhöfen ist man Verlassene gewöhnt; wer will sich überhaupt aller Verlassenen annehmen — es wäre Danaidenarbeit; Gleichgültigkeit heißt die Parole, mit der man durch die Welt kommt. Obgleich Justin einen großen Theil davon hatte, regte sich doch in ihm Etwas wie Interesse für das Mädchen. Er wollte sehen, was aus ihr würde.

Alles blieb einsam und leer; nur ein kleiner Dachshund legte sich behaglich

auf die Schienen, zum Zeichen, daß sich nun in langer Zeit hier Nichts begeben würde. Justin saß versteckt in einer Art Pergola.

Im Dorfe läuteten die Glocken das Ave Maria. Das Mädchen faltete einfach, fast instinctiv die Hände, nahm darauf ihr Bündel selbst auf und wanderte getrost mit leichten Schritten dem Walde zu. Justin sah ihr zweifelnd nach; sollte er sie in ihrer Einfalt gehen lassen? Er kannte den Wald genau, mit seinen gefährlichen Moorgründen und Torfbrüchen, die sich bis zum Flußbett erstreckten. Mancher war schon hineingegangen und nie wieder zum Vorschein gekommen. Nur wer Bescheid darin wußte, durfte sich um diese Zeit hineinwagen. Es dunkelte und unsicher lag die Ferne im Nebelschleier. Rathlos sah er sich um, ob nicht Jemand da wäre, der sie führen könne; aber es zeigte sich Niemand.

Die feine, edle Gestalt entschwand immer mehr seinen Blicken, bald würde er sie nicht mehr sehen. Da faßte ihn eine jener zwingenden Strömungen der Seele, von denen man sich oft keine Rechenschaft geben kann; unwiderstehlich zog es ihn nach und er folgte, halb widerwillig erst, zürnend, daß sie sich in Gefahr begab; dann mit dem dämmernden Gefühl, es würde süß sein, ihr beizustehen.

Nur ab und zu, wo sich eine Lichtung zeigte, sah er das Mädchen; sie schritt rüstig vorwärts, er nach Jägerart schleichend hinter ihr her, um das schüchterne Reh nicht aufzuschrecken. Traf sie den rechten Weg, so würde er umkehren, ohne ein Wort mit ihr zu wechseln. So gingen die Beiden durch den dämmerigen Wald. Hie und da flötete ein Vögelchen träumend im Nestchen. Plötzlich schien es Justin, nicht er, sondern sie sei die schützende, leitende Macht, er habe nur nachzugehen, um ein großes, niegeahntes Glück zu erreichen. Es war eine wunderbare Verzauberung; er schob sie auf den Frühling, den knospenden Wald, die geheimnißvolle Stille.

An dem Kreuzweg blieb das Mädchen stehen. Man konnte nicht mehr lesen, was auf dem morschen Wegweiser gestanden. Im nächtlich dunkelblauen Himmel funkelte der erste Stern, sie sah durch das schwarze Geäst zu ihm auf und wieder bemerkte er, daß sie die Hände faltete — nur einen Augenblick — dann wählte sie ihren Weg. Justin hatte sie gespannt beobachtet: sie wählte den Weg, der durch den Moorgrund führte — ein sarkastisches Lächeln verzog seinen fein gezeichneten Mund.

„Das hat sie von ihrem kindischen Vertrauen; mit der heiligen Einfalt kommt man hier nicht durch, ein Bischen Wissen wäre besser — wäre die Erfahrung nicht gar so schlimm in diesem Falle, ich gönnte sie ihr wahrhaftig; kann sie nicht bessern Bescheid erfragen, als den aus den Wolken?"

Eine Weile blieb er unschlüssig stehn, dann stürzte er hastig ihr nach durch das Gebüsch und Beide verschwanden den Blicken.

Dicht am Abgrund finden wir sie wieder; er hat sie noch zu rechter Zeit erreicht und mit starkem Arm weggezogen, nicht sehr höflich, derb ungestüm, mit scheltenden Worten; verlegen steht er jetzt vor ihr.

Sie dankt ihm, halb erschrocken und doch so, daß er kein Ende findet. Er erfährt, sie sei die neue Pflegerin für seine alte Tante in Grünbach, eine Kranke, bei der es Niemand länger als vier Wochen aushielt. Man hätte, dachte Justin,

mit einer weniger Jugendfrischen für diesen Posten wahrhaftig auskommen können. —

„Das ist wieder eine rechte Bosheit des Schicksals! Wie oft bringt es uns in schiefe Stellungen, wo wir mehr Schaden als Nutzen stiften und uns zuletzt lebensmüde und hoffnungslos in seine Schlingen verwickeln. Armer Schmetterling — so wird es Dir auch gehn!"

Unter diesen Gedanken schritt er schweigsam neben ihr her, dem Ausgang zu, an welchem das Haus lag.

„Der Bahnhof-Sepp," sagte sie, „wollte mitgehn, aber seine kranke Mutter braucht ihn mehr als ich. Er hat mir den Weg wol zwanzig Mal beschrieben, aber ich war zerstreut."

„Wer auf sich selbst angewiesen ist, soll die Augen offen haben, damit er nicht dem Himmel vorwirft, woran ganz allein die eigne Thorheit Schuld ist."

Am Waldrand schieden sie von einander; als er heraustrat und das Mädchen die Thür hinter sich schloß, schüttelte er den Kopf, wie man sucht, einen Traum abzuschütteln, um wieder zur wahren Besinnung zu kommen, lächelte über sich selbst und kroch in seine grauen, kalten Zimmer, leise an Susanna's Kammer vorüber, damit ihre harte Stimme ihn nicht wecke. Er hörte sie schon in Gedanken, ihr Element war Mißbilligung. Wir hören den Ton derer, die mit uns leben, ehe noch ein Wort gesprochen; darum ist es so wichtig, einen edlen, wohlthuenden anzuschlagen. Mancher wird, ohne es zu wollen, durch eine erste Schärfe in die Caricatur seiner selbst gedrängt. Susanna's Recht wurde meist Unrecht.

Nach acht Tagen träumte Justin noch immer; da ließ er sich sein Pferd satteln und ritt nach Grünbach. — Die Tante hatte ihn gern, weil er sie nicht mit leeren Trostgründen behelligte; wenn sie seufzte: „Glaube mir, mein Sohn, Krankheit ist die schwerste Last des Menschen," sagte er nicht nein dazu. Leiden kannte er und wußte, daß Jedem die seinen als die größten erscheinen; fremd waren ihm nur die Freuden, neu das Gefühl für Verena. Ihm schien, als ob ihn diese lichten, klaren Augen immer fragend ansähen; als könnten sie ihm endlich geben, was ihm fehlte — Ruh' und Frieden. Ihm schien das ganze Leben Last, Irrsal, Verworrenheit, umsonst suchte er sein Räthsel zu rathen — an Ecken und Kanten hatte er sich blutig gestoßen, an Dornen und Disteln die Haut zerrissen, in Steppen und Wüsten fast verschmachtet, hatte er nur das Eine gerettet: innere Reinheit. —

Die Flur war in diesen Tagen mit ihrem grünen Gewande vollkommen fertig geworden, hatte sich mit Blumen gekrönt und lockte nun mit lauer Luft zum Genießen. Wer noch kriechen konnte, kroch hinaus, und selbst die hoffnungslosen Kranken versuchten, ob nicht ihr Lebenskeim an diesem ewigen Lebensquell erstarke.

Tante Brigitte lag in der Veranda, ihre junge Pflegerin ging ab und zu in geräuschloser, sicherer Thätigkeit, wie Jemand, der in richtigem Fahrwasser ist. „Hier," sagte sie lächelnd, „weiß ich besser Bescheid als im Wald."

„Es ist mir lieb," meinte die Kranke, „daß sie mir nicht wieder solch eine

Griesgrämliche ausgesucht haben. Grad unsereins will Gesundheit um sich sehn und haßt seinesgleichen."

Justin durfte nicht viel mit Verena reden; es ist ein trauriges Recht der Leidenden, Hauptsache zu sein. Aber in die Augen sahen sich die Beiden und das noch tiefer als das erste Mal.

Kaum war er zu Haus, drängte ihn sein Gefühl wieder hin. — Seine Sehnsucht nach ihr wuchs von Tage zu Tage. Susanna, die jetzt darum wußte, sah ihm zürnend nach.

„Gutes kann daraus nicht entstehn — was weiß er von ihr, was kann man von einander wissen, wenn man nicht auf dem einzigen Boden steht, wo es noch Treu' und Glauben gibt? Nach so kurzer Bekanntschaft! Dies nimmt er darauf hin und ist doch weit gefährlicher, als mancher Glaubensartikel, den er flieht, als könne er ihn verbrennen. Von welcher Sorte mag sie sein? Justin sagt, ich dürfe meine Ueberzeugungen Niemand aufdrängen, leben und leben lassen, er ließe mich ja auch in Ruh'. Kluger Mann! als ob das möglich wäre! Wenn in einem Raum die Menschen aus verschiedenen Ecken blind auf einander rennen, werden sie sich nicht immer verletzen und stoßen? Ich dächte, wir hätten das genugsam erfahren. So viel Rücksicht hat er aber doch noch für die Todten, daß er mich nicht aus dem Hause weisen wird."

Man sollte denken, Kranke müßten auf den Tod vorbereitet sein; dennoch überrascht er die Meisten. Verdrängt, überkleidet wird der dunkle Gast, der das Fest des Lebens schließt; man weist ihm die Thür so lange man kann, aber er steht immer dahinter und sprengt plötzlich die Pforten.

Tante Brigitte erkannte ihn nicht, als er kam — für sie, wie für alle die Müden, sieht er oft merkwürdig lieblich aus. Mit den Worten: „mir ist so wohl heut', ich glaub' ich werde gesund," schloß sie die müden Augen.

Für Verena hatte sie sorgen wollen — wollen! dabei blieb es. — Nun war Alles vorbei; das Mädchen verlassen, gezwungen, fremden Verwandten Platz zu machen, die ein besseres Recht hatten, hier zu sein — besseres Recht auf Eine im Tode, der sie bei Lebzeiten Nichts geleistet und Nichts gewesen.

Verena, dem Waisenkind, gehörte von Rechtswegen Nichts und Niemand. Ihre Eltern hatte sie kaum gekannt. Wenn sie als Kind nach Verwandten frug, nannte man ihr den Vater im Himmel — der erste Mensch, der ihr nahe trat, war Justin.

Am selben Tag, an dem man den Sarg hinaustrug, stand er neben ihr, die weißen Rosen lagen noch verstreut auf dem Bahrtuch. Es hatte Keiner Acht, was aus ihnen, was aus dem jungen Mädchen wurde: nur Justin war noch da und konnte nicht fort. Er nahm eine von den welken Blumen auf und sagte: „Staub geht zu Staub, die Todten zu den Todten, aber die Lebenden müssen desto fester zusammenhalten, sich stützen, sich helfen. Fräulein Verena, wir brauchen einander. Hier ist meine Hand; haben Sie genug Vertrauen, die Ihre getrost hineinzulegen? Ich sage nicht für ewig, wie es gewöhnlich heißt; ich sage für die kurze Zeit, die den Menschen zugemessen ist."

Zum ersten Male sah er den Strahl der Sterne, von dem ihm alle Freude kam, in feuchtem Schimmer untergehn; ihre Hand suchte die seine, und als er

krampfhaft die Finger um sie schloß, sagte Verena leise aber fest: „Nicht nur für kurze Zeit — für immer Justin."

Heut' kamen sie verheirathet nach Haus.

Nach Haus! ein inhaltschweres Wort — verlockend huschten Ideale an der jungen Frau vorüber. Keine wol, die nicht in solchem Augenblick geträumt hätte und selbst, wenn die Wirklichkeit schöner war als der Traum, mit einer Art Schreck erwacht wäre.

Dies nun war ihre neue Heimath — starr, steinern wie ein Fels, der nackt aus der Erde hervorragt, lag sie vor ihr, kaum daß sich eine Blume zeigte. Ein niedriges, schmuckloses Gebäude, umgeben von Kletten und Disteln, bedeckt mit Staub, umstrichen von einem Rudel hungriger, keifender Hunde. Hier konnte sich weder Mensch noch Thier wohl fühlen.

In der Thür stand eine ebenso schmucklose Figur unbeweglich, als wäre sie auch aus grauem Stein, farblos Gesicht und Kleidung, kein Willkommen auf den bleichen, fest aufeinander gepreßten Lippen — die weißen Haare in einem entschlossenen Wirbel, aller Schönheits- und Freiheitslinien spottend, fest am Kopf zusammengedreht.

„Muhme Susanna," erläuterte Justin und setzte wie entschuldigend leise hinzu: „Ein Vermächtniß meiner Mutter; sie lebt hier, weil Niemand sonst sie haben mag, sie ist zu fromm für diese Welt."

„Kann man das sein, Justin?"

„Es scheint doch — im Dorf heißt sie der fromme Satan. Sie wird Dir, fürcht' ich, schon die Hölle heiß machen."

„Ich habe keine Furcht."

Während sie heran kamen, hatte sich ein großer Streit zwischen Susanna's Angorakatzen und Justin's Hunden erhoben, Justin wehrte ihnen rauh, als sie mit ihren schmutzigen Schnauzen die junge Frau umschnoperten. Einer aber, der alte Grunzer, knurrte ganz vernehmlich und wies die Zähne, worauf er einen Stoß bekam, der ihn heulend in eine Ecke sandte.

„Justin!" rief die Alte, „der Hund Ihrer Mutter!"

„Merken Sie sich's, Susanna, ich leid' es nicht, daß Jemand mich anknurrt in meinem Hause — mich — oder die, die mir angehören — es ist gut, wenn sich Jeder das von Anfang an merkt."

Verwundert und betrübt stand Verena von Weitem; sie suchte den Hund wieder anzulocken.

„Er kennt mich nur noch nicht," sagte sie, „ich werde schon Frieden halten."

„Da müßten Sie ein Engel sein, und an die glaubt man hier im Hause nicht," erwiderte Susanna.

Verena war in die Thüre getreten; in ihrer kleinen ärmlichen Zelle hatte es nie so verlassen und verrottet ausgesehen, obgleich nichts Kostbares darin gewesen. Nie blieb sie schmucklos, wie diese kalten, grauen Wände.

Wer will sagen, worin der Zauber liegt, der über manches arme Eckchen einen goldenen Hauch legt, der oft dem reichen Hause fehlt. Bald hängt's an einem Blüthenzweig, an einem bunten Fetzen, oder verbirgt sich in einer graziös gesteckten Falte. Hier war Nichts davon, kahle, unschöne Wirklichkeit, elend,

ruppig wie vergangener Putz, der nie hübsch gewesen. Ein Licht mit langem Docht auf dem Tisch, eins in einer Flasche, aus dem Sopha drang das Polster, die Kukuksuhr stand — der Tisch wackelte auf seinen Beinen — das Ganze in grauem Staubüberzug und Spinnwebschleiern. Stumm stand die junge Frau und betrachtete ihr neues Reich.

„Sage nur," rief Justin herb, „Du hast es Dir nicht so schlimm gedacht; erst seitdem ich Dich hineinführte, sehe ich, wie garstig es ist."

Sie schlang die Arme um den Geliebten. „Gut, daß ich kam," sagte sie; „in welcher Umgebung hast Du bis jetzt gelebt! Nun soll Alles anders werden."

„Wo es innen kalt und dunkel ist, wird es nicht licht werden, so viel man auch an den Ausputz wendet," murrte für sich Susanna und schlorrte fort, gefolgt von ihrem ganzen Katzen-Hofstaat, dem die Hunde nachbellten.

Justin drückte Verena fest an sich und flüsterte: „Ja, es wird mit Dir Alles hell werden — Du bist mir Licht, Sonne, Himmel, ich verstehe selbst nicht, wie ich ohne Dich leben konnte."

II.

Wer will es sagen, wo Dein Zauber liegt,
S'ist Zauber eben und ich bin besiegt.

In Justin's Staubnest war's wirklich unmöglich zu hausen, wenngleich sich Grunzer und er früher ganz glücklich darin gefühlt. Grunzer hatte stundenlang am Fenster gesessen, auf dem schäbigen, zerplatzten Lederstuhl über die weite Ebene, die Düngerhaufen hinwegstarrend, sich nichts Besseres wünschend, während sein Herr, vertieft in wissenschaftliche Probleme, am tintenbefleckten Schreibtisch die Wirklichkeit vergaß. Justin war kein Landwirth, glücklicherweise sein Verwalter ein desto besserer, sonst wäre der Verfall, der in jeder Vernachlässigung der Pflicht liegt, augenscheinlicher gewesen. So bemerkte er die Mängel nur, als Verena in sein Haus trat.

„Laß mich etwas Ordnung und Anmuth in die Sache bringen," sagte sie, „Du wirst Dich wohl dabei fühlen. Unbewußt thut es Jeder, und oft der am Meisten, der sie am Wenigsten für sich zu schaffen weiß."

„Was willst Du mit all' diesem Gerümpel zu Wege bringen," entgegnete er muthlos; „suche dergleichen zu vergessen, wie ich es thue; was liegt an Formen, äußeren Dingen! Können sie uns den geringsten Schmerz tragen helfen? Die kleinste Lücke ausfüllen?"

„Das nicht, Justin, Trost muß uns von anderer Seite kommen, und doch liegt in äußeren Dingen mehr, als Du denkst; sie sind ein Abdruck unserer Selbst."

„Danke für das Compliment," sagte er finster; „aber Du könntest am Ende Recht haben, ich fange an, es zu fühlen, Du hast mich verwandelt. Verwandle nun auch das Haus, wenn Du kannst; gib diesen Räumen Dein Gepräge, liebe Seele; mach' ein Stückchen Himmel daraus für uns zurecht."

Susanna war sehr bös über seine Nachgibigkeit.

„Unsereiner konnte sich todt reden, er ließ Nichts machen. Wie oft hab' ich ihm gesagt: Hier müßte erst das Unterste zu Oberst gekehrt werden, wenn

Ordnung geschafft werden sollte — wir verstanden Nichts, sahen Alles durch gefärbte Brillen — wenn wir rechts sagten, ging er gleich links. Freilich, wer die Wahrheit geigt, dem schlägt man die Fidel um die Ohren."

„Es kommt auf den Ton an, in dem man geigt, Susanna; vielleicht haben Sie nicht den richtigen Ton getroffen?"

„Den richtigen Ton" — wiederholte die Alte und sah sie streng an; „freilich nicht, wenn Sie Kniffe und Lügen und Schmeicheleien darunter verstehn. Es gibt nur eine Wahrheit — wehe dem, der sie nicht erkennt und bekennt — aber davor schrecken liebenswürdige Leute gern zurück, machen einen kleinen Vertrag mit der Verstellung und bleiben lieber allen Leuten angenehm. Ich halte aber noch am Bekenntniß, Frau Verena."

„Worte verwirren, Susanna; das Leben mag reden."

„Das Leben," antwortete sie scharf, „bringt noch mehr Aergerniß und Verwirrniß — die besten Handlungen sehen oft wie die schlechtesten aus und umgekehrt — wer will da das Heilige heraus erkennen?"

„Mag es auch eine Weile verborgen bleiben — die Bäume stehen auch dürr und kahl im Winter und steckt doch Leben und Frühling darin."

„Wo sich Leben dann aber regt unter der Eiskruste, kommt es hart, scharf wie ein Zerstörer — wirft die dürren Blätter herab — bricht die morschen Zweige — wehrt sich gegen Tod und Untergang."

„Als ob es untergehen könnte, Susanna!"

Bewegt faßte diese mit knorrig verarbeiteter Hand die zarten der jungen Frau. „Sie sind der Unsern Eine," rief sie; „Sie werden mir beistehen, Sie werden auf meiner Seite sein?"

„Religion," antwortete sie, „ist keine Parteisache. Steht sie nicht über uns, wie blauer Himmel — Keiner reicht heran. Wollen wir Drei denn nicht zusammengehen — drei Menschen, verbunden durch ein und denselben Weg, und die sollten sich nicht zusammenfinden?"

„Wenn das möglich wäre! Freilich, was können Sie davon wissen, Frau Verena — junge Leute hoffen immer — alte könnens nicht mehr — das ist der Unterschied."

„Wir können und sollen es immer, Susanna — unsere Hoffnung geht über die Zeit hinaus."

„Desto schwächer ist sie für hier."

„Nein!" rief Verena, „ich fühle mich stark, Gegenwart und Zukunft sicher in ewigem Licht."

Susanna staunte, wie sich unter den geschickten Fingern der Ausdruck der Zimmer verwandelte. Nur eine schlimme Stelle blieb: ein großer, dunkler Fleck an der Wand. „Offenbar hat hier ein Bild gehangen," sagte Verena.

„Das hat es auch," entgegnete die Alte, „und welches! Es hing hier, so lang' das Haus steht, bis zum Tode der gnädigen Frau — wir nannten es unsern Altar."

„Wer hat gewagt, es fortzunehmen, Susanna?"

„Ich selbst, Frau Verena — ich hatte meine Gründe dazu. Nun steht's gegen die Wand gekehrt in der Bodenkammer. So schlecht der Platz ist — es

ist dort besser als hier. Ich nahm es fort, ehe der junge Herr wiederkam — nicht aus Schonung für ihn, aus Schonung für das heilige Bild."

„Justin ist doch kein Bilderstürmer, Susanna —"

„Wer das Heilige verachtet, bei dem weiß man nie, was er ist und was geschehen kann. Sie können es vielleicht wieder aufhängen, Sie können ja Alles mit ihm machen. Es wäre eine rechte Genugthuung für mich, wenn das alte Familienstück wieder dort hinge, aber ich habe nicht dazu gerathen."

„Es soll wieder dort hängen, Susanna."

Die Alte führte Verena durch das Labyrinth dunkler Gänge bis zu einer engen, kleinen Kammer voll Sonnenschein. Als sie das Bild dem Lichte zuwandte, war's, als ob man einen Schatz aus der Erde hebt. Die Gesichter der Engelchen lachten ordentlich mit ihren grüngoldenen Käppchen aus dem Staub der Umhüllung hervor, und die strahlenden Kronen der Könige funkelten geheimnißvoll. Das Bild war gefaßt wie ein Altar, offenbar ein Werk altitalienischer Kunst. Ganz verloren im Anblick stand Verena da — die Alte sah ihr über die Schulter.

„Welch ein Kleinod!" rief die junge Frau, „und das vergrabt Ihr hier? Dies Bild kann nur Freude bringen. Geschwind, Susanna, helfen Sie mir es an die alte Stelle hängen, von der es nie hätte genommen werden dürfen."

„Meinethalb versuchen Sie's, aber ich stehe nicht für die Folgen," antwortete sie kopfschüttelnd.

Durch das Bild bekam das Stübchen eine Weihe, als hätte man in einen Krautgarten eine Lilie versetzt. Verena freute sich wie ein Kind darüber. „Nun erst," sagte sie, „fühl' ich mich wirklich zu Haus; diese tiefe Gluth der Farbe erwärmt dies kalte, gleichgültige Grau, und all' die Gestalten, die mich von Kind auf umringten, sind wieder da und grüßen mich heimathlich."

Als Alles fertig war, trat sie allein vor die Thür, um Justin zu erwarten. Es war ganz still draußen, keine Sonne mehr, kein Stern, Alles finster — nur drüben, über dem Fluß, schimmerte das stetige Licht des Leuchtthurmes, der am Eingang des Meeres stand. Von dort mußte er kommen, er war auf einem entfernten Vorwerk gewesen; sie wußte, er ging durch den Wald. In ihrer Seele tauchte der erste Gang mit dem Geliebten auf. War das nicht ein Wunder, wie sie sein Herz so schnell gewonnen? und das ihre zurückgegeben? Ein Bewußtsein ihrer Macht überkam sie — zugleich ein Gefühl der Verantwortlichkeit und tiefster Demuth. Sie faßte das kleine Kreuz, welches ihr als einzigen Schmuck die sterbende Mutter umgehangen, und umschloß es fest mit den Händen.

So fand sie ihr Mann. Er löste die zarten Finger und legte ihre Arme um seinen Hals. „Du hast an Anderes gedacht, als an mich," sagte er leidenschaftlich; „ich habe mich den ganzen Tag verzehrt nach Dir — Du bist mein Gebet, Verena — ein inbrünstigeres gibt es nicht — aber es ist an Dich selbst gerichtet."

„Wie wenig könnt' ich Dir geben, wenn ich es von mir allein hätte."

„So kann ich den Himmel, der Dich machte zu dem, was Du bist, nicht anders als in Dir lieben. Glücklich, wer aus ewiger Fülle zu schöpfen glaubt und Alle, die um ihn sind, damit erquickt."

Sie gingen miteinander in das Zimmer — es war drinnen noch dunkel — die Alte hatte keinen Muth, Licht zu bringen. Zitternd zündete sie Verena die Kerze an. „Es ist ein gefährliches Spiel," murmelte sie. „Wenn wir es nur gewinnen! — Ahnungslos geht dies unschuldige Gemüth hinein. Nun, manchmal ist das im Leben das Beste."

Verena trat, die Hand vor der Leuchte, ein, als aber das grelle Licht auf dem Bilde blitzte und das Gold des Rahmens aufleuchtete, erblaßte Justin. Er stand auf, die Hand abwehrend dagegen erhoben, seine Züge verfinsterten sich. „Wer brachte das Unglücksbild hierher?" rief er. „Hoffe nichts Gutes davon, Verena! Mache nicht gemeinsame Sache mit Susanna — es gibt eine Stelle, die darf Niemand berühren und darauf bin ich Niemand die Antwort schuldig, als mir." Sie rief ihm noch nach, aber er wollte Nichts hören, sondern verschwand vor ihren Augen in der Dunkelheit, und sie hatte nicht den Muth, ihm zu folgen.

„In welche finstre Verwirrung bin ich hineingerathen — was ist hier früher geschehen, Susanna?"

„Die Sache wird nicht lustiger und heller scheinen, wenn ich sie aufkläre, Frau Verena."

„Ich will volle Wahrheit; was kann Justin beim Anblick dieses Bildes so erschüttern?"

„Der Tag, an dem er es zuletzt sah, hält Gericht über ihn; sein böses Gewissen sprach. Verzeihen Sie, daß ich es sage, es ist doch Ihr Mann, aber Sie wollten Wahrheit, die kann Mancher nicht vertragen, wie sehr er auch darum frägt. — Herr Justin war ein halbwachsener Bursch, als ich in das Haus kam. Die gnädige Frau nahm mich her — ich war nah' verwandt, allein und hilfsbedürftig. Man konnte nicht sagen, daß der Sohn damals ein wilder Geselle gewesen — im Gegentheil, verstockt, still und stumm, man hörte oft wochenlang kein Wort von ihm und wer seinen eisernen Charakter nicht kannte, nannte ihn sanft und fügsam — ja für Alles, worauf es *nicht* ankam! Wenn andere Knaben sich im Freien tummelten, saß er über seinen Büchern; zur Zeit, wo sie Märchen lasen, studirte er Bücher, an denen sich die Großen verwirrten, wollte wissen, was Keiner weiß — wollte klüger sein, als seine Voreltern — das thut der Jugend nicht gut — Eins nur ist zu wissen noth —"

„Können Sie mir nicht kurz sagen, was geschah, Susanna? — Die Hauptsache —"

„Die Hauptsache — als ob sich nicht Alles aus Kleinem zusammenfügte, wie ein Dom aus Staub und Stein — es gehört Alles dazu, Frau Verena! Genug, er lebte ein abgeschiedenes, gottloses Leben. Nicht als ob er mit leichtsinnigen Gesellen sich die Zeit vertrieb, er war immer allein — allein mit seinen frevelhaften Untersuchungen. Seine Mutter stammte aus einer frommen Familie; er ist der Erste, der das verleugnet und hochmüthig einen neuen Weg geht. Kein Befehlen, kein Bitten, kein Drohen half, ohne Sacrament, ohne Beichte, ohne Gott ging er dahin — dem Leichtsinnigen hätte sie es eher verziehen. Mit dem Böswilligen gab es immerfort Scenen, kein Tag verging ohne Streit — der gnädigen Frau zitterten oft alle Glieder — ihre Herzkrankheit

hatte sie auch davon. Was sollte ich machen? Ich stand zwischen Beiden, wie zwischen Thür und Angel — die Leute sagen, ich habe Oel in das Feuer geschüttet — mag sein; besser ein Brand, als dies schwächende, fressende, um sich greifende, verborgene Unheil. Nach solchen Auftritten verschwand der Sohn oft wochenlang. Es hieß, er wäre in der verfallenen Waldhütte, äße und trinke kaum, und sähe elend aus — er hatte doch seine Mutter lieb, solch eine Mutter, eine wahre Heilige! Das Zerwürfniß endigte in einer Jahre langen Abwesenheit, wer weiß, wo er sich da herumgetrieben. Dann wurde die gnädige Frau schwer krank; wir spürten ihn auf, ich schrieb, er antwortete nicht — da schrieb die Mutter mit zitternder Hand selbst — darauf kam ihr Sohn. Wir fanden ihn verwandelt — hohläugig, weniger scharf. Er mußte doch noch immer nicht die Entdeckung gemacht haben, die ihn befriedigen sollte. Niemand hörte von ihm ein böses Wort — nicht einmal ich — er wich nicht vom Krankenbett und sie sprach oft mit ihm, immer über denselben Punkt. Jetzt schwieg er darauf. Sie lag wol ein ganzes langes Jahr schwer krank unter diesem Bild — wie oft hat sie auf die Kreuzigung gewiesen und gefragt: „Glaubst Du, daß man noch mehr leiden kann, als ich, Susanna?" Ihre Krankheit war eine von den schmerzhaftesten; aber sie sollte an sich selbst erfahren, daß es möglich war, und daß durch den Sohn — —"

Die Alte hielt inne. Verena saß, den Kopf gebeugt, die Hände verschränkt, ihre Gestalt umgeben vom Schimmer der Lampe, um welche die Falter geängstigt flatterten; bald hier, bald dort sank einer halbtodt nieder — sie blickte auf ihre Zuckungen, wie man zerstreut das Gefühl der Umgebung hat und den Vergleich zieht mit dem, was die Seele im tiefsten Innern beschäftigt.

Als die Alte beharrlich schwieg, regte sie sich wieder und frug: „Ist das Alles, Susanna?"

„Nein, Frau Verena, aber was nun kommt, geht schwer über meine Lippen. Wenn ich auch noch so alt werde, der Tag ist mir wie eingebrannt. Am Abend vorher, ich saß am Fenster, es war eine laue Sommernacht, hörte ich, wie sie miteinander redeten. Sie sagte mir nachher: „Ich hab' mir mein Kind noch ein Mal mit Schmerzen erkauft, Susanna — meine Leiden haben ihn überwunden, sie sollen mich nicht reuen, ich litte sie gleich zum zweiten Male, wenn es um diesen Preis gefordert würde" — und was sie gelitten, weiß ich und er am Besten. Am nächsten Tag trat er mit einem Ausdruck an mich heran, wie ich ihn noch nie gesehen — denn froh war er nicht, und sprach: „Das räudige Schaf wird rein werden, Susanna; ich trete ein in die Herde. Wenn nur die kleinste von der Mutter schweren Leidensstunden dadurch erleichtert wird, warum sollte ich es nicht thun? Es ist eine Ceremonie wie manche andere." Erschreckt sah ich zu ihm auf. „So dürfen Sie nicht zur heiligen Communion gehen." — „Wer will es mir verbieten — der Priester? Ein paar pietistische Redensarten werd' ich für diesen frommen Betrug schon aufbringen — ich hab' es bei ihnen gelernt, Susanna — —." Es war ihr Todestag. Wir standen Alle um das Bett unter diesem Bild, das zum Altar hergerichtet war. Der Priester stand in unserer Mitte — Justin war zur Beichte gegangen und sollte nun mit uns das heilige Abendmahl nehmen — zum ersten Mal in seinem

Leben. Er sah aschbleich aus, fast bleicher als die Sterbende — mir war angst, was sollte daraus werden! Nun kam der Augenblick; die gnädige Frau nahm verklärt die heilige Zehrung — starr sah er auf sie hin — die Reihe kam nun gleich an ihn; die Mutter hatte sich aufrichten lassen, um den Sohn zu sehen — erst machte er Miene, die heilige Hostie zu nehmen, dann aber wandte er sich schaudernd ab — ein halberstickter Schrei folgte — er kam von der Sterbenden — Alles gerieth in Verwirrung, wir wandten uns ihr zu, aber ihr war nicht mehr zu helfen — sie war hinüber — war todt — — —. Der Sohn warf sich über sie, rief sie mit den zärtlichsten Namen — beschwor sie, ihn nur ein Mal noch anzusehen — die Lippen sprachen nicht mehr, die Augen blieben erloschen. Er hat sie nicht begraben sehen, noch in dieser Nacht war er fort. Lange Jahre hörte nur der Verwalter von ihm — endlich kam er zurück —"

„Das Bild muß fort!" rief Verena, „schnell, Susanna, helfen Sie mir, es abhängen — o hätt' ich das gewußt —."

Als Justin am Morgen zurückkam, er hatte die Nacht in der Waldhütte zugebracht, fand er die Eindrücke des Abends verlöscht — das Bild verschwunden — in dem freundlichen Zimmer stand, mitten auf dem Tisch, ein großer Strauß duftender Waldblumen, noch ganz besprengt und blitzend von Thau. „Ich suchte Dich," sagte sie, „und das sind meine Zeugen. Dein Haus soll sein, wie Du es haben willst, Justin — bist Du nicht Herr darin? — und Deine Frau wird Dir zur Seite stehen. Hättest Du nicht die Wunde vor mir verborgen, nie hätte ich sie mit ungeschickter Hand berührt. Mir gehören Deine Leiden, Justin, wir gehören einander ganz. Wandern wir nicht zusammen einem Ziele zu — dem Tode? Welchem? Dem, der zum ewigen Leben, oder zur Vernichtung führt — wer weiß es, wer will es sagen? Eins weiß ich nur: ich will bei Dir sein. Laß uns getrost von Tag zu Tage gehen, uns führt ein heiliger Bote — die Liebe."

Er drückte sie stumm an sich und es wurde kein Wort mehr von dem Bilde gesprochen.

III.

Das Schicksal hielt mir nicht, was es versprochen.

Wer ein Stückchen irdischer Seligkeit sehen wollte, der mußte in dies früher so düstere Haus blicken. Jeder dehnte und streckte sich, sicher, daß seine Eigenthümlichkeit respectirt wurde, kein hartes Wort erklang, keine finstere Physiognomie trübte sonnige Tage. Selbst die alte Susanna hatte in strenger Haltung nachgelassen, ihre Stirnfalte begann sich zu glätten, der gespannte Ausdruck, als säße sie gegen jeden Angriff gewappnet da, verschwand — Grunzer bekam Anwandlungen von Zärtlichkeit und Jugend; sogar die zornige Angorakatze sträubte seltener ihren buschigen Schwanz.

So viel kann in kurzer Zeit eine freundliche Seele gut machen, was finstere und strenge verdarben. Man darf sie nicht verwechseln mit den landläufigen guten Menschen, deren bequeme Unbedeutendheit ihnen den Ruf macht, selten im Wege zu sein. Wer dennoch darüber hinweg muß, merkt dann erst, mit welchem Kloß er es zu thun hat. Dies ist eine andere Art; klug ist ihre

Güte, fein ihr Blick für Haus und Welt, fremd nur im Gemeinen, sonst bekannt, vertraut mit jeder Richtung. Für Jeden, für Alles, finden sie das rechte Wort, den rechten Blick — dem Anschein nach bescheiden wie eine kleine Frühlingsblume, tragen sie in ihrem Kelch den ganzen Duft eines ewigen Lenzes.

Verena's Lieblingsplatz blieb die Moosbank am Teich. Gelbe Iris umstanden ihn und rosenrothe Schilfblumen bildeten mit ihren breiten Dolden Tanzböden für Libelle und Schmetterling. Ein schattiges Lindendach überwölbte die Stelle, Verena saß mit Justin darunter; Gras und Blumen, zu Heu geschnitten, veränderten duftend Farbe und Gestalt — sie lagen in Reih und Glied und starben im Wohlgeruch. Verena's schlanke Finger webten eifrig und er hatte seine Gedanken dabei.

„Du hast Deine zweifelnde Laune ganz abgelegt," sagte sie lächelnd. „Mit welcher Gewißheit Du Deinen Sohn erwartest — einen Sohn! Und wie Du das sagst — und was Du schon Alles mit ihm vor hast — in manchen Dingen hast Du eine Glaubensfähigkeit, um die ich Dich beneide. Mir ist oft Angst um unser Glück — es ist solche zerbrechliche Sache, irdisches Glück —"

„Und doch ist Glück der einzige menschenwürdige Zustand. Laß uns genießen, was wir dem Schicksal abringen können."

„Das ist hier auf Erden manchmal recht wenig, und das Wenige nicht lang, ich brauche mehr, Justin."

„Ja, was man brauchte! — Aber Märchen genügen mir nicht, Verena. In jetziger Zeit braucht man wenigstens wahre Geschichten — Dinge, die Stich halten."

„Ich erst recht," sagte sie, „Eure Erklärungen genügen mir nicht. Eh' Ihr nicht Alles wißt, bleib' ich lieber wie ich bin — und glaube an Märchen."

„Ich wollte Dich auch nicht anders — an Dich glaub' ich und mit Dir an ein ewiges Glück — denn ohne Dich ist mir alles todt."

Oft scheint es wirklich, als ob das Glück einen festen Bau ausführe, der nur in langer Zeit zerfallen könne; Stein auf Stein fügt es zusammen, immer schöner, immer herrlicher, und man richtet sich darin ein, sicher, behaglich und verlernt für ein Weilchen mit der Vergänglichkeit zu rechnen — diese große Schuld, die wir immerfort abzutragen haben, und mit der wir immer wieder gefaßt werden, um uns zu sagen — was bist Du? was hast Du? Nichts. —

Es wurde Justin ein Sohn geboren. —

Der Vater war ganz unsinnig vor Freude. Stundenlang konnte er sitzen und seines Kindes erwachende Kraft prüfen. Der Anblick dieses Lebensräthsels gab ihm mehr zu denken, als all' seine Bücher. Wie diese rosigen Fingerchen sich geformt, dies Körperchen sich gestaltet, welche Seele in der Hülle wohne, wann sie zum ersten Mal lächeln, wann reden würde — welche Sprache. Wie herrlich, diese geheimnißvolle Knospe zu belauschen in Wachsthum und Entfaltung. Er würde ihr Nichts in den Weg legen, frei sollte sie aufblühn, nach ihren eigenen Gesetzen — allein nach den Gesetzen der mächtig wirkenden Natur. In dieser Verzauberung, ausgehend von einem hilflosen, kleinen Ding in Windeln, traf er sich mit der sonst so abweichenden Susanna. Niemand hätte in ihr eine Kindermuhme erwartet, und doch schien es, als habe sie jetzt erst ihre wahre

Bestimmung erreicht. Besser geborgen als in diesen kräftigen, nie ermüdenden Armen konnte das Kind nicht sein. Hier wurde Starrheit, Consequenz, Schwerfälligkeit ausdauernde Güte und Geduld — Mißtrauen, Vorsicht, Sorgfalt und wie die Tugenden alle heißen, die man in der Kinderpflege haben muß.

Darüber kam der Winter; er umgab die glücklichen Menschen, als wär er der Lenz eines neuen Glücks. Oft war Verena in dem kleinen Zimmer, wohin sie das verstoßene Bild gebracht. Sie hatte es zur kleinen Kapelle hergerichtet. Alle Morgen stand ein frischer Zweig davor, sei's auch nur ein immergrünes Tannenreis, noch beglänzt vom Reif. Justin wußte darum, er ließ sie gewähren; aber er ging nicht mit hinein und sie redeten auch nie zusammen davon.

Die alte Susanna war die Erste, auf deren Stirn die Sorge wieder auftauchte.

„Ich versteh' mich zwar nicht auf solche kleine Dinger," sagte sie zu Verena, als sie einmal allein waren, „aber es ist etwas nicht recht mit dem Kind. Dem Balthasar sein Mädchen, es ist in derselben Nacht geboren, hebt schon den Kopf ganz anders und die Mutter hat kaum genug für sich selbst, geschweige denn für das Balg — wie derb und gesund es aussieht — freilich unser's ist weit schöner und zarter, aber um sich schauen könnt's doch schon."

Ja, um sich schauen müßt' es längst — plötzlich wird es der Mutter klar; sie reißt es fast Susanna aus dem Arm.

Es ist die erste heftige Bewegung, die die Alte an ihr gesehn hat, sie sucht mit allen Künsten des Kindes Blick zu fesseln und zu leiten — umsonst; die blauen Augen blicken träumerisch weit, als sähen sie in eine ferne Welt — nicht was dicht bei ihnen war, nicht die Freude, nicht die Sorge in der Nähe.

Beide Frauen standen darüber gebeugt, als Justin eintrat. — Wie würde er es tragen? — welchen Trost könnten sie ihm geben — sie wußten keinen.

Er kam, ahnungslos — pfiff sich ein lustiges Lied, nahm den Kleinen, sagte ihm tausend Zärtlichkeiten, auf die er keine Antwort erwartete und keine bekam, wie er es so oft that. Draußen heulte der Sturm die Begleitung, schwere Schneewolken wälzten sich am Himmel und die Krähen kreischten unheilvoll. Was kümmerte es ihn? Hielt er doch sein Glück verkörpert, warm, lebendig in seinen Armen. Verena wagte nicht, ihn aufzuklären bis sie Gewißheit hatte. Sie kam mit einer anderen Sache, die ihr schon lang am Herzen lag.

„Ich möchte mein Kind taufen lassen," sagte sie zaghaft.

„Meinethalb," antwortete er, „hätteſt Du es lang thun können. Meinst Du, ich wolle anderen Menschen meine Ueberzeugungen aufzwingen? Gib unserm Liebling so viel von Deinem Segen mit, als Du irgend kannst, Verena."

„Das Kreuz hat er schon," murmelte die Alte für sich hin, „das kann ihm Keiner geben oder nehmen."

„Ich möchte ihn Nathanael nennen," fuhr sie fort.

„Nenne ihn so," antwortete er, und legte ihr das schlummernde Knäbchen in den Schoß, „manchmal glaub' ich selbst, es könne ein Gottgesandter sein."

Es war ein nackter, kahler Wintertag, an dem das Kindchen getauft wurde, kaum daß man einen Zweig fand zum Schmuck für den Altar. Ein schlichter,

einfacher Pfarrer hielt die Rede; Justin stand unter dem Bild, sein Kind im Arm. Verena hing Natanael das kleine, goldene Kreuz um von der Großmutter. Heut' wollte sie ihrem Mann die Wahrheit sagen — sie war beim Arzt gewesen, sie wußte, alle Hoffnungen Justin's waren zerstört, das Kind würde nie werden wie andre Kinder — nie brauchbar für diese Welt — es war blind.

Mehrmals versuchte sie, ihn selbst darauf zu bringen; aber er war so sicher in seinem Glück, daß ihn Nichts erschüttern konnte. Als sie es ihm endlich sagte wie sie allein waren, fuhr er auf. „Das ist nicht wahr! Das hat gewiß Susanna aufgebracht — sie kann Nichts als Unheil stiften! Wir sind ja Beide gesund — nie ist etwas der Art in der Familie gewesen — es ist nicht möglich — es kann nicht sein!"

Langsam kam ihm doch die Erkenntniß. „Du hast Recht, Verena — ein unglückseliges Kind — unglücklich für sich und unheilbringend für uns Alle. Welch eine Existenz! — Das Thier ist besser daran. Warum mußte es leben, Dir und mir zur Qual." —

„Ich liebe es dennoch," sagte sie schüchtern. —

„Ich aber," fuhr er auf, „muß es hassen, weil ich Dich liebe — wie wird es Dein Leben vergällen! Sein Sklave wirst Du werden — wirst Körper und Geist vergeuden an Einen, der nicht einmal fassen kann, was Du für ihn aufgibst — ich sehe das ganze elende Schicksal vor Augen — es ist Nacht um uns geworden, Verena."

„Ueber kurz oder lang werden Sterne kommen —"

„Deine Herrlichkeiten da droben stehn mir zu fern," entgegnete er finster, „und wenn ich an Etwas glaubte, könnte es nur an den Bösen sein — an einen Vernichter — an Einen, der Freude hat am Zerstören — hättest Du nicht Glück verdient und bist tief unglücklich!"

„Unglücklich," wiederholte sie, „ist nicht das rechte Wort. Mein Glück ist nur Etwas weiter hinausgeschoben — und selbst für unser Kind. Blinde Augen Justin, finden sich oft besser zurecht, als sehende."

Er schwieg darauf, ging aber nicht mit hinein und sah nach seinem Knaben, wie er es sonst jeden Abend gethan. Verena trat allein an das Bettchen — schlafend sah ihr Kind aus, wie andre Kinder, wie der Bote, den sein Name bezeichnete. Sie faltete ihm die kleinen Hände und sprach für ihn den Abendsegen. In der Nebenkammer machte sich Susanna zu schaffen; der Mond schien grell auf die weiße Fläche draußen, Alles zeichnete sich schwarz und hart ab.

„Nun hat er's und kann darüber nachdenken," murmelte sie; „wenn das nicht eine offenbare Strafe ist, eine Zuchtruthe! Ich möchte es ihm nur einmal wieder sagen können; aber ich weiß nicht, in der Gegenwart dieser jungen Frau bring' ich kein Wort heraus. Mir ist immer, als ob sie mir den Finger auf den Mund legt und bittet: halte Frieden! Frieden! er kann keinen haben, er soll keinen haben —"

Aber trotz dieser kriegerischen Aeußerung schwieg Susanna für heute.

IV.

Blüht dem Keim, dem weltgebornen,
Nirgends mehr ein frisches Hoffen? —

Es war wirklich ein Jammer mit dem Kind, zwei Gesunde hätten nicht so viel Noth gemacht — an Körper und Geist schwach, das Seelchen nur ab und zu sichtbar, wie ein erlöschender Funke, ein Irrlicht, bald hier, bald dort aufflackernd — dann wieder zurücksinkend in unergründlich dunkle Nacht.

Wo das Kind vorübergetragen wurde, flüsterte man und wandte sich mitleidig ab, um seinen Lenz standen nicht die tausend Freudenblumen der Kindheit. Das Vögelgezwitscher der Gefährten verstummte, wo er erschien; einsam wuchs er heran, immer am Rock der Mutter oder am Schlepp von Susanne.

Beide liebten es zärtlich, wie man liebt, was man pflegt, mit der größten Kraft der menschlichen Seele. Mitleid — Justin hatte keins; fern, zürnend dem Geschick, das vor seinen Augen täglich neu sein Glück zerstörte, wie dem Tantalus die Zweige voll lockender Früchte nur zeigte, um sie vor den lechzenden Lippen zurückzubiegen. Hart, ungerecht war er gegen das Kind. Wo er konnte schlich sich der Knabe fort. Erst wenn dieser Alp, der ihn bedrückte, zur Ruh' war, wurde Justin wohl und er fing an aufzuleben.

Er drang immer eifriger in Verena, das Kind fortzuthun. „Es wird es kaum spüren, und Du vergehst dabei; soll eine Existenz nutzlos von der andern verschlungen werden? Wenn jetzt ein neues Glück uns geschenkt wird, ihm wirst Du leben müssen. Willst Du wegen des hoffnungslos Kranken den Gesunden in Gefahr bringen?"

„Ich kann Den nicht lassen, der mir anvertraut ist, Justin; was uns sonst noch beschieden ist, wer weiß es — es ist Alles unsicher hier in der Welt."

„Zwei solche" — hub er an, vollendete aber nicht. „Es ist zu sehr wider die Natur, wir werden jetzt ein neues Leben beginnen, Verena — laß uns glücklich sein."

„O," rief sie mit dem vollen Ausdruck der Zärtlichkeit, „ich bin es Justin, wenn ich mein Kind nur pflegen darf. Weiter verlang' ich Nichts; nie geb' ich es fort — Einer nur kann es mir aus dem Arm nehmen —"

„Solche Kinder bleiben meist leben, so wenig sie dazu taugen."

„Justin!" rief sie schmerzlich, „Eure offnen Augen und Nützlichkeitsprincipien sind das Grausamste, Brutalste, was ich mir denken kann — nie darfst Du dergleichen wieder sprechen."

„Ich kann nicht anders sprechen, als ich empfinde — Deinetwegen frißt es mir das Herz ab Tag und Nacht. An einem gesunden Kind wirst Du dies Jammerbild vergessen — es muß Dir nur aus den Augen gerückt werden."

„Was hilft das," sagte sie, „aus dem Herzen verlier ich es nie — mein einziger Trost ist, daß einmal die Hülle von diesen Augen und von diesem Geist fallen wird — es ist wie ein Warten auf das erste Frühlingsblatt, Justin — so schwarz und winterlich die Bäume stehn, man verzagt nicht und wird nicht getäuscht."

„Täuschung ringsum," entgegnete er — „Du allein bist licht in all dem

Dunkel, Verena, und in Deinem Umkreis erscheint selbst diese Armuth in goldenem Schein."

Langsam entfaltete sich Natanael unter der Sorgfalt der Mutter wie eine sieche Pflanze in lauer Luft; scheu steckt sie ein und das andere Blättchen hervor, traut nicht recht, und möchte doch wie die Andern blühn. Was er lernte, lernte er durch sie; was er glaubte, glaubte er, weil sie es glaubte — ganz war das Kind ihr eigen, mehr als ein gesundes.

Oft saßen sie zusammen im Sommer am Teich; Gehen blieb ihm beschwerlich, er kannte die Vögel rings in den Nestern am Ton, wußte, wann sie flügge wurden durch den triumphirenden, kleinen Schrei. Heut' war ein echter, warmer Frühlingstag; einer von jenen glänzenden, an denen eine Sehnsucht erwacht, die kein Sommer hier stillen kann. Schwellende Blätterknospen schimmerten feucht an braunen Zweigen, überholt von den Blüthen, die in rosigen Büscheln herabhingen. Grüne Grasteppiche breiteten sich aus, so weit das Auge reichte, das Schwarz der Erde verschwand. Verena nahm ihren Knaben mit hinaus in den Garten; er hob erfreut das kleine Antlitz, den wonnigen Duft des Lenzes spürend.

„Mutter," frug er, „wird Natanael das auch sehn, was so schön ist, wie Du sagst?"

„Ja, Natanael, die volle Herrlichkeit, sobald Dir der liebe Gott die Himmelsthür aufthut — jetzt stehn wir Alle noch davor und klopfen an. Einer sieht Etwas mehr hier, einer Etwas weniger, Alles Keiner."

„Werd' ich mich auch hineinfinden, Mutter? Ich bin ja blind, und die Bärbel im Dorf nennt mich einfältig."

„Einfalt findet sich oft am Besten hinein; wenn Du nur glaubst, und die Hand nach Ihm ausreckst."

„O ich glaube an Ihn," rief der Knabe, „und die Hand recke ich immer aus, ich weiß ja, daß man mich führen muß."

Sie setzten sich mit einander an den Teich. Ueber ihnen flogen die Vögel hin und her, die Schwalben waren angekommen, bald werden sie geschäftig die Halme zum Neste tragen. Verena sagte es Natanael; dann fing sie an, ihm eine ganz neue Geschichte zu erzählen, von einem Engelchen, das nun bald zu ihnen herabkommen und bei ihnen bleiben würde, wie lieb sie es haben wollten, sei es nun Brüderchen oder Schwesterchen. Immer von Neuem mußte sie es erzählen, er konnte sich gar nicht satt daran freuen; endlich rief er nach Susanna, sie sollte sich auch mit ihnen ergötzen; er wollte hinüber, es ihr sagen.

Die Alte hing nicht weit davon blendende Wäsche auf; den Weg über die Wiese konnte Natanael finden. Als sie ihn aber von fern kommen sah, warf sie die Klammern in das Gras, eilte auf ihn zu, hob ihn auf und trug ihn unter einen Kastanienbaum, der hie und da schon eine weiße Blüthenkerze aufsteckte. Sie wußte es lang, was ihr Natanael sagen wollte und ihr eifersüchtiges Herz war ganz krank daran.

Nun würde ihr Kind verdrängt werden, verachtet, verstoßen — oft hatte sie im Grimm gehört, wie Justin darüber dachte; tausendmal wollte ihr die giftige Rede über die Lippen, ihr war, als würde ihr erst wieder wohl, wenn sie

ihre Meinung gesagt hätte. Als nun Natanael kein Ende finden konnte, von der kommenden Wonne zu reden, unterbrach sie ihn endlich mit den Worten: „Schweig' mir davon. Was freu'st Du Dich? Sie werden's lieber haben, als Dich; Du wirst Dich in den Ecken herumstoßen können, während ein Andres auf der Mutter Schoße sitzt; und wenn nicht die alte Susanna noch da wär', um Dich lieb zu haben — —"

Sie vollendete nicht. Bleich vor Zorn stand Justin vor ihr.

„Schlange!" rief er, „ich wußte, Du würdest wieder stechen — fort von meinem Kind — rühr' es nicht mehr an — fort, sag' ich — auf der Stelle —"

„Ihr Kind!" schrie jetzt die Alte außer sich; „ja, diese elende Gestalt haben Sie ihm gegeben — seien Sie noch stolz darauf! Stolz auf den Fluch, der auf dem armen Ding liegt — Ihretwegen! Was können Sie diesem unglücklichen Wesen helfen! Können Sie ihm den kleinsten Trost bringen? Können Sie das Räthsel dieses Lebens lösen? Und warten sie nicht auf das Ende, wie auf eine Befreiung? Ich will Sie davon befreien! Geben Sie mir das unglückliche Kind mit, dann geh' ich gern von hier fort. Ich trage einen Schatz aus dem Haus, das doch über kurz oder lang zusammen brechen muß; denn wer ohne Gott baut, hat umsonst gebaut."

Er riß ihr den Knaben, der jetzt weinte, ohne daß er sich die Sache erklären konnte, aus den Armen.

„Elende!" sagte er, „Hader und Zwietracht sind Deine Gaben. — Scheust Du Dich nicht, dies reine Gemüth mit dem niedern Hauche Deines Hasses zu vergiften? Kannst Du ihm mehr sein als ich? Darin sind wir Beide gleich, Susanna. Nur Eine ist anders und bei der bleibt Natanael. Geh', hier ist kein Raum mehr für Dich; im Dorf ist von jetzt ab Deine Wohnung. Du sollst dem Knaben nicht lehren, was Du meiner Mutter beigebracht gegen mich. — Nimm Dich in Acht! Laß Dich nicht wieder hier in der Nähe sehn, meine Geduld ist zu Ende."

„So recht," sagte die Alte und reckte sich hoch auf; „das ist der Dank für Alles, was ich dem Hause geleistet. Aber wo soll Pietät herkommen, wenn die höchste Ehrfurcht fehlt?" Damit wandte sie ihm den Rücken, packte ihre Sachen und verschwand, ohne ein Wort des Abschieds, noch am selben Tag aus dem Haus. Bedürftig war sie nicht; ein Legat der Mutter Justin's schützte sie vor Noth.

Justin trug seinen Knaben zum Platz, auf welchem Verena saß; sie hatte weder sehn noch hören können, was vorgegangen, und daß sich in der kurzen Zeit ihr ganzes Leben verändert hatte. Oft braucht es nur einen Moment, einen Blick, ein Wort dazu; so vergänglich ist unser Dasein.

Das Kind barg sich wie ein Vögelchen, welches der Geier gehabt, im Schoß der Mutter.

Jetzt erst kam Justin wieder zur Besinnung. Wer sollte nun Verena helfen? Ihr hatte er eine große Stütze genommen, und gerade in einem Augenblicke, wo sie deren so sehr bedurfte. Unmuthig sah er vor sich hin und konnte das rechte Wort nicht finden; einen Schmetterling, der an der Blüthe hing, hieb er mit seinem wuchtigen Stock, daß er mit zerzaustem Flügel herabfiel. Während dessen

hatte das Kind flüsternd in das Ohr der Mutter auf seine verwirrte Weise die Begebenheit erzählt. „Susanna fortgeschickt," das war der klagende Refrain, „fortgeschickt — weil sie ihn lieb habe; sie sage, kein Anderer würde ihn mehr lieb haben, wenn das Brüderchen da wär'." —

Verena und Justin saßen nachdem eine Weile ganz stumm. Der Knabe fing an einzuschlafen, die Aermchen um ihren Hals geschlungen. Endlich sagte Justin: „Wenn Du nicht ohne sie fertig werden kannst, rufe sie zurück, Verena."

„Nein," antwortete sie und sah vertrauend zu ihm auf; „es soll Nichts zwischen uns sein, was Dich verletzen könnte. Susanna war im Unrecht; aus solchen Liebesbeweisen entsteht nur Noth und Verwirrung, sie sind nicht echt, gemischt mit niederen Gefühlen. Die echte braucht sich nicht auf Kosten Anderer anzupreisen. Ich werde des Gärtners Beppi zu mir nehmen. Vielleicht kömmt einst die Zeit, wo Du die alte Susanna wieder ertragen kannst; sie meint es doch im Grunde gut."

„Gut meinen hat Manches schlecht gemacht in der Welt; sie soll die Hand von mir und meinem Leben lassen, ich brauche weder ihren Segen noch ihren Fluch."

„Fromme Hände müßten freilich immer wohl thun," sagte Verena, die seine fassend, die noch vor Erregung zuckte; „aber den Segen gibt ein Anderer."

„Wenn er überhaupt kommt, Verena; hab' ich erst mein Zweites im Arm, gönn' ich Natanael Alles, selbst seine Susanna. Du sagst, fromme Hände; ich sage, glückliche Hände können nicht anders als wohl thun."

V.

Durch Dornen und auf Steinen,
Durch Hitz' und Sturm geht unsre Bahn.

Die alte Susanna hatte sich nicht wieder sehen lassen. Für die Bewohner des Herrenhauses war sie vollständig verschwunden; desto mehr wußte man von ihr im Dorf. Da war nicht Eine, der sie nicht erzählt hätte, was dort oben vorgefallen. So elend müsse es allen Gottlosen ergehen! Das arme, unschuldige Kind büße seines Vaters Missethaten, trüge die Zeichen an Körper und Seele und nun hasse er es noch deshalb. Sobald ein Gesundes geboren wäre, würde Justin Natanael verstoßen; sie wisse es, so Etwas trügen auf die Länge nur fromme Herzen. Aber das Kind solle nicht in eine Anstalt; dann wäre sie da und sollte sie es sich mit den größten Gewaltmitteln verschaffen, sie würde es an sich reißen — nur in sein Haus, in das Haus des Verdammten, setze sie nie wieder einen Fuß. Und dann verschwur sie sich hoch und theuer um Leben und Seligkeit.

Der Sommer war unterdeß in den vollen Chor seiner Herrlichkeiten eingetreten; berauschendes Schlagen und Schmettern in den Büschen, eine Fülle von Ton und Farbe in der Luft, wie sie selten dem grauen Norden eigen.

„Wenn man Dich mit Natanael sieht," sagte Justin, und ein Ausdruck heißester Liebe glitt über sein Gesicht, „weiß man nicht mehr was Glück, was Unglück ist in der Welt."

„Glück und Unglück sind Geschwisterkind," antwortete die junge Frau.

„Oft trägt eins das andere im Schoß; oft erfährt man erst spät, welches dies, welches jenes war."

Die Zeit rückte immer näher heran, in der sie von Natanael eine Weile getrennt sein würde. Sie suchte ihn darauf vorzubereiten; aber er verstand sie nicht. Sein Refrain war: „Ich will bei Dir bleiben, Mutter, ich will hingehen, wo Du hingehst." Beppi hatte er sich nie zugewandt; ab und zu frug er nach Susanna, besonders wenn es ihm schlecht ging. Ihr und der Mutter Name, das waren die einzigen, die er mit Sehnsucht aussprach. Verena wurde das Herz schwer. An einem glänzend lichten Abend nahm sie ihren Knaben an die Hand und ging dem Walde zu durch das Dorf. — Sie ging, den Blick gesenkt, die Straße hinab. Meist vermied sie die Menschen, ihr lautes Mitleid fürchtend, wie man im Gedränge einen Stoß fürchtet. Es wurde viel neben und hinter ihr geflüstert, denn Mägde und Burschen standen und saßen, den Feierabend genießend, vor den Thüren.

„Wie stolz ist Jeder sonst auf sein Erstes," meinte bekümmert eine jugendliche Mutter, den Erstling im Arm; „*sie* kann sich gerade damit verstecken."

Verena zog den Knaben näher an sich heran, drückte ihm zärtlich die Hand — sie hätte ihr Kind, wie es da war, mit keinem anderen vertauscht.

Dicht am Wald stand das letzte Haus. Da trat sie hinein. Die Sonne füllte es noch, wenig anderer Glanz war in dem Stübchen. Nur eine Stelle flimmerte, es schien wie Goldpapier und frische Rosen, aber darüber ausgebreitet lagen lichte Strahlen des himmlischen Lichts. Vor dem kleinen Schrein aufgeschlagen das Gesangbuch. Verena setzte sich auf den Schemel, den Knaben auf dem Schoß; es war ein schwerer Gang, zu dem sie sich aufgemacht. Ab und zu seufzte sie, ohne es zu wissen, und faltete die Hände fest ineinander.

Schon von ferne sah sie Susanna vom Waldweg herkommen.

Ein Drachen hätte die Alte kaum mehr erschrecken können, als der Anblick dieser schönen Frau mit ihrem Kinde.

„Was wollen Sie hier?" brachte sie heiser hervor. „Dies ist mein Haus, hier kann ich herausjagen —"

„Sie könnten es, aber Sie thun es nicht, Susanna; ich steh' hier in Gottes Namen — *den* erkennen Sie an — und verschließen die Thür keiner Bittenden."

„Freilich, so bequem wie Ihr Mann hab ich's nicht mit meinem Gewissen; aber diesmal kann ich ohne Reue sagen: geht fort; Ihr haltet zu ihm — ich aber will Nichts zu schaffen haben im Hause des Gottlosen. An seinem Herd sitzt das Unheil wie ein räthselhafter Todtenvogel und er wird ihn mit all' seiner Weisheit nicht verscheuchen — sagt ihm, die alte, einfältige Susanne sei froh, weit davon zu sein; sie sei nicht nur glücklicher, sondern auch klüger als er."

„O Susanna," sagte die junge Frau, „klüger mögen Sie sein, aber nicht besser, nicht frömmer."

„Mit der frommen Langmuth entschuldigt man oft seine Schwäche, wo frommer Eifer am Platz gewesen . . . Mit dem Schwert müßte man drein fahren — mit scharfer, schneidiger Wahrheit, damit die Luft rein würde."

„Die Gewitter, die wir erregen, Susanna, bringen selten reine Luft. Ich kam, Sie um Etwas bitten."

„Bitten Sie nicht, daß ich zurückkomme, Frau Verena. So gerne ich bei Ihnen bin, ich kann es nicht."

„Und gerade um dies Eine bin ich hier! Bitte mit, Natanael; bitte, daß Susanna zu Dir kommt, während ich fort bin."

Das Kind hatte zweifelnd dagestanden. Nun warf es sich der Mutter um den Hals und rief: „bei Dir will ich bleiben, Du darfst nicht von mir gehen."

Verena schlug die klaren Augen zu der Alten auf. „In einem Fall nur sollen Sie zurückkommen, Susanna."

Mißtrauisch und erschreckt blickte Susanna zurück. „Was wandelt die Jugend an," sagte sie, „wer denkt an sterben — so jung und so frisch — und wenn es so käme, was Gott verhüte, und wenn ich auch wollte," fügte sie zögernd hinzu — „Justin würde mich mit Hunden vom Hof hetzen."

„Mir zu Liebe thut er Alles," antwortete Verena.

Darauf schwiegen Beide und der Sonnenstrahl stieg langsam hinunter von dem Bild auf das blonde Haar des Knaben.

„Dann hab' ich nur Eins noch," fing Verena wieder an; — „es komme wie es wolle — trennen Sie das Kind nicht von ihm — lassen Sie Justin nicht allein!"

„Und wenn er's verkommen läßt, soll ich da nicht zuspringen?"

„Helfen Sie, Susanna — aber beiden zugleich . . er ist verloren ohne Natanael, verloren, wenn er allein zurückbleibt."

„Verloren ist Jeder, der nicht an Gott glaubt in solcher Zeit — aber was reden wir — eh' könnt' ich sterben, als Sie, Verena. Sie werden Alle leben und mich braucht Keiner mehr."

„O ja, ich brauche Dich, rief Natanael — jetzt erst das alte Gefühl wiederfindend, sie fast umschlingend; ich liebe Dich, hast Du nicht gehört, wie oft ich nach Dir gerufen habe?"

„Ich kann nicht," sagte sie rauh. „Nimm das Kind weg, Verena; der Vater hat Recht — es darf nicht bei mir sein, wenn es ihn lieben soll."

VI.

Du warst der erste Stern in meiner Nacht.

An einem herrlichen Julitag wurde Justin ein zweites Kindchen geboren. Alle Nachtigallen schlugen, die Rosen überblühten sich an Fülle, und es war ein Sohn.

Natanael hatte sich eingedrängt; sein blonder Kopf lag auf dem Kissen, dicht an der Wange der Mutter und dem braunen Köpfchen des Neugebornen.

Es war auf Tod und Leben gegangen; noch war es Leben, aber das Licht flackerte hin und her — bald hoch, bald erlöschend. Justin konnte nicht an Gefahr glauben, konnte nicht fassen, daß er sie verlieren müßte. Keiner wagte es ihm zu sagen. Sie war selten bei vollem Bewußtsein. Wenn sie es war, schlang sie die Arme fest um ihn und flüsterte ihm halbverständliche Worte zu, auf die er immer nur erwiderte: „wenn ich Dich verliere, bin ich mit verloren."

„Justin! — Natanael!“ — das waren ihre letzten Worte — sie rief sie mit schneidendem Ton durch den stillen Raum. Das Kind richtete sich hoch auf; aber nur Justin sah die Veränderung des Todes auf ihrem Gesicht — er schauderte zusammen. — Als er nach langer Zeit die Augen aufschlug, sah er Susanna in der Thür stehen. Sie wollte reden, aber er winkte ihr mit der Hand, still zu sein. Natanael, der sie merkte, hing sich mit dem Gefühl des Verlassenseins an ihren Rock. Die Alte nahm das Kleine aus der Wiege und verließ mit den Kindern das Zimmer.

Justin stand lange stumm und thränenlos vor dem Bett. Dann wandte er sich langsam, hielt einen Augenblick vor dem Gewehrschrank inne und ging dann mit unsicheren Schritten zur Thür hinaus, durch den Garten in den Wald. Der Wald war frisch grün, wie junges, gesundes Leben. Wenn auch der Herbst die Blätter dürr herabwarf, andere keimten wieder herauf. — Andere, das war es eben; nie dieselben.

Vor Justin's Füßen lag ein todtes Insect. Die Vögel rissen an ihm herum und eine wilde Rose streute ihre Blätter darüber aus. Die Rosen werden wieder blühen, neue Falter durch die blaue Luft fliegen — neue — nie die alten. Aus Tod und Verwesung steigt Leben wieder auf, aber nie, nie kehrt das Verlorene zurück. Ob er der Kinder wegen leben müsse? Aber auch das war ihm gleich; gleich, wo er bliebe, wenn er nicht bei ihr sein konnte. Ob dies fressende Gefühl der Sehnsucht ihn nie wieder verlassen würde — seine Gedanken suchten sie — noch lag sie vor ihm ausgestreckt in ihrer ganzen Lieblichkeit. Wie lange er das Bild in dieser Frische würde festhalten können und im Schmerz um sie fühlen, daß er lebe.

Viele Stunden saß er dort. Die Nacht kam und umgab ihn mit Dunkel, wie ein sicherer Versteck; aber auch das Dunkel wich. Fröhlich schlug ein junger Tag die Augen auf, Jubel rings umher — die Vögel lockten und antworteten sich. Besonders die wilde Waldtaube konnte sich nicht satt girren; er ging hindurch wie auf Dornen — wo er die Büsche streifte, sandten sie ihm einen ganzen Schauer von Thau nach — sein Auge blieb trocken, ein heißes, dürres Gefühl, ein Gefühl von Verschmachten schnürte ihm den Hals zu.

Als er in das Haus trat, ging er gerade hindurch nach dem Zimmer, in welchem Verena gelegen. Aber das Bett war leer, die Thür der kleinen Kapelle stand offen. Betroffen, zürnend blieb er stehen. Susanna mußte es gethan haben.

Unter dem heiligen Bild lag Verena ganz unter Rosen, in den gefalteten Händen das Kreuz. Ein wunderbar zufriedener Ausdruck spielte um ihren Mund; eine liebliche Weisheit, die zu sagen schien: „ich verstehe.“ Zu ihren Füßen saß Natanael und spielte, durch die geöffneten Fenster drang weiche, warme Luft. Es war so still im Gemach, daß man das Flattern eines Schmetterlings hörte, der umsonst an der Decke den Ausweg suchte. Immer finsterer zogen sich Justin's Züge zusammen, ihm war, als hätte man ihm die Geliebte noch einmal entrissen.

Den Frieden seines Kindes, hier an dieser Stelle, ertrug er nicht. Leiden sollte er, scharf und brennend, wie er — von den blinden Augen wollte er ihm

den Schleier reißen, wissen sollte er, was er verloren habe — wissen was sterben sei.

Unsanft riß er ihn empor. „Was machst Du hier?“ herrschte er ihn an; „wie kannst Du bei der todten Mutter spielen und fröhlich sein?“

„Sie schläft,“ flüsterte das Kind; „weck' sie nicht — sie wird schon erwachen, wenn's Zeit ist,“ sagte Susanna.

„Susanna lügt — sie ist todt.“

„Todt?“ wiederholte der Knabe; „die Mutter sagt, wir leben ewig.“ Er stockte etwas bei dem Wort — so recht wußte er nicht, was es hieß. „Die Mutter schläft,“ beruhigte er sich von Neuem; „schlafen und sterben, sagt Susanna, ist dasselbe. Heut' haben sie die Engel eingesungen; darum schläft sie so fest. Wach auf, Mutter! — wach auf! Natanael ruft — Dein Kind ruft!“

„Geh!“ sagte jetzt Justin, ihn zur Thür hinausdrängend; „laß Dir weiter Märchen erzählen von Susanna.“

VII.

Ich bin durch die Wüste gezogen,
Des Sandes glühende Wogen
Verbrannten mir den Fuß.

Der Tod war im Haus. Wer von uns kennt nicht seine vernichtende Gewalt! Es heißt ein gemeinsames Elend und doch — sehr allein muß man oft daran tragen.

Bei allem Mitleid, bei aller Theilnahme, wen verläßt das Gefühl, als ob die andern Nichts davon wüßten? Als ob eine fröhliche, leichtfertige Welt neben uns herginge, von der wir allein ausgeschlossen sind; ihre heiteren Töne fallen als schneidender Mißlaut in unser Ohr, blind geht sie dahin — was weiß sie vom sterben!

Um die Menschen kümmerte sich Justin nicht; ihn verletzte schon die Sommerpracht der Natur. Er schloß die Läden, um Nichts zu sehen; durch die Ritzen drang Sonne und Duft, drang Natanael's silberhelles Lachen. Kinder verstehen schlecht zu trauern, selbst um ihr Liebstes und nun gar dieses, dessen Gedanken kaum eine Viertelstunde reichten — kaum hatte es geweint, lachte es schon wieder.

Justin wurde ihm immer mehr gram. Abends, wenn Alles schlief, schlich er sich von den Kindern fort, froh, daß Susanna da war. Helfen konnte er ihnen Nichts; aber die erste Zeit hatte er ein dumpfes Pflichtgefühl, als ob er in ihrer Nähe sein müßte. Lange hielt es nicht vor; er blieb immer länger aus und manches Mal war er die Nacht nicht heimgekehrt. Heut' auch, obgleich sein Kleinstes krank war und schwere Gewitter sich am Himmel jagten. Susanna hatte schon ein paar Mal vor der Thür gestanden und verlangend nach ihm ausgesehen, nicht seinetwegen — um ihn sorgte sie sich nicht. Der Kleine wollte keine Nahrung nehmen; wenn nicht bald Hilfe kam, würde er der Mutter nachgehen, sagten die Leute, die es sahen. Sie zürnte, daß Alle die Gefahr erkannten, nur er nicht; oder wollte er sie nicht sehen? Dies Kind war ja nicht wie Natanael; es konnte ihm Nutzen, Freude, Ruhm bringen.

„Er hat kein Gewissen und kein Gefühl," dachte sie verächtlich; „in seiner Welt lebt man vom Tage zum Tage und crepirt zuletzt wie das liebe Vieh."

Besorgt ging sie wieder hinein, nahm das Kind in die treuen, nie ermüdenden Arme und ging wieder auf und ab mit ihm im Zimmer, stundenlang; Natanael schlief sanft. Die Zeit verging, der Mond stieg auf, eine Eule schrie am Fenster; die Leute sagten, Justin füttere sie. Immer zorniger wurde die Alte. Ein Arzt müßte da sein! Freilich, wenn man an kein zweites Leben glaubt, ist dies hier auch keinen Pfifferling werth. Ab und zu trat sie an das Fenster; aber Justin kam nicht. Das Kind lag schwerathmend auf ihrem Schoß, es sah Susanna an mit Verena's Augen — mit einem wunderbar alten, sorgenvollen Blick.

„Es stirbt," sagte sich Susanna, „und Keiner ist da, der ihm beisteht. Wenn ich selbst einen Arzt noch herschaffen könnte, wer weiß, ob es ihm recht wäre. Er ist doch Herr hier und der Vater — — Vater? er verdient kein Kind. Hätt' ich es nur bei Zeiten zu mir genommen, wer weiß, ob es nicht gelebt hätte. — Mit Natanael wird es nicht anders gehen — er ist auch verloren, wenn er hier bleibt. Wehe uns und ihr, wenn Verena sehen kann, wie es hier auf Erden zugeht."

Sie legte das Kind in sein Bettchen und trat von Neuem an das Fenster. Der Sturm bog die Wipfel hin und her, Wolkenfetzen hingen am Himmel; es zeigte sich ein heller Morgenstreifen. „Wenn die Sonne kommt, wird das arme Ding ausgelitten haben," sagte sie sich. Aber die Sonne stieg glänzend herauf und das Kind lebte noch immer.

„Es kann nicht sterben," meinte die Magd, als sie vorüber ging. „Warum wartet ihr auf den Vater, Susanna? — kennt ihr nicht den Glauben, eh' der Vater nicht da ist, kann es die Augen nicht schließen — das arme Liebchen, weil ihr auf ihn wartet."

„Da möchte es lange leiden," rief gereizt die Alte, „ich warte nicht mehr auf ihn!"

Indem öffnete sich die Thür und Justin trat ein. —

„Verena's Kind stirbt," sagte sie erregt, „und Sie sind Schuld. Warum haben Sie nichts dafür gethan; mit welchen Hoffnungen wurde es erwartet, welche Liebe war ihm im Voraus zugesagt. Nichts ist ihm gehalten worden."

„Hat mir irgend Etwas gehalten, was es versprach," entgegnete er bitter; „ich beneide dies Kind — beneide, daß es sich aus dieser Welt davon macht, eh' es erfährt, was ich erfahren." Er trat an das Bettchen heran; schon spielten bleiche, graue Schatten um das kleine Gesicht. Susanna weinte.

„Ich bin hart gegen den Anblick des Todes, seit ich ihn auf ihrem Antlitz sah," sagte er kalt; „sah, wie die Verwesung sie nicht verschonte, wie sich das Theuerste, Liebste in einen Gegenstand des Ekels verzerrte. Mag es sterben; es thut klug daran; ich wollte, wir wären erst Alle so weit."

„Weil Sie das echte Leben nicht kennen, Justin," rief Susanna, „geben Sie es leicht fort. Die Kinder Gottes sind nie muthlos, selbst nicht in der höchsten Noth, denn sie haben Hoffnung. Mag ihnen auf Erden Alles genommen werden, Sie bleiben glücklich."

„Glücklich wie Natanael; man muß blind und schwachsinnig dazu sein.

Dies Kind war zu klug; beſſer es ſchließt ſeine Augen — ſie möchten klarer ſehen."

„Es iſt todt!" ſchluchzte Suſanna, ihre Hand auf die kleinen Lider drückend, daß die langen ſchwarzen Wimpern die Wangen überſchatteten. „Gehen Sie fort von hier, Juſtin. O, wenn Verena Sie ſehen könnte —"

„Ja, wenn ſie mich ſehen könnte! Dann freilich wäre Alles anders," ſagte er ſeufzend.

Natanael war darüber erwacht; er tappte ſich nach dem Bettchen hin; als er aber Suſanna's naſſe Wangen fühlte, frug er erſchreckt: „Was weinſt Du?"

„Das Brüderchen iſt der Mutter nachgegangen."

„Werdet Ihr es nun auch eingraben?" frug er angſtvoll. „Es muß ja darin erſticken, die Beppi ſagt, mit der Mutter habt Ihr es gethan. Kann es auch ſicher wieder heraus, kann die Mutter wieder heraus, wenn Gott ruft?"

„Siehſt Du," entgegnete Juſtin und ſeine Lippe zuckte, „ſelbſt er zweifelt ... Nein! ſie kommen nicht heraus — was in die Erde gelegt wird, wird wieder Erde, Natanael."

„Das ſagte freilich die Mutter auch," antwortete das Kind, „aber die Blumen —"

„Ja, Natanael, wie die Blumen kommen die Menſchen aus der Erde, wenn es ihre Zeit iſt — die Mutter mit dem Brüderchen," ſagte Suſanna.

„Richtig, ſo war's auch; freilich erſt auf das Frühjahr, aber dann kommt die Mutter gewiß."

„Geh," rief Juſtin, „ſieh', was von den Menſchen bleibt, wenn man ſie begräbt — nicht mehr als vom Thier. Weißt Du nicht mehr, was aus dem todten Vogel wurde, den Du nicht von Dir laſſen wollteſt — er verfaulte."

Suſanna riß empört den Knaben an ſich. „Sie ſollen ihn nicht mit ihren eklen Lehren vergiften," rief ſie. „Jetzt wieder ſtehen wir uns gegenüber; damals ſagten Sie, wir zwei ſind gleich, Keiner kann ihm gut thun. Nun aber hat ſich's gewendet; ich kann ſein Glück hüten, Sie können ihm Alles nehmen für hier und dort."

„Sein Glück!" wiederholte Juſtin finſter. „Deſſen Glück iſt nicht zu zerſtören; meinethalb mag der fröhliche, lebende Sohn von mir gehen, wenn ich nur die Todten behalte — zu ihnen paſſ' ich beſſer."

Durch Suſanna's Seele ging wie eine Warnung die Bitte Verena's. „Ich darf ihn nicht von hier fortnehmen; ſie ſagte, Ihretwegen dürfe ich es nicht."

„Meinetwegen! — glaubte ſie wirklich, man könne mir noch helfen — helfen mit dieſer kindiſchen Fröhlichkeit! Nein, Suſanna, nehmen Sie Natanael fort von mir, ich kann ſein Lachen nicht hören. Es könnte ein Augenblick kommen, wo ich Nichts mehr ſchonte. Er iſt in Gefahr bei mir, Sie haben Recht."

Suſanna nahm noch am ſelben Tag den lebenden Sohn mit in ihre kleine Wohnung am Waldrand. Das Kind war ganz glücklich; ſchon der Duft der Haide entzückte ihn, die Stille, der Geſang der Vögel. Im großen Hauſe waren in letzter Zeit ſoviel Schrecken geweſen; hier glaubte er ihnen allen entronnen

zu sein, fing wieder an, viel von der Mutter zu reden und frug endlos: „Kommt sie nun bald wieder?“ — und Susanna antwortete: „bald.“

VIII.

Und wie des Felsens uraltes Erz,
Ewig derselbe bleibet mein Schmerz.

Ein ganzes Jahr ging darüber hin. Niemand begriff, wie es Justin ertragen hatte. Im großen Hause war Nichts verändert worden, Alles blieb anscheinend beim Alten. Er versorgte die äußere Wirthschaft, soweit es durchaus nothwendig war; die innere ging, wie sie mochte. In der kurzen Zeit seines Glückes hatte er angefangen, frisch auszusehen, wie andere Menschen; jetzt vertrocknete er wieder, eine Pflanze, ihrer Nahrung beraubt. Seine Kleider hingen an ihm herum, sein Gang war gebückt. Nie kam er der Stelle nah, auf der Verena, ihr Kind an der Seite, lag — ob tiefer Schnee sich darauf häufte, ob Stürme die Bäume knickten, die darüber hingen, ob Sonnenhitze das Gras verdorrte — er sah nicht darnach.

Eine Andere that es. Kein Tag verging, an dem nicht Susanna mit dem Kind droben war; es lag auf einer Anhöhe, umgeben von einem lieblichen Wiesengrund, in dem ein Bach einen Kranz von Vergißmeinnicht großzog, der sich blaublühend darum wand. Schon von ferne sah man das Kreuz, und die Leute aus dem Dorfe brachten manchen Strauß, sich scheu umblickend, ob es der finstere Herr auch nicht sähe.

Natanael spielte tagelang dort, er war auf der Stelle so gut aufgehoben, und wenn man ihn frug: „Willst du zur Mutter,“ nickte er lächelnd und wußte, es ging auf das Grab. Susanna ließ ihn unbekümmert droben allein, wenn sie ihre kleine Wirthschaft versorgte. „Er ist in Gottes besonderer Hut dort,“ sagte sie, „und in der seiner Mutter.“

An einem warmen Sommertag, einem wahren Auferstehungstage, dem Todestag der Mutter, spielte Natanael auch dort. Der Fleck war ganz mit Rosen geschmückt, sie blühten wieder wie damals. Es war schon gegen Abend und die Sonne mischte ihre Gluthen mit denen der Blumen. Susanna wollte den Knaben holen, sobald das Abendbrot fertig wäre; das Haus stand nur wenig Schritt davon. Natanael hatte sich ein Nest gebaut in dem großen Haselbusch, der die eine Ecke überschattete, und zog Erdbeeren von einem Halm, den ihm Susanna gegeben; sie wuchsen dort in großer Fülle.

Da hörte er Schritte. Es überraschte ihn nicht, oft kamen Leute und Alle waren ihm gut; er saß ganz still, der Eintretende konnte ihn nicht gleich sehen.

Es war Justin. Scheu und langsam näherte er sich der Stelle; auch er stand erst ganz still und las in Gedanken mechanisch immer wieder Namen und Datum auf dem Stein und darunter „Resurget in Nomine Jesu Christi.“

Er bog sich nieder und flüsterte: „Ich kann nicht ohne dich leben, Verena — ich kann es nicht — ich habe ehrlich versucht. Führt denn kein Weg zu Dir, nicht einmal der Tod? — Gib mir ein Zeichen —“

Aber Alles blieb still. Nur das Kind horchte hoch auf.

„Nicht einmal der Tod,“ wiederholte Justin; „nur Ruhe kann er mir noch

verschaffen, diese zehrende Sehnsucht endlich schweigen heißen. Als höchstes Glück will ich ihn begrüßen, mein Leben sei, was es schon lange war — ein Nichts."

Natanael wurde Angst. Leise erhob er sich; aber er konnte mit den blinden Augen nicht den Ausweg finden und stand plötzlich vor dem Vater. Der schrak zusammen, als habe er einen Geist gesehen. Dies Jahr hatte des Kindes Gesicht verwandelt; es war länglicher geworden und die langen blonden Haare gaben ihm etwas Mädchenhaftes.

„Verena!" rief der Unglückliche und zog zum ersten Mal sein Kind an sich.

„Man sagt, ich sehe der Mutter ähnlich; alle Leute haben mich darum lieb — wirst Du das jetzt auch thun, Vater?"

„Ich," antwortete er herb, „habe keine Liebe mehr zu verschenken; sie ging alle der Mutter nach. Natanael und Du — Du, den sie so sehr liebte, bangst Du Dich denn nicht nach ihr wie ich?"

„Ja," flüsterte das Kind und legte den blonden Kopf dicht an seine Wange, „ich bange mich immerfort nach ihr. Vor Susanna darf ich's nicht recht sagen; sie meint, man dürfe nie unzufrieden sein. Aber, siehst Du, Susanna ist doch nicht wie die Mutter — ich wollte, sie käme wieder! Nun sind ja die Blumen längst heraus — kommt sie wieder? Wann kommt sie, Vater?"

„Sie kommt nie mehr, Natanael."

„Dann wollen wir zu ihr, Vater!"

Ein wilder Gedanke durchfuhr Justin's Gehirn. „Willst Du mit?" flüsterte er. „Aber der Weg ist dunkel."

„Ja, ich will mit," rief der Knabe freudig; „wenn wir bei der Mutter sind, wird es schon hell werden; denn da ist der Himmel und alle Engel und lauter Herrlichkeit."

„Nein," sagte Justin und setzte das Kind von seinem Knie herunter; „dahin geht mein Weg nicht — mein Weg bleibt dunkel — ich muß allein gehen."

Da tauchte in der verworrenen, kleinen Seele der Tag auf bei Susanna, an dem Verena gesagt: Natanael müsse bei Justin bleiben, und noch mancher Tag aus schwerer Krankheitszeit, wo sie ihm dasselbe wiederholt hatte; dann der letzte, an dem sie ihre beiden Namen zusammen genannt. Den Schrei vergaß er nicht, bis in seine Träume hatte er ihn verfolgt.

„Die Mutter sagte," stammelte das Kind, „ich sollte bei Dir bleiben, immer — dann käme sie auch."

Da nahm er die Hand, die der Kleine ausreckte, und sie stiegen die Stufen hinab in den Wiesengrund, auf dem schon feuchte Nebel in weißen Schleiern lagen. Als Natanael den Bach spürte, bückte er sich.

„Pflücke mir ein Vergißmeinnicht," sagte er; „ich thue es alle Tage und leg's in meine Bibel. Wenn sie voll ist, kommt die Mutter wieder, sagt Susanna."

Er willfahrte ihm und sie gingen weiter, dem Walde zu. An der Ecke, wo sich der Weg theilte, blieb Justin wieder stehen. Es waren nur ein paar Schritte bis zur Thür. „Lauf! da ist Susanna," sagte er, „Du kannst nicht fehlen." Aber das Kind faßte nur fester die Hand und bat: „Nimm mich mit, wir wollen Beide zur Mutter."

Da schritt er stumm mit ihm weiter in den Wald. Es war schon dämmrig darin! Natanael schmiegte sich dicht an ihn.

„Wenn Du Angst hast, bring' ich Dich zurück."

„Ich habe keine Angst," antwortete das Kind; „die Mutter sagt, Gott ist bei uns."

Justin blieb stehen. „Weißt Du, was wir thun wollen? Sterben wollen wir."

„Sterben," wiederholte das Kind, „schlafen — meinethalb, ich bin müde."

Da drängte er ihn mit Macht von sich. „Du sollst zurückbleiben!" rief er außer sich. „Welch eine Gewalt treibt Dich mir nach, verführt mich, Dich mitzunehmen? Dich! mit diesen Augen an die Stätte des Verbrechens . . ."

Natanael blieb erschrocken stehen. „Bleib hier, mein armer Sohn," sagte Justin, sich fassend — „meinen Weg kannst Du nicht gehen — er ist zu schwer für Dich."

Behutsam und sorglich setzte er das Kind auf einen bemoosten Baumstumpf und gab ihm Blumen zum Spielen. „Susanna wird Dich holen; sie sah uns fortgehen, ich weiß es — Du bist ja geduldig und fromm — warte; mit mir kannst Du nicht gehen, Natanael."

„Wirst Du mich später zur Mutter holen?"

„Ja, man wird Dich zur Mutter bringen."

„Sag', ich schickte ihr das zum Gruß," fuhr der Kleine fort, nestelte das goldene Kreuzchen los und hing es dem Vater um; „sie liebte es."

Justin wollte sich erst wehren; aber dann ließ er es geschehen, überhäufte den Knaben mit ungewohnter Zärtlichkeit und verschwand im Wald.

Er ging dem Moorgrund zu. Manches Mal hatte er die Gefahr dort erkannt und mit Kraft und Klugheit bestanden. Jetzt lockte sie ihn wie den Unglücklichen, der am Abgrund steht; die Tiefe — geheimnißvoll rief ihn Sirenengesang, das Schlaflied der Schmerzen. Ruhe und ein Ende — was wollte er mehr? Natanael würde ihn nicht vermissen — Keiner — die Einzige, die ihn liebte, war todt — das, worauf es kein Weiter gab.

Er setzte sich an die Grenze des tückischen Grundes — frisch, maigrün lag er vor ihm; lieblicher, lockender konnte kein Grab aussehen; schöne Blüthenglocken wiegten ihre duftigen Häupter — leichte, weiße Flöckchen wehten wie Fahnen und Merkzeichen, in der Ferne hörte man das Hacken des Spechts und den Schrei des Raubvogels.

Doch horch! — das war noch ein anderer Ton — jäh wie die Kraft der Verzweiflung und tonlos wie Schwäche und letzte Ohnmacht. Von namenloser Angst getrieben, fuhr Justin auf — das war Natanael's Stimme — am Rande des Grundes sah er sein Kind — es suchte ihm gegenüber umsonst mit den kleinen Füßen wieder Boden zu gewinnen — sehr tief war es dort noch nicht, aber doch tief genug für ihn — jammernd rief er hinüber: „Vater, ich will zu Dir! ich will bei Dir bleiben — ich hatte es doch der Mutter versprochen."

Umsonst befahl Justin, zurückzugehen; das Kind verstand ihn nicht. Da eilte er ihm quer über den Grund zu Hilfe, achtlos gegen Tod und Gefahr — bald versinkend, bald sich emporringend, Natanael ermuthigend — das Kind ihm

immer entgegen — die blonden Haare flatterten im Wind und die weißen Kinderarme streckten sich flehend nach ihm aus.

Justin erbebte. In einem Augenblick stürmten tausend Gedanken auf ihn ein — wenn es doch ein Jenseits gäbe! — wenn durch seine Schuld er so den Knaben der Mutter zusende — wenn sie sehen konnte, was hier vorging! Die Ahnung einer höheren Welt durchzuckte ihn wie Schmerz, wie Leben ein bis dahin todtes Glied.

Vor ihm stieg sie auf als Schrecken — als Gericht — ein flammendes Schwert, und plötzlich wandelte sich ihr zürnendes Feuer in lebendige Rosen auf einem Grabe — Verena's klare, fromme Augen blickten ihn an. Aus weiter Ferne tauchte ihre lichte Gestalt auf, lebensvoll, sie sah ihn an mit festem, tiefen Blick, der zu sagen schien: Was weißt du? kannst du wissen, daß Nichts ist? bist du nicht blinder als Natanael? hat nicht gerade in dir Sehnsucht immer weit hinaus gesehen über dies arme Stückchen Erde — lebt nicht Liebe, obgleich ich todt bin?

In wildem Ringen, im äußersten Kampf hatte er sein Kind erreicht — er hielt Natanael mit gewaltiger Kraft über die grüne Fläche — sich stützend, sich hebend, wo und wie er konnte — er selbst im Sinken.

„Liege nur still," sagte er, „ängstige Dich nicht, ich halte Dich, sie kommen Dich retten; wenn Du nur ruhig liegst — die Mutter ist bei uns — sie lebt —"

Schon kamen sie herbei von allen Seiten; der Wald füllte sich mit Leuten, vom Schrei geführt, voran Susanna. Sie hatte sogleich die Stimme ihres Lieblings erkannt und nur zu sehr an Gefahr gedacht, wie sie Justin mit Natanael im Wald verschwinden sah.

Gerettet empfing sie ihn aus des Vaters Händen. Es fehlte an Hilfe nicht; noch hoffte man, schon griff Justin nach der rettenden Stange — da verließ ihn die Kraft — machtlos öffnete sich die Hand — ein Schein verklärter Freude leuchtete noch auf in seinen Augen — die Lippen regten sich, dann versank er in die Tiefe und über ihm schloß sich lautlos die maigrüne Fläche.

Als mit vielen Thränen die alte Susanna Natanael zu Bett legte, sagte sie: „Ach, auch Dein goldnes Kreuzchen hast Du heute verloren!"

„Nein," antwortete das Kind und lächelte fein, „ich hab' es dem Vater umgehängt, der bringt es der Mutter."

Maria Tudor, Königin von Frankreich.

Von

Prof. **Reinhold Pauli** in Göttingen.

Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.

Aus dem Kampfe um Italien vorzüglich entsprang beim Uebergang aus der mittleren in die neuere Zeit der große Gegensatz zwischen Frankreich und Habsburg-Spanien, das Ringen um ein Gleichgewicht der Mächte, welches die folgenden Jahrhunderte erfüllen sollte. Im Anfange wechselten Bund und Gegenbund in immer neuer Zusammenfügung überraschend schnell und launenhaft. Kaum hatten Ludwig XII., Kaiser Maximilian, Ferdinand von Aragon, der kriegerische Papst Julius II. sich in der Liga von Cambrai beisammen gefunden, um der stolzen Republik Venedig den Garaus zu bereiten, so machten die Erfolge des Ersteren die Anderen stutzig. Angeblich zum Schutze des heiligen Stuhls, vor Allem aber um die Franzosen aus Italien zu vertreiben, einigten sie sich jetzt mit Venedig und der Schweizer Eidgenossenschaft zu der heiligen Liga. Voll orthodoxen Eifers, begierig seinem England, das sich unter dem klugen Vater vorsichtig der Welthändel enthalten hatte, an den europäischen Dingen wieder Antheil und Ruhm zu erwerben, war auch der junge, glänzende Heinrich VIII., der Eidam Ferdinand's des Katholischen, beigetreten. Ganz besonders an diesen Hergängen stieg sein großer Minister empor, Thomas Wolsey, nur äußerlich Kleriker, in Wirklichkeit einer jener seltenen Staatsmänner, die der Entwickelung eines Staates neue Wege vorzeichnen und ihre Fußstapfen nicht minder in der Staatenwelt hinterlassen.

Wenn Ludwig's Truppen auch im ersten Anlaufe bei Ravenna Sieger blieben, er selber gar den heiligen Stuhl durch ein Concil seiner schismatischen Cardinäle zu bedrohen wagte, bald entrissen ihm die Schweizer Mailand und erhoben Maximilian Sforza zum Herzog. Gleichzeitig eroberte Ferdinand das südpyrenäische Navarra, wobei zum ersten Male wieder ein englisches Heer auf dem Festlande erschienen war. Freilich in eifersüchtigem Argwohne, daß es etwa nach Castilien hin einwirken könnte, wurde es von dem schlauen Sieger an der Biscaischen Küste fest und vom Vormarsch auf Guienne abgehalten. Auch nach-

dem Julius II. im Februar 1513 gestorben und der Mediceer Leo X. sein Nachfolger geworden, wurde zunächst der König von Frankreich von verschiedenen Seiten mit Glück weiter bekämpft. Die Schweizer, die seinen Feldherrn bei Novara schlugen, drangen im Einvernehmen mit Maximilian in die Freigrafschaft ein, bis sie, von der Geldnoth des Kaisers und den diplomatischen Künsten der Franzosen behindert, bei Dijon Halt machten. Maximilian selber eilte, sobald der König von England mit Heeresmacht in Calais erschienen war, ihm entgegen, gewann als sein Feldhauptmann die Sporenschlacht von Guinegat und half ihm die Städte Therouanne und Tournai einnehmen. Vor dem tapferen Auszuge der Engländer nach Northumberland verlor fast gleichzeitig König Jakob IV. von Schottland, wie seine Ahnen und Erben der leidenschaftliche Verbündete der Franzosen, bei Flodden Schlacht und Leben. Verhandlungen, welche Heinrich VIII. darauf mit Maximilian's staatskluger Tochter Margareta, der Statthalterin der Niederlande, mit burgundischen und aragonischen Bevollmächtigten zu Lille führte, gediehen zu Vertragsentwürfen, wonach in der Campagne des nächsten Jahres Frankreich mit gemeinsamen Kräften von allen vier Weltgegenden zugleich angegriffen werden sollte.

Allein solche Vorsätze entsprachen den Bundesinteressen durchaus nicht mehr. Ein neuer Umschwung, entgegengesetzte Bündnisse lagen in der Luft, seitdem zumal die Venetianer, von Maximilian und Ferdinand bedrängt, von der Liga zu Ludwig XII. übergetreten waren, und Ferdinand der Katholische selber, stets in Angst, daß der Kaiser, vielleicht gar mit England einverstanden, ihm seine Gewalt über Castilien, das er ihrer beider Enkel, Karl von Burgund, vorenthielt, streitig machen könnte, nur auf die Sicherung Navarra's, Neapel's und wo möglich auch Mailands für den jüngsten Enkel Ferdinand lauernd bedacht war. Da nun aber Maximilian, stets geldbedürftig und unersättlich bettelnd, in der mit Heinrich VIII. eingegangenen Capitulation nicht seine Rechnung fand, war es schließlich dieser junge, kriegslustige Fürst allein, den die frischen, zu Lande und zu Wasser errungenen Lorberen nicht ruhen ließen, so daß er nun als ritterlicher Kämpe des Papstes den Krieg fortzuführen ehrlich weiter rüstete, während diesem selber immer weniger daran gelegen war. Erst allmälig sollte man in England erkennen, daß Leo X. und der kluge Ludwig XII. sich mit einander vertrugen. Noch später kam man hinter die geheime Einigung zwischen Aragon und Frankreich, die im März 1514 den einjährigen Waffenstillstand von Orléans herbeiführte, in die sich auch Maximilian verlocken ließ. Heinrich VIII., von diesen wieder entfremdet, mit dem Schwiegervater seit der schnöden Zurücksetzung seiner Truppen in Viscaya gespannt, fiel aus den Wolken, als ihm dieselben Mächte, die im vergangenen October mit ihm zu Lille den Waffenbund verlängerten, jetzt das Gegentheil zumutheten. Empört darüber, nicht für sich, sondern für die eigennützigen, wandelbaren Zwecke Anderer seine Reichthümer vergeudet zu haben, horchte er auf geheime, einen Separatfrieden bezweckende Anträge, die ihm Ludwig XII. machen ließ, die alsbald auch öffentlich durch eine überaus schmeichelhafte Mission des Papstes unterstützt wurden.

Die Verhandlungen wurden im wohlverstandenen Interesse Englands, aber ebensosehr im eigenen von Wolsey geführt, dem glücklichen Emporkömmling,

der die letzten mächtigen Repräsentanten alten Adels im Geheimen Rathe seines Königs bei Seite schob, nach einander Bischof von Lincoln, Erzbischof von York, Cardinal der Kirche wurde und nicht minder das Bisthum von Flandern in dem eroberten Tournai zu behaupten suchte. Dies und Alles, was sich fernerhin daraus entwickelte, insonderheit auch der Gegenstand dieser Erzählung, sind durch die Documente selber in unvergleichlicher Weise bezeugt. Nachdem einst, vor nunmehr sechs und funfzig Jahren, Leopold v. Ranke, in Verbindung mit seinem Erstlingswerke, den „Geschichten der romanischen und germanischen Völker", die Sonde der Kritik an ihre zeitgenössischen Geschichtschreiber gelegt und diese dann vor dem, von ihm selber in venetianischen und anderen Archiven entfesselten Lichte, bedeutend in den Schatten getreten, sind von allen Seiten die echten, untrüglichen Quellen in den Acten selbst erschlossen worden. Aus dem, was die unvergleichlich scharf blickenden Venetianer nach Hause berichteten, aus den geheimen in Simancas bewahrten Repositorien Ferdinand's, aus den Staatskanzleien von Paris und von Brüssel, und vor Allen aus der großartigen archivalischen Hinterlassenschaft Wolsey's selber läßt sich die HeirathS- und Liebesgeschichte einer englischen Königstochter viel sicherer fast auf Tag und Stunde wiedergeben, als aus der gelegentlichen Erzählung französischer oder englischer Autoren. In den Briefen der Betheiligten klingen Rede und Widerrede von hüben und drüben lebendig fort.

Am 7. August 1514 wurde in London zwischen England und Frankreich ein Friede unterzeichnet, der bis ein Jahr nach dem Tode eines der beiden Paciscenten Giltigkeit haben sollte und Frankreich verpflichtete, die einst Heinrich VII. zuerkannten Jahrgelder im Pausche von einer Million Kronen abzulösen, wogegen England die Wiedereroberung Mailands durch die französischen Waffen im ausgesprochenen Gegensatze zum Kaiser, den Schweizern und dem Könige von Aragon unbeanstandet geschehen lassen und sich auch über die Rückgabe der Stadt Tournai gütlich einigen wollte. Endlich aber würde Ludwig, wonach er seit Monaten sein besonderes Begehr geäußert hatte, obwohl er schon an die drei und funfzig Jahre alt und gleich den meisten hervorragenden Zeitgenossen, frühe verlebt war, die jugendliche, jüngere Schwester Heinrich's heirathen. Kaum begegnet ein Bundesvertrag in jenen Tagen, der nicht auch durch ein feierliches Verlöbniß besiegelt worden wäre. Daher denn auch, bei dem beständigen Wechsel solcher Verträge, wiederholte Lösung von bereits im Voraus unter aller möglichen Sanction eingegangenen Ehen, ein beständiges Feilschen für und wider um eine und dieselbe hoch begehrte Hand.

So war Maria Tudor bereits im Jahre 1506 dem sechsjährigen Karl von Burgund, dem Erben der Krone von Castilien, angetraut worden, indem schon Heinrich VII. mit Ferdinand dem Katholischen und Kaiser Max um die Wette um große dynastische Aussichten buhlte. Wie oft war dann unter den Verbündeten diese Heirath als das Sicherheitsschloß ihrer Einigung angerufen worden. Neuerdings aber wühlte der alte Ferdinand im Geheimen dagegen, weil er durch die englische Ehe die Anwartschaft des noch nicht mündig erklärten Herzog Karl auf Castilien gefördert und seinen Liebling, dessen jüngeren Bruder

Ferdinand, benachtheiligt zu sehen befürchtete. Ueberdies waren die flandrischen Regenten des älteren, vor Allen der Herr von Chièvres, zu stark französisch gesinnt, um einer solchen Verbindung geneigt zu sein. Man sieht, eine Menge politischer Beweggründe waren für Ludwig XII. bei seiner Wahl im Spiel. Da die Flanderer zu Anfang des Jahres das Nachsuchen Heinrich's VIII., nunmehr endlich die längst beschworene Heirath zu vollziehen, zurückwiesen, kündigte der König, in seiner Entrüstung über Ferdinand's und Maximilian's Verhalten rasch entschlossen, zum großen Leidwesen Margareta's, das Verlöbniß. Am 30. Juli renunciirte Maria feierlich vor versammeltem Geheimen Rathe auf die Hand des Infanten Karl.

Mit achtzehn Jahren stand sie eben in der vollen Blüthe jungfräulicher Schönheit, von der flandrische Geschäftsträger überrascht und voll Entzücken nach Hause berichteten. Während ihre um sieben Jahre ältere Schwester Margareta, die Königin-Wittwe von Schottland, seitdem ihr tollkühner Gemahl auf Floddenfield gefallen, mit zwei kleinen Knaben und in einer zweiten gewagten Ehe in dem tief aufgewühlten Nachbarlande ein politisch und persönlich gefährdetes Dasein führte, war Maria die blendendste Erscheinung am glänzenden Hofe ihres lebenslustigen Bruders. In den niemals abreißenden Festen und Aufzügen, bei Ritterspielen und „Revels", die gold- und seidestrotzend dem volksthümlichen Theater vorgriffen, erschien neben Heinrich selber und seinem Busenfreunde, dem stattlichen, unendlich genußfähigen Charles Brandon, den er von Stufe zu Stufe zum Lord Lisle und Herzog von Suffolk erhoben hatte, die reizende, junge Prinzessin, vor der die wenig anmuthende Erscheinung der Königin, der spanischen Katharina, völlig in den Schatten trat, bald in dieser, bald jener der antiken Mythologie oder dem romantischen Ritterthume entnommenen Verkleidung. Daß sie aus diesem Treiben heraus, statt an den jungen, an Körper und Geist sich langsam entwickelnden Karl von Burgund, einem hinsiechenden Fürsten verheirathet werden sollte, gab den Höfen und Gesandtschaften zwar unendlich viel zu reden, erschien aber allen diesen Kreisen im Grunde wenig befremdlich. Die Londoner erklärten es sich damit, daß Maria vor dem stolzen Glücke, Königin von Frankreich zu werden, zu allem Uebrigen die Augen schließe.

Gleich nachdem der Friede öffentlich verkündet worden, am 13. August, wurde Maria zu Greenwich, der Lieblingsresidenz ihres Bruders, vor dem in vollem Staat versammelten Hoflager im Beisein der Repräsentanten der mit England befreundeten Mächte per verba de praesenti dem jungen Herzoge von Longueville angetraut, einem der Gefangenen von Guinegat, der schon an den Vorverhandlungen betheiligt gewesen und jetzt als Mandatar seines Königs fungirte. Er ergriff die Hand der Prinzessin, sie die seine, beide lasen französisch den Ehecontract ab, worauf der Herzog der Königin-Braut einen Ring an den vierten Finger der linken Hand steckte. Der Erzbischof von Canterbury hielt alsdann eine lateinische Rede. Wie bei einer Hochzeit folgten Hochamt, Banket und Tanz. Da selbst hiermit dem ceremoniellen Geschmack des englischen Hofs noch nicht Genüge gethan, wurde die Fürstin im Beisein vieler Zeugen zu Bett gebracht und erschien der Marquis von Rothelin, auch einer jener Gefangenen, im Wamms und rothen Hosen, um mit seinem Fuß den Maria's zu berühren.

Während die Ratification der Verträge von beiden Seiten erfolgte, nahmen die Vorbereitungen zur Ueberführung der jungen Königin noch an die sechs Wochen in Anspruch, zum nicht geringen Verdruß Ludwig's XII., der sich wie ein junger Liebhaber geberdete, von seiner Gemahlin täglich Nachricht verlangte und ihr schrieb, er würde ihr nach Abbeville entgegen eilen.

Mittlerweile ergriffen die verschiedenen Regierungen Stellung zu dem Ereigniß. Die Agenten Venedig's, die aller Orten mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt waren, wetteten jubelnd, nun würden die Franzosen demnächst zum Verderben ihrer Gegner über die Alpen zurückkehren. In der Lagunenstadt selber hielten der Rath der Zehn und die Junta sehr feierlichen Kirchgang in S. Marco. Abends gab es Feuerwerk von allen Thürmen. Der alte Doge Leonardo Loredano schrieb dankerfüllt an König Heinrich, der endlich geholfen. An dessen Hofe aber zeigte Niemand ein längeres Gesicht, als der spanische Gesandte. Und in der That, die habsburg-spanische Allianz war höchst empfindlich getroffen. Lange hatte die Erzherzogin Margareta ungläubig den Kopf geschüttelt. Während die flandrischen Vormünder alle Schuld auf Ferdinand schoben und ihren Mündel nun vollends in die Arme Frankreichs treiben wollten, meinte sie in Brüssel vor einer Erhebung der entrüsteten Bevölkerung nicht sicher zu sein. Außer sich, drohte die Regentin, die ihr einst von Heinrich gegebenen Verheißungen zu veröffentlichen. Vergeblich, denn der König hatte ihrem unberechenbaren Vater von Lille her wiederholten Vertragsbruch vorzuwerfen, ließ sie aber versichern, daß er einzig und allein aus Rücksicht für den jungen Karl den Tractat mit Frankreich, wie er es wol gekonnt haben würde, nicht gegen Burgund gerichtet hätte. Von Maximilian hieß es, daß er, auf die erste Andeutung einer englisch-französischen Verbindung, sein Bedauern darüber ausgedrückt hätte, daß eine so schöne und tugendhafte Dame wie Maria an einen gebrechlichen und bösartigen Fürsten weggeworfen werden sollte. Nach Briefen aus Innsbruck war der Kaiser auf die Kunde vom Abschluß des Bündnisses spornstreichs aus seinen Jagdgehegen bei Wels dorthin geeilt, und hatte geschworen, den Engländern vor Gott und der Welt die verdiente Antwort zu geben. Seine Umgebung zieh Heinrich des schwärzesten Undanks an dem, der doch wie ein gemeiner Hauptmann ihm seine Siege erfochten. In Valladolid endlich versüßte man seinen Ingrimm mit weiblichem Spott über die Verheirathung eines achtzehnjährigen Mädchens an einen welken Aussätzigen, da sie ihm der Tod sein würde. Dem alten Ferdinand aber war nicht ganz geheuer, als sein Botschafter in London, der sich beklagte, daß alle Welt auf ihn Pfeile schleudere wie auf einen Stier, meldete, zwischen England und Frankreich beständen Anschläge auf Befreiung Navarras und würden selbst Anrechte der englischen Krone auf Castilien besprochen.

In der That schien Wolsey auf eine Politik einzugehen, die der bisher befolgten vielfach entgegen lief. Er that das um so eher, weil er in eigener Sache die Aussicht hatte, wegen Tournai eine freundschaftliche Verständigung mit der französischen Regierung herbeizuführen. Eben an Wolsey persönlich wandte sich denn auch Ludwig, damit er rasch in den Besitz seiner Gemahlin gelange, während der Herzog von Longueville, nach Paris zurückgekehrt, mit derselben Post „seiner souveränen Dame" schreiben mußte. Maria hat dem Könige stil-

gerecht geantwortet, daß sie gleichfalls Nichts mehr ersehne, als ihn zu erblicken, und daß ihr Bruder mit größtem Eifer ihre Reise betreibe. Der alte Galant hatte Sachverständige herübergeschickt, damit sie bereits nach französischer Mode gekleidet zu ihm komme. Allein die bei so außerordentlichen Anlässen am englischen Hofe geltenden Formen erforderten die entsprechende Zeit. Erst am 23. September wurde an acht der höchsten Würdenträger die Commission ausgefertigt, um des Königs Schwester nach Frankreich zu geleiten. Dem Lord Kammerherrn, Graf von Worcester, hatte Wolsey gleichzeitig politische Aufträge ausgearbeitet. Als beim öffentlichen Empfang, den die junge Königin zum Abschied hielt, auch die fremden Kaufleute erschienen, fand ein Venetianer ihre Schönheit selbst in England ohne Gleichen und den Anzug von Goldtuch in französischem Schnitt überaus kostbar. Mehr als alles Andere aber wunderte ihn, daß von dem Diamanten, einen Finger dick, den sie am Halse trug, und von der Perle, so groß wie ein Taubenei, dem Angebinde Ludwig's, bisher im Juwelenmarkt noch Nichts verlautet war. Während der französische Hof in die Picardie verlegt worden und in üppigen Vorbereitungen nur an die Hochzeit zu denken schien, gaben Heinrich und Katharina der Schwester nach Dover das Geleit, wo aber, da die See hoch ging und wegen der Einschiffung der großartigen Aussteuer und eines zahlreichen Gefolges von Herren und Damen nebst Pferden, Gespann und glänzendem Geschirr noch mehrere Tage verstrichen. Erst am 2. October in der Frühe war Alles fertig und lichtete ein Geschwader von mehreren hundert Segeln die Anker. Der Wind aber blies immer noch so stark, daß die Fahrzeuge auseinander geworfen wurden, eines scheiterte und Maria am folgenden Tage nur mit Lebensgefahr bei Boulogne an das Land stieg. Sie hatte eine Begleitung von 80 Herren bei sich, während der Bräutigam mit 200 in züchtiger Entfernung zu Abbeville ihrer harrte.

An demselben Tage jedoch hatte der Graf von Worcester, der voraus geeilt, dort bei Ludwig Audienz, über die er unverweilt an Wolsey berichtete. Auf alle Bundesverträge mit Aragon, dem Kaiser und dem Infanten gelobte der König fortan verzichten, Zeit Lebens aber Heinrich VIII., mit dem schon eine Begegnung verabredet wurde, zu Willen sein zu wollen. Er gab Wolsey, „seinem besonders guten Freunde", die schönsten Worte wegen Tournai und sagte dem Botschafter, als dieser staunend die kostbaren, der jungen Königin bestimmten Hochzeitsgeschenke betrachten durfte, darunter Diamanten, Rubinen und Perlen von unerhörtem Preis, mit lachender Miene: „Meine Frau soll sie nicht alle auf einmal, sondern nach einander haben, denn ich verlange oft und immer wieder Kuß und Dank dafür." Auch mit dem Herzoge Franz von Angoulême, dem eventuellen Thronfolger, ohne welchen am französischen Hofe schon gar Nichts mehr geschah, der nächst dem Könige und bei Maria's Empfang der Erste sein wollte und großes Verlangen nach persönlicher Bekanntschaft mit ihrem turnierlustigen Bruder trug, hatte der Herzog von Norfolk, der den Conduct auf englischer Seite leitete, angeknüpft, ehe man sich am Sonntag, den 8., Abbeville näherte. Es war Nachmittags 3 Uhr, als Maria eine kurze Strecke vor der Stadt von Franz, an der Spitze der vornehmsten Herren des Reichs, der Garden zu Pferde und der Schweizer zu Fuß begrüßt wurde. Kurz darauf traf der

König, der seiner Braut am Morgen ihre Revenuen in derselben Höhe, wie der verstorbenen Gemahlin Anna von der Bretagne, verschrieben hatte, mit kleinem Gefolge ein. Er ritt ein prächtig aufgezäumtes spanisches Roß und trug einen kurzen Reitrock von rothem Goldtuch, als wenn es auf die Vogelbeize gehen sollte. Nachdem Beide einander Kußhand zugeworfen, umschlang er seine Braut und küßte sie wiederholt auf den Mund. Dann redete er einige Worte zu ihr, welche von den Umstehenden nicht verstanden wurden, wandte sein Roß und ritt in die Stadt zurück, worauf erst der in Gold und Silber, in Sammet und Seide strotzende Festzug sich in Bewegung setzte. Die Bürger Abbevilles schritten in bewaffneten Abtheilungen voraus, an die sich in der Vorstadt der Klerus anschloß. Dann folgten die Schweizer mit ihrem Banner, die schottischen Bogner, die Garden, die französischen und die englischen Edelleute, die Gesandten des Papstes, von Florenz und Venedig, die Prinzen von Geblüt, die Vornehmsten unmittelbar vor der Königin, der zur Seite Herzog Franz sein Roß tummelte. Auf Maria, die unter einem Baldachin einen weißen Zelter ritt, in den kostbarsten Stoffen, aber bei dieser Gelegenheit noch steif englisch gekleidet war, ein Diadem in den Haaren und ein weißes Scepter in der Hand trug, richteten sich Aller Blicke. Es herrschte nur eine Stimme, daß sie sehr gut aussah, ein reizendes Gesicht, schlanke Gestalt und anmuthige Manieren besaß. Auch die schärfsten Kritiker, die vielleicht Augen und Teint zu hell, die Brauen zu blond fanden, erklärten, sie sei in jungen Jahren ein wahres „Paradies". Aber auch an den schweren goldenen Ketten der fremden Edelleute, ihrem trefflichen Beritt und der gediegenen Pracht, mit der das Gefolge gekleidet war, hatte man seine Augenweide. Man staunte über die vielen, schmucken Damen und Fräulein, die gewandt auf ihren Thieren saßen, über die Staatssänfte, die Carrossen und die drei Abtheilungen Bogenschützen, die, eine jede in ihrer besonderen Farbe, hinterdrein zogen. Nur Schade, daß es die ganze Zeit über auf alle diese Herrlichkeit herabregnete und daß, während Maria bei der Herzogin von Angoulême, Ludwig's Tochter und Franzen's Gemahlin, abstieg, wo Abends getanzt und musicirt wurde, auf der anderen Seite der Stadt ein heftiger Brand eine Anzahl Häuser zerstörte.

Am Montag, den 9., in der Frühe war wieder Alles in Bewegung, denn Hochzeit und Beilager sollten gefeiert werden. Bald verließ denn auch die Königin, herrlich geschmückt, ihr Quartier, um von den Engländern in programmmäßigem Aufzuge durch die Spaliere der französischen Truppen in die Residenz des Königs geleitet zu werden, an deren Gartenpforte Prinzen und Großwürdenträger sie ehrerbietigst empfingen. In der großen Halle war ein Altar errichtet, zu dessen Seiten Schemel für König und Königin. Ludwig lüftete den Hut, küßte seine Braut, die sich tief verneigte, und hing ihr ein kostbares Geschmeide um den Hals, welches der Schatzmeister Robertet darreichte. Sobald sie Platz genommen, gab der Herzog von Norfolk im Namen König Heinrich's die Braut fort, wozu Vendôme, Vater und Sohn, die Kerzen und Angoulême nebst drei anderen Herzögen den Baldachin hielten. Nachdem der Bischof von Bayeux das Hochamt gefeiert hatte, reichte er König und Königin je eine Hälfte der gebrochenen Hostie, worauf Ludwig zuerst die Pax und alsdann seine Gemahlin küßte, die

sich tief verneigend, nunmehr in die königlichen Gemächer zurücktrat. Dort waren die Festtafeln gedeckt, zu denen an diesen und den beiden folgenden Tagen Alles entboten war. Das Ceremoniel aber verlangte, daß König und Königin an besonderen Tischen mit auserwählten Gästen speisten, während Herzog Franz, den man schon Dauphin hieß, die Gesandten bewirthete. Gegen Abend folgten dann in der großen Halle Tanz und Banket, wozu die junge Königin, in Schönheit strahlend, ihre Gewänder nach französischem Schnitt angelegt hatte. Das dauerte, nach venetianischer Zeitbestimmung, von 1 bis 8 Uhr, worauf endlich Madame von Angoulême ihrem Vater Maria in das Gemach zuführte.

Am nächsten Morgen wollten die Höflinge den König besonders heiter erblickt haben und verbreiteten eifrig ein starkes Wort, das geflügelt von seinen Lippen gefallen. Unter der Hand aber erfuhr man die Wahrheit, daß er von einem heftigen Gichtanfall geplagt würde, der ihm nur langsam nach Paris zu reiten gestatten dürfte. An den folgenden Tagen kam er nur bei Tisch zum Vorschein, wobei er denn jedesmal, wie er sich vorgenommen, der Königin einen neuen kostbaren Schmuck überreichte, während die Engländer der Reihe nach bei den französischen Herzögen speisten. Am Freitag trat ein großer Theil derselben, nachdem sich die Herren bei Hofe verabschiedet hatten und reich beschenkt worden waren, unter dem Herzoge von Norfolk den Heimweg an. Andere verlangten, der Krönung der Königin und dem in Aussicht gestellten Lanzenbrechen in Paris beizuwohnen. Vor Allem aber waren sie unter sich nicht einig, wie weit die Aufträge ihres Herrn sie mitzugehen ermächtigten, als der Selbstwille Ludwig's XII., wahrscheinlich gepaart mit der üblen Laune des Kranken, sich zum Lendemain sehr empfindlich entlud. Er selber hatte einst eigenhändig diejenigen Engländer bezeichnet, die als Kammerherren und Pagen, als Caplan und Arzt, als Hofdamen, Edelfräulein und Dienerinnen bei der Königin verbleiben sollten. Nun entließ er gerade Diejenigen, an denen Maria am Meisten gehangen, Knall und Fall, so daß sie in die größte Verlegenheit geriethen. Die Königin aber klagte schon in Briefen vom 12. ihrem Bruder und Wolsey bitteres Leid über eine solche Mißhandlung, die sie dem leichtfertigen Verfahren Norfolk's zur Last legte. Am Schmerzlichsten fiel ihr die Trennung von Lady Guildford. Keine französische Dame, so meinte sie, könne ihr und König Heinrich jemals ersetzen, was „Mutter Guildford" gewesen. Ja, sie wollte lieber allen Gewinn in Frankreich daran geben, als deren Rath. Sie beschwor ihren Bruder und den Erzbischof von York, nur dieser Dame Glauben zu schenken, die ihr nie entrissen worden wäre, wenn Wolsey statt Norfolk sie begleitet hätte. Keine Frage, die Parteiung im englischen Geheimen Rathe, die Spannung Wolsey's und der Kleriker mit der vornehmen Sippe der Howards spielte in diese Verhältnisse hinein. Andererseits aber mochte der König von Frankreich seinen guten Grund haben, weshalb er sich eine gescheite, auch in der Politik nicht unerfahrene Haushofmeisterin vom Halse schaffte. Der Graf von Worcester, der ihn, sobald die Gicht es zuließ, nach Paris begleitete und brieflich von Wolsey zur Rede gestellt wurde, schrieb denn auch, wie Ludwig ihm kurz und bündig erklärt habe: daß seine Gemahlin erwachsen sei und keines anderen Raths bedürfe als des seinigen, zumal nicht jener Lady, die im ersten Augen-

blick Alles an sich gerissen, überall sich eingedrängt und selbst ihn, bei seiner schwachen Gesundheit, nicht verschont hätte. Den Uebrigen versicherte Ludwig, daß seine Gemahlin glücklich und zufrieden wäre, ließ auch im Voraus bereits, sobald es einen Sohn gäbe, König Heinrich zu Gevatter bitten und durch denselben überaus gläubigen Botschafter Wolsey alles mögliche Gute und Schöne sagen.

Schon aber war ein anderer unterwegs, um den Nachlässigkeiten oder gar den Intriguen der Faction zu begegnen und der jungen Königin Trost zu bringen, kein Geringerer als der Herzog von Suffolk, der wie bei Heinrich selber, so auch bei seiner Schwester hoch in Gunst stand. Am 20. October setzte er von Dover nach Boulogne über und holte am 25. zu Beauvais den in kurzen Etappen reisenden französischen Hof ein. Bei der Audienz, die ihm Ludwig im Bette gewährte, während Maria daneben saß, kniete er nieder und wurde von jenem umarmt. In haarsträubender Orthographie beschrieb er Heinrich die freundlichen Erkundigungen seines königlichen Bruders und dessen zärtliche Lobeserhebungen über die junge Königin. Dann wußte er nur von dem bevorstehenden Lanzenbrechen zu erzählen, zu welchem er und der Marquis von Dorset die Herausforderung des Dauphin und anderer hochgeborenen Herren angenommen hatten, und von dem Abendessen, das sie Beide mit dem Herzoge von Bourbon und dem Großstallmeister Galeazzo di San Severino, dem größten Stutzer des französischen Hofs, eingenommen, welcher letztere nicht genug von Heinrich's Fertigkeit zu Pferde habe hören können.

Trotz aller Lebenslust indeß waren dem jungen Herzoge, der mit Wolsey auf besserem Fuße stand, als Norfolk oder Worcester, doch auch intime politische Aufträge mitgegeben, die er in den blendenden, ihn selber gewaltig in Anspruch nehmenden Festlichkeiten nicht aus den Augen ließ. Gleich nach der Ankunft in Paris klagte er, daß seine Briefe geöffnet würden, hatte auch mit Ludwig und dessen Ministern wegen der in Aussicht genommenen Begegnung beider Höfe eine Besprechung und überreichte in einer Privataudienz seine Creditive für unmittelbare Verhandlungen, zu welchen jedoch der schlaue, alte Fürst erst nach den Hoffesten Muße haben wollte. Zum 3. November waren die englischen Gäste nach St. Denis beschieden, wo sich seit dem 31. October das Hoflager befand. Mehrere Besprechungen fanden statt, doch konnte man über Zeit und Ort der Zusammenkunft, über Calais oder Boulogne, nicht einig werden. Jedenfalls beharrte Ludwig bei derselben, ehe er, wie hier eröffnet wurde, im Frühling sich zu seinen Truppen begeben würde, um Mailand zurückzuerobern. Am 5. wurde Maria am Hochaltar der Abteikirche nach uraltem Formular gekrönt, wobei der Herzog von Angoulême ihr die Krone, da sie deren Schwere nicht ertragen hätte, über dem Haupte hielt. Am 6. fand der feierliche Einzug in Paris statt, an welchem Magistrat und Bürgerschaft, Rechnungshof, Parlament und Universität sich betheiligten. Von den allegorischen Aufzügen, die mit Balladen zum Preise von Lilie und Rose begleitet wurden, von der en passant in Nôtre Dame und in der Sainte Chapelle verrichteten Andacht kamen die viel geplagten Herrschaften erst spät Abends in der Residenz der Tournelles zur Ruhe.

Am Sonntag darauf begannen dann die dreitägigen Kampfspiele, zu denen die englischen Herren ihre Rosse, Rüstungen und Waffen mitgebracht hatten. König und Königin waren zugegen, der erste so schwach, daß er auf einem Ruhebette lag, Maria in voller Schönheit aller Blicke fesselnd. Im Rennen und Lanzenstechen, im Kampf mit Speer und Schwert stand, wie in der Schlacht, das Menschenleben auf dem Spiel. Suffolk, der, wie Herzog Franz, an der Hand verwundet wurde, und Dorset glänzten durch Geschick der Abwehr, wie durch die Kraft ihrer Hiebe, was unter Anderen auch einige Deutsche zu fühlen bekamen, die, als die Stärksten, mit geschlossenem Visier von Franz selber in der zweifellosen Absicht, die Fremden zu bezwingen, in die Schranken geschickt wurden. Trotz der Hinterlist jedoch bestanden Beide, wie die übrigen Engländer, sämmtliche Gänge mit Ehren. Derselbe Brief, in welchem sich Suffolk dieses Ausgangs rühmte, machte aber auch über politische Dinge weitere Mittheilung, der beste Beweis, daß der Schreiber in Saus und Braus und in lebensgefährlichen Ritterspielen sich kühlen Kopf zu bewahren suchte.

Die Gesandten nämlich hatten den Besuch des Herzogs von Albany erhalten, der sie im Auftrage Ludwig's über Schottland ausforschen wollte. Er war der Sohn jenes gleichnamigen Herzogs, des jüngeren Bruders König Jakob's III., der einst im Jahre 1483, als noch Ludwig XI. und Richard III. regierten, nach Frankreich geflüchtet war. Dort zum Admiral des Reichs erhoben und den Prinzen von Geblüt beigezählt, war er auch seit Abbeville bei allen Festlichkeiten zugegen gewesen, aber aus guten Gründen vor den Engländern im Halbdunkel geblieben. Nach dem Untergange seines Vetters, Jacob IV., hatte die in Schottland nun vollends gebietende französische Faction dringend die Hilfe Ludwig's XII. angerufen und dieser, wie man in London sehr wohl bemerkte, gegen die verwittwete Königin Margareta, Heinrich's Schwester, den Herzog von Albany in ganz ähnlicher Weise ausgespielt, wie gelegentlich die sogenannte „weiße Rose", den Flüchtling Richard de la Pole, als englischen Prätendenten. Dann kreuzte der Friede vom August jedes Unternehmen in Schottland, obschon die alte französische Allianz gewahrt blieb, so lange sich die Schotten regelrechten Einbrüchen über die englischen Grenzen enthalten würden. Der König von Frankreich war eben so wenig geneigt, diese Angelegenheit auszutragen, wie über das Bisthum Tournai definitiv zu entscheiden. Suffolk nahm daher auch Albany's Mittheilungen über seine Absicht, nach Schottland zu gehen und dort einen für England vortheilhaften Zustand zu erwirken, mit der Bemerkung entgegen, in dieser Sache ohne Instruction zu sein; verhehlte aber Wolsey nicht, daß ihm der Mann sehr wenig Vertrauen einflöße. Ingleichen berichtete er, wie er und die übrigen Bevollmächtigten auf Bitten der Königin sie den vertrautesten Räthen Ludwig's empfohlen hätten, damit sie, deren Beistands gewiß, dem Gemahl unter allen Umständen willfahren könnte. Einige Tage später schrieb dann wieder Dorset von ihren Versuchen, den König über sein Vorhaben in Navarra auszuforschen. Der sei aber geschickt ausgewichen, habe zuerst ihre Aufträge zu erfahren gesucht, zuletzt aber das Souper bestellt und sie an seinem Bette essen und trinken heißen. Dann habe er ihnen, nachdem er sie an seine Räthe gewiesen, gute Nacht gesagt. Die ließ er denn allerdings schon am

folgenden Tage Heinrich's Eröffnung beantworten. Sie bezweckte nämlich ein gemeinsames Auftreten gegen Ferdinand von Aragon, der ihnen Beiden sein Wort gebrochen. Um ihn aber aus Navarra zu vertreiben und gar mit den Ansprüchen seiner Töchter auch in Castilien zu bedrohen, müsse man nach der Meinung der Franzosen zuvor die spanischen Gesandten aushorchen. Als Aequivalent forderte Ludwig englische Hilfe bei dem Unternehmen auf Mailand, indem er noch einmal sein Anrecht ausführlich entwickeln ließ, sowie ein Darlehen von 200,000 Kronen. Mit diesem Bescheid und dem Versprechen, daß weder der Herzog von Albany noch der Bischof von Moray, sondern eine untergeordnete Persönlichkeit von Paris nach Schottland gehen sollte, sind Suffolk und Dorset nach Hause zurückgekehrt. König Ludwig aber äußerte sich nicht nur höchst schmeichelhaft über den jungen Herzog, sondern betraute ihn auch mit einem besonderen Anliegen an Wolsey. Als Heinrich VIII. ihm dann für die ehrenvolle Aufnahme, die er seinem Freunde bereitet, gedankt hatte, pries Ludwig seinem königlichen Bruder noch einmal dessen vortreffliche Eigenschaften und die hohe Zufriedenheit, die ihm die Königin, seine Gemahlin, gewähre. Der geheimen Angelegenheit gedachte er nur beiläufig, da sie noch nicht beschlußreif wäre, versicherte aber, in guten und bösen Tagen unabänderlich ein treuer Bundesgenosse sein und bleiben zu wollen. Wie wenig aufrichtig indeß alle diese Betheuerungen einer herzlichen Allianz gemeint waren, ergab sich daraus, daß keine einzige der Angelegenheiten, über die sich England und Frankreich zuvor hätten vertragen müssen, vom Fleck kam. Wolsey selber konnte es an seinem bischöflichen Handel in Tournai abmessen. Sein Vicar Sampson, der vergeblich in Paris gewesen, meinte, der König möge ihm noch so wohl gesinnt sein, so wären seine Räthe doch gute Franzosen, aber sehr schlechte Engländer. Trotzdem, entgegnete Wolsey, würde der Papst ihn auch um Tausend solcher, wie sein erwählter Rival, nicht beleidigen wollen und dieser ohne Erlaubniß König Heinrich's sich nicht nach Tournai wagen.

Nach keiner Seite also waren die durch die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1513 aufgeworfenen Fragen erledigt, als Ludwig XII., der trotz großer körperlicher Schwäche an seinen Anschlägen rastlos weiter gesponnen und immer noch selber die Feder gerührt hatte, am 1. Januar 1515 starb. Auch wenn er längst zarter Gesundheit gewesen, so war der Ausgang doch seit Verheirathung mit einer jugendlichen Frau beschleunigt worden. An der Gicht, die ihm das Rückgrat krümmte, an allgemeiner Hinfälligkeit, die seine Leiden unendlich steigerte, starb er, ein Greis mit 53 Jahren. Auf den „guten König", wie ihn die friedliebenden Bürger hießen, folgte sein Eidam Franz, mit einundzwanzig Jahren frühreif, in seinem ganzen Wesen stürmisch und genußsüchtig. „Dieser lange Schlingel wird uns noch Alles verderben", hatte der Verstorbene einst traurig von ihm gesagt. Zunächst griff er doch zu, wo jener die Dinge verlassen hatte. Aber freilich für Italien und den Papst, für Habsburg und Aragon, für Burgund und England zogen alsbald mit seinem Eintritt unruhige Tage herauf.

Wolsey meinte wol sein diplomatisches Meisterstück geliefert zu haben, indem er durch den englisch-französischen Ehebund der Obergewalt Frankreichs über die Curie in Italien und Europa einen Riegel vorgeschoben und seinen

jungen Herrn zum Schiedsrichter in den allgemeinen Angelegenheiten erhoben hätte. Jetzt war der Riegel plötzlich gesprengt. Ein feueriger, thatenlustiger Fürst war wenig geneigt, Heinrich VIII. auch nur als Nebenbuhler zu dulden, während die Gewalten in Burgund tief verletzt, Ferdinand der Katholische voll Argwohn, der Kaiser den Meistbietenden käuflich, der Papst und die italischen Staaten angstvoll stutzten. Aber auch England wurde von dem rückschnellenden Stoß getroffen. Das französische Bündniß, dem die schöne Königstochter zum Opfer gebracht worden, war dort nie populär gewesen, vielmehr bis zuletzt von einer mächtigen Partei bekämpft worden. Es kam daher für den leitenden Staatsmann Alles darauf an, nicht nur das nationale Ansehen, das er jüngst gewonnen, zu behaupten, sondern der persönlichen Beziehungen selber Meister zu bleiben. Die enge Verbindung mit dem Herzoge von Suffolk erhielt darüber um so höhere Bedeutung, als dieser im Gegensatz zu den Howards am französischen Hofe Freundschaft besaß.

Die junge Königin-Wittwe soll beim letzten Athemzuge Ludwig's XII. den Dauphin Franz sofort als König begrüßt haben, da von ihr, wie alle Welt wußte, Nachkommenschaft doch nicht zu erwarten war. Er aber, eine durchaus sinnliche Natur, fand es, wie der ganze Hof, unendlich reizend, wenn Maria, obwol wie eine Nonne schwarz gekleidet, das Köpfchen im weißen Wittwenschleier lebhaft hin und her bewegte. Täglich besuchte er sie, wie man meinte, sie in ihrem tiefen Schmerz zu trösten; in Wahrheit aber, um ihr mit wenig ehrsamer Zudringlichkeit lästig zu fallen. Wolsey, dem Nichts entging, hatte die schwierige Lage der Königstochter vorausgesehen und, indem er den Tod Ludwig's kaum abwartete, sie beschworen, alle Heirathsanträge abzuwehren, damit sie in Ehren, ihrem Wunsche gemäß, in die Heimath zurückkommen könne. Sie antwortete umgehend, daß sie keinen kindischen Schritt thun, sondern fortfahren werde, sich zu ihres Bruders und ihrer eigenen Ehre so zu verhalten, wie es wahrlich bisher der Fall gewesen. Allein, wenn sie sich einem höheren Willen unterordnete, so verleugnete sie doch den eigenen ebensowenig. Dasselbe kräftige Tudorblut rollte durch ihre Adern, wie bei Bruder und Schwester.

Da sandte nun Heinrich, um sie nicht zu gefährden und zugleich den neuen Herrscher zu begrüßen, alsbald den Herzog von Suffolk, begleitet von Doctor West, Dechant von Windsor, und Sir Richard Wingfield, Burgvogt von Calais. Wie oft hatte man den stattlichen Charles Brandon neben der reizenden „Prinzeß von Castilien" in den prächtigen Schaustellungen zu Westminster, Richmond oder Greenwich mitwirken sehen. Daß er und seine Begleiter jetzt auch weitere Aufträge erhielten, war selbstverständlich. Am 27. Januar erfuhren sie zu Senlis, daß Franz, der zwei Tage zuvor in Reims gesalbt worden, sie am 1. Februar in Noyon empfangen wolle. Nichts konnte artiger sein. Er versicherte, daß ihm Freundschaft zu Heinrich am Herzen läge, daß er vor Allen es gewesen, der zu diesem Zweck die Heirath Ludwig's mit Maria gefördert hätte. Einer Beschwerde wegen Seeräuberei der Normannen lieh er willig Gehör. Mit derselben Sendung jedoch meldete Suffolk vertraulich an Wolsey, daß Franz gleich hernach ihn allein empfangen und ihm auf den Kopf zugesagt hätte, daß er, der Herzog, wie das Gerücht gehe, sich mit der Königin, der Schwester seines Herrn,

vermählen wolle. Als jener stotternd zu leugnen suchte, habe der König erklärt, daß er es, wie denn auch die Wahrheit war, aus Maria's eigenem Munde wüßte. Dem tief Beschämten, der nun nicht mehr ausweichen konnte und sein Verderben vor Augen sah, gab Franz jedoch sein königliches Wort, daß die Königin und er in ihm einen aufrichtigen Freund haben sollten, der nicht ruhen würde, bis sie ihr Ziel erreicht hätten. Suffolk meinte denn auch einer großen Angst enthoben zu sein und hoffte, daß sein königlicher Herr ihn vor der Wuth seiner Gegner schon beschirmen würde. Umgehend drückte Wolsey seine Befriedigung aus, drang auf Beschleunigung der von Franz verheißenen Fürbitte und versicherte, daß König Heinrich dem Herzoge und seiner Vermählung mit Maria entschieden gewogen wäre, obgleich täglich von allen Seiten Versuche geschähen, derselben entgegen zu wirken. Er wollte als sein treuer Freund handeln und nach Kräften am französischen Bündniß festhalten.

Indeß, diese Einigung wurde doch von mehreren Seiten zugleich bedroht. Während die Engländer nach Paris weiter reisten, ertheilte Franz zu Compiègne den Gesandten des Infanten Karl Audienz, welche um die Hand der Renée, der jüngsten Tochter Ludwig's XII., anhielten, derselben, welche der alte Ferdinand seinem besonderen Günstlinge, dem jüngeren Bruder Karl's, zugedacht hatte. Am französischen Hofe wurde von Auslieferung Tournai's, Einmischung in Schottland, einem Feldzuge über die Alpen gesprochen. Bei dem prächtigen Einzuge, den Franz am 13. in Paris hielt, fehlten weder die Flanderer unter dem Grafen von Nassau, noch die Engländer, welche bereits die Trauer abgelegt hatten, noch die junge Königin-Wittwe.

Maria und Suffolk aber hatten sich bereits vollständig gefunden. Denn als er ihr am 5., gleich nachdem er wieder in Paris eingetroffen, aufwartete, um die Briefe ihres Bruders zu überreichen, eröffnete sie ihm, wie sehr sich Franz um sie zu thun gemacht, auf die Nachricht aber, daß Suffolk komme, sie davon zu schweigen gebeten hätte, weil Heinrich es übel nehmen könnte. Der Herzog, der seinem Herrn sowol hierüber, wie über die in Aussicht genommene Begegnung beider Könige und über bevorstehende Tourniere berichtete, wollte dem König Franz gern glauben, wenn er versicherte, sich lediglich wie ein treuer Sohn zu seiner Mutter gestellt zu haben. Andern Falls müßte er ja der unwahrste Mensch auf Erden sein. Als Suffolk, wie er gleichfalls vertraulich Wolsey mittheilte, die Königin frug, was Franz ihr denn zugemuthet, entgegnete sie, er habe sie so wirr und bange gemacht, als ob er ihn, Suffolk, verderben wollte, worauf sie denn offen ihr zärtliches Verhältniß eingestanden und Franz bei seiner Ehre beschworen habe, ihr die Gnade ihres Bruders, des Königs, zu erwirken. Indem der Schreiber nun den mächtigen Minister Heinrich's um dieselbe Gnade anrief, war er sich des politischen Gewichts wohl bewußt, das seinem Liebeshandel anhing und ihm allein Verzeihung bereiten konnte. Daß ihre Herzen einander gehörten, wußte, wie nunmehr an den Tag kam, Heinrich VIII. genau schon damals, als er die Schwester Ludwig XII. opferte. Jetzt erinnerte sie ihn selber an das Wort, das er ihr beim Abschied in Dover gesagt: daß, wenn sie diesmal nach seinem Willen heirathe, er sie ein ander Mal gewähren lassen wolle. Sie wußte sehr wohl, wie viel bei den dynastischen Berechnungen

des Bruders, dem die Königin Katharina noch immer keinen lebensfähigen Erben geboren hatte, auch auf sie ankam.

In der That, von allen Seiten speculirte man auf ihre Hand. Alle Gesandtschaften in Paris erzählten von der schönen Wittwe, la Royne Blanche, wie man sie hieß. Daß Franz in unverhohlener Begier an sie gedacht, war auch Anderen deshalb wahrscheinlich, weil seine Gemahlin Claude einem frühen Tode entgegensiechte. Andere wollten wissen, er habe Maria seinem Oheim, dem Herzog Karl III. von Savoyen, zugedacht. Wie die Engländer selber einmal hörten, sollte der Herzog von Lothringen der Auserkorene sein. Wieder Andere munkelten von einem Prinzen von Portugal, während Kaiser Max, als es längst zu spät war, sie seinem Neffen Wilhelm von Bayern, „dem mächtigsten Fürsten des Reichs", gönnte und er selber gar, der doch alles Heirathen „um Schönheit und Geld" verschworen, nachdem er eine halbe Stunde lang unverwandt das schöne Bildniß Maria's betrachtet hatte, auf einen Augenblick wenigstens diesem Vorsatz untreu wurde. Die so viel umworbene junge Fürstin durfte wahrhaftig keinen Tag zaudern. Sie mußte zugreifen, selbst auf die Gefahr eines sehr ernsten Zusammenstoßes mit den Gewalten ihrer Heimath.

Maria hatte denn auch bei Zeiten ihrem Bruder dieselben Mittheilungen, wie Suffolk an Wolsey, gemacht: daß sie nämlich, um sich der Zudringlichkeit des Königs Franz zu erwehren, ihm bei seinem ersten Besuch, unmittelbar nach der Rückkehr von Reims, gerade heraus gesagt habe, daß sie den Herzog liebe, worauf denn Franz in der That an Heinrich geschrieben. Als dieser nicht darauf einging, mahnte ihn die Schwester an das Versprechen von Dover. Ihr Sinn stünde nicht dahin, wohin eine Partei in England sie haben wollte, sondern, wenn sie je wieder heirathen würde, nur bei dem einen einzigen. Würde man sie daran behindern, so drohte sie in's Kloster zu gehen, was dem Könige und seinem Reiche denn doch sehr leid werden dürfte.

Durch eine so entschiedene Sprache wünschte sie den Streit, der im englischen Geheimen Rathe herrschte, zu ihren Gunsten zu wenden und ganz besonders einer niederträchtigen Intrigue der Howards zu begegnen. Ein Bettelbruder, Namens Langley, den man ihr als Beichtiger beigegeben, hatte ihr nämlich aufbinden wollen, daß Wolsey und Suffolk mit dem Teufel im Bunde stünden und nur dadurch so viel Gewalt über den König besäßen. Suffolk hätte das kranke Bein eines anderen Günstlings, des Sir William Compton, behext. Mit solchem Unsinn indeß war Maria am Wenigsten von ihrem Entschluß abzubringen. Ihre und ihres Geliebten Sache vielmehr verschlang sich unauflöslich mit der Machtstellung Wolsey's und der von ihm drinnen und draußen betriebenen Staatskunst. Heinrich's VIII. Benehmen dagegen, indem er Woche für Woche den offenherzigsten Erklärungen nur ein taubes Ohr lieh, als wollte er die Ehre der achtzehnjährigen Schwester den Lästerzungen der Höfe preisgeben, würde geradezu räthselhaft erscheinen, wären mit der diplomatischen Sendung nach Paris nicht noch höchst greifbare Ziele verfolgt worden.

Der König nämlich wünschte die herrlichen Juwelen, mit denen einst Ludwig seine junge Braut beschenkt und über welche damals der Graf von Worcester kaum Worte der Bewunderung genug gefunden hatte, ausgeliefert zu haben.

Sie waren sehr willkommen, um dem ihm von seinem Vater vermachten Schatz, der bereits auf die Neige ging, wieder aufzufüllen. Sie den Franzosen abzujagen, war also einer der Aufträge Suffolk's, welchem dieser Edelmann, an sich für die Diplomatie viel zu naturwüchsig, mit dem Preise, Maria's Hand, vor Augen, um so eher erfolgreich nachkommen würde. Allein ihm wurde doch heiß und kalt dabei. Immer wieder rief er Wolsey um Beistand an, bat er Heinrich, ihn und die Königin aus Paris, „diesem stinkenden Gefängniß", zurückkehren zu lassen, sprach er seine Verwunderung aus, daß seine Gönner am englischen Hofe ihn ohne alle Nachricht ließen. Nur Wolsey schrieb häufig, drang auf Geduld und berief sich auf ein Privatgespräch, das er nach beendigtem Conseil mit dem Könige gehabt. Derselbe würde, so schrieb er, den Heirathsconsens verweigern, so lange er sich nicht der Juwelen, des Gold- und Silbergeräths versichert hätte. Ohne dieselben sei geradezu die schlimmste Wendung zu befürchten. Die von Franz den beiden Liebenden angetragene Interceſſion, ja, selbst der neue Freundschaftsvertrag, dem die Flanderer zuvorkommen wollten, wurde davon abhängig gemacht. Den englischen Gesandten standen in der That die Haare zu Berge, als sie nicht nur die Auslieferung des kostbaren Heirathsguts, sondern Wiedererstattung der gesammten Auslagen ihres Königs betreiben sollten. Die Gegner Suffolk's andererseits hatten Nichts unterlassen, um die Angelegenheit von Grund aus zu verwickeln, worüber denn auch in Kurzem zwischen beiden Höfen eine gereizte Stimmung eintrat. Die Engländer, welche sehr wohl wußten, und bei ihrer ersten Berührung sehr vernehmlich daran erinnert wurden, welchen Werth man in Paris auf die Rückgabe von Tournai legte, mußten eben gegen solchen Preis ihre Forderungen möglichst hoch steigern. Die Franzosen behaupteten, daß jene Stadt schon durch den Ehecontract Ludwig's ihnen wieder zugefallen, die Juwelen aber an Maria nur als Königin von Frankreich verliehen worden wären. So weit es denn auch an ihr lag, hatte sie kein Bedenken, jene kostbaren Gegenstände der Habgier ihres Bruders zu opfern. Nur bedauerte sie, daß es, eben wegen des Hin- und Herzerrens, nicht gar zu viel sein würde. Dafür aber sollte er sie selber so rasch wie möglich aus den französischen Banden lösen; denn ihre einzige Sehnsucht über Alles auf der Erde sei, wieder daheim bei ihrem Bruder zu sein. Sie stand nicht an, alles Silber- und Goldgeschirr, so wie die freie Auswahl unter den Geschmeiden, mit denen sie einst beschenkt worden, ihm in aller Form zu verschreiben.

Das stürmische Verlangen des jungen Geschöpfes entsprang nun aber nicht etwa aus besonderer schwesterlicher Liebe, sondern hatte einen viel unwiderstehlicheren Anlaß. Maria war bereits wieder vermählt; ein Schritt, der nicht länger verborgen bleiben konnte. Ein Schreiben Suffolk's an den König, das aber wohlweislich an den vertrauten Wolsey eingeschlossen und vielleicht nicht sogleich verwendet wurde, gestand den ganzen Hergang. Der Herzog beklagte zunächst, daß die Leute es ihm und Maria so unendlich erschwerten, den König zu befriedigen, obwol diese nicht nur die Geschenke des verstorbenen Gemahls willig daran gäbe, sondern ihr ganzes Witthum und überhaupt Alles, was sie in dieser Welt hätte. Dann rechtfertigte er sich gegen die bösen Neider, die ihm vorwarfen, zu bereitwillig auf die Gedanken des Königs Franz eingegangen

zu sein oder ihm gar Tournai ohne Weiteres versprochen zu haben. Er wollte ja lieber sterben, als der Ehre seines Königs das Geringste vergeben. Hilfe gegen die Widersacher wollte er immerdar nur bei dem suchen, der ihn selber aus dem Nichts emporgehoben. Endlich aber kam er heraus mit dem Geheimniß. Bei dem ersten Besuch, den er der jungen Königin-Wittwe abgestattet, an jenem 5. Februar, hat sie ihm kurz und bündig gesagt, daß, wenn er sich von ihr bestimmen ließe, sie keinen Anderen, als ihn haben wollte. Sie hatte ihm in Verzweiflung die Herzensangst geklagt, welche ihr Langley und ein anderer Bettelbruder oder die schwerlich in England spukende Absicht bereitete, sie jetzt noch zur Ehe mit Karl von Spanien zu zwingen. Lieber wollte sie in Stücke zerrissen, als dorthin geschleppt werden. Sie sprach sogar die Furcht aus, daß Suffolk beauftragt sei, sie nach Brüssel auszuliefern. In Thränen gebadet, riß das schöne Weib ihn hin. Sie hatte größeres Vertrauen zu den beiden Königen, die in Wort und Schrift ihre Genehmigung verheißen, als zu den argen Plänen, die von Anderen in England und Frankreich wider sie geschmiedet würden. Deshalb wollte sie aber auch unverzüglich ihren Willen haben und, wenn Suffolk nicht einwilligte, ihm nimmermehr nach diesem Tage ihren Antrag erneuern. So wurden sie geheim, in Gegenwart von nur zehn Personen, getraut, zu denen Doctor West und Wingfield nicht zählten, weil Maria befürchtete, daß die abrathen würden.

Als Heinrich VIII. nun diese Eröffnungen höchst ungnädig aufgenommen, lud Maria in einem rührenden eigenhändigen, aber sicher von Wolsey beeinflußten Briefe alle Schuld auf sich. Nur nicht aus sinnlicher Begier wollte sie gehandelt haben, sondern gescheucht von den abscheulichen Bettelbrüdern, die lediglich von Mitgliedern des Geheimen Raths angestiftet worden. Indem sie vorzog, lieber das Erbarmen des Königs, als jener Herren anzurufen, hätte sie Suffolk die Wahl gelassen, sie innerhalb vier Tage oder gar nicht zu besitzen. Sie allein daher hatte ihn bewogen, ein dem Könige gegebenes Versprechen nicht zu halten. Darum flehte sie nun um Barmherzigkeit für ihn und sich.

Nach bestimmten Andeutungen hatte Heinrich VIII. dem Busenfreunde allerdings endgiltig die Verbindung mit seiner Schwester verheißen, die Vollziehung aber von Maria's eigener und insonderheit von der Rückführung ihrer Schätze abhängig gemacht. Die eigenmächtige Ueberstürzung dagegen erweckte seinen Zorn, vor dem sich Suffolk vollends wand, nachdem er in Kurzem Wolsey bekennen mußte, daß seiner heimlichen Ehe bereits unentrinnbare Folgen drohten. In seiner Herzensangst wollte er König Franz und dessen Mutter noch um ein weiteres Schreiben anrufen, da Heinrich das erste bei Seite gelegt, und fügte, um andere Scrupel zu beschwichtigen, hinzu, daß man in Frankreich unter Licenz eines Bischofs in und außer den Fasten zu heirathen pflege. Inständig legte er die delicate Sache in die Hand des gewiegten Erzbischofs und gab dem Eilboten jenen überaus herrlichen, mit einer großen Perle zu einem Geschmeide verbundenen Diamanten mit, ein Pfand Maria's an den Bruder, daß ihm auch das Uebrige gehören sollte, sobald sie darüber verfügen könnte. Hierauf antwortete nun Wolsey, der die Sinnesart seines Herrn viel besser durchschaute, als der leichtlebige Herzog, tief betrübt und ernst. Der König,

dem er ein solches Beginnen keinen Augenblick hätte verschweigen dürfen, wäre in hohem Grade darüber aufgebracht, daß der Freund, dem er unbedingt vertraut, der ihm vor der Abreise in Eltham heilig geschworen, besonnen zu handeln, dies Vertrauen durch verwegene Vermählung mit der Königin getäuscht. Um solchem Zorn zu begegnen, wüßte er keinen andern Rath, als die wiederholte Fürsprache des französischen Hofs durch hell klingende Buße zu unterstützen. Er verlangte, daß nicht nur jene Kostbarkeiten beigebracht würden, Maria sich nicht nur verpflichtete, von ihrer Mitgift 4000 £ jährlich dem Könige abzugeben, sondern daß die 200,000 Kronen, welche Franz ihr vertragsmäßig auszahlen mußte, voll an Heinrich übergingen. Er rieth ihm endlich, in den Verhandlungen wegen Tournai und eines neuen Bündnisses einzuhalten, weil der König von Frankreich durch Begünstigung seines Fehltritts in politischen Sachen so viel wie möglich abdingen würde.

Vor solchen Anmahnungen des Freundes, der selber gefährdet schien, erkannte nun der Herzog vollends den Abgrund, an dessen Rand er schwebte. Seine politische Sendung war gescheitert, nachdem er zur höchsten Genugthuung seiner englischen Gegner in einem äußerst gewagten Liebeshandel nur der Selbstsucht gefröhnt hatte. Die Franzosen bestritten nicht nur den Anspruch auf das Heirathsgut, sondern verlangten sofort jenes Juwel zurück, das jetzt Eigenthum der Königin Claude sei. Ihm stand vor allen diesen Einwürfen der Verstand still. Schon glaubte er, von Franz Tournai gewonnen und die Zusammenkunft der beiden Könige für den Mai gesichert zu haben. Aber sein Ehrgefühl bäumte sich auf, Angesichts der Schande, die sich über seinem und Maria's Haupte zusammenzog. „My Lord," schrieb er in Verzweiflung weiter, „bei Anbetung Gottes helft mir, daß ich öffentlich getraut werde, ehe ich Frankreich verlasse, um viele Dinge, von denen Ihr erfahren sollt . . . . Rathet, ob Franz und seine Mutter um die offene Heirath nochmals schreiben sollen, da sie im Geheimen, wie ich nicht anders glaube, guter Hoffnung ist."

Der verzweifelte Aufschrei fand zunächst in Heinrich's hartem Herzen keinen Widerhall, denn in den folgenden drei, vier Wochen verstummte jeder Laut aus England, während die beiden Unglücklichen fruchtlos ihre Anstrengungen fortsetzten. Unter der Beschuldigung, die Sache seines Herrn verrathen zu haben, bot Suffolk seinen Kopf zur Sühne. Unverzüglich hatte die Herzogin Louise von Savoyen ihr Wort eingelegt. Noch dringender schrieb ihr Sohn, nachdem Heinrich die auch von ihm erbetene Einwilligung zur Rückkehr nicht ganz von der Hand gewiesen. Maria, die gegen Franz den Wunsch geäußert, mit Suffolk verheirathet zu sein, suchte durch eigenhändigen Dank Wolsey in seinen Bemühungen anzufeuern. Erst am 2. April erhielt Suffolk wieder geschäftliche Aufträge und meldete an Wolsey Tags darauf, daß König Franz nunmehr die Abreise Maria's gestatten wollte. Mittlerweile galt es denn auch, die Hauptschwierigkeit hinwegzuräumen, die eben darin lag, daß ein Unterthan das Unerhörte zu thun gewagt, was nur der König erlauben durfte, den Suffolk's Feinde ingrimmig bestürmten. Indeß die Dinge kamen doch langsam in Fluß. Am 4. verständigten sich die drei englischen Bevollmächtigten mit den französischen Behörden über eine Abschlagssumme von 20,000 Kronen für die Herführung der

jungen Königin. Am 14. bescheinigte sie in der Abtei Clugny bei Paris den Empfang von 200,000 Kronen, jene 20,000 einbegriffen, als die Hälfte der wieder ausbezahlten Mitgift. Obwol sie zwei Tage später notariell hat bestätigen müssen, daß sie jenen großen Diamanten, den Spiegel von Neapel geheißen, nebst zwanzig anderen Juwelen in Empfang genommen, behielt sie in Wahrheit nur vier Ringe, weil die Franzosen trotz allem Feilschen den „Miroir de Naples" nicht hatten zurückerhalten können. Allein an demselben 16. durfte denn doch das Paar, wie der allein zurückbleibende West berichtete, von Paris aufbrechen, von Franz bis St. Denis begleitet und auch fernerhin unter ehrenvollem Geleit. Unverzüglich wußten die Venetianer von der Heirath, die sie beständig auf ein für ihre Heimath günstiges, englisch-französisches Bündniß deuteten.

Noch immer aber stand das Gewitter drohend über den beiden Missethätern. Angstvoll wandte sich Suffolk am 22. von Montreuil aus an seinen Souverän, da ihn dessen Räthe, mit einziger Ausnahme Wolsey's, auf das Schaffot bringen wollten. Vor ihrer Bosheit flehte er demüthig des Königs Verzeihung an und legte anderen Falls seinen „armen Leib" in dessen Hände. Nachdem sie in Calais eingeritten, wagte er nicht einmal, das Haus zu verlassen, aus Furcht, daß die Menge erbittert über seine Heirath mit des Königs Schwester ihn umbringen würde. Dort von Calais aus erinnerte Maria selber noch einmal eindringlich den Bruder an sein Verhalten, seitdem sie einst Ludwig XII. hatte heirathen müssen. Im Vertrauen auf seine ursprüngliche Zusage hatte sie allein die rasche Verbindung mit Suffolk herbeigeführt. Und so beschwor sie ihn denn bei den Banden des Blutes um ein liebevolles Wort, bis wohin sie, die ihm alle ihre Habe bereitwillig überlassen, hier unter seiner Jurisdiction verharren würde.

Nirgend wird berichtet, wenn und wie endlich die Gnade erfolgt ist. Man erfährt nur, daß das Paar um den 3. Mai von Heinrich in Dover empfangen wurde. Aber wie bezeichnend für das widerwärtige Gebahren des Königs, daß erst, nachdem er für den Kostenersatz behufs Hin- und Herführung seiner Schwester von ihr eine Obligation im Betrage von 24,000 £, zahlbar in Jahresraten zu 1000 £, und Verzicht auf die Mitgift von 200,000 £ nebst Allem, was an Prachtgeschirr und Geschmeide zusammengerafft wurde, erhalten, am 13. Mai zu Greenwich in Gegenwart von König und Königin die Hochzeit des Herzogs und der Herzogin von Suffolk Statt hatte. Nur fielen die üblichen Aufzüge und öffentlichen Lustbarkeiten fort, weil die geheime Ehe, über die inzwischen genug verlautet hatte, vieler Orten anstößig erschien. Die klugen venetianischen Bevollmächtigten beschlossen zunächst, nur den König zur Heimkehr seiner Schwester, das Paar selber aber nicht eher zu beglückwünschen, als bis der Hof das Beispiel gegeben. Ebensowol aber fehlte es nicht an Aeußerungen der Befriedigung darüber, daß der Herzog von Suffolk, der eine populäre Persönlichkeit war, von Heinrich nicht völlig verstoßen wurde. Dieser jedoch fertigte nach der öffentlichen Trauung unverweilt einen Verwandten Suffolk's, Sir William Sidney, an König Franz ab, um von ihm das Gelübde einzuholen, das Geheimniß, in das er eingeweiht gewesen, für ewige Zeiten zu wahren, damit die Ehre der „Königin von Frankreich" nicht durch böse Gerüchte befleckt würde, als ob der Hergang dem Publicum zu beiden Seiten des Wassers verborgen geblieben wäre. Der

Bote erhielt überdies die Weisung, die Ansprüche wegen der rückständigen Kostbarkeiten nicht ruhen zu lassen, weil es nicht zu erwarten wäre, daß die herzliche Freundschaft der beiden Monarchen über eine solche Kleinigkeit leiden könnte.

Während aber gerade hierin eine Quelle neuen Zwiespalts erschlossen worden, erschienen fortan Suffolk und seine Gemahlin durch die harten finanziellen Bedingungen, unter denen sie begnadigt wurden, in peinlicher Abhängigkeit. Maria verschwand fast bei Hofe; nur durch ihre Kindbetten, deren erstes am 15. März 1516 erfolgte, wurden die Engländer an ihr Dasein erinnert. Einmal dankte sie in einem wortreichen Erguß dem geliebten Bruder, daß er die Gnade gehabt, ihren Gemahl, der sich hinfort nur noch auf besondere Einladung mit ihm in den Schranken tummelte, zu sich zu entbieten. Auch Suffolk's politische Rolle hatte ein Ende. Daß er seinen Kopf gerettet und das Haus Howard bei Hofe nicht allmächtig wurde, hatte er einzig und allein der Gewandtheit Wolsey's zu verdanken, der es schwerlich vermocht hätte, diese heikle Sache zu bewältigen, wenn es ihm nicht gleichzeitig gelungen wäre, zwei frühere Verbindungen, in die sich der jugendliche Charles Brandon unbedachtsam eingelassen, den argwöhnischen und rachsüchtigen Augen der Welt zu entrücken.

Eine Enkelin Maria's, der „Königin von Frankreich", und Suffolk's war die junge Lady Jane Grey, die fremder Ehrgeiz für wenige Tage auf den englischen Thron erhob, bis sie Heinrich's VIII. blutiger Tochter, der katholischen Maria, zum unschuldigen Opfer fiel.

Eine russische geheime Denkschrift von 1864.

Die vor einigen Monaten erschienene und bei ihrem Erscheinen viel besprochene Schrift „Berlin und Petersburg, Preußische Beiträge zur Geschichte der russisch-deutschen Beziehungen“ (Leipzig bei Duncker u. Humblot, 1880, 2. Aufl.) hat sich bei ihren Ausführungen über die vermeintlichen oder wirklichen letzten Zwecke der russischen Politik wiederholt auf eine „La politique du présent“ überschriebene, im Jahre 1864 im Auftrage des Fürsten Gortschakow verfaßte geheime Denkschrift berufen und verschiedene Ausführungen derselben nach dem französischen Original mitgetheilt (vgl. a. a. O. p. 89 ff., p. 97, 156 ff. u. p. 170). Inhalt und Bedeutung dieser Citate sind verschieden beurtheilt worden, die Echtheit ihrer Quelle hat man nirgend, unseres Wissens auch da nicht bestritten, wo man die Schrift selbst absolut verwarf.

Eine Abschrift dieser Denkschrift (die sich in ihrem Eingang als im Auftrage des russischen Reichskanzlers Fürsten Gortschakow verfaßt und als Glied einer ganzen Kette derartiger Arbeiten bezeichnet) ist der Redaction der „Deutschen Rundschau“ zur Verfügung gestellt worden und wird den Lesern derselben nachstehend in genauer deutscher Uebersetzung mitgetheilt; ausgelassen sind lediglich einige mit . . . . . bezeichnete, inhaltlich völlig bedeutungslose, dem Zusammenhang im Wege stehende Phrasen, die offenbar nur des diplomatischen Decorums wegen (oder, wie man im bürgerlichen Leben zu sagen pflegt, Schande halber) angebracht worden sind, sowie ein längerer, auf Asien bezüglicher Passus, der zum einen Theil gänzlich veraltet, zum andern wegen der Berufung auf eine speciell Asien behandelnde, uns nicht zugänglich gewordene Denkschrift nicht recht verständlich ist. Im Uebrigen hat die vorliegende Uebersetzung sich so genau wie immer möglich dem französischen Originale angeschlossen.

Für die Abschätzung dieses Actenstückes, von dessen eigentlichem Inhalt man sich nach den bisher mitgetheilten kurzen Citaten keine rechte Vorstellung machen konnte, dürften die folgenden Gesichtspunkte in Betracht kommen.

Die Abhandlung „La politique du présent“ ist, wie ihre Aufschrift bezeugt, im Jahre 1864, und zwar im Mai des gedachten Jahres verfaßt worden und offenbar bestimmt gewesen, einer hochstehenden, aber nicht der zünftigen Diplomatie angehörigen Person, aller Wahrscheinlichkeit nach dem Kaiser Alexander II. selbst, überreicht zu werden. Form und Inhalt des Acten-

stückes weisen direct auf diese Bestimmung hin, welche außerdem durch den Zeitpunkt der Abfassung derselben deutlich indicirt wird. — Nach den peinlichen Erfahrungen, welche die russische Diplomatie mit ihren Werbungen um die Bundesgenossenschaft Napoleon's III. gemacht hatte, war an den Leiter derselben das Bedürfniß herangetreten, die Schwenkung, zu welcher er durch die Ereignisse von 1863 (nämlich den polnischen Aufstand) sich genöthigt gesehen hatte, zu motiviren und sein System der Wiederannäherung an die alten, seit der Mitte der fünfziger Jahre verlassenen Traditionen der russischen Politik im Einzelnen zu rechtfertigen. In ausgesprochenem Gegensatz zu den Tendenzen, welche des Großfürsten Constantin bekannter Pariser Mission vom Herbst 1857 nur des Fürsten Gortschakow anti-österreichischer Haltung von 1859 zu Grunde gelegen, wird gegen die das Europa von 1864 bedrohenden Umwälzungen Front gemacht und die Unveräußerlichkeit derjenigen Principien gepredigt, zu denen Rußland sich in den letzten Zeiten Alexander's I. und während der gesammten Regierungszeit des Kaisers Nikolaus bekannt hatte. Man hat den Eindruck, als sei es ein Diplomat der alten, während des vorhergegangenen Jahrzehnts bei Seite geschobenen Schule, dem die Aufgabe zugewiesen worden, seines Meisters Schwenkung zu rechtfertigen und die Continuität der russischen Politik wiederherzustellen. Die wiederholte Bezugnahme auf die Traditionen der Kaiserin Katharina, die salbungsvolle Warnung vor der Gefährlichkeit der revolutionären Zeitideen, die haßerfüllte Sprache, in welcher von Napoleon III. und dessen „Schülern" geredet wird, die Geflissentlichkeit endlich, mit welcher auf die hohe Bedeutung der Verträge, die moderne Mißachtung derselben und auf die Wichtigkeit der Diplomatie als solcher hingewiesen wird, — Alles das legt den Schluß nahe, daß es ein bereits unter dem früheren Regime emporgekommener Staatskünstler gewesen, der zu der Rechtfertigung der „politique du présent" berufen worden. In Uebereinstimmung damit werden die Zustände und Aussichten Deutschlands und der beiden deutschen Großmächte nach Gesichtspunkten beurtheilt, die bereits vor sechszehn Jahren den Eindruck der Altbackenheit machen mußten. Als ob die Welt noch auf dem ihr von dem Kaiser Nikolaus angewiesenen Fleck stehe, gibt der Verf. sich dem Glauben hin, daß es keine Schwierigkeit haben werde, die nationale Bewegung in Deutschland innerhalb der Grenzen zu halten, welche ihr durch das russische Interesse gezogen worden. Ohne Ahnung davon, daß den Dingen ihr eigenes Gesetz innewohnt, glaubt er die Erstarkung Preußens zu einem bloßen Mittel der Sicherung der russischen Westgrenze machen und die Möglichkeit einer künftigen dominirenden Stellung Deutschlands als entfernte, für den praktischen Politiker kaum in Betracht kommende Gefahr behandeln zu dürfen. Ebenso entzieht sich die Tragweite der Neugestaltung Italiens dem Worthalter „der im Princip conservativen, in ihren Zielen defensiven Politik", den wir in dem vorliegenden Actenstück kennen lernen. Jenseit der Wirren, deren Tragweite er abzuschätzen versucht, sieht er die Möglichkeit einer Reconstruction des alten „conservativen" Europa und eine Erfüllung neuer Schläuche mit dem alten Wein. Der socialdemokratischen Partei, die sich eben damals in Deutschland zu bilden begann und unter der Führung Lassalle's zu einer nicht unansehnlichen Stellung gelangt war, geschieht mit keiner Sylbe

Erwähnung, — die außerhalb des „monarchisch-conservativen" Bodens stehenden Parteien werden überhaupt nur als krankhafte Verirrungen behandelt, demgemäß sämmtlich in einen und denselben Topf geworfen und lediglich auf ihre momentane Gefährlichkeit, niemals auf ihren specifischen Gehalt und ihre letzte Absicht geprüft. So ausschließlich steht der Verf. auf dem Standpunkte des Diplomaten der alten Schule, daß die Möglichkeit einer jenseit der nationalen und politischen Gegensätze aufgerichteten Revolutionsfahne, wie sie wenig später von der Internationale aufgepflanzt wurde, gänzlich außerhalb seines Gesichtskreises liegt und daß er der um die Mitte der sechsziger Jahre in Rußland bereits mehrfach bemerkten, von der russischen Presse wiederholt erörterten Thatsache der Bildung einer russischen Socialisten- bezw. Nihilistenpartei nirgend Beachtung zu Theil werden läßt. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der Verf. noch jener, heute ausgestorbenen Schule russischer Staatsmänner angehört, welche die einheimische Presse grundsätzlich ignorirten und aus der Nichtachtung liberaler Velleitäten ein Gewerbe und ein „Princip" machten.

Und dieser nämliche laudator temporis acti macht, wo er auf die letzten Ziele der russischen Politik zu reden kommt, nicht das geringste Hehl daraus, daß in dieser Rücksicht zwischen ihm und den Politikern der russisch-nationalen, panslavistischen Partei eine vollständige Uebereinstimmung der Meinungen bestehe! Als ob sich das so von selber verstünde, werden die Zertrümmerung Oesterreichs und der Türkei und die Sammlung aller „über Europa verbreiteten", bis in das Herz Deutschlands und der Türkei verstreuten „slavischen Racen" unter die russische Fahne, als legitime Ziele der Politik des kaiserlichen Cabinets behandelt. Nicht über diese Ziele als solche, sondern lediglich über die geeignetsten Mittel zur Erreichung derselben streitet der Verfasser mit der neuen russisch-nationalen Schule, von der man ihn — seinem sonstigen Gebahren nach — durch einen Abgrund geschieden glauben sollte. Werth und Bedeutung des „principe conservateur et défensif", zu welchem er sich so emphatisch bekennt und in dessen Namen die Cabinette Preußens und Italiens wegen ihrer, angeblich dem zweiten Kaiserreich abgelernten „Begehrlichkeit" (convoitise) verurtheilt werden, beschränken sich in Wahrheit darauf, daß (nach Meinung des Verf.) diese Principien den russischen Zukunftsinteressen zur Zeit die besten Dienste versprechen. Gewaltsame Umwälzungen im übrigen Europa sind verwerflich, weil und so lange Rußland von denselben keinen Vortheil ziehen kann, — der Friede muß erhalten bleiben, weil Rußland seiner bedarf, um durch Entwickelung seines Wohlstandes, seines Verkehrswesens und seiner Militäreinrichtungen zur Lösung seiner Zukunftsaufgabe tüchtiger und fähiger zu werden — die Slavenstämme Oesterreichs haben Ruhe zu halten, bis sie die Fähigkeit zur Sprengung des österreichischen Staatskörpers erworben haben und die den türkischen Slaven gepredigte geduldige Unterwerfung unter die „völkerrechtlich geheiligten Verträge" kann nicht besser motivirt werden, als durch die Berufung darauf, daß sie zur Uebernahme der ihnen obliegenden Handreichung an das russische Staatsinteresse zur Zeit noch nicht genugsam vorbereitet seien! Weil der Zukunft Rußlands nicht präjudicirt werden darf, ist die Erhaltung des bestehenden europäischen Zustandes das zeitweilig oberste Gesetz der Politik des

kaiserlichen Cabinets und hat dasselbe all' seine Anstrengungen auf die Erhaltung des Einverständnisses mit den Höfen von Wien und von Berlin zu richten. Besonderes Gewicht wird dabei auf die Offenhaltung der italienischen Wunde an dem Körper des alten Oesterreich gelegt; der Kaiserstaat darf sich Venetiens nicht entäußern, weil „Italien für Oesterreich eine Diversion vom Orient bedeutet" und weil Oesterreich, so lange Rußland nicht von der Donaumündung Besitz ergriffen hat, am Po beschäftigt bleiben muß.

So viel von des Verfassers letzten Absichten und seiner Methode. Daß die von ihm gepredigte, auf das Einverständniß mit Preußen gegründete Politik der conservativen Principien und der zeitweiligen Enthaltung von einer europäischen Action dem Verf. selbst schwerer ankommt, als er eingesteht, verräth sich übrigens an verschiedenen Stellen seiner Denkschrift mit genügender Deutlichkeit. Er, der an Gründen für die Unrathsamkeit neuer Werbungen um die französische Allianz geradezu unerschöpflich ist und den Bonapartismus für die Wurzel aller Uebel ansieht, — er kann sich der schließlichen Erwägung doch nicht entziehen, daß Rußland am besten thun werde, die nach Paris führenden Brücken stehen zu lassen, einem directen Bruch mit dem zweiten Kaiserthum sorgfältig aus dem Wege zu gehen und sich alle Chancen offen zu halten. —

Der in dem vorliegenden Actenstück enthaltenen Bestätigung dafür, daß es einen Punkt gibt, in welchem alle russischen Parteien, auch diejenigen der „im Princip conservativen, in ihren Zwecken defensiven Politik" zusammentreffen wird man auch da die Aufmerksamkeit nicht versagen dürfen, wo man die Berechtigung der speciellen Schlußfolgerungen bestreitet, welche das oben erwähnte, den „deutsch-russischen Beziehungen" gewidmete Buch aus der „politique du présent" gezogen hat. Wir bemerken endlich noch, daß die a. a. O. mitgetheilten Sätze unserer Denkschrift durch den Zusammenhang, in welchem sie aufgestellt worden, soweit modificirt erscheinen, daß schon aus diesem Grunde eine Mittheilung des gesammten Documents im allseitigen Interesse liegt. — Um das Verständniß des Einzelnen zu erleichtern, haben wir in Kürze an das Folgende zu erinnern:

Die in dem vorliegenden Documente als schwebend bezeichneten, von dem Verf. hoffnungsvoll acceptirten Verhandlungen der Londoner Conferenz über die schleswig-holsteinische Angelegenheit (25. April bis 25. Juni 1864) blieben bekanntlich resultatlos, nachdem die von deutscher Seite vorgeschlagene reine Personalunion zwischen Dänemark und den Herzogthümern von Seiten der Dänen, die von England proponirte Theilung Schleswigs in einen deutschen und einen dänischen Theil von beiden Betheiligten abgelehnt worden war. Während der Conferenzverhandlungen hatte der russische Bevollmächtigte Baron Brunnow sich wiederholt und nachdrücklich zu Gunsten „der Integrität des Königreichs Dänemark" ausgesprochen, um dieselbe Zeit aber Kaiser Alexander II. seine Erbansprüche auf die Herzogthümer an den Großherzog Peter von Oldenburg in einem zu Kissingen abgeschlossenen Vertrage (19 Juni 1864) abgetreten und dadurch auf eine directe Betheiligung an der schließlichen Lösung der schleswig-holsteinischen Frage verzichtet. — Tags nach Schluß der Conferenzen nahmen Preußen und Oesterreich ihre Kriegsoperationen auf, vier Wochen später mußte

Christian IX. die Wiener Friedensconferenz beschicken und auf den ferneren Besitz der Herzogthümer für alle Zeit Verzicht leisten.

In dem Monat der Londoner Conferenzen knüpfte Napoleon III. die seit Jahren abgebrochenen Verhandlungen mit der Regierung Victor Emanuel's von Italien wieder an; am 15. September d. J. wurde die Pariser Convention unterzeichnet, durch welche Frankreich sich zu einer innerhalb zweier Jahre vorzunehmenden Räumung Roms, Italien zur Respectirung des dem Papste gebliebenen Territoriums und zur Verlegung des Regierungssitzes von Turin in eine „andere italienische Stadt" verpflichtete. Am 23. September mußte das Ministerium Minghetti, das diesen Vertrag abgeschlossen hatte, zurücktreten und einer von General Lamarmora geleiteten Regierung Platz machen. — Von Seiten Rußlands war Victor Emanuel bereits im August des Jahres 1862 als „König von Italien" anerkannt worden.

Was den Orient anlangt, so ist zunächst daran zu erinnern, daß Rußland im Sommer 1864 seine Action gegen das Khanat von Khokand aufnahm, im Juni des genannten Jahres die Städte Turkestan und Aulietta, im Herbst Tschemkent besetzte, um im Februar des folgenden Jahres die Einverleibung der nördlichen Gebiete Khokands in das Gouvernement Orenburg zu proclamiren. — In der europäischen Türkei war die von dem Fürsten Alexander Johann von Rumänien (Cusa) am 14. Mai ausgesprochene Aufhebung des Wahl- und des Preßgesetzes und die Unterbreitung eines neuen Wahlgesetzes unter die Volksabstimmung das Hauptereigniß des Jahres 1864. Die in dieser Veranlassung nach Constantinopel einberufene, von dem Verf. wiederholt erwähnte Conferenz vermochte trotz des russischen Widerspruchs an der vollendeten Thatsache Nichts zu ändern, da Cusa sich unter Beihilfe des französischen Botschafters Fournier mit seinem Souverän, dem Sultan Abdul-Aziz, direct verständigt hatte.

Endlich wird noch besondere Erwähnung verdienen, daß am 26. Juli 1864 der damalige Generallieutenant Ignatjew als außerordentlicher russischer Gesandter und bevollmächtigter Minister bei der Hohen Pforte accreditirt wurde [1]).

Dies vorangeschickt, geben wir nachstehend die

„Politik der Gegenwart (Politique du Présent)"

überschriebene, mit dem Datum „1864" bezeichnete Denkschrift im Wortlaut wieder.

„Die Politik, welche das kaiserliche Cabinet unter gegenwärtiger Regierung befolgt hat, steht uns zu nahe, um kurz zusammengefaßt zu werden. Sie beruht auf Verträgen und Actenstücken, von denen viele nicht anders als mündlich dargelegt werden könnten. Ueberdies ist diese Politik von Umständen abhängig gewesen, welche mit jedem Augenblick wechselten. Gehört dieselbe doch einem Zeitalter an, das zu beweglich ist, um ein unverändertes Fortschreiten in der nämlichen Richtung zu gestatten.

In der Einleitung, welche Ew. Erlaucht unterbreitet worden, haben wir die Hauptphasen der gegenwärtigen Situation angegeben, ebenso die Erfahrungen, welche wir den letzten acht Jahren verdanken. Wir glauben uns

[1]) Den Botschafterrang erhielt der General erst im März 1867.

mit dem vorliegenden Entwurf begnügen zu können, indem wir uns eine vollständigere Arbeit so lange vorbehalten, bis unsere Studien der Vorgeschichte beendet sind. Um den bereits überreichten Abriß zu vervollständigen, genügt es, die gegenwärtige politische Situation und die Interessen darzulegen, welche die Action des kaiserlichen Cabinets bestimmen. —

1. Das Hauptinteresse Rußlands ist Ruhe. Die Erfahrung hat gelehrt, wie wenig wir zu gewinnen und wie viel wir zu verlieren haben, wenn wir uns in die Angelegenheiten Europa's mischen. — Wir müssen eine eigenartige Existenz beginnen, unsere Institutionen, Hilfsquellen und Kräfte durch Entwickelung unseres Nationalgenies verdoppeln. Hierauf beruht unsere Macht und unsere Sicherheit. Dieses Zurückkehren einer großen Nation zu sich selbst ist ein ungeheueres Ereigniß und zugleich für die auswärtige Politik bestimmend. Eine große continentale Macht kann sich aber nicht vollständig isoliren. Die polnische Krisis und die orientalischen Wirren haben bewiesen, wie eng der Zusammenhang ist, in welchem wir zu dem übrigen Europa gestanden haben. — Da es nun die Aufgabe des kaiserlichen Cabinets ist, diese inneren Arbeiten zu fördern, so wird zu diesem Ende unsere Politik conservativ im Princip und defensiv in ihren Zielen sein müssen.

2. Unsere augenblicklichen Interessen bilden:

a) Im Norden die skandinavische Gruppe. Die dänisch-deutsche Krisis hat die, 1848 entstandenen Ideen des Skandinavismus wachgerufen. Zu der traditionellen Sorge, welche wir für die Integrität der dänischen Monarchie hegen, gesellt sich noch die Furcht, diese Monarchie in die skandinavische Union aufgehen zu sehen, falls Dänemark auf Jütland und die Inseln beschränkt werden sollte. Daß diese Combination, welche die Mündung der Ostsee in die Hände einer größeren Macht brächte, unseren Interessen entgegensteht, bedarf keiner weiteren Ausführung. Es versteht sich vielmehr von selbst, daß wir sie im Auge behalten müssen, ohne indessen ihre praktischen Chancen und ihre eventuellen Gefahren zu überschätzen. Die skandinavische Idee ist in Dänemark kalt aufgenommen worden, und scheint in Schweden selbst wenig Sympathie erweckt zu haben. England macht Opposition gegen dieselbe, unser Bevollmächtigter hat Befehl, sie zu bekämpfen. Falls diese Union sich realisiren sollte, könnte sie doch nur in föderativer Form verwirklicht werden, und das würde ihr einen Theil ihrer Bedeutung im Voraus nehmen. In Friedenszeiten würden der Sund und die beiden Belte dem Handel nicht geschlossen sein, weil es sich hier um zu viele Interessen handelt; in Kriegszeiten würde die Freiheit der Straßen immer von England abhängen und die skandinavische Union daran Nichts zu ändern vermögen.

Diese Eventualität, sowie diejenige einer Antastung der Integrität der dänischen Monarchie bilden mithin Interessen, welche unsere Sorge erfordern, ohne gerade unsere Thätigkeit in Anspruch zu nehmen.

b) Im Centrum Polen. Polen bildet ein vitales russisches Interesse und in politischer wie in militärischer Rücksicht zeigt unsere Geschichte, daß es unser wunder Punkt ist. Diese Wunde kann durch innere Maßregeln geheilt werden — so lange sie existirt, wird sie aber fortfahren, unseren Gegnern zum Angriffs-

punkte zu dienen. Unsere Politik muß so berechnet sein, daß wir uns diesen Angriffen auf keinerlei Weise aussetzen. Sieben Jahre lang haben wir solche Angriffe durch unser Einverständniß mit Frankreich vermieden — im entscheidenden Augenblick aber hat die polnische Angelegenheit alle unsere Beziehungen umgestaltet. Anlangend unsere Vertheidigungsmittel erscheint als das wirksamste die Interessensolidarität, welche die Politik der Kaiserin Katharina zwischen Oesterreich und Preußen durch das Theilungssystem begründet hat. Diese Solidarität bindet jene Mächte an uns, wie uns an sie. Es wird uns vielleicht gelingen, die Elemente dieser polnischen Frage zu verändern. Aber so lange sie bestehen, müssen unsere Verbindungen mit den Nachbarstaaten andauern, und liegt es in unserem Interesse, dieselben zu befestigen.

c) Unsere Beziehungen zu Preußen sind fast immer gute gewesen. Wir haben keine abweichenden Interessen, und Preußen ist uns eine Schutzwand gegen Frankreich gewesen. Wir müssen wünschen, daß dieser Staat sich befestige — dieser Wunsch aber würde wahrscheinlich nicht so weit gehen, daß wir, im Falle eines Angriffes auf den Rhein, die Waffen ergriffen. In dieser Rücksicht muß die Vergangenheit uns zur Lehre dienen. Rußland wird immer stark genug sein, sich zu vertheidigen, falls es im eigenen Lande angegriffen würde. Die Sicherheit, welche es uns bieten würde, Preußen mit den Waffen zu unterstützen, würde durch die Opfer eines solchen Beistandes nicht aufgewogen werden — diplomatisch aber steht Preußen unsere Unterstützung zu Gebote. Die preußische Monarchie ist aus Eroberungen und aus dem Geiste der Vergrößerung hervorgegangen, — die Staaten erhalten sich in der Regel aber durch diejenigen Mittel, welche zu ihrer Gründung gedient haben. Preußen ist ehrgeizig und unruhig. Ohne es darin zu bestärken, haben wir keinen Grund, seinen Vergrößerungen Widerstand entgegen zu setzen, so lange dieselben unsere directen Interessen nicht schädigen.

d) So lange Oesterreich existirt, müssen wir als Nachbarn wünschen, daß es in Ruhe bleibe, und müssen wir mit ihm die bestmöglichen Beziehungen unterhalten. Dieser Staat nimmt eine so wichtige Stellung an unseren Grenzen ein, daß sein Fall eine anarchische Verwirrung hervorrufen würde, deren Folgen auch für uns unberechenbar wären. Es liegt in unserem Interesse, daß Oesterreich die heterogenen Elemente, aus welchen es zusammengesetzt ist, in einem Aggregat-Zustande erhält, welcher uns vor jeder anarchischen Beunruhigung schützt. Diese Nothwendigkeit mag uns widerwärtig sein, sie ist aber ein Mal da. Innere Unruhen in Oesterreich würden augenblicklich auf uns zurück wirken: wirken doch alle gegen Oesterreich gerichteten revolutionären Unternehmungen unvermeidlich auf Polen ein. Alles dies kann sich mit der Zeit und unter Umständen ändern. Jetzt aber ist es so, und wir müssen uns nach dem Bestehenden richten. —

Diese Erwägungen haben zwischen uns und Oesterreich eine Art von Annäherung herbeigeführt. Zu dem Zweck, den entfesselten Umsturzelementen in Europa eine Präventiv-Action entgegensetzen zu können, haben wir uns mit dieser Macht in Einverständniß gesetzt. Es ist schwer zu sagen, bis wohin diese Gemeinschaft gehen würde, falls wir zu einer repressiven Action greifen müßten.

Es wird das wesentlich von den Umständen und von dem Maße abhängen, in welchem unsere Interessen dabei engagirt sind. Wenn Oesterreich in Ungarn angegriffen würde, ohne daß eine solche Krise direct auf Polen einwirkte und uns gefährlich würde, so dürften wir unsere Action von 1849 nicht zum zweiten Male wiederholen. Auf alle Fälle würde Se. Maj. der Kaiser sich volle Freiheit des Handelns vorbehalten, und nur insoweit unsere Interessen es erforderten, ein Einverständniß mit dem Wiener Cabinet Platz greifen lassen. Wenn der Angriff in Venedig stattfände, so dürften wir nicht dazwischen treten, obgleich es in unserem Interesse liegt, daß Oesterreich nicht aus Italien vertrieben wird: diejenigen Kräfte des österreichischen Staates, welche zur Zeit in diesem Lande absorbirt werden, würden uns gefährlich werden, wenn sie in die Lage kämen, sich auf den Orient concentriren zu können. Unsere Beziehungen zu Oesterreich sind immer unsicherer Natur gewesen. Dieser Staat wird immer und aus allen Kräften unserer Entwickelung Widerstand leisten. Aber so lange es in unserem Interesse liegt, auf dem althergebrachen Wege zu bleiben, wird Oesterreich gezwungen sein, uns zu folgen. Wir müssen darüber wachen, daß es uns nicht weiter fortreißt, als wir gehen dürfen. —

Nachbarstaaten können einander ebensogut Schaden zufügen, wie Dienste erweisen. Gewöhnlich wird es in ihrem Interesse liegen, sich zu mäßigen und eine Politik der Chicane und der Repressalien zu vermeiden, die leicht zu ihrem eigenen Nachtheil führen kann. Wenn sie, ihren Verschiedenheiten Rechnung tragend, dieselben mildern, ihre Berührungspunkte entwickeln, so können sie in Frieden leben und vortheilhafte Verbindungen unterhalten. So ist es geschehen, daß wir trotz unseres Antagonismus nie mit Oesterreich in offenem Kriege gewesen sind. Diese Beziehungen könnten indessen nur aufrecht erhalten werden, wenn wir nicht alte Rechnungen mit einander auszugleichen hätten. Obgleich nun die italienische Besitznahme der Lombardei für den Verlust Bessarabiens reichliche Zahlung geleistet hat, so sind die Wunden, welche uns während des Krimkrieges von Seiten Oesterreichs geschlagen wurden, immer noch höchst schmerzhaft!

Kann auch im Uebrigen nicht bestritten werden, daß man, um die Ereignisse wirklich leiten zu können, über nationale Leidenschaften erhaben sein muß, so ist die Erfüllung dieser Bedingung angesichts des großen Antheils, welchen die öffentliche Meinung und die Presse an den Staatsangelegenheiten aller Länder nehmen, doch außerordentlich schwer. Es bedürfte dazu einer gewissen Gleichheit der Verhältnisse, welche nicht existirt. Oesterreich besteht aus einem Gemisch unter einander nicht zusammenhängender Nationalitäten, unter denen die herrschende die numerisch schwächste ist. Von allen Seiten den feindlichen Berührungen Europas ausgesetzt, ist der österreichische Kaiserstaat leicht verletzlich und erhält er sich nur durch ein merkwürdiges Gleichgewicht. Im Gegensatze dazu repräsentirt Rußland eine mächtige homogene Nationalität, welche sich nur an ihren äußersten Grenzen einige heterogene Racen aggregirt hat, die es mit dem Schwergewicht seiner Macht beherrscht. Rußland hat wenig directe Berührung mit Europa und ist in sich unangreifbar. — Dieser Gegensatz ist frappant: es ist der Gegensatz zwischen einem im Verfall begriffenen Volke, dessen Fortbestehen Staunen erregen muß, weil sein Sturz unvermeidlich ist, — und einer

mächtigen, in der Blüthe ihrer Kraft stehenden Nation, welcher eine ungeheure Zukunft vorbehalten ist. Die Chancen sind zu ungleich. Oesterreich kann uns schaden, seine Hilfe brauchen wir Gott sei Dank nicht. Ohne uns könnte es nicht bestehen, und es würde uns ein Leichtes sein, bei der ersten Gelegenheit seiner Herr zu werden.

Für's Erste aber liegt das nicht in unserem Interesse. So lange die Nationalitäten, aus welchen Oesterreich sich zusammensetzt, nicht zu derjenigen politischen und socialen Organisation gediehen sind, welche ihnen eine unabhängige Existenz ermöglicht, würde der Wegfall einer centralisirenden, diese Nationalitäten zusammenhaltenden Autorität, das Zeichen zu einer Auflösung geben, welche uns ebenso gefährlich werden könnte, wie ihnen. Die stufenweise Entwickelung der Völker Oesterreichs zu politischem Leben liegt überdies in der Natur der Sache, zumal seit die Versuche der österreichischen Politik, diese Nationalitäten durch Germanisation zu ersticken, gescheitert sind. Oesterreich kann nicht mehr umhin, die in Rede stehenden Nationalitäten anzuerkennen und ihnen in der Repräsentation des Reiches eine Stelle einzuräumen. — An uns wird es sein, diese Fragen zur Reife gelangen zu lassen, indem wir von unserer Seite die moralischen Elemente entwickeln, welche unsere Bande mit unseren Stammes- und Glaubensgenossen befestigen. Inzwischen aber werden unsere Beziehungen zu Oesterreich eine Gestalt annehmen müssen, welche den Anforderungen der Gegenwart volle Genüge leistet, ohne diejenigen der Zukunft zu schädigen.

e) Die nämlichen Grundsätze sind auf die Türkei anzuwenden. — Seit den Zeiten, aus denen die uns von der Kaiserin Katharina hinterlassenen Traditionen stammen, hat sich viel geändert. Damals bedrohte der türkische Fanatismus die Christen mit Zerstörung, und mußten wir dieselben schützen. Heute ist eine solche Zerstörung unmöglich, einmal weil unser Zeitalter dergleichen nicht mehr gestattet und zweitens weil die Türken dazu nicht mehr im Stande sind. Die Ohnmacht und Civilisationsunfähigkeit der Türken, die Polygamie, welche sie entvölkert, die militärische Aushebung, welche sie sich als Privilegium vorbehalten haben und durch welche sie decimirt werden, — Alles das weist auf ein sich vorbereitendes definitives Uebergewicht des christlichen über das türkische Element hin. Dieses Uebergewicht ist schon gegenwärtig eine bloße Zeitfrage. Es genügt darum, die Dinge ihren natürlichen Weg gehen zu lassen und sie zu unterstützen, ohne ihnen durch all zu prompte Beschleunigung zu schaden.

Die heute den Christen des Orients drohende Gefahr rührt nicht von den Türken, sondern von den zwischen diesen Christen bestehenden Zerwürfnissen her. Sie selbst haben das Band zerstört, dessen Symbol das gleiche religiöse Bekenntniß war, und sich in feindliche Gruppen getheilt. — Die Pforte aber zieht daraus Nutzen, indem sie die eigene Herrschaft zu befestigen und zu verlängern sucht.

Als fernere ernste Gefahr ist die politische, religiöse und revolutionäre Propaganda des Abendlandes anzusehen. Die Lateiner wollen die orthodoxe Kirche stürzen; sie werben unter den Bulgaren für den Katholicismus, sie latinisiren die Donaufürstenthümer und suchen die heiligen Stätten der Güter zu berauben,

welche dieselben in jenen Fürstenthümern besitzen. Die polnische Emigration hat die Walachei und Moldau zum Schauplatz ihrer Intriguen gemacht, England wühlt Griechenland auf, indem es sich populär zu machen sucht, um dereinst seinen Einfluß auf die hellenischen Racen unserem Einfluß auf die Slaven entgegenzusetzen. Gegenüber einer solchen Lage der Dinge hält das kaiserliche Cabinet die Aufrechterhaltung der türkischen Autorität für nothwendig, um jene Länder vor Verwirrungen zu bewahren, die ihnen verderblich wäre, ohne daß wir im Stande wären, aus denselben Nutzen zu ziehen.

Unser Ziel ist darauf gerichtet, die Differenzen unter den Christen des Orients zu schlichten und auf diese Weise voreiligen Kämpfen zuvorzukommen, welche zum eigenen Schaden der Betheiligten ausschlagen müßten. Wir bleiben auf dem Boden des Vertrages von 1856. Wie unvortheilhaft dieser Vertrag immer gewesen sein mag, — zur Zeit sichert derselbe den Türken ihre Stellung und befestigt er diejenige der Christen. Das Recht, von den Türken die Beobachtung dieses Vertrages zu verlangen, können die Christen des Orients indessen nur in Anspruch nehmen, wenn sie sich selbst vor Verletzungen desselben hüten. Außerhalb der Verträge gibt es kein anderes Recht, als dasjenige der Stärke: bei der gegenwärtigen Lage der Dinge und so lange wir der Donau und des Schwarzen Meeres beraubt sind, würde ein Versuch, Gewalt zu gebrauchen, aber weder uns, noch den orientalischen Christen zum Ziel gereichen.

Aus diesen nämlichen Gründen haben wir uns so eifrig der serbischen und der montenegrinischen Sache angenommen, als die Pforte, die Umstände und ihr Uebergewicht benutzend, dieser gegenüber Gewalt gebrauchte. Eben deshalb haben wir uns auch entschieden gegen den Fürsten Cusa ausgesprochen, als dieser nicht allein seine Pflichten gegen die Pforte, sondern auch diejenigen gegen uns und die Kirche übertrat.

Diese Politik der Mäßigung und Beruhigung nöthigt uns zu einer beschwerlichen und undankbaren Arbeit. Weder vermögen wir den Ansprüchen der Christen gerecht zu werden, die zu leidenschaftlich sind, um praktisch zu Werke zu gehen, noch thun wir unseren eigenen nationalen Sympathien genug, weil die Lebhaftigkeit derselben vernünftige Erwägungen unmöglich macht. Das kaiserliche Cabinet aber weiß, daß und in wie weit jeder im Orient gethane Schritt auf unsere politische Stellung und von da wieder auf unsere innere Stellung und namentlich auf unsere Finanzen zurückwirkt: mit Rücksicht darauf kann es einen anderen Weg *nicht* einschlagen. — Was die Pforte anbetrifft, so hat sie uns in früherer Zeit alle christlichen Insurrectionen zur Last gelegt. Jetzt, wo der Augenschein lehrt, daß die kosmopolitische Revolution die Urheberin dieser Bewegungen ist und daß dieselbe sich sogar gegen uns gewendet hat, ist die türkische Regierung eines Bessern belehrt und ist ihr Verhältniß zu uns ein besseres geworden. Die Consequenzen, welche sie daraus zu ziehen wünscht, können wir freilich nicht acceptiren. Die Pforte träumt von einer engen Verbindung mit uns und Oesterreich, um das Princip der Nationalitäten zu ersticken. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß im Orient das nationale Princip eng mit dem christlichen verbunden ist. — Die wahre Geschicklichkeit besteht hier, wie Oesterreich gegenüber, in der Fähigkeit, Maß zu halten. Auch in diesem Verhältniß

hat sich gezeigt, daß in der Politik die Alliancen durch Interessen bestimmt werden: diese Interessen aber bestimmen zugleich die Dauer und die — Grenze der Alliancen.

3. Unsere blos mittelbaren Interessen beziehen sich zunächst auf

a) Deutschland. In Deutschland wirft man uns vor, wir hätten die uns zu Gebote stehenden Familieneinflüsse mißbraucht, um auf die deutschen Angelegenheiten zu drücken; bei uns zu Hause hat man uns der Parteilichkeit zu Gunsten der deutschen Interessen geziehen. Man wird daraus schließen dürfen, daß wir die den Verhältnissen entsprechende Mitte gehalten haben.

Zwei große Nachbarnationen können einander offenbar nicht völlig fremd bleiben. Zwischen uns und Deutschland besteht kein unmittelbarer Antagonismus der Interessen. Die einzigen Punkte, auf welchen wir in Gegensatz gerathen könnten, sind 1) die Principienfragen, in sofern man uns für Feinde des constitutionellen Liberalismus ausgibt, und 2) die slavische Frage, von welcher man fühlt, daß sie dereinst am Horizonte der europäischen Politik auftauchen werde.

Wie dem auch sei, Deutschland, dem wir blos Dienste erwiesen haben, lohnt uns dafür mit blinder Abneigung.

Infolge seiner steten und unheilbaren inneren Uneinigkeit hat der deutsche Bund für das übrige Europa jede Bedeutung verloren, und die Einsicht in diesen unwürdigen Zustand ist es, welche die Deutschen zur Verzweiflung bringt. An dem außerordentlichen Wohlstande, welchen sie dieser weitgehenden Decentralisation zu danken haben, lassen sie sich nicht mehr genügen: gemäß der alten Erfahrung, nach welcher man vor Allem Das anstrebt, was man nicht hat, wollen sie durchaus eine große politische Rolle spielen und streben sie vor Allem die nationale Einheit an.

Diese Eventualität muß unsere ernste Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Zunächst ist zu bemerken, daß die außerordentliche Schwäche des deutschen Bundes uns nie von Nutzen gewesen ist, daß dieselbe zu Anfang des Jahrhunderts Deutschland zu der bequemen Beute des ersten Napoleons gemacht hat, und daß die Anstrengungen, welche wir damals zum Behuf der Aufrechterhaltung Deutschlands zu machen bestimmt wurden, lediglich zu unnützen Opfern geführt haben. Für uns hat Deutschland nie und zu keiner Zeit Etwas zu thun vermocht. Während aller uns bedrohenden Krisen und namentlich während des letzten orientalischen Krieges ist Deutschland nicht im Stande gewesen, dem von unsern Feinden geübten Drucke Widerstand zu leisten und hat es uns im Stich gelassen. An der Aufrechterhaltung des gegenwärtigen abnormen Zustandes sind wir mithin nicht interessirt. Frankreich ist der deutschen Einheit von Alters her abgeneigt, weil die Schwäche des deutschen Bundes seinen Eroberungstendenzen Vorschub leistet. Wir, die wir von Deutschland Nichts zu verlangen und Nichts zu fürchten haben, befinden uns nicht in der nämlichen Lage. Andererseits erscheint freilich wahrscheinlich, daß, wenn die deutschen Einheitsbestrebungen jemals verwirklicht werden sollten, Deutschland seinen inoffensiven Charakter verlieren würde. Hat es doch im Jahre 1848 nicht nur die dänischen Herzogthümer, sondern auch Elsaß und Lothringen, die deutsche Schweiz, Liv-

land, Esthland und Kurland zurückgefordert. Heute sehen wir, mit welchem Heißhunger die Deutschen sich Schleswig-Holsteins zu bemächtigen suchen. In ähnlichem Falle und wenn die slavische Frage einmal auf die Tagesordnung gesetzt wird, dürfte Deutschland ein erhebliches Gewicht, und zwar gegen unsere Interessen, in die Wagschale werfen.

Wir werden uns demgemäß auf den Wunsch zu beschränken haben, daß Deutschlands Einigkeit genugsam befestigt werde, um äußeren Angriffen Widerstand leisten zu können. Führt die natürliche Entwickelung der Dinge dazu, daß eine Umgestaltung der Bundesacte die außerordentliche Zersplitterung Deutschlands minderte, daß die größeren Staaten sich auf Unkosten der kleineren vergrößerten, Macht und Ansehen der Centralregierung sich erhöhten, so würden wir uns dem nicht zu widersetzen brauchen. Wir haben aber auch keinen Grund, um in dieser Rücksicht irgend eine Initiative zu ergreifen. Kostet es doch Mühe genug, die beständigen Händel auszugleichen, welche die beiden deutschen Großmächte von einander trennen und die Hauptursache der Schwäche Deutschlands bilden.

Unsere Politik hat in dieser Rücksicht häufig gewechselt und bald Preußen, bald wiederum Oesterreich begünstigt. Nach dem Orientkriege wandten unsere Sympathien sich vornehmlich dem Berliner Cabinet zu, gegenwärtig hat es den Anschein, als ob Oesterreich dieselben wieder zu sich herüberziehen werde. Wie die Dinge zur Zeit liegen, sind diese Schwankungen unvermeidlich. Am Besten thun wir, wenn wir die Wagschalen beider deutscher Mächte balanciren, um sie je nach Umständen nach derjenigen Seite sinken zu lassen, welche unseren augenblicklichen Interessen entspricht. Nach diesem System ist die Kaiserin Katharina verfahren. Dasselbe führt allerdings dazu, daß das Vertrauen zerstört wird — diese Empfindung ist aber längst aus der modernen Politik ausgeschlossen und zwar ohne unser Verschulden.

b) Frankreich. Ueber unsere Beziehungen zu diesem Lande waltet ein unheilvolles Geschick. Unter Ludwig XIV. und Ludwig XV. gab Frankreich sich die Miene, uns zu ignoriren und uns zu verachten, unter der Republik ist es uns geradezu feindlich gewesen. Obgleich die Entfernungen, welche uns von diesem Lande trennen, ungeheure sind, obgleich die Natur selbst uns zu Verbündeten gemacht hat, und obgleich des ersten Napoleon's Ausspruch: „wenn wir uns schlagen wollten, hätten wir Mühe, einander zu begegnen", durchaus zutreffend war, hat Frankreich uns wiederholt mit Krieg überzogen und ist den Versuchen zur Herstellung russisch-französischer Allianzen regelmäßig ein peinliches Fiasko bereitet worden. Tilsit und Erfurt waren bloße Episoden, die schließlich in ganzen Strömen von Blut ertränkt wurden — die unter Ludwig XVIII. und Karl X. angestellten Annäherungsversuche sind unsicher und unfruchtbar geblieben. Vermittelt wurden diese Annäherungsversuche durch das monarchisch-conservative Princip, abgeschnitten durch die darauf folgende Herrschaft der liberalen Grundsätze von 1830. Nach dem Krimkriege schienen die Zeitverhältnisse einer ernsthaften Annäherung dieser beiden Länder günstig zu sein, welche mehr durch theoretische Mißverständnisse und durch von beiden

Seiten begangene Fehler, als durch ihre wirklichen Interessen getrennt gewesen waren. Und doch hat auch dieser Versuch lediglich dazu geführt, daß der Ausbruch eines neuen Zusammenstoßes vertagt wurde. Die sich hieraus ergebenden Schlußfolgerungen werden kaum einem Zweifel unterliegen können. Grade weil diese Versuche zu einer Annäherung höchst ernsthaft gemeint waren, werden sie als unwidersprechliche Beweise dafür angesehen werden müssen, daß die politischen Tendenzen beider Länder schlechterdings nicht in Einklang zu bringen sind. Polen ist nur die Gelegenheit zu dieser Differenz gewesen, der eigentliche Grund lag tiefer. Er ist darin zu suchen, daß die französische Nation von einem beständigen Verlangen nach gewaltsamen Umwälzungen (besoin de bouleversement) heimgesucht wird, während die russische Nation vor Allem Ruhe verlangt. Mit Frankreich werden wir uns voraussichtlich erst verständigen, wenn wir das Bedürfniß fühlen sollten, in Europa das Unterste zu oberst zu kehren, aber auch dann wird das auf unsere Unkosten geschehen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach trägt Napoleon im gegenwärtigen Augenblicke nach der Intimität Verlangen, welche wir ihm einst angeboten hatten und welche ihm die größten praktischen Vortheile in Aussicht stellte. Diese Intimität sicherte seine Stellung auf dem Continent, machte ihn von England unabhängig und bot ihm die Möglichkeit, Frankreichs wahre politische Interessen unter der einen Bedingung zu verfolgen, daß dieselben sich nicht nach der revolutionären Seite hin bewegten. Heute ist Napoleon darauf angewiesen, zwischen vollständiger Isolirung und einer ausschweifenden Politik zu wählen, die ihn unwiderruflich und unter Gefährdung seiner eigenen Stellung, in die Arme der allgemeinen Umsturzpartei treiben würde. Es läßt sich schlechterdings nicht voraussehen, welche Entscheidung er treffen und ob der Eifer, mit welchem die übrigen Großmächte das deutsch-französische Einvernehmen zu hintertreiben suchen, ihn über den Werth unserer Allianz bis zu einem gewissen Grade aufklären wird. — Unsere Beziehungen zu Napoleon bleiben darum reservirte. Die Rolle, welche er in Polen gespielt, die Niederlage, die er erlitten hat, und die Rache, die er unzweifelhaft brütet, sind Gründe genug, uns von einander fern zu halten. Unsererseits geschieht aber auch Nichts, um diesen Gegensatz zu verschärfen, und die Wege, welche zu besseren Beziehungen, ja zu einer theilweisen, unseren gemeinsamen Interessen entsprechenden Verständigung führen könnten, sind offen geblieben. Hat sich eine Gelegenheit, diesen Weg zu beschreiten, auch bis jetzt nicht dargeboten, so dürfen wir die Möglichkeit einer Annäherung doch nicht ausschließen. Durch Alter und Erfahrung ruhiger geworden und durch die für den Augenblick friedliche Stimmung Frankreichs beeinflußt, wünscht Napoleon zu einer verständigeren, minder aggressiven Politik zurückzukehren, und wir haben keinen Grund, ihm Uebelwollen gegen seine Person und seine Dynastie zu zeigen. Sollte sich hinter seinem Schweigen die Absicht eines neuen Hauptschlages verbergen, so ist zu wünschen, daß wir Napoleon's Anschläge auf von den unsrigen fern obliegende Interessen lenken und daß wir alle directen Feindseligkeiten gegen ihn vermeiden.

c) England. Die hervorragende Arbeit des Baron Brunnow hat Englands gegenwärtige Politik genugsam erörtert. Diese Politik ist uns gegenüber

schlaff geworden. Wir haben von diesen Symptomen eines uns günstigen Umschwungs in der britischen Politik Act zu nehmen, wir dürfen uns aber nicht auf sie verlassen. England hat seiner geographischen Lage die Fähigkeit zu danken, daß es bald von Frankreich zu Rußland, bald von Rußland zu Frankreich schwenken kann, je nachdem das eine oder das andere dieser Länder ihm mehr oder weniger Zu- und Abneigung einflößt. Es mag peinlich sein, daß wir bald durch unsere Fehler, bald durch diejenigen Frankreichs der englischen Politik die Freiheit einräumen müssen, diese für die englischen Interessen bequeme, für den Continent gefährliche Rolle spielen zu lassen: da wir aber nicht in der Lage sind, dieses Verhältniß ändern zu können, müssen wir unser Möglichstes thun, um den übeln Wirkungen derselben zuvorzukommen. Die schlimmste aller Eventualitäten wäre diejenige einer Allianz zwischen Frankreich und England, weil dieselbe sich nicht auf dem Gebiet der beiderseitigen politischen Interessen (denn diese stehen im Gegensatz zu einander), sondern auf demjenigen der revolutionären Principien bewegen müßte. Gegenüber dem maritimen Uebergewicht dieser beiden Staaten würde Europa gradezu in Abhängigkeit von denselben gerathen (l'Europe serait à leur discrétion).

Das ist's, was Napoleon wünscht. Wie bereits früher bemerkt, widerstrebt die englische Regierung aber gegenwärtig dem Umsturz, welchen es im Jahre 1848 begünstigte und zwar aus der Erwägung, daß ein solcher Umsturz dem politischen und militärischen Uebergewicht des kaiserlichen Frankreich zu Gute kommen würde. Ueber Napoleon's Tendenzen ist die englische Regierung vollständig aufgeklärt, seit sie ihn in den erregten Wassern Italiens, Nizza und Savoyen hat fischen sehen; England will nicht, daß Napoleon auch noch das Rheinufer und Belgien fischt, es will auch nicht, daß er mit Polen, Ungarn und dem unter seiner Aegide emancipirten Rumänien in ein militärisches und revolutionäres Bündniß tritt, weil ein solches Bündniß Europa an ihn ausliefern würde.

Wir haben das größte Interesse daran, Englands Rücklehr zu dem conservativen System zu begünstigen, von welchem es sich entwöhnt hatte; *sind doch seit sieben Jahren alle unsere Anstrengungen darauf gerichtet gewesen, England von Frankreich zu trennen.* Wesentlich aus diesem Grunde und weil wir Napoleon unter Anrufung seiner politischen Interessen von einem revolutionären Bündniß mit England zurückzuhalten wünschten, haben wir die Verständigung mit Napoleon angestrebt. In der nämlichen Absicht haben wir zufolge der polnischen Krise unsere guten Beziehungen zu Frankreich in auffälliger Weise abgebrochen. Zu der Veränderung, welche sich in der Haltung und den gegenwärtigen Tendenzen des Londoner Cabinets ankündigt, dürfen wir uns darum Glück wünschen. Wir müssen das Mögliche thun, um dieses Cabinet an die conservativen Interessen des festen Landes zu knüpfen. Dasselbe haben wir immer wieder den beiden deutschen Großmächten während jener Händel mit Dänemark gepredigt, zufolge deren sie mit dem englischen Interesse in Conflict gerathen waren. Wir bieten dem Londoner Cabinet unseresheils alle Bürgschaften einer maßvollen, friedlichen und versöhnlichen Politik, die auf das Ziel der Erhaltung gerichtet ist. Es ist das unvermeidlich, weil England sich von Napoleon erst getrennt hat, als es ihn im Begriff sah, einem

in selbstsüchtiger Absicht unternommenen Kriege zuzusteuern und weil wir wissen, daß es sich auch von dem Continente trennen würde, wenn es denselben auf eine aggressive Coalition lossteuern sähe. Den Engländern ist jede Erinnerung an die früheren Coalitionen verhaßt, weil dieselben ihren Staat mit einer Schuldenlast von $7\frac{1}{2}$ Milliarden belastet hat. Durch die Erfahrung belehrt, wird England sich auf Coalitionen nicht wieder einlassen.

4. Wir gehen nunmehr zur allgemeinen Politik über. Die öffentliche Meinung (in Rußland) gefällt sich darin, den flüchtigen und beweglichen Charakter unserer gegenwärtigen Politik, weil er jeder festen Grundlage entbehrt und nichts Bleibendes zu bezeichnen scheint, ungünstig zu beurtheilen und die Ansicht auszusprechen, daß derselbe schlecht zu der großen Ausdehnung und der wichtigen europäischen Stellung unseres Staates stimmt. Und doch steht dieser Charakter mit der allgemeinen Signatur unserer Zeit in engstem Zusammenhang und läßt er sich auf zwei Ursachen, eine zufällige und vorübergehende und eine dauernde, zurückführen. Zunächst kommt in Betracht, daß ein Mann auf dem Throne Frankreichs sitzt, der die gekrönte Revolution repräsentirt und daß derselbe mit den Händen eines eisernen Militärdespotismus eine Macht festhält, die ihm durch das allgemeine Stimmrecht übertragen worden ist. Dieser Mann steht als Begründer einer Dynastie mit einem Fuße auf monarchischem Boden, mit dem anderen auf revolutionärem Untergrunde; er stützt sich auf Elemente, die sich gegen jede Regierung und jede Autorität auflehnen. So lange dieser Zustand fortdauert, wird in Europa nichts Normales und Feststehendes möglich sein, denn diese Combination ist die für die allgemeine Ruhe denkbar unheilvollste. Republiken verlieren sich schließlich in der Anarchie, constitutionelle Regierungen nützen sich durch parlamentarisches Geschwätz ab, — der auf die Revolution gestützte Militärdespotismus aber wird zum Werkzeug einer gewaltigen Macht, wenn ihm eine kriegerische Armee und eine Nation zur Seite stehen, welche jederzeit bereit ist, um einer Idee, um einer Revolution, ja um eines bloßen Wortes willen zu den Waffen zu greifen.

Mit Hilfe einer Politik, die zwei verschiedene Gesichter zeigt, umgeben von Helfershelfern, die grundsatzlos, aber geschickt und glücklich sind und mit Hilfe einer bald gehätschelten, bald wieder mundtodt gemachten Demokratie hat dieser Mann nicht nur sein eigenes Land, sondern auch das übrige Europa, die Völker wie die Regierungen, corrumpirt. Man hat sich an seinen Erfolgen genügen lassen, weil diese seine einzige Rechtfertigung bildeten. Man hat aber dabei übersehen, wohin seine Politik das Land geführt hat — eine Politik, welche dem Laster in die Hände arbeitet und an diesem seinen Stützpunkt sucht. Die Einsicht in die wahre Sachlage wird den Leuten erst aufgehen, wenn sie die Sündfluth gewahr werden, die bereits gegenwärtig Frankreich bedroht. Heute macht Napoleon mit Hilfe seiner Erfolge immer noch Proselyten. Europa nimmt sich diese Regierung der Demoralisation, welche die Hefe der Gesellschaft an die Oberfläche erhebt und mit Hilfe derselben die Masse der anständigen und geduldigen Leute ausbeutet, gradezu zum Muster. Victor Emanuel und Cavour sind Napoleon's erste Schüler gewesen, dann hat die puritanische Genfer Republik es zu einem Fazy, die Moldau-Walachei zu

einem Cusa gebracht; in Preußen kostet das Verlangen nach der Erwerbung ähnlicher trauriger Lorbeeren (lauriers de mauvais aloi) Herrn v. Bismarck den Schlaf. Man will eben nicht verstehen, daß, wenn ganz Europa das französische Regime nachahmte, es schließlich einem Spielhause gleichen würde, in welchem ein glücklicher Betrüger (fripon) es dazu gebracht hat, daß alle Leute Betrüger werden wollen, um nur nicht betrogen zu werden. Ein dauernder Erfolg ist auf diesem Wege nicht möglich, weil auf der Hand liegt, daß der Gewinn der Einen nur durch den Ruin der Andern ermöglicht wird und daß das schließliche Ende ein Einhalt oder ein allgemeiner Zusammenbruch sein muß.

Diese Ausnahmesituation ist auf das Leben eines einzelnen Ausnahmemenschen gestellt. Wir dürfen hoffen, daß sie einen bloßen Uebergang bedeute und daß ihr eine schließliche Regulirung folgen werde. Das englische Cabinet hat das von Hause aus verstanden und sich Napoleon lediglich in der Absicht zugesellt, ihn controliren, seinen Streichen ausweichen und überall da von diesen Streichen Vortheil ziehen zu können, wo dieselben gegen Dritte gerichtet waren.

An uns wird es sein, Ansteckungen durch diese allgemeine Verderbniß aus dem Wege zu gehen, das Terrain zu vertheidigen, auf welchem wir bedroht werden, einer Besserung der Zeitverhältnisse zu harren und dieselbe zu beschleunigen, ohne daß wir uns deshalb Gefahren aussetzten. Gewisse Symptome einer Veränderung sind bereits gegenwärtig bemerkbar, — verhehlen darf man sich aber nicht, daß die revolutionäre Krisis, welche Europa gegenwärtig durchzumachen hat, unter allen Umständen tiefe Spuren zurück lassen wird, — um so tiefere, als die innere Lage derjenigen Staaten, welche sich demokratisiren, diese Krisis perpetuirt.

— —

Die westeuropäischen Liberalen versichern unaufhörlich, daß die Regierungen Unrecht hätten, wenn sie das Nationalitätsprincip mit den revolutionären Doctrinen in einen und denselben Topf thäten und daß es grade die Unterdrückung legitimer Volkswünsche sei, welche die Regierungen in die Arme der Revolution trieben. Bei uns in Rußland gibt es wiederum eine Schule, welche behauptet, daß, wenn Rußland Namens des Nationalitätsprincips angegriffen werde, wir nur nöthig hätten, den Spieß umzukehren, — seinen Schaft selbst in die Hände zu nehmen und die Spitze gegen unsere Gegner zu richten. Nach dieser Theorie sollen wir nur nöthig haben, uns auf unsere über ganz Europa verbreiteten, bis in das Herz Deutschlands und der Türkei verstreuten Glaubens- und Stammesgenossen zu stützen.

Die erstere dieser beiden Theorien entzieht sich jeder eigentlichen Erörterung, weil Niemand vorauszusehen vermag, bis zu welcher Grenze Europa sich in „befriedigte" Nationalitäten zerstückeln lassen soll und wo Bürgschaften gegen eine allgemeine Anarchie gewonnen werden sollen. Anlangend die andere Theorie, werden wir nicht umhin können, ein förmliches Glaubensbekenntniß abzulegen.

Das kaiserliche Cabinet weiß den Werth und die Bedeutung der religiösen und nationalen Sympathien vollkommen zu schätzen, welche uns mit den unter fremder Herrschaft lebenden slavischen Stämmen verbinden. Ebenso wenig kann

die Bedeutung zweifelhaft sein, welche diese Stämme dadurch haben, daß sie für uns eine Vormauer gegen den Andrang der germanischen und der lateinischen Race bilden. Die kaiserl. Regierung ist aber zugleich der Meinung, daß der größte Dienst, welchen Rußland den übrigen slavischen Stämmen leisten kann, darin besteht, daß es sich zunächst selbst kräftigt und die ihm auf eigenen Boden dargebotenen Hilfsmittel so vollständig wie möglich entwickelt. Mangel an gutem Willen ist es nie gewesen, der uns daran verhindert hat, die uns verwandten Stämme zu befreien, die Schwierigkeit hat immer nur in dem Gewicht der dieser Absicht entgegengesetzten Kräfte und in den zu überwindenden großen Entfernungen bestanden. Aus diesen Gründen ist Rußland immer wieder genöthigt gewesen, auf halbem Wege stehen zu bleiben, seine enttäuschten und unbefriedigten Glaubensgenossen der Rache der Türken zu überlassen und seine nutzlos gebrachten Opfer mit eigener Erschöpfung und mit der Hemmung seiner inneren Entwickelung zu bezahlen. Seit wir von der Donau und vom schwarzen Meer abgedrängt und vor ungleich vermehrte Kampfesschwierigkeiten gestellt worden sind, müssen wir uns davor hüten, diese Erfahrung noch einmal zu machen. Worauf es vor Allem für uns ankommt, ist die Vergrößerung unserer Macht; wir brauchen Straßen, Waffen und Geldmittel, lauter Dinge, die wir nur im Zustande des Friedens erwerben können und die uns zur Zeit des Krimkrieges fehlten. Erst wenn Rußland es zu vollständiger innerer Entwickelung gebracht hat, wird es dasjenige Gewicht ausüben können, welches erforderlich ist, damit es alle slavischen Racen unter seinen Schutz nehmen könne. Dieser Schutz wird in demselben Maß gesucht werden, in welchem wir in Bezug auf Wohlstand und innere Organisation Fortschritte gemacht haben werden.

Darnach liegt die Sache so, daß die slavischen Völker sich selbst und uns keinen größern Dienst erweisen können, als wenn sie die günstige Lage, in die wir sie versetzt haben, dazu ausnutzen, sich auf friedlichem Wege weiter zu entwickeln. Geschieht das, so werden wir sie im gegebenen Augenblicke fähig finden, uns einen energischen, einsichtigen und gut organisirten Rückhalt zu bieten. Inzwischen sind wir durch Nichts verhindert, unser Nationalgefühl zu Gunsten dieser uns durch Bande der Religion in der Abstammung verbundenen Racen zu bethätigen. Derartige Lebensäußerungen eines großen Volkes sind an und für sich unentbehrlich und wir haben sie lange genug vernachlässigt. Nothwendig wird aber sein, daß diese Aeußerungen für unsere Politik eine Kräftigung und einen Rückhalt, nicht ein Hinderniß und eine Gefahr bilden. Aus diesem Grunde muß die Regierung immer in der Lage bleiben, diese Verbindungen zurückhalten, erforderlichen Falls sogar verleugnen zu können. Andern Falls werden dieselben schädlich und nicht nützlich sein. — Unserm moralischen Einfluß im Orient hat die Aufhebung der Leibeigenschaft größere Dienste erwiesen, als die gesammte von uns betriebene Propaganda. Alle Vortheile, die diese Propaganda uns hat verschaffen können, sind durch die verunglückten Colonisationsversuche, die wir mit den Bulgaren in der Krim unternommen haben, mehr als aufgewogen worden.

Innerhalb dieser Grenzen glaubt das kaiserliche Cabinet seine Thätigkeit halten zu müssen und zwar unter Verzicht auf alle aggressiven Theorien. Wie

verhängnißvoll diese letzteren werden können, hat sich bei Gelegenheit des slavisch-magyarisch-rumänischen Conföderationsplanes gezeigt, den die Herren Bakunin und Genossen, ausgeheckt und mit Hilfe der polnischen Emigration in Ausführung zu bringen gesucht hatten. . . . . Die Diplomatie hat andere Wege zu gehen. Je deutlicher sich in Dänemark, den Donaufürstenthümern und den Vereinigten Staaten von Nordamerika herausstellt, wohin Staaten gebracht werden, deren Geschicke in die Hände der Demokratie gelegt sind, desto nachdrücklicher muß die Diplomatie an ihren Traditionen festhalten und indem sie sich den Umständen anschmiegt, nach wie vor darauf hinarbeiten, die Gemüther zu beruhigen, die Leidenschaften zu besänftigen und die Interessen auf das Gebiet der friedlichen Transaction zu leiten. Die Erfolge, welche der Diplomatie trotz aller entgegenstehenden Hindernisse und im Angesicht großer und schwieriger Fragen auf den Conferenzen von London und Constantinopel beschieden gewesen sind, beweisen, daß dieselbe ihre Rolle in Europa noch nicht ausgespielt hat. Unsere Staatskunst hat durch ihren an diesen Arbeiten genommenen Antheil nicht Principien- und Gefühlspolitik getrieben, sondern Rußlands wahren Interessen gedient. Diese Interessen aber bilden die einzige Regel für die Politik S. M. des Kaisers. Am Besten wird derselben eben gedient, wenn wir diejenigen über ganz Europa verstreuten politischen und socialen Elemente nur zu sammeln suchen, welche der beständigen Aufregungen überdrüssig und der Meinung sind, daß das Fieber kein normaler staatlicher Zustand sei. Selbst in Frankreich thut sich eine gewisse Reaction gegen das Treiben der kosmopolitischen Intriguanten kund, welche ganz Europa in Aufregung versetzt haben. Dieser friedlichen Bewegung müssen wir zu Hilfe kommen, weil jedes im Frieden verbrachte Jahr für unsere Finanzen und für unsere inneren Zustände eine directe Wohlthat bedeutet. Diese Wohlthat aber können wir uns erhalten ohne Rußlands europäische Stellung im Geringsten zu beeinträchtigen.

5. Was den Süden anlangt, so haben wir mit Spanien und Italien nur spärliche Berührungen. Mit dem Hof von Turin hatten wir die Beziehungen abgebrochen, weil wir die Verletzung der dem bisherigen europäischen System zu Grunde liegenden Rechte, deren jene Regierung sich schuldig machte, auch nicht zum Schein sanctioniren wollten. Wir haben diese Verbindung wieder angeknüpft, als die italienische Regierung, nachdem die bezüglichen Thatsachen einmal vollendet waren, die Nothwendigkeit empfand, das Revolutionsinstrument zu zerbrechen, dessen sie sich zum Zerstören bedient hatte, das für das Aufbauen aber nur ein Hinderniß bedeutete. Seit die italienische Regierung, unter Verleugnung des Revolutionsprincips, wieder das Princip der monarchischen Ordnung zu repräsentiren begonnen hat, haben wir keinen Grund, dieselbe nicht anzuerkennen. Ein politischer Antagonismus zwischen uns und Italien hat nie bestanden, ja, wir werden im Orient gemeinsame Sache machen können, wenn für die italienische Regierung die Nothwendigkeit, Revolution zu treiben, aufgehört hat. In dieser Rücksicht können wir nur wünschen, daß die Einheit Italiens zum Abschluß komme, denn nur wenn das geschehen ist, kann dieses Land in regelmäßige Bahnen zurückkehren. Aber auch davon abgesehen, werden wir auf die Zukunft der italienischen Einheit ein rechtes Vertrauen nicht setzen können.

Dieser Leidenschaft wird es gehen, wie es anderen Leidenschaften gegangen, die wesentlich von den ihnen bereiteten Hindernissen lebten, die Erreichung ihres Zieles aber nicht zu überleben vermochten. Unserer Meinung nach würde eine auf das Recht gegründete Conföderation der monarchischen Staaten Italiens, die für dieses Land, für Europa und für uns günstigste Combination bedeuten.

In die inneren Geschicke der Apenninen-Halbinsel irgendwie einzugreifen, haben wir keine Veranlassung — unsere Beziehungen zu derselben werden so sein, wie die Italiener selbst sie gestalten. . . . . Die Krisis, in welcher Italien sich befindet, unsererseits abzukürzen, hätte keinen Sinn, *denn Italien bedeutet für den österreichischen Kaiserstaat eine Diversion von den orientalischen Dingen. So lange Oesterreich am Mincio und am Po beunruhigt ist, werden wir an der Donau um so ruhiger sein können.*

Was den *päpstlichen* Hof anlangt, so haben wir — auch von den letzten persönlichen Ausfällen des Papstes abgesehen — von diesem nur die unversöhnlichste Feindschaft zu erwarten. Das kaiserliche Cabinet hält nicht für zweckmäßig, diese Feindschaft durch Repressalien zu schüren, welche die religiösen Elemente des in Polen entbrannten politischen Streits nur verschärfen würden. Es kommt in dieser Rücksicht Alles auf die augenblicklichen Umstände an. . . . Eine sehr viel schwierigere und ernstere Frage ist diejenige nach der Zukunft des Papstthums für den Fall des Zusammenbruchs seiner weltlichen Macht. Eine Antwort darauf, ob ein solches Ereigniß der Ruhe der griechisch-orthodoxen Kirche zum Vortheil oder zum Schaden gereichen würde, liegt außerhalb des Rahmens unserer Betrachtung. Politisch werden wir uns auch in dieser Beziehung zurückzuhalten haben und wird es dabei bleiben, daß unsere Beziehungen zum heiligen Stuhl unter mehr oder minder verhüllten Formen feindliche sind. Wir werden dem Kampf nicht aus dem Wege gehen, wir werden ihn aber auch nicht aufsuchen.

Spanien liegt gänzlich außerhalb der Sphäre unserer politischen Action. Spanien macht gewisse Fortschritte, aber nur langsame und hat die Stellung, welche es in Europa einnehmen könnte, noch nicht erlangt. Eine Zeitlang hat Napoleon III. daran gedacht, Spanien zu einer sechsten Großmacht zu machen und im Bunde mit ihm und Italien eine große, das Mittelmeer beherrschende Allianz der katholischen und lateinischen Völker aufzurichten. Diesen Gedanken verfolgt er gegenwärtig in Mexico und beabsichtigt er durch seine auf eine skandinavische Allianz gerichteten Pläne auf den Norden auszudehnen. Dergleichen weitgehende Pläne sind indessen gewöhnlich unpraktisch — in Spanien haben sie bereits Bankerott gemacht, weil ein Staat nur durch sich selbst zur Großmacht werden, nicht dazu creirt werden kann. Spanien hat es so weit noch nicht gebracht und außerdem liebt es Frankreich nicht, dessen Uebergewicht von England bekämpft wird. Wir werden diesen Kämpfen mit Wohlwollen für Spanien (das die nämlichen Empfindungen für uns hegt) zusehen können und zu diesem Staat freundschaftliche, wenn auch politisch bedeutungslose Beziehungen unterhalten.

Alle politischen Interessen culminiren zur Zeit in den Conferenzen von London und von Constantinopel. Eine nähere Betrachtung derselben verlohnt um so mehr der Mühe, als dieselben ein Bild von dem politischen Kaleidoskop der Gegenwart und von den Schwierigkeiten darbieten, welche die Diplomatie zu überwinden hat.

Der deutsch-dänische Streit umfaßte eine ganze Anzahl verschiedener Elemente, — Jahrhunderte alte Rechtsfragen und Traditionen, bleibende und zufällige Interessen und Wünsche sind hier bunt durcheinander gewürfelt. Hinter Dänemark lauerte der Skandinavismus, hinter den Herzogthümern der Germanismus, in Deutschland selbst regten sich die verschiedensten Richtungen, der mit demokratischen Erinnerungen an das Jahr 1848 versetzte Eifer der Unitarier, der Ehrgeiz der kleinen Staaten und das Bestreben der beiden deutschen Großmächte, die Sache in der Hand zu behalten und der Einmischung der Demagogie in den kleineren Staaten, zuvorzukommen. Die beiden Höfe von Wien und von Berlin waren nur darüber einig, daß sie Herren des politischen und militärischen Terrains bleiben wollten, im Uebrigen liefen ihre Interessen einander schnurstracks zuwider. Da Preußen im Norden stärker engagirt war als Oesterreich, so hatte Herr v. Rechberg Herrn v. Bismarck im Verdacht, Gelüste zu hegen, die er für sträflich hielt. — Hüben und drüben trug man einen außerordentlichen Eifer zu Tage, weil man sich als Haupt-Anwalt der deutschen Interessen aufspielen, sich aber gegenseitig keinerlei Vortheile gönnen wollte.

Ebenso verwickelt lagen die Dinge auf dem Gebiet der großen Politik. Es handelte sich um das deutsche Interesse an der Erwerbung strategisch, maritim und commerciell außerordentlich wichtiger Punkte, um unsere und die britischen Interessen betreffend den Sund, und um das Gleichgewicht auf der Ostsee, — der speciell englischen Interessen, seiner Verwandtschaftsbeziehungen und unserer Ansprüche auf Kiel und einen Theil Holsteins ganz zu geschweigen. Wichtiger als alles Dieses aber war es, daß es sich um einen Streit zwischen geschichtlichen, auf Verträgen gegründeten Rechten und leidenschaftlich erregten Nationalrespirationen handelte und daß das Napoleonische Frankreich bemüht war, die Wasser Europas zu erregen und aus denselben irgend einen Gebietserwerb herauszufischen. Preußen nährte heimliche Gelüste, um deren willen es nicht abgeneigt schien, mit diesen selbstsüchtigen Calculationen gemeinsame Sache zu machen, — Oesterreich war schwach genug, sich im Gegensatz zu seinen Interessen und zu aller gesunden Logik in's Schlepptau nehmen zu lassen, uns aber war vor Allem daran gelegen, die kurz zuvor zwischen den vier Höfen etablirte, von Wien und London gehörig gewürdigte, selbst in Berlin gebilligte conservative Gemeinschaft erhalten zu sehen.

Mit all' diesen Schwierigkeiten hatte die Diplomatie zu kämpfen. Preußen hat davon in geschickter und energischer Weise Nutzen zu ziehen gewußt, indem es graden Wegs auf ein Ziel lossteuerte, das seinen Interessen zu entsprechen schien, von dem es sich aber selbst keine recht klare Idee machte (mais mal défini dans sa propre pensée). Preußens Entschließungen sind zum einen Theil aus Herrn v. Bismarck's Charakter, zum andern Theil aus dem Umstande zu erklären, daß diese Regierung über 80 Millionen Thaler zu verfügen hatte, die

seit zwei Jahren in den Kellern der Bank lagen und ihm die Möglichkeit boten, gegen den Willen der Kammer die Armee umzugestalten und einen Krieg zu führen, für welchen das Land keinen Heller herzugeben brauchte. Was Herrn v. Bismarck's Geschicklichkeit anlangt, so erinnert sie einigermaßen an diejenige, welche Graf Buol im Jahre 1855 bewies. Geschicklichkeiten dieser Art können sehr weit führen und sehr theuer zu stehen kommen. — Oesterreich hat die Consequenzen einer Lage zu tragen gehabt, die es von der Möglichkeit ausschließen, jemals einen graden und offenen Weg zu gehen. Es lavirt beständig durch Klippen und ist an falsche und schwierige Situationen derartig gewöhnt, daß es voreilig wäre, es für bereits geschlagen zu wähnen. Frankreich hat sein gewöhnliches doppeltes Spiel gespielt, sich alle möglichen Pforten geöffnet, bis jetzt aber noch in keine derselben eintreten können. England hat, so lebhaft es auch in Anspruch genommen war, eine außerordentliche praktische Weisheit bewiesen und mit Hilfe derselben, trotz der gleichzeitig in Europa, im Orient und in Amerika auf seine Interessen einstürmenden Schwierigkeiten, fertig zu bringen gewußt, daß seine Kräfte intact blieben, daß seine Macht und sein Reichthum zunehmen. Unter genauer Abschätzung aller in Betracht kommenden Interessen hat es die Gefahr berechnet, welche ihm aus einem Bruch mit Deutschland erwachsen und Napoleon zu Gute kommen könnte und sich sodann zu einer Transaction entschlossen, welche seiner Selbstliebe schwer angekommen sein mag, dafür aber als Beweis für seinen gesunden Sinn angesehen werden muß.

Das Gegentheil davon hat Dänemark gethan. Es ist dieses Land eine Beute jener Demokratie geworden, welche in Zeiten der Erregung zu großartigen Thorheiten führen kann, für gewöhnlich die Staaten aber einfach ruinirt, weil sie weder ein Verständniß für die Situation noch die Fähigkeit zum Maßhalten besitzt. Die Kopenhagener Demokratie hat die durch die polnische Krisis bewirkte totale Veränderung der Lage Dänemarks so vollständig verkannt, daß sie sich in geradezu unsinniger Weise zu Sympathiebezeugungen für das „unglückliche Polen" bestimmen ließ — ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, daß sie durch eine derartige Lähmung der conservativen Action Rußlands das Unglück ihres eigenen Vaterlandes vorbereitete.

Wir haben aus höheren Rücksichten unsere alten Sympathien für Dänemark zum Schweigen bringen müssen. Wir mußten die beiden deutschen Großmächte zur Mäßigung anhalten und sie in dem Bestreben unterstützen, ihre regelmäßige Action an die Stelle der Ueberstürzungen des deutschen Demagogenthums zu setzen, wir mußten einem Bruch zwischen diesen Mächten nur England zuvorkommen und gemeinsam mit dem Londoner Cabinet auf eine friedliche Lösung hinarbeiten, wie sie sich im gegenwärtigen Augenblick vollzieht. Kommen wir damit zu Stande, so dürfen wir uns dazu Glück wünschen, indessen keinen Augenblick außer Augen setzen, welcher der wahre Charakter dieser Krisis ist. Eine alte Monarchie, welche lange Zeit hindurch als für das Gleichgewicht Europas unentbehrlich angesehen worden ist, wird nächstens so gut wie vollständig von der Karte verschwunden, der feierliche, ihre Integrität verbürgende Vertrag, zu einem bloßen Stück Papier geworden sein, ohne daß eine einzige Großmacht Neigung

gezeigt hätte, ihre unter diesen Vertrag gesetzte Unterschrift zur Wahrheit zu machen. Wenn Verträge früher zerrissen wurden, so geschah das allein durch die Waffen — heute hält man für bequemer, dieselben einfach fallen zu lassen, und es scheint kaum der Mühe werth, überhaupt noch Verträge abzuschließen. Allen Ernstes hat es den Anschein, als solle der Volksstimme auf dem Gebiete der Politik definitiv ein Bürgerrecht eingeräumt werden!

Aehnlich wie in London ist es auf der Constantinopolitanischen Conferenz zugegangen, auf welcher gleichfalls große, zum Theil allgemeine, zum Theil locale Interessen verhandelt werden und wo gleichfalls Namens der sogenannten Volkswünsche in feierlich abgeschlossene europäische Transactionen Bresche gelegt wird. Namens dieser angeblichen Volkswünsche spielt sich hier ein geschickter Intriguant auf, welcher Napoleon III. zum Führer und zum Muster genommen hat. Offenbar sind die Großmächte, namentlich Rußland, England und die Türkei, auf's Höchste daran interessirt, den revolutionären Einfluß Frankreichs von den Donaufürstenthümern auszuschließen und diesen Staat daran zu verhindern, daß er ein selbständiges Rumänien aufrichte, welches einerseits die Integrität der Türkei, andererseits die Ruhe der benachbarten Staaten beeinträchtigen würde. Nichtsdestoweniger lähmt die britische Besorgniß vor einem Bruch mit Frankreich die Action Europas, welches vor dem Fürsten Cusa förmlich gedemüthigt wird; man scheint in England eine gewisse Vorliebe für die revolutionären Principien nicht los werden zu können, weil man in denselben eine politische Waffe sieht, die für die Zukunft von Nutzen sein kann und die man nicht in den Händen Napoleon's lassen will. —

Da unsere Interessen in dieser Angelegenheit sehr viel directer in Mitleidenschaft gezogen werden als bezüglich Dänemarks, so ist unsere Stellung eine außerordentlich schwierige und von den heterogensten Elementen bedingte. Wir stehen vor der schwierigen Wahl, entweder dem Fürsten Cusa einen Triumph zu gönnen, der für die Großmächte gradezu eine Schmach wäre, oder aber es zu einer militärischen Execution kommen zu lassen, welche eine christliche Nationalität, für welche wir vielfach unser Blut vergossen haben, den Türken ausliefern würde. Vor denselben Schwierigkeiten stehen aber auch unsere Gegner. Die Türkei, Oesterreich und England befinden sich in der peinlichen Lage, in einer Angelegenheit, in welcher sie seit einem Jahrhundert unsere Gegner gewesen, mit uns an dem nämlichen Strang zu ziehen. Sie haben offenbar den Eindruck, daß eine Bewegung in den Fürstenthümern, welche Rußland als gegen sich gerichtet ansieht, ihrerseits, wenn nicht mit Wohlwollen, so doch mit einer gewissen Duldung behandelt werden müsse. Dieser Hintergedanke macht sich allmälig auch innerhalb des zwischen uns und den übrigen Mächten erzielten Einverständnisses geltend. Sie gibt uns einen Vorschmack von der großen Veränderung, welche dem orientalischen Problem bevorsteht, seit dasselbe mit Racengegensätzen, nationalen Eifersüchteleien und revolutionären Bestrebungen verquickt wird.

Innerhalb dieser Verwirrung gibt es nur einen Licht- und Ruhepunkt, der praktisch in Betracht kommt.

Die Verträge, welche gegenseitige Pflichten und Verpflichtungen der Türken

wie der Christen festgesetzt haben, sind einmal vorhanden, von Europa unterzeichnet und verbürgt worden. Will man nicht in das Chaos zurücksinken, so müssen diese Verträge aufrecht erhalten werden. Unzweifelhaft bilden dieselben den Boden, auf welchem wir uns zu bewegen haben. Mit der Geringschätzung für feierliche Verträge (solche nicht ausgenommen, deren Tinte eben erst trocken geworden ist), ist es aber einmal so weit gekommen, daß man sich darauf gefaßt machen muß, durch die Conferenzen von Constantinopel und von London Bastard-Transactionen in die Welt gesetzt zu sehen, welche den Schein des Rechts nur dadurch wahren, daß sie seine Ohnmacht bezeugen und das Recht im Princip opfern.

Aus diesen Verhältnissen setzt sich der Charakter der heutigen Politik zusammen. Wo die Wage beständig schwankt und niemals zum Gleichgewicht gelangt, wird das Ziel jedes Staats darauf gerichtet sein müssen, der Schale seiner Interessen eine möglichst große Summe unzweifelhafter und werthvoller Gewichte zu sichern. Nur dadurch kann ein Krieg vermieden werden, der das Maß der vorhandenen Kräfte allerdings feststellen, dieselben aber zugleich aufbrauchen würde. Als geeignetstes Mittel zur Erreichung dieses Zwecks erscheint die Entwickelung der inneren Wohlfahrt durch den Frieden, der, wie Herr Thiers neulich gesagt hat, heutzutage den Krieg ernährt.

Rußland hat in dieser Rücksicht einen größeren Spielraum für seine Thätigkeit als irgend ein anderes Land und es bedarf keiner Prophetengabe, um seine Politik vorhersagen zu können. Diese Politik wird — unserer Auffassung nach — in ihrem Princip *conservativ*, in Bezug auf ihre Ziele *defensiv* sein. Diese Richtung ist unserer Politik denn auch durch den Willen S. M. des Kaisers gegenwärtig (actuellement) vorgeschrieben worden. S. Majestät fernere Absichten können wir nicht vorher bestimmen.

Wenn Rußland die Entwickelungsphase, in welcher es sich gegenwärtig befindet, durchgemacht haben, — wenn es seinen Wohlstand durch Ermuthigung der Arbeit, des Bevölkerungszuwachses und des Credits (welche die Quellen des Nationalreichthums sind), *gehoben — seine Grenzprovinzen durch Entwickelung des Verkehrswesens und der durch dasselbe bedingten Interessen fester angeschlossen und endlich sein Finanzwesen auf normalen Grundlagen consolidirt haben wird — dann wird der Wille Sr. Kaiserlichen Majestät uns vielleicht eine andere Politik vorschreiben.*

Bis dahin wird der Weg, den wir zu gehen haben, so beschaffen sein müssen, daß er unsere gegenwärtigen Interessen sicher stellt, ohne diejenigen der Zukunft zu compromittiren und daß er Rußland denjenigen moralischen und politischen Einfluß, denjenigen Rang und dasjenige Ansehen sichert, welche ihm zukommen."

Die etruskische Sprachfrage.

Von

Prof. Dr. **Gustav Meyer** in Graz.

In der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung zeigten sich ausländische Ankömmlinge an der libyschen Küste, um im Bunde mit einheimischen Stämmen von Westen her einen Einfall in das Nil-Delta zu unternehmen. Sie unterwarfen sich das ganze ägyptische Gebiet westlich vom canopischen Nilarme und bedrohten bereits Memphis. Pharao Menephtah mußte alles aufbieten, um mit eigenen Soldaten, verstärkt durch Soldtruppen, die Gegner zurück zu halten. Auf der Ebene von Prosopis in Unterägypten fand die entscheidende Schlacht statt. In hartem Kampfe wurden die Libyer sammt ihren fremden Bundesgenossen überwältigt, niedergemacht oder gefangen, reiche Beute an Waffen und kostbaren Geräthschaften fiel in die Hände der Sieger.

Es war dies nicht der erste Einfall der am Mittelmeer wohnenden Piratenstämme in das ägyptische Reich, aber derjenige, der am gefährlichsten gewesen zu sein scheint und über den wir am besten unterrichtet sind. Eine siebenundsiebzig Reihen umfassende hieroglyphische Inschrift, welche neben bildlich dargestellten Kriegsscenen den Schmuck eines kleinen Hofes südlich von der großen Außenmauer des Tempels von Karnak bildete, hat uns das Ereigniß überliefert. Vicomte E. de Rougé hat sie zuerst gelesen und in der Revue archéologique vom Jahre 1867 darüber berichtet, Chabas hat diese Untersuchungen weiter geführt. Unter den Völkern, welche als Verbündete der Libyer auftreten, werden die Turscha, Schardana, Schakalasch, Leka und Akaiosch genannt. Ist die Deutung richtig, welche de Rougé und nach ihm andere von diesen Völkernamen gegeben haben, so liegt hier die älteste Erwähnung der Etrusker vor; denn er identificirte die Turscha, Schardana und Schakalasch mit den Tuskern oder Tyrsenen, Sardiniern und Siciliern, die Leka und Akaiosch mit den Lykiern und Achäern d. i. Griechen. Indessen ist die Sache weit davon entfernt, sicher zu sein. Duncker hat schwerwiegende Gründe gegen die Gleichsetzung der Akaiosch mit den homerischen Achäern geltend gemacht,

andere haben darauf hingewiesen, wie mißlich es sei, in so alter Zeit einen Bund so weit aus einander wohnender Völker anzunehmen. Darum läßt Maspero alle diese Völker an der Westküste Kleinasiens wohnen, von dort wären in etwas späterer Zeit die Turscha, Schardana und Schakalasch in ihre italischen Wohnsitze eingewandert.

Was die Turscha, die Tyrsener, betrifft, so berührt sich diese Hypothese allerdings mit der im Alterthum allgemein verbreiteten Tradition, wonach die italischen Tusker aus Lydien gekommen wären. Ein kühnes Seeräubervolk, das mit dem Namen der Tyrsener oder tyrrhenischen Pelasger bezeichnet wird, hat — das scheint sicher — in vorhistorischer Zeit im ägäischen Meere sein Wesen getrieben; sie erscheinen an den verschiedensten Punkten der griechischen und kleinasiatischen Küsten localisirt, man brachte sie besonders in Zusammenhang mit den lydischen Torrhebern; das hübsche naxische Schiffermärchen in dem homerischen Hymnus auf Dionysos von den tyrrhenischen Piraten, die den Gott von der Küste wegfangen, um ihn nach fernen Landen, nach Aegypten, Cypern oder gar zu den Hyperboreern zu verhandeln, und die von Dionysos zur Belohnung für diese edle Absicht in Delphine verwandelt werden, ist ohne Frage ein Reflex von dem Treiben jener gefürchteten Freibeuter. Aber die historische Forschung, welche bei dem Zurechtlegen dieser alten Völkerverhältnisse bei jedem Schritt im Ungewissen tappt, darf sich nicht verhehlen, daß eine zufällige Namensähnlichkeit zwischen den Tyrsenern des östlichen Meeres und den italischen Tursci oder Tusci (diese Namensformen kommen auf den umbrischen Ritualinschriften von Gubbio vor) die Annahme von der Herkunft der Etrusker aus dem Osten veranlaßt haben kann. Das Verhältniß des gewöhnlichen Namens Etrusker mit seinem anlautenden e zu dieser kürzeren Namensform ist noch unerklärt; auch daß sich das Volk, wie ein alter Historiker behauptet, mit einheimischem Namen Räsener genannt habe, ist keineswegs über allen Zweifel erhaben.

So sind die Anfänge dieses merkwürdigen Volkes für jetzt noch in tiefes Dunkel gehüllt; wir können nicht entscheiden, ob es an den westlichen Küsten Italiens gelandet oder von den Höhen der Alpen in die lombardische Tiefebene hinabgestiegen ist. Auch von seiner Geschichte wissen wir wenig. Was tuskische Männer über sie aufgezeichnet haben, ist untergegangen; und wo die Etrusker im Gesichtsfelde der römischen Historiker erscheinen, da ist über dieses einst große und mächtige Volk bereits die Periode des Verfalles und Niederganges hereingebrochen. Auch aus den Inschriften dürfen wir, selbst wenn sie einmal gedeutet werden sollten, schwerlich eine Bereicherung unserer Kenntnisse von den Schicksalen desselben erwarten. Aber vernehmbar genug sprechen zu uns von der untergegangenen tuskischen Herrlichkeit die Ueberreste von der Existenz dieses Volkes; vernehmbar vor Allem die gewaltigen Akropolen auf den Höhen und Bergen Mittelitaliens, Volterra, Perugia, Cortona, Orvieto, Fiesole, deren thälerbeherrschende Lage das Entzücken jedes Reisenden ist und deren kolossale Mauerreste von der Energie, mit der die Etrusker alle Hindernisse des Bodens und des Klimas zu überwinden verstanden, beredtes Zeugniß ablegen. Gebietend vom Golf von Neapel bis hinein in die Berge Tirols, Seeraub und Handel im westlichen und östlichen Theile des Mittelmeeres betreibend, erscheinen sie im

sechsten Jahrhundert als Bundesgenossen der Karthager gegen die aufblühende griechische Seemacht; hundert und zwanzig Schiffe führten sie in die Schlacht, als sie die Ansiedlung der phokäischen Flüchtlinge auf Corsica vereitelten. Der Macht nach außen entsprach im Innern der Hang zu glänzendem Lebensgenuß. Arm an Phantasie und durchaus unselbständig in jeder Art künstlerischen Schaffens, haben sie in großartiger Industrie das Kunsthandwerk auf eine bedeutende Höhe gehoben. In der Nachahmung zuerst orientalisch-ägyptischer, dann griechischer Production entwickelten etruskische Werkstätten jene staunenswerthe Thätigkeit, deren Reste in den Museen Europas den Beschauer heute mit Bewunderung erfüllen. Ein lebhafter Tauschhandel, dessen Wege Genthe in einer trefflichen Untersuchung klar gelegt hat, vermittelte die Erzeugnisse etruskischen Kunstfleißes den nordischen Barbarenvölkern; bis hinauf nach Dänemark und Schweden sind Broncesachen von zweifellos etruskischem Ursprunge zu Tage gekommen, Hausrath, Schmuckgegenstände, Waffen und Opfergeräth. Von den Küsten der Nord- und Ostsee kam den Tuskern auf denselben Handelswegen der Bernstein zu, der dann, in heimischen Werkstätten mit unvergleichlicher Feinheit und Sicherheit verarbeitet, wiederum einen Hauptartikel des Exports bildete. Blühender Wohlstand war die Folge dieses commerciellen Sinnes. In festgefügte staatliche Ordnungen eingeschlossen, die Herrschaft einer gebildeten Aristokratie ohne Widerstreben ertragend, hatte das etruskische Volk eine naive und harmlose Freude am Dasein. Pomphafte Festaufzüge, religiöses Gepränge, Schauspiel und Tanz befriedigten den Sinn für Genuß und Glanz der äußeren Erscheinung. Abergläubisch wie jedes Volk, bei dem die Bildung nicht mehr ist als ein äußerer Firniß, lebten sie in steter Besorgniß vor dem Eingreifen höherer Gewalten; daraus war die feste Regelung des Verhältnisses zwischen Götterwillen und Menschenwillen hervorgegangen, die in der etruskischen Haruspicin ihren hervorragendsten, später auch auf die Ordnung des römischen Cultus so einflußreichen Ausdruck gefunden hat. Der Tod, der ein solches Leben abschloß, mußte als der Uebel größtes erscheinen; eine Reihe männlicher und weiblicher Todesgottheiten, eine grausiger als die andere gestaltet, reißen den Sterbenden aus der Mitte der Seinigen, schleppen ihn fort, peinigen ihn in der Unterwelt. Diesen Anschauungen entspricht der Comfort, mit dem die Wohnungen der Verstorbenen ausgeschmückt wurden; reicher Bilderschmuck ziert die Wände, kostbarstes Gold- und Silbergeräth umgibt in Masse den Leichnam.

Berühmt ist das Prunkgrab von Caere, dessen Inhalt sich jetzt im gregorianischen Museum zu Rom befindet. Ein Bett von Bronce stand am Ende des ersten Ganges, sechsfüßig und geflochten aus ehernen Reifen; dabei Reste von getriebenen Figuren, Chimären, Lotosblumen, die vielleicht spitzenartig in durchbrochener Arbeit eine Garnitur der Bahre gebildet haben. Zu Kopf und zu Füßen ein großer Dreifuß mit Kohlenbecken, links kleine irdene Götterfiguren, rechts auf vier Rädern ein wagenartiges Rauchgefäß. An der Wand lehnte eine Reihe broncener Schilde in getriebener Arbeit, mit verschiedenen Kreisen von Fabelthieren, Zickzacklinien und Wellengewinden. Hinter diesem ersten Gange lag in einer anderen Abtheilung ein reicher Goldschmuck, jedes Stück an der Stelle, wo es die verschwundene Leiche bekleidet hatte. Da war eine goldene

Brustplatte, oval, mit Ausschnitt für den Hals und getrieben in zahlreiche Reihen kleiner Fabelthiere, menschlicher Flügelwesen, Hirsche, Bienen, Chimären; da waren Goldfäden und Fransen in ungeheurer Menge; Armbänder, lange, feine Ketten, Brochen, ein Kopfputz von zwei runden, reich geschmückten Goldplatten, dazu silberne Schalen mit reicher ägyptischer Ornamentik [1]).

Die Blütheperiode eines so gearteten Volkes trug den Keim des Verfalles bereits in sich; die griechische Cultur hat ihre eigenen Schöpfer in kurzer Zeit verzehrt, geschweige denn ein barbarisches Volk, dem sie künstlich aufgepfropft war. Die äußere Macht der Etrusker beginnt im sechsten Jahrhundert zu sinken. Bald nach jenem glänzenden Flottensiege bei Corsica unterlagen sie in Unteritalien den Bewohnern des griechischen Kyme; Anaxilas, Tyrann von Reggio, sperrte 482 die sicilische Meerenge für etruskische Schiffe; und acht Jahre später brach der Sieg Hierons von Syrakus im Bunde mit den Kymäern die tuskische Seemacht. Pindaros feierte in seinem Preisliede auf Hieron den Tag, an welchem der Punier und der Tyrsener besiegt ward und Hellas befreit von der drückenden Knechtschaft; noch ist von den damals nach Olympia gestifteten Weihgeschenken ein Helm übrig mit der Aufschrift: „Hieron des Deinomenes Sohn und die Syrakusier stifteten dem Zeus Tyrrhenerwaffen aus dem Siege von Kyme." Von da ging es rasch abwärts mit der etrurischen Größe. In den italischen Meeren herrschten Syrakus und Tarent; zu Lande drängte vom Süden das griechische Element herauf, in der Poebene schoben sich keltische Stämme wie ein Keil in die tuskische Bevölkerung, die Bojer eroberten Bologna, die Senonen setzten sich am adriatischen Meere bis Ancona hin fest. Der Rest konnte dem Anprall der römischen Legionäre nicht lange widerstehen; rasch nach einander sanken Veji, Volsinii, Caere, Tarquinii und die anderen Festen der Etrusker in Mittelitalien, Militärcolonien romanisirten das Land, der Handel nach dem Norden, der anfänglich sowol den römischen Soldaten wie den bequemen, prunkliebenden Keltenbauern gegenüber in den Händen der Etrusker geblieben war, erlitt am Ende des zweiten Jahrhunderts durch den Einfall der Cimbern und Teutonen einen tödtlichen Stoß. Und als endlich die Alpenstraßen wieder frei geworden waren, da hatten mittlerweile die römischen Ritter den Waarenverkehr der Provinzen auszubeuten gelernt, und auf den Pfaden, die Jahrhunderte früher der etruskische Hausirer erschlossen hatte, zog nun der römische Kaufmann über die Alpen nach Frankreich und Deutschland.

So ist die etruskische Eigenart allmälig erdrückt worden von der Alles nivellirenden römischen Civilisation; das Volk ist verschwunden und die stummen Skelette vom Campo santo Bologna's können uns keine Antwort mehr geben auf die Frage nach dem Ursprung und der ethnographischen Stellung ihres Stammes. Dem Alterthum schienen die Etrusker mit keinem der ihnen bekannten Völker verwandt zu sein; wissen wir heute mehr von ihnen?

Wo die historischen Zeugnisse versagen, ist man gewohnt, von der Sprachwissenschaft Aufklärung über die ethnographische Stellung eines Volkes zu er-

[1]) Vgl. J. Braun, Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Cultur. Mannheim, 1854. S. 355 ff.

warten. Dieselbe muß die Frage in dieser Fassung eigentlich ablehnen; ein Volk kann in Folge verschiedener Verhältnisse, meist wol durch kriegerische Eroberung, die Sprache eines anderen annehmen; es würde sehr voreilig sein, aus dem Gebrauch der englischen Sprache in Nordamerika die ethnographische Stellung seiner Bewohner zu bestimmen. Man darf in unserm Falle die Sprachwissenschaft nur darauf hin interpelliren: welche Stellung nimmt die etruskische Sprache zu den anderen bekannten Sprachen ein?

Reste der etruskischen Sprache haben wir in Menge übrig. In Tuff, Sandstein und Marmor gehauen, auf Wandkalk und Thon gemalt, in Metall, Knochen und Elfenbein gegraben, kommen die bis jetzt bekannten etruskischen Inschriften der Zahl dreitausend nahe. Freilich ist der in ihnen enthaltene Wortschatz kein gar großer. Es sind zum allergrößten Theil Grab- und Sarkophaginschriften, auf denen man nicht mehr erwarten darf, als Namen, Zahlen, allenfalls Bezeichnungen für Verwandtschaftsgrade; den geringeren Theil bilden erklärende Inschriften zu Bildwerken, ebenfalls fast nur Eigennamen enthaltend, oft nicht einmal etruskische, und Weihinschriften oder Künstlerinschriften auf Gegenständen der Industrie und des Handels. Sie sind zum größeren Theile in dem bekannten Inschriftenwerke des italienischen Gelehrten Fabretti gesammelt; indessen wäre eine neue Publication mit Hinzufügung der seitdem nicht unerheblich vermehrten Funde recht wünschenswerth. Die Lesung dieser Inschriften bietet heutzutage keine Schwierigkeiten mehr; Theodor Mommsen's Untersuchungen haben Ursprung und Charakter des Alphabetes, in dem sie geschrieben sind, vollständig sicher gestellt. Die Schriftzeichen sämmtlicher Bewohner Italiens von italischem Stamme, so wie die der Etrusker gehen auf die eine der beiden Hauptgruppen des griechischen Alphabetes, auf die westgriechische, zurück. Kyme, die reiche campanische Pflanzstadt der euböischen Stadt Chalkis, hatte dieses Alphabet den Italikern vermittelt. Wir kennen die ältesten Buchstabenformen dieses chalkidischen Mutteralphabets aus der Aufschrift eines Gefäßes von unzweifelhaft etruskischer Arbeit, das in einem Grabe bei Caere gefunden wurde und sich jetzt im gregorianischen Museum befindet. Hier ist nämlich außer einem etruskischen Syllabar ein griechisches Alphabet eingekratzt, dessen Bestand an Schriftzeichen sich durch Vergleichung als der allen italischen Alphabeten zu Grunde liegende herausstellt. Auf der Wand eines etruskischen Grabes, das man bei Colle, in der Nähe von Siena, geöffnet hat, steht ein ganz ähnliches, leider nur die ersten sechzehn Buchstaben umfassendes Alphabet. Aus diesem Grundalphabete sind in selbständiger Entwickelung die Alphabete der Etrusker, Umbrer, Osker, Falisker und Lateiner hervorgegangen; und zwar zeigt von diesen den genauesten Anschluß an das Mutteralphabet das etruskische, das übrigens nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des umbrischen und des oskischen Alphabetes gewesen zu sein scheint; am weitesten von dem ursprünglichen entfernt sich das lateinische. Die etruskischen Inschriften zeigen drei verschiedene, in den Zügen einzelner Buchstaben von einander leise differirende Modificationen des Alphabets; die eine liegt in den etruskischen Denkmälern Campaniens vor, die zweite in den Schriftresten Mitteletruriens und des Polandes; am eigenthümlichsten entwickelt sind die Schriftzeichen der im Gebiet des alten Rätien gefundenen Inschriften,

von denen es jetzt doch sicher scheint, daß sie wirklich etruskische Sprache enthalten und nicht blos für eine andere Sprache verwendete etruskische Schriftzeichen. Sie haben unter anderem ein besonderes Zeichen für den Laut o, während die mittel- und südetruskischen o und u nicht unterscheiden.

Man darf diese unsere sichere Kenntniß des etruskischen Alphabets nicht vergessen, wenn man von der Entzifferung der etruskischen Sprachdenkmäler redet. Wir sind ihnen gegenüber nicht in der Lage, wie bei den hieroglyphischen Aufzeichnungen der Pharaonen oder den Keilinschriften der Achaemenidenkönige und der Herrscher von Niniveh und Babylon. Hier war erst die Bedeutung der Schriftzeichen durch schwierige und nicht immer absolut sichere Operationen zu ermitteln; war dies einmal geschehen, dann stellte sich sofort heraus, daß die Sprache der persischen Keilinschriften eine indogermanische, mit der Sprache der Religionsbücher Zarathustra's eng verwandte sei; daß ein Theil der assyrisch-babylonischen Wandinschriften in einem semitischen Dialect abgefaßt ist, daß wir hinter den Figuren der Tempelwände von Karnak und Luxor die directe Mutter des heutigen Koptisch zu erkennen haben. Anders bei den etruskischen Inschriften. Wir lesen die Zeichen, im großen und ganzen gewiß auch mit dem wirklichen Lautwerth, so weit dieser überhaupt bei untergegangenen Sprachen sicher zu ermitteln ist; wir können auch meistens die zu einzelnen Wörtern zu verbindenden Zeichengruppen heraus finden, soweit die Worte getrennt sind oder diese Trennung durch Vergleichung und Combination zu erschließen ist; wir stehen also allein vor der Aufgabe, die Bedeutung dieser Worte zu finden und dann auf Grund dieser gewonnenen Erkenntniß auf dem Wege der Vergleichung die Verwandten dieser Sprache zu suchen. Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß nur dieser Gang derjenige ist, der zu einem wissenschaftlichen Resultate führen kann. Die traurigen Irrgänge, in welche die Etruskologie gerathen ist und welche diesen Zweig der Alterthumsforschung wol zu dem allerwüstesten in unserem Jahrhundert gemacht haben, erklären sich zum größten Theile daraus, daß man den umgekehrten Gang eingeschlagen hat: man suchte nicht in den Bau des Etruskischen als solchen einzudringen, Lautgesetze zu erkennen, lexikalische Thatsachen zu constatiren, Flexions- und Ableitungssilben zu ermitteln, sondern man benutzte die zufälligen Anklänge der häufig durch ganz willkürliche Zusammenfassung von Lautcomplexen gewonnenen etruskischen Wörter an solche irgend einer anderen Sprache, wie sie sich überall mit Leichtigkeit dem, der da sucht, darbieten, um irgend eine Verwandtschaft festzustellen, und übersetzte dann frisch drauf los.

Es ist eigentlich ein recht trauriges Capitel in der Geschichte des menschlichen Geistes, das von den Deutungsversuchen etruskischer Inschriften, welches von großem unnütz aufgewendetem Fleiße, von vielem resultatlos vergeudetem Scharfsinn erzählt. Nur selten wird der Forscher, der sich durch die zum Theil recht umfänglichen Arbeiten hindurch liest, für seine Mühe durch die unfreiwillige Komik belohnt, die sich an einige dieser Schriften heftet; im großen und ganzen vermögen sie nur ein pathologisches Interesse zu erwecken. Es mag hiebei besonders hervorgehoben werden, daß die Anfänge der etruskischen Forschung durch weit mehr methodischen Sinn gekennzeichnet sind, als die späteren Versuche.

Bis ins 15. Jahrhundert geht das Interesse an den Inschriften der Etrusker zurück, den Hauptanstoß aber gab das Erscheinen des großen Sammelwerkes „De Etruria regali" im Jahre 1723. Sein Verfasser, der Schotte Thomas Dempster, ein Muster jener im 16. Jahrhundert nicht ungewöhnlichen Mischung von massenhafter Anhäufung von Kenntnissen und absoluter Urtheilslosigkeit, ruhte damals bereits über ein Jahrhundert im Grabe; sein Buch, das er im Jahre 1619 auf Veranlassung Cosmus II. von Medicis geschrieben hatte, ist besonders durch die von dem trefflichen Filippo Buonarotti hinzugefügten epigraphischen und archäologischen Tafeln von Bedeutung gewesen. Ergänzend trat bald darauf (1737) das Museum Etruscum von Gori hinzu. An diese Quellenwerke knüpften die ersten Deutungsversuche der Inschriften an. Daß man damals mehrfach die Sprachreste aus dem Hebräischen zu erklären suchte, darf bei der weit verbreiteten Ansicht von dieser Sprache als der Mutter aller Sprachen nicht Wunder nehmen; um so erfreulicher ist es, bereits im Jahre 1740 bei Scipione Maffei dem seitdem oft vergessenen richtigen methodischen Grundsatz zu begegnen, daß die Forschung über die etruskische Sprache von den etruskisch-lateinischen Bilinguen ausgehen müsse. Besonders Giovanni Battista Passeri und Luigi Lanzi haben im vorigen Jahrhundert ihre Thätigkeit dieser Aufgabe zugewendet und Otfried Müller konnte, als er 1828 in seinen „Etruskern" ein Gesammtbild von der Existenz dieses Volkes zu geben versuchte, auch in sprachlicher Beziehung einige sichere Ergebnisse zusammenstellen, welche die neuere Forschung adoptirt hat. Nun geht aber etwa seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts das wüste Treiben auf diesem Gebiete an, das Corssen viel zu milde als die „Sturm- und Drangperiode der Etruskologie" bezeichnet hat. Zu derselben Zeit, wo Gerhard sein treffliches Werk über die etruskischen Spiegel publicirte, wo Dennis seine anziehenden Studien über die Städte und Begräbnißplätze Etruriens schrieb, wo Graf Conestabile in Perugia und Fabretti in Turin in mühevollen Sammlungen und Untersuchungen die epigraphischen Grundlagen für die etruskische Forschung schufen, gab es eine ganze Reihe von Leuten, für die weder dies noch alles früher Gewonnene existirte, die mit der vollständigen Unbefangenheit des Nichtwissens, aber dafür mit einem reichen Schatze von Phantasie begabt, sich auf die sprachlichen Denkmäler des Tuskervolkes stürzten und Deutungen aufstellten, von denen eine immer verfehlter und lächerlicher war als die andere. Ohne Ausnahme hielten sie es nicht für nöthig, so viel Epigraphik zu lernen, um die Inschriften nothdürftig lesen zu können, sich so viel von der Methode der neueren Sprachwissenschaft anzueignen, um nicht bei jedem Schritte gegen die Gesetze der Sprachen, die sie verglichen, auf das gröbste zu verstoßen; wo auf den Inschriften die Wörter getrennt waren, wurde dies ignorirt, die Wörter jämmerlich zerschnitten, dafür in willkürlichster Weise aus Buchstabencomplexen Wörter zusammengesetzt; und diese in solcher Art gewonnenen Ungeheuer wurden dann nach zufälligem Gleichklange mit Wörtern irgend einer beliebigen Sprache verglichen. Alle möglichen Sprachen sind so auf ihre Verwandtschaft mit der etruskischen hin befragt worden. Bertani suchte beim Sanskrit, Robert Ellis beim Armenischen Hilfe; Karl von Schmitz übersetzte den Cippus von Perugia mit Hilfe des Altdeutschen und die Engländer Crawford

und Lindsay nahmen diesen genialen Gedanken in vergrößertem Maßstabe auf, nachdem schon früher Donaldson es mit dem Skandinavischen probirt hatte; ein patriotischer Slave, Namens Kollar, erklärte sammt einigen anderen alten Völkern auch die Etrusker für slavisch; natürlich durfte auch das Lieblingssteckenpferd aller Dilettanten, das Keltische, nicht fehlen: dem Buche von William Betham „Etruria Celtica“ (1842) folgte noch im Jahre 1873 ein Herr von Maack, der das Irische als den Zauberschlüssel entdeckt zu haben vermeinte. Das war Alles im Kreise der indogermanischen Sprachen; zur Abwechselung richtete Isaak Taylor seine Blicke auf die uralaltaischen Sprachen und stempelte die alten Etrusker zu Großvätern der heutigen Finnen und Lappen. Besonders beliebt war auch in unserer Zeit noch das Semitische; nicht weniger als vier Deutungsversuche sind in diesem Sinne gemacht worden, jeder von dem anderen verschieden, von drei Italienern (Janelli, Tarquini und Francesco Leoni) und dem Jenenser Professor Gustav Stickel. Es gibt übrigens immer noch einige europäische Sprachen, die man, so viel ich weiß, bis jetzt nicht interpellirt hat: ich empfehle Liebhabern solchen kindlichen Zeitvertreibs besonders das Baskische und das Albanesische; das letztere hat man mit eben solchem Glück bekanntlich für die Deutung der lykischen Inschriften zu verwenden gesucht.

Es ist nicht der Mühe werth, bei diesen Arbeiten, die in ihrer Methodelosigkeit und Lächerlichkeit bei allen Urtheilsberechtigten genugsam bekannt sind, länger zu verweilen. Nur der Schrift von Stickel will ich noch einige Worte widmen, theils weil dieselbe als von einem deutschen Universitätsprofessor herrührend mehr Verbreitung gefunden hat als die meisten andern, theils um an einem besonders eclatanten Beispiele zu zeigen, zu welchen Abenteuerlichkeiten dieses blinde Herumtasten geführt hat. Das Buch ist im Jahre 1858 erschienen, „wie zum Hohne für die bewunderungswürdig entwickelte Wissenschaft der Sprachvergleichung“ (um seine Anfangsworte zu citiren), und führt den Titel: „Das Etruskische durch Erklärung von Inschriften und Namen als semitische Sprache erwiesen“. Alles, was ich oben als Kennzeichen dieser ganzen Classe von Erklärungsversuchen hervorgehoben habe, eignet Stickel in hervorragendem Maße. Er hat keine Ahnung von der richtigen Lesung der Inschriften, von der Eigenart des Alphabetes, in dem sie geschrieben sind; die Zeichen, die im phönicischen Alphabet consonantisch sind, aber im griechischen und den daraus abgeleiteten für die Vocale verwendet wurden, nimmt er je nach Bedürfniß bald für das eine bald für das andere; statt eines aspirirten th (= griechisch Theta) liest er, wo es ihm paßt, frischweg o, einen dem Etruskischen ganz abgehenden Laut. Die auf den Inschriften bezeichnete Worttrennung existirt für Stickel nicht. Von den so mißhandelten Inschriften hat Stickel eine Anzahl übersetzt, darunter den berühmten Cippus von Perugia. Es liegt auf der Hand, daß Unsinn herauskommen mußte, wo die einfachste Grundlage so falsch war. Dazu kommt, daß die Annahme einer semitischen Sprache mit ihrer Nichtbezeichnung der Vocale wieder der Phantasie bedeutenden Spielraum ließ. Auch die Vergleichungsmethode steht auf Höhe der übrigen Kenntnisse Stickel's. Bald werden hebräische, bald arabische, bald syrische Laut- und Flexionseigenthümlichkeiten zur Vergleichung herangezogen, häufig auch das selbst noch der Erklärung sehr

bedürftige Phönicische, während doch, wenn das Etruskische wirklich semitisch wäre, nur das allen semitischen Dialekten gemeinsame den Ausgangspunkt bilden durfte; und was dann nach dieser unerhörten Sprachmengerei doch nicht zu den bekannten semitischen Sprachen paßt, das sind dialektische Eigenthümlichkeiten dieser neuen semitischen Sprache! Unter diesen figurirt sogar das indogermanische Zahlwort für zehn! Die Resultate dieses Verfahrens sind zum Theil von unwiderstehlicher Komik. Eine bildliche Darstellung, die unzweifelhaft die Vorbereitung zu dem bekannten von Apollon an Marsyas vollzogenen Strafgericht enthält, nämlich einen älteren, bärtigen Mann, der von einem jüngeren an einen Baum festgebunden wird, ist für Stickel die Darstellung eines wirklichen Vorfalls aus dem Leben der Etrusker, wie er öfter vorgekommen sei und der jedenfalls nicht sehr für die Gemüthlichkeit der dortigen Existenz spricht; die dazu gehörige Inschrift, offenbar die Grabinschrift des in dem Grabe Beigesetzten, übersetzt er: „Ein böser Herr, welcher einen Greis vorbereitet von wegen des Hautabziehens". Auf einer andern Inschrift entdeckt er ein „Sommerlied", tiefsinnige Betrachtungen über die Nichtigkeit des irdischen Besitzes auf einer andern; die große perusinische Inschrift, in welcher die Lesefehler nach Dutzenden zählen, ist ihm ein Bericht über die Auswanderung tyrrhenischer Flüchtlinge. Doch genug hievon. Der Unsinn Stickel's wird nur noch überboten durch den, welchen Tarquini zu Tage gefördert hat. Dieser erklärt z. B. die Inschrift des Bronceschlüssels von Dambel im Thale Nonsberg als einen Bericht über die Verbrennung eines christlichen Märtyrers im Tempel des Vulcanus zu Dambel!

Ich kann es mir nicht versagen auf ein Analogon hinzuweisen, durch welches die ganze Absurdität dieser semitischen Deutungen besser als durch manches andere gekennzeichnet wird. Unter den in einheimischer Schrift abgefaßten Denkmälern der Insel Cypern ragt durch Umfang die Broncetafel von Dali, dem alten Idalium, hervor. Professor Röth, ein würdiger Geistesverwandter Stickel's, las und übersetzte das ganze Denkmal mit Hilfe des Hebräischen und fand darin eine Proclamation des ägyptischen Königs Amasis an die Bewohner von Cypern. Jetzt, wo wir durch methodische Entzifferung der Schrift wissen, daß die cyprischen Sprachdenkmäler nichts anderes enthalten als einen griechischen Dialekt, der in einem eigenthümlichen, aus der vorderasiatischen Keilschrift abgeleiteten syllabarischen Alphabet geschrieben ist, hat sich herausgestellt, daß jene Broncetafel von einer Staatsdotation handelt, die zwei Aerzten für ihre uneigennützigen Bemühungen um Kranke und Verwundete während der Belagerung Idaliums durch die Perser zuerkannt wird.

Die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt wurde ernsthaft auf die Etrusker erst wieder gezogen, als man erfuhr, daß es Wilhelm Corssen gelungen sei, das Räthsel dieser Sprache zu lösen. Corssen war längst als ein gründlicher, in der Schule der vergleichenden Sprachwissenschaft gebildeter Kenner des Lateinischen und der damit verwandten Sprachen Altitaliens bekannt, der sich besonders durch sein Werk über Aussprache, Vocalismus und Betonung des Lateinischen einen ehrenvollen Platz unter seinen Fachgenossen erworben hatte. Es war seit längerer Zeit kein Geheimniß mehr, daß dieser scharfsinnige Forscher ein umfassendes Werk über die etruskische Sprache vorbereite, und man war berechtigt,

demselben mit der höchsten Erwartung entgegen zu sehen. Eine Anzahl kleinerer Arbeiten von ihm waren vorausgegangen, die über seinen Standpunkt zu der Frage keinen Zweifel ließen. Anknüpfend an die älteren Arbeiten von Passeri und Luigi Lanzi, unterstützt durch die in gleicher Richtung sich bewegenden Untersuchungen von Elia Lattes, war er zu dem Ergebniß gekommen, daß das Etruskische auf das engste verwandt sei mit den übrigen italischen Sprachen, dem Lateinischen, Oskischen, Umbrischen, durch lautliche Vorgänge, besonders eine sehr weit gehende Ausstoßung von Vocalen in tieftonigen Silben, etwas fremdartig gestaltet, aber im grammatischen Bau durch und durch indogermanisch, speciell italisch. Im Jahre 1874 erschien der erste, sehr umfangreiche Band des Werkes „über die Sprache der Etrusker", der eine methodische Zergliederung und Erklärung der Inschriften enthält, aufsteigend von den kürzesten bilinguen Grabinschriften bis zur Deutung des Cippus von Perugia. Der italische Charakter des Etruskischen wurde aufgezeigt an einer Anzahl von wortbildenden Suffixen, an Declinations- und Conjugationsformen, an den Zahlwörtern und Pronominibus; eine große Anzahl etruskischer Götternamen und Appellativa wurde von Corssen mit den Mitteln der indogermanischen Sprachforschung gedeutet.

Der Eindruck, den das Corssen'sche Werk auf die wissenschaftliche Welt machte, entsprach den Erwartungen nicht ganz. Corssen hatte so viel oder vielmehr eigentlich Alles erklärt, so daß bei Vorsichtigen sich die Befürchtung regen mußte, er habe zu viel erklärt. Man verhielt sich im Allgemeinen gegen seine indogermanische Hypothese nicht ablehnend, wurde aber besonders durch die Menge der weitgehendsten und kühnsten etymologischen Combinationen mißtrauisch gemacht. Aber der staunenswerthe in dem Buche niedergelegte Fleiß, die umfassende Beherrschung des Materials, die sichere und consequent durchgeführte Methode bestachen und blendeten die Mehrzahl.

Da erschien die Kritik von Wilhelm Deecke in Straßburg, der sich durch die im Verein mit Siegismund glücklich unternommene Entzifferung der cyprischen Inschriften bereits als scharfsinniger Gelehrter gezeigt hatte [1]). Mit der Herausgabe von Otfried Müller's „Etruskern" beschäftigt, war er der Frage nach dem Wesen der etruskischen Sprache seit einiger Zeit näher getreten und auf Grund seiner selbständigen Beschäftigung mit dem Gegenstande sprach er auf S. 7 seiner Broschüre das harte Wort aus, daß Corssen „durch Incorrectheit im Material, willkürliche Hypothesen und abenteuerliche Etymologien auf den schlimmsten Abweg gerathen zu sein scheine".

Die etruskische Sprache steht auf zwei Würfeln. Im Jahre 1848 wurden bei Vulci zwei elfenbeinerne Würfel gefunden, die auf den sechs Seiten die einsilbigen Wörter max. θu. zal. huθ. ci. śa zeigen. Domenico Campanari hatte dies für die etruskischen Zahlwörter von eins bis sechs erklärt. Da die Zahlwörter überall zu den sichersten Kriterien der Sprachverwandtschaft gehören, mit den vorliegenden aber kein italischer, kaum überhaupt ein indogermanischer Charakter der Sprache zu vereinigen war, so beseitigte Corssen diese Schwierigkeit, indem

[1]) Corssen und die Sprache der Etrusker. Eine Kritik von W. Deecke. Stuttgart, 1878.

er erklärte, antike Würfel mit Zahlwörtern gäbe es sonst nicht, die Worte bildeten vielmehr eine Weihinschrift, seien zu lesen max θuzal huθ cisa und bedeuteten „Magus schnitzt dies als Weihgeschenk". Er selber suchte andere, zu den italischen stimmende, Zahlwörter nachzuweisen. Dem gegenüber bemerkt Deecke, Würfel mit Weihinschriften kämen ebenso wenig vor, Corssen's Max oder Magus sei kein etruskischer Name, das Präsens auf einer derartigen Inschrift unbegreiflich, die Corssen'schen Zahlwörter irrthümlich erschlossen. Er hat später einmal durch Vergleichung mit anderen Inschriften, die Altersangaben enthalten, jene Wörter und zwar in der Reihenfolge θu. ci. max. zal. sa huθ. als die sechs ersten etruskischen Zahlwörter erwiesen. Ebenso wird die Unhaltbarkeit von Corssen's Deutung der häufig vorkommenden Wörter clan, sec und puia aufgezeigt, clan, das Corssen als „älter" erklärt hatte, heißt vielmehr „Sohn", sec, nach Corssen „ehelich geboren", vielmehr „Tochter", puia nicht „junge Frau", sondern „Gattin". Den Flexionsformen geht es nicht besser: in pecse, das der Abbildung eines Pferdes beigeschrieben ist und nichts Anderes ist als der griechische Pegasus, hatte Corssen ein Perfect = gr. ἔπηξε gesehen! Als Endresultat spricht Deecke aus, daß Corssen's Buch besonders durch die Willkür des Wortableitens, das Vernachlässigen vorhandener Trennungspunkte und Ungenauigkeit im Citiren nicht geeignet sei, die Grundlage der Forschung abzugeben und daß durch dasselbe die etruskische Frage nicht gelöst sei.

Corssen hat das jähe Zusammenbrechen des Gebäudes, an dessen Aufführung er ein halbes Menschenleben gesetzt hatte, nicht lange überlebt: ein plötzlicher Tod entriß ihn im Sommer 1875 allzu früh der Wissenschaft. Seine ernste Arbeit darf nicht zusammen geworfen werden mit den dilettantischen Stümpereien eines Stickel und Consorten. Mag er immerhin von einzelnen Flüchtigkeiten nicht freizusprechen sein, er hat jedenfalls in ausdauerndem Forschen, mit enormem Fleiße, mit glänzendem Scharfsinn und wissenschaftlicher Methode die Wahrheit gesucht; daß er sie nicht gefunden, legt mehr noch von der Schwierigkeit des Problems und der Unzulänglichkeit des Materials Zeugniß ab, als von dem verhängnißvollen Irrthum einer vorgefaßten Meinung.

Der zweite Band des Corssen'schen Werkes, der nach seinem Tode von Prof. Ernst Kuhn herausgegeben wurde und eine systematische Zusammenfassung der Untersuchungen des ersten Bandes enthält, ging ziemlich spurlos vorüber. Das allgemeine Interesse concentrirte sich jetzt auf die etruskologischen Arbeiten des scharfsinnigen Deecke. In zwei Heften „etruskischer Forschungen" (1875 und 1876) und in den Anmerkungen und Excursen zu der neuen Ausgabe von Müller's „Etruskern" (1877) hat er theils werthvolle Einzeluntersuchungen niedergelegt, theils ein Repertorium unserer bisherigen Kenntnisse von Leben, Sitte, Glauben, Kunst und Sprache des Tuskervolkes gegeben. Mehreres darf jetzt als sicher festgestellt gelten. Für die Lautlehre sind besonders charakteristisch die Neigung zur Aspiration ursprünglicher Tenuis und die Ausstoßung tieftoniger Vocale in Folge der Betonung der ersten Silbe, die z. B. aus der griechischen Atalanta eine Atlanta, aus Menelaos und Achilleus einen Menle und Achle gemacht hat. Genitive auf -sa oder -isa, andere auf al haben sich

ergeben; beide Formen scheinen auch in verschiedener Weise combinirt vorzukommen. Dative endigen auf -si, eine Pluralform ist clenar, Söhne, im Verhältniß zu clan; die Zahlen bis acht sind constatirt, eine Partikel -ce im Sinne von „und", Verbalformen ganz wenige, unter ihnen mi, ich bin. Sogar ein kleines etruskisches Vocabular von fünf Seiten hat Deecke zusammengestellt, in das aber noch mehr Fragezeichen gehören, als er selbst schon hineingesetzt hat.

Soweit sind wir heute; ergibt sich aus diesem Wenigen irgend Etwas für die Sprachverwandtschaft der Etrusker? Deecke hat mir gegenüber, als wir im Herbst 1875 in Florenz zusammen trafen, als seine Ansicht ausgesprochen, daß er an den uralaltaischen Ursprung der Etrusker glaube; er hat dann Ostern 1876 in der archäologischen Gesellschaft zu Berlin erklärt, daß er ihre Verwandten bis nach Sibirien hin suche. Aber er hat damals hinzugefügt, daß er sie noch nicht gefunden hätte. In dem, was bis jetzt von den etruskischen Sprachresten sicher gedeutet ist, hat diese Hypothese nicht den mindesten Anhalt. Nach wie vor starren uns von den Wänden der Grabkammern, von den Deckeln der Sarkophage die etruskischen Wörter fremdartig entgegen; nach wie vor ist die Frage nach der Abstammung dieses Volkes ein ungelöstes Räthsel, ein Problem für die Zukunft. Nur die Erinnerung daran, daß Aufgaben, die schwieriger erschienen, als diese, von der Sprachwissenschaft glänzend gelöst worden sind, kann uns die Zuversicht erhalten, daß einst der Schleier sich lüfte, welcher diese Fremdlinge unter den italischen Völkern geheimnißvoll umhüllt.

Aus der Kindheit des deutschen Theaters.

Von

Rudolph Genée.

Das ältere englische Drama und seine technisch-theatralische Form ist uns durch die Kenntniß Shakespeare's vertrauter geworden, als die mit dem Beginn der Reformation zusammenfallenden Anfänge der deutschen dramatischen Dichtung und Bühne. Aus der frühesten Zeit, namentlich aus dem ganzen 16. Jahrhundert, sind außer Hans Sachs die Schauspieldichter — und auch nur ein kleiner Theil derselben — höchstens den Namen nach bekannt. Selbst von Hans Sachs ist ja, wenn wir von den Literaturgelehrten absehen, außer einigen Gedichten und Fastnachtsspielen in die weiteren Kreise des gebildeten Publicums so gut wie Nichts gedrungen. Was weiß man aber außerdem von der großen Zahl von Schauspielen, welche noch fast das ganze Jahrhundert der Reformation ausfüllen? Selbst ein Gervinus muß gestehen, daß er z. B. die „Susanna" des sächsischen Dichters Rebhun, eines der hervorragendsten Stücke jener Zeit, nicht gelesen habe. Und wie Wenige wissen sonst Etwas von jenen, fast sämmtlich von dem Geiste der Reformation erfüllten Stücken eines Culmann, Wickram, Sixt Birk, Naogeorgus, Veit, Greff, Jaspar von Gennep und noch vielen Anderen! Die lange Epoche des Verfalls der deutschen Poesie ist auch durch die Unkenntniß der dramatischen Productionen jener Zeit gekennzeichnet.

Dennoch ist die dramatische Dichtung des 16. Jahrhunderts, wie sie sich in den zahlreichen alten Drucken erhalten hat, von hervorragendem culturhistorischem Interesse. Namentlich ist auch die Behandlung des Scenischen wol einer näheren Betrachtung werth. In den Mittheilungen, die ich hier darüber machen will, berühre ich Hans Sachs nur nebenbei, und nicht seiner allgemeinen großen Bedeutung entsprechend. Ich will vielmehr ein besonderes Gewicht auf diejenigen Stücke legen, in denen sich wenigstens Spuren des Bemühens, die Dichtung für die theatralische Aufführung möglichst zweckmäßig herzustellen, sowie bereits schüchterne Bühnenanweisungen finden, welche jenes Bemühen charakterisiren und in ihrer großen Naivetät oft sehr ergötzlich sind.

Aus der Zeit, in der noch die Bühneneinrichtung der mittelalterlichen Passionsspiele die herrschende war, will ich hierbei mich nicht auf specielle

Beispiele einlassen, vielmehr von jenem Wendepunkt ausgehen, in welchem sich in Inhalt und Form ein neues Drama zu entwickeln begann.

Nur um Eines Schauspiels willen greife ich noch in das 15. Jahrhundert zurück: Es ist das höchst merkwürdige „Spiel von Frau Jutten", der berüchtigten, wenn auch wol nur sagenhaften Päpstin Johanna. Dies Schauspiel wurde zwar erst im J. 1565 durch M. Hieronymus Tilesius in den Druck gegeben; doch können wir aus mehrfachen Gründen der Versicherung des Herausgebers glauben, daß das Manuscript — als Autor wird ein „Meßpfaff" Namens Schernbeck bezeichnet — aus dem Jahre 1480 herrühre. Dies Spiel, obwol von religiöser Tendenz, unterscheidet sich von der Gattung der geistlichen Spiele doch dadurch, daß es bei der noch bestehenden mittelalterlichen dreitheiligen Bühne dennoch eine zum Theil ganz realistische Handlung zur Darstellung gebracht hat. Beweise für die wirkliche Aufführung dieses merkwürdigen Spieles haben wir freilich nicht; aber das Stück ist so geschrieben, als sei es ausdrücklich für die theatralische Darstellung bestimmt gewesen. Die Sage, daß um 855 nach Papst Leo IV. ein als Mann verkleidetes Frauenzimmer als Papst Johann VIII. den apostolischen Stuhl bestiegen habe und während einer Procession mit einem Kind niedergekommen sei, bildet den Inhalt dieses Schauspiels. Doch ist diese Handlung ganz in den Apparat der Mysterien-Bühne, mit Himmel und Hölle, mit Gott Vater und Sohn, der Mutter Maria und den Erzengeln, sowie mit Lucifer und seinen verschiedenen höllischen Boten, gekleidet, so daß wir aus dem Scenengange des Stückes den Wechsel der Action in den gleichzeitig übereinander bestehenden Abtheilungen des Bühnengerüstes, oben der Himmel, in der Mitte die Erde, und unten die Hölle, klar und bestimmt vorgezeichnet sehen. Daß man bei der in jenen Stücken so bedeutenden Mitwirkung der himmlischen und höllischen Mächte für die oberste und unterste Abtheilung des Bühnengerüstes keinen Wechsel des Schauplatzes sich vorzustellen nöthig hatte, war wol ein Vortheil jener Theilung. Für den mittleren Raum aber, auf welchem die unserer Erde angehörenden Menschen zu agiren hatten, konnte man sich den für die Bewegung der Handlung nöthigen Wechsel der Scenen nur im Geiste vorstellen, wenn nicht, wie es bei der älteren Mysterien-Bühne stattfand, eine noch größere Complicirtheit des Gerüstes auch die verschiedenen Schauplätze für die Handlung gleichzeitig nebeneinander und übereinander feststellte.

In dem alten Spiele von „Frau Jutten" fallen aber einige Momente in der Handlung selbst auf, von deren Darstellung wir uns heute keinen Begriff machen können. So heißt es u. A. in jenem verhängnißvollen Moment, da der Päpstin Unfehlbarkeit mit unerhörtem Eclat zu Ende geht, nach einer drohenden Rede, die ihr der „Tod" hält, ganz einfach und kurz:

„Hie fällt Papst Jutta zur Erde und gebiert ihr Kind."

Dann, nach anderthalb Dutzend Versen heißt es weiter:

„Papst Jutta stirbt in der Geburt, das Volk läuft zu, hebt das Kind auf, und der Teufel Unversün führt Papst Jutten Seele hin" — nämlich in die Hölle, zum Lucifer.

Dergleichen an die theatralische Action und scenische Darstellung gemachte Zumuthungen finden wir übrigens noch in Schauspielen des 16. Jahrhunderts

ziemlich häufig; in ähnlicher Weise selbst bei Stücken, über deren wirklich erfolgte Aufführung kein Zweifel bestehen kann. Die Verfasser machten sich eben über solche Dinge keinerlei Scrupel und überließen das Kopfzerbrechen darüber getrost Denjenigen, welche diese Spiele in Scene setzten. Wenn die Ausführung naiv genug gewesen sein mag, so war es die schaulustige Menge ebenfalls.

Mit den Stürmen der Reformation begannen die dramatischen Tendenz-Dichtungen und Aufführungen zunächst in der Schweiz, hauptsächlich in Basel und in Bern. Nur ein paar der allerfrühesten und noch sehr vereinzelt dastehenden Fastnachtsspiele des Hans Sachs fallen mit jener Epoche der frühesten Schweizer Schauspiele — des Gengenbach und des Nicolaus Manuel — zusammen, ohne aber mit diesen noch Berührungspunkte zu haben.

In den dramatischen Dichtungen des Pamphilius Gengenbach in Basel (1515—22) ist auch noch nicht der geringste Anlauf zu einer Handlung genommen. Es sind im Grunde nur moralische, zum Theil auch religiös-politische Abhandlungen in Dialogform. Daß sie aber öffentlich dargestellt worden sind, wird uns in den Titelangaben ausdrücklich gemeldet. In Gengenbach's vermuthlich ältestem Spiel „Von den zehn Altern" hat die reformatorische Tendenz noch keinen aggressiven Charakter, sondern beschränkt sich hier auf die allgemeine Moral. Von Interesse für die scenische Darstellung ist hier aber eine beiläufige Anweisung des Dichters. In den Eingangsworten nämlich, welche der Eremit spricht, wird gesagt, daß alle die Personen, welche die zehn verschiedenen Lebensalter des Menschen (nämlich von zehn zu zehn Jahren bis zum hundertsten Jahr) darzustellen haben, und welche nach der Reihe ihre Unterredungen mit dem Eremiten führen, „nacheinander stehn" sollen. Es waren also keine „Auftritte" im eigentlichen Sinne, sondern die Personen standen auf der Bühne alle gleichmäßig postirt und traten dann vor, sobald an sie die Reihe kam. Auch andere Nachrichten aus jener Zeit lassen darauf schließen, daß wenigstens in vielen Stücken die Personen alle der Reihe nach vor dem Publicum standen oder saßen. Auch in dieser Darstellungsweise haben wir noch das Muster der vieltheiligen Mysterienbühne zu erkennen.

In des Berner Malers und Reformators Niclaus Manuel Fastnachtsspielen, durch welche schon ein stärkerer Pulsschlag geht, ist die Handlung zwar keine dramatische, aber doch — wenigstens in dem einen — bewegter und mannigfaltiger. Seine zwei Fastnachtsspiele: „Vom Bapst und der Priesterschaft", und: „Vom großen Unterschied zwischen dem Bapst und Christum Jesum, unserem Seligmacher" sind 1524 im Druck erschienen, aber schon 1522 in Bern öffentlich dargestellt worden, und zwar — wie es ausdrücklich im Titel heißt — „von Bürgers Söhnen". Während in dem ersteren Stücke außerordentlich viel Personen auftreten, scheint das andere hauptsächlich in einem Aufzug und Tableau mit begleitendem Dialog bestanden zu haben. In dem längeren Titel dieses Spiels ist das ganze Tableau so beschrieben: „... wie auf der einen Seite der Gassen der einig Heiland der Welt Jesus Christ unser lieber Herr auf einem armen Eselein geritten, auf seinem Haupt die Dornen-Kron, bei ihm seine Jünger, die armen Blinden, Lamen und mancherlei Bresthaftig. Auf der andern Seite reit der Papst im Harnisch, und mit großem Kriegszeug, als hernach verstanden

wird durch die Sprüche, so die zween Bauern geredt haben, Rüde Folgeneſt und Cleywe pflug."

Man erſieht ſchon aus dem langen Titel, daß es hier hauptſächlich um einen tendenziöſen Aufzug ſich handelte, welcher dann wie ein Bild durch den Dialog der zwei Bauern erläutert wurde. Man kann wol annehmen, daß Niclaus Manuel die Anregung dazu von einer wirklichen vorhandenen bildlichen Darſtellung von gleicher Tendenz erhalten hat. Die Bezeichnungen derartiger theatraliſcher Beluſtigungen als „Faſtnachtsſpiele" hatten übrigens damals noch keineswegs die Bedeutung wie die ſpätern Stücke dieſer Gattung, namentlich die Schwänke des Hans Sachs. Die älteſten Schweizer „Faſtnachtsſpiele", namentlich die beiden genannten von Niclaus Manuel, waren antipäpſtliche Tendenzſtücke, ſo ſcharf und ſo wuchtig in ihrem reformatoriſchen Charakter und dabei von ſo ſtrengem religiöſem Sinn, daß von den harmloſen Scherzen der eigentlichen Faſtnachtsſpiele dabei gar keine Rede iſt. Nur Ein Stück von Niclaus Manuel, ſein Faſtnachtsſpiel von „Elsli Tragdenknaben" (1530), verdient dieſe Bezeichnung. Und dies iſt auch das einzige Stück, in welchem die Unveränderlichkeit der Scene mit dem Inhalt des Spiels vollkommen im Einklang ſteht.

Von den zunächſt folgenden ſchweizer Dichtern Utz Eckſtein, H. von Rüte u. A. ſind des Erſtern Dichtungen nur in Dialogform geſchriebene theologiſche Disputationen. Bei Hans von Rüte's Schauſpielen, ſo ungelenk und undramatiſch ſie auch ſind, merkt man wenigſtens die theatraliſche Abſicht. Daſſelbe gilt von Johan Kolros, deſſen Stücke in Baſel aufgeführt wurden, und welcher ebenfalls der Gruppe der eifrigſten Reformations-Dichter ſich anſchließt. Sein „Spiel von fünferlei Betrachtnuſſen" (1532) iſt eines der intereſſanteſten jener Zeit ſchon dadurch, daß er in den die Handlung begleitenden Chören die Sapphiſche Strophe umfänglich angewendet hat. Seine Handlung iſt jedoch überwiegend allegoriſch gehalten und daher auch die dramatiſche Compoſition eine ganz willkürliche. Uebrigens hat ſein „Herold", der das Stück eröffnet, mit vielen Stücken jener Zeit das gemein, daß er zunächſt dem Volke „zu ſchweigen gebeut".

Jacob Rueff's Stücke (1540—50) wurden in Zürich aufgeführt. Bei ihm finden wir beſonders häufige Vorſchriften für die theatraliſche Action, doch ſind dieſelben manchmal unverſtändlich. Sehr ſpaßhaft iſt in ſeinem umfangreichen Spiel von „Adam und Eva" die Behandlung der Schöpfungsgeſchichte. Hier befindet er ſich ganz auf dem Standpunkt der alten Mirakelſpiele. Nach einer langen Rede Gottes iſt vorgeſchrieben: „Gott machet den Menſchen uß der Erden und ſpricht": ꝛc. Dann heißt es weiter: „Und wie Adam herfür kumpt uß dem Erdreich, blaſt ihm Gott in ſeine Naslöcher einen Athem und Geiſt und ſpricht —" ꝛc. Sehr drollig iſt es auch, wie Gott dem Adam alle erſchaffenen Thiere vorſtellt und ihm gebietet, denſelben Namen zu geben. Adam führt dieſen Befehl aus, indem er zu jedem der etwa fünfzig verſchiedenen Thiere einige Verſe ſpricht und ihm den Namen gibt. Hierbei hatte man ſich vermuthlich, wie es in den alten Mirakelſpielen üblich war, mit bildlichen auf Pappe gemalten Thieren geholfen.

Daß alle dieſe Stücke trotz ſolcher Dinge, bei denen wir eine plaſtiſche Action

uns nur schwer vorstellen können, wirklich öffentlich vor dem Volke aufgeführt worden sind, ist uns durch die bei einer beträchtlichen Anzahl auf den Titeln der alten Drucke enthaltene Bezugnahme auf schon erfolgte Aufführungen hinlänglich gewährleistet. Und bei diesen Hinweisen ist gewöhnlich nicht nur die Stadt, sondern auch das Jahr und der Tag der ersten Aufführung genannt. Meistens heißt es dabei: von jungen Bürgern, oder: von Bürgerssöhnen, oder auch: von ehrsamen Bürgern u. dgl. m. In der Schweiz werden meist Basel und Bern, auch Zürich, Solothurn und andere Städte genannt. Ebenso in den aus dem Elsaß stammenden Schauspielen jener Zeit sind solche Angaben sehr häufig. Auch aus dem Titel einer i. J. 1530 gedruckten Komödie des Terenz: „Echra", erfahren wir, daß dieselbe „auch zu Leipzig vor etlichen Jahren gespielt" worden.

Daß wir bei diesen Aufführungen es immer noch mit dem offenen Brettergerüst der alten Mysterienbühne zu thun haben, wird uns durch hinreichende Andeutungen bewiesen. Wenn die Bühne nicht, wie es häufig vorkam, vor dem Rathhaus sich befand, so war sie, wie u. A. aus der ausdrücklichen Angabe in dem erwähnten Spiel von Niclaus Manuel zu ersehn ist, am Ende einer Straße aufgeschlagen, wo die Zuschauer auch aus den Häusern dieselbe von drei Seiten überschauen konnten. In einem alten Bericht[1]) über eine in Basel stattgefundene Aufführung von Birck's „Susanna" heißt es u. A.: „Ulricus Coccius spielte die Susanna auf dem Fischmarkt. Die Brüge (das Gerüst) war auf dem Brunnen, und war ein zinnerner Kasten darin, da Susanna sich wusch, daselbst am Brunnen gemacht." Der nämliche Gewährsmann berichtet über eine andere Basler Aufführung: von „Sanct Pauls Bekehrung", wobei es heißt: „Der Burgemeister von Brunn hatte den Paulus gespielt, der Balthasar Hahn den Herrgott in einem runden Himmel, der hing oben am Pfauwen, daraus der Strahl schoß, eine feurige Rakete, so dem Paulo, als er vom Roß fiel, die Hosen verbrannte. Der Rudolf Fry war Hauptmann, hatte bei hundert Burger alle in seiner Farbe gekleidet. Im Himmel machte man den Donner mit Fassen, so voll Steine umgetrieben wurden".

Man ersieht aus diesen Angaben, daß für die Befriedigung der Schaulust schon mancherlei geschah, und daß bei derlei großartigen Ausstattungen der Aufführung selbst ein förmlicher Aufzug aller Darsteller vorausging. In einem gedruckten Straßburger Stücke „vom Großen Abendmahl" ꝛc. aus dem Jahre 1560 wird in einer Vorbemerkung die ganze Ordnung des Zuges vorgeschrieben, wie derselbe sich nach dem Schauplatz bewegen sollte: „Also sol sich das ganz Spil versammeln in einem Hause nicht zu nahe dem Platze, und in der Processíon uff den Platz oder Bruck gehn: Zum ersten die zween Herolde, in einer Farb und Bekleidung wie sich gebürt, uff sie die Spiellent. Darnach die fünf Engel, dann die fünf klugen Jungfrauen, jede mit besonderm Engel sol

[1]) Aus Platter's Selbstbiographie, mitgetheilt von L. A. Burckhardt in: „Beiträge zur vaterländischen Geschichte". (Basel, 1839.) Die beiden hier erwähnten Aufführungen fanden 1544 und 1546 statt. — Für die Citate aus sämmtlichen hier genannten Stücke habe ich die alten Original-Drucke selbst benutzt.

eingeführt werden. Darnach die Spons ehrlich und doch ehrbarlich und nit prächtig geziert, in grauen Kleidern . . . Darnach die Venus auch allein, nach ihr die thorechten, die sollen zum hoffärthigsten ausgestrichen sein, mit umbgestürzten Ampeln. Darnach der Preutigam und sein Vatter. Darnach die Apostoln, alle mit Kleidung nach ehrbarlichen und bürgerlichen Sitten, mit langen Bärten und preiten Hüten. Darnach die Reuters Rott, Julianus und Trajanus, in Keiserlicher Zierung" ꝛc. ꝛc. — Am Schlusse sollen die Teufel kommen und die thörichten Jungfrauen herumzerren. Endlich ist auch vorgeschrieben, daß die Bruck mit einem Thor sollte „unterschieden" sein und eine „Vorbruck haben, darauf etliche Sprüche gesprochen werden."

So eifrig man einerseits auf derlei prunkvolle Arrangements bedacht war, so naiv und unkünstlerisch blieb die scenische Composition in der Dichtung selbst. In einem Schauspiele „Judith" von dem Augsburger Schulmeister Sixt Birck finden wir zahlreiche Anweisungen im Stücke, welche zeigen, wie bequem die Verfasser sich's bezüglich der Vorschriften für das Scenische machten. So heißt es einmal: „Indem steht der Rath auf und geht sampt dem Ozian an die Mauer da mit Holoferne zu reden. Unterwegen reden zween der Räth miteinander." Die Scene, da Judith dem Holofernes das Haupt abschlägt, ist ebenso kurz in der Bühnenanweisung. Nachdem nämlich Judith ihrer Magd verkündet hat, daß sie nunmehr die That vollführen werde, heißt es: „Hiezwischen soll man in der Stadt die Wacht blasen", und unmittelbar darauf heißt es weiter: „Judith trägt das Haupt Holofernis und gibt's der Jungfrauen" ꝛc.

Unter den sächsischen Reformationsstücken von heftigster polemischer Tendenz befindet sich auch eine Tragödie: „Johannes Huß" von Agricola. Bei diesem Stücke ist mir's zwar fraglich, ob es wirklich aufgeführt worden ist, aber es wird dies ausdrücklich versichert. Als darin Huß vor den Cardinälen sich verantworten will, heißt es: „Da sollen die Cardinäle und Bischöfe allzumal die Köpfe schütteln und schreien: Du Ketzer, schweig stille. Alsdann soll Johann Huß auf seine Knie fallen und mit aufgehobenen Händen zu Gott beten." Und nach dem letzten Gebet heißt es dann kurzweg: „Nach solchem wird er hinausgeführt und verbrannt."

Auch Schlachtscenen und andere lebhafte Actionen wurden von den Autoren nur kurz angedeutet. So lautet in einem Stücke, welches die Geschichte von Absalom behandelt, im 5. Acte die Anweisung für die Schlacht: „Ein Scharmutz, darauf die Schlacht. In dieser Schlacht leit Absolom unten und wird flüchtig und hanget mit seinem Haar an einer Eichen, und als das ein Kriegsmann ersieht, lauft er zu Joab —" ꝛc. Wie wenig man dabei in der scenischen Composition der Stücke durch Rücksichten auf den nothwendig anzunehmenden (d. h. nur vorauszusetzenden) Wechsel des Schauplatzes für die verschiedenen Theile der Handlung sich einschränken ließ, dafür liefern uns zahlreiche Stücke die auffälligsten Beispiele. In H. v. Rüte's „Goliath" (1555) gehen die Gespräche auf beiden feindlichen Seiten oft so in einander, daß es scheint, als sei zuweilen gleichzeitig die eine Seite der Bühne von den Juden und die andere von den Philistern besetzt gewesen, während man sich beide Lager weit von ein-

ander entfernt vorstellen mußte. So wird im letzten Acte dieses Stückes nach einer längeren Rede des Herolds die Nachricht vom Tode des Goliath in das Lager der erschreckten Philister gebracht, und unmittelbar darauf, ohne jede Zwischenbemerkung, folgt wieder eine Rede David's, mit welcher er dem Saul seinen Sieg meldet.

Hans Sachs ist als dramatischer Dichter in der scenischen Anordnung regelmäßiger und ordentlicher, als die meisten seiner Zeitgenossen, wiewol auch er von dem dramatischen Bau eines Stückes noch keinen Begriff hatte. Von seinen Fastnachtsspielen, in denen die Localität der Handlung nicht in Betracht kommt, da es sich dabei meist nur um Eine Situation aus dem bürgerlichen Leben handelt, haben wir ganz abzusehen. In seinen mehractigen Stücken, die er in Komödien, Tragödien und „Spiele" unterscheidet, behandelt er das Scenische ganz naiv, unbekümmert um die Verschiedenartigkeit des gewählten Stoffes. Entwickelt sich in dem gegebenen Stoffe die Handlung in einfachen, ruhigen Gang, da ist auch bei Hans Sachs die Behandlungsweise, in der Actheilung wie in der ganzen scenischen Composition, vollkommen correct. Wo hingegen der Stoff selbst complicirter und bewegter in der Handlung ist, da gibt sich der Dichter durchaus keine Mühe, die Schwierigkeiten in der Behandlung von Ort und Zeit zu lösen oder zu umgehen, sondern er ignorirt eben jene Schwierigkeiten und hält seine Aufgabe als Dramatiker für gelöst, wenn er den in epischer Breite über einen langen Zeitraum und in häufigem Wechsel der Oertlichkeit sich ausdehnenden Stoff in einer Reihenfolge von Scenen in dramatischen Dialog gebracht hat. Häufig genug kommt es bei ihm vor, daß ein Bote nach einer weit entfernten Person ausgesandt wird und daß in demselben Augenblick die betreffende Person auch schon erscheint; daß ferner innerhalb eines Actes die Begebenheiten so schnell fortschreiten, daß die Phantasie kaum so schnell folgen kann. Die plastische Erscheinung der Dinge ist für ihn gar kein Hinderniß, im Dramatischen gerade so zu verfahren, als ob es sich um eine nur erzählte Begebenheit handelte.

Weit rücksichtsvoller als mit der Zeit verfährt er mit der Oertlichkeit. Auch ist es bei seiner Gruppirung des Stoffes oft erstaunlich, mit welchem richtigen Gefühl er die Theilung in Acte vornimmt. Im Uebrigen unterscheidet sich seine Behandlung der eigentlich theatralischen Action nur wenig von dem Verfahren seiner Zeitgenossen. Im Allgemeinen aber ist er trotz mancher komischen Naivetäten auch in dieser Beziehung maßvoller als irgend ein Anderer.

Obwol wir in fast allen Stücken des 16. Jahrhunderts die Theilung der Handlung in Acte schon finden, so ist doch die Zahl der Acte niemals beim Titel des Stückes angegeben — ausgenommen bei Hans Sachs — der mit seiner erstaunlichen Genauigkeit und Correctheit auch hier Nichts verabsäumt hat. Wo ihm fünf Acte nicht ausreichten, um mit der Geschichte fertig zu werden, da ließ er dann noch so viel Acte mehr folgen als er brauchte, so daß er häufig ein Schauspiel bis zu sieben, neun oder zehn Acten ausdehnte. Aber auch hierbei hatte er doch die für ein Schauspiel übliche Zeitdauer niemals überschritten.

Bei den meisten Dichtern dieser Zeit war allerdings die Theilung in Acte eine willkürliche. Man ahmte darin die römischen Lustspieldichter nach, ohne

aber einen Begriff von der künstlerischen Gliederung eines Dramas zu haben. Bei Hans Sachs finden wir bei den Actschlüssen stets den Abgang der gerade auf der Bühne befindlichen Personen vorgezeichnet, da ja damals die Actpausen nicht durch Herabfallen des Vorhanges markirt wurden. Da die Stücke fast immer durch einen Herold oder „Ehrenhold" eröffnet und ebenso durch einen Epilog desselben geschlossen wurden, so finden wir auch bei Hans Sachs vor der Schlußrede des Ehrenhold immer vorgeschrieben: „Sie gehen alle aus", oder: „Sie gehen alle in der Ordnung ab".

Während dieser ganzen Epoche des deutschen Theaters begegnen wir aber auch einer ziemlich großen Anzahl von Stücken, welche so umfangreich sind, daß die Verfasser ihre Aufführung gleich für zwei Tage einrichteten und diese Theilung vorschrieben. Gewöhnlich wurde dann in dem Epilog zum ersten Tage auf die Fortsetzung des Spiels am nächstfolgenden Tage hingewiesen. So ist es u. A. bei H. von Rüte's Schauspiel „Goliath" (1555) der Fall, wo der Herold am Schlusse des ersten Tages die Zuschauer ermahnt, am nächsten Tage wiederzukommen:

Gand heim und nehmend's best darvon,
Morn jederman mag wieder kom.

Nicht immer hatte man sich übrigens mit der Einleitung des Herolds begnügt, sondern ließ dem Herold oder Ehrenhold noch einen besonderen „Prolog" vorausgehen, und diesem dann zu allem Ueberfluß noch einen „Argumentator" folgen. Solche Argumente, in denen der nachfolgende Inhalt in Kürze erzählt wird, finden wir in sehr zahlreichen Schauspielen dieser Zeit, und oft hat nicht allein das Stück, sondern auch ein jeder Act desselben einen besonderen Argumentator.

Hans Sachs, welcher auch hinsichtlich des Aufwandes von Personen viel ökonomischer verfuhr als die meisten seiner Genossen, läßt zuweilen den Ehrenhold auch im Stücke selbst mitsprechen, wo er ihn gerade für eine sonst neutrale Figur, die nur Etwas zu melden hat, verwenden kann. Daß der Herold oder auch der Argumentator häufig, vielleicht auch in den meisten Fällen, von Demjenigen gesprochen wurde, welcher das Spiel leitete, läßt sich aus einer Bemerkung vermuthen, die ich in dem Stücke eines sächsischen Dichters, Joachim Greff, finde. In dem Personenverzeichniß seines Schauspiels „Von den beiden Erzvätern" (1540) steht nämlich an der Spitze: „Der Autor, welcher die Spiele pfleget anzurichten, auch welcher die Vorrede und den Beschluß recitiren soll." In der Zahl der Personen pflegte man sich im Allgemeinen keine Beschränkung aufzulegen. Die Zahl von dreißig bis sechszig Personen kommt häufig genug vor; ja manches Verzeichniß zählt über hundert Personen her. In solchen Fällen ist dann von dem vorsichtigen Autor selbst der beruhigende Ausweg verkündet, daß man eine so große Zahl von Rollen leicht auf zwanzig bis dreißig Darsteller vertheilen könne.

Der hier soeben genannte Dichter Joachim Greff (oder auch Gref) von Zwickau, war um diese Zeit der fruchtbarste unter den sächsischen Reformations- und Schulpoeten. In seinen zahlreichen Schauspielen sind besonders seine häufig vorkommenden Anweisungen für die Bühnenaufführung von

Interesse. In einem seiner schwächsten Stücke bemerkt er selbst nach Aufführung des Personals, man würde sich wohl verwundern, daß ein so kurzes Stück so gar viele Personen erfordere. Dann führt er aber mit nochmaliger Herzählung sämmtlicher Personen den Nachweis, daß er von denselben durchaus keine weglassen konnte! In dem nämlichen Stücke macht er einmal bei einer Scene, welche Christus mit dem Volke hat, die praktische Anmerkung: man müsse dafür sorgen, daß hier „etzlich mehr Männer, Weiber und Kinder" an der Action Theil nehmen, „denn ohne Zweifel ist's ein paar Volks allein nicht gewesen."

Während Greff in der dramatischen Composition der Stücke ebenso unbehilflich ist, wie seine Zeitgenossen, während er den Ortswechsel, wo wir ohne Annahme eines solchen uns den Fortgang des Dialogs gar nicht vorstellen könnten, oft in auffälligster Weise ignorirt, ist er doch trotz alledem stets für die theatralische Aufführung seiner Stücke besorgt. In seinem besten Stücke „Lazarus" (1545), welches allerdings kein Original, sondern eine Bearbeitung nach dem Lateinischen des J. Sapidus ist, bemerken wir sogar einige das Spiel der einzelnen Personen betreffende Anweisungen, welche ein richtiges Gefühl für das Psychologische erkennen lassen. Als Martha die Nachricht vom Tode des Lazarus erhalten hat, spricht sie vier Verszeilen, dann schreibt der Autor vor: „Hie soll Martha ein wenig still schweigen, doch nicht weinen," dann redet sie weiter, ihrer Betrübniß Ausdruck gebend, und am Schlusse dieser Rede bemerkt dann der Dichter: „Nu soll sie weinen, nu sie in's Haus hinein gehn."

Humoristisch ist auch die Vorschrift Greff's, wenn er Personen, die auf der Wanderung nach einem andern Orte begriffen sind, reden läßt. So beginnt er im „Lazarus" einen langen Monolog des Philergus mit der Bemerkung: „Dies Nachfolgende muß Alles verstanden werden, als werd's geredt *auf dem Wege*," — und am Schlusse dieses Monologs heißt es dann: „*Nun ist er schier in Jerusalem.*" Aehnlich lautet die Anmerkung bei der Unterredung der beiden wandernden Pharisäer am Schlusse des Stückes. Die fortwährende Sorgsamkeit des Autors, die Handlung der Zuhörerschaft recht verständlich zu machen, zeigt sich in spaßiger Weise auch in dem poetischen „Vorwort", d. h. dem gesprochenen *Prolog* zum „Lazarus". Der Schluß dieser Introduction lautet nämlich:

Eins muß ich euch noch zeigen an,
Lazarum müßt ihr so verstan,
Als sei er über Feld gewest,
Wie er auch selbst sagt, ausgereist,
Komt krank zu Hause wieder nu,
Wolan hört Alle fleißig zu.

Die meisten Stücke Greff's haben vollständige Act- und Scenentheilung. Im „Lazarus" macht der Dichter nach dem 4. Act einen Hauptabschnitt, indem er wegen der großen Länge des Ganzen es den Darstellern überläßt, den *fünften* (allerdings unverhältnißmäßigen langen) Act allein am folgenden Tage zu spielen. Zugleich aber gibt er auch an, auf welche Weise man das Stück an *Einem* Tage spielen könne, indem man nämlich — ein einfaches Recept! — ungefähr in der Mitte des Stückes beginnen soll.

Die Mitwirkung der *Musik* bei den theatralischen Aufführungen ist schon

frühzeitig als sehr zweckmäßig, als ein die Unterhaltung wesentlich förderndes Hilfsmittel erkannt worden. Ob die bei dem Augsburger Sixt Birck und bei J. Kolros zu Basel wiederholt vorkommenden Sapphischen Chöre gesungen und nicht vielmehr gesprochen wurden, muß allerdings dahingestellt bleiben, doch möchte ich Letzteres vermuthen. Aber in zahlreichen Stücken während des ganzen 16. Jahrhunderts finden wir nicht nur zwischen den Acten, sondern zuweilen auch zwischen den Scenen die Vorschrift angemerkt, daß hier „Musik" gemacht, oder daß hier Etwas „gespielt" oder auch „gesungen" werden soll. Eine Zeitlang scheint in Mitteldeutschland der Gebrauch der Gesänge abgekommen zu sein. Wenigstens finden wir einmal bei dem eben besprochenen Zwickauer Schulmeister Greff eine dahin zielende Bemerkung. Da ihm nämlich bei seinem „Lazarus" die große Länge des Stückes Bedenken erregte, so schrieb er vor: damit das Publicum Abwechselung habe, möge man hie und da passende Gesänge einschalten. Er beruft sich dabei auf die gute Sitte „in den alten Actionibus", in denen man „zuweilen hat drein gesungen, derhalben, daß das Volk ein wenig muntrer und lustiger wird, weiter zu hören". Das, meint er, möge man denn auch hier nicht unterlassen, besonders da wir Gottlob „der schönen geistlichen Psalmen und Gesänge viel haben".

Ein anderer Zwickauer Dichter, Paul Rebhuhn, der namentlich durch sein Schauspiel „Von der gottesfürchtigen und keuschen Frau Susanne" (1536) unter den dramatischen Dichtern dieser Epoche den höchsten Anspruch auf Beachtung hat, gibt für den Zweck unserer Untersuchung wenig Anlaß zu Mittheilungen. Denn Rebhuhn hatte durch classische Bildung sich die regelmäßige Form des antiken Dramas so verständig anzueignen gewußt, daß wir charakteristische Wunderlichkeiten wie bei Greff und Andern bei ihm gar nicht antreffen. Rebhuhn's „Susanne" hat nicht nur regelmäßige Act- und Scenentheilung, sondern es sind über den einzelnen Scenen (hier gleichbedeutend mit Auftritten) auch immer die Namen der in der betreffenden Scene sprechenden Personen ausdrücklich angeführt, wie es bis heute noch Gebrauch geblieben ist. Auch verkündet sich der strenge Anhänger der classischen Muster bei diesem Stücke in den Chören, mit denen ein jeder der fünf Acte schließt.

Im Gegensatz zu dieser Correctheit Rebhuhn's ist bei dem Nürnberger Schauspieldichter Leonhard Culmann die Act- und Scenentheilung eine unkünstlerische und durchaus willkürliche. In seinem Stücke vom „Aufruhr der Weiber" (um 1540) ist u. A. sobald von den bereits versammelten Personen Eine neu in das Gespräch der Uebrigen eintritt, auch immer eine neue Scene verzeichnet.

Es ist jedenfalls auffallend, daß die Muster der Alten, welche nicht nur den gelehrten Dichtern bekannt waren, sondern auch durch Uebersetzungen schon in weitere Kreise verbreitet wurden, nicht zu einer richtigern Erkenntniß von dem künstlerischen Bau eines Dramas führten. Nicht wenig mag dazu der Umstand beigetragen haben, daß bei den meisten Stücken dieser Zeit die religiös-polemische Tendenz (im Sinne der Reformation) die Entwickelung der Kunstform hinderte. Auch in den vielen Bearbeitungen der überaus heftigen antipäpstlichen lateinischen Stücke von Naogeorgus (Kirchmeier), namentlich in seinem hochinteressanten „Pammachius," ist die scenische Composition eine gänzlich willkür-

liche; und in den zahlreichen Nachbildungen des „Homulus“ von Diesthemius und des „Hecastus“ von Marcopedius ist die Handlung durch die darin angehäuften Allegorien auf ein ganz ideales Gebiet gerückt. Bei einem andern, aus dieser Zeit herrührenden Stücke von heftigster antipäpstlicher Tendenz, „Der neu deutsch Bileams-Esel,“ war wol an eine Aufführung gar nicht zu denken. Wenigstens werden wir uns heute schwer vorstellen können, wie die Hauptfigur des Stückes, der Esel, welcher sowol die vom Papst verwandelte Germania, wie auch den Esel, welchen Christus geritten hat, bedeuten soll, die ihm hier zuertheilte Rolle — er hat mehrere lange Reden zu halten — hätte spielen können.

Daß derartige Dichtungen trotz ihrer theatralischen Unmöglichkeiten in die dramatische Form gekleidet wurden, ist nur dadurch zu erklären, daß der Geist der Reformation stets dazu drängte, durch den dramatischen Dialog und durch solche kühne Allegorien eindringlicher auf die Gemüther zu wirken.

Aber eben solche Ursachen trugen auch dazu bei, daß die dramatische Dichtung weder nach Inhalt noch Form zu einer künstlerischen Gestaltung sich erheben konnte. Als mit dem Niedergang der reformatorischen Bewegung nicht nur die Heftigkeit der Angriffe gegen das Papstthum, sondern auch die Innigkeit des religiösen Sinnes mehr und mehr schwand, traten wieder andere Elemente hinzu, welche einer gedeihlichen Fortentwickelung des Dramas hinderlich waren. Im letzten Drittheil des Jahrhunderts sehen wir in den für die Aufführung bestimmten dramatischen Dichtungen ein ungehöriges Schaugepränge die dichterische Composition immer mehr überwuchern. Der Sinn der Volksmasse für wirkliche Belustigungen suchte in solchen Dingen ein Gegengewicht gegen die gelehrte und trockene Richtung des Dramas. In der Schweiz war vor Allem Jos. Murer in Zürich, dessen Stücke in die Zeit von 1560—70 fallen, darauf bedacht, durch großartige Massenhandlungen in seinen Schauspielen zu wirken. Wie weit derselbe in dieser Richtung ging, dafür hier ein Beispiel aus seiner „Belagerung von Babylon“. In der letzten Scene dieses Stückes schreibt er vor:

„Hie beschicht ein Lärmen mit Trummen und Trummeten, darauf Cyrus und Darius beid Künig sampt allem Kriegsvolk nach dem fort des abgegrabenen Euphrats laufend gen Babel hinein, darinnen sie den Künig und alles Volk mit jämmerlichem Geschrei und Blutvergießens erschlahen und erwürgen.“

Es scheint hier also, daß es bei derartigen Stücken schon mehr auf großartige Pantomimen und Tableaux abgesehen war, für welche der dramatische Dialog nur die Erklärung gab. In dem Stücke eines andern Schweizers, H. Haberer, ist am Ende des zweiten Actes vorgeschrieben: man möge nach dem Gesang „in dem zugerüsteten Himmel“ donnern und „das Feuer solle herabkommen und Sodom verbrennen“.

Auch in Deutschland sehen wir Schauspiele mit derartigen Spectakel-Scenen immer mehr sich ausbreiten. Ein in Frankfurt a. O. 1573 gedrucktes Stück „Vom letzten Tage des jüngsten Gerichts“ ist zwar trotz der reformatorischen Tendenz noch ganz im Stil der Mysterien des Mittelalters gehalten, aber mit dem umfänglichsten Apparat solcher die Schaulust reizenden Actionen ausgerüstet. Unter Anderen erscheint hierin auch das „Türkische Heer“ und wird

von den Christen mit Hilfe des Engels Gabriel vernichtet, der denn auch den Drachen schlägt und wieder zur Hölle verdammt. Zwischen andern Scenen des Stückes ist wiederholt vorgeschrieben, daß die Teufel in der Hölle lachen sollen. Bei der Scene des jüngsten Gerichtes heißt es: Da der Engel (auf Befehl des Herrn) posaunet, „fallen alle Menschen in der Comedien nieder, als ob sie todt wären, und die hinter dem Tische sterben. Die Teufel aus der Hölle kommen mit großem Geschrei und holen sie in die Hölle und setzen sich dann selbst zu Tische." Nachdem sodann die Gerechten erwecket worden, folgt als eine Hauptscene noch die Verdammung des Papstes zur Hölle.

Bei allen diesen Stücken spielte nunmehr das Feuerwerk eine wichtige Rolle; ja es liegen Stücke aus dieser Zeit vor, welche augenscheinlich nur wegen des Feuerwerks geschrieben waren, mochte dasselbe nun von der Hölle gespendet werden, oder — wie bei Belagerungen, Städtezerstörungen u. dgl. — irdischen Ursprung haben. Selbst solche Schauspiele, bei denen der moralisch-religiöse Zweck noch stark hervortritt, konnten diese Dinge nicht mehr entbehren. Ein Magdeburger Stück vom Jahre 1600 von antipäpstlicher Tendenz, worin neben Johannes dem Täufer, David, Elias u. s. w. auch Luther, Melanchthon und der Churfürst von Sachsen erscheinen, enthält im letzten Acte, da Lucifer und andere Teufel in der Hölle tanzen, die Anweisung: Unterm Tanzen sollen Raketen („Rachetlein") losgehen und „vom Himmel unter die Teufel fahren, insonderheit aber nach der Hellen". Nebenbei werden wir durch eine in diesem Stücke enthaltene Bühnenanweisung erinnert, wie lange noch für derartige Stoffe die Einrichtung der alten Mysterienbühne mit ihren verschiedenen Abtheilungen beibehalten wurde. Die Anmerkung schreibt zunächst vor Beginn des Stückes vor „gemeine Musik oder Spiel der Stadtpfeifer" und sagt dann weiter: „Hierauf nehmen die Spielpersonen ihre geordnete Scenas ein, in der Ordnung wie sie aufzogen."

Diese Einrichtung kam aber sicher in dieser Zeit nur bei solchen Schauspielen vor, welche auch im Inhalte noch die wesentlichen Bestandtheile der alten Mysterien beibehalten oder wieder aufgefrischt hatten. War ja doch in Nürnberg schon im Jahre 1550 (also früher noch als in England!) das erste eigentliche Schauspielhaus von der Meistersingerzunft errichtet worden. Und wenn auch andere Städte erst spät diesem Beispiele der ersten stehenden Bühne folgten, so zeigt doch die Structur der meisten Stücke, daß dieselben für einen einheitlichen Schauplatz — ohne Abtheilungen und freilich auch ohne Verwandlungen — gedacht waren. Wie bei Hans Sachs, so können wir dies auch bei allen jenen Stücken annehmen, in denen die Actpausen dadurch markirt sind, daß die Personen alle von der Scene abtreten. Auch kommen gegen Ende des Jahrhunderts doch immer wieder einzelne Schauspieldichtungen vor, in denen die Grundsätze der dramatischen Composition der Actheilung und scenischen Oekonomie strenger gewahrt wurden. Das gilt z. B. von einem beachtenswerthen Stück von Zacharias Liebhold (gedruckt in Breslau 1596), welches unter dem Titel „Ein schöne Historie von einem frommen gottesfürchtigen Kaufmann von Padua" den Stoff von Shakespeare's „Cymbeline" — aber direct nach Boccaccio — behandelt. Spaßhaft ist hier nur die Art und Weise, wie die allegorische Figur des „Ehe-

teufel" die Handlung begleitet, indem dieser immer hinter dem Bösewicht (Falsario) her ist, um denselben zu seinen bösen Anschlägen zu verleiten. So heißt es einmal wörtlich: „Der Eheteufel nimmt ein Blasbalg und blast dem Falsario hinterwärtig ein."

Dies Stück und andere Schauspieldichtungen aus dem letzten Decennium des Jahrhunderts blieben noch unberührt durch den großen Umschwung, den das Erscheinen der in Deutschland herumziehenden „englischen Komödianten, in Bezug auf den ganzen Charakter des deutschen Dramas zu bewirken schien. Die beiden bedeutendsten und fruchtbarsten Dichter, in deren Werken zunächst sich dieser starke Einfluß des englischen Dramas zeigt, waren: Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und der Notar Jakob Ayrer in Nürnberg.

Der Erstere war mit seinen Stücken dem Andern nur um ein paar Jahre vorausgegangen; denn des Herzogs von Braunschweig Schauspiele erschienen alle in den Jahren 1593 und 94, während wir aus einem vorhandenen Manuscript des Nürnberger Dramatikers schließen können, daß seine äußerst zahlreichen Stücke fast sämmtlich in dem Zeitraum von 1595 bis zum Ende des Jahrhunderts geschrieben sind.

Der Herzog von Braunschweig ging auch noch viel subtiler in der Benutzung der neuen englischen Richtung zu Werke. Dieselbe gibt sich bei ihm vorzugsweise in der freieren Wahl der Stoffe und nebenbei in der Einführung des englischen Clowns zu erkennen. Wir haben deshalb hier, wo es sich um die theatralische Technik und um die Scenerie handelt, keine Veranlassung, dieselben näher zu charakterisiren[1]). Es sei hier nur bemerkt, daß er mit der reichern sichtbaren Action, zu der ihn das englische Drama anregte, noch nichts Rechtes anzufangen wußte, indem er zuweilen in solchen Scenen Alles in die Beschreibung des Vorganges legt, ohne daß er im Dialog damit Schritt halten konnte.

Dagegen machte Jakob Ayrer in Nürnberg von der gewonnenen Kenntniß des englischen Dramas den vollsten Gebrauch. Wie sein großer Vorgänger Hans Sachs, so forschte auch er nach allen nur möglichen Quellen, um dem Schauspiel andere, als die seit sechzig Jahren von allen deutschen Schauspieldichtern ausgenutzten biblischen Stoffe zu gewinnen. So ging auch Ayrer wieder auf die römische Geschichte, auf die deutsche Heldensage und auf die italienische Novellenliteratur zurück. Bei vielen seiner Stücke sind aber die englischen Vorbilder auch im Stoffe zu erkennen, sowol in einigen seiner Tragödien, wie auch in mehreren kleinen Possenspielen.

Wie sehr Jakob Ayrer in der scenischen Behandlung der Stoffe durch das Muster der englischen Stücke angeregt war, das ist auch in der nach seinem Tode veranstalteten Gesammtausgabe seiner Werke („Opus theatricum", 1618) in der Vorrede der Herausgeber betont worden. Es heißt darin u. A.: In diesen Schauspielen sei „Alles nach dem Leben angestellt und dahin gerichtet, daß man's, gleichsam auf die neue englische Manier und Art, alles

[1]) Eingehenderes über diesen Dramatiker wie über diese ganze Epoche findet man in meiner „Geschichte der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland". (1870.)

persönlich agiren und spielen kann, auch so lieblich und begierig den Agenten zuzusehen ist, als hätte sich Alles erst heuer verlaufen und zugetragen."

Die Actheilungen wurden auch in dieser Zeit noch ohne Gebrauch eines Vorhanges markirt, und so finden wir auch in Ayrer's Stücken bei allen Actschlüssen den Abgang aller Personen vorgeschrieben.

So wenig wie die englischen Dramatiker, so wenig hatte auch Ayrer durch die Einfachheit der Bühneneinrichtung, bei welcher man jetzt zuverlässig auch die zweckmäßige, in der Mitte des Hintergrundes befindliche Vertiefung von den Engländern übernommen hatte, sich irgend welche Beschränkung für die dramatische Composition auferlegt. Im Gegentheil, da man ohnedies der Phantasie der Zuschauer den größten Spielraum lassen mußte, so nahm man es bei der lebhaften Bewegung der Actionen mit der Rücksicht auf Zeit und Ort um so leichter. Besonders zahlreich sind bei Ayrer die Vorschriften für das den Dialog begleitende Geberdenspiel. Man erkennt daraus, wie den Dichter beim Schreiben seiner Schauspiele niemals die Vorstellung von der wirklichen theatralischen Action verlassen hat. Auch in den auf die Scenerie bezüglichen Anweisungen tritt uns immer der Gedanke an die theatralische Vorstellung entgegen. Als z. B. in der Komödie „von der schönen Phänizia" Timborus des Nachts in den Garten kommt, heißt es in der Bühnenanweisung: „Jetzund wird ein Leiter außen des Eingangs angelehnt; daran steigt Timbor herunter, als wenn er über eine Mauer stiege." In einem Schauspiel „von der schönen Melusina" bemerkt er einmal: „Ob man nun ein Feuerwerk, als ob das Kloster brünne, desgleichen ein Zeter- und Jammergeschrei machen will, steht bei dem, der das Spiel recht anrichten kann."

Sehr drollig nimmt sich die Sorgfalt aus, mit der er einmal, gleichfalls in der „Melusina", die Acteurs bei ähnlichen Anlässen vor Schaden zu bewahren sucht. Als nämlich Artus für die bedrohte Jungfrau (Palentine) mit einem Drachen kämpft, welcher Feuer sprüht, schreibt er dabei vor: „Die Jungfrau läuft des Schmucks halber, daß ihr derselbige nicht vom Feuerwerk verderbt werde, ab."

Mit unserm Nürnberger Dramatiker stehen wir schon an der Schwelle zum siebenzehnten Jahrhundert. Die Nachwirkungen der „englischen Manier" machten sich noch lange Zeit in den Schauspielen bemerkbar, aber nicht zum Vortheil der dramatischen Dichtung. Neben den rohen Späßen des Pickelhäring suchte man die tragischen Wirkungen hauptsächlich durch Morde, Verstümmelungen u. s. w. zu erreichen, und es war eine besonders wichtige Aufgabe der theatralischen Kunst geworden, solche Dinge möglichst „natürlich" darzustellen. Kurz, wir sehen, wie in dieser neuen Epoche selbst der Einfluß des englischen Dramas durchaus Nichts zu einer gedeihlichen Fortentwickelung des deutschen Theaters beitragen konnte. Nach Verlauf von beinahe hundert Jahren hatte bei uns das Drama und Theater es nur zu einer zweiten Epoche der Kindheit gebracht.

Das belgische Experiment.

Von
Karl Hillebrand.

Das herannahende Jubiläum des belgischen Königreiches bietet den natürlichen Anlaß zu einem Versuche, die Ergebnisse des merkwürdigen staatlichen Experimentes festzustellen und zu würdigen, welches vor einem halben Jahrhundert unter höchst schwierigen äußeren Umständen begonnen ward, unter nicht minder schwierigen inneren Umständen heute noch fortgesetzt wird.

Obwol der politische Nationalismus sich 1830 bereits überall wieder grollend regte, so war doch die historische Anschauungsweise, welche im Völkerleben dem Werden allein Recht und Dauerbarkeit zuerkannte, alles Machen aber nur als ewig-unfruchtbare Willkür auffaßte, noch die herrschende in Europa, als in den Niederlanden der Versuch gemacht wurde, einen neuen Staat mit einer gemachten Verfassung und einer fremden Dynastie zu schaffen und so thatsächlich jener Ansicht vom pflanzenartigen Wachsthum der Staaten entgegenzutreten, deren Uebertreibung schon längst den gesunden Menschenverstand höchst ungeduldig gemacht hatte. Das freilich mehr von den Umständen, als von der theoretischen Absicht aufgedrängte Problem ward aber noch durch die Thatsache erschwert, daß die Nation, welche es zu lösen unternahm, nie vorher ein selbständiges staatliches Dasein geführt hatte, daß sie ein geographisch ganz unbegrenztes Land bewohnte, zwei verschiedene Sprachen redete und aus zwei verschiedenen Volksstämmen bestand, daß sie katholisch war, während der neue König der protestantischen Confession angehörte, daß sie endlich unter der Mißgunst eines Theiles von Europa und der Begehrlichkeit eines andern an die Lösung ihrer Aufgabe ging, während nur Ein Großstaat sein Unbehagen rasch überwand und fortan ein aufrichtiges Interesse für den kleinen Experimentator an den Tag legte. Derselbe Versuch ward zur selben Zeit und mehrfach seitdem unter scheinbar weit günstigeren Verhältnissen von anderen Nationen angestellt, schlug aber entweder ganz fehl, wie in Frankreich, oder brachte Ergebnisse von höchst zweifelhaftem Werthe, wie in Spanien und Italien, obschon diese Nationen sämmtlich den

Vortheil tausendjähriger Sonderexistenz und nationaler Herrscherfamilien für sich hatten. Daß Portugal und Griechenland, sowenig wie Rumänien und Bulgarien, als constitutionelle Musterstaaten galten oder gelten, wird wol jeder Unbefangene zugeben. Da aber die wohlgemeinten, wenn schon nicht immer besonders geschickten Versuche, eine parlamentarische Regierung in Deutschland zu gründen, bis jetzt auch nicht geglückt sind, während eine solche nur in England und Belgien ganz unbestritten und regelmäßig arbeitet, so ist eben das Beispiel dieses kleinen festländischen Verfassungsstaates das einzige thatsächliche Argument, das noch einigermaßen Stich zu halten scheint gegen die Behauptung der Gegner, daß diese merkwürdige, verwickelte und zarte Staatsform nur geschichtlich heranwachsen und selbst dann nur auf rein protestantischem Boden gedeihen könne.

Vielleicht lohnt es die Mühe und genügt die Spanne von fünfzig Jahren, zu untersuchen, warum „das belgische Experiment", wie König Leopold und sein Stockmar sich auszudrücken pflegten, bis jetzt geglückt ist, welche Vortheile und Nachtheile es der belgischen Nation eingetragen hat, und unter welchen Bedingungen es auch in Zukunft noch möglich sein wird, einen Ueberschuß der Vortheile über die Nachtheile zu erzielen. Diese Untersuchung, nicht die Geschichte des kleinen Königreiches, die oft genug und zum Theil in sehr befriedigender Weise geschrieben worden ist, bildet den Gegenstand nachfolgender Studie, deren Natur es mit sich bringt, daß das Thema mehr angedeutet, als eindringend behandelt werde.

I.

Unter den Erfolgen, welche das neue Königreich in den fünfzig Jahren seines Daseins erzielt hat, steht der der Staatsform selber obenan. Nicht ein einziges Mal sind die Freiheiten der Nation, auch nur vorübergehend, aufgehoben oder verletzt und nie ist die Autorität des Gesetzes verkannt worden. Die Executive hat niemals in die Rechte der Legislative eingegriffen, diese niemals die der Krone beeinträchtigt: Keine von beiden hat je die Unabhängigkeit der Justiz, wäre es auch nur durch Beeinflussung, bedroht. Kein Theil des Volkes endlich hat es versucht, die Thätigkeit der regelmäßigen Staatsgewalten zu hemmen, nach seinem Willen zu zwingen oder gar über den Haufen zu werfen. Ueberhaupt ist der Gegensatz zwischen Regierung und Regierten, Volk und Volksvertretung, der in andern Ländern so oft betont wird, weder offen noch versteckt zu Tage getreten. Das Land ist auch sehr selten den endlosen Intriguen ausgesetzt gewesen, welche anderswo, unter dem Namen von Ministerkrisen, den Staat oft auf Monate hin ohne Regierung ließen. Selbst ein Thronwechsel ist, wie die Ministerwechsel, ohne alle Erschütterung vor sich gegangen. „Die Gesetze, meint Montesquieu, müssen dem Volke, für das sie gemacht sind, so eigen sein, daß es ein sehr großer Zufall ist, wenn die einer Nation einer Andern passen können." In Belgien war's nun sicherlich nicht der Zufall allein, der diese sonderbare englische Verfassung, welche überall sonst auf dem Festlande so jämmerlich Bankrott gemacht hat, Wurzel fassen und gedeihen ließ, man müßte

denn Zufall nennen, daß sich ein König, Staatsmänner und ein Volk vorfanden, die mit dem fremden Ding umzugehen wußten. Denn Jedermann muß zugeben, daß jenes glatte Ineinandergreifen aller Stücke der neuen Locomotive nicht ausschließlich das Verdienst der Maschinenbauer war, welche dieselbe gemäß den Anweisungen der bewährtesten staatsrechtlichen Handbücher hergestellt, sondern zum größeren Theile den geschickten und wachsamen Mechanikern zukömmt, welche sie leiteten, den gewissenhaften und bescheidenen Arbeitern auch, die das Räderwerk stets sorgfältig geölt hielten, ja selbst den Passagieren, die, trotz alles Lärmens und Streitens, doch nie auf den tollen Einfall geriethen vor der Station aus dem ihnen vom Gesetz angewiesenen Raume zu steigen oder gar, wie das ja wol sonstwo vorgekommen sein soll, den Führern während der Bewegung in die Arme zu fallen, sich selber der Führung zu bemächtigen und die ganze complicirte Maschine mit ihren unerfahrenen, fieberhaften Händen auf immer unbrauchbar zu machen.

Etwas Künstliches, Mechanisches bleibt es immerhin, wird man einwerfen, und wir sind noch nicht am Ende aller Tage. Als ob das Künstliche keine Lebensfähigkeit hätte, da ja selbst das Widernatürliche sie sich zu erobern weiß! Als ob es der Geschichte, d. h. der Menschenthätigkeit, nicht möglich wäre, den Mechanismus gemach in einen Organismus zu verwandeln, auch das Fremdeste zu assimiliren, ihm durch Anbequemung Nützlichkeit, durch Verjährung Recht zu verschaffen! Wie wenig rein-natürliche, von fremden Einflüssen ungestörte Staatsentwickelungen hat die Weltgeschichte denn aufzuweisen außer der englischen? Wol war's etwas Fremdes, das man 1830 auf das Festland verpflanzte, aber es ist, in Belgien wenigstens, etwas Einheimisches geworden, etwa wie der mißverstandene Hexameter, der denn doch, Dank einem Klopstock, Goethe und Voß, ein Unseres geworden ist — freilich aber auch etwas so Grundverschiedenes vom griechischen Hexameter, als die belgische Verfassung von der englischen. Genug, die fremde Form ist ein Eigenes, Lebensfähiges, Fruchttragendes geworden, aus welchem Mißverständnisse auch ihre Einführung hergeleitet werden mag; und sie ist dazu geworden Dank den Menschen, welche sich ihrer bedient haben.

Die Persönlichkeit des ersten Königs der Belgier mag nicht gerade sympathisch sein. Nichts in ihm spricht zur Phantasie, wenig sogar zum Herzen. Etwas vom Pedantismus der deutschen Kleinfürsten seiner Generation war an ihm haften geblieben, und er hatte während seines Aufenthaltes in England bis zu einem gewissen Grad die vornehm-kalte, leicht-ablehnende Haltung angenommen, welche die englische Aristokratie am Anfange dieses Jahrhunderts kennzeichnete. Frauen- und Geldverhältnisse behandelte er gerade nicht im Sinne eines Romanhelden. Zu dem öffentlichen Amt aber, das er anzunehmen den Muth hatte, schienen ihn Anlage und Lebenserziehung gleicherweise zu befähigen. Er war von deutscher — was damals noch sagen wollte, universeller — Bildung. Der französischen Sprache und Literatur ganz mächtig, stand er doch mit seiner ganzen Auffassung der internationalen Verhältnisse auf dem europäischen Standpunkte von 1815, d. h. er sah die Ueberwachung französischer Angriffs- und Revanchegelüste als das oberste Interesse Europas an. In England hatte er

die Lebensbedingungen des constitutionellen Staates an einem lebendigen Volkskörper zu beobachten die Gelegenheit gehabt und so die abstracte Montesquieu'sche Theorie durch eigne Anschauung corrigirt. Das starke prinzliche Gefühl, das er aus Deutschland mitgebracht, war in England nicht geschwächt, aber es war gereinigt worden; denn er hatte dort gelernt, daß sich die königliche Würde wol mit der Achtung des nationalen Willens verträgt, ja aus dieser Achtung neue Kraft schöpft. Er war natürlich klug in der Beurtheilung der Menschen, wie der Dinge. Sein Temperament war kühl, sein Wille fest. Ehrgeizig und auch bereit Alles zu wagen, um diesen Ehrgeiz zu befriedigen, erlaubte er doch nie der Leidenschaft ihn fortzureißen: er wußte zu warten, zu schweigen, und, vor Allem, er ließ sich nicht bange machen. Als im Jahre 1846 eine Centralversammlung aller liberalen Clubs in Brüssel vorbereitet wurde und Louis Philipp schon ein 1792 über das junge Königreich kommen sah, seinen Schwiegersohn ängstlich beschwor, einzuschreiten, ehe es zu spät sei, „die kecke Versammlung zu treffen, lähmen, vernichten", schaute Leopold ruhig zu, ließ die Leidenschaften sich in Worten entladen und nahm seine Minister unter den vielgefürchteten Clubisten selber, als kurz darauf die Wahlen in deren Sinne ausgefallen waren. Arbeitsam, mäßig, ordnungsliebend, ganz ein Mann für das kleine Bürgervölkchen, über das er zu herrschen eingeladen worden, hatte er zu alledem noch das Glück, keine Kronprätendenten neben sich zu haben, wie Wilhelm III. von England, ein Louis Philipp und andere zur Gründung von Dynastien berufene Herrscher. Nach dem endgiltigen Friedensschlusse mit Holland (1839) war seine Krone auch in der Form unbestritten. Gleichgültig in Religionsfragen, stand er natürlich außer- und oberhalb der beiden Parteien, welche um die Regierung kämpften, während Fürsten wie Karl X. und Wilhelm I. von Holland bei ihren starken katholischen oder antikatholischen Ueberzeugungen selber Partei nehmen mußten und so die Krone mehr als gut war exponirten.

Leopold war keineswegs ein roi soliveau. Wol nahm er seine Minister, ohne zu murren, aus der Hand der Kammermehrheit an; wol ließ er diese seine Minister ruhig gewähren; aber im wichtigen Augenblicke wußte er doch sein Wort zu sagen: denn er war sich seiner Rolle und der Pflichten, die sie ihm auferlegte, voll bewußt. Nie betrachtete er sich als nur dazu bestimmt, einen Sitz einzunehmen, damit sich Niemand um denselben zanke. Schon im Voraus hatte er seine Bedingungen gestellt, seine Weigerung in Aussicht gestellt, wenn man sie nicht annähme; und sie wurden angenommen, denn man wußte von Griechenland her, daß es ihm Ernst war mit seinen Forderungen. Er sah und achtete in der Volksvertretung die Meinung des Augenblicks; aber er achtete in sich selber den Vertreter der permanenten Interessen der Nation und forderte für diesen Vertreter dieselbe Achtung, die er jener zollte. Die Befestigung Antwerpens war ein solcher Act der permanenten Interessen, welchen die Leidenschaften des Augenblicks verkannten; und er verfolgte den Plan hartnäckig, lange Jahre hindurch, führte ihn endlich hinaus, indem er seinen ganzen Einfluß, ohne Furcht vor Volksmißgunst, einsetzte. Aehnlich in Fragen der innern Politik. Nie versteckte er sich hinter der gesetzlichen Unverantwortlichkeit der Krone: er wußte,

daß die Krone dazu da war, um in gewissen Conjuncturen das entscheidende Wort zu sprechen und er sprach es, auch wenn es galt, die eigene Ansicht dem entgegentretenden Volkswillen zu opfern. So 1857, als in Brüssel bedenkliche Kundgebungen gegen einen von ihm gebilligten, von der Mehrheit der Kammer unterstützten Gesetzesvorschlag laut wurden. „Es gibt in den Ländern, die ihre Geschäfte selber betreiben, schrieb er seinem Minister, rasche und ansteckende Bewegungen, welche mit einer Macht um sich greifen, die sich leichter erkennen als erklären läßt, und mit welcher man besser thut, sich zu vergleichen als zu rechten.... Ich gebe der Mehrheit den Rath, auf die Fortsetzung der Gesetzesberathung zu verzichten." Der Sohn aber erinnerte sich der Worte des Vaters, als er Ende 1871 unter ähnlichen Umständen das Ministerium d'Anethan entließ, obschon es über die Stimmenmehrheit in der Kammer verfügte. Aber Leopold I. setzte auch — so wenig wie sein Nachfolger — die Krone nicht unnütz aus. Er, der so oft, wenn widerstreitende Interessen sich nicht zu einigen wußten, durch sein Wort den Ausschlag gegeben hatte, wußte taube Ohren zu haben, als ein Jahr vor seinem Ende kein Cabinet zu Stande kommen wollte, weil beide Parteien sich die Wagschale hielten, und man ihm nahe legte, er solle seine Prärogative brauchen, um ein Ministerium nach seinem Sinne zu ernennen. Als gar die streitenden Parteien sich in vier Monaten nicht verständigen konnten, — reiste er einfach nach England und kam erst zurück, nachdem Jene handelseins geworden. Denn, obschon er einen eignen Willen hatte und die Rechte der Krone eifersüchtig zu wahren bestrebt war, trachtete er doch nie, wie sein Schwiegervater, nach einer persönlichen Regierung, versuchte er nie, wie Jener, seine Günstlinge der Nation aufzuzwingen, sich durch kleine Künsteleien eine gesetzliche Mehrheit in den Kammern zu sichern; vor Allem, so sehr er auf das Interesse seiner Familie bedacht war, so trennte er es doch nie von dem des Landes, wie Louis Philipp nur zu oft that. Und das Land wußte es ihm Dank. Es stand und steht treu zu seiner Familie — einer fremden Familie — wo das Haus Orléans, das dem historischen französischen Königsstamme angehört, der Frankreich neun Jahrhunderte beherrscht und zum großen Theile gemacht hat, der Nation fremd geworden ist.

Auch die leitenden Staatsmänner Belgiens waren ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen. Nicht nur die unvergleichlichen, obwol extemporirten Diplomaten, welche von 1830—1839 alle Fehler der Brüsseler Hitzköpfe wieder gut zu machen wußten, auch die parlamentarischen Leiter waren Männer ersten Ranges, welche den Franzosen an glänzenderen Gaben weit nachstehen mochten, an tactischer Gewandtheit, Compromißfähigkeit, wahrem Freisinn und allen den Tugenden, welche zur Uebung der öffentlichen Gewalt nothwendig sind, denselben durchaus überlegen waren. Und man weiß kaum, welche der beiden Parteien man in dieser Beziehung über die andere stellen soll. So wenig Leopold's Unterhaltung sich mit seines Schwiegervaters lebendiger, unversiegbarer Rede vergleichen ließ, so wenig waren die Nothomb und Rogier, Devaux und de Decker, selbst die Lebeau und Dechamps Redner, die sich mit Guizot und Thiers, Berryer und Lamartine hätten messen können; aber sie hatten offenere Augen

für das, was außer ihrem Cabinet, der Kammer, den regierenden Kreisen vorging; sie gaben ihren persönlichen Leidenschaften weniger nach, beharrten mit weniger Rechthaberei auf ihren Ansichten. Als der Premierminister de Decker bei jenem 1857er Conflict zu zweifeln begann, ob das von ihm selbst vorgeschlagene, von König und Parlament gutgeheißene „Klostergesetz" die öffentliche Meinung für sich habe, zog er sich zurück, weil er „nicht mehr sicher war, daß die Kammermehrheit der Landesmehrheit entspreche und es eine der gefährlichsten Lagen sei, in die man ein constitutionelles Land bringen könne, wenn man es mit einer Mehrheit regiere, welche auch nur angeklagt werden könnte, die Gefühle und Wünsche der Nation nicht mehr getreu zu vertreten." Zu solcher Feinhörigkeit, verbunden mit solcher Selbstverleugnung aber gesellte sich noch die hohe Tugend der Mäßigung, welche ihr König einst seinen Mitarbeitern in schwerer Stunde so warm an's Herz gelegt und in welcher die Minister Leopold's II. denen Leopold's I. in Nichts nachstehen. Als Frère-Orban im Jahre 1868 sah, daß der Augenblick noch nicht gekommen sei, das Schulgesetz von 1842 in einem freisinnigen Geiste zu revidiren, stand er freiwillig von dem Unternehmen ab, weil er das Gefühl hatte, daß eine regierende Partei nie ohne Noth bis zum Aeußersten ihres Programmes gehen darf und er den Muth besaß, den populären Vorwurf der Inconsequenz über sich ergehen zu lassen. Dank solchen Tugenden ward es denn auch den belgischen Staatsmännern möglich, unter dem Beistand ihrer Könige, zu erreichen, was alle jene glänzenden Geister des Julikönigthums nicht zu erreichen vermochten: die Gründung der Freiheit und die Aufrechthaltung des inneren wie des äußeren Friedens.

Freilich hatten die belgischen Minister auch nicht den Versuchungen zu widerstehen, denen die französischen und italienischen so oft unterlagen und unterliegen: sie hatten kein gewaltiges und gefügiges, nur von ihrem Wink abhängiges Beamtenheer zu ihrer Verfügung; und damit kommen wir auf die zweite und hauptsächlichste Ursache, auf welche das Gelingen des constitutionellen Experimentes in Belgien zurückgeführt werden muß. Belgien ist, mit Ausnahme der fünfzehn Jahre des französischen Consulats und Kaiserreichs, nie bureaukratisch regiert worden. Selbst die spanischen und österreichischen Herrscher, ungleich den absoluten Fürsten Deutschlands, hatten die Freiheiten der Provinzialstände und der Städte geachtet. Als Joseph II. darin im Sinne des aufgeklärten Despotismus aufräumen wollte, vereitelte die Brabanter Revolution seine Bemühungen. Wol unificirte die französische Republik, aber noch nicht im Sinne bureaukratischer Verwaltung; und kaum war der vom ersten Consul eingeführten Präfectenwirthschaft 1814 ein Ende gemacht, so wuchs auch die Selbstverwaltung wieder munter empor, eben weil sie in dem großentheils germanischen Lande tiefe Wurzeln hatte; und die Gründer des neuen Staates waren klug genug, diese Wurzeln nicht abzuschneiden, obschon sie dieselben nicht so ganz unberührt ließen, als es die Holländer gethan. Es ist hier nicht der Platz, auf eine Erörterung der Frage einzugehen, ob die Gesetzgeber von 1836 wohl daran gethan, das flache Land den Städten zu assimiliren; ob eine solche Assimilation nicht die Selbst-

verwaltung selber beeinträchtigen muß, da die Centralregierung sich dadurch veranlaßt sieht, Vieles an sich zu ziehen, was sie den Städten gerne überlassen hätte, den Dörfern aber nicht überlassen kann; ob es möglich gewesen wäre, bei der demokratischen Strömung unseres Jahrhunderts, die aristokratische Dorfverwaltung nach englischem Schnitt beizubehalten, welche auch die in den belgischen Provinzen heimische war: genug das bezahlte, vom jeweiligen Minister abhängige Beamtenthum ist auch jetzt in Belgien weder so zahlreich, noch so mächtig, als in den festländischen Großstaaten, und die Verwaltung ist beinahe ganz in den Händen gewählter Obrigkeiten. Auch die durchaus reine Justiz ist so unabhängig als die Verwaltung; selbst die Staatsanwaltschaft ist freier von politischen Einflüssen als sonstwo, weil sie zur Beförderung in den höheren Richterstand der Stimmen dieses auf seine Unabhängigkeit sehr eifersüchtigen Standes bedarf und nicht von der Regierung befördert werden kann. Nun ist aber das große und einflußreiche Beamtenheer bis jetzt überall auf dem Continent das vornehmste Hinderniß einer gedeihlichen Entwickelung des parlamentarischen Regimes gewesen. Wo der centralen Selbstregierung keine örtliche Selbstverwaltung entspricht, entbehrt ja die erstere jeder Grundlage; und ein Parlamentsministerium, das tausende von Stellen zu vergeben hat, den Oertlichkeiten tausende von kleinen Vergünstigungen zuwenden kann, müßte mehr als menschliche Tugend üben, wollte es sich dieser Mittel nicht bedienen, um auf die Wahl der Volksvertretung einzuwirken; wollte es, mit weniger schönen Worten, diese Vertretung nicht fälschen. Ein französischer Minister, der jeden Flurschützen des Landes ernennt oder doch bestätigt, der über den Tabaksladen und das Postbureau jedes Dorfes verfügt, dessen Präfecten und Unterpräfecten, Staatsanwälte und Polizeicommissäre getreue Wahlagenten in seinem eigenen Interesse sind, der es in der Hand hat, sich alle Abgeordneten durch Verleihung von Stellen und Stellchen an Verwandte oder Freunde zu verpflichten — der Concessionen und Lieferungen nicht zu gedenken — der einem Ort eine Eisenbahnstation, eine Chaussee, einen Canal, Schulen, Garnisonen u. s. w. zuwenden oder versagen kann, steht dem Parlament wie dem Wahlkörper des Landes ganz anders gegenüber, als ein belgischer oder englischer Minister, der Provinzen, Städte und Landgemeinden vor sich hat, welche von ihm Nichts zu fürchten und wenig zu erwarten haben. Es handelt sich hier ja nicht darum, zu wissen, was besser ist, eine Staatsverwaltung durch Fachbeamte oder eine örtliche Selbstverwaltung: Schreiber dieses neigt sogar zum Glauben hin, daß das allgemeine Interesse, als welches im Grunde der oberste Staatszweck ist, durch die erstere besser gewahrt ist: es fragt sich hier, mit welchem von beiden Verwaltungssystemen die parlamentarische Regierungsform am Besten fungirt: kein Zweifel, die Selbstverwaltung, sei's durch gewählte, sei's durch von den örtlichen Verhältnissen bezeichnete Verwalter, hat die unausbleibliche Folge, den gesammten Staat in die Hände einer Gesellschaftsclasse zu liefern — im früheren England in die der Gentry, im heutigen Italien in die des Kleinbürgerthums — und die Ausbeutung der unteren Classen durch diese bevorzugten Stände kann nicht ausbleiben: dabei aber blüht das parlamentarische Regime doch ganz munter weiter, ja es gedeiht nie und nirgends so üppig, als wo es

auf dieser Herrschaft einer Classe über alle anderen beruht. Allein die Gegenwart zweier entschiedener Parteien mäßigt diesen Uebelstand in Belgien wie in England und läßt es nicht zu den ungeheuerlichen Mißbräuchen kommen, denen wir in Italien beiwohnen. Wie es in der That, um mich der Worte Gneist's zu bedienen, gar keinen Einfluß auf die innere Verwaltung Englands hat, ob ein Whig- oder ein Toryministerium am Ruder ist, so haben die eigenthümlichen Parteiverhältnisse Belgiens ein ähnliches Correctiv der Classenherrschaft in ihrem Gefolge gehabt. Da das flache Land meist anders wählt als die Städte, so kommt es oft vor, daß die Kammermehrheit einer anderen Partei angehört, als die Stadt- oder Landverwaltung, wodurch eine Controle der Centralregierung durch die Localregierung und umgekehrt stattfindet, welche in Italien leider ganz fehlt, da beide immer in denselben Händen sind. Und damit sind die Dienste, welche das Parteisystem der parlamentarischen Regierungsform leistet, noch keineswegs erschöpft.

In der That scheint das Bestehen zweier fester Parteien zum regelmäßigen Spiele der parlamentarischen Monarchie ganz unentbehrlich. Jedenfalls haben alle anderen Staaten des Festlandes an diesem Mangel einer bestimmten Zweitheilung ein unüberwindliches Hinderniß gefunden. Selbst Holland, das sonst alle Bedingungen eines parlamentarischen Staates in noch höherem Grade als Belgien vereinigt, ist dadurch vielfach behindert worden: das System des auf- und absteigenden Eimers hat dort nicht so klar durchgeführt werden können als bei den südlichen Nachbarn. Auch hier begann es eigentlich erst nach 1845, als das letzte gemischte Cabinet einem Parteiministerium Platz machen mußte. Doch hatten sich die Verbündeten von 1830 — Liberale und Katholiken — schon 1833 und noch entschiedener 1839 in zwei bestimmte Parteien getrennt. Dazu wollte das Glück, daß sich beide Parteien fast die Wage hielten. Es mag für den Inhalt des nationalen Lebens eben keine Wohlthat sein, daß Stadt und Land, Bildung und Glaube einander so schroff gegenüberstehen, als es in Belgien der Fall ist: für die Staatsform war es ein äußerst günstiger Umstand, daß die Nation und ihre Vertretung sich in zwei Hälften theilte, welche sich in der Herrschaft ablösen konnten, deren jede einen vollständigen, regierungsfertigen Generalstab hatte, deren Eine die Andere, stets zur Nachfolge bereit, überwachte und so der Krone erlaubte, sich in gewöhnlichen Zeitläuften von jedem Eingreifen in die Regierung ferne zu halten. Dadurch vornehmlich wurden und werden jene Coalitionen vermieden, welche in Frankreich und Deutschland, in Italien und Spanien, ja selbst in Holland und England, die parlamentarische Maschine zuweilen in's Stocken bringen, oder doch ihren Gang unsicher und verwirrt machen. Nie hat man eine Verbindung zwischen irischen Homerulers und englischen Tories zu befürchten, wie wir sie heute in England sehen, zwischen Katholiken, Centrum und Conservativen wie in Deutschland, zwischen Bonapartisten und Radicalen wie in Frankreich, zwischen Opposition und Dissidenten der Mehrheit wie in Italien. Beide Parteien waren in Belgien, immer compact wie zu den guten Zeiten der Whigs und Tories. Sogar der Abfall oder gar das Ueberlaufen Einzelner ist fast unerhört, geschweige denn der Abfall und das Ueberlaufen

ganzer Fractionen. Das Fractionenwesen war aber nächst dem ministeriellen Beamtenthum die Hauptklippe, an welcher die parlamentarische Monarchie in Frankreich gescheitert, in Deutschland hängen geblieben ist, während in Italien der Staat überhaupt, der doch in Frankreich und Deutschland fast unbeschädigt von diesem Mißerfolge der Parlamentsregierung geblieben ist, daran festsitzt und an allen Ecken leck geworden ist.

Auch der im Uebrigen so verhängnißvolle Umstand, daß die katholische Kirche bei der Gründung des Staates mit zu Gevatter stand, war dem Gelingen des Unternehmens günstig. Denn, während überall sonst auf dem Festlande die katholische Geistlichkeit dem parlamentarischen System hindernd in den Weg trat, dasselbe und die damit zusammenhängenden Freiheiten als Negation des katholischen Ideals, wie es im Syllabus ausgesprochen ist, bekämpften, wollte es die Constellation von 1830, daß der belgische Katholicismus durch ein augenblickliches Interesse wie durch eine augenblickliche Stimmung zum Bündniß mit dem Liberalismus getrieben wurde. Galt es doch, sich des protestantischen Drängers zu entledigen und die Unterrichtsfreiheit zu erobern: Gregor XVI. hatte aber noch nicht jenes katholische Ideal formulirt, noch nicht durch seine Encyclica von 1832 den Eimer abkühlenden Wassers über den Enthusiasmus der liberalen Katholiken gegossen. Und selbst nachdem dies geschehen, trat die belgische Geistlichkeit dem Parlamentarismus nicht feindlich gegenüber. Sie wühlte unter der Hand; aber sie ließ sich in der Kammer und in dem Ministerium durch jene liberalen Katholiken der Montalembert'schen Schule vertreten, welche die Ehre des belgischen Parlaments gewesen sind und sich derselben Mäßigung gegenüber den ultramontanen Exaltados befleißigten, welche die liberalen Staatsmänner gegenüber der radicalen Fraction an den Tag legten. Noch waren ja alle jene „modernen Freiheiten" dem Clerus bequem und seiner Sache förderlich: gründete er doch auf Grund der Vereinsfreiheit seine Klöster und frommen Brüderschaften, auf Grund der Unterrichtsfreiheit seine Schulen, auf Grund der Preßfreiheit seine journalistische Propaganda. Auch durfte er ja von den katholischen Wählern mehr hoffen als vom protestantischen Könige, selbst wenn dieser gewillt gewesen wäre, wozu er durchaus keine Neigung bezeigte, mit dem Parlamentarismus aufzuräumen. Ja, als nach Sicherung der äußeren Existenz des kleinen Staates durch den endgiltigen Friedensschluß von 1839 der natürliche Gegensatz zum Liberalismus sich ungestraft geltend machen konnte und geltend machte, leistete der clericale Einfluß, wie wir gesehen haben, dem parlamentarischen Regime Belgiens noch den letzten Dienst, daß er ihm zur Herstellung zweier bestimmter Parteien verhalf.

Wie durchaus sich diese Regierungsform in Belgien eingebürgert hat, beweist nicht nur die allgemeine Theilnahme an den Wahlen — im Jahre 1851 zählte man noch 30 Stimmenthaltungen auf hundert eingeschriebene Wähler, heute nur noch 10, d. h. die Kranken, Greise und Abwesenden abgerechnet, Alle —; auch der Gebrauch der Oeffentlichkeit, welcher mit diesem Regime unzertrennlich verbunden ist, und die Toleranz, ohne welche es nicht denkbar ist, haben große Fortschritte im politischen, wenn nicht im socialen Leben der Nation gemacht.

Wol brachte das belgische Volk nicht allein die Ueberlieferung der Selbstverwaltung, sondern auch die der Freiheit mit. Das mag verwunderlich klingen, wenn man bedenkt, welch' ein Regime dem von 1815 dritthalb Jahrhundert hindurch voraufgegangen war. Allein man muß nicht vergessen, daß in Flandern die Gewohnheit der Versammlungen und Vereine wenigstens nie ausgestorben war. Es ist dies ein Vorzug der germanischen Nationen, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann und der den romanischen Ländern ganz abgeht. Selbst in Italien — dem in einem Sinne freisten Lande der Welt — existirt das Vereins- und Versammlungsrecht thatsächlich nicht: denn Niemand macht Gebrauch davon; in Frankreich aber artet jede Volksversammlung sofort in Aufruhr, jeder Verein in einen Club aus. Selbst in unserem, so lange nach dem bureaukratischen Muster Frankreichs regierten Vaterlande, hat sich das Associationswesen in höchster Blüthe erhalten, und Niemand fürchtet mehr ein Schützen-, Turner- oder Sängerfest, das in Frankreich jede Regierung am Schlafen verhindern würde. Wie aber die wallonischen Provinzen durch ihr jahrhundertlanges Zusammenleben mit den flandrischen solche Gewohnheit der freien Bewegung und Verbindung, wenn auch in geringerem Grade, angenommen, so verloren die unter Ludwig XIV. von Frankreich eroberten flandrischen Länder in zwei Jahrhunderten völlig jene Gewohnheit, und nicht nur die französisch redenden Theile wie das Artois und das Cambresis, auch die noch immer flämisch redenden Bezirke nördlich von Lille haben längst jene Tradition vergessen, welche in Belgien nach kurzer Unterbrechung seit 1814 wieder so lebendig geworden ist. Nichts aber ist eine bessere Schule der Freiheit und Duldung als solche öffentliche Vereinigungen und Genossenschaften, wie sie zum täglichen Leben der Belgier gehören. Der ihnen angeborene Respect vor dieser Freiheit schützt sogar die Klöster und Processionen, und selbst der Clerus wagt nicht gegen die Volksversammlungen und Volksvereine, sei ihr Zweck nun das Vergnügen oder das Interesse, zu agitiren. Man sollte glauben, die Wahlversammlungen des neuen Königreichs seien nur die Fortsetzung jener alten Volksfeste, die politischen Gesellschaften nur ein Anknüpfen an die alten Verbände. Setzt's auch manchmal blutige Köpfe, der Staat wird nie durch diese Schlachten erschüttert. Indirect aber waren diese germanischen Associationsgewohnheiten auch eine Schule für die Preßfreiheit — und ein Gegengift. Denn die Presse wird immer das Privileg der Städter und zwar gewisser Städter sein; an den Versammlungen kann Jeder Theil nehmen, auch wer nicht zu lesen vermag; und man lernt darin nicht nur sich nicht von dem ersten besten leidenschaftlichen Redner oder der, bei den Ungewohnten so leicht ausbrechenden, Collectivleidenschaft fortreißen zu lassen, sondern auch die Meinungen Andersdenkender zu schonen, wo die Preßfreiheit, bei der die Personen nicht leiblich aneinanderstoßen, sich nicht miteinander zu vertragen brauchen, fast immer zur Intoleranz für die Ansichten Anderer führt. Die unglaublich entwickelte Tagespresse — sie beziffert sich auf 400 Blätter, deren manche 50,000 Abnehmer haben — ist in Belgien wenn nicht besser geschrieben als die Presse überhaupt auf dem Festland ist, so doch zweckentsprechender: sie ist zwar auch des ekeln Gezänkes voll, das leider nur die englische Presse hinter sich gelassen

hat; aber sie erfüllt doch ihre Pflicht die Regierung zu controliren auf's Wachsamste; und die durchgehende Achtung vor dem Gesetz macht sich auch in ihr geltend: nie greift sie die bestehende Staatsform an; und sie wird eben anders gelesen als z. B. in Frankreich: denn die Toleranz für Andersgesinnte — ich meine die thatsächliche, nicht die innere — ohne welche keine Freiheit möglich ist, wird nirgends so geübt, wie in Belgien. Eine solche Gewohnheit der Freiheit aber erleichtert das Spiel des constitutionellen Regimes außerordentlich; die Unfähigkeit, solche Freiheit zu gebrauchen, erschwert dasselbe unendlich und man braucht nur über die Grenze zu gehen um tausend Beweise dafür zu haben.

Zu allen diesen Umständen, welche der Entwickelung und dem glatten, regelmäßigen Arbeiten der parlamentarischen Monarchie in Belgien zu Gute gekommen sind, gesellte sich endlich ein letzter, keineswegs zu unterschätzender Vortheil: die Neutralität des Landes, welche es von der äußeren Politik ausschloß. In keinem anderen Punkte ist die Durchführung des Parlamentarismus so schwierig, als in dem der auswärtigen Angelegenheiten. Belgien selbst hatte es zu fühlen von 1830—1839. Auswärtige Angelegenheiten eignen sich eben nicht zur öffentlichen Debatte, wo die aufregende Atmosphäre, die persönliche Eitelkeit, das Popularitätsbedürfniß, vor Allem aber die Theilung, d. i. die Vernichtung, der Verantwortlichkeit, eine sachliches Erwägen der Vortheile und Nachtheile, eine ruhige Betrachtung und Schätzung der wirklichen Verhältnisse nicht zulassen, oder doch das Gegentheil von alledem begünstigen. Wie oft mußten nicht 1830, 1831, 1832 und 1839 die belgischen Diplomaten wieder zurechtrücken, was die parlamentarischen Eiferer verschoben, Diesen die Wirklichkeit zu Gemüthe führen, wie sie sich von London, Paris und Wien aus, d. h. ganz anders als im Parlamentsgebäude zu Brüssel zeigte. Auch Cavour gelang es thatsächlich, die äußere Politik der Volksvertretung vorzuenthalten, aber nur indem er, wie es seine Pflicht war, das parlamentarische Regime fälschte, der Krone allein die Initiative in der äußeren Politik wahrte, der Volksvertretung, d. h. der Vertretung des Augenblicks, nur die nachträgliche gezwungene Bestätigung der vollendeten Thatsachen überließ. Belgien, wie die Schweiz, braucht keine auswärtige Politik zu haben; und selbst wenn es nicht für neutral erklärt worden wäre, seine Ohnmacht ist seine Stärke. Sie war es schon zu der Zeit, wo die Volksleidenschaft zur Wiederaufnahme des Kampfes gegen Holland trieb und Europa das unartige Kind bedeutete, daraus könne Nichts werden, es habe sich hübsch zu fügen. Das hätte Europa mit einem Großstaat eben nicht thun können. Man erinnere sich nur, wie das ewige Hetzen der französischen Opposition zum Kriege gegen Europa, insbesondere gegen den Erbfeind England, zur Rache für Waterloo, zur Eroberung der Rheingrenze, die Regierung Louis Philipp's erschwerte, den König, und mit ihm die Regierungsform, unpopulär machte, den Bonapartismus in der französischen Nation nährte und großzog. Vor solchen Verirrungen der Leidenschaft, vor der Gefahr, ihnen nachzugeben, bewahrte die Neutralität Belgiens die belgischen Staatsmänner, und indem sie dieselben davor bewahrte, trug sie soviel beinahe, wie alle jene anderen Umstände, zur Befestigung

der parlamentarischen Regierungsform bei, die ich als den obersten Erfolg des belgischen Staatslebens in den verflossenen fünfzig Jahren bezeichnet habe.

Die glückliche Durchführung der Neutralität selbst aber macht einen anderen Erfolg des jungen Königreiches aus, den internationalen Erfolg, wenn ich so sagen darf, welcher dem der Staatsform in Nichts nachsteht. In der That haben die schwierigen äußeren Umstände, die Belgien bei seiner Entstehung zu bedrohen schienen, dem kleinen Staat nur zum Heil gereicht, während die vortheilhaften inneren Umstände, die es zu begünstigen schienen, sich, wie wir im Laufe dieser Betrachtungen sehen werden, als die bedenklichste Lebensgefahr für die belgische Nation erwiesen haben.

Europa war 1814 nur auf das Eine bedacht gewesen, wie es Frankreich, ohne seine historische Stellung zu schmälern, in den Schranken halten könne. Das Vorschieben Preußens an den Rhein und die Vereinigung Belgiens mit Holland gehörten, wie die Annexion Liguriens an Piemont, zu jenen Mitteln, durch welche man die Eroberungsgelüste Frankreichs im Zaum zu halten hoffte. Im folgenden Jahre (1815) ward „die Vormauer Deutschlands", wie man die vereinigten Niederlande zu benennen liebte, in Folge des erneuten Zusammenstoßens auf der belgischen Wahlstatt, noch um die sogenannte kleine Grenze vergrößert, d. h. um das Herzogthum Bouillon und einige unbedeutende Festungen, was Frankreich auf den Besitzstand von 1791 zurückbrachte. Die Befürchtungen aber, welche diese Staatsschöpfungen und Grenzregulirungen eingegeben hatten, waren im J. 1830 noch keineswegs verschwunden und das ewige Kriegsgeschrei der Pariser Opposition nach der Julirevolution war nicht dazu angethan, sie zu zerstreuen. Kein Wunder, wenn ganz Europa, außer Frankreich, die Vernichtung des Werkes von 1814 mit größter Besorgniß ansah und sich feindlich gegen dieselbe verhielt. Gibt doch selbst einer der gefeiertsten Schriftsteller des heutigen Belgien zu, daß „der belgische Clerus ein Verbrechen gegen die Sicherheit Europas begangen, als er die Revolution von 1830 anstiftete", während ein Anderer bekennt, „die muthigen Kämpfer von 1830 hätten ein europäisches Interesse ersten Ranges angegriffen". Es war das hohe Verdienst Lord Palmerston's, daß er nicht auf die gewaltsame Aufrechterhaltung des doch vorzugsweise englischen Werkes von 1814 bestand, sondern sich mit Frankreich selber zu Gunsten einer neuen Schöpfung verband, und dasselbe so entwaffnete. Kein Zweifel, hätte England zu Holland und den Nordostmächten gestanden, Belgien würde sich in die Arme Frankreichs geworfen haben und Louis Philipp wäre von seiner Nation gezwungen worden, sich des Schützlings anzunehmen: der europäische Krieg wäre unvermeidlich gewesen. Wie aber sollte das Ziel der englisch-europäischen Politik von 1814 unter den veränderten Umständen gewahrt, wie dem deutschen Bund die Möglichkeit gesichert werden, im Falle eines französischen Angriffs, der, Dank den Ereignissen von 1791—1815, fortwährend vor den Augen der Staatsmänner jener Zeit stand, seine Streitkräfte zu sammeln? Denn „Belgien muß seinen Theil an den europäischen Pflichten der Niederlande erfüllen", hieß es in London. „Es hat nicht das Recht, das europäische Staatensystem zu ändern." „Es gilt also, Belgien eine Existenz zu sichern, die zugleich seine eigene Wohlfahrt und die Sicherheit der anderen Staaten verbürge." So kam man auf den Gedanken

der Neutralität. Das Land, das so oft der Schauplatz der Kämpfe Europas gegen Frankreich gewesen, sollte fortan das Kissen bilden, welches sich zwischen Frankreich und Mitteleuropa — ein Deutschland existirte ja damals noch nicht — zu legen bestimmt war. Das war nun leichter gesagt, als gethan. Das ganze Princip der Neutralität war in dieser Form ein neues. Man hatte thatsächliche Neutralitäten gehabt, aber noch keine constitutive. Europa hatte im Jahre 1815 der Schweiz ihre Neutralität verbürgt. Hier aber handelte es sich um's Gegentheil: Belgien sollte sich Europa gegenüber zur Neutralität verpflichten. Die ganze Jurisprudenz einer solchen Neutralität war noch festzustellen; vor Allem, sie mußte sich als praktisch durchführbar erweisen.

Zuvörderst wer traute den Belgiern? Wie Viele meinten nicht, die französischen Sympathien des Volkes, das noch im Februar 1831 einem Sohne des Königs der Franzosen den Thron angeboten, seien nicht erloschen. Während in Frankreich selber die Staatsmänner, Louis Philipp vor Allem, sehr wohl wußten, daß im Grunde der eigene Schwiegersohn, der deutsche Kleinfürst, der ehemalige russische Feldmarschall, mit dem Herzen — und auch mit dem Interesse — auf der Seite Europas stand, wie sich's zur Zeit des Krimkrieges, und mehr noch des italienischen Krieges gar wohl zeigen sollte, mißtrauten die absoluten Höfe nicht wenig dem „liberalen" Fürsten, dem „Schützling Lord Feuerbrands", der sich nicht einmal entblödete, polnische Flüchtlinge an die Spitze seines Heeres zu berufen. Und dann, selbst wenn die Belgier und ihr König sich das Vertrauen Europas erwarben, wer verbürgte, daß sie die Neutralität, zu der sie sich verpflichteten, auch zu wahren im Stande sein würden? Kein Wunder, wenn England und Preußen schon 1835 in Brüssel, wo man sich mit Befestigungsplänen gegen Holland trug, bedeuten ließen, daß auch andere als die Nordgrenzen ausgesetzt seien; und bereits 1840 warnte Thiers den König der Belgier, daß, wenn er sich nicht in Stand setze, die Neutralität seines Landes wirksam zu vertheidigen, Frankreich sich gezwungen sehen würde, schon bei Ausbruch der Feindseligkeiten Belgien zu besetzen. Und wie war's mit der revolutionären Propaganda, welche die Neutralität compromittiren konnte, indem sie dieselbe mißbrauchte? Konnte sie den Nachbarn von rechts oder links nicht als Vorwand dienen, sich in die inneren Angelegenheiten Belgiens zu mischen, d. h. seine Neutralität zu verletzen? Wie stand es mit der Handelsgesetzgebung des neuen Staates? War keine Gefahr vorhanden, daß er durch eine commercielle Einigung auf die abschüssige Bahn einer politischen Einigung mit dem großen Nachbar gelange?

Kein Lob ist groß genug für die Leiter des belgischen Staates, ihre Umsicht, ihre Gewandtheit, ihre Fertigkeit. Und ihre Vertreter an den großen Höfen waren ihrer Regierung würdig. Keine diplomatische Schule alter Großstaaten hat in den dreißiger Jahren Unterhändler gehabt, die den jugendlichen, aus dem Stegreif in die Laufbahn getretenen Belgiern, S. van de Weyer, Rothomb, Goblet, überlegen gewesen wären. Die Neutralität ward von Anfang an nicht nur dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach gewahrt. König und Minister aber waren immer einig, wo es sich um diese Lebensfrage handelte. Schon 1837 hatte Frankreich angeklopft, zum Abschluß eines Zollvereins gedrängt. Belgien fand, daß ein solches Band der Vorbereitung zur Annexion

allzuähnlich sähe und lehnte die wiederholte Zumuthung entschieden ab. Es blieb bei einem Handelsvertrag (1842), der keinerlei politische Deutung zuließ. Als aber dann preußischer Seits der Eintritt in den deutschen Zollverein angeregt wurde, stützte es sich auf das Antecedens, um eben so entschieden Nein zu sagen. Noch ein Mal (1868) suchte dann Frankreich das Zollvereinsproject aufzunehmen (Mission Laguéronnière); aber es war bei dem zweiten König der Belgier und dem liberalen Ministerium nicht glücklicher, als bei dem ersten Fürsten und den conservativen Staatsmännern. Als der Kaiser der Franzosen sich im folgenden Jahre (1869) eines Theiles der belgischen Eisenbahnen zu bemächtigen suchte, einen Vertrag mit den betreffenden Gesellschaften abschloß, sich so eine strategische Bahn durch Belgien gesichert zu haben glaubte, durch die Transporttarife den belgischen Markt in französischem Interesse regeln zu können verhoffte, machte ihm das Brüsseler Cabinet sofort einen Strich durch die Rechnung. Das Gesetz vom 23. Februar gab der Regierung das Recht, den Vertrag der Eisenbahngesellschaften mit Frankreich zu annulliren. Das Cabinet der Tuilerien erhob Einspruch gegen diese unfreundschaftliche Haltung und bestand auf der Ausführung der Verträge[1]). Die belgische Regierung aber blieb fest. Wochenlang mußte man einen folgenschweren Bruch befürchten. Da ging der leitende Minister selber nach Paris, und er wußte den Kaiser zum Rücktritt zu bestimmen. Das Protokoll vom 27. April beseitigte den Vertrag und setzte eine internationale Vereinbarung zur Einrichtung directer Verbindungen zwischen Rotterdam und der Schweiz an die Stelle.

Nicht minder heikel war die Frage des Gastrechtes. Belgien hatte polnische Officiere in sein Heer aufgenommen, so lange Rußland seine Existenz noch nicht anerkannt hatte. Es entließ sie, als eine regelmäßige diplomatische Verbindung eingerichtet war. Auch als Frankreich Vorstellungen über den Mißbrauch des Asylrechtes machte, vergab Belgien seiner Würde und den Pflichten der Gastfreundschaft so wenig als seinen Obliegenheiten gegen den Nachbar. Man verwies die unruhigsten und compromittirendsten Flüchtlinge einfach des Landes, wie es die Gesetze erlaubten; als aber die gehäuften Attentate gegen den Kaiser der Franzosen, welche meist im Auslande geplant wurden, 1858 heftige Reclamationen in Brüssel zur Folge hatten, wurden die Angeschuldigten nicht ausgeliefert. Der Justizminister, damals Nothomb, brachte jedoch einen Gesetzentwurf ein, welcher das Auslieferungsgesetz von 1833 dahin interpretirte, daß der Mordanfall auf einen auswärtigen Fürsten jedem anderen Mordanfalle gleichgeachtet werden solle. Kammer und Senat nahmen den Vorschlag mit großer Stimmenmehrheit an. Das Gesetz Faider hatte schon vorher die Preßbeleidigungen gegen auswärtige Herrscher, wenn nicht denen gegen den König der Belgier assimilirt, so doch als strafwürdig erkannt. Als jedoch bald darauf Frankreich einen Schritt weiter gehen zu können meinte, und der Vorsitzende des Pariser Congresses,

[1]) Der Vertrag war freilich Anfangs nur zwischen der französischen Ostbahngesellschaft und denen des Grand Luxembourg und des Lüttich-Limburg abgeschlossen, aber unter der Garantie und Controle der französischen Regierung, welche auch nach Erlaß des Gesetzes vom 23. Februar selber als Contrahent an die Stelle der Ostbahngesellschaft trat.

Graf Walewski, über die heftigen Angriffe der belgischen Presse klagte, welche die freundschaftlichen Beziehungen Frankreichs und Belgiens gefährdeten, als Lord Clarendon selber zur Vertheidigung Belgiens Nichts zu sagen wußte, als daß diese Presse von französischen Flüchtlingen, nicht von Belgiern, redigirt würde, da antwortete der belgische Minister des Aeußern, Vicomte Vilain-Quatorze, auf die Interpellation der liberalen Opposition mit den stolzen Worten: „Herr Ort fragt mich, ob das Cabinet in dem Falle, wo eine auswärtige Regierung das Verlangen einer Verfassungsänderung an uns stellen sollte, geneigt wäre, der Kammer eine solche Aenderung vorzuschlagen: Nie!" Und man ließ sich's in Paris gesagt sein. Die belgische Presse blieb frei.

Auch die europäischen Verwickelungen blieben nicht aus, welche die Neutralität Belgiens auf harte Proben stellen sollten; und seine Regierung hatte bald genug die Gelegenheit, zu zeigen, daß das neue Königreich wirklich ein Element des Friedens, nicht des Unfriedens in Europa war. Kaum war es endgiltig in die europäische Staatengesellschaft aufgenommen, als auch schon, im drohenden Conflicte von 1840, Belgien laut seine Absicht erklärte, strenge neutral zu bleiben, zugleich aber die Gelüste der Nordostmächte, seine Vertheidigungsmaßregeln zu controliren, auf's Entschiedenste zurückwies, während König Leopold selber die Vermittlerrolle übernahm und auf's Wirksamste durchführte, ohne irgend eine Vorliebe für die eine oder die andere Seite zu verrathen. Acht Jahre später war die Haltung Belgiens geradezu ausschlaggebend für diejenige Lamartine's, den die Clubs zu einem Raubzug gegen Belgien drängten, ja, durch einen auf eigene Faust organisirten Putsch in Belgien zu compromittiren und fortzureißen suchten. Wiederum im Jahre 1855, als Piemont der westmächtlichen Allianz gegen Rußland beitrat, Frankreich, ja, England selber auch Belgien zu einem Anschluß zu überreden suchten, wies es die Zumuthung rund ab; und England wenigstens wußte es ihm später Dank, daß der Schützling weiser und vertragsgetreuer gewesen war als es selber. Belgien blieb aber nicht dabei stehen, in europäischen Verwickelungen seine Neutralität Freund wie Feind gegenüber fest zu wahren, wie es seine Unabhängigkeit und Autonomie den Einmischungsgelüsten begehrlicher oder ungeduldiger Nachbarn gegenüber wahrte. Es wußte so gut wie Wellington und Palmerston, die es ihm wiederholt in Erinnerung brachten, daß abstracte Neutralitätserklärungen nicht viel bedeuteten, so lange keine concreten Kanonen und Bayonette dahinter standen. Leopold variirte nur den Gedanken Thiers': „Ohne gute Vertheidigungsmittel werdet Ihr das Spielzeug Aller sein", als er seinem Minister Rogier die denkwürdigen Worte schrieb: „Ohne Sicherung des nationalen Daseins gibt es kein Staatsleben". Schon beim ersten Bruch des langen Friedens (1853) begann die zeitgemäße Umgestaltung des belgischen Heeres und der belgischen Befestigungen. „Es herrscht in Europa ziemlich allgemein die Vorstellung, sagte König Leopold, es sei ein Leichtes, sich Belgiens in kürzester Frist zu bemächtigen. In dieser Vorstellung liegt eine ungeheure Gefahr für das Land und die erste, heiligste Pflicht aller Derer, denen sein Dasein am Herzen liegt, ist, dieses Vorurtheil zu zerstören." Die Stimme des Königs wurde angehört. Noch im selben Jahre wurde das Heer auf 100,000 Mann (40,000 Mann auf Friedensfuß) gebracht. Damit

war das Land vor einem Handstreich gesichert, dem es so ausgesetzt gewesen. „Denn andere Länder haben Monate sich vorzubereiten, wir nur Tage", meinte Leopold schon 1850. Was wichtiger schien, als diese Sicherung der Grenzen gegen einen etwaigen Ueberfall, war die Thatsache, daß der Angreifende fortan fürchten mußte, durch Verletzung der belgischen Neutralität dem Gegner sofort 100,000 Mann Hilfstruppen zuzuwenden, was allein schon eine Garantie dieser Neutralität ausmachte. Allein König Leopold und sein Kriegsminister wollten mehr: Ihnen war darum zu thun, im Falle des Angriffs durch eine überwältigende Ueberzahl und der daraus entstehenden Nothwendigkeit eines Rückzugs, die Verbindung mit England zu erhalten, so die Wiedereroberung des Vaterlandes zu erleichtern, jedenfalls die feindliche Communicationslinie unausgesetzt zu beunruhigen. Nichts wurde unterlassen, um diesen Zweck zu erreichen. Fünfzehn Jahre lang arbeitete der König für die Befestigung Antwerpens und hatte zähen Widerstand zu überwinden, ehe er an's Ziel gelangte, obschon ihn im Ganzen die Weitsichtigen unterstützten, wie die Patrioten, welche das Landesinteresse über örtliche Bedenken stellten. Es galt nämlich, an Stelle der vielen kleinen Festungen, die, zum Theil von englischem Gelde hergestellt, die über 600 Kilometer lange Südgrenze Belgiens gegen Frankreich vertheidigen sollten, aus dem bedeutendsten Seehafen des Landes einen Platz ersten Ranges zu machen, in den sich König, Regierung und Kammern wie die gesammte belgische Armee im Nothfalle zurückziehen könnten, um englische Landungstruppen abzuwarten: denn auf die Beherrschung der See durch England durfte man ja rechnen. Lange stieß der König auf unüberwindlich scheinende Opposition. Erst 1859, als der bis dahin localisirte italienische Krieg in einen europäischen auszuarten drohte, Preußen mobilisirte, ward man inne, welcher Gefahr man durch den raschen Friedensschluß von Villafranca (11. Juli) entgangen war und am 8. September votirte die belgische Kammer die Concentration der Nationalvertheidigung in Antwerpen und bewilligte die dazu erforderlichen 50 Millionen. Der König stand am Ziele: „So lange ich lebe, werde ich Belgien zum Schilde dienen, hatte er oft gesagt. Aber Belgien muß durch sich selbst bestehen; es muß Etwas anders sein als eine Vereinigung von Provinzen; es muß einen Mittelpunkt des Handelns haben." Den hatte es nun; und Europa, Frankreich fühlten es sehr wohl. Napoleon III. recriminirte natürlich, wollte in der Maßregel einen Act des Mißtrauens sehen; da er aber gerade damals schon die Annexion Savoyens und Nizzas im Schilde führte und das höchste Interesse hatte, England zu beruhigen, so verstummte er bald und König Leopold konnte die Augen schließen, ohne daß der Staat, den er zu gründen geholfen, ernstlich gefährdet worden wäre. Doch blieben die Blicke beider Nationen auf Belgien gerichtet. Es war offenbar Kaiser Napoleon's Hoffnung, Belgien als Preis der zugelassenen Einigung Deutschlands zu erlangen, wie er die Alpengrenze als Preis der Einigung Italiens errungen hatte. Er vergaß, daß der König von Preußen nicht über Belgien verfügen konnte, wie der König von Sardinien über Savoyen und Nizza; und er übersah, daß Frankreich im Jahre 1866 die militärischen Mittel nicht hatte, um sich mit Gewalt in den Besitz Belgiens zu setzen, selbst wenn Preußen versprochen hätte, es gewähren zu lassen. Wohl hetzte die amtliche Presse gegen Belgien; wohl redete sein

Minister des Aeußern, Lavalette, der Unterdrückung der kleinen Staaten zu Gunsten der großen Agglomerationen das Wort, — er sah sich im entscheidenden Augenblick außer Stand, seinen Plan durchzuführen. Allein bereits im folgenden Jahr klopfte er wieder an. Man erinnert sich der Luxemburger Angelegenheit, die Belgien so nahe berührte und in der seine Regierung sich so klug und fest zu benehmen wußte. Als Herr von Beust die Einverleibung Luxemburgs in Belgien gegen die Abtretung der „kleinen Grenze" an Frankreich vorschlug, weigerte sich die belgische Regierung eine Provinz anzunehmen, die es sie einst soviel Selbstüberwindung gekostet hatte, herauszugeben. Sie wußte, daß man nicht ungestraft eine Karte an einem Kartenhause berührt: und ein Kartenhaus war Belgien immer, so lange der Gegensatz zwischen Altfrankreich und Neudeutschland nicht ausgetragen war.

Dieser Austrag aber nahte, unaufhaltsam wie ein lange drohendes Gewitter. Jene Versuche Frankreichs, in Belgien Fuß zu fassen, sei's durch Erwerbung strategischer Eisenbahnen, sei's durch Abschluß eines Zollvereins, waren nur Vorsichtsmaßregeln, sich für den bevorstehenden Zusammenstoß zu stärken. Was seit fünf und fünfzig Jahren befürchtet wurde, trat endlich ein und Belgien sollte zeigen, ob Europa es zu bereuen hätte, daß es im Jahre 1830 die Zerstörung des Werkes von 1814 zugelassen hatte. Belgien ward endlich auf die große Probe gestellt und — bestand sie glänzend. Seine Regierung versicherte sich sofort in Berlin und Paris der Achtung seiner Neutralität. Schon am 15. Juli, im selben Augenblick, wo die deutsche Armee mobilisirt wurde, ward die belgische unter die Waffen gerufen. Am 21. Juli versprach Gladstone laut im Unterhause den Schutz Englands gegen den ersten Angreifer und schon am 9. und 11. August wurden die Verträge mit Frankreich und Deutschland abgeschlossen, durch welche sich England verbindlich machte, gemeinschaftliche Sache gegen diejenige kriegführende Macht zu machen, welche zuerst die Neutralität Belgiens verletzen sollte. Alles ging fortan fast ganz glatt ab. Als sich Ende August die kämpfenden Heere der belgischen Grenze nahten, stand die belgische Armee bereit, das neutrale Gebiet zu vertheidigen. Der Vorschlag eines französischen Officiers, sich über Namur und den Hennegau nach Lille zu schlagen, ward im kaiserlichen Kriegsrath mit den Worten General Wimpffen's beseitigt: „Verletzen wir das belgische Gebiet, so laden wir uns 70,000 Feinde mehr auf den Hals." Die nach Sedan übergetretenen Franzosen wurden sofort entwaffnet, der Durchzug der Verwundeten auf jede Weise gefördert. Wohl trat auf Augenblicke einige Verstimmung ein, als die deutsche Regierung sich veranlaßt sah, wegen des Waffen- und Munitionshandels mit Frankreich Vorstellungen zu machen. Doch hinterließen diese Erörterungen keinerlei Spuren. Deutschland hatte nur Vortheil von der belgischen Neutralität gezogen, und indirect auch Frankreich; denn ein Uebertragen des Krieges auf belgisches Gebiet hätte ihm sicher die Feindschaft Englands zugezogen, während die Sympathien desselben für Frankreich in hohem Maße verstärkt aus dem großen Conflicte hervorgingen. Und so wird's auch in der Folge sein. Die Annexion Belgiens brächte Frankreich allerdings einen großen Machtzuwachs und sie würde ihm erlauben, Metz zu umgehen, seine Angriffe gegen Deutschland auf den verhältnißmäßig unvertheidigten Niederrhein zu richten;

aber sie würde ihm unfehlbar die Gegnerschaft Englands eintragen, während jener Vortheil der Offensive reichlich durch den Vortheil der Defensive aufgewogen ist, dessen es heute genießt: deckt doch die belgische Neutralität ein Stück der französischen Grenze, welches sechsmal so ausgedehnt ist, als das Stück belgisch-deutscher Grenze. Weit offenbarer aber und größer ist das Interesse, welches Deutschland an der Aufrechterhaltung des belgischen Staates und seiner Neutralität hat: ihm ist sie eine Armee und eine Festungskette werth, ganz abgesehen von dem Interesse, das Deutschland daran hat, so lange Frankreichs Feindschaft zu befahren ist, daß sein etwaiger Gegner nicht durch einen Gebietszuwachs von 30 Quadratkilometern ergibigen Landes, sechsthalb Millionen einer wohlhabenden und fleißigen Bevölkerung, einen befestigten Seehafen wie Antwerpen, ein Eisenbahnnetz wie das belgische verstärkt werde. Deutschland selber aber würde ein solcher Gebietszuwachs — wenn je irgend ein Deutscher auf den Gedanken kommen könnte, ihn nur zu wünschen — mehr Sorgen und Gefahren als Vortheile eintragen: eine ausgedehnte, jedem Angriff ausgesetzte Grenze, die Sorge, eine fremde, widerwillige Nationalität mühsam im Zaume zu halten, die unfehlbare Coalition Europas gegen die drohende Entstehung einer deutschen Weltherrschaft. Den größten Vortheil jedoch aus der Existenz Belgiens und seiner Nationalität, zieht Europa, zieht die Civilisation. Dieser Neutralität allein ist es zu danken, wenn der Krieg von 1870 nicht in einen Weltkrieg ausgeartet ist, und sollte, was Gott verhüte, der unselige Kampf wieder entbrennen, so würde sich unzweifelhaft dasselbe wiederholen. Wäre dem ebenso gewesen, wenn das Königreich der Vereinigten Niederlande noch bestanden und gegen oder für Frankreich Partei ergriffen hätte?

Hat nun aber Belgien seine internationale Aufgabe erfüllt, die Befürchtungen Europas Lügen gestraft, daß die Zerstörung des „europäischen Bollwerkes" von 1814 Frankreich die Wege zum Einfall in Deutschland ebnen würde — so hat es auch die Besorgnisse des Handels und der Industrie in beiden Landestheilen selber zu Schanden gemacht, welche von der Vereinigung so viel gehofft und auch schon so viel Vortheil gezogen hatten. Beide Länder schienen ja, wie für einander geschaffen und bestimmt, sich wirthschaftlich zu ergänzen. „Was die materiellen Interessen anlangt, sagt selbst ein belgischer Patriot katholischer Schule, der bekannte Oekonomist und Historiker Thonissen, war die Vereinigung Belgiens und Hollands unter dem Scepter des Hauses Oranien eine der glücklichsten Combinationen. Die Belgier und Holländer, die nach einer zweihundertjährigen Trennung wieder vereinigt wurden, bildeten ein um so bemerkenswertheres Ganze, als jedes Volk der Gemeinschaft die dem Andern mangelnden productiven Kräfte zubrachte. Die Holländer besaßen eine zahlreiche Handelsflotte, hoffnungsvolle Colonien, eine auf allen Meeren gekannte Flagge, jahrhundert alte Handelsbeziehungen und ein ganzes Volk von Seeleuten. Die Belgier hatten fruchtbare Landstriche, einen vorgeschrittenen Ackerbau, eine Menge natürlicher, leicht verwendbarer Triebkräfte, unerschöpflichen Minenreichthum, und dazu eine seltene Befähigung für alle Zweige der Industrie." Kein Wunder, wenn nach der Trennung von 1830 Handel und Industrie mit Besorgniß der Zukunft entgegensahen; und doch hat sich diese Besorgniß als unbegründet erwiesen. Der

wirthschaftliche Aufschwung Belgiens ist seit 1840, d. h. seit der endgiltigen Trennung, ein stetiger und rascher gewesen. Die Bevölkerung hat sich schon um mehr als ein Drittel vermehrt (von $3^3/_4$ Millionen auf $5^1/_2$ Millionen). Der Ackerbau hat seine Producte verdoppelt, die Industrie die ihrigen verdreifacht; der Handel gar hat sich verzehnfacht. Wie sehr sich der Gesammtreichthum der Nation dadurch vermehrt hat, beweisen, außer dem Steuerertrag, der Verkaufswerth des Bodens und die Pachtpreise, welche um mehr als die Hälfte gestiegen, beweisen die enormen Summen, welche in den Sparcassen und anderen so zahlreichen und blühenden Vorsichtsanstalten des Landes niedergelegt sind (115 Millionen), beweisen die Capitalien, welche auf die Industrie verwandt werden — man denke, daß die angewandte Dampfkraft in einem Vierteljahrhundert, von 1850 bis 1875, sich verzehnfacht hat —, beweist endlich der Antheil, den Brüssel an den großen europäischen Anleihen genommen hat. Freilich ist speciell in der Industrie in den letzten Jahren ein bedenklicher Rückschritt eingetreten, namentlich in der Kohlen- und Eisenproduction, sowie in allen metallurgischen Fabrikaten; allein er scheint doch nur in vorübergehenden Ursachen — namentlich der Ueberproduction — seinen Grund zu haben, hier wie in ganz Europa und Nordamerika; und schon ist in Belgien, wie überall, der Beginn eines Umschwunges zum Bessern fühlbar.

Auch dieser wirthschaftliche Erfolg muß, wie der constitutionelle und der internationale, in erster Linie dem Verdienste der belgischen Staatsmänner zugeschrieben werden, die sich sofort nach der Trennung an's Werk machten, deren materielle Folgen abzuwenden, oder doch abzuschwächen. Vor Allem galt es, den überseeischen Handel, der durch den Verlust der Scheldemündungen unwiederbringlich gefährdet schien, zu schützen und womöglich alle Exportproducte auf Antwerpen zu richten. Die Canal- und Flußschifffahrt ward auf jede Weise gefördert; und schon 1832 ward das große Eisenbahnsystem geplant, welches Antwerpen mit der Maas und dem Rhein verbinden und so den Transithandel mit dem Zollverein sichern sollte. Schon 1834 ward dies Eisenbahnnetz, welches die fast ganz verlorene See ersetzen sollte — das Erste in Europa —, in großem Sinne entworfen und von den Kammern votirt, während es in Frankreich noch lange Jahre dauerte, um Aehnliches durchzusetzen; und Belgien hatte den Muth, den Staat selber eintreten zu lassen, einen Muth, um dessen Lohn es heute die Welt beneidet. Denn schon jetzt verwaltet der Staat die größere Hälfte der Eisenbahnen. Und in wenig Jahren wird er Herr des ganzen Netzes sein, des vollständigsten in Europa. Noch drückte der hohe Scheldezoll auf den belgischen Handel. Man ruhte nicht, bis er abgelöst war und stand nicht an, zu diesem Zwecke 35 Millionen zu opfern (1863). Der bereits vorher blühende Handel aber hat seitdem einen immer rascheren Aufschwung genommen. Wichtiger noch war die Zollgesetzgebung. Schon unter der Vereinigung hatte Wilhelm's I. weise Wirthschaftspolitik Antwerpen und Ghent sehr gehoben und beide Städte wußten es ihm Dank; ja Ghent schloß sich nur unwillig der Revolution an. Nach der Lossreißung aber griff der König von Holland, der Leidenschaft mehr gehorchend als der Erkenntniß, zu Repressalien, die das eigene Land schädigten, indem er die Colonien wie das Mutterland ganz von Belgien abschloß. Die belgische In-

dustrie forderte eine Entschädigung und die Metallurgie erlangte auch von der neuen Regierung gewisse Vergünstigungen, deren wohlthätige Wirkungen jedoch selbstverständlich auf sich warten ließen. Der Handel war unabhängiger, verlangte keinerlei Schutz vom Staat, sondern suchte selber Mittel und Wege, den verlornen holländischen Markt zu ersetzen, setzte sich direct mit den überseeischen Handelsplätzen in Verbindung, holte aus Brasilien, was es bislang aus Java bezogen hatte, wandte sich von Surinam und Sumatra nach Valparaiso und den Antillen: bald concurrirte Antwerpen wieder mit Rotterdam, das auf seine Kosten groß geworden, seine Bevölkerung stieg in dreißig Jahren von 73,000 auf 130,000, die Ein- und Ausfuhr von 350,000 Tonnen auf nahezu anderthalb Millionen.

Doch nahm der Aufschwung erst nach 1850 so bedeutende Verhältnisse an. Bis dahin zollten auch die belgischen Regierungen, überzeugt oder von der allgemeinen Strömung fortgerissen, den schutzzöllnerischen Principien, welche gerade damals überall auf dem Festlande triumphirten. Zehn Jahre lang, von 1840 bis 1850, herrschte in Belgien eine Protection, welche einer Prohibition gleichkam. Ackerbau und Industrie litten gleichermaßen darunter und wähnten ihre Leiden zu mildern, indem sie der Regierung immer neue und immer verderblichere Schutzmaßregeln abzwangen. Doch war es die furchtbare Theuerung, welche gerade während jener Jahre Tausende hinwegraffte, die den Protectionismus zu Fall brachte: man mußte, wie in Frankreich, wohl oder übel dem fremden Korn die Häfen öffnen, wenn man nicht noch Furchtbareres sehen wollte. Auch hatte sich die englische Freihandelsbewegung schon nach Belgien verpflanzt und dort einen günstigeren Boden als im nahen Frankreich gefunden. Fast gleichzeitig mit der französischen Freihandelsliga unter d'Harcourt bildete sich eine belgische unter de Brouckere und der erste große Oekonomisten-Congreß in Brüssel eroberte ihr die öffentliche Meinung. Wol hemmte 1848 einen Augenblick die Bewegung; aber sie stand nicht still wie in Frankreich nach Bastiat's Tod. Schon 1851 ward das Princip des Freihandels in das Regierungsprogramm eingeschrieben; und von da ab ward die Bewegung unwiderstehlich: eine Schranke nach der andern fiel und Kammer wie Ministerum wurden von der öffentlichen Meinung fortgerissen; der „Verein für die Zollreform" ward zu einer wahren Gewalt im Staat, und fand an dem schon längst bekehrten Ackerbau eine mächtige Stütze. Als nun gar der englisch-französische Handelsvertrag (1860) auf Reciprocität der Nachbarn hoffen ließ, war der Proceß gewonnen. Schon Jahrs darauf schloß man mit Frankreich einen Vertrag auf denselben Grundlagen ab und ähnliche Verträge mit England, der Schweiz, dem Zollvereine folgten. Der raschere Aufschwung der belgischen Industrie und des belgischen Handels datirt von dieser Epoche. Und auch im Innern sollten die letzten Schranken fallen. Die belgische Regierung war die erste, welche das Octroi der Städte abzuschaffen den Muth hatte (1860) und dadurch nicht allein den Verkehr unendlich erleichterte, sondern auch die ärmere Stadtbevölkerung fühlbar entlastete, und bei der Thronbesteigung Leopold's II. fielen auch die veralteten Schlagbäume der Heerstraßen endlich.

Daß die Folgen dieser weisen und freien Handelspolitik nicht ausgeblieben sind, wissen wir schon: Belgien zählt heute unter die reichsten Länder Europas. Eine andere Frage ist die, ob die verhältnißmäßig gleiche Vertheilung des nationalen Reichthums dem Anwachsen desselben entsprochen hat — womit wir freilich schon an die zweite Reihe unserer Betrachtungen kommen: entspricht der inhaltliche Erfolg Belgiens dem formellen? Woran sich wieder die andere Frage schließt: hat sich der ideale Gehalt des belgischen Nationallebens in gleichem Maße als der materielle entwickelt? Ist es genug für ein Land, eine ingeniöse Staatsmaschine geschickt zu handhaben, den inneren und äußeren Frieden bewahrt zu haben, als Polster zwischen zwei großen Militärstaaten zu dienen, viel Geld zu verdienen, ja sogar einer unumschränkten Freiheit zu genießen? Ist Freiheit denn mehr als eine Negation? Ist sie etwa ein Positives? Oder dient sie nur, die Fesseln zu beseitigen, welche eine Nation an der Hervorbringung eines Positiven behindern können? Und endlich, ist diese Freiheit so absolut, als sie scheint, ist sie thatsächlich dieselbe für Alle? Sind alle jene Fesseln wirklich gefallen? Setzen Preß- und Vereinsfreiheit, Unterrichts- und Handelsfreiheit alle menschlichen und nationalen Kräfte frei? Oder gibt es nicht hohe und höchste, wie demüthigste und bescheidenste Menschenthätigkeiten, die diese „Freiheiten" recht im Gegentheil in Banden legen? In andern Worten: da jede Nation berufen ist, — berufen durch ihre Naturanlagen —, ein Ideal zu verwirklichen, ein ethisches wie ein geistiges, welches erst eigentlich der Inhalt und der höhere Zweck alles Staatslebens ist, so bietet sich hier die Frage: hat die belgische Nation der Natur ihre Schuld abgetragen, hat sie in diesem ersten halben Jahrhundert ihrer Selbständigkeit die ihr gewordene Aufgabe erfüllt, nicht nur einen Staat, sondern eine nationale Individualität aus sich herauszubilden, welche eine Stelle in der Weltgeschichte erleuchte? Hat sie eine der großen Aufgaben der Weltgeschichte gelöst oder ihrer Lösung näher gebracht? Hat sie an Werken oder Thaten, an Gedanken oder Gesinnungen ein Ganzes erzeugt, das bleiben wird und „glänzen die spätsten Geschlechter?"

(Ein zweiter Artikel, über das geistige Leben Belgiens, folgt im nächsten Heft.)

Die Weltliteratur und der moderne Staat.

Von

Julius Rodenberg.

Wer jemals in einer der großen Bibliotheken, sei es das Britisch Museum in London, oder die Bibliothèque nationale in Paris, die königliche Bibliothek in Berlin oder München, gewesen ist, der erinnert sich gewiß eines ersten, starken und schwer zu beschreibenden Eindrucks. War es nicht ein Gefühl der Ehrfurcht oder selbst des Bangens, wenn man sich sagte, daß hier aufgespeichert liegt, was die ungezählten Millionen vor uns gelebt, gethan, gedacht, gelitten und errungen haben — wenn man die stillen Räume betrat, in denen jeder Schritt dumpf widerhallt und eine Luft weht, die den Geruch der Jahrhunderte an sich trägt — wenn man durch die hohen und ruhigen Säle wanderte, deren Wände Bücher sind, und immer neue Säle sich öffneten, ebenso hoch, ebenso ruhig und ebenso voll von Büchern, mit Straßen und Querstraßen von Büchern, mit dunklen Gängen und unabsehbaren Alleen von Büchern, mit Büchern bis unter das Dach, mit Büchern bis in den Keller, mit so viel Büchern, daß der Mensch sich darin zu verlieren scheint?

Die gegenwärtige Zahl der Bücher in der Nationalbibliothek von Paris beträgt ungefähr 900,000 Bände mit einem jährlichen Zuwachs von 12,000 Bänden. Ein geistvoller Amerikaner hat die Zahl der Seiten, welche ein fleißiger Mann in einem Tage lesen kann, sowie die Zahl der Jahre berechnet, während welcher unter günstigen Umständen das menschliche Leben uns zu lesen erlaubt, und gefunden, daß der Mann, die günstigsten Umstände, den größten Fleiß vorausgesetzt, und wenn er jeden Tag vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung sechzig Jahre lang lesen wollte, doch in einem der vordersten Säle sterben würde [1]).

Wir werden also niemals an's Ende kommen!

Sind aber diese ungeheuren, niemals zu bewältigenden Massen beschriebenen oder bedruckten Papiers die Literatur? Hat Cäsar, als er die Brandfackel warf in die Bibliotheken von Alexandrien mit ihren 700,000 Bänden, die Literatur verbrannt? Ist Griechenland untergegangen mit den letzten Philosophen, welche fechtend gegen Rom an der Spitze des Pöbels starben auf den rauchenden Trüm-

[1]) Emerson, Society and Solitude, 161.

mern des Serapeums, und haben die Barbaren ihrerseits die römische Welt vernichtet, als sie Rom zerstörten? Das Schwert und das Feuer und die Barbaren, und, unbarmherziger noch als alle drei, der nagende Zahn der Zeit haben wenig Mitleid mit den Büchern und Denen, die sie schreiben; und wohl uns, daß dem so ist. Denn „der Irrthum gehört den Bibliotheken an, das Wahre dem menschlichen Geiste". (Goethe.)

I.

Von allen künstlerisch wirkenden Mächten ist die Literatur diejenige, deren Einfluß am Weitesten reicht und deren zeitliche Dauer am Wenigsten begrenzt erscheint. Von der Musik der Alten wissen wir so gut wie Nichts, von ihren Bild- und Bauwerken haben sich die größten nur in Bruchstücken erhalten. Aber ihre Literaturen stehen vor uns, frisch wie am ersten Tage, hell wie die Sonne, klar wie der Himmel, unter denen sie geboren worden. Wenig oder Nichts ist in der Literatur von einem kosmopolitischen Zuge. Die Sprache der Musik, die Sprache der Bilder ist die Sprache Aller. Die Literatur ist an die Sprache des Volkes gebunden, welches sie schafft. Je breiter die Welt und je älter die Menschheit wird, um so mehr empfängt die Literatur Eindrücke von Außen. Die Völker des Alterthums empfingen am Wenigsten Eindrücke von Außen. Sie lebten ein ursprüngliches Leben. Feindliche und freundliche Berührungen, Wanderungen und Eroberungszüge haben sie mehr und mehr in Beziehung zu einander gesetzt, und immer in den Schiffen fuhr, mit den Karawanen zog die Literatur, und nicht selten unterjochte durch sie das besiegte Volk seinen Sieger. Der Verkehr und Austausch von materiellen sowol als intellectuellen Gütern, von Waaren und Ideen bezeichnet den ersten Schritt auf dem Wege, dessen letztes uns bekanntes Ziel der Welthandel, die Weltpost und die Weltausstellungen sind; der Anfang war die Stammesabgeschlossenheit, und das Zeugniß einer solchen ist das Buch, mit welchem alle Literatur beginnt — das ehrwürdige Buch, das heilige Buch, das Buch der Bücher: die Bibel.

Streng abgesondert von den Völkern ringsumher lebten die, welche dieses Buch gedichtet, in einem Lande von ernstem Charakter, unter einer brennenden Sonne, an den Abhängen der Kalksteinfelsen und auf den Hochebenen der Gebirge, an einem Flusse, der sich in einem See von bitterem Wasser verliert, und an einem Küstenstreifen, dessen buchtenarme Linie der Schiffahrt keinen Hafen bietet. Ohne Schiffahrt, ohne Handel, ohne Kunst, ohne jeglichen Schmuck war das Leben der Juden — einförmig, eintönig, ganz nach Innen gewandt, ganz hingegeben der einen Aufgabe, die sie verwirklichen sollten, ganz erfüllt von dem einen Gedanken, der einen Idee, der Offenbarung des einen, einzigen, lebendigen und persönlichen Gottes.

Einen reizenden Wechsel von Festland und Insel dagegen zeigte der Wohnsitz der Griechen; über das blaue Meer wehte der Wind und flogen die Segel; ihr Gesichtskreis war weit, ihr Leben bunt, und als sie mit ihren hellen Kinderaugen zuerst in die Welt blickten, da bevölkerte sich der Olymp mit Göttern, die Natur, jeder Baum, jeder Strauch, jeder Fluß mit lieblichen oder grotesken Halbgottheiten und aus dem Umgang der Himmlischen mit den Sterblichen entsprang das Geschlecht der Heroen. Ihre schöpferische Phantasie verwandelte Alles

in ein Bild, und ein schönes Bild; ihre Götter und Göttinnen waren Ideale männlicher Kraft und weiblicher Schönheit. Der Gott der Juden war ein unsichtbares Wesen und eines ihrer vornehmsten Gebote: „Du sollst Dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen". Weit war der Abstand und keine Vermischung gab es mit den besuchenden Engeln. „Als Zeus die schöne Welt vertheilte," da fiel ihr schönstes Stück den Griechen zu; doch der Sänger der Juden sang, vielleicht in einem traurigen Vorgefühl der Zukunft: „ich bin ein Gast auf Erden!"

Hier haben wir die beiden Ideen des Alterthums, welche in ihren Literaturen fortleben und auf uns fortwirken bis zum heutigen Tag: die Gottesidee der Juden und die Schönheitsidee der Griechen, das Ideal des Schönen, welches seiner Natur nach zugleich das sittlich Gute ist, das Gesetz der harmonischen Uebereinstimmung von Form und Inhalt, welches heute noch gilt, wie sie vor dreitausend Jahren es gegeben haben.

Mögen wir nun aber das Alterthum unter dem Gesichtspunkte der Religion oder dem der Kunst betrachten: immer werden wir bemerken, daß es ein Gefühl der Gemeinsamkeit, irgend ein Band oder Verhältniß zwischen den Völkern nicht gab; daß jedes vielmehr eine so zu sagen centralistische Vorstellung von sich hatte. Die Juden kannten nur die Juden und die Nichtjuden oder Heiden; die Griechen kannten nur die Griechen und die Nichtgriechen oder Barbaren. Aber während die Juden in der durch ihre Lage bedingten und durch ihr Gesetz vorgeschriebenen Isolirtheit mit Haß auf ihre Nachbarn blickten und täglich beteten: „Schütte Deinen Grimm auf die Heiden und auf die Königreiche, die Deinen Namen nicht anrufen" —: sahen die Griechen, deren Cultur, Literatur und Handelsbeziehungen weit vorgedrungen waren in Asien, in Aegypten und längs der europäischen Küsten des mittelländischen Meeres, mit dem Stolze der Ueberlegenheit, dem vielleicht ein wenig Mitleid beigemischt war, auf die Barbaren herab. Diese Anschauungsweise ging auf die Römer über, nur mit dem Unterschiede, daß das Mitleid einer praktischeren Auffassung der Dinge wich. Hatte das griechische Staatswesen auf dem Untergrunde der Haussklaverei beruht, so baute sich das der Römer aus auf eine Unterjochung und Ausbeutung aller Nichtrömer.

Der Staat des Alterthums war der Staat eines herrschenden Stammes und seine Literatur war die Literatur eines herrschenden Stammes. Sie haftete an der Persönlichkeit desselben und drang nicht weiter, als dieser drang. Eroberung durch das Schwert mußte vorausgehen, wo sie Wurzel fassen sollte in einem fremden Lande. Griechenland war seit des großen Alexander's Tode nicht mehr in Griechenland, sondern in dem eroberten Aegypten, in dem Staate der Ptolemäer. Als dieser eine Beute der Römer geworden, ging hinter dem Siegeswagen des bekränzten Feldherrn her die griechische Literatur wie eine Kriegsgefangene nach Rom, und der jüdische Geist konnte sich ihres Einflusses nicht länger erwehren, seitdem römische Präfecten saßen in Jerusalem.

Aber wenn die Heiden ihren Tag gehabt hatten, so kam auch der für die Barbaren, wo sie das Joch der Verachtung von sich abschüttelten und mit ihren rauhen Händen eingreifen sollten in die Geschicke der Welt; wo sie heraufstiegen aus ihren Wäldern und Niederungen, wo sie herunterstiegen von ihren Gebirgen,

wo sie die Länder der classischen Bildung überschwemmten und die Stätten der Cultur mit Füßen traten, die Tempel zerstörten, die Theater zerbrachen, die Bildsäulen zerschlugen, die Bücher verbrannten —

Als der Fluch zuletzt kam auf die Weltdurchstürmer,
Auf die gierigen Herrscher und ihren Raub,
Und am Boden zuletzt und als Speise der Würmer
Die Jungfrau der Reiche lag tief in dem Staub. (Thomas Moore.)

Nun war ausgelöscht das Licht der Schönheit, das über Hellas geleuchtet, der Mund der Sänger war verstummt und die Götter waren todt. Aber Er lebte, der Eine, der Unsichtbare, der, wie er einst mit Moses geredet in der Wüste, sich ein zweites Mal offenbarte in dem Sprößling vom Hause David's, dem Sohne des Zimmermanns, der ausgesandt worden, um für der Welt Sünde zu sterben und Frieden zu stiften unter den Völkern. „Ehre sei Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!" so lautet die neue Botschaft, welche die gedemüthigte Stadt wieder aufrichtet. Unter Schutt begraben und vergessen ist die alte Welt. Wo der Thron der Cäsaren gestanden, steht der Stuhl Petri und an die Stelle des Römerreichs tritt die Kirche.

Die Fluthen der großen Wanderung haben sich verlaufen und die Taube, die mit dem Oelblatt heimkehrt, wird zum Symbol des heiligen Geistes. Völker, die bisher geschwiegen, fangen an zu singen und zu sagen. Im Norden kämpfen noch die alten Götter gegen den Sohn Gottes — andere Götter, als die der Griechen, Götter, die eine rauhere Sprache reden und sich mit Saxen und Flambergen mannhaft wehren gegen den Eindringling. Aber was hilft es ihnen? Er, der die Hölle überwunden, besiegt auch sie; und besiegt und geschlagen flüchten die Einen als böse Geister in die dunkle Zwischenregion des Aberglaubens, leben die Anderen fort als verwunschene Prinzessinnen in den Volksmärchen oder als starke Helden in den Volkssagen. Immer noch wandelt der deutsche Frühlings- und Sonnengott durch unsere Dichtung in der ewig-jungen Gestalt Siegfried's, und die Feuerflammen, hinter denen die Schlachtenjungfrau gefangen saß, sind zum blühenden Gesträuch geworden, unter welchem Dornröschen schlummert. Schimmernd erhebt sich das Ritterthum. Mit den Wundern des Morgenlandes befruchten die Kreuzzüge die Phantasie des Abendlandes. Wie die Nachklänge germanischer Mythe sich dichterisch sammeln in dem Nibelungenlied und der Gudrun, unserer Ilias und Odyssee, so blühen die Reste keltischer Ueberlieferung in der mittelalterlich französischen Dichtung auf. Die Sagen von König Artus und seiner Tafelrunde, vom heiligen Gral, von Parcival und Titurel, von Tristan und Isolde bilden ihren immer wiederkehrenden Inhalt. Von Frankreich theilen diese Stoffe, Fabliaux und Aventiuren, sich den umgebenden Völkern mit. Troubadours tragen sie über die Alpen nach Italien; Trouvères wiederholen sie vor den normannischen Baronen Englands, und im höfischen Kunstgesang Deutschlands haben sie Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg unsterblich gemacht.

Die Literatur der mittelalterlichen Völker deutet auf eine Gemeinsamkeit hin, welcher bis zu einem gewissen Grade ihr politischer Zustand entsprach. Die nationalen Unterschiede hatten sich noch nicht ausgeprägt in jener Zeit, wo die fließenden Völkermassen in den Formen ihrer Neubildung kaum zu erstarren be-

gannen. Ueber ihren Königen erkannten sie den König in Rom, den Papst, und in dem Begriff der Christenheit fühlten Alle sich Eins. Dieses Gefühl der Einheit, der Solidarität des christlichen Interesses ist der charakteristische Grundzug des Mittelalters. Während die staatlichen Bildungen des Alterthums jede solche Gemeinsamkeit ausschlossen, betrachteten alle Völker des Christenthums sich als eine einzige, große Gemeinde. Es ist der theokratische Staat der Juden, welcher durch den Einfluß des griechischen, vornehmlich Platonischen Geistes allgemein menschlich geworden[1]).

Doch wie Alles, was Leben hat und Entwickelung haben soll, trägt diese Einheit den Keim der Spaltung in sich. Seit dem Weihnachtstage im Jahre 800, an welchem Karl der Große aus den Händen Leo's III. die römische Kaiserkrone empfangen, erhebt sich, immer wachsend in ihren Ansprüchen, neben dem universellen Papstthum eine neue Macht; und die Frage, in welcher von beiden, in der geistlichen oder weltlichen Macht, im Papstthum oder Kaiserthum, sich der Einheitsgedanke verkörpert, theilt bald die Christenheit in zwei Lager und ein Kampf beginnt, der die ganze mittelalterliche Welt erschüttert und in der That auflöst.

Hiermit tritt eine neue Idee in die Geschichte: die Staatsidee; und die Verkündigung derselben bildet den Inhalt des ersten großen modernen Gedichtes, ist die That des ersten großen modernen Dichters, dessen hehre Gestalt am Ausgange des Mittelalters steht: Dante's.

Der autonome Staat Dante's soll nicht den religiösen, sondern den ethischen Gedanken verwirklichen; und um diese Aufgabe erfüllen zu können, soll er unabhängig sein von jeder außer ihm stehenden Gewalt. Durchaus strenggläubig, feudal gesinnt, kein Begünstiger des dritten Standes[2]), hätte Dante vielleicht die nationalen Staatenbildungen nicht gebilligt, deren Keimpunkte vielmehr in dem Zerfall der von ihm angestrebten universellen Einheit lagen. *Sein* Kaiser war der Oberherr der gesammten Christenheit, *sein* Staat die Weltmonarchie. Doch indem Dante sich in dem Streite zwischen Staat und Kirche, der noch heute nicht abgeschlossen ist, auf die Seite des ersteren stellte, überkam der moderne Staat von der Weltmonarchie des großen Florentiners als seine Aufgabe das sittliche Princip und als Bedingung seiner Existenz die Unabhängigkeit.

Ernst und erhaben, fast mit einem Charakter der Heiligkeit bekleidet, wie kein Anderer in der Geschichte der Dichtung, erscheint uns der Sänger der göttlichen Komödie. Wenn wir an ihn denken, so meinen wir ihn vor uns zu sehen mit diesen edlen, schmerzerfüllten Zügen, mit dieser stolzen hageren Gestalt, an seiner Linken Virgil, der ihn nach der Wanderung durch Infernum und Purgatorium an der Schwelle des Paradieses mit den Worten entläßt: „Drum über Dich verleih' ich Kron' und Mitra Dir"; an seiner Rechten Beatrice, die frühverklärte Jugendgeliebte, welche sanft lächelnd ihn einlädt zum Anschauen des dreieinigen Gottes und der Seligen.

Das 14. Jahrhundert, welches in Italien mit dem Gedichte Dante's be-

---

[1]) Man vergl. *Du Bois-Reymond*, Ueber das Nationalgefühl, 10; und *Voltaire* (bei Strauß, 275): „Der Platonismus ist der Vater des Christenthums, die jüdische Religion seine Mutter."

[2]) *Wegele*, Dante, 573, vergl. mit 371.

ginnt, schließt in England mit dem Gedichte Chaucer's. Zwischen diesem Anfangs- und Endpunkt vollendet sich die nationale Neugestaltung Europas. Aus dem Feudalstaat geht durch Erstarkung des bürgerlichen Elements der moderne Staat, der Nationalstaat hervor. Das Weltkaiserthum zerfällt. Italien löst sich aus der unnatürlichen Verbindung mit Deutschland. Die beiden großen Monarchien im Westen und Süden Europas entstehen: Frankreich durch kraftvolle territoriale Zusammenfassung und durch Bändigung der Lehnsaristokratie; Spanien durch siegreichen Kampf gegen den arabischen Eroberer und dessen allmälige Verdrängung. Die französische Sprache datirt von dem Augenblick, wo die Mundart der Isle de France, in welcher, wie im Nordfranzösischen überhaupt, neben dem Lateinischen ein deutsches (fränkisches) und ein schwaches keltisches Element sich fand, das Uebergewicht gewinnt. Die jüngere spanische Sprache, mit westgothischen und arabischen Bestandtheilen gemischt, beginnt ihr eigenes, selbständiges Leben in den Romanzen, welche sich um die Heldengestalt des Cid sammeln; und wie die göttliche Komödie Dante's die toscanische Mundart zur Sprache des modernen Italiens gemacht hat, so sprechen Chaucer's Canterbury-Geschichten zum ersten Male die aus der Amalgamation des Angelsächsischen mit dem Normannischen hervorgegangene englische Sprache. Immer, wenn die Völker in einem literarischen Sinne zu sprechen beginnen, ist ihre Sprache Poesie; hier aber kommt ein Neues hinzu: es geht die Bildung der nationalen Sprache, der nationalen Literatur Hand in Hand mit der Bildung des nationalen Staates. Nur Italien und Deutschland ringen, und sie ringen vergebens, ihrer nationalen Einheit den entsprechenden politischen oder staatlichen Ausdruck zu geben. Welche Macht war es, die dennoch während einer fast fünfhundertjährigen, hoffnungslos scheinenden innern Verwirrung weder in Deutschland noch in Italien das nationale Bewußtsein hat untergehen lassen?

Wenn Du Bois-Reymond in seiner Rede „über das Nationalgefühl" sagt, „daß dem Nationalgefühl eine allgemein gültige, thatsächliche Grundlage fehle", so kann ich in diesem Punkte mit dem berühmten Gelehrten nicht übereinstimmen. Das Nationalgefühl hat eine solche Grundlage — eine, welche noch unerschüttert ist, wenn schon alle andern in's Schwanken gerathen. Das Nationalgefühl ist in die Welt gekommen mit der Bildung der modernen Nationen. Mit ihrer Sprache ward es geboren und nur mit ihrer Sprache wird es sterben. Die Sprache nährt die Erinnerung an die große, gemeinsame Vergangenheit und die Literatur ist die monumental gewordene Sprache. Nun denn — was anders, als sie hat dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Nationalgefühl, lebendig erhalten in dem von den einheimischen Tyrannen und der Fremdherrschaft zerrissenen und zerfleischten Vaterlande Dante's, bis zu jenem Septembermorgen, wo die Farben des wiedererstandenen Italiens wehten über den Arcaden des Quirinals? Und Deutschland — lange die Leidensschwester Italiens — fragen wir die Väter, was ihr Trost gewesen in den Tagen der Verzagtheit; fragen wir die Brüder, jenseits des Meeres und in fernen Ländern zerstreut, welches Band, wenn jedes andre gelöst, sie noch mit der Heimath verknüpfte; fragen wir uns selber, wer die treue verschwiegene Freundin unserer nationalen Hoffnungen war — und wir werden wie aus Einem Munde sagen: die deutsche Dichtung!

Nein! — das Nationalgefühl ist ein moderner, aber es ist kein unsicherer

Begriff; und ihm, der seinem Ursprung, seinem Wesen, ja seinem Inhalt nach gleichartig erscheint, die durch die historischen, geographischen und physikalischen Voraussetzungen bedingte Besonderheit zu geben, ist die nationale Aufgabe der Literatur. Was sie scheinbar trennt, wird dazu führen, in einem höheren Sinne die Nationen zu verbinden. Es herrscht nicht mehr die Interessengemeinschaft der mittelalterlichen Christenheit; noch viel weniger aber das Gefühl des Abscheus oder der Geringschätzung, welche das Alterthum gegen das Fremde hegte. Wir beobachten auf dem Gebiete des Staates denselben Vorgang, wie auf dem der Literatur. Dem sehr ausgebildeten Rechtssystem der Römer, welches ja noch das Fundament des heutigen Rechtes bildet, mangelt das Völkerrecht, in dem Sinne, welchen wir mit dem Worte verbinden. Das internationale Verhältniß beruht auf der Anerkennung des Fremden und es kann nur bestehen zwischen Völkern, die sich annähernd auf derselben Höhe der Cultur befinden. Beide Voraussetzungen fehlten dem Alterthum. Sie wurden der neueren Zeit vermittelt durch die Kirche, welche die Grundlage gemeinsamer Bildung schuf, und durch den nationalen Staat, welcher diese unterschiedslose Einheit in Mannigfaltigkeit verwandelte. Der nationale Staat mußte aus dem Schoße des gährenden Mittelalters hervorgehen, bevor ein auf der Idee der Gleichberechtigung begründeter, internationaler politischer Verkehr beginnen konnte; und nur nachdem man ihre nationale Aufgabe genau verstanden und scharf präcisirt hat, wird es möglich sein, zu sprechen von der internationalen Aufgabe der Literatur.

II.

Dante war nicht der Erste, der in der Dichtung päpstlicher Anmaßung sich widersetzte. Vor ihm begegnen wir denselben Gesinnungen, mit bittrem Spott und beißender Satire geäußert, in den Sirventesen und Canzonen der Troubadours, in den klagenden, ermahnenden Weisen Walther's von der Vogelweide. Doch wenn an dichterischer Gewalt kein Andrer sich mit Dante messen kann, so hat er auch der gewaltigen Bewegung der Geister einen weiteren, mächtigen, vielleicht den mächtigsten Impuls gegeben durch die Wiedererweckung des classischen Alterthums, welche sich an seinen Namen knüpft und, von Petrarca und Boccaccio aufgenommen, in der Wissenschaft zum Humanismus, in der Kunst zur Renaissance führte.

Der Bruch mit der römischen Vergangenheit ist in Italien niemals so vollständig gewesen, als man zuweilen angenommen hat. Wol sind die gegenwärtigen Italiener keineswegs die directen und gewiß nicht die unverfälschten Nachkommen der Römer; viel fremdes Blut ist in ihren Adern, und eine Vulgärsprache — diejenige, welche Dante nachmals zur herrschenden gemacht — hatte sich aus und neben der lateinischen gebildet. Diese jedoch blieb die Sprache der Kirche, des Gerichts, der Wissenschaft, mit Einem Wort die Schriftsprache. Nicht minder ward die römische Literatur, so viel davon übrig geblieben, in den Municipien begünstigt und auf einzelnen Hochschulen berufsmäßig gelehrt. Aber sicherlich fehlte doch Eins: jegliches Verständniß des classischen Geistes. Man kannte die Griechen gar nicht, und die Römer nur unvollständig. Aber daß Dante die Hand Virgil's erfaßte: das war wol symbolisch und gab der Zukunft die Richtung. Nun sammelte Petrarca, was in den Klöstern noch von lateinischen

Manuscripten vorhanden war; nun las Boccaccio zuerst wieder den Homer und ein Lehrstuhl für die griechische Sprache ward auf seine Veranlassung in Florenz errichtet. Von hier aus mit wunderbarer Schnelligkeit verbreitete sich der Humanismus in alle Länder, überstieg die Alpen und nahm Besitz von den deutschen Universitäten. Der Humanismus war der Vorläufer der Reformation. Aus den Reihen der Humanisten hervor trat der Mönch von Wittenberg, der „bibelentfaltende Luther".

Was bis hierher die Menschheit auf dem Wege gefördert hatte, der aus der mittleren in die neuere Zeit führt, das war von den romanischen Völkern ausgegangen. Aber in dieser nimmer rastenden Arbeit löst ein Volk das andre ab; und in dem Augenblick, wo Luther seine Thesen an die Schloßkirche der kleinen sächsischen Universitätsstadt anheftet, geht — ich will nicht sagen die Führerschaft von den Völkern der romanischen auf die Völker der germanischen Race über, aber ein Ringen um die Suprematie beginnt zwischen beiden, welches immer heftiger, unmittelbarer wird, in welchem Sieg und Niederlage, Stoß und Gegenstoß in immer kürzeren Intervallen einander folgen. Wir stehen heute noch innerhalb dieser Bewegung.

Mit der Wiederbelebung des classischen Alterthums erwacht auf's Neue das alte, niemals gestillte Verlangen des Menschen nach Wahrheit, nach Schönheit, nach der inneren auf Selbstbestimmung beruhenden Vollendung. Aus der gleichförmigen Menge tritt der Einzelne, das Individuum heraus, und macht sein Recht geltend. Das Princip des Individualismus bildet den Inhalt der Reformation. Anderswo nimmt es andre Formen an. In Italien offenbart es sich in jenen wunderbaren Schöpfungen der Renaissance, von deren leuchtendem Hintergrunde sich die beiden Gestalten abheben: Macchiavell's, des furchtbaren Praktikers, und Savonarola's, des finstren Schwärmers. In Spanien, zwischen den Scheiterhaufen der Inquisition und gleichsam im letzten Lichte jener Sonne, von welcher Karl V. gesagt, daß sie in seinem Reich nicht untergehe, bricht es plötzlich durch in dem Humor des ewigen Buches von Don Quixote. In Frankreich spricht es der sterbende Rabelais aus: „Je m'en vais chercher un grand peut-être"; stellt es Montaigne dar, indem er über seinen Namen ein paar Wagschalen zeichnet und darunter schreibt: „Que scais-je? Was weiß ich?" Immer ist es dasselbe Motiv, der Zweifel, ein schmerzlich zwiespältiges Empfinden aller Creatur, eine Sehnsucht nach Befreiung. In Deutschland nimmt sie den religiösen Charakter an. Luther gibt dem Laien die Bibel in die Hand und sagt: „lies sie! deute sie!" Er übersetzt die Bibel. Er ist ein Sprachschöpfer wie Dante und Chaucer. Aber der große Dichter der protestantisch-germanischen Welt ist nicht Luther. Der Dichter, der ihren ganzen Reichthum an Poesie in sich vereinigt, ist Shakespeare. Die Welt ist schöner seit dem Tage, wo Shakespeare in ihr ist. Sein Name bedeutet uns Sonnenschein und macht die Herzen froh. Shakespeare ging weiter als Luther. Er brach den Bann einer außerhalb des Menschen wirkenden Vorherbestimmung; er verlegte das Schicksal ganz in den freien Willen und das Gewissen. Wer ihn gelesen hat, der weiß, daß Jeder seinen Gott in sich trägt.

So sehr hatte die Kirche das mittelalterliche Leben durchdrungen, daß Politik und Wissenschaft ihr botmäßig waren. Wie wir nur durch Ablösung von

ihr den modernen Staat erhalten, so lösen sich weiter von ihr ab und werden selbständig die Malerei, die Musik, das Theater. Der moderne Geist befreit sich von ihr in Naturforschung und Philosophie. Diese Wandlungen sind wie die Wellen am Meeresstrande, welche vorwärts und rückwärts fließen; neue Strömungen begegnen ihnen, bringen sie scheinbar zum Stillstand und zuweilen erst nach Jahrhunderten werden die neuen Formationen erkennbar. Hat das zeitgenössische England eine Ahnung davon gehabt, welch' eine Macht Shakespeare sei? Zwar nennt der Sänger des verlorenen Paradieses, Milton, der Puritaner, dessen Parteigenossen das Theater Shakespeare's schlossen, ihn in einem tiefgefühlten Sonett den „Erben des Ruhmes" und sagt ihm die Unsterblichkeit voraus. Aber dennoch erlosch sein Name. Dr. Johnson erzählt in seinem Leben Milton's, daß die Nation von 1623 bis 1664 mit tausend Exemplaren von Shakespeare's Werken genug hatte und Pope sagt: „Einhundertunddreißig Jahre lang lag er im Schlummer". Der französische Classicismus hatte Shakespeare in seinem eigenen Lande verdrängt.

Das augusteïsche Zeitalter der französischen Literatur hat in seiner Erscheinung etwas Imposantes, etwas Majestätisches. Erwachsen in einem Staate von so vollkommener Einheit, daß dessen Monarch von sich sagen konnte: „Der Staat bin Ich", und groß geworden mehr unter der verwandten Einwirkung Roms, als derjenigen Griechenlands, gelangt zu seiner höchsten Vollendung im französischen Classicismus jener wunderbare Formensinn der Franzosen, welcher den Werken ihrer Literatur und Kunst den Stempel technischer Meisterschaft aufprägt. Das Gesetz der Einheit wird bis zu seiner äußersten Consequenz durchgeführt in den Einheiten des Theaters, in der Einheit des Metrums, des Wörterbuchs, des Geschmacks, der Akademie, der Comédie française. Die Herrschaft der Regel, ohne welche freilich kein Stil denkbar, deutet in dieser Strenge dennoch auf einen Vorgang, der mehr — ich möchte sagen mathematischer als dichterischer Natur ist. Racine selber erkennt dies an in der Bewillkommnungsrede, mit welcher er den jüngeren Corneille in der Académie française empfing. „Ihr berühmter Bruder," sagte er, „hat die Vernunft auf die Scene gebracht; aber die von allem Pomp und allem Schmuck, deren unsre Sprache fähig ist, begleitete Vernunft." Diese Sprache war die Sprache der Salons, der Gesellschaft, der honnêtes gens — eine Sprache, würdig, in der Gegenwart eines Monarchen gesprochen zu werden, und welch' eines Monarchen! Doch — wie Taine sehr fein bemerkt[1]) — in den Tragödien Corneille's und Racine's sprechen sie nicht nur die Helden: in den Komödien Molière's sprechen sie auch die Bedienten, und in den Fabeln Lafontaine's sogar die Thiere. Diese Kunst, fährt er fort, konnte wol allgemeine Charaktere schaffen, aber keine Individuen; ihre Menschen hatten nicht mehr Körperlichkeit, als die Charaktere La Bruyère's: sie ist die vollständige Reaction gegen den Individualismus. Dennoch war ihre Macht groß und ihre Herrschaft nicht unberechtigt. Als eine letzte Erinnerung an das schöne Frankreich nahm sie Karl II., der lustige Monarch, mit sich hinüber nach England, als er den Thron seiner Väter wieder bestieg; und noch sonnig von dem Abglanz der königlichen Gegenwart wurde sie willkommen

[1]) L'ancien régime, deutsche Uebersetzung von Katscher I, 198.

geheißen an den Höfen Deutschlands, in den Schlössern und Gärten, welche nach dem Muster des Schlosses und Gartens von Versailles angelegt waren. In England gab es nach der Revolution kein Theater mehr und in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege kaum noch eine Literatur. Es war wol Etwas werth, daß in diesen Zeiten der Verwilderung und Leere die souveräne Hoheit Corneille's, der melodische Zauber Racine'scher Verse, die kühne Muse Molière's den menschlichen Geist wieder an den Aufblick zu einer idealeren Welt gewöhnten. Wundern wir uns nicht, wenn der erste Eindruck Shakespeare's auf Voltaire der des Schreckens, fast des Entsetzens war; oder wenn Friedrich der Große dem unglücklichen Herausgeber von Wolfram von Eschenbach's Parcival schrieb: „Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von denen Gedichten aus dem 12., 13. und 14. seculo, deren Druck Ihr befördert habt ... Meiner Einsicht nach sind solche keinen Schuß Pulver werth ..."

Voltaire hatte für Luther nicht mehr Verständniß, als für Shakespeare [1]), und vielleicht noch weniger Sympathie. Doch der bewegende Gedanke der Reformation, die Befreiung des „Individuums hatte ihn erfaßt; und wenn er in der Heimath Shakespeare's diesem nicht näher kam, so begriff er um so besser den Sensualismus Locke's, die Gravitationslehre Newton's, die Philosophie der englischen Deisten und eroberte ihnen die Welt, indem er sie mit all' der dramatischen Lebendigkeit des französischen Geistes vortrug und mit allem Zauber der französischen Sprache umgab. Voltaire, der Epigone, der nachgeborene Sohn des französischen Classicismus, wird weit überragt durch Voltaire, den geistigen Vater der französischen Revolution. Wenn ich mir ein Bild von Voltaire machen will, so denke ich nicht an den Kammerherrn des Königs von Preußen, nicht an den witzigsten und boshaftesten aller Franzosen, sondern ich denke an den Patriarchen von Ferney, den unerschrockenen Rächer des gemordeten Greises von Toulouse, den uneigennützigen Vertheidiger der verfolgten Jünglinge von Abbeville; ich sehe vor mir den Vierundachtzigjährigen, welcher dem zu seinen Füßen knieenden Enkel Franklin's die Hand auf's Haupt legt mit den Worten: „Gott, Freiheit, Toleranz"; und in dem ersten schwärmerischen Acte der Revolution, der Erklärung der Menschenrechte, glaube ich ein Echo *seiner* Stimme zu vernehmen.

Keinen besseren Tag hat die französische Revolution gehabt, als jenen, im Juli 1791, wo, gleichsam noch von ihrem Morgenroth bestrahlt, die Leiche Voltaire's über die menschenbedeckten, blumenbekränzten Boulevards in's Pantheon der großen Männer geführt ward, um dort ihren Ruheplatz zu finden neben der Leiche Rousseau's. Der Fanatismus späterer Zeit hat ihr diese Stätte nicht gegönnt. Aber an dem Hause des Quai Voltaire, in welchem er gestorben, befand sich eine Inschrift: „Son cœur est ici et son esprit est partout". Von Voltaire's Asche existirt Nichts mehr; aber sein Geist ist überall. Wo sein Name genannt wird, da flüchten die Gespenster des Mittelalters und die Fessel des Aberglaubens drückt weniger, seitdem seine Hand sie berührt hat.

Voltaire, Rousseau, die Encyclopädisten, machen einen Theil unserer heutigen Bildung aus. Wir wissen es aus Goethe's eigenem Munde, daß er von Kind-

[1]) Strauß, Voltaire, 238.

heit auf mit der französischen Literatur durchaus befreundet gewesen. Aber eines stärkeren Flügelrauschens hat es bedurft, um den Genius der deutschen Dichtung zu wecken. Es herrscht jetzt in Deutschland keine Meinungsverschiedenheit mehr darüber, daß der Wiederbeginn unsres nationalen Lebens und die zweite Blüthe der deutschen Nationalliteratur enge zusammenhängt mit der Erscheinung Friedrich's des Großen. Wol mochte Schiller von der deutschen Muse sagen:

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrich's Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt . . .

Wol ist es wahr, daß der große König nur für französische Schriftsteller und Dichter ein freundliches Lächeln, den Kammerherrnschlüssel, den Orden pour le mérite und Gnadengehalte hatte, nicht für deutsche Dichter. Aber für diese that er mehr. Indem er die Schlachten des schlesischen und des siebenjährigen Krieges schlug, indem er „die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt rettete", machte er den deutschen Namen seit Hunderten von Jahren wieder zu einem Namen des Ruhms und gab in der Verherrlichung desselben zum ersten Male, seitdem die Dichtung des Mittelalters verklungen, den Dichtern der neueren Zeit einen würdigen Gegenstand des Gesanges. An der Wand eines einfachen Hauses in einer kleinen Straße der Königstadt von Berlin erblickt man eine Steintafel, auf welcher geschrieben ist: „Lessing dichtete hier Minna von Barnhelm, 1765". — Wer vor diesem Hause steht, umbraust von dem Stimmengewirr der Straßen, über welche die Kuppel des Hohenzollernschlosses emporragt, den mag wol ein Gefühl des Zusammenhangs ergreifen und er erinnert sich vielleicht der Worte Goethe's, wo dieser an einer Stelle von „Dichtung und Wahrheit" sagt: „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen in die deutsche Poesie".

Kampf war ihre erste Lebensregung — Kampf gegen das Dogma der unerträglich gewordenen Regel. Der junge Herakles, als er seiner Mutter die beiden erwürgten Schlangen entgegenhielt, kann nicht froher gelacht haben, als Lessing mit den in Stücke zerbrochenen Einheiten des französischen Classicismus. Jetzt war wieder Platz für Shakespeare. Er war wieder auferstanden in England und er zog ein wie ein Triumphator in Deutschland. „Man glaubt vor den aufgeschlagenen ungeheuren Büchern des Schicksals zu stehen, in denen der Sturmwind des bewegtesten Lebens sauft," rief Goethe jubelnd aus. Ja — Sturm und Drang! Frühlingsbrausen über allem deutschen Land, ein ungebändigtes Kraft- und Jugendgefühl, ein ungestümes Verlangen, ein schmerzlicher Aufschrei der Herzen — Werther's Leiden, Götz von Berlichingen — eine wilde finstre Kampfesfreude — die Räuber — der Individualismus in seiner herbsten, rauhesten, trotzigsten Form. Bedeutet nun aber diese leidenschaftliche Hinneigung zu Shakespeare, welche wir in den Jugendwerken unserer beiden großen Dichter erkennen, einen Abfall des deutschen Geistes von der Antike? Gewiß nicht. Aus den aufgewühlten Wogen wird einst die Schönheit emporsteigen; von ihrem Lichte beschienen, werden wir Schiller und Goethe Hand in Hand dem Ideale entgegenwandeln sehen. Aber dies Ideal war nicht die stolze Rhetorik der Römer; unser Volk war gleich Iphigenien — „das Land der Griechen mit der Seele

suchend". Weit war der Weg von jenem Augenblicke, wo der dreiundzwanzigjährige Goethe „mit einem dunklen Empfinden" vor dem Straßburger Münster stand, bis zu jenem lichterfüllten, wo der hochbetagte Greis in der Vermählung Faust's mit Helena die Vermählung des germanischen Geistes mit dem hellenischen feierte. Wir finden diesen ganzen Weg dargestellt in dem großen Gedichte, von welchem Goethe wol sagen durfte, was Dante von dem seinen gesagt hat: „Himmel und Erde haben Hand daran gelegt." Aber hier ist es nicht wie in der Göttlichen Komödie, die Menschheit im Allgemeinen: sondern es steht der Mensch, der Einzelne, das Individuum, im Mittelpunkt der Weltbetrachtung:

Und was der ganzen Menschheit zugetheilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen.

Nicht die passive Rolle des beschauenden Wanderers übernimmt Faust, sondern Arbeit ist sein Theil — schwere, lebenslange Arbeit; die Qualen der Hölle, die Wonnen des Paradieses liegen nicht außer ihm, in sich trägt er sie vielmehr alle; nicht ein Weiser und Gerechter ist sein Führer, sondern eine Incarnation des Bösen, welches er zu überwinden hat und keine fleckenlose Beatrice erwartet ihn an den Pforten der Ewigkeit, sondern es steht da eine Büßerin, sonst Gretchen genannt, harrend des früh Geliebten, nicht mehr Getrübten, dessen Unsterbliches Engel schwebend in die höheren Sphären emportragen:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

„In diesen Versen," sagte Goethe zu Eckermann am 6. Juni 1831, „ist der Schlüssel zu Faust's Rettung enthalten."

Man kann zugeben, daß Goethe nicht der denkbar größte Dichter sei. Doch unbestritten ist er der denkbar größte moderne Mensch — „wer immer strebend sich bemüht": dies ist auch der Schlüssel zu Goethe's Leben.

Der Zug der Zeit ist ein individualisirender, er geht auf das Detail. Aber je mehr die Welt der Erscheinungen in Einzelheiten auseinander zu fallen droht, desto mehr tritt an den einzelnen Menschen die Nöthigung heran, das Gesetz zu finden, das sie zusammenhält. Das Individuum lebt durch Assimilation. Aus dem materiellen Gebiet in das intellectuelle gehoben, wird dieser Proceß eine Arbeit; die bewußte, planmäßige Selbstausgestaltung ist das Ziel der modernen Bildung und die Vollendung des Individualismus. Niemand hat diese Arbeit gewissenhafter gethan als Goethe. Er beginnt mit dem Detail, dem einzelnen Ding. Er ist ein Feind von Allgemeinheiten und Worten. „Der Worte sind genug gewechselt," sagt er. Er sucht den Dingen auf den Grund zu kommen mit dem Mikroskop und dem Secirmesser; und seine Kunstbetrachtung ist dieselbe wie seine Naturbetrachtung. „Die Auffassung und Darstellung des Besonderen," sagt er, „ist das eigentliche Leben der Kunst." Nun ist der deutsche Geist zugleich particularistisch und kosmopolitisch, und diese Grundzüge, welche einander zu widersprechen scheinen, in Wahrheit aber sich ergänzen, geben der deutschen Literatur einen universellen Charakter, während die französische Literatur im Gegentheil das Gepräge des Einheitsstaates trägt. Das particularistische, conservative Schwergewicht des deutschen Geistes wird verhindern, daß er jemals

sich in's Allgemeine verliere; die kosmopolitische Anlage desselben aber hat ihn ganz besonders zur Aufnahme fremder Bildungselemente befähigt. Wie Goethe in der Naturforschung vom Blatt zum Baum, von den einfachen Formen zu immer höheren Einheiten, bis zu der höchsten, der Einheit des Lebens emporgestiegen ist: so scheinen auch hier immer weitere Perspectiven sich seinem Blick eröffnet zu haben, bis er am Ende seines arbeitvollen Lebens und gewissermaßen als letztes Ergebniß desselben mit dem Worte „Weltliteratur" die höchste Einheit bezeichnet:

Ein Sphärentanz, harmonisch im Getümmel —
Laßt alle Völker unter gleichem Himmel
Sich gleicher Habe wohlgemuth erfreun.

Das Haus in Weimar, in dem es heut so stille ist, das Haus am Frauenplan, unter den Bäumen, mit dem Brunnen gegenüber, der noch immer rieselt: es sah gegen Ende der zwanziger und am Anfang der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts ein Schauspiel, wie die Welt zuvor es niemals gesehen. Hier, umgeben von den Erinnerungen an die Vorangegangenen, an Karl August, an Schiller, an Herder, an Wieland, wohnte Goethe, und hierher wallfahrteten die Erlauchten aller Nationen — Engländer, Franzosen, Italiener. Hierher sandten ihm aus der Ferne Walter Scott, Lord Byron und Carlyle ihre Huldigungen und Manzoni seinen Dank. Hier lagen vor ihm ausgebreitet die Gypsmedaillons mit den Profilen von Victor Hugo, Alfred de Vigny und Prosper Mérimée, von Ballanche und Emile Deschamps, von Sainte-Beuve und Jules Janin; und „hier sah ich nun zu meiner Freude," sagt Eckermann (II, 133), „wie die jungen Dichter ihn als ihr geistiges Oberhaupt verehren und lieben." Auf den ersten Blättern des „Globe", neben dem Namen Shakespeare's ward der Name Goethe's genannt, „des alten Poeten von Weimar, welcher," — wie ein französischer Literarhistoriker sagt — „nachdem er Deutschland seine Literatur gegeben, von Weitem, wie ein glorreicher Richter, der Wiedergeburt der unsrigen beistand [1])." David d'Angers, derselbe, der die Büste Talma's für das Théâtre français und die Medaillons der französischen Classiker für das Odéon geschaffen hat, kam, um die Colossalbüste des deutschen Classikers zu modelliren, welche jetzt neben derjenigen Schiller's von Dannecker in der Bibliothek zu Weimar steht. Hierher endlich, im Namen des jungen Frankreich, kam Ampère, der Freund der Récamier und Chateaubriands; und nur mit Rührung trennt er sich wieder von Goethe. „Ich dachte daran, daß dieser gute und liebenswürdige Greis der größte lebende Dichter, daß er sehr alt, daß es vielleicht ein Lebewohl für Immer ist." Am Abend irrt Ampère noch im Park umher. „Das Fenster von Goethe's Zimmer war erleuchtet, er las und arbeitete noch. Ich war sehr froh, Weimar unter diesem Eindruck zu verlassen."

Von der Dichtergeneration, die damals jung war, lebt Niemand mehr in Deutschland und in Frankreich nur noch Einer. Aber wenig wird Victor Hugo vorausgesehen haben, als er den Feldzug der romantischen Schule gegen den Classicismus eröffnete und die Axt erhob mit dem Schlachtruf: „Jetons bas ce vieux plâtrage, qui masque la façade de l'art", daß die Natur, deren Recht

[1]) Demogeot, Histoire de la littérature française, 620.

er wieder geltend gemacht, zum Naturalismus, und das Häßliche, für welches er einen Platz gefordert in der Kunst, zu Nana führen würde. Doch auch bei uns machen sich Richtungen geltend, welche der idealen Auffassung der Kunst — und eine andere gibt es nicht — kaum weniger feindlich sind. Wo Goethe westöstliche Rosen gepflückt, da scheint jetzt das öde Nirvana des Pessimismus zu liegen, welcher das blühende, vielgestaltige Leben wie mit einem grauen Flore bedeckt.

Verzweifeln wir darum nicht. Denken wir an den Alten von Weimar. „Das ist der große Nutzen," hat er gesagt, „der bei einer Weltliteratur herauskommt, daß wir jetzt, bei dem regen Verkehr zwischen Franzosen, Engländern und Deutschen, in den Fall kommen, uns einander zu corrigiren."

Die Literatur hat aufgehört, die Angelegenheit *eines* Volkes zu sein, sie ist die Angelegenheit *aller* Völker geworden. „Die eigentliche Universität unserer Tage ist eine Bücherſammlung," sagt Carlyle. „Bücher sind unsere Kirche. Die Literatur ist unser Parlament." Der Staat hat diese ihre internationale Stellung anerkannt, indem er die internationalen Verträge zum Schutze des geistigen Eigenthums mit anderen Staaten abschloß. Die moderne Menschheit, tausendfach zersplittert und zerstückt durch den Gegensatz nationaler Interessen, bedarf nun einmal des geistigen Bandes, welches fortbesteht, wenn die politischen Bande zerrissen sind, und welches, wenn diese wieder angeknüpft werden sollen, die Möglichkeit einer inneren Verständigung gewährt. In dieser corrigirenden, vermittelnden und versöhnenden Stellung erblicke ich die internationale Aufgabe der Literatur und wo könnte man von der Bedeutung derselben, aber auch von der mit ihr verbundenen Verantwortlichkeit mehr durchdrungen sein, als an dieser Stelle[1]), wo mir gestattet war, unter dem Schutze französischer Gastfreundschaft vor einer großen und glänzenden Versammlung meiner Landsleute von den Hoffnungen und Wünschen zu sprechen, welche wir in Deutschland in Bezug auf die Literatur hegen. Ich möchte die Literatur mit einem neutralen Lande vergleichen, in welchem, wie in Belgien oder der Schweiz, viele Sprachen gesprochen werden. Einst bot die Kirche solch' einen Boden des Ausgleichs; aber der Individualismus hat uns desselben beraubt. Der Traum einer Weltmonarchie, der politischen oder religiösen Einheit des Menschengeschlechts, ist ausgeträumt; aber das Bedürfniß der Einheit oder Wiedervereinigung ist geblieben. Wenn die Literatur ihre Aufgabe richtig erkennt, so macht sie sich zur Trägerin dieser Einheitsidee, und zu ihrer Bundesgenossin die Schule, in der die Kinder lesen lernen. Was ein Jeder im Herzen trägt und doch niemals auf Erden verwirklicht worden, das wird auch sie nicht erfüllen. Kriege kann sie nicht verhindern; aber sie kann den Frieden ernsthafter machen, indem sie dazu beiträgt, Achtung einzuflößen vor dem Fremden. „Lassen wir" — um mit dem zu schließen, der immer das letzte Wort haben sollte, wo Deutsche zu Deutschen reden, mit Goethe — „lassen wir also gesondert, was die Natur gesondert hat, verknüpfen aber Dasjenige, was in großen Fernen auseinandersteht, ohne den Charakter des Einzelnen zu verwischen, in Geist und Liebe."

[1]) Der obige Vortrag ward zu Paris am 7. April d. J. im Festsaale des Grand Hôtel, in einem Cyclus gehalten, welchen der dortige Deutsche Turnverein zum Besten des Pariser deutschen Hilfsvereins veranstaltet hatte.

Ada und Paoletto.

Eine vlämische Geschichte

von

Rosalie Loveling[1]).

Deutsch von **Lina Schneider.**

I.

Giuseppe Rosselli hieß er; aber im Dorf nannte man ihn nur Seppi den Glaser. Er war Anstreicher und Glaser, Schweizer von Geburt, aus dem District Giubiasco, im Canton Ticino, wohnte aber schon seit so vielen Jahren in Meerkerke, daß ihn Niemand mehr als einen Fremden behandelte.

Alle zwei oder drei Jahre ging er wieder in sein Vaterland; er wollte doch gerne sein Leben dort beschließen, sagte er, denn er betrachtete das Dörfchen, in dem er geboren, als seine wahre Heimath, und hoffte noch, einmal dort für immer bleiben zu können. Es gab Menschen, welche sagten, er sei verheirathet. Pietro Carmine, der sich als Glaser in Eckloo niedergelassen hatte, behauptete steif und fest, daß Giuseppe Weib und Kind daheim habe; er mache aber ein Geheimniß daraus, weil er wol wisse, daß ein verheiratheter Mann unter den jungen Leuten nicht viel Glück habe. Da Carmine jedoch als der größte Lügner in der Runde bekannt war, glaubte man nur halb, was er sagte.

Giuseppe war gesellig und gesprächig, nur wenn ihn Jemand über seine Schweizer Heimath fragte, stand er wenig Rede und Antwort, und schien lieber von etwas Anderem sprechen zu wollen. Er sagte, es sei dort wärmer, als hier, und man müsse sehr weit reisen, ehe man hinkomme, und die Menschen wären dort auch viel brauner als hier: aber damit wußte man doch nicht viel mehr als vorher. Fragte man ihn, ob er noch Verwandte habe, so war seine stehende Antwort: „Eigentlich sind sie sich jetzt alle todt, und sie sind sich auch wol noch am Leben!"

---

[1]) Rosalie Loveling, geboren 1834, gest. 4. Mai 1875. Ihre noch lebende Schwester Virginie, geb. 1836, wird gleichfalls als vlämische Dichterin hochgeschätzt.

Anm. der Uebers.

Er war von kleiner Statur, aber breitschulterig und kräftig. Sein Antlitz war braun, seine Augen funkelten, seine große Nase war scharf gebogen. Jetzt mochte er ein Vierziger sein. Er verdiente hübsches Geld, lebte wie ein guter Bürgersmann und wurde überall seines wackren Betragens und seiner Sanftmuth wegen geachtet und geliebt.

Sein Knecht Conciper war noch kleiner, noch brauner von Farbe, und hatte noch schwärzere Haare als er; seine buschigen Augenbrauen waren ganz zusammengewachsen. Beide Männer waren so ziemlich in gleichem Alter. Conciper war seines Gewerbes auch ein Glaser; aber gewöhnlich ging Giuseppe auf Arbeit in die Umgegend. Da trug er den großen Kasten mit einem großen Stück Stopffarbe auf dem Rücken, und das breite hölzerne Metermaß in der Hand; so zog er fröhlich und wohlgemuth über die Feldwege dahin. Conciger verrichtete die Hausarbeit und war Koch; er wusch den Salat, schnitt die Zwiebeln und buk das Brod. In seiner freien Zeit vergoldete er Spiegel- und Bilderrahmen, und strich Gypsfigürchen für die Bäuerinnen, die sie dann Sonntags bei ihm abholten.

Hatte Giuseppe weit zu gehen, so blieb er über Mittag vom Hause weg; dann gab ihm Conciper Butterbrod und geräucherte Wurst mit auf den Marsch, aber Giuseppe begegnete keinem Bettler, dem er nicht die Hälfte seines kargen Mittagsmahles gab; dabei brummte er immer leise vor sich hin: „Sappelment, sie hat sich noch mehr Hunger als ich!“ Auch wenn er einen schönen Apfel geschenkt bekommen hatte, blieb der gar nicht lange in seiner Tasche: wenn ihm ein Kind mit einer Möhre oder Rübe entgegengelaufen kam, schmunzelte Giuseppe, zog den Apfel hervor, und hielt ihn dem Kinde vor die Augen. Wie schnell hatte der kleine Schelm ihn in den Händen! Hatte Giuseppe zwei Aepfel bekommen, dann hob er einen für Conciper auf.

Es gibt Menschen, deren Herz Ranken treibt; sie klammern sich an Alles an, was um sie her ist. So ging es dem guten Schweizer, er liebte das Dorf, seine Arbeit, die gewohnten Wege; er liebte das alte Haus, in welchem er wohnte; aber vor allen Dingen liebte er Conciper, seinen treuen Gesellen und Landsmann, seinen besten Freund.

Wenn er Abends nach Hause kam, löste ihm dieser die Riemen seines Kastens, zog ihm die Schuhe aus, brachte ihm die Pantoffeln, und trug die Abendmahlzeit auf. Wie lustig saßen dann Beide vor der dampfenden Schüssel, dem reinen, groben Tischtuch und schwatzten in ihrem italienischen Dialekte! Sie waren wie die Schwalben. Es war im Häuschen gar so heimisch und gut; und höchst sonderbar, daß Giuseppe doch noch nach einer anderen Heimath sich sehnte.

Nach dem Essen lasen sie die Zeitung. Denn sie konnten vlämisch lesen; Giuseppe hielt sie zusammen mit seinem Nachbar, Meister Van Hecke. Jeder bezahlte die Hälfte des Quartals. Giuseppe bekam sie zuerst; den Tag darauf ließ Meister Van Hecke sie holen und durfte sie behalten.

II.

Das Haus, welches Giuseppe bewohnte, war eigentlich viel zu groß für ihn. Als er in's Dorf gekommen, war es das einzige gewesen, das leer gestanden hatte; und jetzt dachte er nicht mehr daran, auszuziehen, er schien festgewachsen zu sein.

Es war eine altmodische Wohnung; der Giebel lag nach der Straße zu, an der Mauer befand sich ein Wahrzeichen: Christus, wie er unter dem Kreuze zusammenbricht. Von der Rückseite des Hauses erhob sich ein hoher Schornstein, auf dem ein Sonnenzeiger zu sehen war. Das Gebäude stammte noch von der alten Abtei her, sagte man, und war zur Zeit, als die Klöster abgeschafft wurden, als Nationaleigenthum verkauft worden.

Der Laden war ein großer viereckiger Raum, mit einem Fenster zu beiden Seiten der Thür. Vor dem einen stand ein breiter Tisch, auf welchem das Glas geschnitten wurde; und auf dem Fensterbrett befanden sich einige Cactusstöcke, ein Oleander und ein Topf mit Hauswurz, von Conciper mit größter Sorgfalt gepflegt. Auf den hölzernen Gestellen der Wand sah man Farbentöpfe, Bürsten und Pinsel; auf der anderen Seite standen Kisten mit Glas, sowie Näpfe und andere Geräthschaften von weißem Holz, die für Krämer angestrichen werden mußten. Ueber der Thüre, die zu der Küche führte, hing ein altes, geschwärztes Oelbild; es stellte die heilige Cäcilia mit der Harfe dar, wie sie andächtig die Augen zum Himmel emporrichtet.

Die Küche war beinahe so groß, wie der Laden. Es stand ein riesengroßer Glasschrank darin, mit alten Schüsseln von glasirter Töpferarbeit, mit porzellanen Tellern und Tassen. An der Wand hing in einem schwarzen, vergoldeten Kasten eine alte Uhr von wunderlicher Form. Giuseppe hatte sie mit anderen Möbeln in einer Auction gekauft. Der viereckige Tisch hatte abgerundete Ecken und gedrehte Füße, die in einer Löwenklaue ausliefen.

Den Eingang zum Keller bildete eine Fallthür. Um auf den Speicher zu kommen, mußte man ebenfalls eine Thür in der Decke aufheben; das war wol gefährlich, aber die Leute waren daran gewöhnt.

III.

Meister Van Hecke war der Eigenthümer von Seppi's Häuschen. Es war ein steinalter Mann, der, wie man zu sagen pflegt, mit Nichts angefangen, und, als er sich verheirathete, mit Garn, Band, Wolle, Knöpfen und Nadeln hausiren gegangen war. Später hatte er sich einen Esel und einen Karren angeschafft, in welchem seine Waaren lagen: Stücke ungebleichter Leinwand, Flanell, Sacktücher, Futter, wollene Serge u. dergl. mehr. Darauf hatte er einen Laden eröffnet und war durch seinen Handel reich geworden. Jetzt lebte er schon mehrere Jahre von seinem Einkommen, hatte aber wenig in seiner Lebensweise verändert. Seine Frau war beinahe so alt, wie er. Sie bekamen niemals Besuch und wohnten sehr einsam. Ihr Haus war wie ein Grab. Eins der Küchenfenster hatte auch die Aussicht auf den Kirchhof. Das war gar traurig für die alte Frau Van Hecke, die immerfort an ihrer Näharbeit saß, — so viel sie nämlich mit ihren schwachen Augen noch daran thun konnte.

Seit einigen Wochen hatten sie ein kleines Mädchen zu sich in's Haus genommen; aus Barmherzigkeit, um den Eltern eine Erleichterung zu verschaffen. Es war die Tochter ihres Vetters, ein armes, taubstummes Kind von ungefähr zwölf Jahren. Der Vater war Seiler, und wohnte mit seiner Familie in Smoregem, ungefähr anderthalb Stunden von Meerkerke.

„Ach!" sagte Muhme Van Hecke zu Giuseppe; „es thut mir so gut, wenn ich die Kleine ansehe. Nun hat sie doch Lederschühchen anstatt der Klumpen (Holzschuhe), nun braucht sie doch kein Roggenbrot mehr zu essen, wie zu Hause. Wenn ich denke, daß sie nur zwei Hemdchen hatte, als sie hierher kam, und daß es ihr nun an Nichts fehlt!" — So sprach die alte Frau in ihrer kurzsichtigen Güte von ihren Wohlthaten.

Das junge Mädchen hieß Ada. Nur dieses einzige Wort konnte sie gut aussprechen, und wiederholte es von Zeit zu Zeit, wie die Vögelchen, die nur ein Gezwitscher kennen, das sie auch immer hören lassen. Sie sah auffallend ernst aus für ein Kind von ihrem Alter; ihre Gesichtszüge waren aber sehr fein und regelmäßig, ihr blondes Haar stahl sich in seidnen Löckchen unter der Mütze hervor. Sie langweilte sich entsetzlich bei ihrem alten Ohm und ihrer alten Tante, die sie wol lieb hatten, aber doch nicht daran dachten, daß ein Kind lernen und spielen müsse. Sie konnte nicht in die Schule gehen, weil sie stumm war, und ihre Tante war viel zu alt, um sie in einer Handarbeit unterweisen zu können.

Die anderen kleinen Mädchen wollten nicht mit ihr spielen, weil sie sie nicht verstanden, und weil sie nicht hörte. Dann saß Ada bei ihrer Tante am Kirchhofsfenster, und dachte an zu Hause, an ihre Puppe, die sie so lieb hatte, die bei ihr schlief, die sie aber nun einer jüngeren Schwester hatte geben müssen —, an ihre Brüderchen, die ihr das Seil schwenkten, wenn sie sprang; an Mutter, die den Brei rührte und an Feiertagen für Jedes ein Stückchen Butter auf den Teller legte.

Die arme Ada hatte die schrecklichste aller Kinderkrankheiten, das Heimweh. Ja einmal, wie sie es gar nicht mehr aushalten konnte, hatte sie sich weggeschlichen und war nach Hause gelaufen; aber wie ein Deserteur war sie wieder eingefangen und zurückgebracht worden.

Alle Abende machte sie das Zeichen des heiligen Kreuzes, faltete ihre Hände und kniete einen Augenblick nieder, ehe sie schlafen ging, weil Mutter es sie gelehrt hatte; sie wußte aber nicht, warum sie es that, noch welche Bedeutung es hatte.

IV.

Meister Van Hecke hatte keinen Garten; er hatte nur ein kleines Höfchen, dessen nie geschlossenes Pförtchen auf Seppi's, des Glasers, Gärtchen ging. Er besaß aber am Ende des Dorfes, wo die letzten Häuser standen, eine schöne Besitzung, die man das Baumgärtchen nannte; es war eigentlich ein großer, langer Baumgarten, mit einem breiten Wege in der Mitte und Kirsch- und Nußbäumen zu beiden Seiten desselben. Ein Theil des Grundstücks diente zum Gemüsegarten; am Ende des Weges hatte einst ein Häuschen gestanden, das lange unbewohnt gewesen, jetzt aber ganz verfallen war und in Trümmern

lag. Unter den Schulkindern herrschte der Glaube, es sei ein verwunschenes Häuschen, das Gewitter habe es vernichtet.

Der alte Van Hecke dachte nicht daran, es wieder aufzubauen; es war jetzt nur noch ein Haufen Steine, aus dem hier und da Nesseln, Schierling und Goldwurz hervorsproßten. Man sah noch die Schwelle, die als Ruhebank dienen konnte; auch ein Stück Mauer stand noch aufrecht, man sah die weißgetünchte, grünlich gewordene innere Wand; ein Theil des verräucherten Schornsteins, der nur halb eingestürzt war, ragte über Alles hervor. Rundum war der Tummelplatz von Eidechsen und Heuschrecken.

Ada mußte zuweilen Kaninchenfutter holen, und das that sie sehr gern. Da nahm sie ihr Seil mit und sprang, sprang den langen Weg auf und ab, bis sie müde war, und sich auf die Schwelle des verfallenen Häuschens setzte. Sie mußte allein spielen, denn die anderen Mädchen wollten für sie nicht schwenken und sie nicht mitspringen lassen.

Ach, wie gern hätte Ada mit den Schulkindern gespielt! Zuweilen schlich sie auf den Boden, wo ein Netz mit trockenen Nüssen hing, blickte sich erst furchtsam um, ob es auch Niemand sah, und füllte dann ihre Taschen.

Leider wird die Stimme des Gewissens von solch armem taubstummen Kind nicht deutlich gehört; kann doch Niemand sie dieselbe verstehen lehren! Sie wußte wol, daß man es ihr verbieten würde, wenn man gesehen hätte, was sie gethan; aber weiter dachte sie nicht. Triumphirend lief sie zu den anderen Kindern, theilte ihre Nüsse aus und durfte nun mitspringen. Aber das geschah nur selten: meistens wurde sie gemieden und mußte allein im Baumgärtchen sitzen. Was that sie dort in den lieben langen Lenzestagen? Sie quälte und neckte die Thiere; sie verfolgte mit einer Peitsche die Eidechsen und Heuschrecken oder suchte sich das Kräutlein Wolfsmilch, aus dem ein schöner weißer Saft fließt; das brennende Naß strich sie über ihr eigenes Gesicht und dann ging sie mit entzündeten Augenlidern und geschwollenen Lippen nach Hause. Und dann lachte sie noch über ihre Streiche. Sie war mitleidslos geworden, weil sie selber von den Kindern nur Bosheit erfahren hatte.

Alle Tage ging sie jetzt zu Giuseppe, um die Zeitung zu holen. Oft blieb sie lange bei Conciper stehn, wenn er die Figürchen bemalte: er gab ihr dann wol ein Stück Stopffarbe und zeigte ihr, wie man daraus Töpfchen und Pfännchen machen und an der Sonne trocknen lassen könne.

Conciper befand sich seit einigen Wochen allein im Haus; Giuseppe war in der Schweizerheimath.

V.

Diesmal kehrte Giuseppe nicht allein zurück; er brachte einen Knaben von zwölf oder vierzehn Jahren mit, Paoletto, den er sein Handwerk lehren müsse, wie er sagte. Der Junge sah ganz besonders frisch und gewandt aus. Sein schwarzes Haar war auf der Stirne kurz geschnitten, am Hinterkopf hing es aber bis in den Nacken herab; in seinen dunkelen Augen lag jener südliche Glanz, der wie ein Sonnenstrahl in die Welt lacht. Er trug den runden Hut, die kurze Weste und die schweren Schuhe der Bergkinder. Die anderen Jungen

lachten ihn aus, wenn er mit ihnen spielen wollte; denn keiner von ihnen konnte ja seine Sprache verstehen.

Er stand im Laden neben Conciper. Die kleine Ada kam, um die Zeitung zu holen und betrachtete ihn neugierig vom Kopfe bis zu den Füßen. Auch Paoletto sah sich das kleine Mädchen an und lachte. „Ada", sagte sie; denn das war ja Alles, was sie sagen konnte. Giuseppe wollte sie hereinnöthigen; sie aber machte ihm durch Zeichen begreiflich, daß sie in den Baumgarten gehen müsse, um Kaninchenfutter zu holen. Er brachte die Zeitung aus der Küche und sagte zu Paoletto, der hier auch keine Spielkameraden hatte: „Geh mit und hilf ihr den Korb tragen!" Paoletto faßte sie an der Hand und Beide gingen ab.

Ada zeigte ihm, was Kaninchenfutter und was Unkraut sei, und in sehr kurzer Zeit hatte der Knabe mit seinem Taschenmesser den halben Korb voll wilder Fliederblätter, Moos und Gras geschnitten und Ada, die an einer anderen Seite gesucht hatte, kam auch bald mit voller Schürze herbeigesprungen. Was war das für eine große Freude, so zu Zweien um die Wette zu arbeiten!

Als der Korb voll war, führte sie Paoletto nach dem verfallenen Häuslein und sie setzten sich nebeneinander auf der Schwelle nieder. Wie Schade, daß sie nicht zusammen sprechen konnten! Von Zeit zu Zeit sahen sie einander an und lachten. „Ada!" sagte das Mädchen zuweilen, „Ada!" Es schien für sie ein wahrer Genuß zu sein, den Klang dieses Wortes hören zu lassen; sie war stolz darauf, dem Knaben zu zeigen, daß sie sprechen konnte. Armes Vöglein, wiederholst du immer und immer dein Gezwitscher?

Es war Sommerzeit: die Kirschen waren reif; in einem Augenblick saß Paoletto auf einem Baume. Ada mußte die gepflückten Kirschen in ihrer Schürze auffangen; denn sie hatten sonst Nichts bei sich, um sie hineinzulegen.

Darauf setzten sie sich wieder auf die steinerne Schwelle und aßen sie zusammen auf. Dem kleinen Schweizerbuben machte es Freude, das hübsche, kleine Mädchen anzusehen: das frische Gesichtchen mit blondem Haar und blauen Augen war etwas ganz Neues für ihn. Er zeigte mit dem Finger auf seine Brust, dann auf sie, nahm ihre Hand und that, als ob er einen Ring an ihren Finger stecken wollte. O, sei vorsichtig, Paoletto! Ada, der man Nichts begreiflich machen kann, Ada versteht es gar gut, daß du ihr ein Heirathsversprechen gibst, sie wird es niemals wieder vergessen!

Er erzählte ihr durch Zeichen, wie sie das Häuschen zusammen wieder aufbauen und bewohnen wollten und die kleine Ada klaschte vor Freude in die Hände. Sie nahmen den Korb, Jedes an einem Henkel, gingen in's Dorf, und trugen das frische, duftende Grün in den Kaninchenstall von Meister van Hecke.

Seit jenem Tage holte Ada sehr oft Paoletto ab, um mit ihm in den Baumgarten zu gehen, und bald hatten beide Kinder eine Sprache erfunden, die ihnen allein angehörte; Alles, was sie wollten, konnten sie sich durch Zeichen mittheilen. Sie gingen wol auch einmal weiter, als bis in den Baumgarten, und kehrten dann mit einem riesigen Strauße blauer Kornblumen heim; der prangte dann Tage lang vor Seppi's, des Glasers, Fenster.

VI.

Die kleine Ada war nicht mehr so trübselig wie früher; seitdem sie einen Spielgefährten gefunden hatte, schien das junge Leben in sanfteren Strömen in ihren Adern zu pulsiren. Nie mehr kam ihr die Lust, Thiere zu suchen und zu quälen. Sie saß nicht mehr, wie in der ersten Zeit ihres Hierseins, mit hängendem Köpfchen am Küchenfenster, gleichgültig und bewegungslos, während die Muhme die Hausarbeit verrichtete. Sie war von allem Heimweh genesen und dachte beinahe nicht mehr an das Elternhaus. Wenn nun Ohm van Hecke beim Zeitungslesen, mit der Brille auf der Nase, in Schlaf gesunken war, und die alte Frau aufstand, um Kaffee zu malen, bedeutete das Mädchen sie, sitzen zu bleiben; sie holte selbst Hobelspähne und Torf, pumpte Wasser in den Kessel, stellte die Tassen an ihren Platz, setzte Butter und Brot auf den Tisch, kurz, benahm sich wie eine kleine Hausfrau. „Ist es schon vier Uhr?“ gähnte dann der erwachende Ohm und Tante sagte: „Ich weiß nicht, wie es kommt, Ada hat sich in einem einzigen Sommer ganz verändert; sie ist mir wirklich jetzt eine rechte Hilfe; sie wird so schnell und behende.“

Meister van Hecke bemerkte die Veränderung ebenfalls. Sie half ihm die trocknen Erbsen, die zur Saat aufbewahrt wurden, von dem dürren Stroh zu pflücken und reihte sie mit einer Stopfnadel und einem Zwirnsfaden an lange Rispen, die der alte Mann im Speicher aufhing.

Ach, Ada dachte bei Allem, was sie that, an das einsame, verfallene Häuschen, in dem sie später mit Paoletto wohnen würde! Paoletto war für sie das Morgenroth, das Alles erhellte und Alles zum Leben erweckte.

Es war September geworden. Die Meerkerker Kirmeß war gekommen; die Buden standen auf dem kleinen Dorfanger, mit ihren grauleinenen Kappen und ihren weiß und roth karrirten Vorhängen, mit ihren Bergen von Mandeln, Pfefferkuchen, Lambertsnüssen und Karamellen.

Die Morgensonne schien herrlich; die Kinder kamen schon früh zur Besichtigung der Leckereien und des herrlichen Spielzeugs. Ada stand vor einem Haufen bleierner Kreuzlein, Ringe, Leuchterchen und Soldaten. Plötzlich sah sie Paoletto neben sich und ihr ernstes Gesichtchen klärte sich sogleich auf. Er holte seinen Geldbeutel aus der Tasche und machte ihr ein Zeichen, sich Etwas zu wählen: er wolle ihr ein Kirmeßgeschenk geben. Ada bedachte sich einen Augenblick, dann suchte sie einen kleinen bleiernen Ring und gab ihn Paoletto, der ihn bezahlte und ihn, um zu sehen, ob er auch passe, an ihren Finger steckte. Für den Schweizerknaben war das vielleicht ein Kinderspiel; für das stumme Mädchen war es die Erneuerung des Gelübdes, das er ihr einst im verwunschenen Garten gethan. Sie lief nach Hause; sie zeigte Ohm und Tante ihr Geschenk und die alten Leute verwunderten sich höchlich über die Ausgelassenheit des Kindes wegen einer solchen Kleinigkeit.

VII.

Paoletto war ganz und gar eingewöhnt. Sein fremder Anzug war zerrissen und verwachsen und nun wurde er wie die anderen Kinder gekleidet; freilich fielen seine fremden Züge und Geberden Jedermann auf. Alle fragten, woher Paoletto stamme und wer er sei. Ja, wer war Paoletto? Giuseppe

sagte es nicht und Niemand wagte danach zu fragen. Sprach man mit Conciper darüber, so zuckte er die Achseln und sagte, er wisse es nicht, hätte übrigens Giuseppe in seinem Vaterland gar nicht gekannt und wäre nicht wieder in der Schweiz gewesen, seit er in Flandern ansässig sei.

Obwol sehr zurückhaltend, wenn man mit ihnen von ihrem Lande sprach, waren doch die drei Schweizer durchaus nicht menschenscheu. Sie waren Mitglieder der verschiedensten Gesellschaften: der Bogenschützen von St. Sebastian, des Musikvereins St. Cäcilia u. s. w. Conciper spielte Clarinette und Paoletto blies die Flöte, Giuseppe, der keine Note Musik kannte, war dennoch actives Mitglied: er war Fahnenträger, und das ganze Dorf stimmte darin überein, daß Niemandem dies Amt so gut stehe, wie ihm. Paoletto war Feuer und Flamme, völlig verschieden von den vlämischen jungen Burschen. Wenn er nach Abwesenheit von einigen Stunden wieder nach Haus zurückkehrte, und Giuseppe im Sonntagsanzug an der Thür stehen sah, lief er auf ihn zu, machte einen Sprung, schlang die Arme um seinen Hals, die Beine um seine Hüften, und konnte, während sich Giuseppe lachend von ihm losmachte, nur immer rufen: „O Beppo, Beppo!" als ob er damit hätte sagen wollen: „Das Leben ist doch Nichts als Glück und Freude!"

Sie schienen alle Drei unzertrennlich zu sein, schliefen sogar in derselben Kammer. Diese war gerade so groß, wie die übrigen Räume des Hauses; zwei Stufen führten zu ihr hinauf; sie war sehr niedrig, mit rothen Steinen gepflastert, hatte nur ein Fenster, dessen grünliche Scheiben in Blei eingefaßt waren, es sah aus wie ein Kirchenfenster. Man sagte auch, es sei die Kapelle der Patres gewesen. Zuweilen geschah es, daß alle Drei noch lange nach Schlafengehen schwätzten und lachten, als ob der Schlaf sie ganz vergessen hätte. Für Paoletto war ihre Lebensweise indeß durchaus nicht günstig, wenigstens nicht für sein Erlernen der vlämischen Sprache, wie Giuseppe ganz richtig bemerkte: er kam beinahe mit Niemand zusammen, als mit ihnen Beiden, und dann sprachen sie italienisch, oder mit Ada, die gar nicht sprach.

Conciper schlug vor, den Burschen den ganzen Winter in die Schule zu schicken und ihn erst im nächsten Frühjahr in die Lehre zu nehmen. Sein Vorschlag wurde gebilligt und ausgeführt.

VIII.

Wenn ihn der Schulmeister fragte, wie er heiße, antwortete der Knabe stets: „Paoletto Gaettani". Bei der Volkszählung hatte man ihn als „Paolo Rosselli" in's Register eingetragen.

Der kleine Schweizer kam nun natürlich in Berührung mit anderen Knaben seines Alters und fing an, ihre Sprache zu sprechen und ihre Spiele zu lernen. Sie warfen sich mit Schneeballen und machten unter lautem Halloh und Jauchzen einen Schneemann. Die kleine Ada harrte dann voll Sehnsucht ihres ausbleibenden Spielgefährten, manchmal wol gar vergebens. Denn Paoletto hatte Schlittschuhe laufen gelernt und blieb lieber mit den Jungen auf dem Eise, anstatt mit dem stummen Mädchen zu spielen. Wie verlangte Ada nach dem Lenz, wenn er wieder aus der Schule daheim bleiben konnte! Aber als der Frühling kam,

mußte er anfangen, sein Handwerk zu lernen und mit Giuseppe ausgehen; deshalb kam er nur selten nach dem Baumgärtchen.

Nun war es mitten im Sommer; ein heißer, trockner Sommer ohne Regen und ohne erfrischende Nächte. Ein furchtbares Unwetter zog herauf, ein Hagelschlag vernichtete Alles. Giuseppe wurde in das Schloß von Meerkerke, oder vielmehr von Mere, wie man in der Abkürzung sagte, entboten, um nachzusehen, was für Schaden der Sturm in den Treibhäusern angerichtet habe. Er kam in seiner weiten Hose und seinem kurzen Wamms, mit dem Kasten auf dem Rücken. Der Baron von Mere erwartete ihn am eisernen Gitter und führte ihn herum. Dieser Baron war ein alter Junggesell von etwa fünfzig Jahren, der sich aus Liebhaberei auf den Landbau und die Blumenzucht verlegt hatte und jetzt hübsches Geld damit gewann. Er hatte vor ein paar Jahren einen Musterlandsitz errichten lassen, der viel von sich reden machte. Der Herr Baron war sehr herablassend, sprach mit Jedem, glaubte an seine Untergebenen jede unbescheidene Frage richten zu dürfen, die ihm nur in den Sinn kam, und hatte die Gewohnheit, alle Bauern bei ihren Vornamen zu rufen.

„Warum ist Euer kleiner Junge nicht mitgekommen?" fragte er; denn er hatte auch von Paoletto sprechen hören.

Giuseppe sagte, daß er ihm noch Nichts helfen könne, und daß er zu Hause bei Conciper anstreichen lernen müsse.

„Ich wundere mich, daß Ihr nicht heirathet," sagte der Baron; „Ihr seid doch auch Keiner der Jüngsten mehr, und es wird Zeit, daß Ihr Euch nach einer Frau umseht, wenn Ihr in Euren alten Tagen gut versorgt und nicht ganz verlassen sein wollt."

Giuseppe hätte ihm nun freilich ganz dasselbe sagen können; er that es aber nicht. „Signore Baron, ich bin Sie sich ein Mann, der niemals wird heirathen!" antwortete er.

„Und warum nicht, wenn Ihr nicht schon verheirathet seid?" sprach der Baron mit schelmischem Lächeln.

„Signore Baron, ich soll Sie sich hier doch nicht bleiben, ich soll Sie sich doch wieder nach meinem Vaterland gehen," sagte er.

„Aber was zieht Euch so besonders dahin?" fragte der Baron. „Ihr seid schon so viele Jahre aus Eurer Heimath fort und müßt hier ganz eingewöhnt sein."

„Sie ist sie sich doch der Geburtsort!" sagte Giuseppe, und stampfte mit aller Kraft, wie bestätigend, auf den Boden.

Der Baron lachte. Er konnte es auch nicht herausbekommen, ob Giuseppe verheirathet und ob Paoletto sein Kind sei oder nicht.

Der Herr von Mere schien ganz besonders aufgeräumt zu sein, trotz des Schadens, den der Sturm angerichtet hatte. Er erzählte dem Glaser eine große Neuigkeit: am selbigen Morgen hatte er seine Ernennung zum Ritter des Leopoldsordens erhalten. Das war der Wunsch seines Lebens gewesen; es war sein Wille, daß man ihm zu Ehren ein großes Fest veranstalte.

„Sappelment, Sappelment! Signore Baron, sie soll sich ein famos schön Fest sein!" sagte der Schweizer.

IX.

Man hatte alle Hände voll zu thun mit dem Bekränzen des kleinen Dorfes Meerkerke. Heute sollte der Baron festlich eingeholt werden. Auch das kleinste Häuschen war mit der dreifarbigen Fahne geschmückt. Alles lief durcheinander, Zimmerleute mit Leitern auf dem Rücken, Männer und Weiber mit grünen Zweigen und Latten und ganzen Stücken Zeug zu Wimpeln und Flaggen. Manche hatten sogar Tapezierer aus der Stadt kommen lassen; denn die Sache wurde mit allem Ernste betrieben. Herr von Mere hatte für den schönsten Häuserschmuck einen Preis ausgesetzt: zwölf silberne Löffel und Gabeln. Und nun wollte es Einer dem Anderen zuvorthun, daß es eine Lust war, zuzusehen.

Man fürchtete, nicht fertig zu werden; um fünf Uhr mußte der Zug vorbei ziehen, und Alle hatten noch so viel zu thun, Jeder trieb seine Umgebung zur Eile an. Giuseppe saß auf einer hohen Leiter an seinem Giebel, den er reichlich mit Eibischzweigen und Epheu bekränzte. Conciper lief mit Hammer und Nägeln hin und her, Ada und Paoletto trugen Körbe voll Grün herbei.

Man kam mit der unnöthigen Angst davon; um fünf Uhr war Alles fertig und auf seinem Posten. Das Dörfchen glich einem Lustgarten, Alle standen mit übereinandergeschlagenen Armen und schauten das eigene und des Nachbars Haus an. Jetzt war das freilich Alles noch Nichts; am Abend aber, wenn die Illumination anfing, da sollte es noch besser kommen!

Jetzt erklang die Musik. Das war das Zeichen, daß der Zug in der Nähe sei; denn alle Vereine hatten den Baron von seinem Schloß abgeholt, um ihn in's Dorf und bis an das Gemeindehaus zu begleiten. Das kleinste Mädchen aus der Schule, in festliches Weiß gekleidet, mit blauer Schärpe, mußte ihm einen großen Strauß kostbarer Blumen überreichen, der Gemeinderath gab ihm ein Banket und Abends sollte er mit Bürgermeister und Schöffen die Illumination bewundern. Er hatte dem Gesangverein St. Cäcilia bei dieser Gelegenheit eine neue Fahne geschenkt von rothem Sammt mit goldenen Franzen und ebensolcher Stickerei. Wie stolz trug Giuseppe das kostbare Prunkstück am ledernen Riemen! Langsam rückte er vorwärts, Schritt für Schritt, mit ernstem Gesicht geradeaus schauend beim feierlichen Einzuge.

Bei Einbruch der Dunkelheit zündete man die Lichtchen an. Meister van Hecke strebte nicht mit danach, den Preis zu gewinnen, er hatte nur ein paar Kerzen an die oberen Fenster gestellt; aber bei Giuseppe lief man in großer Aufregung mit Lichtern, Lampen und Laternen umher, die überall zwischen dem Grün angebracht werden sollten. Conciper, Ada und Paoletto hingen sie an Haken um die Fenster und unten um die Thür. Giuseppe mußte die obersten befestigen; er kletterte wie eine Katze an den Figuren von Stein in die Höhe, die an beiden Seiten den Giebel einrahmten.

In seinem Bodenfenster prangte ein Transparent mit einem Hoch auf den „Signore Baron" und in seine Laterne hatte er mattes Glas gesetzt, das so geschliffen war, daß es ein feuriges Kreuz bildete, wenn Licht dahinter gestellt wurde; aber sein Musterstück, an dem er am Längsten gearbeitet und das ihm am Meisten Mühe gemacht hatte, war ein zweites Transparent, welches das ganze

untere Fenster einnahm und worauf in großen gemalten Buchstaben einige von ihm selbst verfaßte Verse standen.

Niemand hätte in all' dem Grün, den farbigen Lichtern und prächtigen Zierrathen den alten Giebel wieder erkannt! Alle klatschten vor Verwunderung in die Hände, als sie das Haus sahen; ganze Haufen standen vor seinem Fenster, und Seppi lachte und betrachtete ebenfalls sein Werk von der Mitte der Straße aus, und rieb sich die Hände und sagte: „Sappelment, sie ist sich recht hübsch!"

Die Straßen sahen aus wie zur Kirmeßzeit; Alles mußte in der Nähe betrachtet werden, und Ada und Paoletto gingen Hand in Hand wie früher. Wie klopfte das Herz des kleinen Mädchens beim Anschauen von all' der Herrlichkeit, und zumal an der Seite ihres Spielgefährten, dessen bleiernes Ringlein sie an ihrem Finger trug! Es war der schönste Abend ihres ganzen Lebens, ihres kurzen, jungen Lebens.

Den anderen Tag wußte man im ganzen Dorfe, daß Giuseppe den Preis für die schönste Illumination gewonnen habe, und Alle waren damit einverstanden, daß er ihn auch verdiene. Das war ein Jubel und ein Fest in seinem Hause!

X.

Paoletto und Ada waren keine Kinder mehr. Ada war ein großes Mädchen geworden; viel zu hoch aufgeschossen für ihr Alter, und: „Wie ist sie doch so bleich!" sagte Muhme van Hecke. Ada's Wangen waren bleich, weil sie Paoletto nicht mehr sah. Die Jahre waren vorbei, in denen Knaben und Mädchen zusammen spielen, und er selbst suchte sie nicht mehr auf. Die Liebe, die sie als Kind für ihn gehegt hatte, war mit ihr gewachsen; für sie gab es kein anderes Glück, als von ihm geliebt und einst seine Frau zu werden.

Paoletto war fast einen Kopf größer als Giuseppe und ein tüchtiger Arbeiter. Er trug jetzt auch den Kasten, wenn sie zusammen ausgingen. Oft blieb Giuseppe zu Hause und Paoletto ging an seiner Statt. Zuweilen, wenn der Jüngling am Hause des Meisters van Hecke vorbeikam, nickte er freundlich mit sonnigem Lächeln dem jungen Mädchen am Fenster zu; und dann war sie wieder einen Tag lang glücklich. Aber manchmal vergaß er es auch und sah nicht zu ihr auf, und dann verfiel sie in ihre gewöhnliche Traurigkeit und dunkele, verzweifelte Gedanken bemeisterten sich ihres armen Kopfes.

Das beklagenswerthe Kind begriff jetzt das Schreckliche ihres Zustandes. Sie wußte wol, er würde sie, das taubstumme Mädchen, niemals heirathen! Was hätte sie nicht darum gegeben, sprechen zu können! Aber dann kam wieder ein leise schmeichelnder Gedanke, daß er ja doch mit ihr verbunden sei, und dann drehte sie das bleierne Ringlein um ihren mageren Finger. Er hatte ihr ja einst versprochen, sie solle seine Frau werden! Ach, sie fühlte, daß er dies Versprechen nicht halten würde; es gab selbst Augenblicke, in denen sie es selbst lächerlich fand, den schönen Paoletto an sich, an das arme, unglückliche Geschöpf zu binden. Ihre guten Eigenschaften wurden auf's Neue in ihr erstickt, was böse in ihr war, trieb wieder Blüthen in ihrem Gemüthe. Zuweilen fühlte sie etwas

wie Haß gegen ihn, einen Durst nach Rache sogar, von dem sie sich nicht Rechenschaft geben konnte. Sie wünschte dann, daß er in sein Vaterland zurückkehren und nie mehr wiederkommen möchte; dann brauchte sie wenigstens nicht zu sehen, wie er eine Andere zum Altare führte.

Zuweilen ging sie zu dem verwunschenen Häuschen, an dessen Schwelle er ihr versprochen hatte, es einst für sie aufzubauen und ein Heim für sie Beide daraus zu machen. Dann streckte sie die Hände zu Gott empor, als ob sie seine Rache erflehte. Sie wollte Paoletto verachten, verwünschen, vergessen — sie konnte es nicht. Hätte sie es vermocht, sie wäre weniger zu beklagen gewesen. Vor einem einzigen Lächeln auf seinen Lippen erstarb ihre Wuth; ging er aber an ihrem Hause vorbei, ohne sie zu bemerken, dann legte sie sich Abends still zu Bett und weinte — weinte, weil Paoletto sie nicht angesehen hatte und weil sie nicht sprechen konnte.

XI.

Paoletto war zwanzig Jahre alt und noch nie wieder in seiner Schweizer Heimath gewesen, seit er in Meerkerke wohnte. Endlich aber unternahm er die große Reise. Er wolle sich eine Frau holen, sagte er zu seinen Kameraden; die aber meinten, er scherze nur, und glaubten es ihm nicht. Giuseppe sagte, er werde ihm seine ganze Einrichtung überlassen und seinen längst gehegten Wunsch erfüllen, in sein Vaterland zurückzukehren.

Paoletto mußte es doch wol ernst gemeint haben; denn er schrieb einen Brief nach dem anderen an Giuseppe, und Conciper erzählte Allen, die es nur wissen wollten, daß er Hochzeit mache. Eines Tages erhielt der Verein St. Cäcilia Nachricht, welchen Abend Paoletto mit seiner jungen Frau ankommen werde. Nach alter Gewohnheit versammelten sich die Mitglieder und bereiteten sich vor, ihm zwischen zehn und elf Uhr ein Ständchen zu bringen. Die Nachricht von diesem Ereigniß verbreitete sich bald im ganzen Dorfe, lustig tummelte sich das Volk vor dem Hause Seppi's, des Glasers.

Die arme Ada war auch unter der Menge, sie war krank und hustete. Paoletto stand in der offenen Thür mit Angiolina, seiner jungen Frau, und konnte sich nicht enthalten, lustig den Tact zu der Musik zu schlagen. Die Blüthe der Gesundheit lag auf den Wangen der Schweizerin, Glück und Lebenslust funkelten in ihren Augen.

Ada sah die Gluth und die Schatten, und den Rauch der Fackeln um den großen Giebel ziehen. Die Musik hörte sie nicht; nur wenn man auf die große Trommel schlug, fühlte sie ein Zittern bis in die Fußspitzen. „Ada!" wimmerte sie zuweilen leise, und ihre Brust hob sich schwer und stöhnend. Es klang wie Todesröcheln. Ihre Hände waren krampfhaft ineinander geschlungen; starr blickte sie auf Angiolina.

Als man das dritte Stück spielte, glitt sie still in das Haus. Sie nahm eine Hand voll Schwefelhölzer und schlich wieder zur Hinterthür hinaus. Ihre Füße wankten; ihr Wille hielt sie aufrecht. Leise trat sie durch das offene Pförtchen in Giuseppe's Hofraum; sie ging in den Stall, wo der Schleifstein und die Treppenleiter standen und wo die Hobelspäne und Kohlen lagen. Sie

steckte ihre Schwefelhölzer in Brand, ihre Augen traten starr aus den Höhlen heraus, ihre Mundwinkel zogen sich krampfhaft zusammen, mit bebender Hand schob sie die Schwefelhölzer unter die Hobelspäne, die schnell in lichterlohen Flammen aufgingen. Sie fühlte die Wohlthat der Rache — Paoletto's Haus durch sie verwüstet, er und seine junge Frau obdachlos in die Welt gestoßen durch sie, deren ganze Hoffnung auf Lebensglück vernichtet war! Das taubstumme Mädchen kannte nicht den Unterschied zwischen gut und böse; sie verstand ihre Missethat selbst nicht.

Ein Schreckensruf stieg aus der Menge auf: „Feuer!" rief man, „Feuer!" denn Rauch und Flamme umspielten schon den Giebel. Ada stand wieder unter dem Haufen und sagte mit großer Kraftanstrengung: „Ada!" und wies auf ihre Brust und zeigte, daß sie es gethan habe. „Ada!" keuchte sie athemlos und es war, als ob sie bei all' dem Schrecken Lust hätte zu tanzen. Niemand gab Acht auf sie, man hatte alle Hände voll zu thun beim Löschen; Jeder half, soviel er konnte. Glücklicherweise war dicht hinter Giuseppe's Haus ein Wassergraben, der unter dem Volke der Paterswall hieß.

Es dauerte lange, ehe man der Flammen Meister wurde; aber endlich glückte es doch, das alte Haus zu retten. Der Stall war ganz niedergebrannt; Keiner der Anwesenden dachte aber an Brandstiftung. Conciper machte sich Vorwürfe, an der Feuersbrunst Schuld zu sein; er gestand, daß er wenige Augenblicke vor dem Ausbrechen des Feuers mit der Pfeife im Stall gewesen sei, um Hobelspäne zu holen. Meister van Hecke und seine Frau waren von dem Vorgefallenen so sehr erschreckt und hatten so große Sorge für ihr eignes Haus gehabt, daß sie Ada's Abwesenheit gar nicht bemerkten. Vielleicht dachten sie auch, das taube Mädchen habe Nichts von dem Lärm gehört und liege ruhig im Bett.

Als sie sie am andern Morgen wecken wollten, fanden sie sie nicht. Wie erschraken die alten Leute! Hatten sie das arme Mädchen gestern Abend ausgesperrt? Was war mit ihr geschehen? „Sie wird vor Angst nach Hause gelaufen sein", sagte Meister van Hecke endlich, um seine eigne Unruhe zu stillen und um seiner Frau etwas Muth einzusprechen. Sie schickte einen Boten nach Smoregem, um zu erfragen, ob Ada bei ihren Eltern sei. Auch im Dorf wurde überall nach der Vermißten gesucht.

XII.

Ja, Ada war bei ihren Eltern; sie war mitten in der Nacht angekommen und hatte sie aufgeweckt. Wie ein Gespenst war sie an ihrem Kammerfenster erschienen, sie hatte an allen Gliedern gebebt, ihre Augen hatten weit offen gestanden, und mit bebenden Lippen hatte sie immer nur „Ada, Ada!" wiederholt, dabei auf ihre Brust gewiesen und den Eltern durch Zeichen zu verstehen gegeben, daß es im Dorfe brenne.

Sie hatten inniges Mitleiden mit ihr. „Sie muß in einer wahren Todesangst fortgelaufen sein!" sagte ihre Mutter, und der Vater nahm sich vor, gleich nach Tagesanbruch nach Meerkerke zu gehen, um zu sehen, was es dort gegeben habe. Ada war so müde und abgemattet und erschöpft, daß sie in Ohnmacht fiel, sobald man sie auf einen Stuhl niedergesetzt hatte. Ihre Mutter holte

Essig und wusch ihr die Schläfe und die Stirn. Sie verweigerte Nahrung zu sich zu nehmen; auch einen warmen Trunk, den man ihr anbot, wies sie von sich. Ihre Eltern sahen wol, daß sie sehr krank sei; die Mutter glaubte, Ruhe würde ihr gut thun, weil ihre Nerven so erschüttert waren. Sie half ihr beim Ausziehen und brachte sie zu Bett. Sorgfältig deckte sie ihr krankes Kind zu und stellte ein Nachtlicht auf das Tischchen am Kopfende des Bettes.

Ada fiel bald in einen sanften Schlaf; ihr Athem wurde ruhiger und regelmäßiger. Ihre Mutter setzte sich neben das Bette auf einen Stuhl; sie wagte nicht, den Doctor aus dem Schlaf zu wecken, wünschte aber sehnlich, es möchte Tag werden, um ihn rufen zu können. Als das Mädchen so still geworden war, wehrte auch die Mutter dem Schlafe nicht mehr und nickte ein. Es war schon Tag, als der Eintritt des Vaters sie erweckte. Schnell öffnete sie die Fensterläden, das Tageslicht fluthete in's Kämmerchen und zeigte ihnen ihr Kind. Erschreckt stieß sie einen Angstschrei aus, der Vater desgleichen; auch er hatte die schreckliche Wirklichkeit erkannt.

Ada lag unbeweglich und steif und starr; Ada war todt!

Das Jammergeschrei der Eltern rief die Kinder herbei; sie wußten noch gar nicht, was geschehen war. Vater und Mutter weinten und schluchzten und waren wie von Sinnen. Sie machten einander Vorwürfe, sie verklagten sich selbst, daß sie Ada vom Hause weggegeben hatten, sie beschuldigten sich, die Ursache ihres Todes zu sein. Der Vater raufte sich das Haar, und die Mutter fiel weinend auf die Knie, als wollte sie ihr Kind um Verzeihung bitten für Alles, was sie an ihr gesündigt.

Die Menschen aus dem Volk geben sich ihrer Freude und ihrem Schmerze laut hin. Auch that es den armen Eltern gut, in ihren Thränen und ihrem Kummer Erleichterung ihres Schmerzes zu suchen.

Ada lag regungslos inmitten all dieses Herzeleides, Paoletto's bleiernes Ringlein am Finger, mit ihrer verschmähten Liebe, ihrem verschwiegenen Leid und ihrem gebrochenen Herzen.

XIII.

Jetzt mußte es sich doch herausstellen, wer Paoletto sei; der Trauschein mußte es ja zeigen. Paoletto war das Kind einer jüngeren unverheiratheten Schwester Giuseppe's. Sie war früh gestorben, und es war geglückt, den Knaben zu verbergen. Er wurde bei einem fernen Verwandten, der Gaettani hieß, mit den Kindern des Hauses erzogen, bis er groß genug war, um mit Giuseppe in die Fremde reisen zu können. Er nannte seine Pflegeeltern Vater und Mutter, und glaubte lange Zeit, er trage ihren Namen. Doch frühe genug kam die Wahrheit an's Licht und er verheirathete sich mit Gaettani's jüngstem Töchterchen, Angiolina, der Spielgenossin seiner Kinderjahre.

Giuseppe verließ Flandern; was er aber so lange gewünscht hatte, schien ihn jetzt gar nicht sehr zu erfreuen. Er fühlte den Zug eines doppelten Vaterlandes; er hätte gehen und bleiben mögen. Hier hatte er seine Frühlingsjahre in emsiger Arbeit zugebracht; hier hatte er friedliche Tage verlebt; jetzt sollte er sich von Allem, was er geliebt hatte, losreißen: von seinen alten Bekannten, von allen Gegenständen, die ihn umgaben und — von Conciper!

In Giubiasca war er geboren, und Alles dort erinnerte ihn an die Spiele seiner Kindheit. Dort lebte noch sein alter Vater und seine alte Mutter, denen er Alles geopfert hatte. Ihretwegen hatte er früh sein Vaterland verlassen, um sich in fremden Ländern zu mühen und abzuarbeiten. Um ihretwillen hatte er niemals an's Heirathen denken können; denn sie waren sehr arm und er war ihr einziger Versorger. Und nun wollte er mit seiner Rückkehr ihrem Alter Licht und Freude bringen und sie nie mehr verlassen.

Allen Menschen im Dorfe that es leid, daß Giuseppe fortzog, und mancher Freund kam noch im letzten Augenblicke vor der Abreise, um ihm die Hand zu drücken. Der alte Meister van Hecke sagte mit bebender Stimme: „Seppi, wir sehen einander zum letzten Male!" Paoletto nahm ihm das Versprechen ab, in zwei Jahren zurückzukehren; er konnte doch nicht Lebewohl auf ewig sagen. Er versprach es: „Sappelment! sie soll sich es auch thun!" sagte er.

Er wollte es gern seinen Freunden aussprechen, wie tief ihn ihre Herzlichkeit rührte und wie leid es ihm thäte, sie verlassen zu müssen; aber er fand keine Worte. Er drückte ihnen die Hand, sagte immer wieder „Auf Wiedersehen!" und „Lebewohl!" Aber er ging doch keinen Schritt vorwärts, er stand wie im Boden festgewurzelt und schämte sich der Thränen, die ihm in die Augen kamen; er hielt sie mit Anstrengung aller Kräfte zurück.

Jetzt stand er vor seinem Knechte und reichte ihm beide Hände; der hielt sie fest und schüttelte sie immer und immer wieder. Sie sahen einander an: „Conciper, Sappelment, Conciper!" sagte er.

Conciper konnte noch nicht einmal so viel hervorbringen. Thränen hingen an seinen Wimpern und rollten über seine Wangen; Mancher der Anwesenden zog sein Taschentuch heraus, und Giuseppe konnte sich auch nicht mehr halten. Er hatte gehofft, ruhig und wie ein Mann, ohne zu heftige Erschütterung, vom Dorfe Abschied nehmen zu können; jetzt aber fühlte er, daß er sich für stärker gehalten hatte, als er war.

„Sappelment, es ist sich Conciper, der an Allem schuld ist!" sagte er, trocknete seine Thränen und stieg in den Wagen.

Conciper hörte ihn fortrollen, er sah, wie Giuseppe noch einmal zurückwinkte, ehe man um die Ecke bog — aber dann überließ er sich auch rückhaltlos seinem Schmerze und weinte laut auf, wie ein Kind.

Paoletto und Angiolina wohnen noch in dem alten Hause und sind sehr glücklich. Selten denkt er noch an den Baumgarten und das verwunschene Häuschen; das stumme Mädchen, mit dem er als Knabe gespielt, ist für ihn nur eine Erinnerung aus seinen Kinderjahren, wie viele andere auch.

Er arbeitet auch wol einmal in Smoregem und geht über den schmalen Kirchhoffteg neben ihrem Grabe; aber er denkt gar nicht daran, daß hier Ada schläft, obgleich er so dicht an ihrer Schlummerstätte vorbeigeht.

Literarische Rundschau.

Neuere Novellen und Romane.

Quisisana. Novelle von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staackmann. 1880.

„Quisisana" lautet der Name eines Gasthauses auf Capri, dessen herrliche Lage Spielhagen schon in seinen Reiseskizzen „Von Neapel bis Syracus" begeistert gepriesen hat. „Qui si sana! Das klingt so tröstlich, so verheißend: Hier gesundet man!" Im Begriffe, nach Italien und nach diesem köstlichen Orte aufzubrechen, wird Bertram, der Held der neuen Erzählung, ein Fünfzigjähriger, dessen Herz einen „bösen Klappenfehler" hat und der eben aus schwerer Krankheit genesen will, in die Liebe zu Erna, der Tochter seines nächsten Freundes, verstrickt, in eine Leidenschaft, welche von jener, wie es scheint, voll erwidert wird. Spät erst stellt sich heraus, daß Erna, in der Pause gleichsam eines früheren, durch Irrungen getrübten Liebesverhältnisses mit dem jungen Officier Kurt, sich und den Helden getäuscht hat; in edler Entsagung vereinigt dieser selbst die Getrennten und sucht in den unruhigen Kämpfen der Politik Vergessen und Gesunden. Aber nur Schein war der hohe Schwung, den sein Geist von Neuem nahm. Ein Brief aus Quisisana, der das reinste Glück der nun Vermählten athmet, gibt dem innerlich Gebrochenen den letzten Stoß: in derselben Nacht noch, in der er jenes Schreiben gelesen, verstummt sein edles Herz auf immer.

Mit großer Kunst hat Spielhagen es verstanden, seinen Helden vollkommen in den Mittelpunkt des Interesses zu stellen, indem er alle Personen um ihn gruppirte und von ihm aus ihre Beleuchtung empfangen ließ. Da ist beispielsweise eine Fürstin Volinzow, die den Kurt geliebt hat, wie Bertram seine Erna, und die opfermuthig, gleich jenem, ihrer Liebe entsagt und die für einander Bestimmten vereinigen hilft. Aber welchen Kontrast zwischen ihr, der Geistreichen, Beweglichen, die nach den ergreifendsten Vorgängen, als wäre Nichts geschehen, vor der Welt erscheinen kann, die sicher weiß, daß sie gesunden wird, ob sie gleich krank ist, todtkrank — und dem in seinem innersten Sein Erschütterten, der bereit ist, einzutreten in Reih und Glied, zu kämpfen, so lange die Kraft reicht — aber der es fühlt und ahnt, daß nur nach Tagen noch sein Dasein zählt und daß er nimmer und nimmer gesunden kann. Und wie auf die Figur des Helden durch den Gegensatz zu jener Fürstin ein eigenthümlicher Reflex fällt, so geschieht es auch durch die Contrastirung Bertrams mit dem Obersten, dessen thatkräftiger Egoismus, dessen brutale Energie sich alles das leichtlich erwirbt, was dem Helden sich entzieht; oder durch die Kontrastirung mit dem treuen Diener Konski, dem wackeren, lustigen Gesellen, der über den Verlust seiner Christine gar bald bei Aurora sich tröstet und in seiner munteren Leichtlebigkeit Nichts empfindet von all den Kämpfen des geliebten Herrn.

Aber freilich, ein Bedenken — das wichtigste, das uns gegenüber diesem Werk von vollendeter Technik aufsteigt — können wir nicht unterdrücken. Alle

diese Entgegensetzungen tragen nur noch dazu bei, Bertram, wie so manche andere Helden Spielhagen'scher Dichtungen, auf eine unnahbare Höhe zu stellen, welche an die Realität des Charakters nur schwer glauben läßt. Nicht nur im Besitze aller kleineren Vorzüge muß Bertram sich finden — er versteht selbst geläufig Italienisch, wie uns etwas mühsam beigebracht wird — sondern auch Charaktereigenschaften und Fähigkeiten soll er in sich vereinigen, die mit einander, so scheint es, nur schwer sich vereinigen lassen. Er ist Dichter, er ist Gelehrter, er ist Politiker; in allen Lagen des Lebens findet er spielend sich zurecht, in allen bewährt er sich gleichmäßig als edel, thatkräftig und bedeutend. Er ist der Mann, der Alles überragt, vor dem ein Jeder, der Hohe wie der Geringe, der Jüngling wie der Greis am Stabe, sich in neidloser Bewunderung beugt. Wir haben uns in der That gefreut, wenigstens einen schwarzen Punkt, sei er auch noch so winzig, an diesem sonst wolkenlosen Horizont zu entdecken: Bertram, der einem Pistolenduell entgegengeht, weiß nicht, wie man eine Pistole abdrückt, er ist seinem Gegner nicht ebenbürtig. Um so bemerkenswerther dies, als andere Helden Spielhagen's, wie beispielsweise Oswald Stein, gerade wegen ihres vortrefflichen Pistolenschießens berühmt — oder berüchtigt — sind.

Und wunderbar: gerade derjenige Charakter, dessen Realität wir anfechten — Bertram selbst nimmt innerhalb der Novelle Gelegenheit, über das leere Idealisiren der Romandichter sich auszusprechen, und so treffend sich auszusprechen, daß wir uns nicht entschlagen können, die Stelle herzusetzen: „Um den Beifall der Menge buhlend, wie ihr Metier es zu erfordern scheint, accommodiren sich die Dichter nur zu leicht dem Geschmack der Menge, die bekanntlich wie ein Kind nach dem Bunten, Glänzenden gierig greift. Wie sollten sie also nicht die Heldin als unvergleichlich schön, den Helden als unbändig tapfer schildern und im Uebrigen alle Ehrenqualitäten auf die gebenedeiten Häupter häufen! Ob die eine Qualität etwa die andre mehr oder weniger ausschließt, ob sie nicht an und für sich alles Maß des erfahrungsmäßig Möglichen überschreitet — ei nun, man wird ja nicht so genau zusehen! und wenn es einer thut, so ist er eben ein Pedant."

Mit Recht rühmt man an Spielhagen, daß bei ihm Theorie und Praxis stets auf das Genauste einander decken: wir wünschen aufrichtig im Interesse des verehrten Dichters, daß es ihm gelingen möge, in Zukunft auch in dem von uns hervorgehobenen Punkte das Geforderte mit dem Geleisteten in sichere Uebereinstimmung zu bringen.

Die Böhminger. Roman von Heinrich Laube. 3 Bände. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger. 1880.

Die Böhminger sind Nachkommen Jakob Böhme's, des philosophischen Schusters von Görlitz. Eine von diesem herrührende Familienstiftung, als geheimnißvolle Machtquelle angesehen, zieht sich durch das ganze Werk, um schließlich zu „verduften". Die Erzählung zerfällt in eine kurze Vorgeschichte und die eigentliche Geschichte. Jene spielt im Jahre 1741, diese zur Zeit des Hambacher Festes (27. Mai 1832). Die in jener auftretenden Personen sind die Ahnen der an dieser betheiligten Familien, Feindschaften, welche 1741 entstanden, sind 1832 noch wirksam. Die Vorgeschichte, die etwas jäh abbricht, bietet reizende idyllische Züge, bürgerliches Kleinleben im beschränktesten Kreise mit liebevoller Hand geschildert; ausführliche, aber feine Malerei. Die eigentliche Geschichte bewegt sich energisch und bunt vorwärts; ein breiter Pinsel ist nicht wählerisch, grelle Effecte in großer Zahl rasch auf die Leinwand zu werfen. Vielfacher Wechsel des Schauplatzes: Görlitz mit Umgebung, Heidelberg, Baden-Baden, Straßburg, München, Berlin. Der Held, Saul Böhminger, soll Theologe werden, entwickelt sich aber zum liberalen Schriftsteller. Er ist mit einer Verwandten verlobt, läßt sich aber in die Netze einer schönen Jüdin ziehen, woraus für ihn moralische Verpflichtungen erwachsen. Die Jüdin wird in

Straßburg wegen Kindesmordes angeklagt; Schwurgericht; ihre Unschuld kommt zu Tage; Saul ist ritterlich-heroisch für sie eingetreten; sie hat die Gefälligkeit, gleich nach der Verhandlung zu sterben und dadurch für Saul den Weg zu seiner Verlobten wieder frei zu geben; Saul erschießt den Ankläger im Duell; wird in Preußen als Demagog gefangen gesetzt, durch Protection befreit und mit seiner Braut vereinigt. Um ihn gruppiren sich: ein Vater, der vermißt wurde, viele Jahre in Sibirien zubrachte und unerwartet zurückkommt; eine frömmelnde Mutter; ein schurkischer pietistischer Kriegsrath, der Hauptintrigant der Geschichte, der sich als Dieb erweist und in Amerika jämmerlich endet; ein russischer Spion; deutsche Demagogen, die sich von dem Spion in Sold nehmen lassen; ein vornehmer Carbonaro; verschiedene hohe Beamte, hohe Geistliche; ein paar arme Teufel in Nebenrollen; ein vor Liebe wahnsinniger Mönch, der in München das Hauptquartier der Clericalen anzündet; ein verunglückter Candidat, der mit seinem Pintsch als Bettelmönch wichtige Missionen ausführt; ein Wildschütz ꝛc. Zuletzt in Berlin die Fürstin Pückler („Luckner"), Varnhagen, Rahel, Alexander von Humboldt, König Friedrich Wilhelm III. Der Verfasser läßt es an Bewegung, Abwechselung, Spannung nicht fehlen. Die politischen Verhältnisse werden dargestellt, wie man wol zu jener Zeit in liberalen Kreisen sich das Weltgetriebe dachte: Deutschland von einem Netze der verschiedenartigsten Intriguen übersponnen; alle möglichen in- und auswärtigen Mächte für die deutsche Revolution interessirt, halb zuwartend, halb fördernd; geheimnißvolle Persönlichkeiten, in deren Händen einige Fäden zusammenlaufen und welche daraufhin gelegentlich andere ebenfalls Mächtige, aber minder Mächtige, in Schrecken setzen und nach ihrem Willen lenken. Das Ganze für den Roman sehr geeignet, aber kein Abbild der wirklichen Welt, mit der es auch sonst nicht eben genau genommen wird: Bd. III. S. 211 gibt es — ganz richtig — noch keine Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam; aber Bd. III. S. 191 kann man aus Berlin mit der Eisenbahn nach der Schweiz entfliehen! Im Jahre 1832!

Das goldene Kalb. Roman in drei Bänden. Von Rudolph von Gottschall. 1880. Breslau. Ed. Trewendt.

Es gibt Romane, welchen man vom Standpunkte der rein ästhetischen Kritik nicht gerecht werden kann, weil die Absichten des Dichters zum Theil außerhalb des Künstlerischen liegen. Es ist oft angezweifelt worden, ob dem Autor das Recht zugestanden werden könne, innerhalb eines Romans ganz bestimmte polemische Zwecke zu verfolgen. Dieser Zweifel erledigt sich wol am Besten durch einen Blick auf die Geschichte des Romans. Je reicher und mannigfaltiger sich das moderne Leben entwickelte, desto mehr Elemente hatte auch „das moderne Epos" in sich aufzunehmen, desto häufiger wurde es dazu benutzt, verzerrte, ungesunde Strebungen in dem Spiegel satirischer Darstellung wiederzugeben. Rudolph v. Gottschall, dessen „Im Banne des schwarzen Adlers" rein künstlerische Ziele verfolgt, benützte in dem vorliegenden Werk die Form des Romans für eine thatkräftige Strafschrift gegen den modernen Zeitgeist. Jeder Dichter der Gegenwart, welcher noch die Berechtigung einer idealeren Weltansicht anerkennt und verficht — und Gottschall ist ein solcher — verdient den Dank aller Gutdenkenden. Die Selbstsucht und der Pessimismus sind heute endemische Krankheiten geworden und herrschen in fast allen Kreisen der Gesellschaft, unten, wo der Kampf um's Dasein am Wildesten tobt, im Handel und Wandel, oben bei den „auserwählten Zehntausend" und leider selbst bei vielen Derjenigen, welche das Salz der Nation bilden und eigentlich bestimmt sind, in Wissenschaft und Kunst die Ideale unseres Daseins hochzuhalten. „Das goldene Kalb" ist eine Gottheit, welche sich nicht mit symbolischen Libationen begnügt, sondern Menschenopfer fordert; Charakter und Ueberzeugung, Recht und Wahrheit werden ihr hingegeben, um damit Genuß und Glanz, den täuschenden Schein des Glückes zu erkaufen. Man fühlt in allen Theilen des Romans, welche die Irrthümer und

Laster der Zeit und deren Vertreter behandeln, die leidenschaftliche Erregung und die Absicht des Autors klar heraus. Diese Gesellschaft ist sehr bunt und trotz der absichtlichen Uebertreibung im Kerne so wahr, daß man für jede Type ein Original aus der eigenen Lebenserfahrung unterschieben kann, für den Parlamentarier, welcher die Selbstsucht unter schönen Phrasen versteckt, für den Theaterkritiker, welcher die Stellung seinem frechen Gassenjungenwitz verdankt, für die Aristokraten, die den unbefleckten Wappenschild durch Theilnahme an unehrenhaften Gründungen entwürdigen, für den Emporkömmling, dessen größtes Capital seine Habsucht ist. Mit Schärfe und Geist ist das Treiben in gewissen Kreisen des Schauspielerstandes, die Verkommenheit unserer Bühnenverhältnisse, der Einfluß der socialistischen Agitation, die Hohlheit und Falschheit des gesellschaftlichen Lebens gezeichnet. Ganz besonders interessant ist Sintenis, der einstige Erzieher des edlen Helden; er gehört jener Reihe von Charakteren an, welche von den Dichtern des Sturmes und Dranges angedeutet, von den Romantikern (Lovell) weiter ausgeführt, durch das junge Deutschland in typischer Art ausgeprägt worden sind, wie Cäsar in Gutzkow's „Wally", und entsprechende Gestalten im „Jungen Europa" Laube's. Von Natur hochbegabt, voll Geist, aber zerfressen von Genußsucht und von einem dämonischen Pessimismus, welcher alle Schaffensfreude und Thatkraft verzehrt, ist Sintenis — leider! — ein echt moderner Mensch, ohne sittliches Bewußtsein, ohne einen Funken jenes belebenden Idealismus, welcher allein den Mann im Getriebe des gegenwärtigen Lebens aufrecht zu erhalten vermag. — In ihm, wie in allen ernsten Gestalten des Romans, hat Gottschall nur die dichterische Kraft walten lassen, ohne die poetische Wirkung durch satirische Streiche zu beeinträchtigen, wenn auch die Farben manchmal zu glühend aufgetragen sind. Bei diesem Roman geht zum Schluß die Lehre hervor: Rettung aus den Wirren der Zeit kann nur bringen die selbstlose Arbeit aller Stände, die Beherrschung der niedrigen Triebe, das Streben, sich „als dienendes Glied dem Ganzen" anzuschließen.

Die Form ist stets des Autors würdig, nur in einzelnen Zügen könnte man weniger Schärfe wünschen, wie in der Zeichnung des Schwindlers Marpinger, welcher immer, sogar auf einem Ball, mit Sporen an den Stiefeln erscheint.

Die Botschafterin. Roman von Friedrich Uhl. 2 Bde. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Friedrich Uhl gehört seit Langem zu den tonangebenden Theaterkritikern in Wien; er führt in der „Wiener Abendpost" das Referat über das Burgtheater und in fachlicher wie in formeller Hinsicht genießen seine Urtheile eines ausgezeichneten Rufes. Diese Thatsache ist vorweg zu betonen, um zu seinem neuesten Roman die richtige Stellung nicht zu verfehlen, denn derselbe hängt in seinem Hauptvorzug und in seiner Schwäche mit der dramaturgischen Uebung des Autors zusammen. König Ladislaus IV. von Polen, der bei dem französischen Hofe um die Hand der Prinzessin Marie von Nevers-Gonzaga geworben, dann aber aus politischen Gründen sich mit der Erzherzogin Renate von Oesterreich vermählt hat, ist nach acht Jahren Wittwer geworden und kommt auf seine alte Neigung zurück. Er sendet eine Botschaft nach Paris, Prinzessin Marie nimmt seine erneute Werbung an, wird ihm per procuram angetraut und reist in Begleitung der ihr als außerordentliche Botschafterin beigegebenen Marschallin v. Guebriant nach Warschau. Aber während dieser Fahrt, welche fünf Monate, von November 1645 bis zum März 1646 währt, ist König Ladislaus anderen Sinnes geworden, weil ein französischer Edelmann, der sich von der Prinzessin Marie beleidigt glaubt, dieselbe bei ihm verleumdet und ihre Liebschaften mit dem Herzog Gaston von Orleans und Cinqmars ihm denuncirt hat. Der König hat überdies in der Zwischenzeit ein Fischermädchen, Namens Marina, kennen gelernt, welches sein Herz mit Liebe erfüllte. Als die Königin in Warschau ankommt, wird sie von ihrem Gemahl in beleidigender Weise empfangen; Ladislaus

zieht sich unter dem Vorwande einer Erkrankung völlig von ihr zurück und will die Ehe für ungültig erklären lassen. Nun hat die „Botschafterin" — dieses Unicum in der Geschichte der Diplomatie — ihre Mission zu erfüllen und sie thut es mit vollem Erfolge; sie stellt fest, daß jener französische Edelmann sich im Irrthum über die Königin befunden, sie behandelt den König, den sie für sich eingenommen, mit vollendeter Ueberlegenheit und zwingt ihn, den Vorwand der Erkrankung fahren zu lassen, sie führt endlich auch das schöne Fischermädchen Demjenigen, den es wirklich liebt, einem Hofmanne in die Arme. So ebnet sie das Terrain, um die Wiederannäherung zwischen Ladislaus und Marie zu ermöglichen. Wie sie diese sehr complicirte Arbeit verrichtet, darin liegt das dramatische Moment des Romans. Man glaubt nicht Alles, denn bisweilen läßt sich der König von ihr mehr bieten, als nach aller Wahrscheinlichkeit zulässig ist; aber Uhl hat offenbar die Scene vor Augen gehabt, indem er dieses Intriguenspiel entwarf, und es mag sein, daß dasselbe unter dem Lampenlichte weniger unglaubhaft erscheinen würde, als in dem Buche, das den Spielraum der Illusion verengert. Der Vorzug wird auf diese Weise zum Fehler, und nur die große Kunst, mit der Uhl den Dialog führt, hebt den Leser über das Dilemma hinweg. Daneben erfreut man sich aber von Herzen an den trefflichen Schilderungen der Zeit und des Locals, denen eingehende Studien zu Grunde liegen, an gelungenen Episoden, wohldurchdachten Charakteristiken und an dem resoluten Fortgange der Handlung. Uhl stützt sich auf französische Memoiren, denen er die Anregung zu seinem Roman entnommen hat; er waltet aber völlig frei mit dem Stoffe und seine Erzählung verhält sich zu ihrer Quelle wie ein Strom, der stolze Schiffe auf seinem Rücken trägt, zu der Wasserritze am Bergeshang, welcher er entsprungen. Auch sonst schon hat der geistreiche Mann eine feine Hand bekundet, wenn es sich darum handelte, ernste Cultur- und Kunststudien dichterisch zu verwerthen; aber zu jener Freiheit, kraft welcher das schöpferische und das reflectirende Element so auseinandergehalten oder vielmehr so überwunden werden, daß keines durch das andere geschädigt wird, ist er erst in seiner „Botschafterin" vorgedrungen. Die Erzählung leidet nicht unter den Zuthaten. Wir freuen uns, dies ganz besonders hervorheben zu können, denn im Allgemeinen wird mehr als billig gegen die epischen Ansprüche des Romans gesündigt. Uhl's „Botschafterin" ist sehr unterhaltend, ohne zu verleugnen, daß sie einem höchst gebildeten Schriftsteller ihr Dasein verdankt.

Kunst und Kunstgeschichte.

Die Gründung und die Ziele des schlesischen Museums der bildenden Künste. Einladungsschrift des Curatoriums. Breslau, 1880.

Mit einer sachgemäß und gutgeschriebenen, auf prachtvollem Papier gedruckten Schrift zeigt das Curatorium die Eröffnung der schlesischen Sammlungen an und gibt Rechenschaft über die langjährige Thätigkeit, der die Entstehung des Institutes zu verdanken ist. Wir empfangen in sorgfältig durchgeführtem Stiche eine Generalansicht des schönen Gebäudes, das, soweit die beigegebenen Grundrisse beurtheilen lassen, seinem Zwecke wol entsprechen wird. Sehr interessant ist, zu sehen, wie der Bau des Museums aus einem bloßen Wunsche erst zu einer Möglichkeit, allmälig zu einem anerkannten Bedürfnisse und schließlich zu einer Nothwendigkeit wurde. In dieser scheinbar kahlen Berichterstattung liegt Stoff für manchen Gedanken.

Das Museum ist hervorgegangen aus der Initiative des höheren Beamten- und Bürgerstandes. Die Provinzialstände haben dann in glänzender Weise ihre Mit-

wirkung eintreten lassen. Das zum Besuch einladende Curatorium repräsentirt in seinen acht Mitgliedern alle Stände, die Repräsentation würde noch vollständiger sein, wenn nicht eines der thätigsten Mitglieder, ein Redacteur, kurz vor Abschluß ausgeschieden wäre. Es ist Nichts darüber gesagt, wie die Confessionen sich dazu stellen, und in wieweit man sich officiell Seitens der Katholiken am Zustandekommen des Institutes betheiligt hat. Dieser Gesichtspunkt ist deshalb von einem gewissen Interesse, weil das Centrum des preußischen Landtages Kunstangelegenheiten gegenüber in sehr bestimmter (und leider oft ganz unbegreiflicher) Weise Stellung zu nehmen pflegt.

Die Geschichte des Breslauer Museums zeigt, in welchem Maße im Laufe dieses Jahrhunderts der künstlerische Sinn in der Provinz zugenommen hat. Von den Jahren 1815 bis 1837 blieb es bei vereinzelten Wünschen. Jetzt richten ein Medicinalrath und ein Historienmaler die erste Denkschrift an das Ministerium in Berlin. 1839 werden Vorschläge in dieser Richtung vom Breslauer Magistrat und Stadtverordneten in Betracht gezogen, „fanden aber keine weitere Förderung". In den Jahren 1864 und 1865 bringt ein Professor die Gründung einer Kunstakademie mehrfach zur Sprache, „aber ohne Erfolg". 1866 erst thut es einen Ruck, die Schlesische Zeitung nimmt sich in einem Leitartikel der Sache energisch an und dieser Artikel „zündet". Das neue Museum soll ihmzufolge ein Sieges- und Friedensdenkmal werden. Ein Comité bildet sich, an dessen Spitze ein Medicinalrath und ein Regierungsrath eifrig wirken und es kommt ein festes Programm mit Beschlag von 300,000 Thalern zu Stande. Es folgt eine „Allgemeine Versammlung". Eine Deputation geht nach Berlin, bestehend aus einem Geheimen Medicinalrath, dem Rector der Universität, dem Gymnasialdirector, dem Oberbürgermeister, dem Stadtverordnetenvorsteher, zwei Professoren der Universität und zwei Stadträthen. Sie wird huldvoll aufgenommen und empfängt Zusagen, allein es „lagert" sich trotzdem wieder „Stille" über das Unternehmen, welche die kräftigen Artikel der Schlesischen Zeitung allein zeitweise unterbrechen. Dem Verfasser dieser Artikel gelingt es, entscheidende Aeußerungen aus Berlin zu bewirken. Es erfolgen Danksagungen dahin zurück, aber trotzdem „ruhen die Dinge nun abermals wieder gänzlich", bis sie im Frühling 1867 ein neueintretender Oberpräsident mit „Energie und rastloser Thätigkeit" zu Ende bringt. Es handelt sich jetzt um den Nachweis der eigentlichen Bedürfnißfrage. Dieser wird nach Berlin gegeben, aber der Provinziallandtag bleibt noch zu gewinnen. Hierfür bedarf es neuer Anstrengungen. Abermals muß die Presse den Kampf vorbereiten. Ein Oberpräsidialrath beginnt mit einer Reihe von Feuilletonartikeln in der Schlesischen Zeitung, welche im September 1869, kurz vor Eröffnung des Provinziallandtages, als „Appell an die schlesischen Provinzialstände" zusammengefaßt, in Form eines Buches erscheinen. An die Provinzialstände ergeht zugleich vom Oberpräsidenten nun ein förmlicher Antrag, welcher günstigen Erfolg hat.

Jetzt Versammlung aller Derer, welche 1866 und 1869 sich als erste Deputation constituirt hatten. Ein Geheimer Medicinalrath führt den Vorsitz, ein Geheimrath (und General-Landschaftssyndicus) hält die erste Ansprache und jener eifrige Journalist der Schlesischen Zeitung (ein Oberstlieutenant a. D.) ist Schriftführer. Ein Comité von 33 Mitgliedern wird gewählt, darin Räthe und Geheimeräthe jeder Art, Professoren, Präsidenten, Doctoren, städtische hohe und höchste Beamte, Musikdirectoren, Generalvicare, Banquiers, Redacteure, Brauereibesitzer, Maler und Particuliers, auch zwei Grafen. Es beginnt die praktische Arbeit: die Beschaffung der Mittel, die Wahl des Bauplatzes, die Concurrenz ꝛc. Vom Jahre 1871 ab dauert diese immer noch höchst wechselvolle Thätigkeit, welche 1880 endlich zur Eröffnung des Museums führte. Aufgebracht waren durch Sammlungen bis 1874 etwa 90,000 Thaler. Die Communallandstände der Lausitz bewilligen 8000 Thaler. Die Landesvertretung in Berlin 120,000 Thaler. 1875 begann der Bau. 1876 bewilligt der Provinziallandtag einen jährlichen Zuschuß von 90,000 Mark.

Diese Skizze zeigt, wie verschiedenartiger Kräfte es bei uns bedarf, um einen

gemeinnützigen Gedanken der wirklichen Ausführung entgegenzuleiten. Sie zeigt im gegebenen Falle aber auch auf das Deutlichste, wo im heutigen Staatsleben die eigentliche treibende Kraft auch für das zu suchen sei, was als gut und schön eine gute Zeit lang in der Luft schwebt, bis eine Hand sich ausstreckt, auf der es festen Fuß fassen kann. Schließlich hat man den Eindruck, daß, wenn nicht ein sehr energischer Oberpräsident die Angelegenheit in die Hand genommen, ein ehmaliger Oberstlieutenant nicht die nöthigen Leitartikel und ein Oberpräsidialrath nicht das entscheidende Feuilleton geschrieben hätten, die Taube vielleicht heute noch nicht zum Sitzen gekommen wäre. Wer jemals selber ähnliche Dinge mitbetrieben hat, wird diese Vorgeschichte des Breslauer Museums mit vielfachen eigenen Erinnerungen lesen. Eine geistig durchaus vorbereitete Unternehmung, deren Schönheit und Nothwendigkeit oder, um es anders zu wiederholen, deren ästhetische und wirthschaftliche Wichtigkeit Jedermann anerkennt, die überall fördernder Beihilfe und, wie es scheint, von keiner Seite Opposition erfährt, weder grundsätzliche noch aus persönlicher Kleinlichkeit etwa hervorgehende, bedarf trotzdem immer wieder des kräftigsten Anstoßes, damit sich nicht „Stille über sie lagere", und selbst als die Sache bereits sehr weit vorgeschritten ist, braucht es solcher Anstöße immer noch. Das Entscheidende geht ohne Zweifel von der Regierung aus. Wir betonen dies, weil sich dieser Gang der Dinge bei anderen Gelegenheiten wahrscheinlich wiederholen wird und der seltsame Mangel an Initiative, der dem Deutschen, der kein Beamter ist, immer noch innewohnt, hier recht hervortritt.

Vergleichen wir ganz in der Kürze damit die Entstehungsgeschichte des im vorigen Jahre in Bern eröffneten städtischen Museums.

Anfang der fünfziger Jahre beginnt der frühere Präsident des Cantonalkunstvereins für den Bau zu „sammeln" und bringt 78,000 Francs zusammen. Darauf „sammelt" die Künstlergesellschaft und schafft 12,000 Francs. 1871 schenkt die Staatsbehörde den Bauplatz, welcher später zum Besten des Baues verkauft wird, worauf die Bürgergemeinde Bern einen andern Platz für 100,000 Francs kauft und schenkt. Darauf vermacht ein Architekt — seien ausnahmsweise hier Namen genannt: Gottlieb Hebler — dem Bau 350,000 Francs, während der Hauptmann Albrecht von Forrer per Testament weitere 200,000 Francs in Aussicht stellt. 1879 ward das Gebäude aufgethan, und zur Feier derselben ebenfalls eine prachtvoll gedruckte Festschrift veröffentlicht, mit einer Reihe von wissenschaftlichen Beiträgen, welche die Bernerische Kunstgeschichte illustriren. Von Anfang an lauter Privatpersonen, sowol die, welche die Unternehmung planen, als die, welche sie weiterführen und zum Abschlusse bringen. Keine Deputationen an die Regierung, kein Appell an die Landesvertretung (weder an die allgemein schweizerische, noch an die des Canton Bern), und am Ende doch auch ein Museum von opulenter Architektur. Man wird sagen, ohne die beiden Legate würde der Bau zu Bern nicht möglich gewesen sein und auf dergleichen lasse sich nicht rechnen. Darauf aber ließe sich erwiedern mit einem Hinweis auf die Museen anderer schweizerischer Städte und überhaupt auf die städtischen monumentalen Bauten der Schweiz, bei denen solche Zuwendungen von Privaten fast als sichere Posten zu betrachten waren. Das Museum zu Winterthur hat der dortige Kaufmann Imhof, der Vater des Numismatikers, ganz aus eigenen Mitteln gebaut. Nur einer einzigen Thatsache im Sinne der Berner Museumsgeschichte begegnen wir in der Breslauer: 1839 setzt der Stadtverordnetenvorsteher, Kaufmann Klocke dem Museumsbau 100 Thaler aus, welche 1872 nebst Zinsen dem Comité zugestellt werden. Wir wissen freilich nicht, bis zu welchem Belange in den für das schlesische Museum gesammelten rund 90,000 Thalern Gelder ähnlichen Ursprunges enthalten sind. (In den drei Monaten nach Veröffentlichung des Aufrufes vom Jahre 1872 wurden 66,000 Thaler gezeichnet.)

Das Berner und das schlesische Museum sind keineswegs die beiden einzigen hervorragenden Bauten dieser Art, welche letzter Zeit aufgeführt wurden. In Frankfurt ist das aus der Stiftung eines Bürgers erwachsene städtische Museum neu er-

richtet worden, in Cassel ist ein von der Provinz gebautes prachtvolles Museum entstanden. In Hannover ist das neue Museum gleichfalls eröffnet. In Münster sammelt man, für Halle ist wenigstens der Prospect vorhanden, in Schwerin und in Oldenburg (wo viel geschieht) baut man. Es wäre sehr dankenswerth, wenn über die intimere Entstehungsgeschichte dieser Unternehmungen seiner Zeit berichtet würde wie über die des schlesischen Museums. Wir sind aber gerade auf die des Bernerschen Museums im Detail eingegangen, weil es mit dem schlesischen das gemein hat, daß es an einer Stelle errichtet worden ist, wo man eine gewisse civilisatorische Wirkung von ihm erwartet. Der Schluß der Breslauer Einladungsschrift spricht das offen aus. „Die Pflege der bildenden Künste ist in Schlesien vorläufig eine künstliche," heißt es da, „auf dem guten Boden wird der junge Baum aber schon feste Wurzeln schlagen, und aus natürlicher, innerer Kraft seine eigenartigen Wurzeln treiben, als *schlesische Kunst*." Schlesien ist nicht reich, aber auch nicht arm an Denkmälern künstlerischer Arbeit aus früheren Jahrhunderten. Die Freiheitskriege scheinen in dieser Beziehung fast allen Culturboden auch in dieser Provinz fortgeschwemmt zu haben, wie sie es überall in Preußen gethan. Die künstlerische Gesinnung verschwand. Man vergleiche den bis in die Einzelnheiten sich erstreckenden soliden künstlerischen Luxus, mit welchem unter Friedrich dem Großen öffentliche Gebäude bei uns errichtet wurden, mit der in unserem Jahrhundert maßgebenden äußersten Sparsamkeit. Man vergleiche das Neue Palais bei Potsdam mit den in diesem Jahrhundert gebauten Schlössern. Immer hatte man im vorigen Jahrhundert das Bewußtsein, in gewissem Sinne Monumente zu errichten, bei denen die Bedürfnißfrage künstlerischer Großartigkeit sich unterordnete. Große, prachtvolle Räume, breite Treppen, reiches Holzwerk, echte Vergoldungen, Schmuck von Statuen und Deckengemälden. Heute erst beginnen wir wieder, uns zu solchen Gesichtspunkten zu erheben, und das Gefühl, daß ein Theil des inneren Gehaltes von der äußeren Erscheinung getragen werde, beginnt neu einzudringen. Etwas, wie eine Erwartung dieser Art, ist offenbar der Antrieb gewesen für die Erbauung des schlesischen Museums in monumentaler Form.

Noch seltsamer gestaltet sich dieser Gegensatz von Vergangenheit und Gegenwart in Bern. Bern trägt ein so entschieden künstlerisches Gepräge, daß der Gedanke fast lächerlich erscheint, es sei die Gesinnung, der diese reizende und für das Nationalgefühl heute noch so äußerst wichtige äußere Hülle der Stadt entsprang, deren heutigen Bewohnern im Großen und Ganzen völlig abhanden gekommen. Und doch ist dem so. Bei der Einweihung gestand es der Festredner, Professor Trächsel, rundweg ein. Mit dem Einsturz der alten Berner Staatsform, in den Zeiten der französischen Revolution, verlor sich das künstlerische Interesse und Verständniß so völlig, daß, wie in Details nachgewiesen wurde, ungeheuere Schätze künstlerisch geformten alten Hausrathes, an dem durch Jahrhunderte hindurch gesammelt worden war, verschleudert wurden. Die letzten Reste werden jetzt mühsam wieder zusammengesucht. Der nationale Werth, der in ihnen liegt, erkannt. Der gewaltige Schaden wird eingesehen, der der Bürgerschaft aus dem Verschwinden des soliden früheren, gleichsam in den Familien sich forterbenden Geschmackes erwachsen ist, einfach in Geld abgeschätzt, und dessen Wiedergewinn ebenso einfach auf runde Summen berechnet, welche dem Lande und seiner Industrie dadurch neu zufließen würden. In Bern wie in Breslau ertheilt man in Gedanken den Museen eine Mission, auf die man ganz solide Hoffnungen setzt.

Hieraus schon ergibt sich, daß mit dem bloßen Bau, der Ausstattung und der Einsetzung einiger Beamten die Sache nicht zu Ende sei. Man hat weiterreichende Zwecke, und ob diese erreicht werden, hängt ab von der Haltung des Publicums sowol, als von der Thätigkeit Derer, welchen die Leitung des Institutes anvertraut ist.

Das schlesische Museum enthält eine Gemäldesammlung, sowie Räumlichkeiten für die großen Ausstellungen des schlesischen Kunstvereins. Eine Sammlung von Gypsabgüssen der Antike, mittelalterlichen Kunst und Renaissance. Eine Bibliothek

und Kupferstichsammlung. Eine Kunstgewerbliche Abtheilung. Dazu ein Maler- und Bildhaueratelier, für welche Meister berufen sind, deren Dotirung die Provinzial-Regierung übernommen hat. An der Spitze der Anstalt steht ein Director. Aufgenommen wurden in das Museum die vorhandenen Kunstsammlungen der Stadtgemeinde Breslau (das werthvollste darunter eine umfangreiche Sammlung von Kupferstichen), die des schlesischen Kunstvereines und der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur.

Wie der oben angeführte Schlußpassus der Einladungsschrift besagt, ist dies nur der Boden, auf dem und in den hinein der Baum der ‚schlesischen Kunst' sich erheben und Wurzeln treiben soll. Das Publicum, dessen erste Neugier nicht mit dauerndem Enthusiasmus verwechselt werden darf, muß das Gefühl empfangen, daß, was es an dem Museum besitze, etwas Gutes und Nothwendiges sei. Gutgeschriebene Cataloge müssen ihm zeigen, was im Museum zu lernen sei. Verbindungen mit Denen müssen vom Directorium gesucht und gepflegt werden, von denen eine Bereicherung der Sammlung in Aussicht steht. Allmälig erst kann sich herausstellen, daß das Institut ein lebendiges Glied des allgemeinen Deutschen Bestandes an Museen sei, deren Wechselwirkung untereinander in sichtbarer Zunahme begriffen ist. Schon das erste Heft des ‚Jahrbuches der königlich preußischen Kunstsammlungen' hat gezeigt, wieviel Gemeinsames die Deutschen Museen verbindet und wieviel allgemeine Interessen in ihnen ihr natürliches Centrum bilden, während das im ersten Jahrgange erschienene ‚Statistische Handbuch für Kunst und Kunstgewerbe im Deutschen Reich' über die innere Organisation der verschiedenen Institute dankenswerthe Auskunft gibt. Das begutachtende und mitentscheidende Urtheil unabhängiger Kunstfreunde gewinnt bei öffentlichen Unternehmungen immer größere Bedeutung. Nichts natürlicher, als daß die Museen die Punkte werden, wo Berathungen und Entschlüsse in dieser Richtung sich vorbereiten. Wie groß die Rathlosigkeit in diesen Dingen noch sei und wie wünschenswerth selbständigere Meinungsäußerungen, muß da besonders empfunden werden, von wo sehr oft ein Entscheid über die Form künstlerischer Unternehmungen ausgehen soll, den Diejenigen, die ihn empfangen sollen, in ganz anderer Weise, als zuweilen zu geschehen pflegt, sich selbst zur Freude hätten vorbereiten können. Unentbehrlich für einen Umschwung ist hier die Presse. Es ist deshalb auch in Breslau dafür zu sorgen, daß Berichte über die Vermehrung der Sammlungen gegeben werden. Wir heben all diese Gesichtspunkte hier nicht hervor, als wolle man damit Denen etwas Neues sagen, welche an der Spitze des neuen Institutes stehen, sondern erlauben uns nur, auch unsererseits das Publicum darauf aufmerksam zu machen, daß es sich nicht blos darum handele, Museen wie Monumente fertig hinzustellen, und sich mit einer Dotation ihnen gegenüber abzufinden, sondern daß es nöthig sei, sich an ihrer weiteren Entwickelung zu betheiligen, da sie, wenn diese lebendige Theilnahme ausbleibt, nicht viel besser als Antiquitätenbehälter sind, welche viel Geld gekostet haben.

Auch im Hinblick hierauf darf das Bernerische Museum noch einmal genannt werden, für dessen Vermehrung die patriotischen Zuwendungen der Berner sogut wie einzig und allein in Aussicht genommen worden sind. Wie in Berlin z. B. sich die Sitte immer mehr einbürgert, den königlichen Museen, besonders der Nationalgalerie, mehr oder weniger kostbare Stücke als Geschenk anzubieten, muß das Gefühl von der Nothwendigkeit einer Vermehrung auch unserer Provinzialmuseen aus dieser Gesinnung heraus zu einem natürlichen werden. Wie viele Häuser beherbergen Schätze von künstlerischem Werthe, welche allgemein zugänglich sein sollten, deren Ankauf jedoch über das Budget der Museen geht. In wieviel Erbschaften finden sich solche Stücke, die besser verschenkt als verkauft werden sollten. Am Glänzendsten sorgt in dieser Beziehung Frankfurt a. M. für sein, in ganz brillanter Gestalt neu erbautes und vorzüglich verwaltetes städtisches Museum. Geschenke der kostbarsten Art, aus der Hand reicher Leute, laufen hier eben so oft ein, als bescheidene Legate von lange innerhalb der Familien vererbten Stücken, denen zuletzt so eine bleibende

Ruhestätte gesichert werden soll. Alles, was in dieser Beziehung in Frankfurt geschieht, kann musterhaft genannt werden. Wieweit sich in Cassel (oder in Hessen), dessen neues Museum mit dem Frankfurter an solider Pracht wetteifert, eine gleiche Gesinnung documentiren wird, bleibt abzuwarten. Ueber die Verhältnisse des Museums von Hannover ist uns Nichts bekannt. Glänzende Ergebnisse wird diese Betheiligung jedenfalls einmal in Münster haben.

Wir schließen mit einer ganz allgemeinen Betrachtung.

Es wird überall bei uns über das Zurückgehen des auf Erwerb der idealen, geistigen Güter gerichteten Sinnes geklagt. Die classischen Studien werden, diesen Klagen zufolge, in ihrer Nothwendigkeit nicht mehr wie früher anerkannt und in ästhetischen Dingen gibt ein gewisser roher Durchschnittsgeschmack sehr oft die entscheidende Richtschnur. Zu gleicher Zeit aber begegnet man überall doch Männern, die an gründlichen und ernsten Studien ihre Freude haben, colossale Massen von Exemplaren der Schriften unserer Classiker, überhaupt solider Literatur, werden vom Publicum aufgesogen und Kunstwerke ersten Ranges zu sich immer noch steigernden Preisen gesammelt und gekauft. Ein gut gemaltes Bild unserer bedeutenden Meister wird theuer bezahlt, ein wirklich gutgeschriebenes Buch bringt seinem Autor Geld und Ehre ein und ein wirklich gut geschriebener Journalartikel wird nicht nur sofort bemerkt, sondern auch sehr gut bezahlt.

Es fehlt also nicht an Leuten, weder was Production noch was Consumtion anlangt, aber es fehlt an Organisation. Organisirt ist bei uns Alles was sich politisch bethätigen und was Geld erwerben will. Unser höheres ästhetisch gebildetes Publicum dagegen besteht aus unzähligen einsam gehenden Leuten, welche zum größten Theil den Namen Philister kaum abweisen, sondern mit gemüthlichem Nicken annehmen würden. Wir glauben, daß, wenn dieser geistige Adel Deutschlands sich über alle Consequenzen des Satzes „noblesse oblige“ klar wäre und danach handelte, unsere öffentlichen Zustände daraus einen bedeutenden Zuwachs an Stärke ziehen müßten, und daß unser deutsches Kunstleben zumal daraus den größten Vortheil ziehen würde. Auch hier geht unzweifelhaft die Regierung voran. Ohne diese sehr kräftige Initiative oder fördernde Beihilfe würde nur ein geringer Fortschritt sichtbar sein. Wir sprechen dies nicht aus, um der Regierung damit ein Compliment oder dem privaten Publicum einen Vorwurf zu machen. Wir constatiren nur die Thatsache. Jedenfalls ist dem letzteren auf diesem Gebiete noch ein weiter Spielraum übrig geblieben, auf dem es sich selbstthätig mehr entfalten könnte.

Le Vite de' più eccellenti Pittori Scultori ed Architetti scritte da Giorgio Vasari con nuove annotazioni e commenti di Gaetano Milanesi. Tomo IV. Firenze, Sansoni, 1879.

Der vierte Band der neuen, großen und „schönen“ Vasari-Ausgabe, welcher u. A. Raphael's Leben bringt. Ueber die wissenschaftliche Behandlung desselben, des wichtigsten Stückes, welches Vasari's Werk überhaupt enthält, wird in der kaum drei Seiten langen Einleitung in folgender Weise Rechenschaft gegeben. Es sei so viel neuerdings über diesen ausgezeichneten ꝛc. Künstler, Fürsten aller Künstler ꝛc. ꝛc., von unzähligen Schriftstellern gesagt worden, daß es der materiellen Mühe (?) nicht entsprechen würde (non sarebbe stata opera proporzionata alla fatica materiale) *all dies noch einmal zu sagen!* Deshalb habe man sich dahin beschieden, Alles auf sich beruhen zu lassen. Ja, sogar von denjenigen Gemälden Raphael's, welche zwar als echt anerkannt, von Vasari aber nicht erwähnt würden, werde deshalb nicht die Rede sein. Und in der That empfangen wir Nichts weiter als die alten, wohlbekannten, verjährten Anmerkungen des betreffenden, vor beinahe 30 Jahren erschienenen Bandes der Lemonnischen Ausgabe, bereichert um etwa ein Dutzend neuer und ziemlich werthloser Zusätze. Dieses Dutzend repräsentirt die „neuen Anmerkungen und Commentare“, welche der Titel jedes neuerscheinenden Bandes auf's Neue ver-

spricht, ganz abgesehen von dem, was in der Vorrede des ersten Bandes dieser neuen Ausgabe versprochen worden war.

Weitere Betrachtungen über italienische, und speciell florentinische Gelehrtenarbeit hieran zu knüpfen, wird man uns erlassen. Nur eins sei leider noch erwähnt.

Unter den dem Leben Raphael's neuangehängten sogenannten „Commentaren" finden wir einen kleinen Aufsatz, in welchem Raphael's sogenannter „putto" besprochen wird. Raphael, wie allerdings feststeht, hat einmal, 1516, ein „Kind" modellirt, Niemand weiß welcher Art, und dieses Kind wollte man in dem in Petersburg wieder aufgetauchten schlafenden oder todten Knaben, der auf dem Rücken eines Delphines ruht, wiedererkennen. Vor etwa 10 Jahren jedoch erschien in Florenz ein anderer Prätendent, ein stehender Knabe, in Marmor peinlich gearbeitet, embryonisch fatalen Aussehens und von irgend einem mit Recht unbekannten Künstler herrührend. In Besitz eines Kunsthändlers gerathen, der ihr eine glänzende Carriere zu schaffen beschloß, wurde diese Arbeit von einem Florentiner Schriftsteller, Namens Domenico Rembadi, mit Emphase für den „putto" Raphael's erklärt und der Beweis dieser Angabe dadurch als geführt erachtet, daß mit allerdings leicht zu findenden Gründen dargelegt wurde, der Petersburger Knabe rühre wahrscheinlicher Weise nicht von Raphael her. Sicherlich ist dies der Fall, noch viel weniger aber hat Raphael den Florentiner Knaben auf dem Gewissen, der nun mit Vehemenz der italienischen Regierung zum Ankaufe aufgezwungen werden sollte. Es half Nichts, daß die Florentiner Akademie (diesmal völlig im Rechte) es für eine Beleidigung Raphael's erklärte, diesem das kleine Scheusal zuschreiben zu sollen: der glückliche Besitzer und sein Freund antworteten darauf mit Injurien gegen die Akademiker. Nach einigem Lärm in den Florentiner Zeitungen schien man sich dann aber doch beruhigt zu haben.

Zu unserm Schrecken finden wir, daß diese Stille leider nur eine scheinbare gewesen sei, denn S. 409 unseres Bandes lesen wir unter den heiligsten Betheuerungen, wie wenig man sich aus dem Gutachten der Akademie von Florenz mache und wie herrlich der Marmorknabe sei (der sich heute im Besitz von Pietro Molini, archeologo Romano befinde), man halte dieses Werk für schön und echt. Dabei wird auf die erwähnte Schrift des Domenico Rembadi, welcher 1872 die Arbeit zuerst der Welt vorstellte, als Quelle dieser Ueberzeugung hingewiesen.

Eine solche Reclame an solcher Stelle zu finden, war die traurigste Ueberraschung, welche der vierte Band der neuen Raphaelausgabe uns bieten konnte.

B. K. F.

Macaulay's Essay über Dante.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Mit Bezug auf die Anmerkung einer hochverehrten Redaction der Deutschen Rundschau (Juli, Heft 10. p. 146) erlaube ich mir zu berichtigen, daß Macaulay allerdings ein (übrigens sehr jugendliches und schwaches) Essay über Dante geschrieben. Man findet es in seinen Miscellaneous Writings (London and New York, George Routledge and Sons) u. d. T. Criticisms on the Principal Italian Writers. p. 27 seq.

Paris, 27. Juni 1880. Julian Klaczko.

qr. **Le Congrès National de Belgique,** 1830 bis 1831, par Théodore Juste. Précédé de quelques considérations sur la Constitution Belge par Emile de Laveleye. 2 tomes. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Sehr zu gelegener Zeit, in einem Moment, wo die Augen ganz Europa's auf Belgien gerichtet sind, erscheint diese neue Ausgabe eines Werkes, welches man als das bedeutendste des belgischen Historiker Th. Juste betrachten darf. Der Congreß von 1830 gab dem Lande, welches eben seine Unabhängigkeit erkämpft hatte, eine Verfassung, welche die Belgier noch heute wie das Palladium ihres Vaterlandes verehren und welche der Auszeichnung genoß, der Verfassung Italiens, Rumäniens, Griechenlands, Spaniens und Portugals als Vorbild zu dienen. Diese Versammlung verdient, in der Geschichte der Civilisation einen Platz einzunehmen neben dem englischen „Convention Parliament" von 1689, dem Congreß von Philadelphia von 1774 und selbst neben der französischen constituirenden Versammlung von 1789. Belgien bietet uns den Anblick eines so gut regierten, so glücklichen und prosperirenden Volkes, daß das Studium seiner politischen Organisation das lebhafteste Interesse einflößen muß. Das Buch Th. Juste's, welchem einige Bemerkungen über die belgische Verfassung von dem ausgezeichneten und eines europäischen Rufes genießenden Schriftstellers Emile de Laveleye vorangehen, gibt uns über die Ereignisse der Revolution von 1830, über die provisorische Regierung, über die durch das Grundgesetz von 1831 hervorgerufenen Debatten, über die Regentschaft und die Thronbesteigung Leopold's I. Aufschlüsse, welche aus den besten Quellen geschöpft und mit einem Erzählertalente dargestellt sind, welchem der anspruchsvollste Leser nicht wird umhin können, seine Anerkennung zu zollen. — Wir ergreifen diese Gelegenheit, um die Aufmerksamkeit unsrer Leser auch auf die „Histoire parlamentaire" von L. Hymans und desselben Schriftstellers, „la Belgique Contemporaine" zu lenken. —

v. **Luis de Camoens, sämmtliche Gedichte.** Zum ersten Mal deutsch von Wilhelm Storck. Erster Band: Buch der Lieder und Briefe. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1880.

„Und so werde ich das Leben beschließen und Alle werden erkennen, wie ich meinem Vaterlande so anhing, daß ich mich nicht begnügte, in ihm zu sterben, sondern zu sterben mit ihm" ... Diese Worte schrieb Camoens von seinem Schmerzenlager aus an einen Freund. Und er hat sie wahr gemacht. Portugal verlor seine Unabhängigkeit. Philipp II. besetzte das Land; Camoens aber starb in dem Augenblicke, wo die spanischen Truppen einrückten — am 10. Juni 1580. Nie hat ein Dichter mehr Ursache gehabt, über den Undank seines Vaterlandes zu klagen, als Camoens. Und nie hat ein Dichter mehr zur Verherrlichung seines Vaterlandes beigetragen, als Camoens. Portugals Stellung in der Weltliteratur beruht ganz allein auf ihm; und Portugals welthistorischer Ruhm hat in seinem großen Epos ein künstlerisches Denkmal von ewiger Dauer erhalten. Aber der patriotische Epiker, der mit Virgil wetteiferte, war auch ein bedeutender Lyriker. „Die ungemeine Befähigung der Portugiesen zur Lyrik hat durch Keinen einen vollendeteren Ausdruck gefunden als durch Camoens; in jene schwärmerische Sehnsucht, jene saudades der Portugiesen, hat Keiner die Fittiche seiner Seele so tief gesenkt als er; keiner außer ihm hat der weichen melodischen Sprache ihre letzten Geheimnisse abgelauscht, um petrarchische Rhythmen oder volksthümliche Weisen damit zu schmücken." (Hugo Schuchardt, Camoens, ein Festgruß nach Portugal; Graz, 1880). Nicht schöner hätten deutsche Poesie und Wissenschaft das Säcularfest von Camoens' Tode feiern können, als durch die obengenannte Uebersetzung. Professor Wilhelm Storck in Münster ist beides: ein Poet und ein Gelehrter. Während die Anmerkungen seines Buches überall den gründlichen und scharfsinnigen Philologen zeigen, bewährt der Text die besten Traditionen deutscher Uebersetzerkunst und deutscher Lyrik. Ganze Bände von deutschen Originalgedichten, welche der Büchermarkt bringt, liest man vergeblich durch, und muß am Schlusse traurig bekennen, daß man auch nicht ein Lied gefunden, das sich — wir wollen nicht sagen — vor dem prüfenden Blick unserer Classiker, aber vor den bedeutenden Lyrikern, die noch unter uns leben, sehen lassen dürfte. Die deutsche Lyrik scheint vorläufig ohne Nachwuchs zu sein. Nicht blos Gedanken und Gefühl, sondern auch die Herrschaft über die Form ist ihr ausgegangen. Da berührt es denn wahrhaft wohlthuend, auf dem Gebiete der Uebersetzungskunst noch einem solchen echten dichterischen Formtalent zu begegnen, welches Sprache und Reim vollkommen in der Gewalt hat und dem man nicht das zweifelhafte Lob zu spenden braucht: daß die Schwierigkeiten meist glücklich überwunden seien. Wenige seltene Fälle ausgenommen, ist es dem Dichter und Uebersetzer gelungen, uns die Schwierigkeit gar nicht merken und uns selbständige kleine Kunstwerke von vollendeter Anmuth und Leichtigkeit genießen zu lassen. Die Uebersetzung wird Alles umfassen, was von Camoens übrig ist, mit Ausnahme der oft verdeutschten Lusiaden und der wenig interessanten oder doch nur interessanten drei Dramen. Der zweite Band soll das Buch der Sonette bringen, der dritte die Elegien, Sestinen, Oden und Octaven, der vierte das Buch der Canzonen und Idyllen. Rasches Erscheinen wird in Aussicht gestellt. Wir werden mit Freude von der Fortsetzung Kenntniß nehmen.

yy. **Luis de Camoens, Portugals größter Dichter.** Von Robert Avé Lallemant. Leipzig, Hermann Foltz.

Die kleine Schrift soll ein Erinnerungszeichen „zur Gedächtnißfeier der 300. Wiederkehr des Todesjahres" des portugiesischen Dichters sein und mag als solche willkommen geheißen werden. Sie erhebt keinen Anspruch darauf, Neues zu sagen, sondern erzählt kurz und schlicht das Leben des Dichters und gibt eine ausführliche Analyse der Lusiaden mit vielen Proben nach des Verfassers eigener Uebersetzung. Alles dies ist bei der Bedeutung des Gegenstandes und der lobenswerthen Neigung der Deutschen, die ausländische Literatur zu pflegen, durchaus anerkennenswerth, und die Frische und Begeisterung,

selbst die an manchen Stellen hervortretende Uebertreibung, ist bei einer Festschrift ganz willkommen. Nur zwei Dinge hätte der Verfasser unterlassen sollen: 1. den Schluß, in welchem er seine Meinung über die romanischen Sprachen sagt, eine Auseinandersetzung, welche er mit dem classischen Satze beginnt: „Wieviel auch über romanische Sprachen geredet worden ist, immer noch darf jeder Einzelne, der sich in ihnen bewegte, einen Ausspruch thun, welche Impression er von jeder einzelnen Sprache davon getragen hat", und 2. die Widmung an das Freie Deutsche Hochstift „welches alles Gute, Edle und Große in Deutschland und weit über dessen Grenzen hinaus anstrebt und fördert." Die letztere Widmung wäre doch nur dann gerechtfertigt, wenn der Verfasser meinte, man müsse die Deutschen lächerlich machen, um einen ausländischen Dichter zu ehren.

yy. **Gottfried Wilhelm Leibniz. Sein Leben und Denken.** Von Lic. Dr. Friedrich Kirchner. Köthen, Paul Schlettler's Verlag.

„Lichtstrahlen aus Leibniz Werken" kann man Kirchner's Buch nennen und es, wenn man auch sonst bei Schriftstellern, welche gelesen werden oder gelesen zu werden verdienen, derartige Zustutzungen und willkürliche Auswahlen nicht billigen mag, willkommen heißen. Denn der Gebildete liest Leibniz doch nicht und Mancher, der wol das Bedürfniß fühlen mochte, Etwas von Leibniz kennen zu lernen, mußte sich durch weitschichtige Biographieen durcharbeiten. Diesem Bedürfniß ist nun abgeholfen. Das vorliegende Buch enthält nach einer biographischen Einleitung, an welcher nur zu tadeln ist, daß Kirchner keinen andern Autor als sich selbst des Citirens werth hält, 31 Abschnitte, in welcher Stellen aus den verschiedensten Schriften des großen Philosophen, Theologen und Patrioten mitgetheilt werden. Sehr zu billigen ist, daß Kirchner aus den „Unvorgreiflichen Gedanken" über deutsche Sprache große Stücke abdruckt; daß unterdeß nachgewiesen ist, Leibniz habe den alten Schottelius, einen Grammatiker des 17. Jahrhunderts, zu dieser Schrift allzustark benutzt, ändert Nichts an der Güte der Gedanken. Die Stellen aus den französischen und lateinischen Schriften sind in einer ganz lesbaren Uebersetzung, die aus den deutschen in etwas modernisirter Fassung wiedergegeben. So empfiehlt sich das Buch Denjenigen, die in bequemer Weise sich über einen wahrhaft allseitigen Mann orientiren wollen.

ρ. **Aphorismen** von Marie Freifrau von Ebner-Eschenbach. Berlin, Franz Ebhardt. 1880.

Wir möchten dies Büchlein, deren Verfasserin durch ihre Erzählung „Lotti die Uhrmacherin" auch den Lesern der „Rundschau" näher getreten ist, im Goethe'schen Sinne „zierlich" nennen:

Zierlich Denken und süß Erinnern
Ist das Leben im tiefsten Innern.

Nicht, als ob wir im Allgemeinen Freunde dieser „Gedankenspäne" wären, welche — um gleichfalls aphoristisch zu reden — in den meisten Fällen entweder nicht ausreichten, um mehr oder besseres daraus zu machen, oder als Abschnitzel übrig geblieben sind. Die „Aphorismen" der Frau von Ebner-Eschenbach verdienen höher geschätzt zu werden. Sie geben sich in der bescheidenen Zahl von Hundert, und wenn nicht jeder Satz uns eine Ueberraschung bereitet, so ist doch auch keiner darunter, welcher banal oder geschraubt wäre, während sich alle durch die Einfachheit, Natürlichkeit und Anmuth auszeichnen, mit welcher sie einer alten Wahrheit — denn alle Wahrheit ist alt — eine neue Form geben. Lebensklugheit und Herzensgüte sind die beiden vorherrschenden Züge dieses Büchleins, dessen wenig prunkhaftes, aber geschmackvolles Aeußere ganz seinem Inhalt entspricht und den angenehmsten Eindruck macht.

ρ. **Wippchen's sämmtliche Berichte.** Herausgegeben von Julius Stettenheim. Zweiter Band. Berlin, B. Brigl. 1880.

Nichts thut in dieser ernsthaften Zeit so wohl, als einmal recht von Herzen zu lachen; und wer über Wippchen den Kriegs- und Friedenscorrespondenten der Berliner „Wespen" nicht lachen kann, der muß wirklich ein sehr trauriger Mann sein. Wippchen sitzt noch immer in Bernau, wie zur Zeit des orientalischen Krieges, und hat von dort aus mit der Fülle von Phantasie, die ihm eigen, die Weltausstellung von Paris, sowie nicht minder die Kriegszüge der Engländer gegen Zululand und Afghanistan geschildert. Auch verlangt er noch immer Vorschuß für seine Reisen, obwol er niemals von der Stelle kommt. Nicht einmal der Einladung zu dem Bankett, welches die „Berliner Presse" den zur Zeit des Congresses in Berlin versammelten Collegen gab, hat er Folge zu leisten vermocht, wiewol er Spielhagen gern die Sturmfluth geschüttelt und Auerbach, den Verfasser der tausend Collaboratoren, wohl hätte kennen lernen mögen. Die von Paul Meyerheim gezeichnete Tischkarte, welche Wippchen bei jener Gelegenheit per procuratorem ertlarte, ist dem Bändchen als Titelbild beigegeben, und im Texte findet sich das Porträt „Wippchen als Kaffer" von Gustav Heil, sowie die von Wippchen entworfene Karte Afghanistans, auf welcher in einem spitzen Winkel zwischen Kabul und Herat — Bernau liegt. Möchte der Edle noch lange wie Faust zum Dintenfaß sagen: „Nun komm herab, krystallne, reine Schale!"

ρ. **Geschichten aus Tyrol und Oberbaiern.** Von Jos. Friedr. Leutner. Zweite Auflage. Herausgegeben von P. K. Rosegger. Magdeburg, E. Baensch.

Es war um's Jahr 1851 als die „Geschichten aus den Bergen" Leutner's zum ersten Male im „Leipziger Wehrröcklein" hinauswanderten von des Autors Pult in die weite Welt, sie wurden vergriffen und im Laufe der Jahre auch vergessen. Und daß wir's nur gleich sagen: unverdient vergessen; denn wenn auch seitdem gar manche Berggeschichte in die Oeffentlichkeit getreten ist, so brauchte doch keine diese ihre Vorgängerinnen zu verdunkeln und vergessen zu machen. Auch in diesen offenbarte sich ein echter Poet, der den Pulsschlag des originellen Dorflebens in der unentweihten Alpennatur verstand wie nur Einer, der seinen schlichten Griffel gar oft zum Pinsel wandelte und in seinen Geschichten manch farbenfrisches Bild voll duftigen Reizes erschuf. Darum Dank dem Schatzgräber Rosegger, der die Geschichten aus Tyrol, die Sagen vom Lechrain,

und die Schilderungen aus dem Mittelgebirge bei Innsbruck, vom Ritter und Oberbotzen von neuem zu Tage gefördert und mit freundlichem Geleitswort einem hoffentlich recht großen Publicum unterbreitet hat.

φ. **Illustrirte Wanderbilder.** Zürich, Orell Füßli & Co.

Wir haben es hier mit einer Reihe bis jetzt noch nicht abgeschlossener Beschreibungen der sämmtlichen Bergbahnen, sowie der besuchtesten Touristen-Gegenden und beliebtesten Ausflüge der Schweiz zu thun, die eine Bibliothek kleiner und ungemein billiger Reisehandbücher bilden werden. Ein Einblick in die kleinen, hübsch ausgestatteten Hefte zeigt, daß die nicht leichte Aufgabe geschickt angegriffen und gelöst worden ist. Von Kundigen verfaßt, praktisch für die Bedürfnisse des Reisenden eingerichtet, gefällig, oft anmuthend in der Darstellung landschaftlicher Schönheiten, meist mit einem Kärtchen und vielen sorgfältig ausgeführten Illustrationen geziert, werden diese Wanderbilder neben den großen Reisehandbüchern bald beliebte Begleiter unsres Schweizerfahrers sein. Die ersten 8 Bücher behandeln die Arth-Rigi-, Uetliberg-, Vitznau-Rigi-, Rohrschach-Heidener- und Weidenswäl-Einsiedeln Bahn, Thun und Thuner See, Interlaken und das Ober-Engadin.

βρ. **Deutsche Volkslieder aus Kärnten.** Gesammelt von Dr. V. Pogatschnigg und Dr. Em. Herrmann. I. Band, Liebeslieder. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Graz, Leykam-Josephsthal. 1879.

Wer mit der Volkspoesie einigermaßen vertraut ist, dem braucht man die Sammlung nicht erst zu empfehlen. Sie sei aber bestens Allen empfohlen, besonders Denen, welche mit der Volkspoesie noch unbekannt sind. Die Liederverse sind oft derb, aber nie weder lüstern noch süßlich; oft sehr schön und von epigrammatischer Zuspitzung. Zusammengenommen geben sie, wie die Herausgeber in der Vorrede bemerken, ein detaillirtes Bild des Volkslebens, in welchem sie sich entwickelt haben.

ρ. Unter den Neuigkeiten der **„Tauchnitz Edition"** notiren wir diesmal an erster Stelle **Seeley's „Life and Times of Stein"** (4 vols).

Wir haben das ausgezeichnete Werk in einem früheren Bande der „Rundschau" (XIX. S. 158 ff.) bereits ausführlicher besprochen und können hier nur wiederholen, daß wir dem englischen Historiker, der von seiner Arbeit mit so großer Bescheidenheit spricht, aufrichtig dankbar dafür sind, daß er ein Stück deutscher Geschichte, welches grundlegend für die künftigen Geschicke Deutschlands geworden ist, mit solcher Liebe, solchem Verständniß und in so lichtvoller Darstellung behandelt hat. Aber auch Herrn von Tauchnitz sind wir dankbar für das schöne Buch in dieser Ausgabe und wünschen demselben in den Kreisen unsres englisch-lesenden Publicums die weiteste Verbreitung. Mit den beiden Romanen: „A foregone Conclusion" und „The Lady of the Aroostook", beide von W. D. Howells, ist die Tauchnitz-Sammlung um einen Namen reicher geworden, zu welcher wir ihr Glück wünschen. Die „Rundschau" hat schon vor einigen Jahren in einem Artikel über „William Dean Howells" (Band XI, S. 510 ff.) auf die eminente Bedeutung dieses amerikanischen Schriftstellers hingewiesen, welcher sich vor den andern amerikanischen Schriftstellern der neuern Zeit durch die Feinheit seines Talentes auszeichnet. Er war dem deutschen Publicum damals noch so gut wie unbekannt; jetzt ist diesem Gelegenheit geboten, den Romandichter in zweien seiner geschätztesten Werke kennen zu lernen, denen wir auch auf dem Continent großen Erfolg in Aussicht stellen. — Gleichfalls Amerikaner und neu unter den Tauchnitz-Autoren, obwol in seiner Heimath und auch in England zu den beliebtesten Humoristen gezählt, ist Thomas Bailey Aldrich, von welchem wir eine Sammlung hübscher kleiner Geschichten, unter dem Titel „Marjorie Daw and Other Tales" erhalten; während uns Bret Harte durch zwei neue Bändchen: „Jeff Briggs's Love Story" und „The Twins of Table Mountain" etc. erfreut, in welchen wir die ersten literarischen Reflexe seines Aufenthaltes in Deutschland zu erkennen glauben, ebenso wie Mark Twain's beide neuen Bände „A Tramp abroad" continentale Reiseerinnerungen, meist aus Deutschland, nebst einigen höchst ergötzlichen Excursen über die deutsche Sprache, deutsche Zeitungen ꝛc. enthalten. — Von englischen Autoren empfangen wir „John Caldigate" von Anthony Trollope (3 vols), „The Fallen Leaves" und „Jezebel's daughter" (2 vols) von Wilkie Collins (2 vols), „My Lady Green Sleeves" von Helen Mathers (2 vols), „The Story of Barbara" von Mrs. Braddon (2 vols), „The Parson O'Dumford" von G. M. Fenn (2 vols) und „High Spirits" von James Payn (1 vol).

ρ. **Specimens of modern German Prose and Poetry,** with notes grammatical, historical etc. By Dr. M. M. Fischel. London, Trübner & Co. 1880.

Diese Chrestomathie ist für Engländer bestimmt, welche Deutsch lernen wollen; und der Herausgeber empfing, wie er in der Vorrede bemerkt, den Anstoß zu derselben, indem er wahrnahm, daß der Schüler, welcher Schiller und Goethe versteht, immer noch Schwierigkeiten hat, die modernen deutschen Schriftsteller zu verstehen. Diesem Mangel soll das vorliegende Buch abhelfen, welches neben unsern Classikern auch die vorzüglicheren Autoren der Gegenwart hinreichend berücksichtigt und beide dem Verständniß des englischen Schülers durch eine Fülle von Noten näher bringt. Ein kurzer Abriß der Geschichte der deutschen Literatur vervollständigt das nützliche Werkchen, welches ganz zweckmäßig darauf berechnet ist, neben der Kenntniß der deutschen Sprache auch die der zeitgenössischen deutschen Literatur in England zu fördern.

γγ. **Das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder von Otto Badke.** Breslau und Leipzig, S. Schottlaender.

Der Titel verspricht mehr als das Buch gibt: eine wirkliche Volksschilderung empfängt

man nicht. Denn von religiösen Liedern, von Rache, von Freundschaft, von Vaterland und Freiheit, von Wein und Natur — den beliebtesten Thematen der Volkslieder — erfährt man gar Nichts; das ganze Buch ist den Liebesliedern gewidmet, selbst in dem letzten Abschnitt: „Epische Stoffe" ist nur von poetischen Volkserzählungen die Rede, welche die Liebe behandeln. Außer dem ebengenannten Abschnitt enthält das Buch folgende: Themata der Volkslieder; die Geburt der Geliebten; Hochzeitslieder; Wiegenlieder und Kinderreime; Liebessehnsucht. Der letztgenannte Theil füllt fast die Hälfte des ganzen Bandes, aber auch sein Titel ist nicht richtig gewählt, denn die in ihm zusammengestellten Lieder und Bruchstücke sprechen außer von der Sehnsucht auch von Eifersucht, von Abschied, Liebesgenuß, Treue, Preis der Schönheit. Warum in diese Abschnitte nicht der „poetische Anhang" eingereiht ist, der nichts Anderes enthält, als Lieder, wie sie im Buche selbst so vielfach mitgetheilt werden, sehe ich nicht ein, dagegen billige ich es sehr, daß zum Schlusse einige Volkslieder im Originaltexte abgedruckt sind. Die Auswahl der Lieder aus dem sehr reichhaltigen Stoffe, der in jüngster Zeit von Italienern trefflich geordnet und veröffentlicht worden, ist eine sehr gute, die Uebersetzungen sind meist geschmackvoll und machen die Lectüre zu einem rechten Genuß. Könnte man dasselbe nur auch von dem verbindenden Texte sagen. Dieser ist aber oft gar zu weitschweifig, mit viel seichter Philosophie und schwatzhafter Moral. Manche solcher Ausführungen hätten fortbleiben können, dagegen wäre ein Register der mitgetheilten Volkslieder sehr erwünscht und ein Inhaltsverzeichniß durchaus nothwendig gewesen; das Fehlen der letztern eigentlich selbstverständlichen Beigabe ist nicht zu entschuldigen.

βφ. **Der Mensch und seine Ideale.** Betrachtungen theoretischer und praktischer Art von Dr. Leopold Besser. Bonn, Emil Strauß. 1879.

Verfasser scheint (nach der wenig systematischen Form) mit seinen Untersuchungen sich hauptsächlich an das weitere, gebildete Publicum zu wenden. Die milde und humane Gesinnung des Buches hat uns angenehm berührt. Verfasser will einigen theils durch Vorurtheil theils durch allgemeine Verlogenheit verfälschten Begriffen entgegenarbeiten. Im theoretischen dem Begriff der Empfindung und Vorstellung. Vielleicht gelingt es ihm, Andere mehr zu überzeugen als uns. — Viel Zustimmung wird der zweite Theil des Buches finden (S. 113—229). Verfasser hat Recht, daß die „staatlich beglaubigten" Begriffe nicht mehr ziehen. Er untersucht die Begriffe der Liebe, der Solidarität des Menschengeschlechts, des Subjectivismus, der Verantwortlichkeit und Perfectibilität. Auch er will unsern Unterricht, besonders den des weiblichen Geschlechts, geändert wissen. — Die Polemik gegen Kußmaul und einige Leistungen in Patriotismus hätten wir lieber entbehrt. S. 259 .. „dieser in die Fußstapfen Kant's so tief eintretende und in dessen Bahnen am Nächtigsten fort- und weiterschreitende Schüler dieses großen Mannes" — wie tief denn?

κ. **Briefe über den thierischen Stoffwechsel** von Martin Willens. Breslau, W. G. Korn. 1879.

Bei der großen Schwierigkeit allgemeinverständlicher Darstellung von verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften ist jeder gelungene derartige Versuch mit Freude zu begrüßen, da nur ein solcher im Stande ist, nutzbringend zu wirken, wogegen durch unzweckmäßige Popularisirung das unvollkommen belehrte und dadurch verwirrte Laienpublicum leicht auf Gebiete gebracht wird, in denen es sich nicht zurechtfinden kann, während es doch glaubt, nach der Lectüre eines solchen Werkes competent zu sein. Wie sehr dadurch gelegentlich die ruhige Weiterentwicklung der Wissenschaften gefährdet und gar zum Spielball der Tagesmeinungen werden kann, liegt auf der Hand. — Wenn wir die vorliegende kleine Physiologie des Stoffwechsels der Beachtung weiterer Kreise empfehlen, so ist es, weil dieselbe nicht nur in ihren wesentlichen Bestandtheilen den Ansprüchen, welche die Wißbegierde eines Uneingeweihten erheben darf, völlig genügt und damit eine angenehme Form des Vortrages verbindet, sondern weil auch grundsätzlich in derselben die Erörterung wissenschaftlicher Streitfragen ausgeschlossen erscheint, obschon das bearbeitete Feld noch genug derartiger Disteln aufweist.

ο. a. **Bilder aus der Zukunft.** Zwei Erzählungen aus dem vierundzwanzigsten und neununddreißigsten Jahrhundert von Kurd Laßwitz. Dritte Auflage. Breslau und Leipzig, S. Schottlaender. 1879.

Bei den Erzählungen von Laßwitz hat, wie es scheint, Jules Verne Gevatter gestanden. Aber die flüssige Grazie, die den Franzosen auszeichnet, hat sich auf den Deutschen nicht übertragen, er will nicht nur harmlos fabuliren, er will auch belehren, und es gelingt ihm nicht immer, zwischen diesen beiden Elementen seiner Dichtung zu vermitteln. Die erste, kürzere Erzählung, „Bis zum Nullpunkt des Seins", ist als Ganzes sehr schwach, die zweite, „Gegen das Weltgesetz", die zur ersten in einer Art Parallelismus steht, ist gelungener, die Fabel ist gering, aber das Problem gut erfunden, so daß man bedauert, wenn es so ziemlich im Sande verläuft. Cotyledo und Lyrika lieben einander, aber Functionata, eine „Mathematikerin", hat berechnet, daß in 623,7 Tagen das Molekularcomplex C in der Rindenschicht des Gehirns Cotyledo's zerfallen muß, wenn er Lyrika heirathet; nur ihr Verzicht kann von sicherem Wahnsinn ihn retten. Die Liebenden lehnen zuerst gegen das Weltgesetz sich auf, aber nach hartem Kampfe entsagt Lyrika und entschwindet ihren Freunden. Durch das neu erfundene Diaphot weiß sie sich unsichtbar zu machen und umschwebt, oder vielmehr umgeht stets den Geliebten. Der Naturforscher Atom, der sich gleichfalls um sie bewirbt, entdeckt ihr Geheimniß und verfolgt sie, die in rasender Flucht sich ihm zu entziehen trachtet, durch das ganze Weltall. Die Schilderung dieser Flucht ist wol das Gelungenste in der Erzählung, hier ist künstlerischer Aufbau, Spannung, glückliche Laune. Durch einen Fund auf Meeresboden löst sich, ziemlich äußerlich, der Conflict; in einer

Kiste entdeckt man, wohlconservirt, Herrn Friedrich Wilhelm Schulze aus Berlin, Hausbesitzer und Rentier, der einst, im 19. Jahrhundert, auf der Reise von Philadelphia nach der Heimath, sich einbalsamiren ließ, um lieber die paar Jahre, die er noch zu leben hatte im 21. Jahrhundert, wo vielleicht die Miethspreise wieder mehr gestiegen sind, „ableben" zu können. In Folge einer Explosion ward die Kiste in's Meer geworfen und nun erst wieder aufgefunden; Herr Schulze kehrt in's Dasein zurück, und da er, der Ahnherr Cotyledo's, nunmehr am Leben ist, so ist die Rechnung Functionata's unrichtig und die Liebenden können ein Paar werden.

o. d. **Märchen von Wolfgang Kirchbach** mit Zeichnungen von Frank Kirchbach. Dresden, Friedrich Axt. 1879.

Märchen sind in unsern Tagen eine so große Seltenheit, daß wir auch Waare von geringerer Güte mit einer gewissen Nachsicht aufnehmen würden; um so mehr sind wir erfreut, einer so gelungenen Erscheinung zu begegnen, wie den Märchen Kirchbach's. Gleich die ersten Worte: „Es war einmal ein Mann und der Mann war ich. Nun wißt ihr also, wer ich bin" versetzen in Stimmung und diese Stimmung hält vor bis an's Ende. Der volksthümliche, naive, etwas schalkhafte Ton, wie er als Muster in der Sammlung der Brüder Grimm und bei Andersen vorherrscht, ist im Ganzen glücklich getroffen; zuweilen allerdings verfällt der Dichter in den ihm sehr viel schlechter stehenden, witzelnden, satirischen Ton, der in Musäus' „Volksmärchen der Deutschen" angeschlagen wird und einigen Leuten noch immer als ein „höherer" gilt. Die Motive Kirchbach's sind zum Theil die hergebrachten, ein Verbot, das nicht überschritten werden darf, eine Verzauberung, die nur auf diese und diese Weise zu lösen ist u. s. w.; am Häufigsten zeigt der Verfasser, wie die Hybris, das ungemessene Streben ins Elend führt, so in dem Märchen vom „alten Waldmann", das sich mit Schiller's „verschleiertem Bild zu Sais" berührt, und in der umfangreichsten Erzählung „vom Knaben und von den Bergen", deren Held eine Art Euphorion ist. Kirchbach verwerthet nicht nur die überlieferten Motive mit Glück, er bringt auch neue, zum Theil recht gelungene, hinzu. Hübsch erfunden und hübsch erzählt ist u. A. „Irrlicht und Libelle"; von grotesk em Humor und weiter Phantasie zeugt die originelle Erzählung von dem Einsiedler, der gern einmal mit der Eisenbahn fahren wollte und dem der Zugführer Tod diesen Wunsch erfüllt. Die launigen Einfälle, die phantastischen Uebertreibungen des Verfassers erinnern zuweilen an Mark Twain's köstliche Skizzen. Die Zeichnungen von Frank Kirchbach sind correct, aber nüchtern; sie verfehlen die Stimmung und verringern so den Eindruck, anstatt ihn zu erhöhen — in diesen illustrationssüchtigen Tagen leider nichts Seltenes.

ε. σ. **Weihegesänge von Adolf Friedrich Grafen von Schack.** Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhdlg. 1879.

Wer einmal in München verweilt hat, kennt die hochbedeutende Gemäldesammlung des Grafen Schack. Er ist Mäcen, echter Enthusiast und Kenner. Wir verdanken weiter dem Schriftsteller eine vorzügliche Uebersetzung des Firdusi, sowie einer Auslese spanischer Dramen, eine durch seine Analysen ausgezeichnete, bis in die jüngste Zeit vielbestohlene Geschichte des spanischen Theaters, eine abgerundetere Darstellung der arabischen Cultur. Als Dichter hat Schack bisher nicht zur verdienten Geltung kommen können. Seine Romane sind in Versen geschrieben und man kennt ja die Abneigung der gegenwärtigen Leserwelt gegen die gebundene Rede für die erzählende Gattung. Nur Heyse's Novellen in Versen und ein paar humoristische Epen von flotter, wiewol etwas schlotteriger Haltung haben diese Abneigung überwunden.

Schack's in neuer sehr vermehrter Auflage erschienenen Weihgesänge sind keine sich gefällig und leicht einprägenden Lieder. Getragene feierliche Hymnen, schwungvolle Bekenntnisse, begeisterte Dithyramben bekunden sie in wohllautenden Strophen oder frei fluthenden Rhythmen, in einem an Schiller's Pathos anklingenden und gleich diesem bisweilen von Ueberladung nicht ganz freien Stil eine durchaus idealistische Weltanschauung, welche, allem Confessionellen entflogen, die Liebe als die große Macht im Universum preist. Ein pantheistischer Hauch durchweht das Ganze. Halbepisches mischt sich ein. Landschaftliche Schilderungen fesseln. Der Reisende überläßt sich in Rom, Olympia, vor dem Aetna einem stolzen Gedankenfluge. Er feiert die Antike, Michel Angelo und Tizian, Dante und Wolfram. Er neidet dem Perikles sein herrliches Dasein und gibt selbst der Gegenwart ein adeliges Vorbild von classischem Schönheitscultus.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Juli zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abhandlungen, Staatswirthschaftliche. Herausgegeben von Dr. K. F. Seyffarth. I. Serie, Heft 7. 8. Februar—März 1880. Leipzig, E. Kossbey.

Andreae. — Geist und Purpur. Eine Tragödie in fünf Acten von Percy Andreae. Hannover. 1880.

Baedeker. — Mittel- und Nord-Deutschland, westlich bis zum Rhein. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 34 Karten, 35 Plänen und mehreren Grundrissen. 19. Aufl. Leipzig, K. Baedeker. 1880.

Baedeker. — Südbayern, Tirol und Salzburg, Oesterreich, Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 22 Karten, 12 Plänen und 7 Panoramen. 19. Aufl. Leipzig, K. Baedeker. 1880.

Baumgarten. — La France qui rit par J. Baumgarten. I. Kassel, Th. Kay. 1880.

Bermann. — Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken. Mit besonderer Berücksichtigung der interessantesten Zeitereignisse geschildert von Moriz Bermann. Lfg. 7—10. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Bernheim. — Geschichtsforschung und Geschichtsphilosophie. Von Dr. Ernst Bernheim. Göttingen, R. Peppmüller. 1880.

Besse. — Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römisch-deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. Von Oberlehrer Dr. P. Besse. 2. 3. Lfg. Leipzig, J. H. Webel. 1880.

Bloch. — Quellen und Parallelen zu Lessing's „Nathan". Vortrag gehalten von Dr. J. S. Bloch. Wien, M. Gottlieb's Buchhandlung. 1880.

Bosboom-Toussaint. — Major Franz. Roman von Frau Bosboom-Toussaint. Deutsch von Stephan Born. Leipzig, Schulze & Co.

Brahm. — Goethe u. Berlin. Festschrift zur Enthüllung des Berliner Goethe-Denkmals von Otto Brahm. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1880.

Bucher. — Katechismus der Kunstgeschichte. Von Bruno Bucher. Mit 273 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Buonaventura-Schmidt. — Italienische Unterrichts-Briefe für das Selbst-Studium. Brief 31—33. Lection 61—66 bearbeitet von Prof. Giamb. Buonaventura und Dr. phil. Alb. Schmidt. Leipzig, Verlag des Hausfreundes.

Butsch. — Die Bücherornamentik der Hoch- und Spätrenaissance aus der eigenen Sammlung herausgegeben und erläutert von A. F. Butsch. II. Theil der Büchernamentik der Renaissance. Leipzig, G. Hirth. 1880.

Camoens. — Luis' de Camoens sämmtliche Gedichte. Zum ersten Male deutsch von Wilhelm Storck. II. Band: Buch der Sonette. Paderborn, F. Schöningh. 1880.

Cassel. — Vom Nil zum Ganges. Wanderungen in die orientalische Welt von D. Paulus Cassel. Berlin, A. Hofmann & Co. 1880.

Ciccolini. — Die Tief-Einathmung, ihre Anwendungsmethode zur Förderung der Gesangskunst, sowie zur Heilung verschiedener Krankheiten, insbesondere der Schwindsucht. Von Sophia Marquise A. Ciccolini. Dresden, E. Pierson's Buchhandlung. 1880.

Clausewitz. — Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Carl von Clausewitz. 4. Aufl. 1. Theil. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1880.

Curtius. — Histoire Grecque par Ernest Curtius. Traduite de l'allemand sur la cinquième édition par A. Bouché-Leclercq. I. Paris, E. Leroux. 1880.

Dahn. — Die Alamannenschlacht bei Strassburg (357 n. Chr.) Eine Studie von Felix Dahn. Braunschweig, G. Westermann. 1880.

Darwinistische Schriften. Nr. 7. Der Farbensinn. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Ein Beitrag zur vergleichenden Psychologie. Von Grant Allen. Rechtmässige deutsche Ausgabe. Mit einer Einleitung von Dr. Ernst Krause. — Nr. 8. Die Planetenbewohner und die Kometenhypothese. Neue Studien zur Entwicklungsgeschichte des Weltalls. Von Dr. Carl du Prel. — Nr. 9. Das Kosten und Eier der Vögel in ihren natürlichen Beziehungen betrachtet. Ein Beitrag zur Ornithopsychologie, Ornithophysiologie und zur Kritik der Darwin'schen Theorien, bearbeitet von Wilhelm von Reichenau. — Nr. 10. Die Sprache des Kindes. Eine Anregung zur Erforschung des Gegenstandes. Von Professor, Director Dr. Fritz Schultze. Leipzig, E. Günther's Verlag. 1880.

Dichtungen des Auslandes. — Band V, Andina. Eine Auswahl aus südamerikanischen Lyrikern spanischer Zunge. Uebertragen von L. Darapsky. Band VI. Lieder der hellenischen Mirra-Schaffy Athanasios Christopulos. Nebst einer Auswahl von Liedern und Gedichten hellenischer Zeitgenossen. Im Versmaasse der Originale übertragen von August Boltz. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Doornkaat-Koolman. — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat-Koolman. Heft 10. Norden, H. Braams. 1880.

Duden. — Vollständiges orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache von Director Dr. Konrad Duden. Nach den neuen preußischen und bayerischen Regeln. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1880.

Ebert. — Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande. Von Adolf Ebert. II. Band. Geschichte der Lateinischen Literatur vom Zeitalter Karls des Grossen bis zum Tode Karls des Kahlen. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1880.

Eder. — Lorenz Oken. Eine biographische Skizze. Gedächtnißrede zu dessen hundertjähriger Geburtstagsfeier gesprochen von Alexander Eder. Durch erläuternde Zusätze und Mittheilungen aus Oken's Briefwechsel vermehrt. Mit dem Portrait Oken's und einem Facsimile der Nr. 195 des I. Bandes der Isis. Stuttgart, Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. v. Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abtheilung. 11. Lfg. Enthält: „Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnologie. 4. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

Engelhardt. — Lied von der Rudelsburg. Eine Thüringer Sage. Mit einem Cyclus von Balladen und Romanzen von Otto Engelhardt. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhdlg. 1880.

Enslin. — Die ersten Theateraufführungen des Goethe'schen Faust. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters von Adolph Enslin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Erholungsstunden. Neue Deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 17. 18. Breslau, E. Schottlaender.

Fellner. — Animalischer Magnetismus und moderner Rationalismus. Eine kultur-historische Betrachtung von F. von Fellner. Leipzig, O. Mutze. 1880.

Fleischer. — Gedichte von Siegfried Fleischer. Bremen, Kühtmann's Buchhandlung. 1880.

Fries. — A. E. Freiherr v. Nordenskiöld und seine Entdeckungsreisen 1858 bis 1879. Von Professor L. M. Fries. Deutsch von Dr. Gottfried von Limburg. Mit zwei Portraits, einer Ansicht der „Vega" und einer Karte. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Fulda. — Die Gefängnißverbesserung und der Strafvollzug im Deutschen Reiche. Von Karl Fulda. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 7. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Golowin. — Der russische Nihilismus. Meine Beziehungen zu Herzen und zu Bakunin nebst einer Einleitung über die Decabristen. Von Iwan Golowin. Leipzig, L. Senf.

Gulde, Official, from Glasgow to the Highlands by „The Royal Route", with list of sailings and fares, per David Macbrayne's Royal Mail Steamers, „Columbia" „Jona", etc.

Hagen. — Das Wesen der Sentа in Richard Wagner's Dichtung: „Der fliegende Holländer". Von Edmund von Hagen. Hannover, C. Schäffer. 1880.

Hauser. — Stil-Lehre der architektonischen Formen der Renaissance. Im Auftrage des K. K. Ministeriums für Cultus und Unterricht verfasst von Professor Alois Hauser. Mit 100 Original-Holzschnitten. 2. Aufl. Wien, Alfr. Hölder, K. K. Hof- und Universitäts-Buchhandlung. 1880.

Heilprin. — The historical poetry of the Ancient Hebrews, translated and critically examined by Michael Heilprin. Vol. II. New-York, D. Appleton & Comp. 1880.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, herausgegeben von P. K. Rosegger. IV. Jahrg. Heft 10. Juli 1880. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hesse. — Die Donau von ihrem Ursprung bis an die Mündung. Eine Schilderung von Land und Leuten des Donaugebietes. Von Alex. J. Hesse. Mit 200 Illustrationen und einer Karte. Lfg. 19—25. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Hessel. — Vorträge von Ernest Renan. (Gehalten in London, April 1880.) Frei bearbeitet von Dr. Gottfried Hessel. Leipzig, Otto Wigand. 1880.

Hohenziel. — Auf der Wahlstatt des Lebens. Roman von Erich Hohenziel. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Hoppe. — Die persönliche Denkthätigkeit. Eine Erkenntnisstheorie mit Widerlegung Kant's von Prof. Dr. J. J. Hoppe. Würzburg, A. Stuber's Buchhandlung. 1880.

Jahrbuch für Volks- und Staatswirthschaft aller Länder der Erde. Herausgegeben von Dr. J. Minoprio. I. Jahrgang. Berlin, G. Reimer. 1880.

Jahres-Bericht des Club österr. Eisenbahn-Beamten in Wien 1879/80. III. Clubjahr. Wien. 1880.

Josefowitz. — Cromwell. Drama in fünf Aufzügen von H. Josefowitz. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung. 1880.

Kaden. — Unter den Olivenbäumen. Süditalische Volksmärchen. Nacherzählt von Woldemar Kaden. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Kant. — Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Physik. Von Immanuel Kant. Text der Ausgabe (A.) 1766, unter Berücksichtigung der Ausgaben B und C. Herausgegeben von Karl Kehrbach. Leipzig, Ph. Reclam jun.

Katscher. — Bilder aus dem englischen Leben. Studien und Skizzen von Leopold Katscher. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Klassiker, Militärische, des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von v. Scherff, v. Taysen, v. Boguslawski, v. d. Goltz und Anderen, herausgegeben von G. v. Marées. 1. Heft: Friedrich der Grosse, „die General-Principia vom Kriege" und Anderes, erläutert und mit Anmerkungen versehen durch v. Taysen. Mit 20 Plänen im Text. 2. Heft: Carl von Clausewitz: „die Lehre vom Kriege" I. Erläutert und mit Anmerkungen versehen durch W. v. Scherff. Berlin, Schneider & Co., Königl. Hofbuchhandlung. 1880.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé; Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 37. Stuttgart, W. Spemann.

Kleinpaul. — Dr. Ernst Kleinpaul's Poetik. Für Dichter und alle Freunde der Poesie. 8. umgearb. und verm. Aufl. 3. Theil. Gattungen und Arten der deutschen Dichtung. Leipzig, W. Langewiesche's Buchhandlung. 1880.

Koch. — Das Quellenverhältniss von Wieland's Oberon. Von Dr. Max Koch. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Kolbe. — Marburg und der siebenjährige Krieg. Ein Vortrag von Wilhelm Kolbe. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Kossuth. — Meine Schriften aus der Emigration. I. Band. Die Periode des 1859er italienischen Krieges. Lfg. 3—9. Autorisirte deutsche Ausgabe. Pressburg, C. Stampfel. 1880.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 1. 2. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Landau. — Religion und Politik nebst Nachtrag zur Sammlung kleiner Schriften von L. R. Landau. Budapest, L. Aigner. 1880.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 3. 4. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Leopardi. — Appressamento della morte. Cantica inedita di Giacomo Leopardi. Publicata con uno studio illustrativo dall' avvocato Zanino Volta. Milano, U. Hoepli. 1880.

Lindenschmit. — Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Uebersicht der Denkmale und Gräberfunde frühgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit. Von L. Lindenschmit. I. Theil. Die Alterthümer der merovingischen Zeit. Mit zahlreichen in den Text eingedruckten Holzschnitten. 1. Lfg. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn. 1880.

Lindner. — Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation von Professor Dr. Theodor Lindner. 1. Abtheilung: Geschichte des deutschen Reiches unter König Wenzel. II, 2. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1880.

Lueder. — Recht und Grenze der Humanität im Kriege. Vortrag von Professor Dr. Carl Lueder. Erlangen, Ed. Besold. 1880.

Malot. — Ohne Familie. Roman von Hector Malot. Aus dem Französischen übertragen von Mary Muchall. Autoris. Uebersetzung. 2 Bde. Hamburg, K. Grädener. 1880.

Meydenbauer. — Kant oder Laplace? Kosmologische Studie von A. Meydenbauer. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg 1878—79. Heft 1. 2. Im Auftrage des Vorstandes herausgegeben von L. Friederichsen. Mit Karten, Tafeln und Holzschnitten. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1880.

Molière und seine Bühne. Molière-Museum. Sammelwerk zur Förderung des Studiums des Dichters in Deutschland. In zwanglosen Heften herausgegeben von Dr. Heinrich Schweitzer. 2. Heft. Wiesbaden. 1880.

Mosen. — Sämmtliche Werke von Julius Mosen. Neue vermehrte und durch eine Biographie des Dichters von dem Sohne desselben bereicherte Auflage. Mit Mosen's Portrait. 1. 2. Lfg. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Muff. — Was ist Cultur? Vortrag von Professor Dr. Christian Muff. Halle, R. Mühlmann. 1880.

Müller. — Das Schulwesen mit besonderer Beziehung auf die Zukunft Pforzheims. Von Moritz Müller senior in Pforzheim. Leipzig, Otto Wigand. 1880.

Müller. — Politische Geschichte der Gegenwart von Professor Wilhelm Müller. XIII. Das Jahr 1879. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres 1879 und einem alphabetischen Verzeichnisse der hervorragenden Personen. Berlin, Jul. Springer. 1880.

Müller. — Des Hauses Fourchambault Ende. Schauspiel in fünf Aufzügen von Müller aus Guttenbrunn. Mit einem Vorwort von Heinrich Laube. Breslau, S. Schottlaender. 1881.

Muncker. — Lessing's persönliches und literarisches Verhältniss zu Klopstock. Von Franz Muncker. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1880.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 9. 10. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Professor Emil Naumann. Heft 3. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Petersen. — Landmanden og Nationalokonomen. Nogle Ord bon Underwisning i Nationalokonomi bed Landbohojskoler. Af Aleksis Petersen. Kjobenhavn. Hoffensberg & Trap. 1880.

Philippi. — Zur Reconstruction der Weltkarte des Agrippa von Dr. F. Philippi. Mit 5 autographirten Kartenskizzen. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbchhdlg. 1880.

Pilger. — Das Verbindungswesen auf norddeutschen Gymnasien. Von Gymnasialdirector Dr. Robert Pilger. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1880.

Putnam. — Internationaler Schutz gegen den Nachdruck. In einigen seiner Beziehungen auf Ethik und politische Oekonomie betrachtet von George Haven Putnam. Ein Vortrag. Deutsch von Prof. Eduard Wiebe. Berlin, Franz Vahlen. 1880.

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von B. ten Brink, E. Martin, W. Scherer. 40. Heft. Das deutsche Ritterdrama des 18. Jahrhunderts. Studien über Joseph August von Törring, seine Vorgänger und Nachfolger von Otto Brahm. Strassburg, K. J. Trübner. 1880.

Roland. — Der blaue Schleier. Novelle von A. Roland. Gotha, C. F. Windaus. 1880.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und **Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. II. Jahrg. Heft 10. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 58. Ueber Bodenbereitung von Karl Tragau.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XV. Serie. Heft 342. Ueber Bestrebungen und Ziele der wissenschaftlichen Chemie. Von Dr. Richard Meyer. Heft 343. Ueber Injurien von Dr. H. Baumeister. Heft 344. Ueber gute und schlechte Luft. Von Dr. A. Wernich. — Heft 345. Ueber das sittlich Erlaubte. Von Lic. Dr. H. H. Wendt. Heft 346. Ueber das Pflanzenleben unter der Erde. Von A. Engler. Heft 347. Die niederländischen Colonien in Norddeutschland zur Zeit des Mittelalters. Von Richard Schröder. Mit einer Karte. Berlin, C. Habel. 1880.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgegeben von Paul Graf Waldersee. Nr. 15. Franz Schubert's Leben und Werke von A. Niggli. Nr. 16. Die öffentliche Kunstpflege in den Vereinigten Staaten von Nordamerika von Max Goldstein. Nr. 17. Giovanni Pierluigi Palestrina von H. M. Schletterer. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Sammlung öffentlicher Vorträge und Reden. Herausgegeben von der Redaction der „Alma Mater". IX. Das Traumleben. Vortrag von Prof. Dr. Max Leidesdorf. Wien, M. Perles. 1880.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Jerusalem und Friedr. Pfaff. III, 3. Goethe's Stellung zur Deutschen Nation. Von Prof. Dr. Arnold Schaefer. — III, 4. Tod und Ewigkeit in den Liedern der Kirche. Von Prof. G. Schlosser. — III, 5. Darwin's Großvater als Arzt, Dichter und Naturphilosoph. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Darwinismus von Professor Dr. O. Zöckler. — III, 6. Der römische Bischof im vierten Jahrhundert. Von Lic. theol. Karl Hackenschmidt. III, 7. Schmerz und Weltschmerz. Von Dr. Alfred Biesenegräber. III, 8. Ueber gesundes und ungesundes Aussehen. Von Sanitätsrath Dr. Paul Niemeyer. III, 9. Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel. Von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff. III, 10. Die Börse und die Börsensteuer. Von Dr. Fr. Perrot. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhdlg. 1880.

Scherer. — Geschichte der Deutschen Literatur von Dr. Wilhelm Scherer, o. ö. Professor der Deutschen Literaturgeschichte an der Universität Berlin. Zweites Heft. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1880.

Schlemm. — Drei Dramen. Zur Composition geeignet. Mit einer Einführung und einer ästhetischen Studie über das musikalische Drama. Von Oscar Schlemm. Hannover, C. Schüßler. 1880.

Schmidt. — Im ostindischen Dienste. Lebensbeschreibung des englischen Obersten Meadows Taylor. Nach dessen eigenen Aufzeichnungen deutsch bearbeitet von Lunhardt v. Schmidt. Mit einer Kartenskizze von Indien. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, K. Hofbuchhdlg. 1880.

Schubert. — Drei Küsse. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Carl Schubert. Leipzig, C. Muße. 1880.

Schuchardt. — Camoens. Ein Festgruss nach Portugal zum 10. Juni 1880 von Hugo Schuchardt. Graz. 1880.

Semper. — Gottfried Semper. Ein Bild seines Lebens und Wirkens. Mit Benutzung der Familienpapiere von Professor Hans Semper. Berlin, S. Calvary & Co. 1880.

Stangen. — Eine Reise um die Erde 1878 bis 1879. Von Carl Stangen. Mit einem Gruppenbilde von Theilnehmern. Leipzig, A. Krüger. 1880.

Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von G. v. Boguslawski. Band VII. Nr. 4. 5. Berlin, Dietrich Reimer. 1880.

Weber. — Gedichte von Robert Weber. 5. unveränderte Aufl. 1. Theil. Basel, Rob. Weber's Selbstverlag. 1881.

Weltgeschichte, Illustrirte, für das Volk. Unter sorgfältiger Berücksichtigung der Culturgeschichte in 4ter Auflage neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto von Corvin. Pracht-Ausgabe. Lfg. 36—39. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Wlislocki. — Haideblüthen. Volkslieder der transsilvanischen Zigeuner. Inedita, Originaltexte und Verdeutschungen. Von Dr. Heinrich von Wlislocki. Leipzig W. Friedrich. 1880.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. IX. Heft 136. 137. Ueber das Kunstgewerbe der alten und neuen Zeit. Von v. Huber-Liebenau. Berlin, C. Habel. 1880.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XV. Band. Heft 3. Berlin, Dietrich Reimer. 1880.

Ziemssen. — Anthropologische Grundgedanken über Ursprung und Ziel der Religion. Von Otto Ziemssen. I. Theil: Die Religion im Lichte der Psychologie. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1880.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Erwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die heilige Barbara.

Novelle

von

Hans Hoffmann.

In der guten alten Zeit, da die weltliche Herrlichkeit des heiligen Stuhles noch ungekränkt in den latinischen Gefilden und auf den schroffen Bergen der Volsker dastand und südwärts im gesegneten Königreich beider Sicilien die fromme Majestät des Re bomba mit strenger Zuchtruthe seines Volkes waltete, gab es in einer jener uralten Bergstädte in der Nähe der Grenze, wie in anderen auch, gar viele tapfere Männer, welche es vorzogen, auf den rauhen Saumpfaden ihrer Berge in freier Gottesluft durch kühnen Schmuggel und einen gelegentlichen flotten Handstreich wider reiche und verweichlichte Reisende ihr täglich Brot zu verdienen, als daheim in den dumpfen Gassen einem niederen Handwerk zu fröhnen oder der trägen Erde die kärglichen Früchte mit dem schwerhinschleppenden Pfluge abzuringen. Es gehörten aber feste Herzen und feste Sehnen zu solchem Dienst, da es oft genug zu blutigen Zusammenstößen mit den königlichen oder päpstlichen Grenzwächtern kam.

Zu den geachtetsten Führern solcher Freischaren hatte noch vor wenigen Jahren Antonio Caselli gehört; doch in einem nächtlichen Gefecht war er den Heldentod gestorben, und seinen Kameraden war nicht einmal der Trost geblieben, der ehrenvollen Pflicht der Rache Genüge thun zu können, da es unmöglich gewesen war, die Person des mörderischen Schützen festzustellen. Dafür aber konnte sich die Stadt als solche für seine Verdienste um's gemeine Wesen dadurch dankbar erweisen, daß sie seiner einzigen nachgelassenen Tochter Barberina eine Anstellung als Ziegenhirtin bei einem Consortium im Besitz solcher Thiere befindlicher Bürger erwirkte, ein Amt, welches insofern den Traditionen des väterlichen Erwerbszweiges sich näherte, als es sie ihre Tage gleichfalls in freier Luft auf sonnigen Berghöhn und abschüssigen Pfaden verleben ließ. Nur während der Nächte konnte sie sich bei solcher Lebensweise der mütterlichen Fürsorge und mütterlichen Lehre erfreuen.

Es ging aber das Gerücht von ihr, daß sie in der Einsamkeit des Gebirges und Waldes zuweilen übernatürlicher Gesichte und Erscheinungen gewürdigt werde,

und der Herr Curato hatte bereits mit etlichem Stolz sein Augenmerk auf dieses sein so absonderlich begabtes und gesegnetes Beichtkind zu richten angefangen. Nun ist es wol gewiß, daß die Heiligen derlei Erleuchtungen an uns Menschenkindern weit lieber in den dämmerigen und ahnungsvollen Hallen der Wälder oder bei einem unbegrenzten Ausblick in verschwimmende Fernen vornehmen, als daheim im alltäglichen Stüblein und selbst auf dem gewohnten sonntäglichen Kirchenbänkchen: demunerachtet wird die nachfolgende Geschichte lehren, daß die Stimme der lieben Heiligen auch da draußen zuweilen in gar sonderbar verschränkter und widerspruchsvoller Rede sich uns mittheilen mag, ja, daß, wenn unser weiser, obzwar nicht eben sehr heiliger Dichter sagt:

Die Götter,
Sie reden nur durch unser Herz zu uns,

es wol auch einmal geschehen kann, daß umgekehrt unser Herz mit seinen wunderlichen Launen und Leidenschaften durch die Götter zu uns redet. —

Eines schönen Morgens im Monat Mai, da auch hier oben schon längst Alles herrlich grünte und blühte, trieb die junge Barberina wie gewöhnlich in großer Frühe ihre lustige Herde aus dem Städtchen in's Freie und machte nur noch an dem großen Brunnen vor dem Thore einen kurzen Augenblick Halt, um der klaren Sonne und dem heitern Himmel einen frischen Morgentrunk zuzubringen und zugleich sich die letzten Reste von Schäfrigkeit aus den Augen zu waschen. Da kam, des Weges vom Gebirge her, ihr ein junger Mann entgegen, der die Uniform der päpstlichen Grenzjäger und auf dem Rücken eine lange Flinte trug und auch sonst nach Ansehn und Gebahren recht stattlich und vornehm einherschritt. Er blieb bei der Jungfrau stehen, sei es, daß ihm bei seinem einsam streifenden Leben überhaupt eine jede zufällige Gesellschaft willkommen war, sei es, daß ihm diese grade besonders behagte. Zum Verwundern wäre der letztere Fall gewiß nicht gewesen, denn sie war nicht nur schlank und prächtig gewachsen und hatte ein bräunliches, feines und schönes Angesicht, sondern es war ihr auch eine seltene und kostbare Gabe eigen, die der Jäger sicherlich nicht alle Tage bei den Töchtern des Landes wahrzunehmen Gelegenheit fand: sie erschien ganz und gar sauber und reinlich von Person wie von Kleidung. Sie hatte nämlich die Eigenthümlichkeit, sich jeden Tag zu waschen und verthat überdies recht viele Zeit mit der Reinigung ihrer Röckchen, Hemden und Tücher. Ward dies alles auch von ihren Mitschwestern als eine Art hochmüthiger Ueberhebung über die altväterischen einfältigen Sitten mit etwas scheelen Augen angesehen, so ist doch nicht zu leugnen, daß dafür männliche Augen sie meist desto froher und wohlgefälliger betrachteten.

So that auch der schmucke Grenzjäger, er stand still und schaute ihr in's Gesicht; sie that desgleichen, jedoch mit etwas trotziger Miene, und kämmte sich während dessen, ohne sich stören zu lassen, mit einem hölzernen Kamme ihr schwarzes Haar, welches sich vorn über der Stirn, wo es nicht durch Flechten gebändigt wurde, auch nach der sorgfältigsten Behandlung immer noch ein wenig in widerspenstigen Wellenlinien aufkrauste. Wenn der junge Mensch etwa dachte, — und er dachte es höchst wahrscheinlich —, daß ihr dies grade recht hübsch zu Gesicht stände, so war sie darin eben anderer Meinung, oder aber

es lag ihr auch gar Nichts daran, sein Wohlgefallen zu erregen. In der That schien dieses ihr Sinn zu sein, denn während sie ihn unverdrossen anstarrte, als wollte sie ihm zeigen, daß sie seine Blicke mit gutem Gewissen aushalten könnte, wurde der Ausdruck ihres anmuthigen Gesichtchens immer trotziger und böser. Sie hatte ja freilich auch allen Grund zu solcher Mißstimmung, trug er doch eine Uniform, die ihrem ganzen Heimathstädtchen, ihr aber in pietätvoller Erinnerung an ihren getödteten Vater noch ganz besonders mißliebig und unerfreulich war. Persönlich kannte sie ihn wol von Ansehen, Beide hatten sich aber sehr lange Zeit nicht gesehen und einander überhaupt noch niemals näher betrachtet oder gar zusammen gesprochen.

„Bist Du nicht die Barberina Caselli?" fragte er endlich freundschaftlich.

„Bist Du nicht der Cicillo Tosti?" gab sie statt der Antwort unwirsch zurück. Er nickte und sagte ruhig bittend: „Gib mir einen Trunk Wasser", indem er auf ein Blechgefäß deutete, das noch auf dem steinernen Rande des Brunnens stand und das sie sonst an ihrem schmalen ledernen Gürtel zu tragen pflegte.

„Nimm es Dir!" entgegnete sie grob, steckte den Kamm in die Tasche und fuhr mit ihren beiden Händen glättend an ihrer Hemdkrause entlang.

Nun mochte er jedoch beim Anblick dieser bräunlichen Finger, die sich so schlank und zierlich von dem schneeweißen Hemdchen abhoben, im Stillen denken, daß ein Trunk schlichten Wassers nicht sowol an sich ein so gar begehrenswerthes Ding sei, als vielmehr, wenn er von eben diesen hübschen Händen anmuthig dargeboten würde.

„Ich wollte es aber grade von Dir geschöpft haben!" äußerte er sich in diesem Sinne.

„Ich will es Dir aber gerade nicht schöpfen."

„Ich gehe aber nicht von der Stelle, als bis Du gethan hast, um was ich Dich bitte."

„Dann magst Du bis heute Abend hier bleiben und die Nacht noch dazu, wenn ich heimgekehrt sein werde."

„Ich werde Dich nicht vorüber lassen, ehe Du mir das Wasser gereicht hast."

„Das werden wir sehen!" rief sie ganz zornig und ballte die Fäuste, als wollte sie unmittelbar zum Angriff übergehen. Es war aber auch unerträglich, wie er so sicher und fast spöttisch auf sie herablächelte. Doch sogleich sagte er noch einmal in bittendem Ton:

„Gib mir das Wasser."

„Nimm es Dir."

„Gib es mir."

„Nein."

„Dann muß ich Dich mit Gewalt dazu zwingen."

Statt der Antwort streckte sie ihm noch drohender die tüchtigen Fäustchen entgegen. Doch mit einem kecken Griff umklammerte er ihre beiden Handgelenke, führte ihre rechte Hand mit unwiderstehlicher Kraft an das Blechgefäß, drückte ihr dieses mit Gewalt hinein, so daß sie, von seinen eisenfesten Fingern umrungen, es nicht fallen lassen konnte, ließ das klare Wasser hineinsprudeln, und,

obgleich das Mädchen sich jämmerlich sträubte und schüttelte und mehr als die Hälfte des Wassers versprengte, so brachte er es doch fertig, den Rest an seine Lippen zu führen und also ein paar Tropfen von ihrer Hand zu trinken.

Nachdem er so seinen Willen durchgesetzt hatte, ließ er sogleich ihre Arme los und dankte ihr so freundlich, als wenn sie freiwillig und mit aller Zuvorkommenheit ihm den Trank credenzt hätte. Das brachte ihren ingrimmigen Zorn aber erst ganz in die rechte Gluth, und sie tauchte, unmuthig und aufgeregt mit den Füßen stampfend, ihren blechernen Pokal tief in das steinerne Becken, spritzte ihm eine volle Ladung in's Gesicht und rief höhnisch:

„Da hast Du Wasser, Du grober Unhold! Nun trink und laß auch Deine Kleider nicht durften!"

Damit wollte sie eine zweite Salve in etwas tieferer Richtung abgeben, doch er war rasch zurückgesprungen und sagte lustig lachend:

„Ei, Barberina, willst Du eine Morgenwäsche mit mir vornehmen, daß ich so hübsch und säuberlich aussehe, wie Du selbst? Da werde ich Dir allen guten Dank sagen müssen."

Sei es nun, daß sie ihm auf keinen Fall etwas zu Theil werden lassen wollte, wofür er ihr danken könnte, sei es auch nur, weil die Ziegen Anstalt machten, sich in ungebührlicher Weise zu zerstreuen, sie brach das Gefecht ab und setzte mit gerunzelter Stirn ihren Weg fort, ohne Abschiedsgruß und ohne sich noch einmal umzusehen. Und das war ein Glück, denn unfehlbar hätte es ihren Zorn von Neuem reizen müssen, wenn sie gesehen hätte, wie lange und wie vergnügt er ihr nachschaute und gar nicht einmal daran dachte, sich das tröpfelnde Wasser aus dem Gesicht zu wischen. In so verschiedenartige Stimmung vermochte die gleiche Begegnung zwei ungleich geartete Gemüther zu versetzen.

Denn Barberina's Morgenstimmung war wirklich sehr ernstlich und gründlich verdorben, ihrem kindlich thörichten Sinne erschien die ihr widerfahrene kleine Vergewaltigung als eine tief demüthigende Schmach, eine unerhörte Kränkung ihrer jungfräulichen Freiheit und Selbstbestimmung, sie erbebte vor Scham bei dem Gedanken, dem siegreichen Feinde je noch einmal vor Augen zu treten, und es ballte sich in der Stille eine ganz bängliche Gewitterwolke von dumpfem Haß wider den Tyrannen in ihrer heißblütigen Seele zusammen. Indessen vermochte sie eine so concentrirte Mißstimmung bei dem besten Willen doch nicht lange zu behaupten, das lastende Gewölk verflüchtigte sich in die leichter streifenden Dünste eines milden Frühärgers, und als sie auf dem rundlichen Berggipfel angekommen war, auf dem die Ziegen grasen sollten, hatte sie die ganze verdrießliche Angelegenheit schon vergessen und begab sich so vergnügt und friedfertig wie je an ihre verantwortungsvolle Thätigkeit. Diese bestand zunächst darin, daß sie sich dicht an dem Rand des steilen Berges niedersetzte und von ihrer herrschenden Höhe träumerisch und sorglos in die breite Ebene hinabblickte, die lachend im üppigsten und lieblichsten Grün des Frühlings sich bis zum fernen Meere dehnte und nicht ahnen ließ, daß unter dieser schmeichlerischen grünen Decke Nichts als Tod und Verderben lauerte und die schöne freundliche Sonne eitel giftige Fieberdünste in den unermeßlichen Sümpfen drunten aus-

brütete. Hier oben aber war die Luft auch im höchsten Sommer rein und gesund, und der hellste Sonnenschein konnte wol das Gesicht des jungen Mädchens trotz des breiten weißen Kopftuches noch um eine kräftige Schattirung brauner färben, aber nicht einmal das frische Laub der wenigen hier und dort zerstreuten Bäume vor der Zeit verlechzen und welken machen.

Während die Jungfrau so ohne eigentliche Gedanken in das volle Blau des Himmels hinausblickte, geschah es, daß ein einzeln dahinschwimmendes Wölkchen sich gerade vor die Sonne schob und hierdurch wie durch seine wunderliche Gestalt ihre Aufmerksamkeit erregte. Und wie sie mit unverwandten Augen ernsthaft und zutraulich darauf hinblinzte, ward sie auf einmal deutlich gewahr, daß es eine menschliche Gestalt darstellte, eine wunderschöne Frau mit weißem, wallendem Gewande und einem Palmzweig in der Hand, rings von einem goldenen Strahlenkranz umflossen, und sie erkannte ganz klar ihre Schutzpatronin, die heilige Barbara, welche langsam und feierlich, mit strengem Angesicht, auf sie zuschwebte, immer größer und deutlicher wurde und ihr doch niemals nahe kam, sondern in wundersamem Widerspruch mit ihrer herrlich rauschenden Bewegung doch in gleicher heiliger Ferne stehen blieb. Und siehe, mit ihren zarten Händen hielt sie die Arme eines Mannes gefesselt ohne Ketten und Bande, und deutete auf ihn hernieder und sagte mit leiser, und doch furchtbarer Stimme:

„Dieser ist's, der Deinen Vater erschlagen hat. Nimm die Waffe des Ermordeten und tödte ihn!"

Und sie sah, der Mann trug die Gestalt und Züge des Cicillo Tosti.

Kaum aber hatte sie ihn erkannt, als die Erscheinung schon wieder verschwunden war und nur noch die Sonne, mit mächtigen Strahlen hinter der Wolke hervorquellend, ihr die Augen blendete. Nun merkte sie, daß sie wieder eine Vision gehabt hatte.

Wenn aber etwa Jemand glaubte, sie wäre über den furchtbaren Auftrag der Heiligen nach der Weise des Dänenprinzen Hamlet alsbald in Schwermuth und grübelnde Melancholie verfallen, der würde vergessen, daß sie durchaus versäumt hatte, sich zu Wittenberg oder auf irgend einer anderen hohen oder niederen Schule sich die nöthige humane Bildung anzueignen, welche allein uns befähigt, der angeborenen Farbe der Entschließung des Gedankens Bläße anzukränkeln: vielmehr war sie groß geworden und erzogen in einer Gemeinde, in welcher der Todtschlag zu den gewöhnlichen Tagesereignissen und Gesprächen gehörte, der ungerechteste Meuchelmord kein unerhörtes Aufsehen erregte und die gerechte That der Blutrache sogar auf allgemeine laute oder stille Billigung und Anerkennung zu rechnen hatte. Daß sie zufällig als ein Weib geboren war, mochte zwar als ein erschwerender Umstand erscheinen, vermehrte aber auch das Verdienst der Heldenthat um ein Bedeutendes; und von einem zartsinnigen Schauder vor dem Blut oder gar von einer Ehrfurcht vor dem Menschenleben hatte sie trotz einer flüchtigen Kenntniß der zehn Gebote keine Ahnung. So empfing sie denn die schicksalsschwere Berufung ganz gelassen und sogar mit beträchtlichem Stolz, daß die Heilige sie mit ihrer göttlichen Anrede in einer so gewichtigen Sache begnadet; und selbst wenn das fünfte Gebot die allererste Stelle in dem Moralcodex ihres Volkes eingenommen hätte, so war doch kein Zweifel, daß die leben-

dige Stimme einer wirklichen echten Heiligen mehr gelten mußte, als Moses und alle verstorbenen Propheten zusammen genommen. Nebenbei empfand sie auch eine nicht geringe heimliche Zufriedenheit, daß ihr der Mörder ihres lieben Vaters, dessen Gedächtniß sie mit herzlicher Pietät pflegte, offenbart worden, und daß es gar kein Anderer war, als eben dieser übermüthige Cicillo, gegen den sie einen so bitteren und gerechten Groll schon ohne das im Herzen trug.

Sie dachte also den ganzen Tag andächtig und gehorsam darüber nach, auf welche Weise sie das hohe Gebot der Heiligen erfüllen und die blutige Rache vollführen sollte. Und sie kam denn zu dem Beschluß, daß sie die alte verrostete Flinte ihres Vaters, die so lange unbenutzt an der Wand gehangen hatte, wieder in Stand setzen und damit die große That vollführen müßte.

So früh es die Lebensgewohnheiten ihrer Herde irgend gestatteten, kehrte sie an diesem Abend nach der Stadt zurück; und als sie am Brunnen eine Anzahl Weiber, alte und junge, mit ihren großen kupfernen Kesseln auf den Köpfen versammelt fand, erzählte sie ihnen sogleich mit voller Ausführlichkeit, welches neuen Wunders sie gewürdigt worden. Das Staunen aber und die allgemeine Aufregung ward um so größer, als wunderbarerweise gerade heute eben dieser von der himmlischen Stimme bezeichnete Grenzjäger Cicillo Tosti in der Stadt gesehen worden war: das war ein Fingerzeig mehr, und der verhärtetste Wunderleugner hätte nicht an der Wahrhaftigkeit der göttlichen Offenbarung zweifeln dürfen. In feierlichem Zuge scharten sich alle die guten Weiber um die begnadete Jungfrau, mit halbscheuen Blicken sie von der Seite bewundernd; die kühneren aber redeten ihr feurig zu, das Werk der Rache, so schnell es anginge, zur Ausführung zu bringen und nicht durch schwankenden Ungehorsam den Zorn der heiligen Barbara zu erregen. Alle aber waren darin einig, daß man ohne Säumen zum Herrn Curato ziehen und ihn von dem großen Ereigniß in Kenntniß setzen müsse.

Dieser weise Beschluß ward denn auch alsbald zur That, und mit vielem Geschrei durchwanderte der ganze Haufe die engen Gassen, beständig vermehrt durch herzueilende Neugierige, bis er vor dem Hause des Pfarrers Halt machte. Der ehrwürdige Herr hatte den großen Lärm schon von Weitem gehört und blickte sorglich aus seinem Fenster hernieder, um zu sehen, welche böse Neuigkeit es gebe. Es scholl ihm jedoch ein solches Gewirr von Stimmen entgegen, da sich Alle mit gleichem Fleiß bestrebten, ihm die erste Auskunft zu geben, daß er sehr zornig wurde und befahl, nur eine einzige Person sollte zu ihm heraufkommen und berichten, was sie zu melden hätten oder begehrten.

So betrat denn Barberina allein das Haus, stieg, durch den Beifall der Menge vollends ermuthigt, ganz zuversichtlich die enge Treppe hinauf und trat ohne Bangen, wenn auch mit geziemender Bescheidenheit vor den Diener Gottes und der heiligen Kirche. Er saß gerade bei einer friedlichen Abendmahlzeit von Lammfleisch und Oliven, und trank dazu sein schlichtes Schöpplein rothen Landweines aus einem zierlichen Glase, welches neben der ungeheuren Strohflasche doppelt winzig und der geistlichen Mäßigkeit angemessen erschien. Er nickte dem Mädchen freundlich zu, denn ob ihm gleich Niemand etwas Böses nachsagen konnte, war er doch ein stiller Freund und gesetzter Verehrer weiblicher Jugend und

Holdseligkeit. Barberina erstattete ihren Bericht noch einmal mit noch feurigerer Beredsamkeit und lebhafterer Ausschmückung, denn sie war sich wohl bewußt, zu welchen Ohren sie redete.

Der Herr Curato jedoch machte gar kein freudiges Gesicht, als sie geendet hatte und nun seine Aufmunterung erwartete; es ist vielmehr zu sagen, daß er diesmal durch die merkwürdige Begabung seines lieben Beichtkindes in eine arge Verlegenheit versetzt wurde. Zwar war er einerseits wohlbefriedigt, daß die frommen Heiligen es nicht verschmähten, von Angesicht zu Angesicht zu einem Schäflein seiner Herde zu reden und damit dieser und ihm selbst Ruhm und Ehre zu verleihen, und schlecht hätte es ihm angestanden, etwa durch Ableugnen oder Vertuschen solcher Gnade sich ihrer unwürdig zu erweisen: doch auf der andern Seite war es vor seinem geistlichen Gewissen doch ein arges Ding, ein blutjunges Mägdlein in ihren abenteuerlichen Gelüsten nach Mord und blutiger Gewaltthat zu bestärken, um so ärger, als bei einer so ernsthaften Angelegenheit doch auch die bei dem Tode eines Staatsbeamten stark betheiligte weltliche Macht in nicht zu fernem Hintergrunde stand und das Schwert der Obrigkeit keineswegs dadurch stumpfer zu werden pflegte, daß es in geistlichen Händen ruhte.

Der arme Curato sann deshalb lange hin und her und trank in seiner Sorge sein zierliches Gläschen mehr als einmal leer und füllte es wieder, bis er endlich schier ärgerlich ausrief:

„Ei, ei, mein Kind Barberina, Du stehst da so fröhlich und muntern Angesichts, als wolltest Du zu einem Mummenschanz zur lustigen Carnevalszeit gehen, und redest so leichtherzig, als gälte es, zu einem Festschmause ein Hühnchen abzuthun, und doch stehen Deine Gedanken auf kein anderes Werk, als einen Menschen, ein getauftes und rechtgläubiges Geschöpf Gottes, mit gewaltsamer Hand und mit einem mörderischen, wahrscheinlich von dem Teufel selber erfundenen, Werkzeug zu tödten!"

„Aber die heilige Barbara hat es mir doch selber befohlen," sagte die tapfere Jungfrau, ohne sich irre machen zu lassen.

Der Pfarrer erkannte, daß er auf dem Wege der Einschüchterung nicht vorwärts käme, und überlegte abermals eine längere Zeit; denn seine Würde erforderte schlechterdings, daß er irgend einen Bescheid von sich gäbe, und er entschloß sich zuletzt, den gewöhnlich von weisen Männern in Fällen absoluter Rathlosigkeit betretenen Mittelweg eines vorläufigen Aufschubs vorzuschlagen.

„Kind Barberina," sagte er mit desto bestimmterem Ton, je zweifelhafter seine innere Ueberzeugung war, „wol muß ich es glauben, daß Deine gebenedeite Patronin Dir einen so schweren und schrecklichen Auftrag auf die Seele gelegt habe, gleichwie unser Herr den Erzvater Abraham seinen eignen Sohn Isaak opfern und tödten hieß: aber bedenke wol, daß der Herr selber eine so furchtbare That nicht geschehen ließ, sondern dem frommen Patriarchen einen Widder sandte, ihn auf dem Altare zu opfern an seines Kindes Statt. Und so möchte es auch wol dieser lieben Heiligen, zumal sie ein Weib ist und weicheren Gemüthes als der strenge Gott der Gerechtigkeit, nicht so gar ernst sein mit ihrem schweren Spruch; ja, leicht ist es zu glauben, daß sie dieses Dir nur als eine

Prüfung hingestellt habe, ob Dein Herz nicht grausam sei und allzu gern bereit zu blutigem Werk, wie es zum Zorn und Kummer der Heiligen und der allerseligsten Jungfrau leider unter diesem groben und gewaltthätigen Volk die gottlose Sitte ist. Darum ermahne ich Dich: sei nicht hastig zu solchem Thun, sondern zaudere weislich und bitte indeß die heilige Barbara, daß sie sich gedulde und, wenn es wirklich ihr unausweichlicher Wille ist, daß diese That geschehe, sie Dir abermals erscheine und zu Dir rede, oder doch, falls ihr solches allzugroße Beschwerde macht, sie Dir ein kräftiges Zeichen gebe, ob ihr wirklich die Rache in Deiner schwachen Hand genehm sei oder die Verzeihung. Rufe auch in Deinem Gebet der Heiligen in's Gedächtniß — denn es ist möglich, daß sie solches nicht wohl bedacht hat — daß jener Jüngling Deinen im Herrn ruhenden Vater nicht aus ruchloser Absicht und böser Hinterlist erschossen hat, sondern im ehrlichen Kampf, wie es ihm seine Pflicht und der Dienst des heiligen Vaters befohlen hat."

Nach solchen Worten winkte der gute Curato dem Mädchen mit einer heftig dringenden Handbewegung, sich zu entfernen, denn er fürchtete, sie möchte ihn durch neue Einwürfe zu noch ferneren schwierigen logischen und rhetorischen Exercitien nöthigen, was seinen Wünschen durchaus fern lag, da diese stets in erster Linie von einem tiefempfundenen geistigen Ruhebedürfniß beherrscht wurden.

„O, o, wie seltsame Dinge!" sagte er, nachdem Barberina mit anmuthigem Gruß geschieden war, laut zu sich selbst, denn die häufige Einsamkeit hatte ihn gewöhnt, besonders wichtige Sachen aus dem Schattenreich der Gedanken in's hellere Gebiet tönender Worte zu ziehen, weil ihm das nach seiner Erfahrung den Denkproceß wesentlich erleichterte, „wer würde es mir glauben, wenn ich ihn vor diese Jungfrau stellte und ihm sagte: Siehe, sie rüstet sich, einen Menschen zu erschießen: — Wie stand sie doch da, jung, lieblich, freundlich und bescheiden, gleich als wäre sie ein heller Frühlingsmorgen, aus dem Gebirge hergesandt unsern dunkeln Gassen zur Freude und Erquickung... und dennoch, freilich, freilich, es ist wahr, auch der Frühling hat seine bösen Stürme und Unwetter, zumal auf dem wilden Gebirge! Madonna und die heilige Barbara mögen dem süßen Kinde ihre himmlische Erleuchtung schicken."

Damit wischte er sich den Schweiß von der bedrängten Stirn, faltete ein Weilchen die Hände und setzte dann beruhigt die unterbrochene Mahlzeit fort.

Auf Barberina aber war seine Rede trotz ihrer vielleicht nicht ganz hinwegzuleugnenden dialektischen Mängel ersichtlich nicht ohne Eindruck geblieben: schon die bloße Möglichkeit, daß Jemand, und nun gar eine so bedeutungsvolle Person, an der absoluten Berechtigung ihrer beabsichtigten That zweifeln konnte, schreckte sie ernstlich aus ihrer glaubensvollen Sicherheit auf; und, nachdem ihr jugendlich beweglicher Sinn einmal energisch von dem Großen und Rühmlichen pietätvoller Blutrache abgelenkt und auf das im Menschenmord liegende Grauen hingewiesen war, blieb das weibliche Gefühl mit natürlichem Schauder an diesem haften, und so kam es, daß sie, die das Pfarrhaus so heiter und zuversichtlich betreten, gesenkten Hauptes und mit trüben Blicken dasselbe verließ und sich mit ängstlicher Scheu durch die Menge nach der Hütte ihrer Mutter drängte.

Dieser nun war, wie natürlich, von eifrigen Nachbarinnen schon längst die merkwürdige Neuigkeit zugetragen worden. Frau Maddalena aber war eine stille, verständige Frau, nicht aus dieser Gegend gebürtig, sondern aus einem toscanischen Städtchen der tieferen Thäler und daher von milderen Anschauungen und sanfteren Sitten. Sie war deshalb weit entfernt, in die aufmunternde gläubige Bewunderung der einheimischen Frauen einzustimmen, sondern sie empfing ihre Tochter mit Nichts als bitteren Klagen und mütterlichen Thränen.

„Nun sehe ich wol," rief sie händeringend, „wie übel ich gethan habe, daß ich einem Manne folgte, der von Raub und Gesetzlosigkeit lebte, und ihm anhing, blos weil ich ihn liebte und gern hatte: denn so wildes und heißes Blut erlischt nicht mit dem Leibe solches Mannes, sondern lebt fort in seinen Kindern. Und jetzt, allerheiligste Jungfrau Maria, danke ich Dir, obgleich ich es sonst in meiner Thorheit oft beklagt habe, daß Du mir keinen Sohn geschenkt hast, sondern nur eine Tochter; denn welche Sorgen hätte mir wol ein Sohn gemacht, wenn schon ein schwaches Mädchen so grimmigen Gemüthes ist! Nun werde ich Aermste es erleben, gleichwie sie einst meinen Mann mir blutig und zerschossen in's Haus gebracht, daß sie so seine Tochter als Missethäterin in Ketten geschlossen aus meinem Hause führen und sie ihr Leben beschließe durch die Hand des Henkers oder in ewiger Gefangenschaft hinschmachte auf den schrecklichen Galeeren, wo so mancher armen Frauen Männer und Söhne aus dieser unbändigen Stadt schon büßen! Ich aber bin von allen Müttern die unglücklichste, die ich eine Thörin zur Tochter habe, die sich einbildet, Gesichte zu sehen und Erscheinungen zu haben, die Nichts sind als eitel Spuk und Dunst ihres eigenen tollen Kopfes. Ach, Kind, Kind, möchtest Du doch das erkennen und Dir keine falschen Heiligen in Deinem Busen erschaffen, da wir doch so viele wahre Heilige haben, daß wir gar kein Ende finden könnten, wenn wir sie Alle nach Gebühr verehren und anbeten wollten."

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Barberina's schon zuvor ein wenig erschüttertes Vertrauen in die Löblichkeit ihres Unternehmens durch diese traurigen Klagen vollends gebrochen worden wäre, denn nach den ersten Sätzen meldeten sich schon verstohlen einige zitternde Thränen des Mitgefühls auf ihren schwarzen Wimpern, wenn nicht Donna Maddalena durch den letzten Ausbruch einer freigeistigen und himmelstürmenden Gesinnung den ganzen Eindruck ihrer früheren klugen Worte wieder vernichtet hätte. Und wenn es gewiß auch einige Menschen gibt, welche solche Anschauungen zu theilen geneigt sind, so werden doch auch sie Angesichts der hier vorliegenden Thatsache zugeben müssen, daß es nicht immer weise und vorsichtig ist, dieselben geradeheraus vor frommeren und rechtgläubigeren Ohren auszuschütten. Barberina, sobald sie den unvermutheten leichtfertigen Angriff auf ihre hochheilige Schutzpatronin und deren wunderbare Gnade vernommen hatte, nahm sofort in ihren Gedanken alle schon heimlich gemachten Zugeständnisse an die menschliche Schwachheit und weibliche Empfindsamkeit zurück und beschloß, in treuem und ergebenem Glauben ganz allein den Winken und Befehlen der heiligen Barbara zu folgen. Allerdings hinderte sie das nicht, vorläufig den durch den bedachtsamen Curato anempfohlenen zuwartenden und neuer Erleuchtung harrenden Mittelweg zu verfolgen.

Am andern Morgen, als sie die Herde austrieb, konnte man sie kriegerisch einherschreiten sehen mit der langen Flinte ihres Vaters auf dem Rücken: schon das war ein Compromiß zwischen den beiden extremen Möglichkeiten des Verhaltens; sie war mit dem Rachewerkzeug bewehrt und zeigte der Heiligen ihren guten Willen, sie konnte aber keinerlei wirklichen Schaden mit demselben anrichten, weil es in seinem rostigen Zustande durchaus unbrauchbar war und es ihr überdies an jeder Munition mangelte. Nachdem sie dann lange Zeit einsam im heftigen Gebet mit der himmlischen Schutzpatronin um ein neues Gnadenzeichen gerungen, ohne erhört zu werden, fürchtete sie endlich, dieselbe allzusehr zu strapaziren und traf mit ihr eine stille Verabredung des Inhalts, falls der in Frage stehende Cicillo Tosti im Lauf der nächsten Woche ihr zu Gesicht käme und obendrein sich von selbst ohne Aufforderung anheischig machte, ihr die Flinte in Stand zu setzen, daß dies als ein Zeichen gelten sollte, daß er gleichsam selbst sich der Rache auslieferte und durch die Eingebung der heiligen Barbara, ohne es zu wissen, sich des Todes schuldig erklärte.

Dieser mit dem Himmel geschlossene Vertrag beruhigte sie so vollkommen, daß sie nicht einmal für nöthig erachtete, den Curato oder ihre Mutter in die Bestimmungen desselben einzuweihen, sondern sich mit der zuversichtlich ausgesprochenen Andeutung begnügte, die Heilige habe auf ihr Gebet ihr einen deutlichen Weg unzweifelhafter Entscheidung gewiesen. Und so zog sie jeden Morgen mit ihrem unschädlichen Mordgewehr zu Berge, und es gewährte ihr eine neue und anmuthige Unterhaltung, sich spielend im Zielen nach allerhand Gegenständen, denen ihre rasche Phantasie eine Menschenähnlichkeit anzudichten wußte, zu üben.

Sie hatte aber auch einen ganz natürlichen triftigen Grund, beruhigt zu sein, ohne daß sie sich denselben freilich irgendwie selbst eingestanden hätte, wenn nicht etwa in einem so verschmitzten und heimlichen Winkel ihres Herzens, daß selbst die Himmlischen da gewiß nicht hineinsehen konnten: es war nämlich eigentlich recht herzlich unwahrscheinlich, daß eine ihrer Bedingungen oder gar beide zusammen sich erfüllten; nach aller ruhigen Voraussicht mochten Monate und mehr vergehen, ehe der Jäger sich zufällig einmal wieder zeigte — und was konnte ihn dann gar der mangelhafte Zustand ihrer Flinte bekümmern!

Diese unbewußt listige Berechnung hatte nur den einen kleinen Fehler, daß sie blos auf ein zufälliges Begegnen speculirte, aber gänzlich außer Acht ließ, daß es sich auch wol absichtlich herführen lassen könnte von einer stillen Macht, die Barberina freilich nicht kannte und von der sie also auch nicht wissen konnte, wie gewaltig und gewaltthätig sie in einem jungen Menschengemüthe wirken kann, wie denn Viele von ihr behaupten, daß sie gleichfalls göttlichen Ursprungs sei, wenn auch keinesfalls den Heiligen zuzurechnen. Es muß jedoch Jedem überlassen werden, ob er lieber dieser Macht oder dem lenkenden Einflusse der heiligen Barbara die Thatsache zuschreiben will, daß Cicillo sich wirklich sehen ließ, ehe die festgesetzte Woche ihr Ende erreicht hatte, und daß er zwar gradeswegs mit unverkennbarer Absicht auf die Weidestelle seiner Feindin zugeschritten kam, stattlichen und heiteren Ganges und als ob er des vorigen Streites mit der zornmüthigen Jungfrau nicht im Mindesten mehr

gedächte. Barberina ihrerseits konnte natürlich keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, welcher höheren Fügung seine unverhoffte Annäherung zuzurechnen sei, und obwol sie eine ganz stolze Genugthuung spürte ob der wackeren Willfährigkeit der guten Heiligen und daß ihr Glaube gegen die Ableugnung ihrer Mutter und die stillen Zweifel des Herrn Pfarrers Recht behalten hatte, so erschrak sie doch auch wieder heftig, weil die schwere That ihr plötzlich so viel näher gerückt erschien und tröstete sich nur im Stillen mit der Erwägung, daß die zweite Hälfte der entscheidenden Probe ja noch abzuwarten übrig blieb.

Als der Jäger dem Mädchen grade gegenüberstand, lächelte er freundlich und kaum ein ganz klein wenig spöttisch und sagte:

„Barberina, ich will Dir meinen Dank abstatten für das schöne Wasser, mit dem mich neulich Deine Hand getränkt hat: ich habe zwei Hühner geschossen, hier sind sie, zu einer Mahlzeit für Dich und Deine Mutter; aber für das zweite Huhn mußt Du mir auch freiwillig einen zweiten Trunk geben."

Barberina gerieth über dies Anerbieten in eine höchst schmerzliche Verlegenheit. Seine entgegenkommende Freundlichkeit, die sie doch wahrlich nicht verdient hatte, rührte sie ein wenig, und sie konnte den Muth nicht finden, ihn herzlos abzuweisen; auch schielte sie mit einiger Inbrunst bei Seite nach den schönen Thierchen, insbesondere ihrer Mutter gedenkend, der solch ein Bissen seit dem Tode des tapferen Ernährers nimmer geboten worden. Aber es war ihr doch auch peinlich und bedenklich, grade in dieser bang entscheidungsvollen Stunde von ihm ein Geschenk anzunehmen, dem sie doch bald vielleicht nach dem Leben stellen sollte. So half sie sich denn auch hier schließlich wieder mit einem klugen Mittelwege: als er das Wildpret ruhig neben sie auf einen Stein niederlegte, ließ sie es geschehen, ohne es zu wehren, aber auch ohne zu danken und die Annahme zu bezeugen, und glaubte sich durch solche Unthätigkeit am Schicklichsten aus der Schlinge zu ziehen. Doch da er nun behaglich seine Flinte von der Schulter nahm, gelassen den Arm darauf stützte und sie wartend anschaute, merkte sie, daß es nunmehr ihre Pflicht sei, ihm einen Wassertrunk als den geforderten Kaufpreis zu credenzen. Allerdings zauderte und schwankte sie auch jetzt wieder, aber er stand da vor ihr mit einem so sicheren und selbstbewußten Wesen, daß es ihr vorkam, als könne sie gar nicht mehr anders, als ihm unbedingt gehorchen, und wie unter einem unbegreiflichen Zwange nahm sie das dem jungen Manne wohlbekannte Gefäß vom Gürtel und ging, ohne ein Wort zu sagen, zu einer nur ein hundert Schritt entfernten Quelle und trug es gefüllt mit vorsichtigem Gange zurück.

Sie sah wol, daß er ihr still und wohlgefällig entgegenblickte, und wie sie ihm das Gefäß zureichen wollte, nahm er es ihr gar nicht ab, sondern ließ es sich von ihrer Hand zum Munde führen und sich wie ein Kind von ihr tränken. Sie that aber schier willenlos Alles, was er begehrte; und doch, wie er sie mit so treuherzigen und dankbaren Augen über den Rand des Gefäßes anschaute, schnitt es ihr so bänglich in die Seele, als ob sie einem arglosen Wanderer Gift credenzte, und sie hätte es zehnmal lieber gesehen, daß er recht grob und ungezogen mit ihr verfahren wäre und ihrem früheren gerechten Zorne neue gesunde Nahrung gewährt hätte. Auch dachte sie nur mit heimlichem

Grauen an die letzte verhängnißvolle Probe und wagte gar nicht nach ihrem Mordgewehr hinzublicken, sondern dachte vielmehr im Stillen darüber nach, wie sie wol seine Blicke davon fernhalten könnte, ohne der Heiligen geradezu in den Arm zu greifen. Doch sie hatte keine Zeit, diesen unlauteren Gedanken weiter zu verfolgen, denn schon hatte er mit den Augen des Jägers die stattliche Flinte am Boden ersehen und rief verwundert:

„Ei, Barberina, seit wann ziehen eure Hirtinnen mit Waffen zu Berge, als wenn die Wölfe hier im Sommer und am hellen Tage herumliefen?"

Sie erzitterte heftig und war ganz sprachlos vor Schreck und angstvoller Erwartung. Er aber fuhr harmlos und lächelnd fort:

„Oder willst Du Dich jetzt auch auf den Schmuggel legen oder an der Landstraße auf die Reisenden lauern? Wenn ihr guten Mädchen schon auf solcherlei Heldenthaten ausgeht, da werden wir armen Grenzjäger wol einen noch viel übleren Stand bekommen als bisher; ich fürchte mich vor den Männern nicht grade sehr, vor Frauen aber gewaltig."

Er sagte das schalkhaft und mit scherzender Gemächlichkeit; ihr aber war gar nicht scherzhaft zu Sinn, sondern die Ungewißheit war ihr so fürchterlich bange und peinvoll, daß sie durch sein tändelndes Hinzögern heftig erbittert wurde und mit dem alten Trotz entgegnete:

„Ich will eine Waffe haben, daß ich mich wehren kann gegen übermüthige Burschen, wenn noch einmal Jemand von mir etwas erzwingen möchte, was ich nicht geben will. Verstehst Du mich?" — Im selben Augenblick kam ihr der heimlich hoffende Gedanke, daß dieser heftige Ton und die deutliche Drohung ihn abschrecken würde von einer etwaigen Reparation der Flinte: und die heilige Barbara konnte ihr ja dennoch keinen Vorwurf wegen falschen Spieles machen, da ihr die feindliche Rede ursprünglich doch ganz ohne Nebenabsicht herausgefahren war.

Doch der unselige Jäger lachte so arglos und vergnügt, als wenn ihn die Stichelei und die Drohung gar Nichts anginge und sagte ruhig:

„Das muß ich ja wol verstehen. Und Du thust ganz recht. Laß Dir von Niemand Etwas abtrotzen, außer von mir; denn ich werde Dich doch wol noch zwingen, trotz Deiner Waffe. Und Du hast mir ja heute schon das Wasser aus freien Stücken gereicht. Aber was ist das? Das Ding ist ja ganz rostig und muß erst gründlich geputzt werden, ehe Du es brauchen kannst. Gib einmal her — und wo hast Du denn Pulver und Kugeln?"

„Ich habe keine," stotterte sie, und wurde so blaß als es die goldbraune Färbung ihrer Haut irgend gestattete. Er aber merkte Nichts, gar Nichts von dem tiefen Schreck, der sie bei seiner leichtfertigen Rede erfaßte; vielmehr, da sie sich nicht vom Platze rührte, als wollte sie ihm noch einmal Zeit geben, sich besser zu bedenken, trat er gefällig selbst hin, das Gewehr aufzuheben, stand aber plötzlich still, sah das Mädchen mit schlauen Blicken an und sagte bittend:

„Gib es mir!"

Und abermals empfand sie in ihrem Herzen den stillen unwiderstehlichen Zwang, daß sie gehorsamst sein Verlangen erfüllte, obwol sie sich der Gefähr-

lichkeit des Augenblicks wohl bewußt war und vor Angst sich kaum noch zu bewegen vermochte. Er nahm die Flinte aus ihrer Hand, setzte sich damit auf den Boden und untersuchte sie mit Interesse und Sorgfalt.

„Eine sehr gute Arbeit!" äußerte er sich befriedigt, „die muß wieder in Ordnung gebracht werden, es wäre schade drum. Ich werde es übernehmen, viel ist nicht daran zu thun, bis morgen soll Alles im Stande sein. Auch Kugeln und Pulver sollst Du haben."

— „Aber ich kann ja gar nicht schießen!" stieß sie plötzlich hervor, und der Ruf klang so sonderbar verzweifelt und jammervoll, daß er verwundert zu ihr aufsah, die, dicht vor ihm stehend, ihn angstvoll beobachtet hatte. Ein aufrichtiges Mitleid erfaßte ihn um ihre so bedauerlich vernachlässigte Erziehung, und er sagte fröhlich:

„O, da wollen wir gleich helfen. Komm her, ich will Dir den ersten Unterricht geben. — Du wirst nicht leicht einen besseren Lehrer finden," fügte er mit selbstgefälligem Schmunzeln hinzu, „meine Kugel hat noch immer ihren sicheren Weg gefunden, wohin sie gehen sollte, selbst bei Nacht; meine Augen sind so gut wie die einer wilden Katze, und Eure Schmuggler und Briganten sehen manch Einen lieber in den Bergen als mich."

Wirklich funkelten seine Augen bei diesen ruhmredigen Worten so feurig und wild wie die eines gutgelaunten Raubthieres bei spielender Jagd. Im selben Augenblick aber verwandelte sich auch das Herz des jungen Mädchens, und die Qual ihrer Angst und Verzweiflung schlug unmittelbar um in jähe Entschlossenheit und bittere Härte; denn seine prahlende Rede reizte nicht nur von Neuem ihren ernsten Unmuth, sondern erweckte auch allzu lebhaft die Erinnerung an den gewaltsamen Tod ihres Vaters und erschien geradezu als eine kräftige Bestätigung der übernatürlichen Offenbarung und ein neuer Wink der heiligen Barbara. So war mit der klaren Entscheidung auch die Krisis ihrer Schwäche überwunden, sie trat wieder sicher und entschieden auf und ging mit scharfem Eifer auf seinen Unterricht im Schießen ein.

Der Jäger bestimmte als Ziel einen abgestorbenen Baumstamm und meinte lachend, er sehe aus wie ein Mensch; zwei breit ausgestreckte dürre Aeste konnten als Arme gelten und ein kurzer Stumpf in der Mitte über ihnen mußte den Kopf vorstellen. Zum Ueberfluß eilte er noch hin und stülpte seinen Federhut darauf und sagte übermüthig, sie wollten jetzt nach dem gefährlichen Grenzwächter Cicillo Tosti schießen. „Wir dürfen aber nicht den Hut treffen," ermahnte er lustig, „um den wär' es schade, aber unter dem geht's grade in den Kopf, und hier wollen wir eine Stelle bezeichnen, wo das Herz hingehört. So, hier ist's, wo ich den Einschnitt mache."

Das Mädchen schauderte dennoch wieder zusammen bei so gottlosen und grauenhaften Reden, aber er merkte von ihren Gemüthsbewegungen jetzt so wenig wie zuvor, er war ganz von seinem Schützen- und Lehreifer hingerissen und inzwischen mit der Ausmessung einer geziemenden Entfernung beschäftigt.

Sobald er mit diesen Vorbereitungen fertig war, nahm er seine Büchse, ließ sie leicht auf die vorgestreckte linke Hand fallen, zielte ganz flüchtig und gab Feuer.

„Sie sitzt im Herzen!“ rief er freudig und zeigte der Schülerin den Meisterschuß.

Dann gab er ihr das Gewehr in die Hand, ließ sie den Lauf richten, lehrte sie auf Visir und Korn achten und führte ihre Rechte an den Drücker. Sie war jetzt wirklich so aufmerksam bei der Sache, daß sie gar nicht darauf achtete, wie er augenscheinlich mit mehr Beflissenheit, als gerade unumgänglich nothwendig gewesen wäre, sich mit ihren hübschen Händen zu schaffen machte und ein kleines Privatvergnügen darin zu finden schien, dieselben in so merkwürdiger Art an dem glatten Lauf hin und her zu schieben, daß es einem zärtlichen Streicheln zum Verwechseln ähnlich sah. Als er jedoch, scheinbar um sie im Zielen zu unterstützen, seinen Kopf über ihre Schulter streckte und leise ihre Haare und ihre Wange mit der seinen berührte, da sah sie ihn rasch und unwillig von der Seite an und machte Miene, ihn mit einem zornigen Ruck zurückzustoßen. Der Schalk wußte aber ein so unbefangenes und unschuldiges Gesicht zu machen, daß sie schnell allen Arg verlor und geduldig die Eigenthümlichkeiten seiner Lehrmethode über sich ergehen ließ. So ruhten sie eine kleine Weile Wange an Wange, und das Mädchen fühlte die freundliche Wärme seines Blutes mit heimlichem Wohlbehagen an ihrer Schläfe pochen und unterschied nicht mehr davon das feurige Pulsen ihrer eigenen Adern. Sie hätte wol am Liebsten die Augen geschlossen und sich so friedlich immer weiter wiegen lassen; doch schier erschrocken über sich selbst raffte sie sich plötzlich auf, rührte den Drücker, und der Schuß ging los. Der Schaft schlug ihr so heftig gegen die zarte Schulter, daß sie zurückprallte und sich damit wider ihren Willen ganz an seine Brust warf. Er wußte die günstige Constellation auch wohl zu benutzen, umschlang mit beiden Armen kräftig ihren schlanken Leib und versuchte, sie für ihren ersten glücklichen Schuß in die unschuldige Luft mit einem freundschaftlichen Kusse zu belohnen.

Doch solche Keckheit gab ihr schnell ihre Fassung und jungfräuliche Strenge wieder, sie riß sich heftig los und rief mit erbitterter Stimme und glühend roth in ihrem schönen Angesicht:

„Ich kann jetzt schießen und brauche keine Unterweisung mehr; ich werde nun schon durch eigene Uebung lernen, den Cicillo Tosti in's Herz zu treffen.“

Ihre Augen blitzten und sprühten so wild und sonderbar, daß nur eine so völlig harmlose Natur wie die des jungen Jägers es sehen konnte, ohne ernstlich zu erschrecken; der aber lächelte gutmüthig und suchte sie durch freundliche und bittende Entschuldigungen zu beruhigen. Sie ließ ihn aber nicht wieder an sich kommen, und auch er wagte nicht mehr, sie zu berühren, nachdem er einmal die scharfe jungfräuliche Herbigkeit gespürt hatte, sondern stand bescheiden neben ihr und förderte nur durch Worte ihre kriegerischen Bemühungen.

Sie hatte schon eine erkleckliche Menge Munition verschwendet, als es ihr endlich gelang, eine Kugel wirklich in den morschen Stamm zu treiben. Triumphirend über den ersten Erfolg stand sie da.

„Eine schwere Verwundung“, constatirte ernsthaft der junge Meister, „doch nicht tödtlich, Cicillo lebt noch. Und weißt du noch Etwas? Dieser Cicillo da bedarf jedenfalls der Ruhe, seine Wunde zu pflegen, und der andere hier

würde der schönen Barberina sehr dankbar sein, wenn sie ihm als Bezahlung für seinen Unterricht ein wenig zu essen und zu trinken gäbe. Denn wahrhaftig, ich habe recht großen Hunger."

Die schöne Barberina hätte sehr hartherzig sein müssen, wenn sie gezögert hätte, einem so billigen Verlangen zu willfahren. Auch mochten ihre Gefühle den seinen nicht allzu fern sein, müde war sie ebenfalls, und die Mittagssonne brannte heiß und hoch. So ergriff sie denn das Bündelchen, in welchem sie ihre Zehrung mit sich führte, die denn nun schon einmal ausnahmsweise für Zwei genügen mußte, und Beide gingen mit einander in den Schatten einiger Eichen, welche die kleine Quelle umgaben, und ließen sich dort nieder. Das Mädchen holte ihren Mundvorrath hervor und theilte getreulich und christlich ihr Brot und ihren Käse mit dem Gefährten. Und so saßen sie dort in der herrlichen Vergeinsamkeit am murmelnden Quell und sahen aus, als ob es in der Welt nicht zwei friedlichere und verträglichere Menschenkinder geben könnte.

Nach der Mahlzeit hielten sie, wie es sich gebührte, ihre Siesta und brauchten den freundlichen Schlaf nicht lange vergebens anzurufen; an den Stamm derselben Eiche gelehnt, ruhten sie in der sänftigenden Mittagsgluth, und unvermerkt sank des unbesorgten Kindes feines Köpfchen sanft auf die Schulter des Mannes und blieb dort liegen, rosig glühend im gesunden lieblichen Schlummer der Jugend, und leise bewegten sich im Traum die halbgeöffneten purpurrothen Lippen, und was sie hauchten und lächelten, war nicht so anzusehen, als ob es aus einem Herzen käme, das erfüllt war von Gedanken der Blutrache und des Mordes.

Vielleicht aber war es doch ihr nur halb entschlummertes Bewußtsein von der in ihre Hand gelegten furchtbar heiligen That, das sie früher weckte als ihren Genossen. Erschrocken und tief verschämt fand sie sich in ihrer bedenklichen Lage, sprang rasch empor, froh genug, von ihm nicht in derselben betroffen zu sein, und blickte auf den Schläfer. Da schoß es ihr durch den Sinn — seine Büchse lag neben ihm — jetzt konnte es geschehen, diesen Augenblick konnte die heilige Barbara meinen, selbst ihn herbeigeführt haben — — doch nein, es sollte ja mit ihres Vaters eigener Waffe vollbracht werden!

Sie athmete so unendlich erleichtert auf, daß es ihr selbst beinahe wunderlich vorkam, wie ein kurzer Aufschub ihrem Herzen eine solche Erleichterung gewähren konnte, und fühlte sich alsbald in einer äußerst glücklich-übermüthigen Stimmung. Sie beugte sich nieder zu der Quelle, in ihrer erfrischenden Kühle sich vollends zu ermuntern, und während sie sich Stirn und Augen wusch, konnte sie der Versuchung nicht widerstehen, dem trägen Schläfer einige kalte Tropfen in's Gesicht zu sprengen. Er erwachte sogleich und nahm ihren feuchten Weckegruß mit der gewohnten Gelassenheit hin. „Ich dachte, wir hätten Frieden geschlossen," sagte er nur leichthin.

Das Wort erschreckte sie wiederum in seltsamer Weise; sie schämte sich ihres kindischen Spiels, richtete sich hastig auf und strich die aufbäumenden lustigen Haare ärgerlich aus der Stirn, als ob die an ihrer unschicklichen Heiterkeit schuld wären.

„Höre, Du," sagte Cicillo, nachdem er ihr voll Vergnügen zugesehen, „ich

muß jetzt gehen, damit ich heute Abend noch Zeit behalte, Deine Flinte zu reinigen. Morgen in der Frühe komme ich wieder und bringe sie Dir."

Sie war es zufrieden und holte ihm das Gewehr ihres Vaters, das er zu dem seinigen über den Rücken hängte. Er wollte ihr zum Abschied die Hand reichen, sie aber verweigerte ihm plötzlich die ihre und wollte ihn mit einem strengen Kopfnicken entlassen. Er lachte im Anfang, weil sie ihm höchst drollig vorkam in diesem unvermittelten bitterbösen Ernst, doch auf einmal schüttelte er verstimmt den Kopf und sagte mit ganz trauriger Stimme: „Capricciosa!"

Das klang ihrem Ohre wundersam beweglich, und als er ihr noch immer freundlich und doch ernster als sonst und mehr fordernd als bittend die Hand entgegenstreckte, da geschah es ihr zum dritten Male, daß ihrem freien und stolzen Willen ein unerklärlicher Zwang angethan ward, der sie fast erbitterte und dem sie doch nachgeben mußte; ganz demüthig reichte sie ihm die Hand und duldete mit gesenktem Haupte sein freundschaftliches kräftiges Schütteln.

Und doch empfand sie im selben Augenblick schon wieder große Reue, daß sie den Todfeind so ganz anders behandelt hatte als es sich gebührte, daß sie recht vertraulich mit ihm umgegangen, und es kam ihr selbst so vor, als hätte sie sich hinterlistig in sein Vertrauen eingeschlichen, das sie doch so schrecklich zu täuschen berufen war. Ein starker Zorn wider sich selbst wandelte sie an, und, wie es dem Menschengemüthe natürlich ist, übertrug sie diesen grollenden Unmuth mit ausnehmder Schnelligkeit auf den, der sie durch sein lässig gemächliches Wesen dazu verleitet hatte. Und so wäre denn der friedliche Abschied wahrscheinlich doch noch unliebsam getrübt worden, wenn der Jäger sich nicht schon mit rascher Schwenkung ihren gefährlichen Stimmungsumschlägen entzogen gehabt und den Heimweg angetreten hätte. Da ergriff sie hastig die geschenkte Jagdbeute, die todten Vögel, und schleuderte sie weit von sich mit dem festen Entschluß, sie nie mehr zu berühren, selbst nicht, um ihrer Mutter eine Freude zu machen. Und doch sah sie sich dann wieder ängstlich um, ob er ihr wunderliches Gebahren auch nicht etwa beobachtet hätte. Doch er war schon weit drunten und blickte gar nicht mehr zurück, sondern verfolgte mit starken Schritten seinen Weg in das Thal.

Unverwandt schaute Barberina ihm nach, so lange er noch zu sehen war, und sobald er hinter der Krümmung des Berges verschwunden war, seufzte sie tief auf und sah sich bänglich auf ihrer kleinen Hochfläche um; ein dunkles Gefühl der Vereinsamung überkam sie, zum ersten Male in ihrem Leben hatte sie das Bewußtsein, daß sie hier gleichsam als Verbannte fern von den Menschen freudlos lebte, zum ersten Male regte sich in ihr eine tiefe Sehnsucht nach dem Glück der Geselligkeit.

Sie setzte sich auf einen Stein und stieß einen lauten Ruf aus nach ihren Ziegen; es waren doch lebende befreundete Wesen, die sie um sich versammeln konnte. Doch wie sie nun von allen Seiten herantrabten und sie anstarrten mit ihren blöden glotzenden Augen, da schnürte ihr erst ein ganz unheimliches Gefühl die Brust zusammen, daß sie rasch aufsprang und die Thiere mit ungestümen Geberden davonjagte; und als dieselben, durch das ungewohnte Benehmen ihrer Herrin erschreckt, trappelnd und klappernd nach allen Seiten zer-

stoben, da empfand sie eine ungerechte und bittere Verachtung gegen die schuldlosen Geschöpfe:

„Ihr seid doch nur unvernünftiges Vieh!“ rief sie laut ihnen nach; und wiederum war es das erste Mal, daß sie diese Bemerkung machte. —

Auch als sie am nächsten Morgen die Weidestelle auf dem Berge wieder betrat, vermochte sie sich nicht von dem neuen dumpfen Gefühl der Vereinsamung zu befreien, und es waren zwei merkwürdig widersprechende Wünsche, welche abwechselnd ihr Herz erregten: der eine, daß der Jäger recht bald kommen und ihr die Flinte bringen möchte, damit sie Gesellschaft oder doch wenigstens eine Beschäftigung mit dem Schießen hätte; der andere, daß überhaupt in ihrem ganzen Leben weder er noch die Waffe ihr jemals wieder zu Gesicht käme.

Während sie noch unruhvoll mit so unklaren Gedanken beschäftigt sich planlos hier und dorthin bewegte und manchen einsamen Seufzer in die Morgenluft verhauchen ließ, tauchte vor ihren Augen endlich zwar nicht der Erwartete, aber statt seiner ein winziges Knäblein auf, welches das schwere Schießgewehr mühselig hinter sich her schleppte und ihr mit diesem zugleich einen schönen Gruß von seinem Vetter Cicillo Tosti überbrachte: derselbe sei noch während der Nacht plötzlich in den Dienst commandirt und dadurch verhindert, selbst zu erscheinen, er habe aber gestern noch die treffliche Flinte völlig in Ordnung gebracht.

Die Jungfrau empfing das wackere Botenjüngelchen mit so großer Anmuth und Zärtlichkeit, daß es rasch zutraulich und freundlich wurde und auf ihre zahlreichen eifrigen Fragen nach seines großen Vetters Leben, Wesen und Thaten sowie nach Allem, was mit dessen Person in irgendwelcher Verbindung stand, bereitwillig und redlich ausführliche Auskunft gab, die nicht zum Schaden des Besprochenen ausfiel. Doch als es sich endlich zum Scheiden anschickte und die für sein Alter recht klügliche Frage that, ob es auch wiederum einen Gruß mit zurücknehmen dürfe, antwortete sie nach kurzem Bedenken mit einem ängstlichen Nein, aber dies klang so sonderbar hastig und traurig zugleich, daß es selbst dem Knaben auffiel und seine Kinderschlauheit es hurtig in ein durch jungfräuliche Schüchternheit nur etwas modificirtes Ja verwandelte.

Als sie wieder allein war, faßte sie das gefährliche Werkzeug in's Auge, das neben ihr im Grase lag, und das ihr nach ihren Gedanken zunächst ein Spielzeug und Zeitvertreib werden sollte. Doch wie sie es aufheben wollte, um ihre Uebungen anzustellen, überfiel sie ein jähes Grauen, es zu berühren. Der eiserne Lauf blinzte so kalt und glatt und höhnisch aus dem Grase zu ihr herauf und kam ihr vor wie eine lebende Schlange, die ihr rundes Maul aufriß, und wenn der Wind leise über die zarten Halme strich, sah es aus, als ob die Schlange sich rückend und schleichend bewegte und dem Baume näher glitte, der gestern den Cicillo Tosti vorgestellt hatte; und wie die glühende Phantasie des naturgenährten Mädchens in dem todten Stumpf sogleich wieder den lebendigen Menschen sah, gerieth sie in eine beklemmende Angst um ihn, als ob es nicht das allerbequemste und beruhigendste Auskunftsmittel gewesen wäre, wenn die Schlange den gebotenen Feind ohne ihr Zuthun aus dem Wege geräumt hätte. Sie aber fuhr fort zu schaudern und wagte das gleißende Ding nicht anzufassen, sondern begab sich möglichst weit aus seinem Bereich und setzte sich wieder einmal

still an den Rand des Berges, um in die grüne fieberdünstende Ebene hinabzustarren.

Hier kamen ihr nun allgemach allerlei Gedanken über den sonderbaren Einfluß, den dieser Grenzjäger auf sie auszuüben sich unterfangen hatte. Daß er sie damals mit körperlicher Gewalt zu einem kleinen Liebesdienst gezwungen, war noch das Geringste: aber daß er es gestern fertig gebracht hatte, sogar ohne äußere Zwangsmaßregeln dreimal ihren Willen zu beugen und zu knechten, das war mehr als eine freiheitgewohnte Seele sich gefallen lassen und ein stolzes Herz ertragen konnte. Je mehr sie über die verborgenen Triebfedern ihres kläglichen Gehorsams nachdachte und je weniger sie solche zu durchschauen vermochte, desto höher stieg ihre Erbitterung und eigene Kränkung, und sie begann einen viel ernsteren und innerlicheren Zorn und Haß gegen den Unterdrücker zu empfinden als jenes erste Mal, da er sie mit dem Wassertrunk gereizt hatte. Und so arbeitete sie sich allmälig in eine so erhitzte Stimmung hinein, daß ihr die schlaffe Ruhe unerträglich wurde und sie thatendurstig zu ihrer Flinte zurückeilte, die sie jetzt ohne jede Furcht aufzuheben im Stande war. Und da der gefällige Jäger auch reichliche Munition mitgeschickt hatte, ging sie sogleich in der ersten Hitze an's Werk, die Sicherheit ihres Auges und ihrer Hand von Neuem an dem Baumstumpf zu üben.

Im Anfang waren der Fehlschüsse noch ärgerlich viele, doch ihr Pflichtgefühl erkaltete nicht und sie lernte rasch; bald schlug eine Kugel um die andere in den feindlichen Stamm. Und mit dem Erfolg wuchs ihr Eifer gewaltig, und eine immer wildere Jagdlust erfaßte sie, immer lebendiger sah sie in dem Baum die Gestalt eines Menschen und die Züge des Grenzjägers, und eine dämonisch grimmige Lust durchzitterte ihre Brust, nach ihm zu zielen und ihm wieder und wieder die tödtliche Kugel in's Herz zu jagen. Ein ähnlicher lusttrunkener Haß und zärtliche Grausamkeit mochte in ihr zucken, wie sie die spielende Katze gegen ihr zappelndes Opfer zeigt. Ihre Wangen brannten und ihre Augen sprühten jauchzende Flammen, wie sie hin- und hersprang von ihrem Schützenstand zum Ziel, die Wunde mit begierigen Blicken untersuchte und dann unermüdlich von Neuem das Gewehr senkte, zielend lauerte und Feuer gab.

Es könnte bedauert werden, daß alle die Grazie und herrliche Kraft und Gewandtheit, die sie bei diesem wilden Spiel unbewußt entwickelte, vor der blinden Natur ungenossen verschwendet und von keinem sinnvollen Menschenauge freudig erfaßt wurde, wenn nicht so unendlich viel mehr der Schönheit und Anmuth im weiten Reiche der Natur täglich ebenso heimlich und in sich verschlossen ausblühte, in dem stillen Traumleben der Blumen wie in den zierlichen Sprüngen des zarten Wildes und den herrlichen Bewegungen des feurigen Raubthieres, und wenn nicht auch andrerseits der Mensch unter ihnen das stolze Vorrecht besäße, daß er gar bald, wenn Jemand bewundernd der Schönheit seines Thuns zusieht, von solcher Bewunderung auch selber weiß, und daß eben in diesem Augenblick des Wissens auch die keusche Süßigkeit der selbstgenügsamen Grazie unwiederbringlich dahinschwindet. — —

Drei Tage lang schon hatte Barberina in solcher Weise ihren sorgsamen und feurigen Uebungen obgelegen und sich nicht nur vortrefflich damit unter-

halten, sondern auch bei ihrem natürlichen Geschick und gesunden Augen eine achtungswerthe Treffsicherheit erworben. Dabei aber hatte sie unausgesetzt das Bild des stattlichen Jägers als ihr erdichtetes Ziel im Geiste oder vielmehr bei der sinnlichen Frische und Gluth ihrer Einbildungskraft leibhaftig vor Augen behalten und so trotz seiner Abwesenheit mit ihm einen dauernden Verkehr der seltsamsten Art gepflogen und sich durch denselben immer sicherer in einen kräftigen Fanatismus des Hasses hineingelebt, der ihrem Geiste eine lebhafte und aufregende Beschäftigung gewährte und sie zugleich mit nicht geringem Stolz erfüllte, daß sie so bald die fast schon verlorene Kraft wiedergefunden hatte, dem Gebote der heiligen Barbara nachzuleben.

Da geschah es gegen den Abend des dritten Tages, daß sie in ihrem Jagdfieber nicht bemerkte, wie ein junges unerzogenes Zicklein sich ohne Vorsichtsmaßregeln — denn die Thiere waren an das prahlerische Knallen längst gewöhnt — durch ihre Schußlinie bewegte, und ehe sie es sich versah, lag das zarte Thierchen mit einer Kugel in der Brust stöhnend am Boden. Erschrocken sprang sie hinzu und kniete zu dem verwundeten Geschöpf nieder; es war nicht so sehr ein empfindsames Mitleid, das sie trieb, als vielmehr die rasche Berechnung des Verlustes und ihrer Verantwortlichkeit: aber wie sie die grellen Augen des sterbenden Wesens so starr und jämmerlich auf sich gerichtet sah, wie voll leisen Vorwurfs und ergebener Verzweiflung, und wie diese schrecklichen Augen dann mehr und mehr verglasten und fest und offen stehen blieben, während das leblose Körperchen in friedlicher Todesruhe hingestreckt lag, da faßte sie ein namenloses Grauen und eine scheue Mörderangst vor dem leibhaftigen Anblick des vollen wirklichen Todes, der mit einer einzigen leisen, fast unerkennbaren Wandlung ein so unheimliches Zerrbild eines muntern und lebensfrohen Geschöpfes zu schaffen vermochte. Sie rüttelte das arme Opfer und streichelte es zärtlich, so lange es sich noch warm anfühlte; sobald aber die volle Kälte der regungslosen Glieder eingetreten war, kam der Schauder und der dumpfe Widerwille des Lebens gegen den Tod mit verstärkter Gewalt über sie. Sie ließ den Leichnam liegen und die Flinte daneben und eilte von der unheimlichen Stätte und suchte sich mit den lebendigen und gleichgültig grasenden Ziegen zu ergötzen. Doch sie fand auch dabei keine rechte Beruhigung, es war ihr, als dürfte sie keinem von den Thieren mehr trauen, als wären sie alle ganz und gar zerbrechlich geworden und könnten jeden Augenblick verendend zur Erde stürzen und sie aus glasigen Augen fremd und widrig anstarren.

Sie setzte sich auf den Rasen und sah nach der Sonne, die sich leise schon dem fernen Meere zusenkte. Und selbst hier verließ sie das beklemmende Gefühl nicht, daß auch dies große strahlende Auge der Welt wol einmal erstarren und brechen könnte. Sie gelobte sich, mit dem Schießen nunmehr ein Ende zu machen und das schlimme Spielzeug ruhen zu lassen — bis zu dem entscheidenden Augenblick, da es nicht mehr zum Spiele dienen sollte.

Und wann kam dieser? — Dafür hatte die heilige Barbara zu sorgen; sobald der von ihr Verurtheilte sich sehen ließ, war es Zeit daran zu denken, Gedanke und That konnten sich dann in wenigen Secunden an einander schließen. Doch wenn es nun geschehen war, die heilige Pflicht erfüllt, was dann?

Dann war mit einem Schlage für sie das ganze Leben kalt, todt und inhaltsleer, die ganze Welt graulich und öde und all ihr Thun fortan ohne Ziel und Wesen. Seit dem Tage, da sie diesen Menschen zuerst gesehen, hatte sich ihr ganzes Denken nur um ihn allein bewegt, all ihr Handeln sich nur auf ihn bezogen, er hatte ihre Leidenschaft beschäftigt und ihre Seele ausgefüllt, der Gedanke an ihn und der feurige Haß gegen ihn hatten ihrem Leben einen neuen gewaltigen Schwung gegeben, sie mächtig aufgeregt aus dem matten Stillleben der Kindertage — und wenn das Alles nun aus war, wenn dieser Eine nicht mehr existirte, sein Bild nicht mehr ihr ewiges Ziel sein konnte, dann blieb ihr Nichts mehr als der leere Jammer der Einsamkeit, der sie schon einmal jählings überfallen und ihr dann zehnmal schrecklicher drohte, das zähe Elend eines Lebens, in welchem sie Nichts mehr zu hassen und Nichts mehr zu lieben fand. Denn Alles, was sie bisher geliebt und gehaßt, auch ihre Mutter mit eingeschlossen, erschien ihr auf einmal so klein und leer und gleichgültig, das gab keine Erregung und keine Leidenschaft mehr, die ihr ein heißes Bedürfniß geworden war: dieses befriedigte nur der eine große Haß, den sie so liebevoll in ihrem Herzen gepflegt und auferzogen hatte.

Wild, verwirrt und unklar jagten sich solche Gefühle in ihrem kleinen unklaren Hirn, sie wußte nur, daß sie den triftigsten Grund hatte, unsäglich unglücklich zu sein und die bitterlichsten Thränen vor sich hin zu weinen. Und das that sie denn auch von ganzem Herzen, bis die Sonne so tief zum Horizont gesunken war, daß die Herde nach Hause getrieben werden mußte.

Obgleich sie später als gewöhnlich zur Stadt kam, fand sie doch am Brunnen noch zwei Frauen, die mit besonderem Ernst und Eifer unter einander schwatzten.

„Ei, Barberina," rief die eine derselben, das todte Zicklein erblickend, das Jene an einem Strick über die Schulter gehängt hatte, „was trägst Du da? Hast Du nach den Ziegen geschossen, statt nach Deines Vaters Mörder? Damit wird die heilige Barbara schlecht zufrieden sein. Doch laß nur gut sein, jetzt thun's schon Andere für Dich."

Das Mädchen horchte auf: „Wer thut's für mich?" fragte sie hastig.

„Die Männer!" ward ihr zur Antwort, „'s ist auch besser so, 's ist Männerarbeit, und der Heiligen wird's auch gleich sein."

„Welche Männer? Warum? Wann? Wo?" rief sie in einem Athem.

Die Frau schwieg; doch die andere meinte:

„Der kannst Du's doch sagen, 's wird ihr doch lieb sein. — Sie haben einen großen Zug vor," fuhr sie gleich selber fort, sich mit etwas geheimnißvoller Miene zu Barberina wendend, „auf dem Weg nach Castro, und sie wissen, daß dort der Cicillo Tosti in der nächsten Nacht die Grenzwächter commandiren soll, und da wollen sie ihn vorher, morgen, anschießen oder gleich todt, und dann glauben sie die Andern täuschen zu können, denn Keiner ist so schlimm wie Der."

„Wo wollen sie ihn schießen?"

„Willst Du ihnen helfen, daß Du Dich so darum quälst?"

„Ja, das will ich; der gehört mir, ich will zuerst auf ihn schießen!"

„Meinetwegen kannst Du's. Und es geht Dich ja freilich doppelt an. Denn

höre, sie haben in Erfahrung gebracht, ganz schlau und pfiffig, durch einen kleinen Buben, der ein Vetter von ihm ist und bei ihm im Hause wohnt, daß er morgen früh durch die Schlucht gehen will, die zum Monte Calvo führt, gerade wo Du weidest. Er wird wol da irgend eine Fährte gefunden haben. Dort wollen sie ihn fassen. Willst Du mit ihnen gehen?"

„Nein, ich gehe allein und schieße allein."

„Du bist eine Närrin! Aber ihnen kann's am Ende schon recht sein, wenn's ihnen so bequem gemacht wird. Du mußt aber früh gehen, sonst schnappen sie ihn Dir weg."

Die beiden Frauen gingen nach dieser Aufklärung so ruhig ihres Weges, als ob es sich um eine fröhliche Jagdpartie handelte. Denn sie waren an die Anschauung gewöhnt, daß ihre gute Stadt in einem rechtmäßigen Kriegszustande mit den Grenzjägern lebte, und da diese mit Hinterhalt und tückischen Ueberfällen zu operiren pflegten, so war es durchaus natürlich und gehörig, daß ihnen mit den gleichen Mitteln vergolten ward.

Barberina aber war in eine furchtbare Aufregung gerathen, eine unerklärliche Angst quälte sie um ihren Todfeind, und sie war darin bald mit sich einig, daß sie ihn auf keinen Fall in die Hände der rohen Mordgesellen fallen lassen dürfte, der Gedanke war ihr unerträglich, daß er so zu Grunde gehen sollte, zwecklos, von gleichgültigen Händen, blos um eines gewöhnlichen Schmuggels willen. Nein, sie glaubte vielmehr den Wink der Heiligen zu verstehen, daß jetzt für sie die Zeit zum Handeln gekommen sei.

Schweigsam und in sich verschlossen kam sie zu Hause an, nachdem sie die Ziegen in die Ställe ihrer verschiedenen Herren vertheilt und das todte Zicklein vorläufig auch an seinen Platz gelegt hatte, um sich erst am nächsten Tage darüber auszusprechen, wenn die wichtigere Aufgabe ihre Erledigung gefunden haben würde. Frau Maddalena fühlte ihrer Tochter wohl an, daß etwas Besonderes mit ihr vorging, sie schaute so ernst drein und gelassen, und ging so hoch und frei, daß sie ordentlich gewachsen erschien und als habe sie mit einem Schlage alles leichte und kindische Wesen von sich abgestreift und sei zu einer kernhaften Jungfrau geworden. Die verständige Frau hoffte daraus das Beste, denn sie meinte, mit der freien und festen Jüngfräulichkeit müßte sie auch das flunkerige visionäre Gethue vergessen und die unruhigen Heiligen friedfertig ihren Himmel bewohnen lassen. Deshalb schwieg sie auch und ließ sich Nichts merken und betete nur ganz in der Stille zur Jungfrau Maria, sie möchte ihre Frauen dort oben ein klein wenig mehr in Ordnung halten, daß sie wenigstens nicht thörichten und gedankenlosen Kindern erscheinen möchten, sondern, wenn sie es nun einmal nicht lassen könnten, doch nur gesetzten Personen, und am Besten den geweihten Priestern selber, welche vermöge ihrer Gelehrsamkeit und ihres leidenschaftslosen Wandels am Ehesten dergleichen Heimsuchungen ohne Schaden ertragen könnten. — —

Ehe die Morgendämmerung sich noch ahnen ließ, hob sich Barberina leise aus ihrem Bette, kleidete sich in der Dunkelheit, so gut es ging, mit doppelter Sorgfalt an, sie wußte selbst nicht recht warum, es kam ihr nur so in die Hand, daß sie sogar einige Stücke ihres Sonntagsstaates dazu nahm; sie hatte

die stille Empfindung, daß heute für sie ein großer Festtag heraufsteige, aber ein ernster, trauriger, wie Aschermittwoch oder Charfreitag.

Stark und ernst schritt sie durch die engen, dunkeln Gassen; sie waren sonst so schmutzig und häßlich, und da die Finsterniß das vor ihren Augen nun hinwegnahm, kamen sie ihr ganz ansehnlich und feierlich vor. Sobald sie das düstere Thor durchschritten hatte, sah sie, daß im Nordosten der Himmel sich doch schon zu lichten begann: aber der sonst so freundliche Anblick erfüllte sie nicht mit Freude, ihr war, als würde ihr ein schöner stiller Schleier vom Haupte genommen und sie sollte mit offenen, unbeschützten Augen vor ein großes, schreckliches Schauspiel gestellt werden. Eine Angst ergriff sie, die Mörder könnten ihr doch zuvorkommen, und je heller es ward, desto mehr beförderte sie ihre Schritte, und als die Sonne selbst im herrlichsten Glanze über den Bergen erschien, da flog sie mit ihrer Flinte so flüchtig dahin wie ein Vogel, der tief über den Erdboden streicht; ihre Brust pochte und wogte, und die schwarzen Haare lösten sich und schlugen hastig hin und her, als wären es kleine Geißeln, die Ermattende zu immer stürmischerem Lauf anzutreiben.

Endlich erreichte sie die ihr bezeichnete Schlucht, und sie merkte nun, daß sie noch viel zu früh gekommen war, weder der Jäger noch seine Feinde konnten nach irgend welcher Wahrscheinlichkeit so bald auf dem Platze erscheinen. Um so bessere Muße hatte sie, sich ihren Standort zu wählen. Es war ein tief eingeschnittenes Thal, in der Mitte etwas ausgeweitet, an beiden Enden sich ganz eng zusammenschließend; die ziemlich steilen Wände waren durchweg mit niedrigem, aber sehr dichtem Gestrüpp bewachsen, wie geschaffen zu einem Versteck für lauernde Räuber. Sie berechnete sich nun, daß die Schmuggler sich ohne Zweifel am oberen Ausgang der Schlucht postiren würden, weil sie von dort den ganzen Weg übersehen und den Kommenden lange vorher beobachten konnten, und außerdem dort am Weitesten von jedem möglicherweise sich regenden menschlichen Verkehr entfernt waren. Das Mädchen wählte deshalb den unteren Engpaß, um ihrerseits Jenen möglichst fern zu sein und auf jeden Fall des Wanderers eher ansichtig zu werden. Hier suchte sie sich einen sicheren Platz in den Büschen in mäßiger Höhe über dem schmalen Wege und setzte sich nieder zu warten.

Zu allererst ordnete sie jetzt ihre Haare von Neuem, rückte das Mieder zurecht, legte das Kopftuch in säuberliche Falten und machte sich so schmuck und fein, als sie konnte. Erst als sie schlechthin Nichts mehr an ihrer Person zu thun fand, nahm sie die Flinte in den Arm und lugte hernieder auf die Straße. Augenblicklich aber ward ihr in diesem Ruhezustand trübe und angstvoll zu Sinn, und all ihr gesammelter und sicherer Ernst floß haltlos dahin in unbezwingliches Bangen. Die Luft war klar und lieblich, warm und freundlich ruhte der Sonnenschein über dem stillen, gleichförmigen, leblosen Thal; eben das ängstigte sie, in Sturm und Unwetter möchte sie ruhig gewesen sein, so aber durchschauerte sie der ausgegossene Friede mit unsagbarem Grauen; das Thal lag da wie ein großer Kirchhof und die Sonne blickte wie ein schönes trauerndes Auge darüberhin, und ihr selbst war zu Muth, als wäre sie auf diesem weltabgeschiedenen Friedhof begraben und wäre doch bei Besinnung und sehnte sich

zurück nach Leben und Bewegung. So lange sie nach ihrem Ziel gelaufen, war sie nur von der einen dunkeln, aber festen Vorstellung beherrscht worden, den Jüngling zu retten vor den Kugeln der heimlichen Mörder; und nun erst in der peinlichen Ruhe drängte sich der andere Theil ihrer Absicht, der ihr Hauptzweck sein sollte, gewaltsam in den Vordergrund, daß sie selbst hier war, ihn zu tödten. Wirkliche Zweifel gab es für sie nicht mehr, aber heimliches Beben und zuckende Schauer genug, und sie betete inbrünstig zur heiligen Barbara um Muth und Festigkeit.

Sie hatte wol eine Stunde und mehr so gesessen und ein volles Maß der grausamsten Angst und Todesschrecken gekostet, ohne von dem Gedanken der harten Pflicht zu wanken, als sie in ziemlicher Nähe ein heiteres, ihr wohlbekanntes Liebesliedchen aus einer gesunden Manneskehle erklingen hörte. Da riß sie mit einer jähen, gewaltigen Anspannung des Entschlusses ihre Flinte empor und richtete sie, und dieser eine fieberhafte Ruck schien sie plötzlich ganz von ihrer dumpfen Lähmung befreit zu haben, all ihre Nerven faßten sich in mächtiger Thatkraft zusammen, ein kräftiger Hauch der alten wildfreudigen Jagdlust lebte auf in ihr, und während ihre Glieder wie in festen Stein verwandelt in todbrohendem Lauern ihre Stellung bewahrten, schienen auch alle Empfindungen zugleich versteinert und krystallisirt zu der einen blinden, glühenden Leidenschaft, zu schießen und zu treffen, gleichgültig im Grunde was, mochte es nun das Herz eines Vogels oder eines Wolfes, oder auch eines Menschen sein.

Doch sowie nun die Gestalt des leichtherzigen Sängers um die Ecke bog und deutlich sichtbar ward, nahm die inhaltlose Mordlust sogleich wieder die scharfe Gestaltung des vollen persönlichen Hasses gegen den Mörder ihres Vaters an, denselben Menschen, der es sich außerdem angemaßt hatte, ihre arme Seele so unerhört zu vergewaltigen, daß sie längst schon nichts Anderes zu denken und zu fühlen vermochte, als was sich auf ihn und immer wieder auf ihn bezog. Der ganze trotzige Zorn der heimlich bezwungenen und sich gegen ihre Niederlage sträubenden Jungfräulichkeit sprühte in ihren Augen, zuckte in ihrem Finger, der an dem Drücker die lauernde Wache hielt. Noch eine Minute vielleicht, so war der sorglose Wanderer im sichern Bereich ihrer Kugel: da stand er auf einmal still, als hätte er einen verdächtigen Ton vernommen. Doch sein Gesicht drückte keinerlei Argwohn aus, sein kriegerisches, sonnverbranntes und doch so gemüthliches und freundliches Gesicht forschte unbefangen umher, als ob er vielleicht an ein streifendes Wild dächte; die vollen Lippen fuhren sogar noch fort, sich heimlich lächelnd zu bewegen, als ob sie sich auf ein ganz besonderes Glück vorbereiteten. Die feurigen schwarzen Augen aber blickten nun gerade und frei vorwärts, ganz genau, so schien es dem Mädchen, in der Richtung, wo sie selber verborgen kauerte: war es wirklich der Fall, so war es jedenfalls nur zufällig eine Secunde lang, aber ihr schien es eine so endlos lange Zeit, daß ihr die Augen ganz starr und versteinert vorkamen. Und urplötzlich stand der brechende Todesblick des erschossenen Zickleins wieder vor ihrem Geiste; ein Grausen befiel sie, das ihr Leib und Seele mit einem Schlage fesselte und lähmte.

Sie sah den Jäger nicht mehr stehen, sie sah auch nicht, wie er ruhig und

arglos weiter schritt, sie sah nur seine schönen lebendigen Züge vor sich schweben, wie sie bleich und bleicher wurden und die Augen gläsern und todesstarr, und deren letzter Blick war ein stummer ergebener Vorwurf gegen sie, die verzweifelnde Mörderin.

Da sprang sie empor, schüttelte heftig entschlossen das Haupt gegen den Himmel und sagte ganz laut:

„O heilige Barbara, ich kann es nicht! Wie kann ich den tödten, den zu retten mein Herz mich hierhergetrieben?"

Doch der Jäger war schon so weit vorübergegangen, daß er es nicht mehr hörte. Nun ergriff sie die Angst um sein Weitergehen, jeden Augenblick konnte sich ja dort aus den Büschen ein Flintenlauf auf ihn richten und das Bild des Entsetzens dennoch zur Wahrheit machen, das sie von sich abgeschüttelt. Einige Minuten folgte sie ihm ungesehen oben in den Büschen, mehrmals wollte sie ihm nachrufen, doch ihr versagte die Stimme, eine seltsame Scham überwältigte sie, als hieße das, ihn zu sich rufen, um ihm etwas zu offenbaren und zu gestehen, das ihrer trotzigen Mädchenseele unüberwindlich widerstrebte.

Endlich ergriff sie in ihrer Verzweiflung die Flinte, richtete den Lauf hoch empor gegen die Sonne und gab Feuer. Wie eine erlösende Freudenbotschaft durchbrach der frische Knall die dumpfe Stille der verlassenen Thalschlucht und rollte lange an den Bergwänden knatternd hin und wieder, als könnte er sich nicht trennen von seinem flüchtigen feurigen Leben. Und derselbe Knall durchbrach auch wie eine Erlösung den dunkeln Bann ihres Herzens, ihr war, als sei ein Zauber gebrochen, da dem Mordgewehr sein Wille geschehen, die Kugel befreit war, die in ihm gefangen gelegen; und sie sandte ein lautes Jauchzen zu dem Manne hinüber, der durch diesen Schuß gewarnt und gerettet war.

Mit raschen Sätzen sprang sie den Abhang hinunter und blieb auf dem Wege stehen, mit gesenkten Blicken, ohne sich zu bewegen, und sagte in plötzlichem neuem Erschrecken leise vor sich hin:

„O heilige Barbara, was soll nun werden?"

Und siehe, die gute Schutzpatronin ließ sich diesmal rühren von ihrer Verlegenheit und legte ihr einen so klugen und herrlichen Rath in die Seele, daß Niemand mit der Himmlischen rechten soll und sie fragen, warum sie diesen Rath nicht einige Tage früher in ihr oder in der verständigen Donna Maddalena oder dem gelehrten Curato erweckt habe. Er bestand aber in gar nichts anderem, als daß Barberina dem Cicillo, noch ehe er ganz zu ihr herangekommen war, die Frage entgegenrief, wo er vor so und so viel Jahren, eben zu der Zeit, da ihr Vater seinen Tod gefunden hatte, sich aufgehalten habe. Und nachdem er nach einiger sichtlichen Verwunderung und einer künstlich zählenden Manipulation an seinen Fingern ehrlich und einfach erwidert, damals sei er das ganze Jahr hindurch in Rom als ein friedfertiger christlicher Soldat gewesen, der keiner Fliege ein Haar gekrümmt, da trat sie ganz feierlich und ohne sich zu schämen auf ihn zu, legte die beiden Arme um seinen Hals und den Kopf an seine Brust und brach in heiße vollhinströmende Thränen aus. Denn ihr waren mit der einen Aufklärung noch mehrere andere Dinge wunderbar klar geworden, die sie aber mit keiner Heiligen, sondern nur mit ihrem und seinem Herzen aus-

zumachen hatte. Er aber legte den Arm herzlich um ihre Schulter, hob mit der andern Hand ihr das Kinn empor und fragte, ihr lächelnd in die nassen Augen sehend:

„Ja, Barberina, hast Du denn gewußt, warum ich jetzt eben zu Dir auf den Berg kommen und was ich Dir sagen wollte?"

„Nein," sagte sie und lachte schon wieder durch ihre Thränen, „das hab' ich nicht gewußt, aber ich will's auch nicht wissen, denn sonst müßt' ich Dir wol eine Antwort darauf geben, und das mag ich nicht."

„Es ist auch gar nicht mehr nöthig!" rief er fröhlich und küßte sie so frei und fest auf den Mund, daß sie nicht einmal hätte antworten können, wenn sie auch gewollt hätte.

Doch als er sie wieder freigegeben hatte, erzählte sie ihm aufrichtig und sorgfältig die ganze wunderbare Geschichte von ihren Offenbarungen und einsamen Leiden, und er schüttelte immerfort sehr nachdenklich den Kopf und wußte keinen rechten Sinn in solchen Widersprüchen und heiligen Räthseln zu finden. Als die kluge Jungfrau aber meinte: „An alledem ist wol nur die große Liebe zu Dir schuld, von der ich vor mir selbst Nichts wissen wollte, und weil ich mich nicht demüthigen mochte, so mußte ich Dich schon von Herzen hassen, denn was kann man anders thun, wenn man Jemand lieben muß und es doch nicht wahr haben will?" — Da beruhigte er sich gänzlich vor lauter Glückseligkeit und hatte das schöne Mädchen noch lieber als zuvor.

Sie hüteten sich nun aber wol, die gefährdete Schlucht entlang zu gehen, sondern kletterten auf stillen sichern Pfaden über die Berge, und doch hielt Barberina immer noch ihren Arm vorn um seine Brust geschlungen, wie um ihn zu schützen vor feindlichen meuchlerischen Kugeln. Und die Flinte hing keck und herausfordernd über ihre Schulter und winkte im Gehen sehr deutlich der Welt zu, daß hier eine Braut wandelte, die das Schießen gelernt hatte und allenfalls Etwas, das sie *gegen* den Geliebten zu thun nicht vermocht hatte, *für* ihn zu thun bereit sein würde.

Die Männer aus Barberina's Städtchen aber schlossen von der Zeit an eine Art wortlosen Waffenstillstandes mit dem Grenzjäger, der eine der Ihrigen heimführen sollte, daß sie ihm bei ihren nächtlichen Thaten auf allen Wegen nach Möglichkeit ausweichen und sich hüten wollten, ohne dringende Noth mit ihm Kugeln zu wechseln. Und so konnten sie denn als brave Feinde noch ein und das andere Jahr in leidlicher Nachbarschaft mit einander leben, bis die neue Zeit und das neue Reich hereinkam und das rüstige Schmugglergewerbe in diesen Bergen seinen Boden verlor und selbst das freie Ritterthum des Wegelagerns vor der neuen unromantischen Ordnung der Dinge mehr und mehr dahinsiechte und verschwand. —

An jenem selben Tage noch aber machten Cicillo und Barberina mitsammt der über diesen unvermutheten Ausgang des bösen Conflicts hocherfreuten Donna Maddalena in den schönsten Festtagskleidern ihren geziemlichen Besuch bei dem theilnehmenden Herrn Curato. Barberina trug zufällig den Leichnam des Zickleins über dem Arm, das ihr Bräutigam so eben für sie bezahlt hatte und das sie ehrlich zu begraben gedachte, ohne einen Nutzen von ihm zu ziehen;

und als der Pfarrer Alles ausführlich vernommen hatte und das Thierchen in's Auge faßte, sagte er, die glänzenden Hände über dem Magen faltend, freundlich und befriedigt:

„Siehe da den Widder, den Dir der Engel gebracht hat, daß Du ihn opferteſt an des Jünglings Statt, wie er einſt gethan hat an dem Erzvater Abraham. Und laſſet uns daran erkennen und bedenken, daß wir den Worten der Heiligen treulich glauben und gehorchen ſollen und nicht an ihnen deuteln und mäkeln mit unſerem ſchwachen und trügeriſchen Menſchenwitz. Denn ſie wiſſen wol, was uns noth thut, und werden Alles auf das Herrlichſte herausführen. Gelobt ſei die heilige Barbara!"

Amen! ſagten Alle mit Andacht, und nur Donna Maddalena verzog ein bischen ſonderbar ihren Mund, verſteckte ſich aber klüglich dabei hinter ihren Kindern. —

Barberina hatte fortan keine Viſionen mehr, als daß ſie ihren lieben Verlobten allnächtlich gar lebhaft im Traume ſah. Aber die heilige Barbara genießt noch heute im Städtchen ganz beſondere Ehren, und unzählige Kinder ſind ſeither dort auf ihren Namen getauft und von ſo manchen glücklichen bräutlichen Lippen mag wieder das ſtille Dankgebet erklungen ſein: Sia benedetta Santa Barbara!

Raphael's Schule von Athen.

Von

Herman Grimm.

I.

Es darf nicht Wunder nehmen, daß von der Schule von Athen immer wieder die Rede sei; Raphael gilt als der erste Maler aller Zeiten und die Schule von Athen für sein bestes Werk.

Die „Camera della Segnatura", deren eine Wand sie einnimmt, liegt mit den übrigen Gemächern, welche Raphael im vaticanischen Palaste für Giulio II. und Leo X. ausgemalt hat, in einer Flucht. Ein viereckiger, gewölbter Raum mit Mosaikboden, weit und groß, aber doch den Charakter eines Wohnzimmers tragend. Die bunten Fenster wurden wol schon 1527 eingeschlagen, die Wilhelm von Marseille gemalt hatte, auch das kunstreiche Täfelwerk ist nicht mehr an der Stelle, das ringsum bis zum Beginn der Gemälde auf Manneshöhe die Wände und Fensterleibungen bedeckte. Dennoch empfängt man den Eindruck des Festlichen, Fürstlichen, Vornehmen, den die Renaissance ihren Bauten durch die bloße Grazie der Verhältnisse zu verleihen weiß. Wie behaglich neben den großen Fenstern die kleinen Thüren in den Ecken das Private dieser Gemächer kennzeichnen. Wie angenehm die lichten, großen Fenster selber, mit den Marmorsitzen in ihren Leibungen. An zwei Wänden, nach Osten und Westen einander gegenüberliegend, schneiden diese Fensteröffnungen hoch und breit in die Wände ein und verringern die für die Malerei bestimmte Fläche, während an den beiden anderen Wänden die Thüren nur mit der einen Ecke ein Unbedeutendes fortnehmen. An den Fensterwänden sind hier der Parnaß, dort die verschiedenen auf die Rechtswissenschaft bezüglichen Darstellungen gemalt; auf den beiden vollen Wänden dagegen thronen Disputa und Schule von Athen von Angesicht zu Angesicht. Tief herab neigt sich in den Ecken das Kreuzgewölbe der Decke, alle vier Wände nach oben hin halbmondförmig abschneidend. Auch das Gewölbe ist bedeckt von Malerei. Unzugänglich, unberührbar und dem Staub keine Ruhefläche bietend, haben diese Darstellungen am Besten den ursprünglichen Zustand bewahrt und lassen (soweit Raphael sie eigenhändig ausgeführt hat) im Vergleiche die Verderbniß erkennen, der die Wandgemälde im Laufe von

soviel Jahrhunderten unterliegen mußten. Die ersten Angriffe erduldeten diese schon sieben Jahre nach Raphael's Tod, als die Deutschen und Spanier Rom stürmten. Ihre ungeschickte Wiederherstellung erregte den Aerger Tizian's, der sie zwanzig Jahre später sah. Wieder hundert Jahre später etwa schreibt ein Niederländer aus Rom, der die Wände zu copiren hatte, in wenig Jahren werde dem allgemeinen Urtheile nach von diesen Sachen nichts mehr zu sehen sein[1]. Um 1700 reinigt und restaurirt sie Maratta, von da ab erfahren wir nichts Officielles mehr. Zu Goethe's Zeit (1787) hatten Schmutz und unverschämte Manipulationen der Copisten sie in traurigen Zustand versetzt. Heute zeigen sie eine trübe Reinlichkeit, die erkennen läßt, wie man in der Stille geputzt und aufgefrischt habe.

Die Composition der Schule von Athen hat wol Jeder in Stich oder Photographie vor Augen gehabt. Man blickt in ein tempelartiges Gebäude hinein, das von geistig bewegten Menschen erfüllt ist. Nicht unmittelbar im Vordergrunde erhebt sich seine Architektur, sondern auf der Höhe einer mäßig erhobenen Plattform, zu der eine, das Gemälde in seiner Breite durchschneidende Treppe von wenigen Stufen hinaufführt. Das Gemälde empfängt hierdurch zwei Bodenflächen. Die erste ganz vorn, vor der Treppe, mit zwei Gruppen sitzender und stehender Gestalten, welche, rechts und links sich in den Rand verlierend, die Mitte hier unten frei lassen. Die über der Treppe liegende Vorhalle des Tempels dagegen, zu der die Stufen emporführen, ist von Männergestalten völlig ausgefüllt. Auch die Treppe ist belebt und es verbinden sich so die beiden Gruppen unten mit der Masse oben. Genau die Mitte der oberen Gesellschaft und damit die des Gemäldes selber nehmen zwei nebeneinander stehende Männer ein: ein Greis und ein Mann in der vollen Kraft der besten Jahre. Der Greis, mit kahlem Schädel und straff herabhängendem weißen Barte und Haupthaar, hebt die Rechte mit zum Himmel deutenden Zeigefinger auf, unter dem linken Arme trägt er ein Buch. Sein Genosse, mit dunkelem Haar und Barte, streckt energisch demonstrirend die Hand uns gerade entgegen, während er mit der anderen ein Buch auf den Schenkel des einen vortretenden Beines gestemmt hält. Der Aeltere ist ruhiger in der Bewegung, der Jüngere energischer. Ein Kreis von Zuhörern jedes Alters umgibt sie zunächst, die der Verhandlung folgen und ihre Theilnahme zu erkennen geben. Aber auch die Fernerstehenden zeigen sich von ihr berührt: ein Gefühl scheint sich in der Versammlung zu verbreiten, als werde Jeder von den Beiden eben jetzt das entscheidende Wort sprechen, dessen Resultat eine überraschende Vereinigung oder ein großer Gegensatz wäre. Wer das Gemälde betrachtet, wird sofort fragen: welche Gedanken fliegen hin und her zwischen diesen Männern? Wer sind sie? Man wird die Namen verlangen. Und in der That hängt von den Namen der Beiden in der Mitte die Erklärung der gesammten Composition ab.

Diese Namen zu finden, scheint nicht schwer. Zwei Männer, neben denen kein dritter gleichen Rang hätte, kennen wir als die größten Philosophen des Alterthums sowol als der römischen Kirche, die sie als Zeugen Christi fast mit

[1] Helbig, Histoire de la peinture en pays de Liège 234.

dem Range christlicher Theologen in sich aufgenommen hatte. Sie in solchem Maße die Uebrigen überragend, daß es einfach ihrer Namen nur bedarf, um den Begriff „Philosophie" überhaupt zu symbolisiren. Nun nennt Vasari in seiner Beschreibung des Gemäldes diese Namen, und zu allem Ueberflusse sehen wir auf dem Fresko selber zwei Bücher in den Händen der beiden Männer, mit Titelaufschriften, welche auf sie hinweisen. Aber von Vasari's Benennung weicht eine andere, gleichzeitig mit seinem berühmten Buche über die italiänischen Künstler hervortretende Deutung auf das Entschiedenste ab und findet in auffallender Art anderweitige Bestätigung. In diesem Zwiespalt liegt die Ursache der Streitigkeiten, zu denen das Gemälde Anlaß gegeben hat.

Was die Composition im Ganzen bedeute, ist freilich klar. Die über dem Fresko befindliche, zu den Deckengemälden gehörige weibliche Gestalt hat die Inschrift: Causarum cognitio, Erkenntniß der letzten Gründe. Sie verhält sich zum Gemälde wie, gegenüber an gleicher Stelle, die Gestalt der Theologie zur Disputa, und wie die der Poesie zum Parnaß. Disputa und Parnaß haben etwas Gleichartiges. Auf beiden Gemälden sehen wir neben einer Anzahl offenbar porträthafter Gestalten, für die sich jedoch keine Namen mehr ergeben, andere, die sich aus Attributen oder zugefügten Inschriften erkennen lassen. Diese benannten Figuren der Disputa und des Parnaß sind Bürger aller Zeitalter und erscheinen unbefangen in bald antiker, bald moderner Gewandung. Apollo ist nackt, die Musen zeigen sich zum Theil als vornehme Römerinnen des Cinquecento. Porträts und ideale Figuren mischen sich: wir nehmen an, daß ein den Inhalt dieser Compositionen vorherbestimmender Wille wirksam gewesen sei, von dem die Auswahl der Figuren ausging.

Auch für die Schule von Athen dürfen wir ihn voraussetzen. Hier aber ist die Benennung der einzelnen Gestalten schwieriger. Die beiden im Centrum stehenden Männer tragen Bücher, aber deren aufgemalte Titel sind neu. Die Figur und Inschrift auf der vor dem schreibenden alten Manne im Vordergrunde links stehenden Tafel, die auf eine bestimmte Persönlichkeit hinweisen würden, sind ebenfalls neu aufgemalt. Einiges ergibt sich dagegen von selbst. Sokrates verräth sein Profil. Der auf den Stufen der Treppe liegende fast nackte Philosoph muß wol Diogenes sei. Ptolemäus, hergebrachter Weise mit der Königskrone auf dem Haupte, weil man ihn des Namens wegen für einen ägyptischen König hielt, hat die Erdkugel in der Hand, Zoroaster ihm gegenüber die Himmelskugel. Rechts neben ihnen, am rechten Rande des Gemäldes, sehen wir Raphael's eigenes Porträt mit Perugino daneben, nicht weit davon das des jungen Federigo von Mantua, Vasari zufolge. Noch mehr Benennungen ergeben sich, wenn wir, wie ich und Andere thun, annehmen, Raphael habe sich für die malerischen Motive der Angaben eines der Schriftsteller des eisernen Zeitalters bedient, welcher angibt, wie man seiner Zeit die Philosophen in den Gymnasien auf die Wände zu malen pflegte[1]). Er beschreibt eine ganze Reihe charakteristischer Stellungen, welche auf der Schule von Athen benutzt zu sein scheinen; doch wollen Andere wieder dies nicht zugeben. Das Entscheidende für die Deutung

[1]) Sidonius Apollinaris. Der Zusammenhang ist wol unzweifelhaft. Vgl. Leben Raphaels I, 260.

der Composition liegt in diesen Figuren auch nicht, sondern, wie gesagt, in den beiden Gestalten der Mitte sowie dem schreibenden Greise im Vordergrunde links. Hier stehen sich die Angaben und die Annahmen scharf und, wie es scheint, unvermittelbar gegenüber.

Daß die Gemälde der Camera della Segnatura in Folge bestimmter höherer Anordnungen gemalt worden seien, bezeugt ausdrücklich Giovio (Jovius), Raphael's frühester Biograph. Zwar ist die kleine Lebensbeschreibung wol lange erst nach Raphael's Tode entstanden, aber sie läuft der Vasari's voraus. Außerdem hatte Giovio Einfluß auf Vasari's Arbeit. Möglich, daß Beiden noch die echten Vorschriften (praecepta) des Papstes vorlagen, und daß Vasari in seiner Deutung der Schule von Athen sehr werthvolle Dinge überliefert hätte. Denn auf Vasari, diesen ebenso liebenswürdigen als liederlichen Schriftsteller, sind wir hier leider angewiesen. Kein Historiker, nicht das kleinste officielle Actenstück der Zeit nennt das Gemälde sonst. Als ältestes Material für seine Deutung fungirt mit unverdienter Ehre ein Stich des Agostino Veneziano, eines Schülers des Marc Anton, welcher 1524 einen Theil der Composition, die eben besonders erwähnte Gruppe im Vordergrunde links, und auch sie nur zum Theil, gestochen hat. Da sehen wir als Hauptfigur, das Profil der Mitte des Gemäldes zugewandt, den schreibenden Alten, vollbärtig, das eine Bein auf eine kleine Bank gestellt und auf dem Knie mit der Linken den Folianten haltend, in den er schreibt. Nach rechts hin kommt neben seinem Knie ein knieender lockiger Knabe halb zum Vorschein, der mit ausgestrecktem Arme die auf den Boden gestellte Tafel hält, von welcher der Alte abzuschreiben scheint, während auf der anderen Seite, uns zugewandt, ein wenig nach rückwärts und ganz im Vordergrunde, ein zweiter Alter auf dem Boden kauert, gleichfalls in ein Buch schreibend. Er streckt den Hals vor und sucht mit den Augen zu erreichen, was Jener aufzeichnet. Völlig hinter ihnen eine stehende Gestalt, die, mit gleicher Neugier sich vorbeugend, dem Alten über die Schulter blickt. Das Blatt ist mit rohem Grabstichel gearbeitet und würde uns gleichgültig sein, sähen wir nicht auf dem Buche des Alten sowie auf der Tafel vor ihm Stellen aus dem Evangelium des Lucas, in griechischer Cursivschrift geschrieben, so daß es scheint, als habe Agostino den Evangelisten Lucas in ihm gesehen. Vasari dagegen nennt den schreibenden Alten Matthäus, und behauptet, es seien auf der vor ihm stehenden Tafel nekromantische und geomantische Zeichen sichtbar. Heute, wie bemerkt, finden sich neugemalte Figuren und eine Inschrift auf ihrer Fläche, und es wird die Gestalt darauf hin Pythagoras genannt.

Der schreibende Alte trägt Nichts an sich, was Bedenken erregen könnte, ihn als Evangelisten zu nehmen. Er sitzt da wie ein Evangelist. Die bildliche Darstellung der Evangelisten wie der Apostel schloß sich anfänglich so eng an die der heidnischen Philosophen an, daß wir auf den Sarkophagen der ersten Jahrhunderte Gestalten als Apostel oder Evangelisten empfangen, die von Philosophen nicht zu unterscheiden sind. Was die Evangelisten anlangt, kam allmälig dann eine doppelte Praxis auf. Entweder man stellte sie in ihrer Besonderheit dar, so daß auf den ersten Blick deutlich wäre, welchen man vor sich habe: ihre Attri-

bute, Engel, Ochs, Löwe und Adler wurden dann recht sichtbar angebracht; oder man wollte nur im Allgemeinen die Thätigkeit des Schreibens hervorheben, ließ die Attribute fort und wiederholte den Typus eines schreibenden Mannes, der in ein und derselben Gestalt über jedes der vier Evangelien gesetzt werden konnte. Diesem Typus nun entspricht durchaus die Gestalt des schreibenden Alten auf der Schule von Athen, das Tintenfaß nicht zu vergessen, im gekrümmten Zeigefinger der linken Hand steckend, mit der das Buch auf dem höher gestellten linken Knie gehalten wird. Die Position ist so charakteristisch und für sich stehend, daß sie ohne die Absicht, einen Evangelisten darzustellen, kaum zur Anwendung gekommen sein würde. Wüßten wir sicher, daß von Raphael in der Figur des schreibenden Alten etwas Anderes hätte dargestellt werden sollen, als ein Evangelist, so müßte in der Herübernahme dieses Typus etwas Auffallendes gesehen werden [1]).

Vasari's Beschreibung des Gemäldes ist, sechsundzwanzig Jahre nach Agostino's Stich, das erste Zeichen wieder, daß das Gemälde für Rom existirte. 1550 kam Vasari's Buch heraus, das, gleichlautend mit der zweiten Auflage von 1568, Folgendes als Erklärung der Composition bringt.

Dargestellt sei, „wie die Theologen die Philosophie und Astrologie mit der Theologie in Einklang brächten". Alle Gelehrten der Welt seien abgebildet, wie sie untereinander ihre verschiedenen Meinungen verföchten. Als eine Gruppe für sich (unten im Vordergrunde rechts) Astrologen, welche auf Tafeln Figuren und allerlei auf Vorausberechnung der Zukunft bezügliche Zeichen geschrieben hätten, die sie durch einige sehr schöne Engel den Evangelisten (die eben beschriebene Gruppe im Vordergrunde links) sendeten, von denen sie den Engeln gedeutet würden. Dazwischen liege Diogenes mit seinem Trinkgefäße auf den Stufen der Treppe. Da nun seien denn auch Aristoteles und Plato zu sehen, der eine mit dem Timäos, der andere mit der Ethik in Händen, und um sie her ein Kreis von Philosophen.

Nachdem Vasari so im Allgemeinen das Werk beschrieben, beginnt er wieder von vorn, es einzeln durchzunehmen. Er lobt die Schönheit der Gruppe der Geometer (unten rechts) und erklärt, daß der Jüngling, der mit ausgebreiteten Armen und gesenktem Haupte erstaunt dastehe, der bereits genannte Federigo von Mantua sei. Der mit dem Zirkel in der Hand tief sich niederbeugende Greis sei Bramante; dann Zoroaster, mit der Himmelskugel; dann Raphael selber. Perugino daneben nennt Vasari nicht, allein die Aehnlichkeit läßt ihn auch heute noch erkennen. Bei den Evangelisten (gegenüber) lobt er das concentrirte Nachdenken, besonders bei denen, welche schrieben. Den alten, neben Matthäus kauernden, schreibenden alten Mann bespricht und lobt er besonders (rechnet ihn also nicht zu den Evangelisten), und schließt mit der Bemerkung, Raphael habe durch das Werk sich als einen Meister documentirt, der es von nun an mit den allerersten aufzunehmen im Stande sei.

Vasari's Schriften sind so voll von Nachlässigkeiten und Verstößen gegen den offenbaren Sachverhalt, daß wir, wo sich seinen Angaben widersprechende No-

[1]) Kommt oft vor. Man sehe bei d'Agincourt. Auch eine der Elfenbeinschnitzereien in den Glaskästen der K. Bibl. a. d. 10. Jahrh. zeigt die Gestalt. Vgl. auch L. M. A. I, S. 349. (V. Aufl.)

tizen anderweit finden, gewiß nicht an ihn gebunden sind. Manches scheinbar Falsche aber erklärt sich auch aus seiner Art zu schreiben. So liebt er, nur um dem Ganzen größere Fülle zu verleihen, bei Aufzählungen den Plural. Wenn bei der Vordergruppe links von Evangelisten bei ihm die Rede ist, denen wunderschöne Engel Tafeln bringen, so kann er darum doch nur den einen schreibenden Alten und den einen Knaben neben ihm gemeint haben, den er für den zu Matthäus gehörigen Engel ansah, und es ist deshalb nicht geradezu nöthig, unter den anderen Figuren nach weiteren Evangelisten und Engeln zu suchen. Was aber kann Vasari im Sinne gehabt haben, wenn er die Evangelisten nekromantische und geomantische Zeichen erklären läßt? Anzunehmen wäre doch nicht, daß der Evangelist, oder die Evangelisten, Vasari's Sinne nach, neben den im Neuen Testamente enthaltenen noch andere Schriften verfaßt hätten. Vasari müßte mithin gemeint haben, daß die Zeichen auf der Tafel Dinge enthielten, die sich im Evangelium finden. Auf Agostino's Stich besteht die Schrift im Buche und auf der Tafel vor dem schreibenden Alten, den Vasari Matthäus nennt, aus auf die Geburt Christi bezüglichen Stellen: dem englischen Gruße und den prophetischen Worten eines Weibes, das die Geburt voraussagt. Auch Vasari muß angenommen haben, die nekromantischen und geomantischen Zeichen auf der Tafel hätten diese Prophezeiung enthalten. Und wenn er sagt, daß diese Zeichen von den Mathematikern, auf der anderen Seite des Gemäldes, gefunden worden seien, so folgt daraus, daß diese, Vasari zufolge, sich mit der Geburt Christi beschäftigten. Daß aber gerade Matthäus diese Zeichen gedeutet haben soll, hing wahrscheinlich zusammen mit der Legende, derzufolge Matthäus alle Sprachen verstand, in Aethiopien mit den dortigen Zauberern viel zu thun hatte und sämmtliche Aethiopier zum Christenthum bekehrte [1]). Wie er sich trotzdem auf Nekromantie und Geomantie eingelassen haben soll, ist unklar, da diese beiden divinatorischen Künste zu den von der Kirche auf das Strengste verbotenen Teufelsdingen gehörten.

Möglich, daß Vasari dergleichen bei seiner Beschreibung des Gemäldes in der Erinnerung lag. Dürfen wir aber annehmen, daß es mit Papst Giulio's Vorschrift und mit Raphael's Absichten stimmte? Oder hat, wie Scherer meint. [2]) Agostino's Stich erst Vasari auf den Gedanken gebracht, daß der schreibende Alte ein Evangelist sei? Lassen wir dies gelten: wie aber erklärt sich dann, daß Vasari's Beschreibung viel mehr enthält, als sich Agostino's Stiche entnehmen ließ? Bei Agostino sehen wir Buch sowol als Tafel von der Schrift gleichmäßig bedeckt und auf letzterer nichts von Zeichen und Figuren, die Vasari erwähnt. Fand sich diese Schrift auf dem Fresko und hat nur, weil auf dem Stiche das Buch für die Schrift nicht zureicht, Agostino die Tafel zu Hilfe genommen und die Zeichen, die er gleichwol auf dem Gemälde hier vor Augen hatte, fortgelassen? Wäre dem so, so hätte Vasari dann nicht erst des Stiches bedurft, um seine eigene Anschauung zu gewinnen. Wir sind hier übel daran. Vasari's Angaben lösen sich, wo man ihnen näher rückt, an vielen Stellen

[1]) Legenda aurea, CXL.

[2]) In einer, in der Wochenschrift für österreich. Gymnasialwesen 1872, II, 33 ff erschienenen Kritik des L. Raph.

in Dunst auf. Trotzdem, so lange das Gegentheil nicht feststeht, müssen sie streng berücksichtigt werden und der Nachweis ihrer etwaigen Haltlosigkeit ist eine schwierige Aufgabe der Kritik.

In demselben Jahre 1550, in welchem die erste Auflage des Vasari'schen Buches erschien, kam auch Ghisi's großer Stich der Schule von Athen heraus, in zwei Blättern, der erste des Gemäldes der vor Volpato's Stich im vorigen Jahrhundert erschienen ist, denn alle anderen bis auf diesen sind geringe Nachstiche nach Ghisi's Arbeit. Ghisi's Platte trägt in der einen Ecke die Erklärung, Paulus sei dargestellt, wie er auf dem Areopage zu Athen den unsichtbaren Gott verkünde. Buch und Tafel des schreibenden Alten erscheinen, obgleich der Stich ziemlich umfangreich ist, rein und unbeschrieben. Auch die Bücher in den Händen der Mittelfiguren sehen wir ohne Titelangaben. Ist 1550 Schrift irgendwelcher Art auf dem Fresko sichtbar gewesen, so hat Ghisi sie absichtlich fortgelassen, denn daß Paulus nicht mit der Ethik des Aristoteles in der Hand auftreten könne, ist selbstverständlich. Vasari sagt übrigens auch nicht, Etica und Timeo sei auf den Büchern zu lesen, sondern nur, Aristoteles und Plato hätten Ethik und Timäos in den Händen.

Ob Vasari Ghisi's abweichende Deutung nur übersehen habe, wissen wir nicht, auch nicht, ob er bei der Erwähnung der Arbeit Ghisi's in der zweiten Auflage seines Buches den Stich der Schule von Athen absichtlich ausließ, ebensowenig, ob in Rom eine, die Schule von Athen betreffende öffentliche Meinung existirte. Anzunehmen ist es kaum, da die Gemächer des Vaticans wol erst im 18. Jahrhundert zur öffentlichen Sehenswürdigkeit wurden. Bis dahin standen sie in unmittelbarer Benutzung der Päpste und es brauchte Umstände, um in sie hineinzugelangen. Lomazzo, dessen Buch über die Malerkunst 1585 erschien, und der Vasari in allem Uebrigen sonst getreulich ausschreibt, nahm die Erklärung „Paulus in Athen" an. Auf einem Nachstiche des Ghisi'schen Stiches im 17. Jahrhundert finden wir beide Mittelfiguren zu Petrus und Paulus gemacht und mit Heiligenscheinen versehen, die noch später dann aber wieder sorgfältig aus der Platte auspolirt wurden. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts scheint die Sache zu ruhen, wahrscheinlich, weil bei der Verschmutztheit der Wand überhaupt kein lebendiges Interesse für das Gemälde vorhanden war. Erst um 1700 begann man sich im Großen wieder dafür zu interessiren, als Maratta sie reinigte, und Bellori (1695) die Beschreibung der Wandgemälde in den vaticanischen Zimmern drucken ließ, in der er für die nächsten 150 Jahre nun den Grundton aller späteren Deutungen gab. Bellori zufolge irrt Vasari, wenn er den schreibenden Alten im Vordergrunde links für einen Evangelisten ausgibt, Pythagoras soll darin zu erkennen sein, den wir jetzt zum ersten Male genannt finden. Plato und Aristoteles in der Mitte bleiben bestehen. Außerdem werden nun aber den übrigen Figuren sämmtlich Namen gegeben, theoretische Bezeichnungen, aus dem Gedanken heraus, nur die Entwickelung der älteren griechischen Philosophie könne dargestellt worden sein. In Betreff der Namen sind Bellori's Nachfolger dann nicht immer derselben Meinung gewesen; daß griechische Philosophen aber in systematischer Zusammenstellung nur in Frage kommen könnten, ist nicht mehr bezweifelt worden. Ich übergehe, was von Platner, Passavant und Anderen, die sich in unseren

Jahrhunderten mit Raphael beschäftigt haben, in dieser Richtung mit mehr oder weniger abschreibender Gelehrsamkeit vorgebracht worden ist: am Feinsten hat Trendelenburg in einem 1843 im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin gelesenen Vortrage die Deutung der einzelnen Figuren in diesem Sinne durchgeführt.

Es bedurfte keiner großen Beweisführungen, um die Unhaltbarkeit dieser Position, als deren Vertreter ich der Einfachheit wegen Trendelenburg allein nenne, klarzulegen. Zwei Voraussetzungen fehlen ihr. Trendelenburg hatte weder gezeigt, warum Agostino, Ghisi und Vasari irrten, noch historisch nachgewiesen, es habe im Jahre 1507, als das Gemälde in Auftrag gegeben wurde, in Rom die Idee überhaupt gefaßt werden können, als Repräsentanten der gesammten Philosophie nur die älteren griechischen Philosophen auszuwählen. Von diesem Gesichtspunkt ausgehend habe ich vor etwa zwanzig Jahren die Deutungsfrage zu bearbeiten begonnen. Es stellte sich mir, je weiter ich vordrang, in um so höherem Maße die Unmöglichkeit heraus, mit einer sicheren Entscheidung glatt abzuschließen. Zuletzt sprach ich mich darüber in dem 1872 erschienenen ersten Bande meines Lebens Raphael's aus. Ich legte dar, was auf der einen Seite für die Deutung Plato und Aristoteles, auf der andern für Paulus in Athen zu sagen sei, indem ich mich für keine von beiden entschied, sondern weitere Untersuchung vorbehielt. Fest schien mir nur zu stehen, daß auf dem Gemälde eine Darstellung des zu Anfang des 16. Jahrhunderts üblichen Studiums auf Schule und Universität beabsichtigt gewesen sei. Die Gruppe im Vordergrunde links repräsentire das Lesen und Schreiben als den primären Unterricht, die rechts die Unterweisung in den mathematischen Wissenschaften, die Versammlung, zu der man auf den Stufen hinaufsteigt, die eigentliche Philosophie. Welche Namen man bei dieser Auffassung des Ganzen den einzelnen Gestalten gebe, sei ziemlich gleichgültig, und ob Plato und Aristoteles oder Paulus in Athen in den Mittelfiguren zur Erscheinung gebracht worden seien, sogar unerheblich.

Diese Unparteilichkeit wollte man nicht gelten lassen. Zwar hatten meine Ausführungen von Anfang an den Erfolg gehabt, daß die Durchführung der Benennung sämmtlicher Figuren aufgegeben worden war, um so energischer aber hielt man daran fest, nur die griechische Philosophie in organischem Aufbau könne dargestellt worden sein. Man demonstrirte dabei im Allgemeinen aus dem Habitus der Gestalten heraus mit dem Hinweise auf die Unmöglichkeit, daß sich die Dinge anders verhielten. Zuletzt kam von unerwarteter Seite ein neues Element in die Bewegung, als Wilhelm Scherer die Quelle nachwies, aus der der historische Inhalt der Composition zu erklären sei [1]).

Bereits beim Wiederabdrucke des Vortrages von 1843 in der Sammlung seiner kleinen Schriften (Leipzig 1871) hatte Trendelenburg in einer Anmerkung hingeworfen, Agostino's Stich mit den Lucasversen sowie Ghisi's Stich mit der Erklärung Paulus in Athen, und nicht weniger Vasari's Hineinbringen der Evangelisten seien vielleicht „von einem klugen Kopfe in Umlauf

[1]) S. o. S. 6. Anm. 2.

gesetzt worden, der schon damals der heidnischen Philosophie die Ehre im Vatican mißgönnte, und daher das natürliche Verständniß der Gestalten zu Gunsten des Evangeliums umdeutete". Diesen Gedanken nahm Scherer auf. Es habe früh bereits, nimmt er an, eine doppelte Deutung des Gemäldes stattgefunden im Sinne zweier Parteien, die ein Interesse daran gehabt, jede die ihrige aufrecht zu erhalten. Die eine Deutung nennt Scherer die „geistliche" (Paulus in Athen), die andere die „weltliche" (Plato und Aristoteles). Eine von beiden könne doch nur, meint er, der Weisung des Papstes und der Ansicht Raphael's entsprochen haben.

Scherer entdeckt den Punkt, wo sich die Frage entscheidend packen lasse, in der vor dem schreibenden Alten der Vordergruppe links stehenden Tafel, welche der knieende Knabe aufrecht hält. Meiner Ueberzeugung nach ist diese Tafel, wie bereits gesagt worden ist, neuerdings übermalt und nicht mehr zu beurtheilen, was früher darauf stand. Zwar ist nicht zu leugnen, es könne auch vor der Uebermalung genau dasselbe dagestanden haben was heute sichtbar ist, allein es nöthigt Nichts zu dieser Annahme. Scherer, auf den Ausspruch einer Autorität hin (deren Irrthum unzweifelhaft ist), nahm an, die Tafel, wie sie heute erscheint, sei von Raphael selbst so beschrieben und bemalt worden.[1]) Damit war in seinen Augen der schreibende Alte als Pythagoras bestätigt und die Inschrift auf Agostino's Stich außer Rechnung gesetzt. Dies vorausgesetzt, zeigt Scherer nun, woher die Idee der Composition geflossen sei.

Schon von Trendelenburg war der Versuch gemacht worden, unter den Gestalten, welche die Mittelfiguren in nächster Nähe umgeben, den berühmten Uebersetzer des Plato in's Lateinische, dessen Arbeit heute noch gilt, Marsilio Ficino, zu erkennen. Im Dome von Florenz steht auf Marsilio's Grabdenkmal dessen zwar zweiundzwanzig Jahre nach seinem Tode (1499—1521) gearbeitete, jedenfalls aber individuell ähnliche Büste. Außer in ihr erkennen wir Marsilio's Porträt auf verschiedenen Freskogemälden, wo er im Gefolge der Medici erscheint.[2]) Keins derselben deckt sich mit einer der genannten Figuren der Schule von Athen. Wahrscheinlich aber hat Trendelenburg solche Vergleichungen nicht vorgenommen, sondern auf gut Glück diese Aehnlichkeit behauptet, wie ebenso leicht auf Grund scheinbarer Uebereinstimmung mit einer viele Jahrzehnte später geprägten Medaille der in der Reihe rechts die erste Stelle einnehmende Greis für Bembo erklärt worden ist. Bembo war 1507 ein junger, frecher Kerl, der mit Lucrezia Borgia Briefe wechselte. Genug, Marsilio Ficino war genannt worden, und Scherer, der, woran Trendelenburg hier nicht gedacht hatte, Marsilio's Schriften untersuchte, stieß auf den Auszug aus Plato's Büchern über die Republik: Scherer's Meinung nach hat Raphael eine Verkörperung des hier

[1]) Herr Professor L. Jacoby in Wien, der auch in Betreff des raphaelischen Selbstporträts auf der Schule von Athen irrte. Vgl. Springers Besprechung meines L. R's. im dritten Hefte der Lützow'schen Zeitschrift 1873, wo er sich auf Jacoby beruft. Meine Abwehr (Berlin 1873 bei Dümmler) S. 7. Meine Notiz in der Nationalzeitung vom 30. November 1878. Springer scheint zurückzuziehen: Dohme IV, 504, Anm. zu S. 182. (Das hier gegebene Porträt Raphael's in Holzschnitt ist eine Phantasiearbeit.)

[2]) Vasari IV, 187. (Botticelli in Pisa); V, 76 (Ghirlandajo in Florenz).

gegebenen Systems der Platonischen Philosophie in der Schule von Athen unternommen und bis zu lächerlicher Uebereinstimmung an manchen Stellen durchgeführt. Von einem Anhänger des Marsilio, folgert er dann weiter, müsse Raphael's Instruction für das Gemälde ausgegangen sein.

Damit schien Paulus ein für allemal beseitigt zu sein. Als ein wahrer Segen wurde aufgenommen, daß auf dem langjährigen Kampfplatze endlich der Frieden dictirt war. Marsilio Ficino, an dessen Schriften vor Scherer Niemand gedacht hatte, wird heute schon so sicher als der geistige Urheber der Schule von Athen angesehen, daß man nicht einmal mehr daran denkt, Scherer zu citiren, wenn man die Thatsache erwähnt. Die einzige Stelle, wo ich auch heute noch, unabhängig von dieser Hypothese, eine für meine Untersuchungen sprechende Meinung finde, ist Burckhardt's Cicerone. In der letzten Auflage dieses ausgezeichneten Werkes sehe ich meine Idee, es habe im Allgemeinen nur der Unterricht in seinen verschiedenen Stadien dargestellt werden sollen, festgehalten, während die persönliche Deutung der Mittelfiguren als gleichgültig übergangen wird.

II.

Der Versuch, den Aristoteles der Schule von Athen gegen Paulus einzuwechseln, mußte allerdings wie ein Einbruch in die historischen Güter des Publicums erscheinen. Eine gewisse Anschauung der Renaissancezeit ist uns in's Blut übergegangen und ihr entspricht die Idee, welche über die Schule von Athen heute gang und gebe ist. Die Darstellung der griechischen Philosophie mit Plato und Aristoteles in der Mitte, in den Gemächern des Vaticans auf die Wand gemalt! Ein freisinniger, unbefangener Papst, der den Befehl dazu ertheilt! Ein junger, unstudirter Maler, aber ein Genius, in dessen Seele jeder große Gedanke sofort Wurzel schlägt und Blüthen und Früchte trägt, als vollführende Kraft dieses Befehls! Die ersten Gelehrten Roms wahrscheinlich, die ihm dafür zutragen, was die Wissenschaft des Tages und des Alterthums bieten! Lauter befriedigende, historisch beglaubigte Bilder. Solche Zeiten waren einmal; sie können vielleicht wiederkehren, denken wir. Ein beruhigender Anblick, in den Tagen der höchsten künstlerischen Entwickelung Europa's solche Aufgaben gestellt zu finden. Für Michelangelo die Weltschöpfung und das Weltgericht. Für Raphael die Blüthe der griechischen Gedankenwelt. Wer sollte nicht an einer solchen Deutung eines solchen Denkmales festhalten wollen?

In diesem Sinne hat immer noch Goethe die schönste Erklärung des Werkes gegeben. In der Farbenlehre,[1]) sicherlich einem der herrlichsten Bücher historischen Inhalts, die in Deutscher Sprache erschienen sind, sagt er: „Plato verhält sich zu der Welt, wie ein seliger Geist, dem es beliebt, einige Zeit auf ihr zu herbergen. Es ist ihm nicht sowol darum zu thun, sie kennen zu lernen, weil er sie schon voraussetzt, als ihr dasjenige, was er mitbringt und was ihr so noth thut, freundlich mitzutheilen. Er dringt in die Tiefen, mehr um sie

[1]) Goethe XXXIX, 65. Ausg. v. 1840. — Heinse gibt im Ardinghello. II, 32. eine schöne Beschreibung des Gemäldes, wobei er wunderlicher Weise annimmt, Vasari erkläre es für Paulus und Aristoteles. Vgl. auch Braun's Leben Raphael's 202. Auch was er 288 sagt.

mit seinem Wesen auszufüllen, als um sie zu erforschen. Er bewegt sich nach der Höhe, mit Sehnsucht, seines Ursprungs wieder theilhaft zu werden. Alles was er äußert, bezieht sich auf ein ewig Ganzes, Gutes, Wahres, Schönes, dessen Forderung er in jedem Busen aufzuregen strebt. Was er sich im Einzelnen von irdischem Wissen zueignet, schmilzt, ja man kann sagen, verdampft in seiner Methode, in seinem Vortrag.

„Aristoteles hingegen steht zu der Welt wie ein Mann, ein baumeisterlicher. Er ist nun einmal hier und soll hier wirken und schaffen. Er erkundigt sich nach dem Boden, aber nicht weiter als bis er Grund findet. Von da bis zum Mittelpunkt der Erde ist ihm das Uebrige gleichgültig. Er umzieht einen ungeheuren Grundkreis für sein Gebäude, schafft Materialien von allen Seiten her, ordnet sie, schichtet sie auf und steigt so in regelmäßiger Form pyramidenartig in die Höhe, wenn Plato einem Obelisken, ja einer spitzen Flamme gleich, den Himmel sucht.

„Wenn ein Paar solcher Männer, die sich gewissermaßen in die Menschheit theilten, als getrennte Repräsentanten herrlicher, nicht leicht zu vereinender Eigenschaften auftraten; wenn sie das Glück hatten, sich vollkommen auszubilden, das an ihnen Ausgebildete vollkommen auszusprechen, und nicht etwa in kurzen lakonischen Sätzen gleich Orakelsprüchen, sondern in ausführlichen, ausgeführten, mannigfachen Werken; wenn diese Werke zum Besten der Menschheit übrig blieben, und immerfort mehr oder weniger studirt und betrachtet wurden: so folgt natürlich, daß die Welt, insofern sie als empfindend und denkend anzusehen ist, genöthigt war, sich Einem oder dem Andern hinzugeben, Einen oder den Andern als Meister, Lehrer, Führer anzuerkennen. — —

„Wie die Völker, so theilen sich auch die Jahrhunderte in die Verehrung des Plato und Aristoteles, bald friedlich, bald in heftigem Widerstreit; und es ist als ein großer Vorzug des unsrigen anzusehen, daß die Hochschätzung Beider sich im Gleichgewichte hält, wie schon Raphael, in der sogenannten Schule von Athen, beide Männer gedacht und gegen einander über gestellt hat."

Warum nicht Raphael diese Weltanschauung zutrauen? Wir wissen aus andern Werken seiner Hand, wie er das Historische in Männern und Ereignissen zu erfassen und darstellend zu erschöpfen wußte. Wenn Menschen erst einmal auf einer gewissen geistigen Höhe stehen, so blicken sie in die Tiefen aller Thäler rings herum mit leicht streifendem Blick hinein, zu denen Andere mühevoll den Zugang unten vergebens suchen. Raphael gleicht Goethe darin, dem der Genius der Geschichte die Worte in die Feder gegeben zu haben scheint, mit denen er das Gemälde so einfach aus den höchsten Gedanken der nach Wahrheit ringenden Menschheit deutet. Zwar hat Goethe auch nur aus der eignen Zeit heraus geurtheilt, aber die Zeit, wo er in Rom das Gemälde zuerst sah, und die Anfänge des Reformationszeitalters, in denen es entstand, hatten Aehnliches. Man bereitete sich auf das Reich der Freiheit vor, das da kommen sollte.

Wie würde Goethe sich erst gegen Paulus statt Aristoteles gewehrt haben! Unbegreiflich wäre ihm gewesen, daß man den finstern Repräsentanten der kriegführenden Kirche, auf dessen Namen mit so Viele verbrannt, gemartert oder gehangen worden waren, an die Stelle des Aristoteles setzen möchte. Goethe

würde Nichts von Paulus haben wissen wollen auch wenn ihm die Deutung Paulus in Athen mit noch so guten Gründen als die nothwendiger Weise einzig richtige demonstrirt worden wäre. Er hätte aus eignem Majestätsrechte an Plato und Aristoteles festgehalten. Wir sehen Goethe die Machtvollkommenheit, so zu verfahren, bei einer anderen Gelegenheit geradezu in Anspruch nehmen. Bekanntlich hatte auch er in dem alten Streite über die Bedeutung der Aristotelischen „Reinigung der Leidenschaften" Stellung genommen und seine eigne Auslegung des Gedankens mitgetheilt. Von philologisch fachmännischer Seite wurde ihm widersprochen. Er aber läßt sich nicht irre machen. Es sei möglich, sagt er, daß von ihm Etwas in den Aristoteles hineingetragen sei, was nicht in diesem liege. Ihm, Goethe, komme es jedoch darauf an, einen Gedanken aus Aristoteles herauszulesen, der für ihn, Goethe, fruchtbar sei. Wolle man das nicht gelten lassen, so könne er es Niemand verwehren, er aber — (dies der Sinn seiner Worte) — werde trotzdem an seiner Erklärung festhalten, weil deren Consequenzen ihm für seine eignen Anschauungen unentbehrlich seien[1]).

Ohne Zweifel ist in historischen Dingen dies stets der Standpunkt des Publicums, und öfter als man denkt der der Gelehrten. Auch Bellori hatte von ihm aus geurtheilt. Seiner Zeit, zumal, als Albani Papst geworden war, herrschte in Rom jene antiquarische Begeisterung, aus der Winckelmann und die Deutsche Philologie schließlich so schöne Kräfte zogen. Mit dem kirchlichen Leben hatte sie Nichts zu thun. Was war Paulus für Bellori? Was aber auch waren ihm die philosophischen Lehren des Alterthums? Bellori war Antiquar. 1685 bereits hatte er in gräulichen Kupferstichen nach römischen Antiken die Bildnisse der berühmten Männer des Alterthums, voran die der Philosophen, herausgegeben; als er zehn Jahre später die Schule von Athen erklärte, lag ihm wahrhaftig Nichts darin, wie Raphael und sein Jahrhundert persönlich sich zu dem gestellt, was diese Philosophen lehrten, sondern er wollte ihre Gestalten auf dem Gemälde nachweisen, ihrer so viele als irgend darauf Platz hatten.

Trendelenburg geht bei seiner Deutung ebenso unbefangen, wenn auch in anderer Richtung, der persönlichen Neigung nach. Er, von dem, wo es sich um Aristotelische oder Platonische Textinterpretation gehandelt hätte, sicherlich die geringsten Umstände sorgfältigst zu Rathe gezogen worden wären, glaubt Raphael's Gemälden gegenüber den Standpunkt eines Dilettanten offen eingestehen zu dürfen. Seiner Zeit war noch für die Erklärung von Kunstwerken jedes Zeitalters die Methode der Archäologen die hergebrachte. Fast immer hatten diese damals noch mit Statuen, Basreliefs, Münzen oder dergl. zu thun, welche, wie vom Himmel gefallene Meteorsteine daliegend, weder verriethen, wie sie zu Stande gekommen, noch wie sie an den Ort gerathen waren, wo man sie entdeckte. Oft war man gezwungen, Notizen mit ihnen in Verbindung zu bringen, von denen die nächstliegende weit genug entfernt lag. Man operirte mit Hypothesen jeden Werthes, durfte ignoriren, was nicht paßte, und sich nach eigner Wahl zu den Sachen in ein persönliches Verhältniß setzen. Dieser hergebrachten Freiheit sich zu bedienen, schien bei einem Werke Raphael's nun gar das Er-

[1]) Jacob Bernays, Zwei Abhandlungen über die Aristotelische Theorie des Drama 84.

laubteste. Trendelenburg z. B. erklärt den unten an der Treppe liegenden, von Raphael, wie wir sehen werden, nach Vollendung des Mailänder Cartons noch in die Composition hineingebrachten Mann für Epiktet. Die römische Form der Stiefel (?) leitet ihn darauf.

Hier hätte doch erörtert werden müssen, ob im Bereiche der Renaissancekunst der Unterschied römischer und griechischer Fußbekleidung bekannt gewesen, und irgendwo sonst in dieser Weise durch Form der Stiefel ein nationales Verhältniß angedeutet worden sei. Trendelenburg ist weit entfernt von solchen Untersuchungen. Erst beim Wiederabdruck des Aufsatzes in den kleinen Schriften, 28 Jahre später, erkennt er in einer Nachschrift an, daß er nicht als fachmännischer Kunsthistoriker geschrieben habe, meint also immer noch, man könne über neuere Kunst schreiben auch ohne Fachmann zu sein.

Scherer hat das Verdienst, auf Grund des gesammten literarischen Materiales, von dem nichts übergangen wird, eine neue Hypothese aufgestellt zu haben. Er begibt sich auf den Boden des 16. Jahrhunderts und fragt, was in seinem Sinne als möglich anzunehmen sei.

Allein auch Scherer nimmt sich die Freiheit, bei Seite zu lassen, was von mir über das allmälige Entstehen der Compositionen der Camera della Segnatura gesagt worden war. Ich hatte darauf hingewiesen, daß zu untersuchen sei, ob Raphael nicht vielleicht die erste Composition der Schule von Athen mit der Absicht, Plato und Aristoteles darzustellen, begonnen habe und im Laufe der Arbeit erst aus Gründen, die sich wenigstens debattiren ließen, zu Paulus in Athen übergegangen sei. Ich war auf diesen Gedanken aus Erwägungen über die nachträgliche Umwandlung vieler Compositionen Raphael's gekommen, in die er bei fortlaufender Arbeit immer schärfere dramatische Effecte hineinzulegen verstand. Ich hatte für Disputa und Parnaß Erweiterungen der ersten Intention nachgewiesen, ꝛc. Scherer hält die beiden Gesichtspunkte im Auge, daß in Rom eine weltliche und geistliche Partei sich bekämpft hätten und daß Marsilio Ficino die Quelle der Composition sei. Meiner Ansicht nach kann die Schule von Athen nur im Zusammenhang mit den anderen Wandgemälden der Camera della Segnatura, sowie im Hinblicke auf die vorhandenen Handzeichnungen erklärt werden. Auch Scherer also, indem er nur das berücksichtigt, woraus sich fruchtbringende Anschauungen für ihn entwickeln, steht seiner Natur nach auf dem Standpunkte Bellori's, Goethe's und Trendelenburg's. Unwillkürlich sucht er Paulus, weil er ihm nicht paßt, zu beseitigen. Er würde eine Verminderung des öffentlichen Gedankenschatzes darin erblicken, wenn die Deutung Paulus in Athen durchdränge [1]).

Mein Interesse für Paulus will ich jetzt nun auch nicht ableugnen. Es wuchs allmälig. Seitdem ich Renan's Angriffe gegen ihn gelesen, habe ich ein Auge darauf gehabt, wie sich die verschiedenen Jahrhunderte zu Paulus gestellt. In den Untersuchungen, wie die Auffassung des Charakters und Thätigkeit be-

[1]) Scherer, der meine Meinung, daß Raphael den Sidonius Apollinoris gekannt habe, annimmt, legt Werth auf die einzelnen von diesem beschriebenen Philosophen. Ich glaube, daß Raphael dem Sidonius nur die malerischen Motive entnahm, ohne sich um deren Träger zu kümmern, deren philosophische Ueberzeugungen seiner Zeit zum Theil gleichgültig waren.

deutender Männer in den Epochen unserer Entwickelung gewechselt hat, lag immer ein Reiz für mich. Paulus gegenüber sah ich diese Untersuchung als ein ganz frisches Gebiet vor mir liegen. Der persönliche Standpunkt der Uebrigen ist also auch der meinige. Es ist der allgemein menschliche: jede Epoche beurtheilt die Charaktere, deren Gestalt die Jahrhunderte überdauert, nach den nutzbringenden Gedanken, die sie ihnen entnimmt. Wir behandeln auch die Epochen selbst so. Immer wechselt das Bedürfniß und zugleich die Methode der Ausnutzung. Von Zeit zu Zeit wird dieser Wechsel constatirt. Während die antike Kunstgeschichte früher mit den julischen Kaisern abschloß, fangen wir jetzt an, die Entwickelung der Kunst unter den späteren Kaisern zu verfolgen. Während die politische Größe Roms für unsere frühere Anschauung nur auf den Kriegen und den inneren Kämpfen der Republik beruhte, haben die Zeiten der Diocletiane, Constantine und Justiniane immer größere Wichtigkeit empfangen und die Wandlungen Cicero's für Viele bereits weniger realen Gehalt heute als die des Kirchenvaters Augustinus. Wenn ich nicht irre, gehen wir Zeiten entgegen, in denen sehr ernsthaft erwogen werden wird, ob das, was wir bisher als „Geschichte" von der älteren Generation empfingen und in ziemlich gleicher Redaction der jüngeren weitergeben, in seinem Bestande nicht einer Umprägung bedürftig sei. Die Geschichte der religiösen Ideen tritt als Etwas, das gewußt werden muß, immer näher heran. Wenn davon die Rede sein soll, daß Marsilio Ficino's Platoübersetzungen die Quelle des bedeutendsten Raphael'schen Gemäldes seien, so sind damit eine Reihe anderer Fragen angeregt, deren Beantwortung die Bedeutung des Gemäldes für uns nur steigern kann. Um festzustellen, was Giulio II., wenn er Raphael mit der Darstellung der Philosophie beauftragt, gemeint haben könne, und um die Hypothese „Marsilio Ficino" von Grund aus zu erörtern, ist ein Rückblick auf die Stellung nöthig, die man in den verschiedenen Epochen innerhalb der katholischen Kirche zu den Philosophen des Alterthums angenommen hat.

Das mit dem Beginne des römischen Imperiums beginnende Christenthum hatte drei gewaltige Gegner, die zu besiegen Jahrhunderte nöthig waren. Aber der Sieg ward errungen. Das Christenthum brachte es dahin, daß in der kaiserlichen Beamtenhierarchie eine Staatsform sich bildete, die mit ihm verträglich war. Es bewirkte, daß die heidnischen Tempel sich allmälig schlossen und die im ganzen Dasein der damaligen Welt so tief wurzelnden Priestercollegien abstarben. Es bedurfte furchtbarer Kämpfe, um dies in's Werk zu setzen, aber es gelang. Der dritte Gegner aber, die griechische Philosophie, war nicht aus der Welt zu schaffen. Gerade in der Zeit, wo die Kirche als die herrschende Macht eintrat, sproßte ein Aufwuchs philosophischer Secten auf, unter dem sie, siegreich wie sie war, zu ersticken drohte. Ein ergreifendes Bild der Verwirrung, welche die Welt erfüllte, liefert dasjenige Buch, das von seiner Entstehung ab zu den Büchern gehört hat, deren Wirksamkeit niemals unterbrochen worden ist: die Confessionen des Augustinus.

Wer sich in die Schriften des Augustinus einmal hineingelesen hat, den verlassen sie nicht wieder. Immer wird uns der Charakter am Meisten anziehen, der bei leidenschaftlich vordringender Kraft die Besonnenheit wahrt. Wir em-

pfinden sinnlich beinahe die Gewalt, mit der er sich auf seine Gegner stürzen möchte, und bewundern die maßvolle Behandlung der Fragen, die er eingehend und behutsam debattirt, um ihnen gerecht zu werden. Von diesen Gegnern sind die vornehmsten die Neuplatonischen Philosophen. Auf Plato's Schriften hin, der vierthalbhundert Jahre vor Christo gestorben war, hatte sich im zweiten und dritten Jahrhundert nach Christo eine weitverbreitete und mächtige Philosophie gebildet, deren Lehre der des Christenthums nahe zu kommen schien. So nahe, daß Augustinus in der Darlegung der Unterschiede des Christenthums und der Neuplatonischen Philosophie eine seiner Hauptaufgaben sah. Die neuplatonischen Porphyrius, Plotinus, Apulejus u. s. w. sind die Männer, die er mit Ruhe und Hochachtung zu überwinden trachtet.

Wir können uns die Macht der Augustinischen Schriftstellerei nicht groß genug vorstellen. Augustinus hat die Gabe, (die er zu einer Kunst ausbildete) über alle Dinge vom rein menschlichen Standpunkte zu sprechen und uns das Gefühl der Wahrhaftigkeit einzuflößen. Es gibt keine Themata für ihn, die umgangen oder auch nur mit Vorsicht behandelt werden müssen. Er zieht das Geheimste an's Tageslicht und spricht stets mit lauter Stimme. Er wollte populär sein. Seine Sprache ist die gesprochene Sprache seiner Zeit. Heute noch empfindet man, wie seine Worte nicht nur auf dem Papiere gesehen, sondern zugleich gehört wurden. Seine Debatten tragen den inneren Klang der Mündlichkeit. Neben den Confessionen, den biographischen Selbstbekenntnissen, die sein Hauptwerk bilden (und ohne die wir weder Rousseau's Confessions, noch Goethe's Dichtung und Wahrheit besäßen, ebensogut wie ohne Augustinus kein Luther wäre), steht an zweiter Stelle die Arbeit, der er den Titel „Die Stadt Gottes" gab. Dies Buch liegt zu seinen Füßen auf der Disputa, wo er neben Gregorius links vom Altar sitzt. Den gesammten geistigen Wissensvorrath seiner Zeit, die historischen und sittlichen Eingeweide der Menschheit um ihn her, sucht er durch das Buch in eine andere Ordnung zu bringen. Wer dies Buch inne hatte, was sich erreichen ließ, da es von Augustinus bei langjähriger Arbeit organisch gestaltet worden ist, der mußte sich im Stande fühlen, Alles, was das heidnische Alterthum für Religion und Moral darbot, aus festen Gründen als falsch zu erkennen, und empfing zugleich, was er vom christlichen Standpunkte als gesund und echt an seine Stelle zu setzen hätte.

Der Leser der „Stadt Gottes" wird von Augustinus in die Lehren der Platonischen Philosophie tief mit hineingerissen. Plato ist für Augustinus der wichtigste Philosoph, sein Schüler Aristoteles kommt gar nicht in Betracht neben ihm. Die Neuplatoniker dagegen haben in Augustinus' Augen fast gleichen Rang mit Plato selber. Bei dem die Jahrhunderte durchdauernden Einflusse des Augustinus, der als eine der Grundsäulen der Kirche dasteht, dessen Schriften unaufhörlich gelesen wurden, und der zumal im Anfange des 16. Jahrhunderts erneutes Ansehen gewann, wäre es als keine Absonderlichkeit zu betrachten, wenn ein Papst die Philosophie der antiken Welt im Gegensatze zur christlichen Lehre so dargestellt zu sehen wünschte, wie Augustinus sie auffaßte. Nehmen wir an, Giulio II. habe in diesem Sinne Raphael seine Weisungen für die Schule von Athen zukommen lassen.

Raphael würde in diesem Falle, wenn er zwei Männer mit Büchern so in die Mitte seiner Composition gebracht hätte, daß ihr Gespräch als der offenbare Centralpunkt des Ganzen erschiene, Plato und Aristoteles kaum gemeint haben können. Aristoteles verschwand zu sehr neben Plato. Aber wir brauchten nicht lange zu suchen, um den Mann zu finden, der im Sinne des Augustinus hier neben Plato und im Gespräch mit ihm erscheinen könnte.

Augustinus' Lieblingsthema ist, zu zeigen, wie nahe Plato und die Seinigen stets daran sind, Christen zu sein. Im 27. Capitel der Stadt Gottes treibt er den Gedanken auf die Spitze. Plato und Porphyrius, führt er aus, hätten Jeder für sich Aeußerungen gethan, welche die Vermuthung nahe legten, daß, wenn beide Männer (zwischen denen Jahrhunderte lagen) sich einmal persönlich hätten aussprechen können, sie Christen geworden wären. Gäbe es eine brillantere Erklärung des Gemäldes? Der Moment, wo die heidnische Philosophie aus sich selber zum Christenthume übergeht! Sogar der Timäus in der Hand des Plato wäre damit zu retten, denn gerade auf den Timäus hin wurde Plato später unter die christlichen Autoren beinahe aufgenommen. Porphyrius und Plato ständen in der Mitte oben da, die entscheidenden Worte auf den Lippen, und ringsum die Vertreter der heidnischen Philosophie, den Ausgang der Discussion erwartend, der sie zugleich vernichtete und wieder erweckte.

Ich denke nicht daran, die Schule von Athen so erklären zu wollen. Ich gebe diese Deutung also nicht einmal als Conjectur. So groß Augustinus' Einfluß gerade in Raphael's Zeiten war, so würde doch nur auf ganz directe Nachrichten hin das 27. Capitel der Stadt Gottes in dieser Weise mit der Schule von Athen in Verbindung gebracht werden dürfen. Lägen diese aber vor, so würde es Nichts enthalten, was eine sogar in feinere Details zu treibende Erklärung in diesem Sinne verhinderte.

Die Zeiten des Augustinus waren vorübergegangen, die Neuplatoniker besiegt und ihre Lehre ausgerottet, die heidnische Bildung, gegen die die Kirchenväter auftraten, wie ein Schatten endlich zu Boden gefallen mit den Völkern, die ihre Träger waren. Wo wären schließlich die vornehmen Correspondenten des Hieronymus noch zu finden gewesen, an die er aus der Einsamkeit nach Rom seine Briefe richtete, und die er vor den Reizen Cicero's warnte? Die Zeiten brachen ein, wo Niemand mehr in Rom vor den alten Classikern gehütet zu werden brauchte, denn wer las jetzt überhaupt noch in Rom? Die am Ende ihrer politischen und geistigen Laufbahn stagnierende trübe Masse des römischen Volkes, die sich weder bewegen noch erleuchten lassen wollte, war selber auch nun rein fortgefegt. Die Aufgabe der Kirche nicht mehr, die in ihren letzten Zuckungen noch so starke antike Civilisation vollends zu tödten, sondern die Roheit der in die Arme der Päpste einströmenden Barbaren geistig zu befruchten. Die Spitzfindigkeiten der letzten Heiden brauchten nicht mehr in ihrer Nichtigkeit, die Statuen der Tempel als hohles Erz oder als todter Marmor, in denen Dämonen wohnten, auch die griechisch-heidnischen Fabeln und Geschichten nicht mehr als Lügen nachgewiesen zu werden. All das fiel der Vergessenheit anheim. Dagegen verlangten neue Völker Stoff für ihre Denkkraft. Aus der negativen Arbeit erwuchs die positive, das Christenthum in ein System zu bringen, das

nicht nur Denen, welche glaubten, sondern auch Denen, welche philosophiren wollten, genügte. Dem Untergange, dem in Jahrhunderten die antike Literatur anheimgefallen war, fing man jetzt eifrig an zu entreißen was noch übrig war. Die alten Dichter und Philosophen, die zu mythischen Gestalten geworden waren, wurden wieder hervorgeholt und aus dem Bestande der Schriften, soweit man sie noch zusammenbrachte, ein kirchlich approbirtes Material geschaffen, auf Grund dessen man philosophirte. Bibel, Kirchenväter, christliche und heidnische Philosophen und Dichter sehen wir ohne Gewissensbisse friedlich nebeneinander ausgenutzt. Plato, Aristoteles und Virgil erschienen gut christlich und wurden nicht nach ihren Pässen befragt. Unter Allen aber ist Aristoteles derjenige jetzt, dessen man am Meisten bedurfte. Auf Grundlage seiner Gedanken wurde der Bau der scholastischen Philosophie, der Fundamentalbau aufgeführt, der heute noch steht, und in dessen Mauern, wie der berühmte Brief des heute regierenden Papstes zeigt, die Christenheit noch einmal eingetrieben werden soll.

Die Scholastik des dreizehnten Jahrhunderts war eine Wissenschaft der Kirche für die Kirche. Eine Reihe von Männern, deren Denkkraft wie Gedächtnißkraft gleich bewunderungswürdig ist, verarbeiteten den vorhandenen Stoff. Thomas von Aquino ist der, der am Meisten umfaßte und am Sichersten formulirte. Aristoteles war Jahrhunderte vor ihm bereits studirt worden; Thomas von Aquino's Hauptwerk aber, die Uebersetzung des Aristoteles mit Commentaren, gab der aristotelischen Philosophie die Macht erst, die sie seitdem behauptete. An Plato war jetzt die Reihe zurückzutreten. Plato lieferte nur Phantasien, Aristoteles festes Werkzeug, mit dem sich jedes Material schneiden ließ.

Unserem Gefühle heute liegen diese Studien sehr fern. Wer sich in die Bände des Augustinus vertieft, auch in seine mehr fachmännischen Schriften, empfindet strömenden Wind, der vorwärts treibt und eine Persönlichkeit, die das Steuer des Fahrzeuges in der Hand hat. Nirgends das lastende, unpersönlich, zwingende Gefühl, das die Schriften der Scholastiker einflößen. Man sieht sich hier wie umwunden und gehemmt bei jedem Schritte. Man erstaunt über die Kraft, mit der die gewaltige Masse organisirt wurde, aber sie beängstigt uns. Und doch sind uns alle diese Gedanken plötzlich auch wieder nicht fremd, sobald wir sie durch den Geist eines Mannes hindurch gehen sehen, in dem sie völlig verlockende und lebendige Gestalt angenommen haben. Brachte die Heroenzeit der Kirche Augustinus als ihren großen Schriftsteller hervor, so hat die Scholastik Dante als ihren großen Dichter entstehen lassen. Die aus den Schriften des Thomas von Aquino wie Gefängnißmauerwerk uns anschauernde Gelehrsamkeit erhebt sich in Dante's Gedicht als luftige, freie, sonnenbeschienene Architektur, mit Blüthenbäumen, die sich über die Mauern drängen, und lebendigen Brunnen, die ihre Stille durchrauschen. Dante hat der Scholastik Unsterblichkeit verliehen. Zu Raphael's Zeiten stand Dante ebenso frei im geistigen Dasein wie Augustinus. Warum, frage ich auch hier, sollte ein Papst nicht die Bilder der Theologie und Philosophie bei einem Maler in der Gestalt bestellt haben, wie Dante sie aufgefaßt? Nehmen wir an, Giulio II. habe Raphael nach Dante malen lassen.

Disputa und Schule von Athen als getrennt gegenüberliegende Regionen würden Dante's Phantasie wohl entsprochen haben. Bei Augustinus sind

Philosophie und Theologie ein und dasselbe, bei den Scholastikern nicht. Die Doctoren und Gelehrten der Kirche, die Propheten, Apostel und Erzväter bewohnen bei Dante das Paradies, die heidnischen Philosophen dagegen die Unterwelt. Es gibt Beschreibungen bei Dante, denen die Darstellung der Disputa so völlig entspricht, als sei Dante's Paradies die Quelle des Gemäldes gewesen. Anders würde es sich mit der Schule von Athen verhalten. Plato und Aristoteles dürften nicht gleichberechtigt nebeneinander stehen, sondern Aristoteles müßte die erste Stelle einnehmen. Aristoteles ist für die Scholastik „der Philosoph" wie David „der Psalmist", Virgil „der Dichter". Was Aristoteles gesagt hat, bedarf keines Beweises erst. Von Aristoteles heißt es „der Philosoph sagt", und was er sagt gilt, als stände es in der Bibel. Er ist bei Dante der „Meister Derer, welche wissen". Plato und Sokrates kommen ihm am Nächsten, er aber steht allein. Um sie schart sich dann weiter die „philosophische Familie", als: Demokritos, Diogenes, Anaxagoras, Thales, Empedokles, Heraklitos, Zeno, Dioscorides, Orpheus, Cicero, Livius, Seneka, Euklid, Ptolemäus, Hippokrates, Avicenna, Galenus Averroes; die Andern, schließt Dante, vermöge er nicht alle aufzuzählen. Kein Gedanke bei Dante, den Aelteren etwa eine besondere Stelle zu geben und die Späteren für sich zu nehmen. Vergleichen wir auch die Schriftsteller, welche sich bei Thomas von Aquino u. A. benutzt finden, so beschränken diese sich ebensowenig wie Dante auf die griechischen Philosophen. Wollten wir Listen anlegen, so würden sich gewisse Hauptpersonen jedesmal, was die Nebenpersonen anlangt, sehr verschiedene Namen ergeben. Petrarcha, der sich gegen die Scholastik auflehnte, obgleich er noch ganz in ihr drin stand, beschreibt ein Gemälde, welches, mit derselben Absicht etwa, die bei der Schule von Athen zu Grunde lag, eine Darstellung der Philosophie geben sollte. Auch auf ihm erblicken wir Aristoteles allein als Hauptperson, seine Umgebung in noch bunterer Reihe zusammengestellt als bei Dante. Erst im 15. Jahrhundert ist Plato neben Aristoteles dann abermals auch für die Scholastik ebenbürtig wieder emporgebracht worden.

Wir kommen in diesem Jahrhundert zu den Zeiten jetzt, in denen der Sturz auch der Scholastik vorbereitet wurde.

Das Bestimmende für die Arbeiten des Augustinus hatte darin gelegen, daß er eine außerhalb der Kirche stehende Philosophie bekämpfte, deren Anhängern die Werke der heidnischen Philosophen aus den Händen zu reißen waren. Diese Bücher existirten, sie wurden studirt. Die Latinität Cicero's war eine reelle Macht. In den Jahrhunderten der Scholastik dagegen empfing die große studirende Masse aus der gesammten antiken Literatur fast Nichts auf directem Wege. Nur den wenigen bedeutenden Geistern an der Spitze waren die in ganz beschränkter Anzahl noch vorhandenen Handschriften zugänglich: die Masse der Lernenden sah oder vielmehr hörte nur, was jene Wenigen in ihren Schriften, oder zumeist mündlich daraus mittheilten. Diese Armuth an eigentlichem Material für das Studium machte die ungeheure Wirkung möglich, die für einige Jahrhunderte erzielt wurde. Sie mußte immer schwächer werden in dem Maße, als die directe Kenntniß der alten Autoren sich wieder verbreitete. Langsam vermehrte sich der Bestand an Abschriften und zugleich traten die Anfänge dessen ein, was wir heute Kritik nennen. Während die Scholastik mit lateinischen Uebersetzungen der Griechen

operirt hatte, begann im fünfzehnten Jahrhundert die griechische Sprache um ihrer selbst willen wieder studirt zu werden. Die volle Erlösung aus diesen Zuständen aber bewirkte erst die Buchdruckerkunst. Sie gab der Scholastik einen gewaltigen Stoß. Bei dem plötzlichen Reichthum an gelehrten Hilfsmitteln, welche Jedermann zugänglich wurden, begann ein unabhängiges, weltliches, lernendes wie lehrendes Publicum sich zu bilden, und es traten in dem sich immer feiner civilisirenden Italien Zustände wieder ein, wie die, gegen welche Augustinus einst gekämpft hatte. Die antiken Sprachen wurden mit dem alten verführerischen Klange beinahe wieder lebendig. Eine Fülle ungeahnter Kenntnisse und Anschauungen strömte zu. Von allen antiken Schriftstellern hatte einer doch einmal am Verlockendsten geschrieben: Plato. Er hatte Alles umfaßt, für Alles Gleichnisse gefunden. Er hatte für ein vornehmes, auf ausgebildeter Arbeit der Phantasie geistig beruhendes Publicum geschrieben. In Florenz war man so fein wie in Athen vor Zeiten. Plato's Gedankenreihen vermochten die Seele des Menschen auszufüllen wie nichts Anderes. Plötzlich jetzt war er nun wieder lebendig und begann den alten Reiz auf die Gemüther auszuüben. Und um so unbefangener durfte die Geistlichkeit selber sich ihm hingeben, als er von uralter Zeit her neben Aristoteles fast den Rang eines Kirchenvaters inne gehabt hatte. Seine Werke enthielten Voraussagungen der Ankunft Christi und seine Gedanken lagen überall in den Schriften der Kirche verstreut. Plato's Phantasien ergriffen Diejenigen, die im Laufe des Quattrocento in Italien an den höchsten Stellen standen. In Florenz bildete sich unter Marsilio Ficino die Platonische Akademie der Medicäer; in Rom saßen die gelehrten Griechen und griechischen Italiener an den Tischen der Päpste, die aus dem Exil von Avignon endlich zurück, einer nach dem andern den gleichen Traum des Ehrgeizes träumten: Rom und Italien aus dem langen Schlafe herauszurütteln und die Zeiten der antiken Größe wieder wachzurufen. Die bildenden Künste begannen sich zu regen und die Werke der alten Meister wieder ausgegraben zu werden. Das auf antike Schönheit und antike Wissenschaft gerichtete Genußleben brach ein, das wir zumeist mit den Namen „Renaissance" begreifen. Das ein Jahrhundert gedauert und die Zersetzung des katholischen Kirchenkörpers bewirkt hat, deren Folge der Verlust der germanischen Christenheit für die allumfassende katholische Kirche und in der späteren Zeit dann der furchtbare Wiederherstellungsversuch des romanischen Katholicismus selbst waren, welcher Mitte des 16. Jahrhunderts begann und heute noch in voller Operation begriffen ist.

Indessen überschätzen wir auch die Wirkung dieser Wiederaufnahme der Platonischen Philosophie nicht. Weder Marsilio Ficino noch Plato sind in den Wirkungen, die ihnen jetzt eröffnet wurden, Augustinus oder Dante zu vergleichen. Allerdings sind Marsilio's Schriften öfter gedruckt worden, in Italien wie in Deutschland, aber was will das sagen gegen die Ausgaben jener Beiden, die durch die Jahrhunderte gehen? Marsilio ist keine problematische Persönlichkeit gewesen. Die Urtheile über ihn kommen alle auf das Gleiche heraus. Herr von Reumont, der mit Vorsicht im Sinne der katholischen Kirche schreibt, bespricht ihn zweimal eingehend, in der (vortrefflichen) Geschichte der Stadt Rom und im

Leben des Lorenzo dei Medici.[1]) Er hebt hervor, wie Marsilio neben seiner Verehrung für Plato nie vergessen habe, daß er Christ und obendrein Geistlicher gewesen sei. Schnaase stellt im letzten Capitel seiner unvollendeten Kunstgeschichte Marsilio und die Platonische Anregung in gleichen Zügen dar, und Erdmann betont in seiner Geschichte der Philosophie das christliche Element in Marsilio am Schärfsten[2]). Ich finde, daß Reumont, Schnaase und Erdmann sich noch viel zu mäßig ausgesprochen haben: überall trat mir bei Marsilio das Bestreben, Platonismus und Christenthum zu versöhnen, nirgends der auch nur durchleuchtende Schimmer eines versteckten Griechenthums, neben dem die christliche Lehre etwa als ein überwundener Standpunkt erschiene, entgegen. Die in Rom dann sich aufthuenden Platoniker mögen, wie ihnen vorgeworfen wurde, anders gedacht haben, zugegeben haben auch sie ihre heidnische Gesinnung niemals und die inquisitorischen Processe gegen sie haben Nichts an's Licht gebracht.

Marsilio bietet sich als seltsames Gegenstück zu Augustinus dar. Auch Marsilio stehen die Neuplatoniker fast näher als Plato selber, so daß, wenn ein Anhänger des Marsilio die Männer ausgesucht hätte, welche in der Schule von Athen besonders hervortreten sollen, Porphyrius und den andern Neuplatonikern hervorragende Plätze zugewiesen worden wären. Augustinus und Marsilio gehen in ihrer Tendenz trotzdem weit auseinander. Während jener Plato und die Seinen nur deshalb so zart anfaßt und eingehend behandelt, um sie desto gründlicher abzuweisen, wollte Marsilio im Gegentheil zur Lectüre Plato's wieder hinlenken, aus der er eine Erfrischung des Christenthums erhoffte. Mit Ueberraschung sah man denn auch in Italien nun, wie das, was die Scholastik auf dürren Holzleitern mühsam ersteigen ließ, an der Hand Plato's auf sanften Wegen mit entzückenden Aussichten nach allen Seiten zu erreichen sei. In seinen Commentaren zu Plato kehrt Marsilio mit Entschiedenheit, so oft es die Gelegenheit erlaubt, zu der christlichen Lehre zurück. Außerdem läuft neben seiner gelehrten Beschäftigung mit den Griechen die mit den Lehren und Lehrern der Kirche in voller Breite nebenher. Jetzt endlich gelangen wir zu Paulus. In ganz besonderem Maße liegt Marsilio Paulus am Herzen. Nicht nur, daß die Briefe des Paulus von ihm commentirt worden sind, läßt er in seinen Commentaren zu Plato Paulus möglichst zu Worte kommen. Paulus, als der vornehmste Repräsentant der Kirche, muß die christliche Lehre am Vollsten auf die Schultern nehmen. Wenn in den Auszügen aus Plato's Republik, auf welche Scherer als die Quelle der Schule von Athen hinweist, Paulus keine Rolle spielt, so liegt der Grund darin, daß es sich in dieser Arbeit nur um einen Auszug aus einer Platonischen Schrift, nicht aber um Uebersetzung und Commentar handelt.

Möge Papst Giulio II. denn, wie man heute will, die Schule von Athen nach Maßgabe dessen bei Raphael bestellt haben, was Marsilio's Schriften enthalten. Sehen wir, was hätte entstehen können.

---

[1]) Geschichte der Stadt Rom III[4], 340. 458. Lorenzo dei Medici. II, 27. ff.

[2]) Erdmann, Grundriß der Gesch. d. Philosophie. 3. Aufl. I, 505. In Frankreich scheint man Marsilio's Christenthum nur für eine Maske zu halten. Sciences et Lettres au Moyen-Age &c. par Paul Lacroix. 2. Aufl. S. 79.

Veranlassung, auf Marsilio zu fußen, hätte schon in der Stellung gelegen, welche Sixtus IV., Giulio's II. Oheim, unter dessen Schutze dieser als Cardinal seine Jugend in Rom verlebte, zu den römischen Platonikern genommen hatte. Nachdem sie unter mehreren Päpsten glänzende Tage gehabt, war unter Pius II. Mißtrauen entstanden, das sich bis zu offener Verfolgung steigerte. Sixtus setzte die Verehrer Plato's in ihre alten Rechte wieder ein, wie das Alles bei Voigt, Gregorovius und Reumont nachzulesen ist. Keine Conjectur würde erlaubter scheinen, als die, daß Giulio in seiner Jugend die Schriften des Marsilio mit Begeisterung in sich aufgenommen.[1])

Hätte Marsilio selbst noch die Vorschrift für das Gemälde zu geben gehabt, so würde ihm Nichts so nahe gelegen haben, als Plato und Paulus in die Mitte zu stellen. Wer Marsilio's Schriften kennt, wird so urtheilen. Die Vereinigung dieser Beiden war seine Specialität. Paulus ist der christliche Philosoph für ihn, den er als solchen in die antike Gilde hineinzubringen sucht. Nicht als Besieger und Bekehrer Plato's und der Neuplatoniker würde Marsilio Paulus neben Plato gestellt, sondern als zwei Leute, die übereinstimmen und als Centrum der gesammten philosophischen und theologischen Bewegung überhaupt sie proclamirt haben. Marsilio nennt allerdings Plato und Aristoteles oft genug nebeneinander, da sich bei dem Umfange ihrer Schriften öfter Gelegenheit dazu bot, und erkennt die Fürsten der Philosophie in ihnen. Eine Composition, in der sie das Centrum bildeten, würde gewiß seinen Anschauungen nicht widersprochen haben, sollte aber Etwas gefunden werden, was so recht deren Spitze gebildet hätte, so müßte Paulus neben Plato stehen.

Scherer sagt, Marsilio's Auszug aus den Büchern über die Republik stimme bis zu fast lächerlicher Uebereinstimmung mit der Schule von Athen, und findet diese in Etwas, das ihm allerdings auffallen mußte.

Die Composition der Schule von Athen besteht, wie wir sahen, aus mehreren Massen von Gestalten: einmal die Gruppen zur Rechten und Linken im Vordergrunde, und sodann die Fülle von Figuren auf dem höher liegenden Grunde, zu dem die Treppe hinanführt. Nun spricht Plato in der Republik bei Marsilio von den verschiedenen Stufen der Erkenntniß und dem Auf- und Niedersteigen darauf. Scherer glaubt, die Treppe der Schule von Athen und die auf ihr sich begegnenden Figuren eines aufsteigenden und eines absteigenden Mannes verdankten diesem Bilde ihre Entstehung. Es scheint, als ob dies Zusammentreffen der symbolischen Treppe bei Marsilio und der Treppe auf dem Gemälde, Scherer's Hypothese besonders viel Anhänger erworben habe.

Ueberraschendes konnte das Bild des Auf- und Absteigens Raphael's Phantasie jedoch nicht bieten. Es ist eines der geläufigsten in den Schriften der katholischen Kirche. Der Traum Jacob's, der die Engel auf der Leiter auf- und abschweben sah, wurde symbolisch aufgefaßt. Ebenso die zum Throne Salomonis sich erhebende Stufenfolge. Durch Dante war das Bild vollends populär geworden. In den Gefilden, in denen das Purgatorium stattfindet, läßt er den „Berg" sich

[1]) Reumont Gesch. d. St. Rom gibt III a. 165 eine günstige Darstellung seiner auf ernste Studien gerichteten Jugendzeit.

erheben, zu dessen letzten Gipfel „die Treppe" aufführt. Es hätte gewiß nicht Plato's oder Marsilio's bedurft, um einen Künstler in den Zeiten Raphael's die Treppe als symbolisch zu verwendendes Motiv nahe zu bringen. In den Bereich der bildenden Kunst war sie längst vor Raphael aber und zwar aus ganz äußerlichen Motiven eingeführt worden. Man benutzte sie, um einen doppelten Grund für die Composition und dadurch mehr Raum für die anzubringenden Gestalten zu gewinnen. Schon Ghiberti bei der Darstellung der Vermählung der Jungfrau auf der älteren Thür von San Giovanni wendet dies Hilfsmittel an: die Trauung findet auf einem erhöhten Mittelgrunde statt, zu dem eine Treppe aufführt, an deren Fuße, im Vordergrunde, abermals Figuren Platz finden. In die Malerei drang diese Methode, Raum für die doppelte Gestaltenmasse zu gewinnen, erst später ein. Noch Perugino zog es vor, lieber eine künstliche Vogelperspective zu arrangiren, in Folge deren die hinteren Figuren sich über die Köpfe der vorderen erhoben. Zu Raphael's Zeiten aber war die Treppe allgemein. Ghirlandajo wendet sie oft an, Andrea del Sarto am Elegantesten. Es ist nicht ersichtlich, daß mit ihr irgendwo ein symbolischer Nebensinn habe zum Ausdruck gebracht werden sollen.

Besteht Scherer trotzdem darauf, die Treppe der Schule von Athen verdanke ihre Entstehung jenem Bilde in Marsilio's Platoübertragung, so läßt sich allerdings der Beweis nicht führen, daß dem nicht so sei. Seine Anwendung hier könnte in der That ja für das eine Gemälde in Raphael's Phantasie den entsprechenden Erfolg gehabt haben. Jedenfalls aber wäre diese Anregung zugleich doch die einzige gewesen, welche Raphael der Republik Plato's in Marsilio's Auszuge zu verdanken gehabt hätte. Nur ganz allgemeine Anschauungen treten uns übrigens entgegen, bei denen man sich an Gruppen und Gestalten der Schule von Athen erinnert, mehr aber auch nicht. In welchem Maße derartigen Schilderungen die Fähigkeit innewohne, in Raphael's Gemälde hinein demonstrirt zu werden, hat die betreffende Literatur kürzlich wieder gezeigt. Auch von Hettner in Dresden sind über die Schule von Athen Untersuchungen angestellt worden.[1]) Den Timäos sollte, Vasari zufolge, der Plato des Gemäldes ja in der Hand halten: sehr natürlich also, nachzusehen, was Marsilio in seinem Commentare zum Timäos sage. Hettner entdeckt, daß Marsilio den Inhalt der Composition hier vollständig mittheile und führt die Stellen an, welche Raphael bei Einzelnheiten vor Augen gehabt. Niemand kann Hettner verwehren, die Ueberzeugung zu hegen, er sei hier zur wahren Quelle vorgedrungen, aber noch neuere Forschungen führen uns noch weiter. Professor Springer, der für Dohme's „Kunst und Künstler" kürzlich die, einen ganzen Band dieser Publication einnehmende Biographie Raphael's und Michelangelo's geliefert hat, will weder von Scherer's Republik, noch von Hettner's Timäos hören, sondern weist theils aus den Briefen des Marsilio, theils in verschiedenen anderen Commentaren Stellen nach, welche genau dasjenige enthalten, was man braucht, die Treppe mit eingeschlossen.

In der That, wäre die Preisangabe gestellt, die Composition des Gemäldes mit allgemeinen, die Lehren oder die Geschichte der Philosophie betreffenden An-

[1]) Hettner, Italienische Studien.

schauungen in Verbindung zu bringen, so würden Marsilio's Schriften noch zu einer Fülle weiterer Entdeckungen dieser Art Gelegenheit bieten. Marsilio schrieb seine Commentare zu verschiedenen Zeiten, arbeitete meist aber mit dem gleichen gelehrten Apparat auf dieselben Ziele hin: daher die Uebereinstimmung so vieler Stellen bei ihm. Durchsuchen wir z. B. seine Auszüge aus Plato's Büchern über die Gesetze. Da finden wir, wie Plato die von ihm construirte „Stadt" zuletzt auf einen Tempel reducirt, dessen Architekt Gott sei und in dessen Hallen die Philosophen und die Edelsten des Volkes eine ruhige, unwandelbare Residenz haben. Hier wohnen und philosophiren sie. Das wäre der Tempel der Schule von Athen und die Versammlung darin. Die Philosophen, finden wir da weiter, theilen sich in Scharen, greges. Auch diese zeigte das Gemälde. Der öffentliche Unterricht, der da ertheilt wird, zerfällt in den primären des Volkes und der Kinder (die Gruppe im Vordergrunde unten links), und den der Jünglinge in der Mathematik (die Gruppe im Vordergrunde unten rechts). Auch hier die Lehre von den „Stufen der Erkenntniß" und das „Herauf- und Herabsteigen"[1]). Und weiter werden die Statuen der Dämonen an den Wänden genannt, die das Gemälde zeigt, sowie Apollo's und Minerva's Bilder, ja sogar, David über Plato fände sich, als Erklärung des David in der Kuppel über Plato's Gestalt. Neben Aristoteles' Ansichten aber wird, zum Vergleiche mit denen des Plato, Paulus' Philosophie auch hier stets angezogen, auch das Diagason des Pythagoras besprochen, das sich noch an anderen Stellen bei Marsilio erwähnt findet.

Besonders für den schreibenden Alten im Vordergrunde links, den man auf die in modernen Zeiten mit Zeichen und Inschrift versehene Tafel hin zu Pythagoras machen will, böten Marsilio's Schriften ganz andere Deutungen. Ich will, des Beispiels halber, eine noch anführen und näher besprechen, welche auch Springer aufgefallen ist[2]).

Stellen wir uns die Gruppe noch einmal recht anschaulich vor. Der schreibende Alte, über sein Buch gebeugt, das auf dem einen aufgestemmten Knie steht, sitzt im Profil nach rechts hin gewandt. Weiter nach rechts kommt hinter seinem Knie der Knabe halb hervor, der, knieend, mit ausgestrecktem Arme eben die Tafel gefaßt hält, welche vor dem Alten auf dem Boden steht. Dicht daneben, abermals nach rechts hin, die stehende hohe Gestalt des Mannes, der, das Buch in der Hand auf das aufgestemmte Bein stützend, voller Aufmerksamkeit dem Alten zugewandt ist. Nach links dagegen, dicht neben dem Alten auf dem Boden gehockt, gleichfalls schreibend, ein anderer alter Mann, ihm auf die Finger sehend und selbst schreibend[3]). Er copirt. Hinter der Hauptfigur aber ein Mann mit einem Turban, aufmerksam ihm über die Schulter in's Buch schauend. Noch weiter hinten, links, eine Frau und ein Knabe, und noch weiter ein Greis mit einem Kinde auf dem Arme und ein Buch vor sich. Alles schreibt oder liest, geistige Vertiefung in Bücher ist die Signatur der Gruppe.

Lesen wir nun, wie Marsilio[4]) den Neuplatoniker Plotin darstellt. Plotin,

[1]) Tomus secundus Marsilii Ficini, Philosophi — Operum —. Basiliae (1561) von 1488 ab.
[2]) Dohme II, 184.
[3]) Trendelenburg behauptet wunderlicher Weise, diese Gestalt trage jüdische Gesichtszüge.
[4]) M. F. II, 1541.

sagt er, habe geschrieben, als schreibe er aus einem vor ihm aufgestellten Buche ab (ex libro ante oculos posito). Scheint Raphael das nicht recht sichtbar haben darstellen wollen? Weiter: die Theologen pflegten die göttlichen Geheimnisse hinter mathematischen Zahlen und Figuren zu verstecken, diese Geheimnisse habe Plotin enthüllt: genau das, was Vasari zur Erklärung der Gruppe bemerkt. Ferner: Frauen hätten Plotin gehört, Kinder seien ihm übergeben worden, deren Vormund er geworden sei. Auch das hätten wir vor Augen. Diese Deutung ließe Nichts zu wünschen übrig. Wollten wir in der That annehmen, auf Marsilio's Angaben hin sei das Gemälde componirt worden, so ergäben sich diese Bezüge als die natürlichsten. Paulus neben Plato wäre wol kaum zu umgehen. Niemand aber wird behaupten wollen, es habe auf Marsilio's Schriften hin eine Zusammenstellung nur der älteren griechischen Philosophen ohne die späten Römer und Neuplatoniker gegeben werden können.

Marsilio Ficino, wenn er so die christlichen Ideen stets mit dem Platonischen zu vermischen sucht, steht aber auch nicht als besonders geartete Individualität außerhalb der Parteien, sondern der Cultus der antiken Welt, von dem wir das Quattrocento erfüllt sehen, vertrug sich auf's Beste mit kirchlicher Frömmigkeit. Derselbe Cosmo dei Medici, der die Platonische Akademie gegründet hatte, zog sich alle Jahre auf eine bestimmte Anzahl Wochen in's Kloster von San Marco zurück, wo er eine Zelle bewohnte und in strengen Uebungen seine Seele von weltlichen Gedanken reinigte. Die Platonischen Ideen verdrängten Nichts, was der Kirche angehörte in den Geistern, sondern vermehrten nur den geistigen Besitz der Kirche. Die unter Pius II. in Rom eintretende Verfolgung der Platoniker hatte ein Ende sobald Sixtus IV. zur Regierung kam. Wenn irgend ein Papst heidnisch war, so ist es Sixtus gewesen. In Kunst und Literatur schwelgte er im Genusse dessen, was die antike Welt darbot. In demselben Maße aber hatte er die christliche und kirchliche Literatur im Auge. An keinem Papste sehen wir besser, wie sehr die Vermischung antik heidnischer und kirchlicher Philosophie und Theologie, die wir bei Marsilio finden, das allgemeine Kennzeichen der Zeit war.

Warum denn aber, wenn die Dinge so stehen, nun durchaus darauf bestehen, nur aus Marsilio Ficino's Platonischen Schriften oder gar nur von einem Anhänger Marsilio's habe die Vorschrift ausgehen werden können, welche Raphael für die Schule von Athen empfing? Sind nicht vielleicht Autoren vorhanden, deren Werke viel näher lägen?

Auf der Disputa erblicken wir Sixtus IV., vorn rechts, in ausgezeichneter Stellung. Ein Vergleich des Profiles auf dem Fresko mit den Medaillen, die von ihm erhalten sind, zeigt, wer die so absichtlich hervorgehobene Papstgestalt sei.[1]) Giulio ließ ihm, als dem Begründer seiner Macht, diese Ehrenstellung anweisen. Neben Sixtus aber, nur ein wenig hinter ihm und ebenfalls in hervorragender Stellung erblicken wir in dem mit dem Haupte auf sein Buch gesenkten Cardinal denjenigen, den Sixtus selber erst unter die Heiligen hatte erheben lassen, Thomas von Aquino's großen Collegen, Bonaventura. Thomas

[1]) R. R. I, 354.

war der Doctor angelicus, Bonaventura der Doctor seraphicus. Bonaventura war Sixtus' Lieblingsautor. Beide, der Heilige und der Papst, waren Franciskaner. Daher auch wol Bonaventura's bevorzugte Stellung auf dem Gemälde, während der berühmtere Thomas von Aquino, der zu den Dominikanern gehörte, mehr in den Hintergrund kam. Von Bonaventura's Schriften ließ Sixtus eine große, schöne Ausgabe machen. Eine der berühmtesten darunter handelte über die Hierarchie des Himmels, gerade das, was die Disputa darstellte.

Warum, wenn Giulio, welcher auch Franciskaner war, in so erkennbarer Weise Bonaventura, als geistigen Autor der Disputa, auf ihr anbringen ließ, hätte er auf der Schule von Athen Marsilio Ficino fortgelassen? Und weiter: wenn man Bonaventura's Schriften für die Disputa benutzte, warum nicht denselben Bonaventura auch für die Darstellung der „Philosophie" maßgebend machen, für deren Inhalt seine Schriften doch ebenfalls das ausgibigste Material enthalten? Die Scholastik des 13. Jahrhunderts, deren wissenschaftlicher Mitbegründer er war, erkannte die Philosophie neben der Theologie an. Auch die Treppe fänden wir bei Bonaventura. In der Vorrede zum Breviloquium (Par. Ausg. v. 1856, VII) heißt es: „Die Philosophie stellt Beobachtungen über die Natur oder die menschliche Seele an und urtheilt auf Grund angeborener oder erworbener Kenntniß; die Theologie, das aus dem Glauben und aus der Offenbarung fließende Wissen, hat nur die Gnade, die Weisheit Gottes und seine ewige Klarheit im Auge. Die Theologie, insoweit sie sich auf philosophische Erkenntniß stützt, entnimmt den natürlichen Erscheinungen gerade soviel, als sie bedarf, um ein Spiegelbild der göttlichen Dinge daraus herzustellen, sie errichtet mittelst ihrer eine Treppe, die, auf der Erde aufstehend, mit ihrer Spitze den Himmel anrührt und alles das durch Jesus Christus, der als ein Fürst des Himmels in der Mitte der Dreieinigkeit seinen Thron hat." Hier wäre ja der Inhalt für Disputa sowohl als Schule von Athen gegeben. Auf der einen Seite die Hierarchie des Himmels mit Christus in der Mitte, auf der andern die Philosophie, die gleichsam eine Treppe aufbaut, quae quasi scalam erigit. Mehr brauchten wir gar nicht, fänden aber noch mehr, denn auch den Tempel der Schule von Athen liefert Bonaventura. In der Erklärung zu Psalm 118 (IX, 456) heißt es von den Philosophen, daß sie das Haus Gottes, d. h. die Seele der Menschen aufbauten, während schon früher (IX, 1) das Bild gebraucht worden ist, die Weisheit erbaue sich ein Haus, das auf sieben Säulen ruhe, ꝛc. (Jac. III, 17). Warum sollte Haus und Treppe und Säulenbau nicht ebensogut im Sinne dieser scholastischen Symbolik, als in dem der Platonischen, auf die Wand gemalt worden sein? Bonaventura citirt Plato, Porphyrius, Aristoteles, Seneca, Dionysius, Cicero, Boëthius ꝛc. nebeneinander. Aristoteles und allenfalls Plato neben diesem könnten die Mitte der nach seinen Angaben componirten Schule von Athen eingenommen haben; die Nebenfiguren des Gemäldes freilich nur auf die griechischen älteren Philosophen zu deuten, wäre auch bei ihm ebenso unmöglich als bei Marsilio. Wollten wir hier nun, wo die Zeiten Raphael's beinahe erreicht sind, abbrechen und den entscheidenden Schluß ziehen, so möchte es scheinen, als sei nur noch darüber zu reden, ob nicht Bona-

ventura als Quelle der Schule von Athen Marsilio zu substituiren sei. So zu fragen, aber wäre doch noch zu frühe. Allerdings, bis zu den Zeiten Raphael's sind wir gelangt, aber auch nur „beinahe". Nicht um Sixtus IV. handelt es sich, sondern um Giulio II. und um das erste Jahrzehnt des Zeitalters der Reformation, in welchem Raphael malte. Dinge sind noch in Betracht zu ziehen, von denen weder Marsilio's noch Bonaventura's Schriften sprechen und für die die Entwickelung der Kirche bis dahin keinen Maßstab darbietet.

Ehe wir zu diesen Entwickelungen jedoch übergehen, muß nun das Gemälde selber in anderer Weise als bisher in Betracht gezogen werden. Immer haben wir es so, wie es fertig auf der Wand steht oder der Mailänder Carton es erscheinen läßt, für das genommen, was von Anfang an Raphael zu malen aufgetragen worden sei. Wir werden sehen, daß so nicht geschlossen werden dürfe. Es muß erörtert werden, wie das, was die Schule von Athen heute darbiete, sich zu dem verhalte, was der Papst Anfangs vielleicht von Raphael verlangte. Die Gemälde der Camera della Segnatura erscheinen in ihrer letzten Vollendung wesentlich anders als in der ersten Anlage. Und in demselben Maße, in welchem durchgreifende Umgestaltungen der Compositionen eingetreten sind, scheinen bewußte Aenderungen ihres geistigen Inhaltes zu gleicher Zeit erfolgt zu sein.

III.

Für die Gemälde der Camera della Segnatura liegen viele Handzeichnungen vor, aus denen wir das Wachsthum der Compositionen herauserkennen. Am Ausführlichsten wäre über die Entstehung der Disputa Auskunft zu geben.

Die Disputa, wie sie auf der Wand und auf Stichen sich darbietet, zeigt in der Mitte einen sanft sich erhebenden Grund, zu dem kaum sichtbare, gelinde, breite Stufen aufführen. Die Treppe der Schule von Athen trennt Vorder- und Mittelgrund querdurch; auf der Disputa findet nur ein Anschwellen des Bodens statt. Genau das Centrum der Erhöhung nimmt der Altar mit der Hostie darauf ein. Dicht darüber schon fliegen die vier Engel mit den Evangelien, nebeneinander alle vier, die geöffneten Bücher über sich haltend, nach allen Seiten aus und dicht über ihnen wieder breitet sich die tiefgesenkte, mächtige Wolkenwand aus, die, das Gemälde breit durchschneidend, das Fußgestell des sich darüber aufthuenden Himmelsgewölbes bildet. Sich senkend auf die Versammlung unter ihr, scheint dies schwere Gewölk eben auseinander zu brechen und den von allen Seiten emporbringenden Augen den Einblick in die überirdischen Geheimnisse zu eröffnen. So auch erklärt die Unterschrift auf Ghisi's Stich der Disputa das Gemälde: „Die Vornehmsten der Kirche, staunend und anbetend." [1])

Von alledem finden wir auf der ersten Skizze Nichts. Weder das erhöhte Plateau, noch den Altar mit den Steinbänken um ihn, auf denen die Kirchen-

[1]) Seltsamer Weise behaupten einige moderne Erklärer des Gemäldes, daß die unten befindlichen Gestalten nichts von dem bemerken, was über ihnen vorgeht. Roscoe, Leben Lorenzo's dei Medici, III, 405. L. R. I, 349. Es gehörte bei den Darstellungen der Disputa dazu, daß der Himmel offen war. Vasari erzählt (12, 16) von einer Disputa dei filosofi sopra la trinità, welche als lebendes Bild in Florenz dargestellt wurde. Da heißt es: fecero mostrare da Sant' Andrea un cielo aperto con tutti i cori degli angeli.

väter sitzen, noch die Uebrigen im großen Ringe umher. Weder Papst Sixtus, Bonaventura, Thomas von Aquino, Dante und Andere zeigen sich auf der ersten Skizze, noch ist die aneinandergedrängte Reihe der Himmelsbewohner oben sichtbar, denen bereits die Wolkenbank zum Fußschemel dient. Wüßten wir nicht, daß die Pariser und Londoner Zeichnungen die Disputa in ihrer frühsten Gestalt wirklich enthalten, so würden wir gar nicht auf den Gedanken kommen, daß diese in ihnen zu suchen sei.

Die als ein auf der Durchschnittslinie aufstehender Halbkreis sich bietende Wandfläche der Camera della Segnatura, welche mit dem Gemälde zu bedecken war, ist groß, ein Umstand, der vom Künstler entweder als Vortheil zu benutzen war oder als Nachtheil überwunden werden mußte. Wie wir das Gemälde heute sehen, hat Raphael aus der eigenthümlichen Form wie aus der Größe der Wand bedeutende Vortheile gezogen. Zwei Massen von Gestalten drängen sich von beiden Seiten sanft der Mitte zu und stehen um den Altar am Zahlreichsten. Die ganze Breite des Gemäldes ist dadurch mit einer dichten, aber auf das klarste gegliederten Gesellschaft erfüllt, die man mit einem Blicke überfaßt und die sich wiederum in eine Anzahl einzelner Gruppen auflöst, welche, man mag sie untereinander verbinden wie man will, sich zu größeren und noch größeren Massen aneinanderschließen. Man vergleiche damit die unordentlichen, undurchsichtigen Compositionen der früheren Florentiner. Diese lichte Anordnung der Massen ist Raphael's Eigenthum.

Bei dem ersten Entwurf aber fehlte ihm diese Herrschaft über die Fläche noch. Die Composition macht hier den Eindruck des Aermlichen. Raphael sucht die Wand schmäler zu machen. Er füllt rechts und links die Ecken mit einer nach der Mitte zu weit vorspringenden Architektur aus, so daß die Breite des mit Figuren zu bedeckenden Raumes um ein Erkleckliches kleiner wird: graziös gekoppelte Säulen, auf deren Krönung kleine Amoren ein Wappenschild anhängen, in der Art, wie wir an den Ecken der Cancelleria das Wappen der Rovere mit fliegenden Bändern angebracht finden. Diese mehr als ein Drittel der gesammten Grundfläche abschneidenden Säulen hüben und drüben verbindet er sodann mit einer das Gemälde durchziehenden niedrigen Balustrade, und auf dem so umschlossenen idealen Raume finden wir eine Anzahl Figuren, theils stehend, theils sitzend, welche die versammelten Gelehrten der Kirche repräsentiren: neunzehn im Ganzen, während das fertige Fresko das Doppelte an Gestalten unten enthält.

Der Altar fehlt. Als Hauptpersonen machen sich vier, in der Mitte auf einzelnen Sesseln ohne Lehne einander gegenübersitzende Gestalten mit Büchern im Schoße bemerklich, in die sie schreiben oder in denen sie lesen, während die übrige Versammlung mit einer auf das ausdrucksvollste angedeuteten Neugier sich herandrängt, um an dem Inhalte dieser Lectüre Theil zu nehmen, genau in der Art, wie auf der Schule von Athen der schreibende Alte, im Vordergrunde links, von einer theilnehmenden Gesellschaft umgeben ist.

Eben so einfach ist der Himmel darüber behandelt. Gleichsam nur um die Fläche auszufüllen und ohne eine Spur des prachtvollen perspectivischen Aufbaues, welchen das fertige Gemälde zeigt, hat Raphael eine Anzahl vereinzelt

in der Luft schwimmender, symmetrisch sich entsprechender Gewölke vertheilt, auf deren mittelsten wir Gottvater und Christus, Maria und Johannes thronen sehen, während auf den anderen verschiedene Heilige, zu zweien oder zu dreien, ihren Sitz haben. Diese Gruppen sehen wir weder in Zusammenhang unter sich, noch irgendwie verbunden mit den Gestalten unten, sie haben ein kahles, ja dürftiges Ansehn. Uebrigens lassen die Zeichnungen, welche diesen ersten Zustand repräsentiren, erkennen, daß bereits an ihre malerische Ausführung gedacht worden sei. Ohne Zweifel hatte die Composition, so wie wir sie auf diesen ältesten Blättern finden, dem Auftrage entsprochen, welchen Raphael vom Papste empfing, und wir sind in der Lage, aus dieser ursprünglichen einfachsten Redaction den maßgebenden Gedanken herauszulesen. Suchen wir ihn zu formuliren.

Unter den vier dasitzenden Hauptfiguren der unteren Composition ist eine offenbar absichtlich in die vortheilhafteste Position gebracht. Sie ist dadurch noch besonders hervorgehoben worden, daß sie schreibt, während die drei anderen nur in die Bücher hineinsehen. Vasari's Erklärung der Disputa besagt, dargestellt seien die vier Doctoren der Kirche (Hieronymus, Gregorius, Augustinus, Ambrosius), *welche die Messe schreiben*. Nun gilt Gregorius — unter allen vieren außerdem der einzige, welcher Papst war und als solcher von Raphael hier extra kenntlich gemacht, — als Autor der Messe und ihn haben wir in der schreibenden Hauptfigur zu erkennen. Unsere Vermuthung wird bestätigt durch den Umstand, daß diese Gestalt beinahe die einzige ist, welche wir auf dem fertigen Fresko wiederfinden — freilich, indem das Schreiben fortfällt — wo der zu ihren Füßen liegende Band mit der alten, echten Aufschrift „Moralium" (Liber moralium) Gregor den Großen anzeigt. Die Vorschrift des Papstes müßte also etwa gelautet haben: „Man male die vier Doctoren der Kirche, welche die Messe schreiben, und den geöffneten Himmel darüber mit der Dreieinigkeit." Sollte von irgend Jemand Vasari dies mitgetheilt worden sein? Wie wäre er sonst dazu gekommen, den Inhalt des Fresko auf einen so einfachen Gedanken zu reduciren, den es, fertig wie es dasteht, gar nicht mehr repräsentirt? Denn vom Schreiben ist, wie gesagt, da nicht mehr die Rede. Gregor blickt begeistert empor, während nur zu Füßen des Ambrosius drüben eine Gestalt sitzt, die man für einen Schreiber halten könnte. Auf der Disputa, so wie wir sie alle kennen, ist nicht die literarische Entstehung der Messe dargestellt, sondern gleichsam deren geistiger Inhalt, der entscheidende Moment, die Berührung der irdischen und überirdischen Welt, das Sichaufthun des Himmels, in dessen Mitte Gott in seiner Glorie thront und zu dem die unten über theologische Fragen disputirende Versammlung in plötzlichem Verstummen emporblickt. So auch erklärt, wie wir sahen, die Unterschrift des Stiches von Ghisi durchaus richtig die Disputa. Vasari und Ghisi widersprechen sich also nicht, sie ergänzen sich. Um es zu wiederholen: Vasari spricht aus, was die erste Skizze enthält, während Ghisi das fertige Gemälde vor Augen hatte.

Jeder, der die betreffenden Blätter kennt, wird mit mir darin übereinstimmen, daß die Beobachtung des Wachsthums der Composition der Disputa, von der ersten Skizze durch alle Zwischenstadien bis zum vollendeten Gemälde, hohen Genuß gewähre. Zwei radicale Neugestaltungen der Composition lassen sich con-

ſtatiren, ehe ſie die vollendete letzte Geſtalt erhielt. Die erſte beſtand darin, daß der Altar mit der Hoſtie in die Mitte eingeſchoben und daß der Himmel mit den Heiligen oben in engere Verbindung mit den Figuren unten gebracht wurde. Bei der zweiten Umarbeitung erſt wurde die Architektur dann zu beiden Seiten entfernt und der gewonnene Raum mit Figuren ausgefüllt, deren Hinzutreten ein abermaliges Neuarrangement aller anderen zur Folge hatte. Die perſpectiviſche Vertiefung der Compoſition erfolgte jetzt, das Gewölk wurde ſo völlig niedergeſenkt, wie wir es auf dem Fresko ſehen und der Eindruck des plötzlichen Aufbrechens der Wolken dadurch erreicht. Die Einzelnheiten dieſer Umgeſtaltungen ſind anderen Ortes von mir nachgewieſen worden [1]).

Nun ſind von der größten Wichtigkeit zwei Bemerkungen, die wir an dieſe in zwei großen Anſtößen ſich vollziehende Umformung der Compoſition zu knüpfen haben. Erſtens, daß ſie ebenſoviel große Fortſchritte in Raphael's eigener künſtleriſcher Entwickelung documentirt, und zweitens, daß dieſe Stufenfolge von Umgeſtaltungen der Compoſition ſich mit der gleichen Sicherheit beim Parnaß nachweiſen läßt, deſſen erſter Entwurf uns in einem nach Raphael's Zeichnung gemachten Stich des Marc Anton ebenſo ſichtbar als der der Diſputa erhalten blieb. Marc Anton hat ja nie nach den Gemälden, ſondern immer nach den Skizzen Raphael's geſtochen.

Man merkt auch hier wieder die anfängliche Verlegenheit, die Fläche zu bewältigen. Raphael ſucht die Compoſition, die auf dem fertigen Fresko ſich ſo herrlich vertieft, Anfangs wiederum nur in die Breite auszudehnen und allerlei Nebenwerk zur Ausfüllung des Raumes zu verwenden. Der Gipfel des Parnaß (oder Helikon, die Vaſari in ſeiner Erklärung beide zuſammenwirft) tritt mit Felſen und dichtem Lorbeerwald maſſig hervor, die Luft iſt mit fliegenden Amoren erfüllt, die Figuren dagegen ſtehen in kleinen Gruppen umher und es waltet kein rechter Zuſammenhang zwiſchen ihnen, der Hintergrund iſt faſt leer. Die Aufgabe des Papſtes mag etwa gelautet haben: „Man male den Berg Parnaß mit Apollo und den Muſen, ſowie einigen Dichtern. Fliegende Amoren werfen Kränze auf ſie herab." Wir beſitzen verſchiedene Schriftſtücke der Zeit, in denen Aufträge zu Gemälden in dieſer Art ertheilt werden.

Und nun iſt es wieder ſeltſam, daß Vaſari's Beſchreibung des Fresko auch hier nicht dem entſpricht, was es in ſeiner Vollendung darſtellt, ſondern daß er die erſte Skizze vor Augen gehabt zu haben ſcheint. Auf dieſer erſcheint Apollo mit der Leier als Mitte und Hauptfigur. Die übrigen wenigen Figuren ordnen ſich unter, oder ſtehen abſeits und außer Zuſammenhang mit ihm. Auf dem Fresko dagegen iſt der Geſtalt Homer's hervortretende Bedeutung verliehen. Er, der „höchſte Dichter" Dante's, ſcheint von allen Dichtern, die wir da zuſammen erblicken, allein ſeinen Geſang ertönen zu laſſen und Apollo ihn auf der Geige nur zu begleiten. Die Uebrigen lauſchen entweder, oder unterbrechen ſich, um nicht zu ſtören. Wie in die Diſputa, ſo alſo auch hier ein gewiſſes dramatiſches Element in die Compoſition hineingetragen [2]). Aus einem Zuſtande iſt ein

[1]) L. R. Commentar zu Cap. XI u. XIII.

[2]) Auf einem Titelblatte des Meiſter J. F. ſehen wir den Parnaß, in deſſen Mitte

Moment geworden. In Stil und technischer Behandlung entsprechen die beiden Umgestaltungen des Parnaß so sehr denen der Disputa, daß sich als sicher ergibt, beide Werke seien zu gleicher Zeit entstanden und in gleichen Epochen stufenweise zu höherer Vollendung emporgebracht worden. Nun ist die Frage: hat die Schule von Athen, als drittes Gemälde an dieser Entwickelung theilgenommen?

Das Material ist für sie spärlicher. Ich schlage den umgekehrten Weg ein, daß wir, vom fertigen Fresko aus rückwärts gehend, zur Feststellung früherer Zustände zu gelangen suchen.

Der in Mailand aufbewahrte Carton des Gemäldes zeigt, welche Gestalten Raphael bei der letzten Umgestaltung, vor Thorschluß gleichsam, noch zusetzte. Am Rande rechts unten sein eigenes Porträt nebst dem Perugino's. Links am Rande, auf der anderen Seite, eine Gestalt ohne Wichtigkeit, dann aber ein Zusatz vom bedeutendsten Gehalte, eine Figur, bei der es unmöglich schien, daß sie nicht von Anfang an dagewesen sei: der am Fuße der Treppe hingelagerte, riesenmäßige Mann, der in sich versunken und geistig abgetrennt von den Andern, mit uns entgegengestreckten Beinen daliegt. Derselbe, den Trendelenburg, auf seine „römischen Stiefel" hin, zu Epictet machen wollte.

Wir brauchen Carton und Gemälde nur zu vergleichen, um zu sehen, daß Raphael aus technischen Gründen diese, sobald sie einmal vorhanden ist, unentbehrliche Figur zuletzt noch angebracht hat. Die Schule von Athen — man muß mir schon erlauben, es noch einmal zu wiederholen — zeigt zwei große Figurenmassen: die eine auf dem erhöhten Mittelgrunde, zu dem die Treppe aufführt, die andere auf dem Vordergrunde am Fuße derselben, und zwar diese sich in die beiden Gruppen rechts und links theilend. Diese beiden Gruppen unten müssen Raphael im letzten Augenblicke noch zu wenig gewichtig erschienen sein, um die Figuren des Mittelgrundes oben genügend zurückzudrängen. Aus derselben Erwägung hatte er auf die Disputa als letzten Zusatz die scharf realistischen Gestalten gebracht, welche rechts und links so kräftig vortreten, und eben deshalb auch auf dem Parnaß ganz zuletzt die Sappho noch vorn hinzugesetzt, welche, am Stärksten vorspringend, die sämmtlichen Figuren auf der Höhe des Berges über dem Fenster mit Gewalt gleichsam zurückschiebt.

Und so erkennen wir aus dem Zusatze der am Fuße der Treppe gelagerten Gestalt, daß in den letzten Stadien wenigstens auch die Schule von Athen als eine Composition von Raphael angesehen wurde, welche der Umänderung fähig war. Ein in Paris befindliches Studienblatt gestattet nun noch weiter zurückzugehen. Es enthält die Gruppe im Vordergrunde links, den schreibenden Alten und seine Umgebung, und zwar in so abweichender Gestalt von dem, was das Gemälde zeigt, daß die Annahme, die gesammte Composition sei in früheren Zuständen einfacher gefaßt worden, dadurch möglich wird.

Bei der Deutung des schreibenden Alten, mag man ihn nun Plotinus, Lucas [1]), Matthäus oder Pythagoras nennen, spielte die von dem neben seinem

---

Homer, wie er auf den Knien liegend von den Musen gekrönt wird. Dazu paarweise Philosophen und Dichter. Erstere sind Aristoteles, Plato, Salomo, Sokrates, Pythagoras.

[1]) Bellori, Descrizione, Ed. 1751, S. 8, sagt „Marcus" sei von Agostino dargestellt worden.

Knie hervorkommenden Knaben auf dem Boden vor ihm aufgestellt gehaltene Tafel die entscheidende Rolle. Fehlte sie und das, was darauf steht, so würden alle Kriterien mangeln, um der Gestalt einen jener Namen zu ertheilen. Auf unserem Studienblatte fehlt sie! Der Arm des Knaben kommt gar nicht zum Vorschein! Der aufrechtstehende Mann ist so dicht an den schreibenden Alten herangerückt, daß sogar der Raum für die Tafel mangeln würde. Wir haben von der ganzen Gruppe nun Nichts vor Augen, als den schreibenden Alten und die mit eifriger Neugier ihn umgebenden Figuren eines zweiten Alten, dreier Knaben, einer ihm über die Schulter blickenden alten Frau (aus welcher später ein Türke geworden ist) und der auf den Stab gestützten männlichen Figur, welche später den Stab verlor und statt dessen ein Buch empfing, das sie auf den Oberschenkel stemmt. Alles andere fort. Die Gruppe entspricht in dieser höchst einfachen Auffassung einer der beiden Gruppen, welche die Disputa in ihrer allerersten Redaction darbietet, so durchaus, als sei sie von dort einfach herübergenommen. Und schließlich das Auffallendste: die ganze Gruppe des alten Mannes mit der gerunzelten Stirn und mit dem Kinde auf dem Arme, sowie des Mannes mit dem Kranze von Weinlaub um das Haupt, welche zwischen dem schreibenden Alten und dem linken Rande des Gemäldes sich finden, fehlen auf unserem Studienblatte. Vielmehr ist hinter dem schreibenden Alten ein senkrechter Strich gezogen, den man für eine Andeutung nehmen kann, es sei, entsprechend der Disputa, Anfangs auch auf der Schule von Athen die Zahl der Figuren eine beschränkte und statt ihrer in den beiden Ecken eine den Raum ausfüllende Architektur vorhanden gewesen, welche, wie auf der Disputa, später fortfiel.

Fehlen nun auch weitere Blätter, um die früheren Zustände der Schule von Athen zu errathen, so dürfen wir doch auf das Vorhandene hin auch bei ihr eine frühere simplere Form der Composition, und, entsprechend, eine fortschreitende Erweiterung des Gedankens annehmen. Hätte Vasari auch bei der Schule von Athen die erste Intention des Papstes gekannt? Es ergäbe sich dann etwa der Auftrag, Raphael solle den Gang des wissenschaftlichen Studiums darstellen, wie es als Hilfswissenschaft der Theologie sich gestalte[1]). Er hätte demgemäß Anfangs Nichts im Sinne gehabt, als etwa, links unten, Darstellung des primären Unterrichtes der Kinder und des Volkes: Lesen und Schreiben. Rechts unten die Mathematik als das, was die vorgeschritteneren Knaben und die beginnenden Jünglinge lernen. Oben in der Mitte die Rhetorik und Dialektik als Lehre der fertigen Jünglinge und der Männer. Plato und Aristoteles mochten jetzt noch die Mitte halten und andere Philosophen umherstehen. Für den schreibenden Alten im Vordergrunde links, wenn er durchaus einen Namen tragen soll, würde sich etwa Donat, der hergebrachte und oft abgebildete Lehrer der Jugend ergeben, während drüben Euklid fungirte. Weder Bonaventura, noch die Scholastik überhaupt, oder Marsilio Ficino, oder eine „geistliche Partei" hätten an dieser Vorschrift Antheil oder ein besonderes Interesse gehabt. In

[1]) Ambrogio Lorenzetti malte in diesem Sinne das Trivium und Quadrivium, das genau beschrieben wird. Vas. (Ed. 1878) I, 535. Vgl. über die Eintheilung der Wissenschaften Val. Schmidt, Disciplina clericalis, 105 ff. in den Anm.

demselben Maße dann aber, wie wir bei Disputa und Parnaß den erst allgemein aufgefaßten Gedanken mehr und mehr zu Raphael's persönlichem Eigenthum werden sehen, hätte dieser auch hier die Aufgabe umgemodelt. Ganz zuletzt erst ist ihm, wie ich glaube, die Idee gekommen: die Vereinigung der Theologie und Philosophie lasse sich lebhafter darstellen, wenn man Paulus zeige, wie er unter die in Athen versammelten Philosophen trete. Und diese Scene dann wieder ist von Ghisi als Inhalt des Werkes angegeben worden.

Sollen wir bei dieser Hypothese über das bloße Vermuthen hinauskommen, so gibt es dafür nur ein letztes Mittel noch: aus Analogien festzustellen, ob Raphael Aristoteles oder Paulus in der Mitte der Schule von Athen habe malen wollen.

Die Absichtlichkeit ist offenbar, mit der wir neben einen Greis mit straffherabfallendem weißen Haar um die platte, kahle Stirn, und mit ebenso geradabfallendem Barte, die Hand pathetisch zum Himmel erhoben, einen jüngeren Mann gestellt sehen, dessen lockig vorstrebender voller Haupt- und Bartwuchs die Jahre der besten Kraft bekundet. Obgleich die Füße mit dem des Alten neben ihm die gleiche Linie halten, scheint dennoch der Aeltere abwartend zurückzutreten. Seine Handbewegung ist wie ein schweigender Protest, während dem Jüngeren das Wort bleibt, der, ohne vorzutreten, vorzutreten scheint. Wir müssen uns zumeist an den Mailänder Carton halten, da der Gegensatz auf dem Gemälde durch nachträgliche Ueberarbeitung geschwächt worden ist.

Dem natürlichen Verhältnisse zwischen Plato und Aristoteles würde dieser Contrast von Greis und jüngerem Manne entsprechen: Plato ist der Lehrer, Aristoteles der Schüler gewesen. Wenn wir den Unterschied symbolisch auffassen wollen, würde er auch der Auffassung der Scholastik entsprechen, für die Plato der Aeltere, der Dichter vor, während Aristoteles auf seinen kräftigeren Schultern das ganze Gebäude der Philosophie trägt, der strenge Denker, dem der Vortritt und das erste Wort gebührt. So würde auch Marsilio sie rangiren: Plato der Seher, Aristoteles der Denker. Dennoch finde ich nirgends diesen Unterschied so normirt oder gar bildlich hervorgehoben. Auf einem bekannten Gemälde von Traini (Vas. II, 137) erblicken wir Thomas von Aquino zwischen Plato und Aristoteles. Als alte Männer erscheinen sie mit langherabwallenden Bärten. Nirgends, so emsig ich gesucht habe, finde ich den Altersunterschied auch nur leise angedeutet, der auf der Schule von Athen so entschieden in die Augen fallen soll. Im Gegentheil, auch Aristoteles pflegt stets als alt gedacht zu werden. Wir begegnen im Mittelalter einem doppelten Aristoteles, wie wir einem doppelten Virgil begegnen. Einmal ist Virgil der ehrfurchterweckende Prophet der Geburt Christi, der Führer Dante's durch alle überirdischen Reiche, und dann ist er der Zauberer des mittelalterlichen märchenhaften Roms und der Held beschämender Liebesabenteuer. Ebenso sehen wir Aristoteles als göttlichen Vertreter der Philosophie und Theologie, und dann wieder als mythischen Erzieher des vom Mittelalter erfundenen Helden Alexander, des Beherrschers des Orients, und als solchen Virgil darin ähnlich, daß lächerliche Abenteuer mit schönen Frauen ihm angedichtet werden, die ihn beherrschen und erniedrigen. In ihrem Dienste

sehen wir ihn dargestellt, wie er, auf allen Vieren kriechend, eine verrätherische Buhlerin auf dem Rücken trägt, die auf ihm reitet.

Die erhaltenen antiken Porträts des Aristoteles stellen ihn mit glattem Kinn und individuell ausgearbeiteten, wiedererkennbaren Zügen dar. Raphael kann, wenn die betreffende Gestalt der Schule von Athen Aristoteles darstellen sollte, antike Vorbilder nicht vor Augen gehabt haben. Ein noch vorhandenes Gemälde dagegen könnte ihm vorgeschwebt haben. Melozzo da Forli hatte für den Herzog von Urbino eine ganze Reihe Philosophen gemalt, von denen Raphael als junger Mensch viele sich in sein Skizzenbuch copirte. Darunter auch Aristoteles. Er trägt eine Mütze, hat üppiges Haar und Bart und streckt die rechte Hand energisch demonstrirend uns entgegen, während er in der anderen ein Buch hält. Der vorgestreckte Arm war im Alterthume bereits Aristoteles' Kennzeichen, wenn er in den Gymnasien an die Wand gemalt wurde. Bellori bildet in seinem Werke über die großen Männer des Alterthums einen geschnittenen Stein ab, der diesem Kopfe entspricht und von dem er sagt, daß er eine moderne Fälschung sei. Ich weiß nicht, aus welcher Zeit er stammt, und ob Melozzo auf ihn hin seinen Aristoteles gemalt hat, der ihm in Haar und Kopfbedeckung ähnlich sieht. Möglich, daß Raphael beide Werke vor Augen hatte, die freilich dem Kopfe des sogenannten Aristoteles auf der Schule von Athen nicht gleichen. Ein typisches Bild des Aristoteles existirte seiner Zeit nicht. Besonders in Deutschen Büchern bilden ihn die Holzschnitte bald so, bald so ab, mit derselben Freiheit, deren man sich bei den Aposteln bediente. Von Raphael ist Aristoteles an anderer Stelle überhaupt nie dargestellt worden [1]).

Anders dagegen mit Paulus. Paulus war der Mann des 16. Jahrhunderts, wie Plato der des 15., und Aristoteles der des 14. und 13. gewesen war. Hier müssen wir auf die Entwickelung der kirchlichen Dinge zurückkommen. Diejenigen, welche glauben, Marsilio Ficino's Schriften könnten für die Schule von Athen maßgebend gewesen sein, haben vergessen, daß die Schule von Athen nicht im

---

[1]) Auf Holbein's später zu erwähnendem Holzschnitte hat er einen langen Bart und einen Turban auf. In der Margarita philosophica, Freiburg 1503, erscheint er auf dem Titel als alter Mann mit Bart und neben herabhängender Mütze, S. 7 dess. Buches ohne Bart. Aristoteles neben Plato auf Giotto's Thurm neben S. Maria del Fiore in Florenz, von Luca della Robbia (Vas. III, 61: fece — Platone e Aristotile par la filosofia). Auf einem Büchertitel (von Urs Graf ?) Plato und Aristoteles als alte Deutsche Bürger disputirend nebeneinander, in langen Bärten, Aristoteles als der ältere, im Pelz. Lomazzo beschreibt, S. 627, Aristoteles: fù bello di faccia, hebbe la barba lunga, e gli occhi con certe lunette, dentro fu picciolo di corpo, gobbo, mal formato e balbutiente. Aristotele di San Gallo empfängt (Vas. XI, 201) seinen Beinamen secondo un antico ritratto, also waren deren im Anfange des 16. Jahrh. bekannt. Aristoteles, auf dem die Frau reitet, in den Curiosités du Cabinet d'Estampes d'Amsterdam V, 505. Fig. 7. Stich des 15. Jahrh. Arist. hat bloße Beine und Hinteren, die Frau trägt eine Peitsche. Dieselbe Scene als alte Kirchencaricatur abgeb. in der Gaz. des Beaux-Arts, Aprilheft 1877. Vgl. Barbagan, Fabliaux et Contes des poëtes français. Hagen, Gesammtabenteuer I, LXXV. Auf dem großen Gemälde der Capella dei Spagnuoli, welches das Gebäude der Philosophie des Thomas von Aquino gibt, fehlt Aristoteles unter den Philosophen Vasari's Beschreibung nach. Schnaase will deshalb statt „Zeno" „Aristoteles" lesen. Die Gestalt trägt einen Hut und hat einen langen Bart. Vgl. Crowe und Cavalcaselle in Jordan's Uebersetzung, I, 307, Anm. 58.

15., sondern im 16. Jahrhundert entstanden ist und wie entscheidende Dinge im Umschwunge beider sich ereigneten.

Die ungeheure Erschütterung, welche die italienischen Zustände in den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts erfuhren. Der Einbruch der Franzosen. Die Verjagung des Medici aus Florenz. Savonarola's Predigten vom bevorstehenden göttlichen Strafgericht, und die Borgia's, die in Rom den lebendigen Beweis geben, wie nöthig und wahrscheinlich es sei. Als Marsilio 1499 in Florenz starb, dachte Niemand dort mehr an das friedliche Reich antik-philosophischer Theologie, das er herbeiführen wollte; ganz andere Gesinnungen hatten zu herrschen begonnen. Die Kirche sollte erneuert werden, und zwar auf Grund der reinen Lehre Christi. Nach einer Uebersetzung der Bibel stand das allgemeine Verlangen. Die Ideen, die wir heute für den speciellen Glauben der Deutschen Reformirten, Luther's besonders, zu halten pflegen: daß die Kirche im Sinne des reinen Evangeliums umgestaltet werden müsse, belebten Italien, Frankreich und Deutschland gleichmäßig und wurden um so unbefangener verhandelt, als der Gedanke, es könne ein großer Theil der Christenheit sich ablösen, um ohne Papst für sich zu existiren, diesen Zeiten gar nicht faßbar war. Derjenige aber, der unmittelbar nach den Tagen Christi selber die sichersten und brauchbarsten Resultate aus dessen Lehre gezogen hatte, war Paulus. Wie Aristoteles früher ohne weiteres „der Philosoph" gewesen war, ist Paulus nun „der Apostel". Nicht nur für uns Deutsche ist er jetzt die höchste Autorität. Nicht nur Luther hat sich zumeist auf ihn berufen. Auch in Italien wurde er als der Grundstein anerkannt, auf dem die Kirche der Zukunft ruhen müsse.

Wenn wir bedenken, mit welcher fast göttlichen Autorität soviele Jahrhunderte lang Aristoteles dagestanden hatte, mit welcher Ehrfurcht man Plato neben ihm verehrt hatte, so erstaunen wir über den Fanatismus, der jetzt gleichmäßig gegen Beide sich vorwagt, nur weil sie „Philosophen" sind. Durch Reumont's Hinweis [1]) lernte ich zuerst das merkwürdige Buch kennen, welches einer der in Rom mächtigsten Cardinäle, gerade in dem Jahre, wo Raphael den Auftrag für die Gemälde der Camera erhalten haben muß, unter den Augen Giulio's II., in dessen Gefolge er sich befand, 1507 in Bologna erscheinen ließ [2]). „Ueber die wahre Philosophie" ist es betitelt. Auf ausgewählte kurze Stellen, zumeist des Augustinus und Hieronymus, hin wird die antike Philosophie, Aristoteles und Plato an der Spitze, platten Weges in die Hölle verdammt. „Nicht was Aristoteles sagt, sondern was Paulus sagt, darauf kommt es mir an" ist das Thema der Schrift [3]). Man glaube nicht, daß dies die Ansichten einer extremen Partei waren. Castellesi war ein gelehrter Mann, der, der griechischen und lateinischen Sprache mächtig, sein Buch lange Jahre schon vorbereitet hatte. Castellesi ging mit der Majorität. Ich erinnere an Luthers Wuth gegen Aristoteles, der es mit

[1]) Gesch. d. St. R. III², 269 u. 361.

[2]) Er schrieb es keineswegs erst 1507, wie Hettner (Ital. Stud. 221) angibt, er begann das Buch nach 1492, als er aus England zurückkehrte. Ferrins XXIV. Ebensowenig ist das Buch, wie Hettner meint, auf Savonarola's Einfluß zurückzuführen.

[3]) L. IV. cap. VI.

Schimpfworten belegt und endlich für so gut wie den Teufel in Person erklärt[1]). Ich erinnere an Holbeins Caricatur, wo, Aristoteles und Plato voran, die ganze römische Clerisei in den Abgrund marschirt, während Aristoteles obendrein in sein Schwert stürzt. Luthers Aeußerungen und Holbeins Zeichnungen sind aus ihren frühesten Zeiten. Kein Zweifel, daß auch Raphael's Herz diesen Strömungen nicht unverschlossen blieb. Zumal die Art läßt es erkennen, in der er Paulus dargestellt hat.

Wenn wir die kirchliche Kunst des Jahrhunderts der Reformation mit der des vorhergehenden vergleichen, so fällt das Eintreten des persönlichen Elements auf, das von Lionardo da Vinci ab durchbricht. Welchem Maler vor ihm wäre es in den Sinn gekommen, der Darstellung des Abendmahls die erschütternde dramatische Pointe zu geben, welche er in sein berühmtes Mailänder Werk hineinlegte und die dessen Eindruck auch heute noch, wo es sogut wie ganz zerstört ist, zu einem unfehlbaren macht? Christus sagt: Einer unter Euch wird mich verrathen! und die Wirkung dieses Wortes auf die Apostel erblicken wir. Was hat das zu thun mit der hergebrachten Art, im Speisesaale eines Klosters das Abendmahl an die Wand zu malen? Goethe hat es am Besten aus dem Werke herausgelesen. Betrachten wir in diesem Sinne Michelangelo's Pietà und bemerken ihren wahrhaftigen historischen Inhalt. Welch eine Gluth persönlicher Theilnahme, in die wir da hineingerissen werden! Alle früheren Marien mit dem todten Sohne im Schoße erscheinen uns märchenhaft und kühl dagegen. In Form von Märchen und Legenden hören wir, wie Kinder, die schaurigsten, furchtbarsten Dinge mit nur mäßiger Erregung gern an. Raphael und Michelangelo packen uns anders. Das ist der Unterschied der beiden Jahrhunderte.

Dies persönliche Element ist es, das Raphael's frühesten Sachen bereits, die scheinbar noch so ganz in den Formen des verflossenen Jahrhunderts gehalten sind, so unergründlichen Reiz verleiht. Es ist wie ein Gesang der Leidenschaft von Kinderlippen. Welch ein reiner Strom von Mutterliebe durchströmt seine frühsten Madonnen. Welch ein ethisches Element liegt in seinem Sposalizio, das so ganz übrigens an Perugino erinnert. Raphael will sich frei machen vom Banne überlieferter Formen, aber er beginnt mit dem Inhalt, indem er Anfangs noch an der Form festhält. Er drängt leise los auf das rein Menschliche. Nach Paulus reiner Lehre hörte er um sich her wol die Welt rufen: ein Gefühl mußte ihn jetzt ergreifen, wenn er wirklich der war, der er war: an Stelle des hergebrachten Paulus, der ihm in jeder Kirche, an jeder Straßenecke auf Schritt und Tritt in Bild und Bildwerk begegnete, wie ein alter märchenhafter Greis, den wahrhaftigen historischen Paulus zu stellen. Wenn irgendwo Entwickelung bei Raphael zu erkennen ist, so ist es Fortschritt zum Realen in der Darstellung des Paulus, dem er aus den allgemeinen Linien und Gewändern heraus, zu rein menschlicher, in unserem Sinne: historisch realer Existenz verholfen hat.

---

[1]) Princeps tenebrorum. Brief an Eck vom November 1519. De Wette CLXX. Daneben viele andere Stellen. Natürlich meint Luther nur den Aristoteles der Scholastiker, die, wie er sagt, vom wirklichen Aristoteles kein Capitel verständen.

In drei Formen finden wir Paulus von Raphael dargestellt. Als Himmelsbewohner im alten hergebrachten Sinne zeigt ihn noch die Disputa. Hier sitzt er gleichsam unter den alten Excellenzen der Hierarchie vornan: unter den Heiligen auf dem Gewölk nimmt er rechts den äußersten Sitz ein. Auf sein Schwert geneigt, erscheint er als ein starker Mann zwischen 60 und 70, ein Greis, wie Dante ihn ausdrücklich nennt [1]), das kahle Haupt mit einem Kranz kräftiger Haare umwachsen und auf der Stirn die alleinstehende, mächtig in sich selbst verwickelte Locke, die im 17. Jahrhundert zumal als unabkömmlicher Schmuck der Heiligen nie fehlen darf. Paulus entspricht in diesem Habitus der gleichgearteten Gestalt des Petrus, welcher ihm gegenüber den äußersten Platz zur Linken innehat. Dies ist noch ganz der Paulus der Legende, der Begünstigte, der, bis in den dritten Himmel entrückt, von den Geheimnissen wußte, die kein anderes Auge geschaut hatte. Als solcher war er eine populäre Gestalt. „Wie Paul, als er aus dem dritten Himmel wieder herabgekommen war, nicht sagen konnte, was er gesehen hatte" beginnt Raphael in einem seiner Sonette, so schweige auch er: keine Sprache vermöge zu sagen, was er in jener Nacht, in den Armen seiner Geliebten erlebte. Ebenso gehört in die Legende noch, was Paulus, als eine der Wachen gleichsam, die an den Thoren der Kirche stehen, zu deren Vertheidigung thut, wie Raphael ihn im zweiten vaticanischen Zimmer darstellt: Paulus und Petrus, mit gezückten Schwertern Beide, kommen vom Himmel herab, um Attila von den Mauern Roms zurückzuscheuchen. Um zwanzig Jahre jünger erscheinen sie hier als drüben, mit vollem zurückfliegendem Haar und Bärten, bei Paulus zumal in fast jupiterhaftem gewellten Wuchse. Weder Volpato's noch Anderloni's Stich geben die Köpfe der beiden Apostel hier so richtig übrigens wieder wie Marcucci's letzter Stich, der sich freilich sonst mit jenen nicht messen kann. Man erkennt bei den Aposteln den gewollten Gegensatz: Petrus' Haar ist fester, struppiger, das des Paulus länger und sanfter geschwungen. Offenbar benutzte es Raphael in dieser Fülle für beide Gestalten nur als malerisches Motiv, um durch seinen flatternden Flug das officielle Herabstürmen der Schutzherren Roms aus dem Gewölk mit einem Hilfsmittel mehr auszudrücken.

Wie wenig es Raphael hier noch darauf ankam, einen festen Typus der Apostel jedesmal durchzuführen, zeigt die Befreiung Petri auf dem Gemälde daneben, wo Petrus anliegendes Haar und dichten, aus runden, kurz in sich zurückkehrenden Locken gebildeten Bart zeigt. Es scheint die Verschiedenheit des Petrus hier und dort in demselben Gemache darauf zurückzuführen zu sein, daß Raphael's Ansicht nach der mythische Petrus der Legende anders aufzufassen war, als der historische der Apostelgeschichte. Offenbar will er diesen Unterschied überhaupt festhalten, denn auch auf der Darstellung der „Fünf Heiligen": Christus mit Maria und Johannes in den Wolken, und Paulus und die heilige Katharina unter ihnen auf der Erde, erscheint Paulus in jupiterhafter Gestalt: das Haupt von zottig zugespitzten, dicht in sich abgeschlossenen Locken umhüllt, das ganze untere Antlitz von langherabreichendem in viele Spitzen sich

[1]) Due vecchi d. h. S. Luca u. S. Paolo. Purg. XXI, 24 ff.

theilenden Barte überfluthet. Ebenso in der Reihe der Apostel, welche Marc Anton nach Raphael's Zeichnungen gestochen hat.

Ein Uebergangsstadium zwischen dem mythischen und dem historischen Paulus bietet das Gemälde Raphael's, auf dem Paulus überhaupt am Schönsten und Großartigsten erscheint: die heilige Cäcilia. Der Grundgedanke tritt uns wie ein Nachklang dessen entgegen, was auf der Disputa, freilich in ganz anders umfassender Weise, sich enthüllte. Auch über Cäcilia und ihren Begleitern eröffnet sich der Himmel. Musicirende Engel werden sichtbar und ihr Spiel den unten zusammenstehenden Heiligen plötzlich vernehmbar. Auch hier, wenn wir die in Marc Anton's Stich erhaltene erste Skizze des Werkes mit dem Gemälde selbst vergleichen, sehen wir wie das „Plötzliche", das dramatische Element, erst später in die Composition hineingebracht worden ist. Paulus steht in sich versunken da. Er greift mit der Hand in den vollen, dunkeln Bart[1]), während das geneigte Haupt den Haarwuchs eines Mannes erkennen läßt, der zwischen 30 und 40 Jahren steht. Auf der ersten Skizze des Werkes ist das Haar kürzer und aus härterem Stoffe, auf dem Gemälde weicher, voller, sanfter und lockerer. Offenbar hat Raphael in dieser Gestalt das Allgemeine mit dem Individuellen zu vereinigen gesucht. Die wilde Kraft (fierezza), sagt Vasari in seiner Beschreibung des Gemäldes, sei zu tiefem Ernste (gravità) gemildert.

In voller menschlicher Wirklichkeit aber lassen Paulus erst die Teppiche Raphael's erscheinen. 1511 wurde die Schule von Athen vollendet, 1513 etwa die Cäcilia gemalt[2]), 1514 das Buch Castellesi's, das in Rom ungemeines Aufsehen erregte, neu gedruckt[3]), um dieselbe Zeit die Vertreibung Attila's gemalt und die Cartons zu den Teppichen begonnen. Jetzt wurde für Paulus die überzeugende Gestalt geschaffen, welche geistige und physische Energie in sich vereinigt. Die Teppiche zeigen, wie die Gedanken der Reformation im Geiste Luther's auch Rom erfüllten. Petrus und Paulus sehen wir hier den festen Boden des römischen Reiches betreten, innerhalb dessen sie ihre Sendung erfüllen. Nichts Mythisches klebt diesen Vorgängen mehr an, alles Visionäre ist bei Seite gethan: Geschichte entrollt sich

---

[1]) Anfängliches Motiv der Handbewegung des Paulus auf einer Zeichnung für die Disputa.

[2]) So nehme ich an in Uebereinstimmung mit Passavant, während Marc Anton's erster Entwurf etwa 1510/11 entstanden sein mag. In die Jahre 1512/13 muß, der technischen Behandlung der Zeichnung nach, die Composition der „Fünf Heiligen" fallen. Ein wenig später die Zeichnungen für die Apostel des Marc Anton.

[3]) Man vergleiche, was die Entstehung dieses Buches anlangt, die Geschichte des Cardinals Castellesi von Ferrius. (Königl. Bibliothek W. 368. 8°.) Es würde zu viel sein, etwas wie nähere Beziehungen zwischen Raphael und dem Cardinale anzunehmen, weil Bramente für diesen einen Palast baute. Dagegen, wenn einmal darauf bestanden werden soll, die dem Vatican nahestehenden Gelehrten hätten Raphael bei der Sammlung des Materiales für die Gemälde der vaticanischen Gemächer unterstützt, müsse Castellesi (oder, wie er gewöhnlich genannt wurde, der Cardinal Adriano von Corneto) an erster Stelle genannt werden. Denn er nahm unter den Dichtern und Gelehrten seiner Zeit mit den höchsten Rang ein. Springer (Dohme II, 175) will in ihm einen kirchlichen Reactionär erkennen, während er vielmehr ein eifriger Beschützer Reuchlin's war, ein freisinniger Mann, den Hutten zum Schutz der kirchlichen Freiheit in einem Gedichte anruft. Vgl. Geiger, Reuchlin 440, Anm. 3. Geiger hat offenbar Recht gegen Böcking, Hutteni Opera I, 138. Böcking (dem auch Strauß folgt) glaubt, Hutten hätte sich mit seinen Versen an Adrian von Tortosa gewandt, welcher 1517 zum Cardinal erhoben wurde.

uns in diesen Compositionen. Auf den Teppichen kehrt Paulus, auf den verschiedenen Compositionen erkennbar immer als derselbe Mann wieder, die energischste, leibhaftigste Männer-Individualität, die Raphael überhaupt geschaffen hat. Sein Haar ist kurz und hat fast zottige Spitzen, ebenso der Bart; die eckige, gewaltige Kopfform bleibt überall erkennbar; man meint, das Haar nehme Theil an der Bewegung, die den ganzen Mann durchzittert. Nirgends sonst ist aus dem Herzen quellende Beredsamkeit künstlerisch so erfaßt worden, wie auf dem Teppich mit der Predigt des Paulus zu Athen. Die Finger der erhobenen Hände spreizen sich, als ströme das Feuer der Ueberzeugung an ihnen empor und von ihren Spitzen aus. Die ganze Gestalt scheint zu beben vor innerer Erregung wie ein dröhnender Dampfkessel, neben dem man unwillkürlich die furchtbare in Eisen eingeschlossene Gewalt empfindet. Und somit hätte Raphael 1511 und 1514 zweimal dieselbe Scene also dargestellt?

Vergleichen wir den Paulus hier und dort. Der Paulus der Schule von Athen gehörte unter die frühesten, die Raphael gemalt hat. Er entspräche mehr dem Paulus der heiligen Cäcilia als dem der Teppiche. Mehr gravità als fierezza läge in ihm. Noch nicht voll im historischen Sinne hätte Raphael ihn auf der Schule von Athen darstellen wollen. Seine Absicht wäre noch nicht gewesen, uns fühlen zu lassen, wie Paulus, der praktische, energische Missionar, die heidnischen Philosophen mit einem ungeheuren Rucke aus den alten Bahnen heraus in die des Christenthums herumwirft, sondern mit einem gewissen legendenhaften Schimmer noch hätte er unter seinen heidnischen Collegen erscheinen sollen, um ihnen darzulegen, daß das Christenthum ja Nichts als die letzte Erfüllung aller Philosophie sei. Marsilio's Anschauung hätte sich mit der des neuen Jahrhunderts noch vertragen, Paulus selber in seinem Auftreten die Elemente der legendaren und der historischen Persönlichkeit noch vereinigt. Vielleicht daß Raphael schwankte, wie er ihn darstellen sollte. Auf dem Mailänder Carton sehen wir Paulus in zurückgeworfenem, fast lockig herabfallendem Haarwuchse, der bis in den Nacken reicht, während der Bart in gleicher Bewegung auf die Brust fällt. Auf dem Fresko dagegen entsprechen Haar und Bart mehr dem des Paulus neben der heil. Cäcilia. Wobei freilich zu erwägen bliebe, ob der Kopf, wie das Fresko heute ihn zeigt, überhaupt noch Raphael's eigne Malerei erkennen lasse. Man könnte denken, die Figur in der heutigen Gestalt sei so durchaus übermalt und verändert, daß die Redaction des mailänder Cartons als die einzig authentische aufzufassen sei [1]). Und nun vergleiche man mit ihr den Paulus, den Marc Anton in der Folge der Apostel gestochen hat, ob nicht, die Bewegung des rechten Armes ausgenommen, beide Gestalten identisch sind.

Wir wissen aus literarischen Quellen so gut wie Nichts über Raphael. Während wir aus einer Fülle intimer Mittheilungen Michelangelo's Seele fast in die einzelnen Fäden gleichsam aufzulösen vermöchten, verräth kein Blatt von Raphael's Hand, keine Mittheilung eines Freundes über ihn, wie er in entschei-

[1]) Der Kopf auf Volpato's Stiche ist ein geradezu erfundener, der weder dem des Fresko noch dem des Cartons entspricht.

denden Momenten dachte und fühlte. Passavant's berühmte Biographie trägt eine sentimental-religiöse Feinfühligkeit in ihn hinein, die nicht in seiner Natur lag. Einige wollen etwas wie einen Gelehrten aus ihm machen, wieder Andere einen zwischen Liederlichkeit und Extase schwankenden angehenden Heiligen, noch Andere einen ehrgeizigen Genußmenschen. Der Grund dieser widersprechenden Urtheile liegt zum Theil darin, daß nicht zwischen dem geschieden wurde, was Raphael unbewußt aus der eignen Zeit schöpfte und dem, was er aus seiner Natur seinen Werken verlieh. Mein nun dreißigjähriger Verkehr mit den Werken Raphael's hat mich nur dahin gebracht, eine gesunde, physisch kräftige, der Gemüthsstimmung nach glücklich begabte Natur in ihm zu sehen, der Absonderlichkeiten nicht anklebten, eine abgerundete Erscheinung, einen von den Männern, welche den Satz bestätigen, daß außerordentliche Naturen nicht die verdoppelten Kräfte der gewöhnlichen Durchschnittsmenschen besitzen, sondern daß sie nur das normale Maß innehalten, welches wir Uebrigen nicht zu erfüllen vermögen. Raphael's Existenz war einfach. Raphael hat keine Schicksale gehabt, die ihn jemals still zu stehen oder Umwege zu machen nöthigten, er hat alle Theile seiner Werke mit gleichmäßiger Sorgfalt behandelt und dabei so intensiv an ihnen fortgearbeitet, daß diese Arbeit (wie bei Goethe, um nur diesen zu nennen) gar nicht sichtbar wird.

Diese gesunde, wie Vasari und Giovio bezeugen, von herzgewinnender persönlicher Liebenswürdigkeit getragene Persönlichkeit dringt uns aus seinen Werken gleichsam entgegen und in ihr liegt der Reiz, den auch die Schule von Athen auf uns ausübt. Der scheinbar reale Inhalt des Gemäldes tritt dagegen in zweite Linie. Suchen wir diesen Reiz genauer noch zu ergründen.

Michelangelo hat in den beiden Gestalten von Tag und Nacht auf den medicäischen Gräbern zu Florenz zwei Statuen geschaffen, die, ohne weitere Erklärung, als großartige und schöne Werke verständlich genug sind. Aber es liegt zugleich wie ein unsichtbarer Schleier über ihnen. Man fragt sich, woher das Gefühl entstehe, daß dem so sei, man sucht, man findet, daß Michelangelo in den Zeiten an diesen Statuen arbeitete, in denen die florentinische Freiheit verloren wurde, und daß er in der Nacht das ewige Erstarren all dessen symbolisiren wollte, was er an hoffnungsreichen Gedanken in seiner Vaterstadt verkörpert sah. Jetzt erst begreifen wir ganz, warum dieses Werk einen so seltsamen Einfluß auf uns ausübt.

Dante im Eingange seines Gedichtes beschreibt die Felseneinöde, in der er den Weg verloren hat, und aus der er dann in die Unterwelt hinabsteigt. Seine Schilderung ist im höchsten Grade real. Man hat sogar die Gegend ausfindig gemacht, die hier geschildert worden ist. Aber dies genügt nicht, die drückende, trübe Atmosphäre zu erklären, die über der Landschaft zu liegen scheint. Nun sagt Dante selbst, was er symbolisch mit ihr gemeint hatte. Der Wald bedeute die Laster der Welt, im engeren Sinne, Florenz, aus dem Dante verbannt worden war, im noch engeren die ihm feindliche Partei. Auf mehr als eine Weise könne das Gedicht ausgelegt werden, sagt er. Dante's eigene Worte bestätigen hier, daß unser Gefühl, es sei etwas Besonderes mit dieser Landschaft, richtig war,

und daß Gedanken verschiedener Art sich mischen, um diesen Effect hervorzubringen.

Auch über der Schule von Athen liegt eine eigene Atmosphäre. Aber keine diesmal, die die Gedanken des Betrachtenden gleichsam überschattete, wie dort. Ganz anders ist das Gefühl, das uns zu Theil wird. Das Festliche, Freudige, Prachtvolle empfinden wir, das wie morgendliche Frühlingsluft aus diesen Tempelhallen uns anweht, den Athemzug des römischen Daseins jener Tage, denen wohlbekannt, welche die Geschichte der Stadt im Umschwunge des 15. und 16. Jahrhunderts kennen. Den hat Raphael in sich aufgenommen und wie Sonnenschein über sein Werk ausgegossen[1]).

Wir von heute, die wir von Tag zu Tag so genau wissen und so scharf kritisiren, was wir thun und denken, vermögen uns kaum vorzustellen, wie einfach und ruhig die Dinge sich im Zeitalter der Reformation entwickelten. Wir heute unterscheiden mit einer gewissen Sicherheit zwischen Philosophie und Religion, zwischen historischer und praktischer Anschauung der Ereignisse: darin liegt das Charakteristische des beginnenden Zeitalters der Reformation, daß diese Scheidung fehlte. Sein Kennzeichen ist das Verschwimmen alles dessen, was die Gedanken des Tages beherbergte, zu einem allgemeinen unbestimmten Element, das in immer anderer Form hervortritt und doch immer dasselbe ist. Raphael, in seinem Bestreben, den Paulus der Apostelgeschichte zu gestalten, hatte kein theologisches Interesse. Er folgte einem unbestimmten Drange, über den Auskunft zu geben, ihm vielleicht ebenso unmöglich gewesen wäre, wie Anderen um ihn her, in denen der gleiche Drang in anderer Richtung lebendig war.

Durch die Menschheit geht zu allen Zeiten als höchster Traum der Zukunft, eine Ahnung des Friedens, der Stille, der Erfüllung alles Ringens, des Verständnisses aller Völker unter einander in Betrachtung und Erkenntniß der Dinge.

Die christliche Theologie nennt es das Reich Gottes auf Erden; weniger mystisch schon klingt: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Die, denen auch diese Fassung nicht gefiele, könnten sagen: Auflösung alles politischen Ehrgeizes und Verwendung aller geistigen Kraft auf das Studium der Menschenseele und der natürlichen Erscheinungen, in deren Mitte sie gestellt ist.

Die Geschichte zeigt Zeiten, in denen daran verzweifelt wird, dieses Ziel jemals erreicht zu sehen, dann aber auch wieder Epochen, in denen man ihm so nahe scheint, als ließe es sich mit den Händen greifen. In den 70 und 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde in Europa ein solcher Traum geträumt, aus dem die französische Revolution uns kaum zu erwecken vermochte; und in den beiden ersten Jahrzehnten des Zeitalters der Reformation mit derselben Zuversicht einer Zukunft entgegengesehen, die alle idealen Wünsche befriedigte. Nirgends glaubte man so sicher daran als in Rom.

Mythologie, Geschichte und christliches Alterthum woben sich in Rom zu einem verführerischen Gemälde ineinander, das Vergangenheit und Zukunft in sich verband. Gebunden gleichsam an die Stätte Roms, das als die älteste Stadt der

[1]) Vgl. L. N. I, S. 233.

Welt und als die heilige Mitte der Erde dastand, dessen Ruinen sich immer wieder in Paläste verwandelten, dessen Geschichte die Geschichte der Welt war, nahm es zu verschiedenen Zeiten ähnliche Gestalt an. Männer hatte es immer in Rom gegeben, die durch den Untergang der alten Macht und Herrlichkeit (Republik und Kaiserthum flossen da in Eins zusammen) von Schmerz erfüllt, zugleich aber auch wieder durch die Gewißheit von der Unvergänglichkeit dessen, was sie unaufhörlich zusammenbrechen und sich wieder erheben sahen, getröstet, im Anblicke der ewigen Stadt wehmüthiger Begeisterung sich hingaben. Von dem Jahrhundert Cassiodors an, der, als Minister des großen Gothen Theodorich, für die praktische Wiederherstellung Roms sich abmühte, indem sein Gefühl, als begieße er doch nur die Ränder eines ungeheuren verschmachtenden Feldes, aus seinen Schriften so deutlich herausklingt, sehen wir von Jahrhundert zu Jahrhundert den Geist derer, die die Schicksale Roms zu verstehen im Stande waren, durch das gleiche Gefühl bewegt.

Während es aber über Tausend Jahre hindurch nur einsame Gestalten gewesen waren, in denen Rom solche Gedanken erweckt hatte, begann in dem Jahrhundert, in welchem Raphael auf die Welt kam, die begeisterte Anschauung der römischen Vergangenheit breiter zu fließen. Die Päpste sind bereits genannt worden, deren höchster Ehrgeiz es war, die alte Pracht der Stadt neu erstehen zu lassen. Was im Jahrhundert vor der Reformation mehr im Willen gelegen hatte, begann nun in der That sich zu zeigen. Die Peterskirche, für deren Umbau bisher nur Pläne gemacht worden waren, wurde nun wirklich zu Boden gerissen, um einem neuen Tempel Platz zu machen, dessen Schönheit und Größe die Werke der ganzen Welt übertreffen sollte. Eine Stimmung, an welcher theologische und philologische Wissenschaft, bildende und dichtende Kunst gleichen Theil hatten, fing an in Rom mächtig zu werden, deren Wellen zu der Zeit, wo Raphael dahin gelangte, am Höchsten gingen. Es sind das für das geistige Leben der Völker immer die glänzendsten, fruchtbarsten Momente, wo eine bis dahin von einsam arbeitenden, einzelnen Männern verbreitete Kunst und Gelehrsamkeit plötzlich in die Adern des gesammten gebildeten Publicums einstrebt. Es entsteht ein fruchtbarer, glänzender Zustand, wo Alles einander fördert, wo jede geistige Regung ihr Verständniß, jeder Keim seine Blüthe erlebt, jede Frucht vollgenießenden Lippen begegnet. So war die Stimmung Roms, in welche Raphael eintrat.

Eine Anschauung der Vergangenheit hatte jetzt die Gemüther ergriffen, deren Großartigkeit uns heute noch begeistert. Man glaubte an eine Epoche völlig harmonischen Lebensgenusses, die einmal gewesen sei und die jetzt neu hereinbreche. Nichts sollte da fehlen. Einen unbeschreiblichen Genuß am Dasein sehen wir die Menschen damals durchströmen. Raphael war kein Gelehrter — seine Briefe zeigen, wie gering das bei ihm war, was wir heute gelehrte Bildung nennen —, aber er athmete die Luft seiner Zeit und wohin er hörte oder horchte, schlugen die Laute und Gedanken des Alterthums an sein Ohr. So mächtig war endlich in ihm dies Element, daß die ideale Reconstruction des antiken Roms aus den vorhandenen Trümmern und Nachrichten der Autoren seine letzte Arbeit wurde, an der er sich den Tod holte. Es war, als sprühten die Denkmale der alten glorreichen

Zeit ein geheimes, belebendes Feuer aus, das treibend auf die Gedanken des neuesten Tages wirkte. Zwar predigten die nicht zu bewältigenden Ruinen der Stadt, welche überall in Höhe und Breite alles Vorhandene überragten, wie tief man gesunken sei; aber sie zeigten zugleich, wieviel diejenigen, in denen man auf das Unbefangenste seine Vorfahren erblickte, Römer, wie man selber Römer war, an dieser Stelle einst vermocht hatten. Rom war das alte, ewige Rom für seine Bewohner, zu denen sich nun auch Raphael rechnete. Trauer, Stolz und Selbstvertrauen auf das, was man selber vermöchte, mischten sich. Die Ahnung dessen, was Jedermann damals im Herzen trug, mußte auch ihn erfüllen: die Hoffnung auf ein allgemeines großes Concil, eine Versammlung Mann gegen Mann, welches die Verhältnisse der Menschheit ordnen und der Christenheit den ersehnten Frieden geben sollte. Es ist wunderbar, wie dieser Gedanke damals überall im Hintergrunde dämmerte. Die Furcht der Päpste vor den Concilen zeigt am Besten, welche Macht man ihnen beilegte. Man erwartete die Heilung aller Schäden nicht mehr von der Gelehrsamkeit, sondern vom Zusammentreffen der Geister. An die feste Gestalt dieser Vereinigung und an specielle Aufgaben dachte man so wenig damals als in den vierziger Jahren bei uns etwa, wenn von einem zukünftigen Deutschen Parlamente gesprochen wurde. Nur erst Zusammensein und der Rest fände sich. „Unser Jahrhundert! Unsere Wissenschaft! Ein Entzücken, jetzt zu leben!" schreibt Hutten an Pirckheimer im November 1518 als er mit gelehrten Italienern und Deutschen in Augsburg saß. Vigent studia, florent ingenia! Man hoffte das Herrlichste von der Zukunft und freute sich der Gegenwart.

Betrachten wir Schule von Athen, Parnaß und Disputa als Werke des jugendlichen Raphael's in diesem Sinne, so enthüllen sie auf das Schönste, was das Rom damals erfüllte, in das er eintrat. Es wird immer wahrscheinlicher, daß die mächtigen architektonischen Constructionen, welche die rechte Seite der Disputa im Vordergrunde erfüllen, symbolisch den beginnenden Bau der Peterskirche bedeuten, während der Gedanke, der Tempel der Schule von Athen entspreche dem damals von Bramante neuprojectirten Bau in seiner Vollendung, längst angenommen ist. Hier sehen wir, in wie freier Phantasie Raphael's Geist sich erging. Die neue Peterskirche, als Symbol alles dessen, was damals erwartet wurde, beherbergt eine Versammlung, die über die höchsten Interessen der Menschheit verhandelt: ein Concil im christlichen Sinne, und zugleich eine Versammlung von Philosophen im Sinne Plato's. Nichts natürlicher, als daß Raphael der Gedanke kam, die Architektur der Peterskirche zu verwerthen und daß ihm endlich dann als glänzender Gedanke aufging, Athen und Rom gleichsam vereinigt darzustellen, indem er Paulus als den symbolischen Vertreter der neuen Kirche, auf die man hoffte, in die Versammlung der griechischen Philosophen eintreten ließe, während er die Sehnsucht der Welt nach dem reinen Evangelium darin darstellte, daß er, im Vordergrunde unten links, die Thätigkeit der Evangelisten als der Lehrer des Volkes charakterisirte, wie man sie damals, wiederum in ganz neuer Anschauung, aufzufassen begann.

Ich möchte um Alles nicht, als traute man mir zu, Raphael etwa als den Programmmaler der Reformation hier aufstellen zu wollen. Schon bei Michel-

angelo hat mir ein Mißverständniß dieser Art die in Italien verbreitete Meinung eingetragen, als hätte ich ihn für einen heimlichen Lutheraner erklären wollen. Raphael würde Luther gar nicht verstanden haben. Raphael, auch wenn er fast Nichts als Gegenstände der heiligen Geschichte gemalt hat, war so wenig Theologe wo er dergleichen behandelte, als er bei der Arbeit an der Schule von Athen historischer Philosoph und kirchlicher Parteimann war. Aber der müßte blind sein, der leugnen wollte, daß der tief religiöse und sittliche Gehalt seiner Darstellungen nicht aus voller Empfindung dessen geflossen sei, was seine Zeit bewegte.

Fassen wir die Schule von Athen so, wie ich sie zu erklären suche, so bleibt Vasari's Deutung bestehen und die anderslautende Unterschrift auf Ghisi's Stiche vereinigt sich mit ihr. Im Jahre 1507, als Raphael die ersten Entwürfe für die Camera della Segnatura machte, war Plato's und Aristoteles' Autorität, wenn auch angegriffen, doch noch unerschüttert. Damals kam Luther als Augustinermönch über die Alpen und staunte Rom an. Nun aber beginnt die Bewegung in Deutschland und in Rom selber, wo mit völliger Unbefangenheit die Dinge verhandelt wurden und die Meinungen ihre heftigsten Vertreter fanden. Die Zeit, in welcher Raphael die Camera della Segnatura vollendete, war die des Umschwungs. Bei Gelegenheit des Reuchlin'schen Processes, unter Leo X., standen sich in Rom die liberale und die strenge Partei entgegen und bekämpften sich, damals aber hoffte man zu vermitteln und Luther bot dem Papste ehrfurchtsvolle Unterwerfung und sogar Stillschweigen an. Eine so große Fülle von Dokumenten für die damaligen Zustände besitzen wir, daß sich genau erkennen läßt, wie die Dinge standen. Wir sehen wie im Vatican die „alten Aristoteliker" ihre fanatischen Vorsprecher hatten, während auf der anderen Seite diejenigen standen, auf deren Fahnen „das Evangelium und Paulus" geschrieben war[1]). Eine Generation später erst gelangte in Rom die „strenge Partei" zur Herrschaft. Um die Mitte des Jahrhunderts erst.

In diesen Zeiten war es, daß Ghisi's Stich in Rom herauskam und sicher ist, daß, wenn er die Schule von Athen jetzt als die Predigt des Paulus erklärte, sein Publicum in ihr nicht mehr das erblicken konnte, was Raphael einst darin gesehen. 1565 zogen Francesco dei Medici und Giovanna d'Austria als Neuvermählte in Florenz ein. Die ganze Stadt war geschmückt und unter Anderem am Canto della paglia „zur Erinnerung an einen der edelsten Siege der christlichen Religion" Paulus in Athen dargestellt[2]). Die übrigen Apostel waren gleichfalls vorhanden und die heidnischen Philosophen zerreißen ihre Bücher, die gewöhnliche Art, darzustellen, daß ein geistiger Gegner mit seiner Weisheit zu Ende sei. Die Gesinnung, die wir hier sich aussprechen sehen, war so verschieden von der, welche Raphael und das Rom Giulio's II. hegte, als die Werke Raphael's selber von denen verschieden sind, die im Dienste der neuen kirchlichen Anschauungen die römischen Kirchen und Paläste nun zu erfüllen beginnen. Auch Raphael läßt Paulus den Athenern scharf entgegentreten, aber um sie, auf

[1]) Crotus Rubianus an Hutten, aus Rom, Böcking I, 277.
[2]) L. R. I, 221.

der Schule von Athen, als Philosoph unter Philosophen, auf der Darstellung des Teppichs sie durch begeisterte Ueberredung zu sich herüberzuziehen, während die „geistliche Partei" der fünfziger Jahre nur bedingungslose Unterwerfung unter die Geistlichkeit oder Vernichtung kannte. Die Mittel, welche jetzt angewandt wurden, um den „wahren Glauben" sowol zu verbreiten als aufrecht zu erhalten, sind so furchtbar, daß sie uns, wenn man davon liest, noch nach Jahrhunderten Grauen einflößen. Auch der größte Maler hätte jetzt keine Schule von Athen mehr im Vatican zu malen vermocht, wie die Raphaels.

So spiegeln sich die Jahrhunderte in den Werken der Künstler. Nichts natürlicher, als daß bei uns die ersten Versuche, Paulus in Raphaels Schule von Athen wieder einzuführen, Widerstand erregten. Nichts natürlicher aber auch, als daß der Anschein, als handle es sich hier um ein Hineindemonstriren unberechtigter kirchlicher Anschauungen, der Erkenntniß wieder Platz mache, daß Vasari's und Ghisi's Deutungen des Gemäldes die Reste einer richtigen Erklärung sind, die richtig zu verstehen ihnen selber schon nicht mehr gegeben war.

Das belgische Experiment.

Von

Karl Hillebrand.

II.

Nichts ist schwieriger, als das Leben selbst anders als anschaulich zu fassen, weshalb denn auch Geschichts- wie Naturforscher sich meist bei dem Studium der Lebensformen begnügen müssen. Schon im Materiellen fühlt man sofort die Unzulänglichkeit unserer Organe, wie die Unklarheit der Symptome, nach denen wir urtheilen sollen. Die höchste aller Tugenden des Einzelnen, die Gerechtigkeit, ist auch der ideale wie der materielle Zweck des Staates. Nun wissen wir wol, daß das freiregierte Belgien in vieler Beziehung auch ein gutregiertes Land ist, daß die belgische Justiz intelligent, unbescholten, rasch und wohlfeil ist, daß Eigenthum und Personen einer großen Sicherheit genießen, daß die Verbrechen verhältnißmäßig abgenommen haben, selten ungestraft bleiben und das Penitentiarsystem musterhaft zu nennen ist; wir wissen, daß die Gemeinde- und die Staatsfinanzen in geordnetem, ja theilweise blühendem Zustande sind, und daß die eigentliche Verwaltung es weder an Eifer noch an Einsicht fehlen läßt, die Verkehrswege zu Lande und zu Wasser stets vermehrt und wohl unterhalten sind; wir wissen, wie viel Schulen, Gymnasien und Universitäten bestehen und wie viel Schüler sie zählen. Fragen wir aber, ob das geistige Niveau durch diesen Unterricht gestiegen ist, ob in jenem gewaltigen Aufschwung des öffentlichen Wohlstandes, der uns zuletzt beschäftigt hat, auch die Gerechtigkeit gewahrt worden, d. h. wie sich die Vertheilung all' dieses Reichthums zu seiner Masse verhält; fragen wir, wie die Staatslasten auf die verschiedenen Classen der Bevölkerung vertheilt sind, ob das öffentliche Leben dieser Bevölkerung überall gleich günstige Bedingungen der körperlichen und geistigen Entwickelung sichert, in andern Worten, ob die Freiheit nur gewissen Classen oder gewissen Gegenden zu Gute kömmt, — so fühlen wir uns schon an der Schwelle aufgehalten.

Wohl erfahren wir, daß das Grundeigenthum sich mehr und mehr zersplittert hat — die Parcellen stiegen, laut der letzten Katasteraufnahme, um ein Neuntel in dreißig Jahren — aber wir wissen auch, daß die Besitzungen der geistlichen Körperschaften beträchtlich angewachsen sind und ganze Landstrecken jener natürlichen Auftheilung entziehen; denn das Gesetz, welches die Klöster nicht als juristische Personen anerkennt, ist längst durch Umgehung thatsächlich

beseitigt. Wohl hören wir, daß die Löhne um die Hälfte gestiegen sind, aber auch, daß die Preise der Lebensmittel mit dieser Steigerung Schritt gehalten, wie mit dem Mehrertrag des Bodens natürlich auch die Pachtzinse gestiegen sind: in welcher Weise sich aber das numerische Verhältniß von Kleingrundbesitzern, Pächtern und Tagelöhnern gestaltet, wissen wir nur sehr unvollständig. Man sagt uns, das Leben des gemeinen Mannes sei im großen Ganzen in Belgien wie anderwärts ein gesünderes, genußreicheres geworden; aber wir vernehmen doch zugleich, daß die Bettelei, die in der Restaurationsepoche im Abnehmen war, seit der Unabhängigkeit wieder beträchtlich zugenommen hat und daß, wenigstens in den flandrischen Provinzen, 17 Einwohner von 100 öffentliche Unterstützung erhalten, in manchen Städten sogar 36 %! Die Bevölkerung ist stets im Wachsen, sie ist heute die dichteste in Europa, mehr als doppelt so dicht wie in Deutschland (185 Einwohner auf den Quadratkilometer, wo bei uns nur 82 darauf gehen), und was könnte mehr für die Blüthe und die Civilisation eines Landes sprechen? Wenn wir aber erfahren, daß die Zunahme in Westflandern nur etwa 6 % beträgt, während sie in der Provinz Namur sich auf 44 % steigert, so werden wir schon irre; denn dieser unverhältnißmäßige Fortschritt der wallonischen Provinzen ist keineswegs das Ergebniß einer größeren Fruchtbarkeit, sondern das einer geringeren Sterblichkeit: kommt doch in Namur nur ein Todesfall auf 54,4, während in Westflandern, wo namentlich die Sterblichkeit unter den Kindern sehr groß ist, ein Todesfall auf 39,6 kommt. Und die Ueberlebenden dieser germanischen Race sind nicht etwa wie in England eine physische, moralische und geistige Elite, das Ergebniß natürlicher Selection; recht im Gegentheil: bei der Rekruteneinstellung wurden in der Provinz Antwerpen 313 Mann auf 1000 für untauglich erklärt, in der Provinz Namur nur 128. Man zählt einen Fall des Wahnsinnes auf 709 Einwohner in Westflandern, auf 1335 in Namur — und diese Proportionen gehen durch in allen andern Krankheiten, in der Körpergröße, und leider auch in der Volksbildung und der Sittlichkeit: im Jahre 1866 zählte man in Ostflandern noch 34 Illiteraten auf 100, während eine der wallonischen Provinzen nur 5 auf 100 zählte; und das Verhältniß der Angeklagten und Gefangenen in beiden Hälften ist dasselbe, d. h. wie 3 zu 1. Nun ist aber ein solcher Unterschied keineswegs durch das Klima, die Bodenverhältnisse und noch weniger durch die Race bedingt. Wer erinnert sich nicht, daß Flandern, vor der großen Reaction des 16. Jahrhunderts, das volkreichste, aufgeklärteste, vorgeschrittenste, wohlhabendste Land Europas war? Die heutige Inferiorität dieser Provinzen gegenüber den wallonischen hat, nächst der furchtbaren Theuerung von 1846—1848, welche Tausende hinwegraffte, Tausende erschöpfte und dauernd schwächte, ihren Grund in dem geringeren Wohlstand der flämischen Arbeiter, den schlechteren Löhnen, den schädlicheren Gewerben, vor Allem aber in historischen und moralischen Ursachen, die noch fortdauern, Fesseln, die noch heute die physische und wirthschaftliche, wie die geistige Entwickelung hemmen, Fesseln, die seit 1830 keineswegs gelockert worden sind.

Und wie mit den verschiedenen Provinzen so mit den verschiedenen Classen der Bevölkerung. Was hilft dem, der nicht lesen und schreiben kann, eine freie Presse? Was freie Wahlen, wenn er kein Wahlrecht hat? — und kaum 125,000

Bürger besitzen es. Und wenn sie dieses Wahlrecht besäßen, was würde die ausgeschlossene Million erwachsener Männer damit anfangen können? Fälscht der Beichtstuhl nicht das ganze Repräsentativsystem, wie ein berühmter belgischer Schriftsteller es auf's Ueberzeugendste dargethan? Und vertritt eine Kammer, aus der zugleich soviele Kategorien Höchstgebildeter ausgeschlossen sind, eine andre, in die nur Millionäre gelangen können, die ganze Nation? Kann die Gesetzgebung von hohem technischem Werthe sein, wenn, wie's seit 1858 der Fall ist, kein Richter, noch Verwaltungsbeamter daran theilnehmen darf? Und, auf andre Gebiete zu kommen, es ist ja alles recht gut und schön uns zu sagen, daß Belgien nur 40 Millionen jährlich für seine Armee ausgibt, ein Siebentel seiner Gesammtausgabe, statt eines Fünftels wie Deutschland, oder gar eines Viertels wie Frankreich — nicht 8 Franken per Kopf —, daß nur ein Mann auf 454, statt einer auf 100 dient, wie bei uns; wenn wir aber erfahren, daß dieser Dienst so viel länger dauert als bei uns, daß sich ihm jährlich Tausend durch die Flucht in's nahe Frankreich entziehen, daß er ausschließlich auf den Armen lastet, die Mittelclasse ganz frei ausgeht, so fragt man sich eben doch, ob hier nicht ein Mißbrauch des herrschenden Standes — d. h. eben der Mittelclassen, welche allein im Parlamente vertreten sind, vorliegt. Dagegen freilich ist zu sagen, daß was die Abgaben anlangt, die belgische Regierung in lobenswürdigster und consequentester Weise gesucht hat, die Armen mehr und mehr zu entlasten und daß, im Gegensatz zu dem parlamentarischen Musterstaat Italien, die regierende Classe auch die zahlende ist — und zwar sowol was die Staatsabgaben, als was die Provinz- und Gemeindesteuern angeht. Die Verzehrssteuern, welche hauptsächlich auf den Besitzlosen lasten, sind längst abgeschafft, oder doch auf das Getränke beschränkt, welches freilich in einem Maße besteuert wird — über 40 Millionen auf ein Budget von 280 Millionen —, daß der Arme, in einem biertrinkenden Lande wie Belgien, dabei schlimm genug wegkömmt. Immerhin zahlt der Belgier im Durchschnitt, wenn auch ein Viertel mehr als der Deutsche, doch immerhin nur halb so viel als der Engländer und gar nur zwei Fünftel von dem, was der Franzose an directen und indirecten Abgaben jährlich zahlen muß. Dazu kommt endlich, daß die öffentlichen Arbeiten, d. h. gemeinnützige Ausgaben, den breitesten Raum im belgischen Budget einnehmen. Ob, trotz der ausgezeichneten und zahlreichen Krankenhäuser und Asyle, die Armenordnung so ist, wie sie sein sollte, ob namentlich durch Beschränkung des Klosterunwesens — es gehen jetzt schon zwei Klöster auf je drei Gemeinden! — vielleicht auch durch Einführung einer Armentaxe, die Bettelei nicht wirksamer bekämpft werden könnte, ist eine offene Frage; denn man weiß, wie viele Nachtheile eine solche Taxe in England nach sich gezogen hat. Sicher dagegen ist, daß die allgemeine Wehrpflicht nicht nur ein Erforderniß der Gerechtigkeit, daß sie, wie die Dinge in Belgien liegen, auch eine Bedingung gedeihlicher Volksentwickelung ist, von der militärischen Zweckmäßigkeit ganz zu schweigen. Es würde ein ganz andrer Ton und Schwung in's belgische Heer kommen, wenn es nicht länger zu einem Drittel aus feilen Lanzknechten, zu zwei Dritteln aus dem geistigen Residuum der Nation, sondern aus Belgiern aller Stände zusammengesetzt wäre, den niedern als geistige Entwickelungsschule, den wohl-

habenden als sittliche Zucht im Dienste eines Allgemeinen, Höheren, diente, Allen das Gefühl der nationalen Gemeinsamkeit und der Superiorität des Vaterlandes über Partei- und Lokalinteressen mittheilte.

Ist nun die Statistik zu weit zurück um selbst über das materielle Wohlsein einer Nation und die Vertheilung dieses Wohlseins bestimmte Daten zu liefern, wie sollte sie die Frage nach dem geistigen und sittlichen Wohlergehen genügend zu beantworten im Stande sein? Wer wollte es wagen den intellectuellen Werth einer Nation zu messen und abzuschätzen? Es möchte noch bis zu einem gewissen Grade angehen im niedersten Bildungsgrad, aber wie wenig beweist der für den Gehalt des nationalen Geisteslebens! Wir könnten feststellen, daß in Belgien trotz der Zunahme der Schulen noch fast 25% der Rekruten — was 33% der Totalbevölkerung gleichkömmt — weder lesen noch schreiben können; allein was bewiese Das? Nationen, welche 90% solcher Ignoranten zählten, haben unendlich mehr für die Cultur gethan, als gewisse Länder, wo höchstens 1% von Illiteraten gefunden werden. Steigt man aber zum mittleren und höhern Unterricht auf, so wird der Maßstab schon viel schwieriger. Dem Schreiber dieses, der vor vierzehn Jahren die höheren Unterrichtsanstalten Belgiens bereiste, wollte es allerdings erscheinen, als ob die belgischen Gymnasien (Athénées und collèges) weniger leisteten als die französischen und deutschen, daß das Griechische darin, im Vergleich mit unseren Gymnasien, sehr vernachlässigt war, daß die Kenntnisse im Lateinischen, dem Französischen, der Geschichte hinter denen der französischen Lyceen zurückstanden. Vielleicht auch beweist der soviel stärkere Besuch der Realschulen als der der Gymnasien, und der so häufige frühe Austritt aus Letzteren, das Ueberwiegen eines kurzsichtigen Utilitarismus über tieferes humanes Bildungsbedürfniß. Es ist wahrscheinlich, daß die Zöglinge der geistlichen Schulen, welche fast so zahlreich sind als die der Staatsgymnasien, und besonders von den Wohlhabenderen und Vornehmeren begünstigt werden, in Belgien dieselbe mechanische und geisttödtende Dressur erhalten, die ihnen in Frankreich zu Theil wird, wo die ungeheuren positiven Erfolge dieser Anstalten in den Prüfungen unendlichen Schaden angerichtet haben. Steigen wir nun gar zu den Universitäten hinauf, so wird die Schätzung noch unthulicher. Soll ich etwa den Werth derselben an der Zahl der Studenten, der Doctordissertationen, dem Ausgabebudget nachweisen? Jedem Fernestehenden wird es den Eindruck machen, als ob die vier belgischen Universitäten nicht auf der Höhe von Leyden oder Zürich stehen, um Beispiele ähnlich situirter Staaten anzuführen. Mir persönlich wollte es scheinen, als ob die Routine des Brotstudiums und die Sorge für das Examen dem wissenschaftlichen Geist der belgischen Universitäten Eintrag gethan und daß die leidige Politik, namentlich auf den beiden freien Universitäten von Brüssel und Löwen, aber auch bis zu einem gewissen Punkte in Ghent und Lüttich, die gewünschte Objectivität und Unparteilichkeit nicht aufkommen ließen. Das lag freilich zum großen Theil an zwei höchst verderblichen Einrichtungen, deren eine wenigstens — die gemischten Prüfungsausschüsse — seitdem abgeschafft worden ist, während die andre — die sogenannte globale Inscription [1]) —

[1]) Mit letzterem barbarischen Worte, bei dem sich einem Franzosen die Haare sträuben würden, bezeichnet man in Belgien die Unsitte, die Studenten eine Summe in Bausch und Bogen für

leider noch immer in Wirksamkeit ist. Auch das Privatdocententhum, das sich bei uns so förderlich erwiesen, hat unter dieser Einrichtung gelitten und ist nie recht aufgekommen. Der Unterricht ist noch immer, außer in den experimentellen Wissenschaften, zum größten Theil monologisch, die Selbstthätigkeit des Studenten wird zu wenig angeregt; kurz die Universitäten machen mehr den Eindruck höherer Fachschulen oder propagandistischer Parteianstalten, als wissenschaftlicher Institute, trotz einiger auch im Ausland als Autoritäten anerkannten Männer der Wissenschaft, welche an diesen Anstalten lehren.

Noch weit unzureichender sind natürlich unsere Mittel, die schöpferischen Producte in wissenschaftlicher, literarischer und künstlerischer Beziehung abzuwägen. Sollen wir etwa die zwei dicken Bände der Actensammlung durchblättern, welche die königliche Akademie am Feste ihres hundertjährigen Bestehens veröffentlicht hat und die, wie man sagt, gar treffliche Monographien enthalten? Sollen wir die Verlagsregister Belgiens zu Rathe ziehen? Sollen wir fragen, wieviel belgische Werke in fremde Sprachen übersetzt sind, oder wieviele in der Ursprache auf dem französischen oder holländischen Büchermarkt abgesetzt worden, um bestimmen zu können, ob Belgien auch im geistigen Leben Europa's dieselbe Stelle einnimmt, die es im wirthschaftlichen errungen und behauptet hat? Hier muß am Ende Jeder nach persönlicher Erfahrung urtheilen. Der Geschichtsschreiber und der Naturforscher, der Philologe und der Jurist müssen sich fragen, welchen Nutzen sie in ihren Studien aus belgischen Arbeiten, im Vergleiche mit schweizerischen und holländischen z. B., gezogen haben. Der allgemeine Leser darf sich wol auch an's Gefühl, an den Gesammteindruck halten, so sehr solche Kriterien ihn manchmal irre führen mögen. Jeder hat z. B. das Gefühl, daß Belgien seinen Rang in der heutigen Malerei würdig genug behauptet. Wird dieselbe auch nicht leben wie die belgische Kunst des 16. und 17. Jahrhunderts, so theilt sie eben nur das Loos der bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts überhaupt: auch Deutschland und Frankreich haben keine Dürer und Poussin mehr. Auf dem gegebenen Niveau der Malerei neuerer Zeit leistet Belgien verhältnißmäßig eher mehr als weniger denn irgend eine andre Nation. Gar in der besondern Kunst des 19. Jahrhunderts, in der Musik, steht Belgien im Verhältniß zu seiner Ausdehnung und politischen Bedeutung, über allen andern Nationen. Seine Musiker werden im Auslande gesucht und geehrt wie zur Zeit Orlando Lasso's; seine Conservatorien genießen eines europäischen Rufes; seine gelehrten Werke über Theorie und Geschichte der Musik gelten allerwärts als Autoritäten, die Namen und die Leistungen seiner Componisten und seiner Virtuosen sind geehrt wie die keiner andern Nation; seine Genossenschaften

---

die von ihnen belegten Vorlesungen zahlen zu lassen, diese Summe aber pro rata der Stundenzahl (sic) unter die Professoren zu vertheilen — womit natürlich alle Concurrenz gelähmt ist und der breiteste Schwätzer im Katheder den größten Forscher und Gelehrten aus dem Felde schlägt. Die gemischten Prüfungscommissionen, in welchen die Vertreter der verschiedenen Universitäten, d. h. der religiösen Parteien, zu einer Zeit sogar geradezu die der politischen Parteien der Kammern, saßen, um sich gegenseitig zu controlliren (oder auch gegenseitig durch die Finger zu sehen), haben den professionellen Charakter der Studien, das Einpauken für's Examen, natürlich nur fördern können.

bringen die Pflege der edlen Kunst in jedes Dorf des kleinen Vaterlandes: kurz wir haben es hier mit einer wahren, spontanen Volksblüthe zu thun. Kann man nun dasselbe von belgischer Literatur und Wissenschaft sagen, bei denen die allgemeine geistige Entwickelung eine soviel größere Rolle spielt als bei der Musik, derjenigen aller künstlerischen Thätigkeiten, welche mit einem Zurückbleiben des Verstandes und des Willens am Verträglichsten ist, weil sie eben doch hauptsächlich nur Ausdruck des Gemüthslebens ist?

Niemand wird leugnen wollen, daß die belgischen Oekonomisten einen hohen Rang in Europa einnehmen; aber die Nationalökonomie ist eben diejenige Wissenschaft, welche den am Meisten utilitarischen Charakter trägt, welche dem praktischen Leben und seinen Zwecken am Verwandtesten ist; und die belgischen Oekonomisten sind, mit einer ruhmvollen Ausnahme, durchgehend selbst in dieser Wissenschaft mehr Vulgarisatoren, als Pfadfinder. Die Geschichtsforschung steht auf einer hohen Stufe in Belgien; sie liebt es aber sich aufs Lokale, Vaterländische zu beschränken. Historische Werke, welche Gegenstände von weiterem Interesse behandeln, — und ich denke hier besonders an eines der jüngsten und ausgezeichnetsten Werke über römische Geschichte — sind eben auch weniger Geschichtsforschungen, als geschichtliche Darstellungen unter der Leuchte politischer Erfahrung; oder aber es sind encyklopädistische Geschichtsbetrachtungen, in denen die politische und religiöse Leidenschaft die rechte wissenschaftliche Ruhe nicht aufkommen läßt. Belgien zählt treffliche Juristen — darunter Einen von europäischem Rufe —; indeß auch sie sind etwas provinziell angehaucht oder doch bis zu einem gewissen Grade im politisch-nationalen Standpunkte befangen. In der Philosophie dagegen scheinen die Belgier sich ganz ans Ausland anzulehnen, in der classischen, romanischen und germanistischen Philologie, in der Linguistik und insbesondere den orientalischen Studien, stehen sie entschieden hinter Deutschland, Italien, Frankreich zurück; es ist mir nicht bekannt, daß Belgien Mathematiker von europäischem Rufe habe, und was die Naturwissenschaften anlangt, so will es mich bedünken, daß es auch in ihnen keine Namen ersten Ranges zu bieten hat; doch muß ich mich auf diesem Gebiete, noch mehr als auf andern, durchaus an das Urtheil Dritter halten. Im Ganzen hat man eben doch das Gefühl, daß die belgische Wissenschaft eine etwas provinzielle, utilitarische und nicht immer originale Physiognomie hat. Auch die kleine Schweiz, — mehrsprachig wie Belgien, von der europäischen Politik ausgeschlossen wie dieses, von ähnlicher Ausdehnung und viel geringerer Volkszahl, — hat in ihren wissenschaftlichen und literarischen Erzeugnissen etwas von dieser Physiognomie, aber doch weit weniger ausgesprochen. Hier ist schon eine viel größere Ursprünglichkeit: Arbeiten erster Hand, wenn auch nicht so häufig als in den geistigen Hinterländern, sind doch nicht selten. Wol verräth sich der praktische, nüchterne Sinn des Schweizers in seinen Schulen, mehr noch als der des Belgiers in seinen; aber die schweizerischen Universitäten haben schon dadurch jenen wissenschaftlicheren Charakter behalten, den ich oben für sie beanspruchte, daß sie der Politik und Religion nicht den maßlosen Einfluß erlauben, den die Belgier diesen beiden sinnverwirrenden Interessen gestatten. Endlich werden die gelehrten Werke, welche in Bern oder Genf veröffentlicht werden, in Berlin und Paris nicht als

Fremde oder Provinziale behandelt: ein Brüsseler Werk könnte ebensogut in Bordeaux oder Lille erscheinen: es zählt in Paris nicht mit. Wol ist die periodische Presse, wie wir sahen, sehr entwickelt; aber sie ist immer entweder international oder provinzial. Sie ist fast ausschließlich französisch geschrieben, aber ihr französisch — ich rede natürlich nicht von jenen beiden europäischen Organen — hat einen andern Accent als den Pariser, was man z. B. von der Genfer Presse nicht sagen kann, die sich an Stil und Bildung mit den besten Blättern von Paris messen kann. Auch die eigentlich literarische Presse Belgiens, die diesem Vorwurfe weniger ausgesetzt ist, als die politische, leidet an dem Parteigeist, welcher der Fluch Belgiens ist. Ich kenne nur eine belgische Zeitschrift, welche außerhalb der Parteien, d. h. auf objectivem, wissenschaftlichem Standpunkt steht, das Athenaeum, obschon auch sie natürlich von der katholischen Partei als Gegnerin behandelt wird: sachliche, unparteiische Wissenschaft, betrachtet ja der Katholicismus mit Recht als seinen gefährlichsten Feind. Eine flämische Zeitschrift höheren Charakters hat sich nicht halten können, obschon der Versuch einen bessern Erfolg verdient hätte. Das gemeinsame Geistesleben in Belgien spricht sich eben noch immer in französischer Sprache aus.

Belgien hat drei Literaturen, eine flämische, eine wallonische und eine französische. Die beiden letzteren unterscheiden sich freilich nur durch den Ton und Gegenstand, nicht durch die Sprache; denn wenn ich von einer wallonischen Literatur rede, so meine ich damit keine Dialektliteratur, sondern die Behandlung belgischer Verhältnisse in französischer Sprache, während ich unter französischer Literatur in Belgien diejenige Poesie und Prosa meine, welche ohne lokale Färbung ist. Diese nun existirt für Paris so wenig, als die Poesie und Prosa von Carpentras oder Quimper-Corentin, es müßte denn sein, daß der betreffende Poet und Prosaiker in Paris lebt, wie denn gar mancher belgische Publicist und Gelehrte in Paris heimisch ist, womit er eben aufhört ein Belgier zu sein. Was uns hier interessirt, ist die flämische und wallonische Literatur Belgiens; und ich nenne sie so, anstatt holländische und französische, wie's richtiger wäre, um jedem Mißverständnisse vorzubeugen. Ich will nun auch hier den wirklichen Werth wiederum ungemessen lassen; sondern nur nach dem Verhältniß zum Hinterlande fragen: Werke von Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller, von Töpfer und Olivier, sind in Deutschland und Frankreich so bekannt und gelesen, als es nur Werke von Cs. Freytag oder O. Feuillet sein können; obschon ihr Charakter ausgesprochen national-schweizerisch ist; sie sind es aber keineswegs nur ihres absoluten Werthes wegen: selbst wenn Gottfried Keller nicht der große Prosadichter wäre, der er ist, so würde er doch, vermöge seiner deutschen Bildung, vermöge der Identität reichsdeutscher und schweiz-deutscher Bildung, seinen Platz auf dem deutschen Büchermarkt haben. Nun ist es ja möglich, daß Conscience und Ledeganck im Haag und Amsterdam so viel gelesen werden als in Antwerpen und Ghent; aber sicher ist, daß weder Delmotte noch Pergameni, die Zierden der wallonischen Literatur Belgiens, in Paris auch nur dem Namen nach bekannt sind. Und wie wäre dies, bei dem hohen Verdienste dieser Schriftsteller anders zu erklären, als daß Belgien — das eigentliche Belgien — nicht am geistigen Leben seiner Hinterlande so innigen Theil nimmt, als die Schweiz

an dem ihrer Hinterlande? Daß es jenen witzigen, oder drastischen, oder sinnigen Darstellungen des belgischen Lebens an der gemeinsamen Basis mit dem französischen Leben fehlt? Ja, ich möchte weiter gehen, wenn ich nicht fürchtete mißverstanden zu werden, und fragen, ob Belgien überhaupt derselben Durchbildung theilhaftig ist, deren ganz Nord- und Mitteleuropa genießt? Ob nicht ein großer Theil seiner Bildung etwas mechanisch und äußerlich, oder doch allzu fachlich ist? Und, wenn dem so ist, womit dieses Zurückbleiben der tieferen Bildung — denn von einer Stagnation des geistigen Lebens kann sicherlich nicht die Rede sein — zusammenhängt? Ich möchte fragen, was Belgien verhindert hat wie z. B. Schweden und Dänemark im Schoße der europäischen Cultur eine eigenthümliche nationale Cultur, herauszubilden, — denn eine Nation wie der Einzelne braucht ja durchaus nicht gerade bestimmte, greif- und sichtbare Leistungen zu produciren, um ein Ideal zu entwickeln: auch sie kann ihr Ideal einfach darleben in Thaten, Anschauungen, und einer Formenwelt, die sie sich schafft. Diese nationale Culturindividualität nun geht, so scheint mir, den Belgiern einigermaßen ab — man müßte denn in der etwas spießbürgerlichen Selbstzufriedenheit oder dem summend-geschäftigen Wichtigthun gewisser belgischen Typen die Züge einer besonderen Nationalphysiognomie erkennen wollen — und mich dünkt, die zwei Ursachen liegen so ziemlich am Tage; auch ist die Nation bereits damit beschäftigt, beide zu entfernen, wenn es schon die Aufgabe eines andern halben Jahrhunderts sein mag, sie ganz zu beseitigen. Ich spreche von den beiden Fesseln der Fremdsprache und des geistlichen Unterrichts, welche die größere Hälfte des Landes lähmen, ihm die höhere, die geistige und sittliche, Freiheit rauben. Diesen beiden Uebelständen und den dagegen vorgeschlagnen Heilmitteln erlaube man mir noch eine kurze Besprechung zu widmen.

Zwei Volksstämme, ripuarische Franken rein germanischer Race und latinisirte Gallier mit leichter germanischer Mischung, bewohnen das kleine Land und sind im Laufe der Jahrhunderte zu einer Nation er- und verwachsen, welche zwar stets das Anhängsel eines anderen Staates gebildet, aber doch immer als ein ungetrenntes Ganzes zusammen und in einander gelebt, sich unter Burgundern wie Spaniern, Oesterreichern wie Franzosen stets als „Belgien" gefühlt hat. Nichtsdestoweniger hat sich zwischen den, noch immer zahlreicheren, Flämingen und den Wallonen eine „Verschiedenheit der Sitten, Bestrebungen, Denk- und Handelsweise, ja des ganzen Charakters" (L. Vanderkindere) erhalten, welche sich nur mit dem der deutschen und französischen Schweizer vergleichen läßt. „Ein solcher Dualismus, bemerkt derselbe belgische Schriftsteller treffend, kann eine Schwäche oder eine Stärke sein: eine Schwäche, wenn einer der Theile dem andern aufgeopfert wird; eine Stärke, wenn man jede sich voll und in Freiheit entwickeln läßt." Dies aber ist bis jetzt nicht der Fall gewesen. Seit dem ersten Versuch sich der Reformation anzuschließen, sind die flämischen Provinzen gewaltsam in ihrer Entwickelung zurückgehalten worden: eine natürliche Selection, im Sinne der Verschlechterung der Race, trat durch die Massenauswanderung der besten Kräfte ein, als die Reform unterdrückt wurde, und die Zurückgebliebenen wurden systematisch dritthalb Jahrhundert durch auf der möglichst niedern

Bildungsstufe erhalten, während ihnen zugleich der Gebrauch einer fremden Sprache immer mehr aufgedrängt wurde. Und wie die Reformation des 16. Jahrhunderts, so hinterließ, was für das benachbarte Frankreich in gewissem Sinne eine zweite rettende Reformation war, die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, keine Spuren in Flandern, wenn sie überhaupt hindrang. Möglich daß noch andere verborgene Ursachen mitgewirkt haben, Thatsache ist, daß Flandern seit der großen Reaction des 16. Jahrhunderts heruntergekommen ist, wenn auch die Fläminger selbst etwas übertreiben, wenn sie, wie Buylsteke, behaupten, in ihren Provinzen sei überall nur „Pauperismus, Unwissenheit, geistige und sittliche Ohnmacht, körperliches Herunterkommen, materieller Verfall, alles in einer peinlichen Formel zusammenzufassen, das Heruntergehen einer Race" zu schauen, während bei den Wallonen nur gesundes und rasches Wachsthum zu erblicken sei. Die geistige Vereinsamung des Flämingen, der von seinen holländischen Sprachgenossen politisch, von dem eignen Mittelstande durch die Sprache abgeschlossen ist, die vollständige Verwahrlosung des Volksunterrichts, der verderbliche Einfluß des katholischen Autoritätsglaubens müssen wol zu diesem geschichtlichen Ergebnisse beigetragen haben, wie es denn namentlich nicht schwierig sein dürfte an der Hand der Geschichte nachzuweisen, daß jener Einfluß viel verderblicher auf die germanischen Racen als auf die romanischen wirkt, sei's nun, weil jene den Glauben ernster und buchstäblicher nehmen als die Romanen, die ihn doch immer nur mit dem stillschweigend zugestandnen beneficium inventarii annehmen, sei's weil das trägere germanische Temperament nicht dagegen reagirt, ihn nicht durch Reaction neutralisirt[1]). Was aber die Fremdsprache und die daraus folgende Trennung des Volkslebens anlangt, so kann ihre schädliche Wirkung nicht hoch genug angeschlagen werden. Die Gebildeten der flämischen Provinzen sprechen fast nur französisch. Das ist freilich eine alte Thatsache. Schon Jahrhunderte vor dem Beginne des Verfalls, der ja erst nach der gewaltsamen Unterdrückung der Reformation im 16. Jahrhundert eintrat, liebte der flämische Adel französisch zu reden, liebte der flämische Bürgerstand ihm nachzuäffen, trotz des politischen Gegensatzes zu Frankreich, aber es muß doch mehr auf der Oberfläche gewesen sein, als man heute gern annimmt; würde sonst z. B. Marnix de Saint-Aldegonde, der selbst vorzugsweise französisch sprach, seine Flugschriften und Satiren, die doch auf den lesenden Mittelstand, nicht auf das illiterate niedere Volk berechnet waren, flämisch geschrieben haben? Würde man bis zur französischen Annexion (1794) bei den Verwaltungsbehörden sich des Flämischen bedient haben? Würde der vorgeschobenste Posten des Flämischen, würde Brüssel noch 1814 um den Gebrauch des Flämischen als Amtssprache petitionirt haben, wenn der Bürgerstand sich dieser Sprache ganz entwöhnt gehabt hätte? Sicher ist, daß schon vor der Annexion Belgiens an die französische Republik die höheren Stände meist französisch redeten, mindestens in Allem, was geistige, ja auch nur allgemeine Interessen waren, sich des Französischen bedienten. Die fünfzehn Jahre holländischer Herrschaft genügten um so weniger, die fremde Sprache zu

[1]) Ich spreche hier natürlich nur vom modernen Katholicismus, wie er sich seit dem tridentinischen Concil ausgebildet; nicht von dem des 14. und 15. Jahrhunderts.

verbannen, als liberale und clericale Meinung sich feindlich gegen Holland stellte. Seitdem aber ist das Französische, trotz der von der Constitution von 1830 gewährleisteten Sprachenfreiheit, die einzige Sprache der höheren Schulen und Universitäten, der Verwaltung, der Justiz, des Parlamentes, des Heeres, des Großhandels gewesen.

Selbst wo der Gebildete in der Familie und mit dem Volke noch die Muttersprache redet, ist eine solche Trennung der Geistesthätigkeiten immer von verderblicher Wirkung, wie es sich ja augenfällig im Elsaß seit der Französirung, d. h. etwa seit 1789, zeigte. Ein Mensch, der eine Sprache für den Ausdruck des Gefühls und des Bedürfnisses hat, eine andere für den Ausdruck des Gedankens, der, um mit seinen Kindern zu scherzen oder sie zu kosen, seine Arbeiter zu unterweisen, sich mit seinen Bauern zu verständigen, ein anderes Idiom braucht, als um ein Geschichtswerk zu lesen, eine juristische Frage zu erörtern, ein philosophisches Problem zu lösen, an einer politischen Debatte Theil zu nehmen, steht eben mit dem Gemüth in einem Volke, mit dem Kopf in einem andern: wo sollte da die Einheit der Empfindung herkommen, die zum Dichten wie zu jeder höheren geistigen Leistung nöthig ist? Wo aber dem Gebildeten selbst jene primitive Kenntniß der Sprache abgeht — wie dies bei den meisten Flämingen heute der Fall ist —, so ist die Sache kaum besser: denn wie kann man sich einen Schriftsteller, einen Mann der Wissenschaft, einen Redner denken, der von der Masse seines Volkes losgetrennt, ohne Basis in der Luft schwebt? Ist ja doch das weite instinctive Leben der Volksseele der mütterliche Boden, aus dem alles höhere geistige Leben seine Nahrung zieht: wie kann die schönste Blüthe, die süßeste Frucht erwachsen, wo das Reis auf einen Stamm gepfropft ist, dessen Säfte nicht aufsteigen können in seine Adern? Der Einzelne kann sich wol zur Noth in eine fremde Sprache, d. h. in eine fremde Gefühls- und Gedankenwelt versetzen, aber auch nur, wenn er ganz in die andere Nation eintaucht, sich von der seinen losreißt und in jener aufgeht. Aber ein ganzer Stand? Er verliert sich ja selber, wenn er in einem fremden Idiom denkt und fühlt, mit dessen Wurzeln er in keinem Zusammenhang steht. Nicht minder verhängnißvoll aber ist solche Trennung für die Masse des Volkes, die ausgeschlossen ist von allem höheren Geistesleben, Nichts, gar Nichts von Oben empfangen kann, das sie durchgeistigte, erhöbe, die zu den Regierenden, Denkenden, Lesenden ihres Stammes steht ohne Brücke des Verständnisses, fast wie die stumme Heerde zum Hirten. Was Wunder, wenn die Religion das einzige höhere Interesse für sie bleibt? Der Seelsorger spricht doch wenigstens ihre Sprache, er ist ihr der Dolmetscher der idealen Welt. Aber diese Welt ist nicht die Welt der Zeit, der Gebildeten der Nation: es ist das Ideal längstvergangener Geschlechter, das Ideal des Mittelalters, dessen Gesichtskreis künstlich erhalten wird, in dessen dumpfer Atmosphäre die Masse hinvegetirt, ohne auch nur das Bedürfniß zu empfinden nach frischer, klarer Luft, nach gesunder Uebung der Geisteskräfte. Und die Geistlichkeit weiß sehr wohl, was sie thut, wenn sie diese Trennung aufrecht erhält, wenn sie das Studium der Landessprache als einer Schriftsprache bekämpft. Der flämische Bauer soll seine Sprache reden, aber es ist unnütz, daß er sie auch lese. Dieser Krieg der Geistlichkeit gegen den Unterricht im

Flämischen begann schon sofort nach Unterdrückung der Reformation. „Man sagte sich," schreibt der Anstifter der flämischen Bewegung in unserem Jahrhundert, J. F. Willems, „man sagte sich, das Studium der nationalen Sprache habe die Gewohnheit verbreitet, die niederländischen Bibeln zu lesen und bei dem Volke zu viel neue Ideen und zu liberalen Geist in religiösen und politischen Dingen erweckt." Daher auch die Opposition der Geistlichkeit gegen Holland zur Zeit der Restauration und endlich die hauptsächlich von ihr angezettelte Losreißung. Hatten doch die Flämingen zum ersten Male seit sieben Jahrhunderten einen Fürsten, der ihre Sprache kannte und aufrichtig liebte" (Buylsteke): denn holländisch und flämisch sind Eine Sprache, und die erste Sorge der Männer, welche es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, die Volkssprache wieder zu Ehren zu bringen, war, die zufälligen Verschiedenheiten der Rechtschreibung und damit das einzige Hinderniß gegenseitigen Verständnisses wegzuräumen. Natürlich begegnen sie denn auch lebhaftem Widerstand seitens der Geistlichkeit, welche jede geistige Verbindung mit den protestantischen Sprachgenossen Hollands abzuschneiden sucht. Die Revolution von 1830 war ja nur eine Wiederholung der gewaltsamen Losreißung von der Utrechter Union im 16. Jahrhundert, genau wie die damalige herbeigeführt durch die mit den französisch redenden Wallonen verbundene Geistlichkeit. Joseph's II. Begünstigung des Volksunterrichts im Flämischen war einer und nicht der letzte der Beweggründe der vom Clerus angestifteten Brabanter Revolution.

Wir haben gesehen, daß mehr als ein Belgier die Revolution von 1830 heute bereut; ein deutscher Schriftsteller, der Belgien lange bewohnt hat, geht weiter. Er meint: „Hätte man 1814 die flämischen Provinzen mit Holland, die wallonischen aber mit Frankreich verbunden und dafür Elsaß und Deutsch-Lothringen davon getrennt, so wäre Etwas geschaffen worden, dem es wenigstens an Lebensfähigkeit nicht gefehlt hätte" (Oetker). Das ist nun aber eines jener Professoren- und Linguisten-Raisonnements, über die wir glücklich hinaus zu sein glaubten. Die Sucht gelehrter Nationenentdeckung, wie sie in den fünfziger und sechziger Jahren herrschte, ist hoffentlich ein überwundener Standpunkt: nicht die Sprache, sondern die Geschichte macht die Nationen; nicht weil Elsaß und Deutsch-Lothringen deutsch sprechen, sind sie wieder mit Deutschland vereinigt worden, sondern weil ein politisch-militärisches Interesse, mit anderen Worten, eine geschichtliche Nothwendigkeit es erheischte. Die Einwohner der Ostseeprovinzen und der Erzherzogthümer sprechen deutsch, aber sie sind darum doch Russen und Oesterreicher, wie die Genfer und Züricher Schweizer, nicht Franzosen oder Deutsche sind. Gab es je ausgesprochen nationale Individuen, so sind es die Schweiz und Belgien, trotz der verschiedenen Sprachen, die in ihrem Schoße geredet werden. Nicht diese nationalen Individuen gilt es, einer Theorie zu Liebe, zu zerstören, sondern allen Gliedern dieser Individualität freies Spiel zu verschaffen. Das haben die Schweizer trefflich verstanden. Die politische Grenze war nie eine geistige für sie: wie zur Zeit Haller's und Bodmer's, Klopstock's und Lavater's steht die deutsche Schweiz noch immer mitten in der geistigen Bewegung Deutschlands, und die aufgeklärten Flämingen haben wohl eingesehen, daß ein ähnliches Verhältniß zwischen ihren Provinzen und Holland hergestellt

werden muß, ehe überhaupt an ein höheres geistiges Leben in denselben zu denken ist. Einer von ihnen, Vanderkindere, geht sogar so weit, vorzuschlagen, das Hochdeutsche als literarische Sprache einzuführen, um an dem Geistesleben eines großen Hinterlandes Theil zu nehmen! Ein andrer liberaler Belgier meint seinerseits, man solle das Flämische ganz ausrotten, dem Französischen, das schon in den Mittelclassen herrschend sei, alle Stände der Nation erobern. Als ob sich so was friedlich machen lasse, als ob es selbst in Jahrhunderten ohne Aus- und Einwanderung möglich wäre! Hat denn im Elsaß das Französische in zwei hundert Jahren nur einen Fuß breit Terrain gewonnen im Volke? Würde die Germanisation Posens die Fortschritte gemacht haben, die sie gemacht hat, wenn nicht ein fortwährender Zuzug deutscher Einwanderer stattgefunden? Andere, wie unser Oetker, meinen, man müsse der Bewegung einen politischen Charakter geben, von den Candidaten zur Kammer vor Allem verlangen, daß sie flämisch seien, und dann erst fragen, ob liberal oder clerikal. Keinen verhängnißvolleren Irrthum könnte man begehen. Die Politik ist schon jetzt der böse Genius Belgiens: sie dringt in die Religion, in den Volksunterricht, in die Wissenschaft, Alles fälschend, verwirrend, ungesund, erhitzend. Man lasse doch wenigstens diese Frage unberührt von der leidigen Politik. Mir will das von einem angesehenen flämischen Politiker verfochtene Mittel weit mehr einleuchten: er verlangt einfach, daß jeder in den flämischen Provinzen angestellte Beamte den Beweis zu liefern habe, daß er des Flämischen durchaus mächtig sei. Nichts scheint mir billiger, Nichts ausführbarer, Nichts hat mehr Aussicht auf eine günstige Aufnahme seitens der Kammern. Schon ist ein Schritt in dieser Richtung geschehen. Das Sprachengesetz von 1873 hat den Gebrauch des Flämischen in den Gerichten zugelassen — „vom Augenblicke an, wo der Angeklagte vor dem Untersuchungsrichter erscheint" — doch bedient man sich der Erlaubniß nur noch ausnahmsweise, da das Gesetz noch immer eine französische Anklageschrift, französisches Zeugenverhör, französische Vertheidigung zuläßt, wo der Angeklagte kein Wort von alledem versteht. Es ist ja so viel bequemer für die Herren Staatsanwälte und Advocaten. Immerhin war jenes Gesetz, wie auch das von 1878, welches bei den Verwaltungsbehörden, sowohl im Verkehr der flämischen Provinzen und Gemeinden untereinander als mit der Centralbehörde, das Flämische zuließ, ein großes Zugeständniß. Der Vorschlag de Maere's, wenn er zum Gesetz erhoben würde, wäre ein zweiter gewichtiger Schritt; das Ganze aber müßte durch die Maßregel gekrönt werden, welche den Gebrauch des Flämischen im Senat und Abgeordnetenhause zuließe, wo die Verhandlungen ganz ebenso gut als im Bundesrathe zu Bern in verschiedenen Sprachen geführt werden könnten und sollten. Ein solcher Vorschlag würde heute noch etwas paradox klingen; aber wenn die literarische Verbindung mit Holland fortfährt immer enger zu werden, wie alle Aussicht dazu vorhanden ist, wenn die flämischen Sprachcongresse, die einzelnen flämischen Gesellschaften, die als der „dietsche Verband" jetzt schon zwanzig Jahre wirkende Vereinigung dieser Gesellschaften, wenn das flämische Theater, die flämischen Volksbibliotheken, die flämische Presse im selben Maße wie bisher gepflegt werden, wenn vor Allem das Beispiel der beiden Genter Professoren, welche an der Universität angefangen

haben, ihre Disciplinen in flämischer Sprache zu lehren, Nachahmung findet, diese Universität endlich ganz flandrisch wird und so die flämische Bewegung einen wissenschaftlichen Mittelpunkt erhält — so wird die Sache gar bald so natürlich scheinen, als sie im Grunde ist, und das Beispiel der Schweiz beweist ja, wie leicht durchführbar sie ist. Solche Neuerungen — oder vielmehr Erneuerungen — sind ja Anfangs recht unbequem. Auch dem Elsasser Advocaten, Journalisten, Lehrer mag es noch schwer fallen, sich der deutschen Sprache zu bedienen, deren öffentlichen Gebrauchs er sich entwöhnt hat. Die folgende Generation aber beginnt schon, es als eine Befreiung zu empfinden. Eine ganze Nation, welche eine ihr fremde Sprache redet, ist etwas so Unnatürliches, daß die Herstellung des Natürlichen eben nur befreiend und befruchtend wirken kann. Das hat sich bei den Tschechen gezeigt und wird sich zweifelsohne auch bei den Elsässern und Flämingen zeigen. Es handelt sich hier ja nicht, wie bei dem Plattdeutschen, dem Gascognischen, dem Mailändischen, um Dialekte, die der Schriftsprache ganz nahe verwandt, aus demselben Geiste geboren, denselben Gedankengang, dieselbe Anschauungsweise darstellen, sondern um wildfremde Sprachen, in die sich der Geist einer Nation hineinzwängen soll, und durch die er eben sterilisirt werden muß. Man lasse sich nicht durch Ausnahmen täuschen. Die Belgier, welche sich als französische Schriftsteller wohlverdienten Ruhm erworben haben, sind entweder Wallonen, oder sie haben sich ganz eingelebt in die französische Cultur, haben sich frühe in Frankreich niedergelassen, sind mit allen ihren Wurzeln, durch Erziehung, Familie, Thätigkeit, Gesellschaft Franzosen geworden, d. h. sie sind so wenig Belgier mehr, als ein J. J. Weiß oder Martha noch Elsässer sind. Diejenigen, die in der heimischen Atmosphäre zurückgeblieben, sich der fremden Sprache für alle ihre höheren Bedürfnisse bedienen, mögen eine große Gewandtheit darin erlangen: ihre Originalität und Kraft muß darunter leiden: wenn die Cultur Hollands und der Schweiz, Dänemarks und Schwedens Nichts von dem provinzialen, angelernten Charakter hat, der die belgische und elsässer Cultur kennzeichnet, so ist es einzig, weil sich jene kleinen Nationen ihres natürlichen Organs bedienen.

Auch die literarische Renaissance, die wir allüberall in Europa herbeiwünschen, kann nur aus diesem Quell entspringen. Ich vermesse mich nicht, die volksthümlichen Schriftsteller flämischer und wallonischer Zunge zu beurtheilen; aber ich zweifle nicht, daß eine neue Blüthe der Nationalliteratur nur aus diesen Wurzeln ersprießen kann, wie denn überall in Europa und selbst in Nordamerika alles wirklich Gute, alles bleibend Werthvolle unserer heutigen Literatur im Volksschriftthum zu Tage tritt; und es ist eben so wichtig für die wallonische Literatur als für die flämische, daß das belgische Volksthum in seiner doppelten Gestalt rein zum Ausdruck gelange. Nur so, nicht auf künstliche Weise, noch durch staatliche Aufmunterung, als da sind vom Staat gegründete oder erneute Akademieen, Preisausschreiben, Geldzuschüsse zu Theatern und Museen, Expedition von Forschungsreisen nach Afrika oder dem Nordpol und was der ausgeklügelten, nicht gewordenen, äußerlich fabricirten, nicht aus dem Volksinstincte herausgewachsenen Unternehmen mehr sind — wird der Volksgeist befreit und befruchtet, wie der wissenschaftliche Geist nur durch Universitätsreformen gehoben

werden kann, welche nichts Neues einrichten, sondern die höhere Concurrenz entfesseln wie die Handelsfreiheit die materielle entfesselt. Dies aber kann er nur, wenn alle diese höheren Interessen sich frei in der Muttersprache aussprechen können: der gleiche Gebrauch beider Sprachen an der Universität und in den Kammern, wie derselbe in der Schweiz geltend ist, wird allein im Stande sein, die belgische Nation diesem Ziele näher zu bringen; und dieser Gebrauch muß vorbereitet werden durch die Gründung flämischer Gymnasien, durch die Förderung einer vollständigen Kenntniß des Flämischen seitens der Beamten der flandrischen Provinzen und durch die immer größere Anwendung des Flämischen in den Gerichtsverhandlungen.

Ein zweiter Mißklang im belgischen Nationalleben ist der Streit zwischen Kirche und Staat. Es trifft hier das Gegentheil von dem zu, was wir oben zu beobachten die Gelegenheit hatten. Die Umstände, welche die Entstehung des Staates und den Erfolg der gewählten Staatsform so sehr begünstigten, haben sich als die eigentliche Lebensgefahr für die geistige und nationale Entwickelung Belgiens erwiesen: ich spreche von dem Bündnisse des Katholicismus mit dem Liberalismus, welches dem entstehenden Staat einen gefährlichen Gegner, der überall sonst die politische Freiheit entschieden bekämpft, zum Freunde machte und der parlamentarischen Monarchie die Wohlthat einer bestimmten Parteibildung eintrug. Man weiß, wie die „Union" zu Stande kam, unter wie ausnahmsweisen Umständen sie abgeschlossen und durch sie eine der weisesten Schöpfungen von 1814 zerstört wurde. Wir haben gesehen, daß bei mehr als einem Belgier die Reue nicht ausbleiben konnte, — erklärt doch einer der gefeiertsten liberalen Schriftsteller des Landes die Revolution von 1830 für einen „großen Irrthum" —; daß selbst aufrichtige Katholiken meinen, vollständige Religionsgleichheit würde bei dem starken katholischen Bruchtheil Hollands — einem Drittel der Gesammtbevölkerung — ihrer Sache zuträglicher gewesen sein als die Losreißung. Die Geschichte dieser Losreißung soll hier nicht wiedererzählt werden: Mißverständnisse von beiden Seiten, unzeitiger und tactloser Eifer bei bestem Willen seitens König Wilhelm's I.; Leidenschaft und Leichtsinn bei den Führern des belgischen Liberalismus, zumal bei de Potter; das Vorherrschen der Lamennais'schen Ideen unter den belgischen Gläubigen von 1830 — nicht unter den Bischöfen, welche nur trefflich zu schweigen verstanden —; verhängnißvolle Zufälligkeiten, welche die selbst nach dem Aufstand noch mögliche Aussöhnung und Beilegung des Zwistes durch Einführen einer besonderen Verwaltung vereitelten — kurz ein Zusammentreffen von Schuld und Verhängniß, wie es in der Geschichte so häufig ist, führten zu einer Lösung, die man bedauern mag, die aber einmal ist. Die „was geschehen sein möchte" — „the might-have-beens", wie Th. Carlyle sagt — haben in der Geschichtsbetrachtung kein Recht. Genug, es ist geschehen, und geschehenen Dingen ist nicht zu rathen. Auch haben wir uns überzeugt, daß Europa unter der Zerstörung seines Werkes nicht gelitten hat. Anders ist es mit Belgien selber.

Der Traum der liberalen Katholiken von Montalembert's Grundsätzen — einer Gruppe der edelsten, fähigsten und gebildetsten Männer, welche am öffentlichen Leben unseres Jahrhunderts theilgenommen — dieser Traum dauerte nicht

lange. Schon zwei Jahre nach der Gründung des neuen Staates mit allen seinen Freiheiten — Preß-, Vereins-, Unterrichts- und Religionsfreiheit — wurden alle diese selben Freiheiten vom Haupte der katholischen Kirche als verderblichste Ketzereien gebrandmarkt. Wol thaten die katholischen Staatsmänner Belgiens als hätten sie Nichts gehört, fuhren fort, jene Freiheiten selber zu nutzen wie die ihrer Gegner zu achten und bewiesen der Welt die Redlichkeit zugleich und die staatsmännische Fähigkeit der jungen Schule. Die Geistlichkeit aber ließ sich nicht von ihnen in's Schlepptau nehmen; sie bediente sich ihrer, aber hielt die Blicke nach Rom gerichtet, nahm nur von Rom Befehle an, und der Nuntius — damals Pecci selber, der heute auf dem Stuhle Petri sitzt — leitete schon 1845, trotz der ablehnenden Haltung der katholischen Minister, die Bewegungen der ultramontanen Heere in Belgien. Kein Wunder, wenn die militante Kirche die besten Absichten der katholischen Staatsmänner zu Schanden machte, durch die Maßlosigkeit ihrer Forderungen alle Errungenschaften des liberalen Katholicismus compromittirte. Das Experiment der freien Kirche im freien Staate ist in keinem Lande Europas, selbst in England nicht, so vollständig gemacht worden, als in Belgien; denn England hat noch immer seine privilegirte Staatskirche. Ausgangspunkt des Experiments war, wie wir sahen, jener Handel von 1830, wodurch sich die Liberalen französischer Schule verpflichteten, die Freiheit des Cultus, des Unterrichts und der Vereine zu vertheidigen, wogegen die Katholiken Lamennais'schen Bekenntnisses Ministerverantwortlichkeit, Geschwornengerichte, Unabsetzbarkeit der Richter und Preßfreiheit zu befürworten versprachen. Die Zeit, wo die belgische Geistlichkeit gegen das niederländische Grundgesetz — das liberalste Europas — Protest einlegte, dem Könige die öffentliche Ausübung seiner ketzerischen Religion untersagt, die Zehnten wieder hergestellt wissen wollte, die Gewissensfreiheit als einen verderblichen Grundsatz brandmarkte, die Zeit war schon fern — fünfzehn ganzer Jahre! — Nur den Einen Grundsatz aus jenem Jugement doctrinal von 1830 behielt man bei: daß „die Kirche den Staatsgesetzen nicht unterworfen sein könne". Wol erkannte man den Staat an insofern er zahlte, — eine Folge des Napoleonischen Concordats, welches durch den Staatsgehalt die incamerirten Einkünfte der Kirchengüter ersetzte —; ja, man ging soweit, sich zur Priorität der Civilehe vor der religiösen Ehe zu verpflichten; aber im Uebrigen war man ganz frei, vermöge des Vereinsrechtes Klöster und fromme Brüderschaften zu gründen, vermöge der Unterrichtsfreiheit Schulen jeden Grades einzurichten, vermöge der Preßfreiheit die päpstlichen Bullen und bischöflichen Hirtenbriefe der Staatsgerichtsbarkeit zu entziehen, die Bischöfe vom Papste, die Pfarrer von den Bischöfen ernennen zu lassen, ohne die Genehmigung der Staatsregierung, alle Priester vom Kriegsdienst wie vom Geschwornendienste zu befreien — in einem Worte alle Verpflichtungen des Concordats über Bord zu werfen. Was die Folge war, wissen wir. Die Geistlichkeit ist eine mächtige politische Partei geworden, sie hat einen ungeheuren gesellschaftlichen Einfluß erlangt, die Klöster und ihre Bewohner haben sich verzehnfacht, der öffentliche Unterricht ist zum größten Theile in den Händen der Priester. Nichts Lehrreicheres als speciell die Geschichte der Unterrichtsfrage in Belgien.

Als, Dank der „Union", der Grundsatz der Unterrichtsfreiheit in die

belgische Verfassung aufgenommen wurde, that man einen „Sprung in's Dunkle". Niemand wußte, was der Grundsatz eigentlich bedeute, zu welchen Ergebnissen er in einem rein katholischen Lande führen müsse. Unter der französischen Herrschaft wie unter der holländischen war der öffentliche Unterricht einfach und ausschließlich Staatssache gewesen, wie noch heute in Deutschland. Die Resultate waren die wünschenswerthesten: drei blühende Universitäten, zahlreiche Gymnasien, über 4000 Volksschulen, ein reges geistiges Leben überall. Nach 1830 trat eine vollständige Anarchie im Schulwesen ein. Erst die Gesetze von 1835 über die Universitäten, von 1842 über die Volksschulen, von 1850 über den Gymnasialunterricht brachten einige Ordnung in's Chaos, indem sie den Staatsunterricht wieder in's Leben riefen und nun erst begann der eigentliche Kampf zwischen diesem und dem geistlichen Unterricht, der freilich in jener Zeit der Anarchie einen gewaltigen Vorsprung gewonnen hatte. Der Staat besaß 1842 nur noch drei Gymnasien und acht Musterschulen, kein einziges Schullehrerseminar, während die Geistlichkeit deren schon sieben mit 350 Schulamtscandidaten zählte, und als das Ministerium — ein katholisches Ministerium — zwei Staatsseminarien zu gründen vorschlug, erhob sich der Clerus wie Ein Mann gegen diese Anmaßung; denn selbst die katholischen Minister — die Dechamps, Rothomb, de Theux, de Decker — konnten den maßlosen Forderungen des Clerus nicht genug thun. Der Krieg ist seitdem, fast unausgesetzt und mit wechselndem Glück, geführt worden, mit unendlicher Schonung, ja Lässigkeit seitens des Staates, mit unermüdlicher Energie und beispielloser Keckheit seitens der Kirche — bis denn endlich die Uebertreibung der kirchlichen Ansprüche, wie's zu gehen pflegt, die Sache zum Umschlag brachte. Heute ist Belgien wieder auf dem Wege der Befreiung vom geistlichen Unterrichte, eine Befreiung, die eine Lebensfrage für das Land ist.

Alle jene Gesetze von 1835, 1842, 1850 waren Zugeständnisse des Staates an die Kirche und in der Praxis wurden dieselben noch erweitert. Es trat das monströse Verhältniß ein, daß der Staat kein Recht der Inspection in den geistlichen Schulen hatte, während die Priester die Befugniß erlangten, die Staats- und Gemeindeschulen zu beaufsichtigen! Nicht zufrieden mit der thatsächlichen Beaufsichtigung, forderte der Clerus die förmliche Anerkennung derselben als eines Rechtes — le droit divin d'intervenir à titre d'autorité — ja, er beanspruchte die Ernennung der Lehrer an den Staatsschulen, verlangte bei Abfassung der Programme und Wahl der Schulbücher zu Rathe gezogen zu werden; setzte die Anerkennung seiner Diplome und deren Gleichstellung mit den Staatsdiplomen durch; vindicirte sich den größeren Theil der Stipendien und entzog den Staats- und Gemeindeschulen seine Mitwirkung, d. h. er verweigerte den vom Gesetze (1842) für obligatorisch erklärten Religionsunterricht, sobald man seinen Forderungen nicht nachgab und die Folge war, daß viele Gemeinden, um dieser Art von Excommunication zu entgehen, ihre Schulen und Gymnasien dem Clerus auslieferten, der denn auch darin unbestritten die Lehrer ernannte, meist Ordensbrüder — waren doch schon über 400 Jesuiten in zehn Jahren eingewandert — oder ganz zuverlässige Laien. Jedenfalls mußten die Schüler zur Messe und Beichte angehalten, die Wahl der Bücher dem Bischofe überlassen, die Lehrer zur Einhaltung eines streng katholischen Standpunktes gezwungen

werden. Doch genügten bald selbst diese, durch das sogenannte „Antwerpener Abkommen" erlangten Zugeständnisse nicht mehr: man beanspruchte die directe und amtliche Ernennung der Lehrer, das Verbot liberaler Zeitungen innerhalb der Anstalten, das Recht, den Liberalismus, d. h. die Staatsgesetze, in den Unterrichtsstunden als eine „Ketzerei" zu bekämpfen — alles Dinge, welche selbst die katholischen Minister nicht zugeben konnten.

Denn schon längst hatte sich thatsächlich die katholische Partei hier wie überall in zwei Gruppen getheilt — die Verfassungstreuen und die intransigenten Ultramontanen. Das Gesetz von 1850, welches zehn Staatsathenäen und fünfzig Mittelschulen gründete, war ein Werk der verfassungstreuen Katholiken. Bald begann auch wieder der seit 1835 etwas beruhigte Kampf um die Lehrfreiheit an den Universitäten. Schon 1856, noch ehe die liberale Partei ihre fast dreizehnjährige, für die religiöse Angelegenheit ziemlich sterile Herrschaft antrat, begann der Feldzug des Clerus gegen die Staatsuniversitäten. Nicht zufrieden, eine eigene katholische Universität — erst in Mecheln, dann in Löwen — begründet zu haben, verlangte er vom Staate eine Beschränkung der Lehrfreiheit in den Staatsuniversitäten selbst und die Regierung war mehr als einmal schwach genug, ihm nachzugeben, den ersten Juristen und Geschichtsphilosophen Belgiens zu maßregeln, weil er in seinen Schriften — nicht einmal vom Katheder herab — von dem menschlichen Ursprung des Christenthums gesprochen; einen andern Professor zu bedrohen, weil er den Einfluß des Papstthums im Mittelalter einen „drückenden" genannt hatte! Wol wich die Regierung selber zurück, als sie sah, daß sie zu weit gegangen, aber sie gab doch zu — durch das Organ eines liberalen Ministers! — daß man an den Universitäten „weder Atheismus noch Materialismus — warum nicht auch Darwinismus? — noch irgend eine Doctrin lehren dürfe, welche der allgemeinen Moral (sic) Eintrag thun könne"; und ein katholischer Minister meinte, „gewisse Grunddogmen der katholischen Kirche dürften vom Lehrstuhl aus nicht bestritten werden", worauf ein Mitglied der ultramontanen Partei mit Recht entgegnete: „eine solche Unterscheidung sei lächerlich, abgeschmackt und willkürlich, denn alle Dogmen der katholischen Kirche seien Grunddogmen" — mit anderen Worten, alle freie Wissenschaft müsse von den Universitäten verbannt werden. Die Hochschulen litten aber nicht minder unter der Leidenschaft der Freidenker. Brauchte man in Löwen die Lehrstühle zum Bekämpfen des Liberalismus, so ertönten die Hörsäle in Brüssel von Angriffen gegen den Katholicismus: von Wissenschaft war in beiden kaum die Rede. Denn es ist das Unglück Belgiens, daß die sogenannte Politik, d. h. der Parteigeist, in alle Lebenssphären eindringt, verfälscht, alle mit ihrer unreinen Leidenschaft anhaucht.

Die Folgen jenes wachsenden Einflusses der Geistlichkeit während des ersten Jahrzehntes nach der Februarrevolution blieben nicht aus. In dem Maße, in welchem die Geistlichkeit festeren Fuß in den Staats- und Gemeindeanstalten faßte und diese ausschließlich confessionell wurden, gingen auch die geistlichen Schulen selber ein. Als aber gegen 1857 die liberale Partei an's Ruder kam und jene indirecte Beherrschung der Staatsschulen, wenn auch recht lässig, bekämpfte, zog sich der Clerus auch von Neuem von den Gemeindeanstalten zurück und gründete wieder eigene Schulen, welche dem Staate eine lebhafte Concurrenz machten und sich jeder Controle desselben entzogen, so daß Dieser den Eltern weder

den Werth des Unterrichts, noch die Fähigkeit und Moralität der Lehrer zu verbürgen im Stande war. Ja, der Clerus ging soweit, das Princip des Staatsunterrichts selber zu bestreiten: der Staat störe die Bedingungen freier Concurrenz, wenn er Unterricht ertheile! und er sei unfähig, ihn zu ertheilen, weil er „atheistisch" sei, d. h. nicht unter der Invocation der Gottheit stehe! Das Bestreben der Geistlichkeit ging seitdem dahin, in allen drei Graden des Unterrichts eine eigene, ganz unabhängige Organisation zu haben. Als aber im Jahre 1878 die liberale Partei wieder an's Ruder kam, den Clerus beim Worte nahm und die vollständige Trennung aller Anstalten in, ganz von einander unabhängige, Staats- und Priesterschulen gesetzlich durchzuführen Miene machte, kehrte sich der Clerus plötzlich um und begann jenen leidenschaftlichen Kreuzzug gegen die „Schulen ohne Gott", der noch andauert. Es genügt ihm eben nicht, frei zu sein; er will Herr sein. Da nun aber von dem Clerus der vollständige Verzicht seitens des Staates auf alle Einmischung in's Schulwesen, — sei's durch Gründung, Ueberwachung, Besitz, Garantie oder in welcher Form nur immer — gefordert wird, ein solches Aufgeben der Staatsrechte aber, wie's die ersten Jahre des neuen Königreichs bewiesen, nur die vollständigste Verwahrlosung allen Unterrichts oder das Monopol der Kirche nach sich ziehen kann, so setzte die liberale Regierung unbeirrt ihr neues Gesetz durch (1. Juli 1879), welches beide Anstalten durchaus trennt, dem Staatsunterricht einen vollständigen Laiencharakter gibt, dem Priester nur ein Local und eine Stunde zur Verfügung stellt, um den Religionsunterricht zu ertheilen, wenn es ihm so beliebt, widrigenfalls aber dem Schullehrer die Katechismuslehre überträgt, die Obligation des Religionsunterrichts wie die Inspection des Clerus durchaus aufhebt, die Zulassung zum Volksschulamt von dem Abgangszeugniß aus einem staatlichen Schullehrerseminare abhängig macht u. s. w.

Nach der Verkündigung dieses „gottlosen" Gesetzes brach der Sturm natürlich heftiger als zuvor aus und die Leidenschaft ging so weit, daß der Papst selber dem belgischen Clerus Mäßigung auferlegen mußte, was dann wieder zu der komischen Episode der Auflehnung des Bischofs von Tournai gegen „Pecci", dessen „Gemeinheit, Niedertracht und abscheuliche Verbrechen", führte. Doch war diese gemäßigte Haltung keineswegs so aufrichtig als man geglaubt hatte und weder Papst noch Episcopat haben die Opposition gegen das neue Gesetz aufgegeben, ja der zeitweise etwas gemilderte Ton ist, seit dem ganz nutzlosen Abbrechen der diplomatischen Verbindungen mit der Curie nach dem Ruchbarwerden ihrer, wenigstens scheinbaren, Doppelzüngigkeit, wieder ein leidenschaftlicherer geworden und der Kampf ist noch so heftig, daß die Familienverhältnisse selber dadurch gestört und das ganze gesellschaftliche Leben Belgiens dadurch zerrüttet zu werden droht. Auch steht die Entscheidung noch in weitem Felde. Wol hat die liberale Partei bei den letzten Wahlen drei neue Sitze erobert, aber ihre Mißerfolge im Norden haben bewiesen, daß die Art von Interdict, mit dem der Clerus ganze Landstrecken belegt, noch immer nicht wirkungslos ist. Durch die Verweigerung der Sacramente und der Absolution ist es ihm sogar gelungen, ein Drittel der Landeskinder, — mehr als die Hälfte in Flandern — an sich zu ziehen, wenn auch manche Eltern gerade durch diese Uebertreibung in's liberale Lager gezwungen worden sein mögen. Solche Fälle sind aber gewiß vereinzelt:

denn was die Liberalen — meist einfache Rationalisten — den Gläubigen als Ersatz zu bieten haben, ist eben durchaus ungenügend. Die Civilehen ohne religiöse Trauung und die Civilbegräbnisse, wie sie von der libre pensée organisirt werden, sind zwar in Belgien zahlreicher als in Frankreich, wo sie etwa im Verhältniß der Leichenverbrennungen zu den Beerdigungen in Deutschland stehen; aber durchgedrungen sind sie auch in Belgien nicht. Im Grunde ist eben doch die ganze Nation, auch die liberale Hälfte derselben, katholisch; und sie will diesen Glauben behalten, selbst da, wo sie die Diener dieses Glaubens bekämpft, ein Verhältniß, welches den Kampf außerordentlich erschwert.

Nichtsdestoweniger steht zu hoffen, daß die Partei den Muth nicht sinken läßt, sondern den begonnenen Kampf auch muthig ausficht. Belgischen Staatsmännern braucht man keine Mäßigung anzuempfehlen. Selbst jene Liberalen modern-englischer Schule, welche vermeinen, man könne in einem reinkatholischen Lande der Kirche gegenüber dieselbe Stellung behaupten, wie in Amerika und England, können bis jetzt den Liberalen Belgiens nicht vorwerfen, was sie in ihrer Kurzsichtigkeit denen Frankreichs zum Vorwurf machen: kein Paragraph Sieben ist in Vorschlag gebracht, keine Congregation ist ausgewiesen worden; die Abberufung des Gesandten aus dem Vatikan ist ein taktischer Fehler, kein Eingriff in die Rechte und Freiheit des Gegners. Im Allgemeinen verfährt die Regierung mit äußerster Vorsicht, und gewissenhaftester Achtung aller Freiheiten. Eher vermißt man einen gewissen Grad von Energie. Die belgischen Liberalen haben die Erfahrung hinter sich, daß man mit der Kirche nicht gütlich fertig wird, daß ihr keine Freiheit genügt, weil sie eben nur „die Freiheit des Guten", d. h. ihre eigene Herrschaft, anerkennt. Angesichts dessen was heute vorgeht, werden auch sie zur Einsicht kommen, daß der Kampf, den Deutschland, die Schweiz und Frankreich aufgenommen, um der Kirche ihre unrechtmäßige Position wieder abzugewinnen, sie von neuem auf die Seelsorge zu beschränken, kurz, ihr gegenüber das Verhältniß wiederherzustellen, welches in Deutschland bis 1840, in Frankreich bis 1850 gültig war, ein Verhältniß, das ihr auch einst hatte abgetrotzt werden müssen, aber bei dem sich Staat und Kirche Jahrhunderte lang gleich wohl befanden, — sie werden einsehen, daß dieser Kampf auch in Belgien aufgenommen werden muß. Dieser Kampf ist ja kein andrer als der um die Principien des Concordats von 1801, welches seinerzeit nur eine neue Auflage der Concordate der vorigen Jahrhunderte war. Die Gleichberechtigung der römischen Kirche und des Staates hat sich als undurchführbar erwiesen; die Unterordnung des Staates unter die Kirche wird kein aufgeklärter Mann des 19. Jahrhunderts zugeben; so bleibt nur die Unterordnung der Kirche und ihrer Diener, wie jeder andern Gemeinschaft und aller andern Bürger, unter den Staat, d. h. unter das Gesetz. Und man lasse sich doch ja nicht einschüchtern: Nicht der Staat, die Kirche läuft Gefahr in diesem Streite den Kürzeren zu ziehen, wenn man ihn auszuhalten versteht.

„Der Kampf, der heute zwischen dem Clerus und der Regierung entstehen könnte, sagte der katholisch-gesinnte Nothomb schon vor mehr als dreißig Jahren, wäre ein Streit nicht gegen die Fremdherrschaft wie 1830, sondern gegen die nationale Regierung"; wo aber heutzutage das nationale Princip in Frage kommt, ist's des Sieges gewiß.

Deshalb auch können die liberalen Belgier guten Muthes sein. Die nationale Frage, die man in Deutschland und Italien, oft auch in Belgien, in den Vordergrund zu stellen liebt, ist im Grunde keine. Gegen den Patriotismus ist die Kirche des 19. Jahrhunderts ganz ohnmächtig. Was man auch darüber declamiren mag, und ob's nun ein Glück oder ein Unglück sei, die Vaterlandsliebe ist heute von allen collectiven Gefühlen das Mächtigste. So bigott, so ultramontan, d. h. so blind gehorsam einem fremden Herrscher, heute auch ein Katholik sein mag, er ist, und wäre er Bischof, vor Allem Deutscher, Italiener, Franzose, Belgier. Im Falle eines Kampfes würde man Keinen, selbst keinen Cardinal finden, der gegen sein Vaterland stünde, geschweige denn, sich von dem Haupte der Christenheit seines Treueides gegen das Vaterland entbinden ließe. Es ist das eine rein imaginäre Gefahr, erfunden von den Culturkämpfern, um ihre Sache zu beschönigen, die solcher Beschönigung wahrlich nicht bedurfte. Nein, der Kampf des Staates mit der Kirche im 19. Jahrhundert ist nicht ein Kampf für die Unabhängigkeit der Nationen, sondern für die humane Bildung: er ist eine Frage der Civilisation, nicht der Politik. Eine Nation, welche ihr Geistesleben an den modernen Katholicismus ausliefert, muß geistig und sittlich zurückgehen. Selbst Tocqueville, ein überzeugter und warmer Katholik, hielt für „ausgemacht, daß die Laienerziehung die einzige Garantie für die Denkfreiheit sei"; die Denkfreiheit aber ist die moderne Cultur. Die Kirche ist logisch, sie geht bis zur Encyclica von 1832, bis zum Syllabus von 1864, mit dem eben die moderne Wissenschaft gerade sowenig verträglich ist, als der moderne Staat und die moderne Gesellschaft. Belgien selbst hat bewiesen, daß man diesen Anforderungen gegenüber nicht halbwegs stehen bleiben kann; der liberale Katholicismus hat sich im Staat, wie in der Kirche, trotz all' seiner geistigen und sittlichen Ueberlegenheit, als eine unhaltbare Position erwiesen; daß aber auch die weltliche Partei nicht halbwegs stehen bleiben kann, ist offenbar. Reagirt Belgien nicht energisch, versteht es nicht, die Geistlichkeit in ihre Sphäre, d. h. die Seelsorge, zurückzuzwängen, so bleibt es eben zurück. Die Welt aber geht vorwärts wie die Wissenschaft: sie geben nicht Acht, ob Jemand zurückbleibt, und ein Paraguay mehr oder weniger macht sie nicht in ihrem Gange irre.

Das verwickelte belgische Experiment ist also noch keineswegs beendet. Wol sind die parlamentarische Verfassung, die Neutralität, die Handelsfreiheit siegreich durchgeführt worden und haben sich in den schwierigsten Zeitläuften glänzend bewährt; aber noch bleiben die größeren Aufgaben zurück: Aufgaben, welche die ganz ähnlich gestellte Schweiz zum größten Theile glücklich gelöst hat: es handelt sich darum, alle Stände des Volkes zum gleichen Dienst für's Vaterland in der einen großen Schule des Nationalheeres zu vereinigen; zwei durch die Geschichte zu einer Nation verbundenen Stämmen mittelst Gleichberechtigung ihrer Sprachen gleiche Freiheit der Entwickelung zu sichern und so die jetzt gebundene geistige und sittliche Kraft der größeren Hälfte der Nation zu entfesseln; endlich dem Staate die unbedingte Oberhoheit über die Kirche zu erobern und, indem derselbe so ganz außer Frage gestellt ist, auch Wissenschaft und Kunst, Erziehung und Religion ein für alle Male der Sphäre politischer Leidenschaft zu entrücken, welche sie alle nur fälschen, hemmen oder verderben kann.

Thomas Carlyle als Moralist.

Von

Charles Grant.

Unter lebenden Engländern ist Keiner, dessen Einfluß auf das Denken seines Landes so weit und tief gewesen, als derjenige Thomas Carlyle's. Spuren desselben begegnen uns auf Wegen und an Stellen, wo wir sie nicht mehr erwarteten; nicht nur in den höheren Gebieten der Literatur, sondern in den Artikeln der Provinzialzeitungen und den Reden nichtconformistischer Prediger. Sein Einfluß ist ein Theil der intellectuellen Atmosphäre Englands geworden; aber die stärksten Geister und die ernsthaftesten Bestrebungen sind es, in denen er am Offenbarsten zum Vorschein kommt. Mit Ausnahme der Naturwissenschaften gibt es kaum einen Theil englischen Denkens und Fühlens, welcher nicht — sei es mittelbar, sei es unmittelbar — durch Thomas Carlyle's Schriften modificirt worden ist.

Wir finden in ihnen Beweise eines mächtigen und seltsam originellen Geistes, tiefen Denkens und ehrlicher Arbeit. Sie sind verschwenderisch reich an wilden Blitzen des Humors und klaren Einblicken in das menschliche Leben und den menschlichen Charakter; an leidenschaftlicher Beredsamkeit, Ironie und Witz. Vor und über Allem: sie sind einzig. Nichts von Dem, was Carlyle geschrieben hat, kann irrthümlich für das Werk eines anderen Mannes genommen werden. Gleich Jean Paul scheint er sich fast eine eigne Sprache geschaffen zu haben, so fremdartig klingt sein Stil den Ohren, welche an das Englisch von Bacon und Addison gewöhnt sind. Diejenigen, die verurtheilt gewesen sind, die Werke seiner Nachahmer zu lesen, werden dies kaum für eins seiner Verdienste halten. Aber bei ihm fühlen wir, daß es keine Affectation ist; daß er nur in dieser Weise sprechen kann; daß Das, was er zu sagen hatte, vielleicht nur so gesagt werden konnte. Wenige werden bestreiten, daß es werth war, gesagt zu werden; aber auf den ersten Blick ist es nicht leicht zu verstehen, wie diese Bände — Uebersetzungen, Biographien, Geschichte und vermischte Essays — ihrem Verfasser die Stellung sichern konnten, welche er einnimmt.

Befremdend erscheint es auch, daß es keineswegs die größten seiner Schriften sind, welche den tiefsten und unmittelbarsten Einfluß ausgeübt haben. Seine Sammlung von „Oliver Cromwell's Briefen und Reden mit Erläuterungen" und seine „Geschichte der französischen Revolution" werden alle seine andern Werke wahrscheinlich überleben; aber nicht an diese, sondern an seine Flugschriften und Essays, vor Allem an „Sartor Resartus" wandte sich die Jugend der letzten Generation, um sich von ihnen führen zu lassen. Es ist hier nicht unsere Absicht, eine Schätzung von Carlyle's Genius zu versuchen, oder auf eine Kritik seiner Meinungen einzugehen; wir wollen nur, so weit es geschehen mag, den Zauber erklären, welchen seine Lehre für so viele ernste und denkende Geister einst besaß.

I.

Die intellectuelle Revolution, welche während des letzten Jahrhunderts über die Gesammtheit der civilisirten Welt fluthete, war nicht die bloße Veränderung eines literarischen oder politischen Glaubens. Sie durchdrang die ganze geistige Natur des Menschen und an manchen Orten nahm sie eine religiöse Form an. Auch konnte es nicht wol anders sein. Ein Zeitalter, welches entschlossen war mit allem Conventionellen zu brechen, und als sein Ideal die Rückkehr zur Natur annahm, konnte die Religion schwerlich mit jener wohlerzogenen, etwas verächtlichen Höflichkeit behandeln, welche bis dahin Mode gewesen war. Auch in dieser Hinsicht mußte das Leben wahrhaft gemacht werden. Diejenigen, welche das Christenthum verwarfen, weigerten sich nun sogar, ihm mit den Lippen zu dienen; diejenigen, welche noch glaubten, drangen darauf, daß man aufhören solle, ihm nur mit den Lippen zu dienen. Wenn die Formeln, welche sie seit der Kindheit wiederholt hatten, wahr seien, so sollten sie nicht nur in der Kirche oder an Festtagen, sondern in den alltäglichsten Worten und Handlungen einen Ausdruck finden. Demgemäß gewahren wir, sogar im protestantischen Deutschland, ein Wachsthum des Pietismus und die Anwandlungen der „schönen Seelen". Aber in England, wo, trotz des Vorganges der Deisten, die große Mehrheit der gebildeten Classen keineswegs vorbereitet war, die Lehrsätze aufzugeben, in denen sie erzogen worden, war die religiöse Bewegung bei Weitem tiefer und von einer längeren Dauer.

Wenn irgend einer, so würde der Charakter John Wesley's, des Stifters des Methodismus, ein sorgfältiges Studium wol belohnen. Er vereinte intensives religiöses Gefühl und entschlossene Hingebung mit scharfem Blick für das praktisch Vernünftige und einem außerordentlichen Organisationstalent. Seine Macht, die Gemüther der Menschen zu bewegen, und seine Fähigkeit, sie zu lenken, erinnern zuweilen an die großen Begründer der Bettelorden. Aber er war der protestantische St. Dominicus des achtzehnten Jahrhunderts, der St. Franciscus der englischen Philister. Niemals vielleicht ist ein so tiefes und aufrichtiges religiöses Gefühl begleitet gewesen von einer so geringen Fähigkeit, sei es für den mystischen Gedanken oder die philosophische Speculation, hat es Ausdruck gefunden in einer so trocknen und mechanischen Form; niemals hat ein System, geistig so flach wie der Methodismus, einen so tiefen und dauernden Einfluß ausgeübt.

Seine Doctrinen fallen glücklicherweise nicht in das Bereich unserer Betrachtung; sein Geist war derjenige der deutschen Pietisten. Empfindsamkeit war damals im Schwange; und dies war ein Versuch, die Religion auf Empfindung zu begründen. Sehnsucht und Verlangen, Verzückung und Niedergeschlagenheit wurden an die Stelle von Thätigkeit und Ueberzeugung gesetzt. Wenn die Schöngeister ihrer Zeit sich daran ergötzten, mit epikuräischer Selbstgefälligkeit jedes Zucken und Zittern ihrer Gemüthsbewegungen aufzuzeichnen: so fanden die „schönen Seelen" ein unermüdliches Vergnügen in der Selbstbeschauung. Auch sie bebten und erglühten in ihren Platonischen Liebschaften mit einem göttlichen und unsichtbaren Bräutigam. Alles dies war aufrichtig genug, im schlimmsten Falle, wie Byron sagte, aufrichtige Heuchelei; aber es war zugleich erschlaffend und krankhaft. In der moralischen sowol als in der physischen Welt wird Derjenige, welcher unaufhörlich seinen eignen Puls fühlt oder beständig über seine eigne Verdauung nachdenkt, bald damit enden, zu entdecken oder sich einzubilden, daß er krank sei. Das ganze Leben der religiösen Gesellschaft zu jener Zeit war darauf berechnet, diese ungesunde Richtung zu nähren. Dem schwärmerischen Bekehrten wurde zwar keine strenge und schmerzliche Ascese auferlegt; aber jede gesunde Thätigkeit, jedes harmlose Vergnügen, die Jagd, der Ballsaal und das Theater, Alles in der That, was ihn veranlassen konnte, auch nur für einen Augenblick, sich selbst und sein Innenleben zu vergessen, ward als weltlich und gefährlich in Mißcredit gebracht. Von weitschweifigem Redefluß dagegen, vom Umgang der Seelen miteinander, von Empfindung, mit Einem Wort, in all' ihren Formen und Gestalten gab es genug, und mehr als genug.

In Deutschland hatte der Pietismus zu dieser Zeit mächtige Beschützer in den oberen Classen gefunden, und hauptsächlich ihrer Begünstigung ist es zuzuschreiben, daß er sich unter den niederen verbreitete. Im englischen Methodismus ward er popularisirt in einem Cultus schöner Seelen „für die Million", und er gewann durch diesen Proceß vielleicht eben soviel an drastischer Wirksamkeit, als er an Zartheit und Verfeinerung einbüßte. Jedenfalls gewann er Macht; während in Deutschland die religiöse Bewegung sich nur in vereinzelten Kreisen zeigte und vorübergegangen ist, kaum eine Spur zurücklassend in der höheren Literatur, hat sie sich in England ihren Weg aufwärts und vorwärts gebahnt, bis sie, während der ersten drei Decennien unsres Jahrhunderts, in einer Form oder der andern, das geistige Leben der Nation beherrschte.

Diese Wiederbelebung des religiösen Gefühls, nicht nur als der anmuthige Zierrath eines Romans oder Gedichtes, oder der Trost einiger weniger hochbegabter und eigenthümlich organisirter Geister, sondern als eine wirksame volksthümliche Kraft, hat die gesammte Literatur und das ganze nationale Leben Englands modificirt. Noch jetzt ist das Christenthum dort eine größere Macht, als es in den Tagen Pope's und Swift's war; aber vor fünfzig Jahren war sein Einfluß weit tiefer und innerlich stärker, als gegenwärtig. Doch war es damals in einem so engen und intellectuell so unhaltbarem Glauben verkörpert, daß fast der erste Anstoß des Gedankens zur Auflehnung gegen dasselbe führen mußte. Daher fanden sich alle jungen Denker der Zeit in einer ungewöhnlichen und peinlichen Lage. Das Gebot der einfachen intellectuellen Ehrlichkeit trieb

sie, den Glauben ihrer Kindheit zu verlassen, während doch keine lange Periode des Indifferentismus einen solchen Schritt leicht und beinahe bedeutungslos gemacht hatte. Der Glaube, welcher sie zur Opposition herausforderte, war kein bleiches Phantom der Vergangenheit, keine abgelebte Institution, deren üppiges Einkommen ihre Vertreter zugleich mächtig und lächerlich machte, kein anerkanntes Material für den geistreichen Scherz und geeigneter Gegenstand für glänzende Epigramme; er war das heiligste Vermächtniß ihrer Mütter, ihrer Schwestern, ihrer Bräute, mit welchem die theuersten Erinnerungen an Heimath und Kindheit sich verbanden. Sie selbst hatten seine Süßigkeit, seinen entnervenden Zauber gekostet. Von der Wiege an waren sie zu beständiger Schau nach Innen erzogen und daran gewöhnt worden, jenem jugendlichen Hang des Brütens über die eignen Empfindungen sich hinzugeben, welcher halb wonnig, halb schmerzlich und ganz und gar eitel ist. Da man sie gelehrt hatte, jede Handlung in dem blendenden Spiel der Lichter und Dunkelheiten eines Himmels und einer Hölle zu sehen, schien ihnen der gemeine Sonnenschein in der Welt farblos und ließ sie kalt. In den Worten Hamlet's hatten sie „keine Luft am Manne — und am Weibe auch nicht".

Es würde ein Irrthum sein, wollte man die Unbefriedigung, welche das geistige Leben Englands eine Zeit lang verdunkelte, diesem Sich-Versenken in eine lediglich auf der Stimmung beruhenden Religion allein zuschreiben, wiewol letztere sicherlich jenes Gefühl verschlimmerte und in hohem Maße die Form bestimmte, welche dasselbe annahm. Von Anfang an hatte die neue geistige Bewegung eine melancholische Färbung. Ganz Europa hatte über die Leiden Rousseau's geweint und fast die erste freie und volle Aeußerung der literarischen Revolution in Deutschland war Werther. Vielleicht wird es immer so sein müssen, wenn die Dichtung ernsthaft unternimmt, mit der Thatsächlichkeit des Lebens zu ringen. Dante war nicht leichtherzig und der Geist, der in den Sonetten Shakespeare's athmet, ist sehr verschieden von dem seiner Komödien. Die Natur verbirgt ein Gift in ihrem Busen, welches sie nur Denen reicht, die sie am Innigsten und Treuesten lieben. Scheint sie nicht beständig auf eine Schönheit hinzudeuten, welche sie niemals ganz verwirklicht; eine Freude zu versprechen, die sie niemals gewähren kann? Aber in den Tagen Dante's und Shakespeare's wußten die Menschen, daß ihre persönlichen Leiden eine Angelegenheit von sehr geringer Wichtigkeit für die Welt im Großen und Ganzen waren und daß diese nur, wenn sie in einer vollendeten künstlerischen Form Gestalt gewonnen hatten, ein Auditorium finden konnten; während die ganze Richtung der neuen Periode darauf hinausging, die Stimmung über die Pflicht zu stellen, das Gefühl über die Handlung und die Empfindung über die Ueberzeugung.

In dieser Niedergeschlagenheit war viel Unwirkliches und Lächerliches. Da Verzweiflung für eine Zeit das rechte Ding und ein gebrochnes Herz die Mode geworden war, so cultivirten die Dandies einen Ausdruck der Theilnahmslosigkeit oder ein höhnisches Lächeln à la Byron als die neueste Zierde des Benehmens. Einige spielten die Trostlosen so lange, daß sie sich wirklich unbehaglich zu fühlen anfingen; und es gab Andere, welche, wie Dickens sagte, niemals glücklich waren, außer wenn sie elend waren. Aber hinter all' dieser Thorheit

lag ein tiefer und aufrichtiger Lebensüberdruß. Solche Romane wie Werther, solche Gedichte wie die von Byron, Leopardi und Heine werden nicht eingegeben durch bloße Affectation; noch würden sie den außerordentlichen Einfluß, den sie einst besaßen, gewonnen haben, wenn die Empfindungen, welche sie verkörperten, nicht ein Echo in vielen Herzen gefunden hätten. Die Bewunderung wenigstens, welche sich über Byron ergoß, war nicht rein ästhetisch. Gerade weil er seinen Landsleuten einst so viel mehr als ein Dichter war, werden selbst seine poetischen Verdienste von ihnen jetzt nur mit einem gewissen Widerstreben anerkannt. Am unduldsamsten sind wir gegen diejenigen Fehler, deren wir uns einst selbst zu zeihen hatten.

Das Unglück Englands war, daß die günstige Umwälzung dort keine neue Philosophie hervorgebracht hatte. Sie hatte die Richtung des Denkens und des Geschmacks völlig verändert, neue Interessen und geistige Bedürfnisse geweckt; sie hatte eine neue Literatur geschaffen. Aber sie hatte sich nicht in einen solchen Plan der Welt und der Beziehung des Menschen zu derselben ausgestaltet, welcher sowol die Vernunft als die Phantasie befriedigen und demgemäß als ein wirklicher Führer angenommen werden konnte. Und eben darnach hungerte die Jugend der Nation; sie auf die metaphysischen Speculationen eines früheren Geschlechtes verweisen, hieß nichts Anderes, als denen einen Stein geben, die nach Brod verlangten. Denn nicht nur die Antworten, welche der menschliche Geist fordert, sondern auch recht eigentlich die Fragen, die er stellt, verändern sich von Zeitalter zu Zeitalter, wenigstens in der Form. Die Zweifel und Schwierigkeiten des heil. Augustinus waren nicht diejenigen Dante's; und diejenigen Dante's sind nicht die unseren.

Am Heftigsten empfunden wurde dieser intellectuelle Mangel auf den englischen Universitäten; und in Oxford gab er Anlaß zu einer neuen religiösen Bewegung, welche damit endete, daß ihre größten Führer und einige von ihren Nachfolgern sich mit der katholischen Kirche versöhnten. Wenn der Tag theologischen Zornes vergangen sein wird, dann wird allgemein zugestanden werden, daß John Henry Newman einer der größten speculativen Geister ist, welche England während dieses Jahrhunderts hervorgebracht hat. Das literarische Verdienst seiner Poesie sowol als seiner Prosa ist längst in ganz England anerkannt, und es ist schwer zu sagen, welch' großes Werk er nicht hätte vollbringen können, wären nicht seine religiösen Ueberzeugungen zu einer seine gesammten Kräfte absorbirenden Leidenschaft gediehen. Theologische Fragen besaßen, wie wir gesehen haben, ein sehr reales Interesse für die meisten seiner Zeitgenossen: ihm schien kein anderes Interesse real. Aber mit einem religiösen Gefühl, so tief und wahr wie dasjenige Wesley's, verband er einen viel stärkeren Intellect und eine höhere Bildung. Von Anfang an standen die Schriften der Tractarianer in scharfbezeichnetem Gegensatz zu denen ihrer Opponenten: sie waren gelehrt, vorsichtig im Urtheil und maßvoll im Ton. Aber in Newman's eigenen Werken finden wir beständig, zusammen mit diesen Eigenschaften, jene Gründlichkeit und Bereitschaft, seinen Ueberzeugungen bis zu ihren letzten Consequenzen zu folgen, welche weit seltener ist. Sein System, wie es dermalen vor uns steht, ist vollständig und kann und muß als ein Ganzes beurtheilt werden.

Es ist verworfen worden von Vielen, welche die größte Bewunderung für das Leben und die Talente seines Urhebers hegen; aber es ist nicht zusammenhangslos, es ist niemals blos tastend oder im Widerspruch mit sich selbst.

Doch diese Eigenschaften, wiewol sie lebhaft geschätzt wurden von den jungen Männern, welche sich in die Kirchen drängten, um den neuen Lehrern zu lauschen, würden ihren außerordentlichen, unmittelbaren Einfluß kaum erklären. Dieser ist vielmehr zurückzuführen auf den Ernst und die Aufrichtigkeit derselben; auf die Thatsache, daß sie sprachen wie „Die, welche berufen sind". Auch sie hatten gelitten, wie ihre Zuhörer noch litten; und sie hatten in dem Glauben, welchen sie predigten, eine Zuflucht und eine Befreiung gefunden. Die alten Dogmen gewannen auf ihren Lippen eine neue Lebensfähigkeit, da sie beständig in Verbindung mit dem modernen Leben gebracht und nicht als rein abstracte Formeln behandelt wurden, sondern als die wahre Antwort auf alle Zweifel und Schwierigkeiten des Zeitalters. Welche Meinung immer wir auch von der theologischen Lehre der hochkirchlichen Partei hegen mögen, nicht geleugnet kann werden, daß es ein offenbarer, moralischer Gewinn war, daß Religion wieder mit Thätigkeit und vernünftiger Ueberzeugung in Zusammenhang gebracht ward, anstatt sich Luft zu machen in Ausbrüchen der Erregtheit und einer krankhaften Erforschung des Empfindens.

Von Anfang an jedoch wandte sich das System hauptsächlich an die Gebildeten und Höherstehenden. Es war zu ideal und in sich abgeschlossen, als daß es, wie der Methodismus gethan hatte, auf die Phantasie der Massen hätte wirken können; und es stand im Gegensatz, nicht nur zur Indifferenz, sondern zu den tiefsten politischen Ueberzeugungen und den heftigsten Vorurtheilen der Nation. Es ist daher nicht zu verwundern, daß hunderte von frommen Federn damit beschäftigt waren, seine Anhänger zu schmähen und daß jedes Mittel, welches das Gesetz gestattete, angewandt ward, um sie zum Schweigen zu bringen. Solche blinde Ausbrüche der Volksleidenschaft haben keine Bedeutung; doch aber waren viele ernste Männer, welche keinen Theil an dem Geschrei nahmen und welche diejenigen, gegen die es erhoben ward, mit Zuneigung und Hochachtung betrachteten, völlig unfähig, ihre Lehren anzunehmen. Diese theologische Erklärung des Lebens mochte glaubbar genug erscheinen auf den schattigen Gartenwegen und in den gothischen Hallen von Oxford, oder in ländlichen Pfarrhäusern, zu denen der Lärm der Welt nur in einem durch die Entfernung gedämpften Echo kam; aber diejenigen, welche mitten im Kampfe standen und täglich Stirn gegen Stirn mit den Thatsachen des Daseins gebracht wurden, fühlten sich, sobald sie sich näherten, abgeschreckt durch eine Empfindung ihrer Unwirklichkeit. Gerade die Schönheit und Vollständigkeit dieser Lehre schienen eher die eines Kunstwerkes, als einer Philosophie. Sie war ein Traumgebilde, welches die Einbildungskraft verwirklichen und vielleicht annehmen konnte; gegen welches aber der gesunde Menschenverstand sich auflehnte, sobald der Versuch gemacht ward, es in der Wirklichkeit auszuführen. Dieser Eindruck ward verstärkt durch den Umstand, daß die Führer der Tractarianer sich mit ihren Argumenten hauptsächlich an orthodoxe Protestanten gewandt hatten; Ungläubigen hatten sie wenig Neues zu sagen. So war das Fundament der schwächste

Theil des ganzen Gebäudes. Und doch ist Newman's Kenntniß der menschlichen Seele so tief begründet; seine Lehre so hoch und rein und angepaßt an alle ihre edelsten Bedürfnisse, daß Viele nur mit einer eigenartigen Traurigkeit fühlten, er sei nicht ihr berufener Führer.

Von einer kleinen Schule englischer Denker, deren Speculationen kürzlich bestimmt waren, in einer etwas modificirten Form einen bedeutenden Einfluß auf das Denken, nicht nur von England, sondern von Europa zu üben, ist bisher Nichts gesagt worden, noch kann davon an dieser Stelle viel gesagt werden, da der Gegenstand zu wichtig ist, um cursorisch abgehandelt zu werden. Die Utilitarier hatten noch nicht in John Stuart Mill einen Schriftsteller gefunden, welcher fähig war, ihre Lehrsätze so vorzutragen, daß sie das Ohr des allgemeinen Publicums gewannen, und sie so zu erweitern, daß sie in Einklang kamen mit der Ansicht des Zeitalters. Wiewol ihre auf politische, gesetzgeberische und ökonomische Reform gerichteten Bestrebungen eine immer zunehmende Aufmerksamkeit erregten, so wurde doch von ihren metaphysischen Meinungen selten anders, als mit einem Lächeln gesprochen. Sie schienen ein Ding, ganz abseits von dem übrigen intellectuellen Leben der Gegenwart; eine letzte Schar von Nachzüglern des achtzehnten Jahrhunderts, welches sich umsonst bemüht, gegen das neunzehnte zu Felde zu ziehen. Zu einer Zeit, wo Leidenschaft und Phantasie ihre vollste Macht gesichert hatten, wandten sie sich an den gesunden Menschenverstand allein. Viele fühlten, daß es im höchsten Grade gleichgültig, ob ihre Theorien wahr oder falsch seien; Andere, daß ihre mechanische Erklärungsweise des Weltalls unbefriedigender und im Grunde unglaublicher, als die wildesten der mythologischen Märchen. Waren sie stark, da wo die hochkirchliche Partei schwach war, so erschienen sie am Schwächsten, wo jene am Stärksten sind. Sie verstanden weder ihr Zeitalter, noch Das, wonach es verlangte; sie waren unfähig, sein Herz zu rühren oder seine Phantasie zu erwärmen [1]). So wurde die Jugend Englands in einen Conflict zwischen Zweifel und Verlangen gezogen. Sie hatten, wie es schien, einzig nur noch zu wählen zwischen einem Glauben, welchen ihre Vernunft verwarf, und einem andern, von welchem ihre innerste Natur sich mit Widerwillen abwandte.

Die geistigen Strebungen und Erscheinungen, deren wechselnde Gestalten wir uns hier bemüht haben flüchtig zu zeichnen, konnten nur Diejenigen berühren, deren Gedanken und Gefühle sich über die Sorgen und Interessen des Tages erhoben. Diese müssen immer eine Minderheit sein, in jeder Classe und jedem Lande. Die große Masse des englischen Volkes betrachtete die Lehren Wesley's und Newman's mit derselben Gleichgültigkeit, oder fühlte nur eine urtheilslose Abneigung gegen sie, weil sie neu waren. Die Volkshaufen, welche die ersten Methodisten bedrohten und mit Steinen warfen, würden dasselbe gegen die Tractarianer gethan haben, wenn die Letzteren auf die Heerstraßen und hinter die Hecken gegangen wären, um nach Convertiten zu suchen, wie es die Ersteren gethan. Mittlerweile war das Leben der Nation mechanischer und eintöniger geworden, als es

[1]) Diese Bemerkungen sind natürlich nicht anwendbar auf den Utilitarismus, wie J. S. Mill ihn gelehrt hat.

jemals zuvor gewesen. Es schien, als ob der bittere Kampf um Reichthümer und Stellung denen, welche nicht zu Rang und Reichthum geboren waren, weder Zeit noch Gelegenheit übrig gelassen hätte für Schönheit, Anmuth und Vergnügen. Ein Extrem erzeugt häufig das andere; und es mag sein, daß ein Theil der religiösen Inbrunst und des idealen Verlangens jener Zeit daraus entsprang, daß man seines kargen äußerlichen Lebens müde war. Auf keinen Fall war der träge Wechsel von Geschäft und Schlaf darauf berechnet, denjenigen Linderung zu bringen, welche seelisch litten, oder ihre Gedanken nach Außen zu gesunder Thätigkeit zu lenken.

II.

So war der Zustand Englands während der ersten Jahre von Carlyle's literarischem Leben, und so die Zuhörerschaft, an die er sich wandte. Er war einer von den Männern, welche es unmöglich finden, in geistiger Hinsicht von der Hand in den Mund zu leben; deren innerste Natur sie antreibt, eine klare Auffassung des Lebens und seiner ethischen Beziehungen anzunehmen oder für sich aufzustellen. Gleich so vielen seiner Zeitgenossen, hatte er gefühlt, wie die Dogmen, in denen er erzogen worden, bei der ersten unsanften Berührung zu Staub zerfallen waren; aber ungleich den meisten, gab er sich männlich Mühe, einen Glauben zu entdecken, welchen man, bei dem allgemeinen Schiffbruch der Religion, in aller Ehrlichkeit bekennen könnte. Jedoch ward die Führung, die er suchte, nicht in den frühen Kirchenvätern gefunden. Ihm war es unmöglich, zu einem Compromiß mit seiner Vernunft zu gelangen, welches ihn in den Stand setzte, seine Zweifel auf der einen Seite und seine seelischen Bedürfnisse auf der andern zum Schweigen zu bringen. Wo sollte er einen Meister finden, dem er folgen konnte?

Uns scheint die Antwort leicht. Es gab einen Mann in Europa, welcher den großen Kampf durchgekämpft hatte bis zum siegreichen Ende. Was man zuerst von ihm vernommen, war der Ausruf liebevoller Anhänglichkeit an die Vergangenheit gewesen, die verzweiflungsvolle Klage über die Gegenwart, welche einen Widerhall wechselnder Harmonie und Dissonanz in allen civilisirten Ländern weckte. In jenen Tagen hatte er, Nacht für Nacht, mit einem scharfen Dolch neben seinem Bett geschlafen, und auf jenen großen Impuls des Augenblicks gewartet, welcher ihm Kraft verleihen sollte, denselben in seine Brust zu stoßen, da das ihm die einzig würdige Form eines selbstgesuchten Todes schien. Aber er war nicht so gestorben. Auf Goetz und Werther waren Iphigenia, Tasso, Wilhelm Meister und Faust gefolgt, auf den gewaltigen Sturm eine vollkommene sonnige Stille. Aber kein Zweifel war gewaltsam unterdrückt oder zum Schweigen gebracht, kein seelisches Bedürfniß aufgegeben worden. In ihm war der intellectuelle Muth und die klare, wiewol oberflächliche Einsicht Voltaire's vereinigt mit dem tiefen Einblick, den die Dichter Europa's wieder einmal ersehnten. Das klingt heute trivial und wie ein Gemeinplatz; aber es wird Carlyle doch zur bleibenden Ehre gereichen, daß er, inmitten des lärmenden Geschreies, welches jedes neue Buch von Scott und Byron begrüßte, der erste Engländer war, welcher die tiefe Bedeutung von Goethe's Leben und Lebenswerk klar durchschaute und ehrfurchtsvoll anerkannte.

Nach seinem eigenen Geständniß war es dieser Dichter, aus welchem Carlyle seine tiefste und vollste Inspiration herleitete; jedoch beschränkte sein Studium der deutschen Literatur sich nicht auf dessen Werke allein, und viele Dinge mußten von anderen deutschen Schriftstellern gelernt werden. In Kant hatte das neue Zeitalter die ersten Worte einer neuen Philosophie gesprochen. Sie waren ruhig und gemessen, wie es solchen Worten geziemte. Manchen phantasievollen und enthusiastischen Naturen, wie Heinrich von Kleist, schienen sie rauh und unbefriedigend; aber sie kündigten in dieser Sphäre des Denkens, gleich allem Uebrigen, eine Umkehr zu ernsten Principien als die einzige Grundlage an, auf welcher sicher gebaut werden mag; und wiewol andere Baumeister auf der so gewonnenen Basis Systeme aufgerichtet haben, welche phantastisch und unsicher genug sind, so bleibt sie selbst doch unerschüttert.

Aber, selbst wenn wir diese Beiden — Goethe und Kant — bei Seite lassen, als Männer, mit welchen es ungerecht sein würde irgend einen andern ihrer Zeitgenossen zu vergleichen, so finden wir in Deutschland während der Periode, von welcher wir sprechen, eine außerordentliche Thätigkeit in jedem Zweige der Literatur und Philosophie. Dichter folgte auf Dichter, Denker auf Denker. Neue Reiche des Gedankens wurden aufgethan, und neue Wissenschaften in's Leben gerufen. Keine Frage schien zu dunkel, um nicht gelöst, keine Aufgabe zu schwierig, um nicht unternommen zu werden. Die Literaturen entlegener Länder und Zeitalter, nicht nur diejenigen Europa's, sondern Persiens, Indiens und des fernen Ostens wurden studirt, und was vorzüglich in ihnen war, eignete man sich eifrig an. Auch blieben die Ergebnisse dieser Studien nicht blos todtes Wissen; sie wurden in die Speculation des Tages aufgenommen und modificirten dieselbe beträchtlich. Diese Verbindung unermüdlichen Fleißes mit der machtvollen Bethätigung der Aneignungskraft ist vielleicht der überraschendste Charakterzug jener Periode. Es darf bezweifelt werden, ob in der Weite des Blicks, der Tiefe der Einsicht und der Universalität des Geschmacks das intellectuelle Leben irgend eines Zeitalters oder Landes den Vergleich aushält mit demjenigen Deutschlands während der letzten zwanzig Jahre von Goethe's Leben. Freilich hatte das Bild auch seine Kehrseite. Da die Gesammtheit der menschlichen Natur als ein geeigneter Gegenstand für das poetische und philosophische Studium erachtet und kein Theil derselben als zu hoch oder zu niedrig für wissenschaftliche Betrachtung oder künstlerische Darstellung bei Seite gesetzt ward, so war es unvermeidlich, daß man gelegentlich falsche Ausgangspunkte nahm oder häufig einen ungebührlichen Nachdruck auf gewisse psychologische Erscheinungen legte, andere vernachlässigte, und auf diese Weise die harmonischen Verhältnisse der Natur verrenkte. Das Studium der ausländischen Dichtung hatte zu der Ueberzeugung geführt, daß unter dem Einfluß verschiedener Culturzustände die Einbildungskraft verschiedene Arten des Ausdrucks annimmt, von denen keine an sich höher oder niedriger als der Rest gestellt werden darf, da jeder den Gedanken, welche er verkörpert, adäquat ist. Die Bereitwilligkeit, wahre Poesie unter jeder dieser Formen anzunehmen, wie ungewöhnlich es auf den ersten Blick scheinen mag, war das Resultat einer hohen literarischen Bildung; aber sie führte zu zwei gleicherweise verderblichen, wiewol scheinbar ent-

gegengesetzten Irrthümern. Es gab Dichter, welche große Sorgfalt und viele Mühe aufwandten, um in Deutschland Versformen einzuführen, welche dem Genius der Sprache und dem Geiste der Zeit fremd waren. Es gab andere, welche — übersehend, daß es in der Kunst unmöglich ist, die Gedanken von der Form zu trennen, ohne Beide zu tödten — Freiheit zur Entschuldigung für Zügellosigkeit machten, und unzusammenhängende, zuweilen sogar chaotische Werke hervorbrachten. Jedoch überall, selbst in diesen Irrthümern, war Unabhängigkeit, Kühnheit und Originalität, eine Ueberfülle von Leben und Kraft.

Eine solche Literatur übt eine große Anziehung auf den Fremden aus; aber es ist eine Anziehung, welche ihn nur zu oft irre führt. Es ist leicht genug, Kunstwerke nach einem angenommenen Muster zu beurtheilen, und sie gerade wegen dessen zu tadeln, was sie an Kraft und Originalität besitzen; aber diejenigen, welche ihren Zauber einmal gefühlt haben, sind eher geneigt, Beides ihrer Fremdartigkeit zuzuschreiben, mit Entzücken auf zufälligen Eigenthümlichkeiten zu verweilen, jeden Fehler nachzuahmen und jede Manierirtheit zu übertreiben. Carlyle's hochherzige Sympathie für Alles, was groß ist, bewahrte ihn vor der ersteren, sein gesundes Urtheil und der weite Umfang seiner Bildung vor der zweiten dieser Gefahren. Die Fragen, welche ihn interessirten, waren nicht durch Bücher, sondern durch das Leben angeregt worden; sie hatten eine intensive Wirklichkeit, eine tiefe praktische Wichtigkeit für ihn. Er wandte sich an die deutschen Denker, um von ihnen eine Antwort zu erhalten auf diejenigen Fragen, welche das Ergebniß einer englischen intellectuellen Bewegung waren, und an ihrer Fähigkeit, Licht auf dieselbe zu werfen, prüfte er die neue Philosophie. Er machte keinen Versuch, ein vollständiges System aufzustellen, noch verlangte er, ein solches angenommen zu sehen. Er strebte einzig darnach, die Schwierigkeiten zu entfernen, welche sich seinem eignen Geist am Heftigsten dargestellt hatten. Alle seine Schriften hatten daher eine deutliche Tendenz auf die geistigen und sittlichen Bedürfnisse seiner Landsleute.

Dies war sogar bei seinen Uebersetzungen der Fall. Die Werke, welche er auswählte, waren immer im Hinblick auf ihre Beziehungen zu Angelegenheiten von englischem Interesse, dem Zweifel und den Bestrebungen seines eigenen Zeitalters gewählt. Bei Weitem das Wichtigste war Wilhelm Meister. Es war schwerlich der unvergleichliche Stil der Erzählung, die poetische Meisterschaft, mit welcher die Charaktere gezeichnet und einander gegenübergestellt sind, mit Einem Wort, die vollendete Kunst des Buches, wiewol er Geschmack und Empfänglichkeit genug besaß, um sie zu schätzen, welche Carlyle veranlaßte, Goethe's größten Roman zu übersetzen. Was ihn wünschen ließ, das Buch bei dem englischen Publicum einzuführen, war vielmehr das Seelengemälde des Helden, welcher langsam, durch tausend Thorheiten und Irrthümer zu Stärke und Freiheit heranwächst, die tiefe und ruhige Weisheit, welche auf jeder Seite gefunden wird. In anderen Aufsätzen kommt er oft auf Das zurück, was er als die Moral der Erzählung betrachtet: „Mit Entsagung beginnt das Leben"; und „Hier oder nirgends ist Amerika"; und kaum weniger häufig auf die Worte, mit welchen Wilhelm von Friederich verspottet wird: „Du erinnerst mich an

Saul, den Sohn des Kiß, welcher ausging, nach seines Vaters Eseln zu sehen, und ein Königreich fand."

In mancher Hinsicht ist Carlyle's Wiedergabe nicht hoch genug zu rühmen. Die Engländer haben keine andere Prosa-Uebersetzung aus dem Deutschen, welche sich mit derselben in Geist und Treue vergleichen kann. Wenn wir uns aber zu dem Original wenden, so macht sich uns eine Verschiedenheit des Tones bemerkbar, welche auf den ersten Blick nicht leicht zu erklären ist. Aehnlich fühlen wir bei den Copien italienischer Meisterwerke, welche von den großen holländischen Malern herrühren, daß im Proceß der Nachbildung gewisse Elemente verloren gegangen und andere hineingekommen sind. Die Individualität des Uebersetzers ist zu stark, um ganz in der von ihm unternommenen Aufgabe unterzugehen. In Carlyle's Fall ist dies hauptsächlich dem Charakter seines Stiles zuzuschreiben. Dieser ist immer lebendig und kraftvoll; es würde vielleicht unmöglich gewesen sein, in irgend einem anderen Stil Goethe's feine Satzwendungen und schöne Steigerungen des Sinnes gleich treu und eindrucksvoll wiederzugeben; aber er ist nicht leicht oder anmuthig, und Leichtigkeit und Anmuth gehören zu den vorzüglichsten Reizen des Originals. Auf diese Weise gewinnen die Worte im Englischen etwas, so zu sagen, Emphatisches, was sie im Deutschen nicht haben; ein Theil ihrer leichten, spielenden, scheinbar unbewußten Ironie geht verloren.

Die meisten Verehrer Goethe's werden einen annähernd gleichen Eindruck von den Aufsätzen Carlyle's über den Dichter empfangen haben. Sie haben in demselben das Porträt eines Freundes, welches von der Hand eines Meisters entworfen ist; das Bild ist gefällig, die Aehnlichkeit sprechend, aber die Züge tragen dennoch einen Ausdruck, der ihnen fremd ist. Es ist dies auch nicht zu verwundern. Wenn der einfachste Felsen und Baum einen verschiedenen Charakter annimmt, je nachdem er von verschiedenen Künstlern gezeichnet ist, wie viel mehr muß ein großer Geist Jedem von Denen, die ihn studiren, einen anderen Anblick darbieten. In jedem Gegenstande sehen wir nur Das, was wir zu sehen die Fähigkeit haben; hauptsächlich Das, was uns interessirt und deshalb zu fördern vermag. Der Mann, welcher Goethe in einem tieferen Sinne verstehen, welcher durch ihn hindurch und über ihn hinwegsehen und die Möglichkeiten sowol als die Errungenschaften seines Genius vollständig taxiren könnte, der müßte ein Größerer sein als Goethe, und ein solcher ist noch nicht geboren. Wir müssen zufrieden sein mit mannigfachen Bildern von verschiedenen Seiten dieses universellen Mannes, da die Darstellung von ihm, wie er war, nicht erwartet werden darf. Unter Studien dieser Art werden diejenigen Carlyle's in der Schätzung aller wahren Goethefreunde stets einen wichtigen Platz einnehmen. Sie sagen uns wenigstens, was ein ungewöhnlich ehrlicher und ursprünglicher Geist, ein Zeitgenosse, ein ehrfurchtsvoller Bewunderer, ein persönlicher, wennschon nicht intimer Freund, über den größten Intellect der neueren Zeiten dachte. Dies ist die Stellung, welche Carlyle beständig innehält: er schreibt immer als ein Lernender, nicht als ein Richter, und obwol seine ganze Geistesrichtung ihn antreibt, hinter den Werken des Dichters den Mann zu suchen, so vergißt er doch nie für einen Augenblick die Schwierigkeit seiner Aufgabe. Er ist absolut frei

von kleinlicher Neugier. In den Schriften des Dichters sucht und findet er nur dessen bestes und höchstes Leben verzeichnet.

III.

Wir haben gesehen, daß Goethe's Leben für seine englischen Zeitgenossen eine Bedeutung besaß, welche es für unsere eigene Generation schwerlich haben kann. Der Verfasser des Werther hatte „ihre Sünden getragen und ihre Leiden erduldet"; wol mochten sie fragen, wie es geschehen, daß er sich triumphirend über sie erhoben. Diese Frage hat Carlyle niemals verlassen, selbst wenn er mit der zärtlichsten Hingebung bei den rein ästhetischen Schönheiten eines Gedichtes, wie Helena, verweilt. Seine Ansicht der Sache drückt sich vielleicht am Klarsten und Schärfsten in der folgenden Stelle aus, welche wir anführen als charakteristisch mehr für den Schriftsteller als die Werke, die er kritisirt.

„In Goethe's Werken, wenn man sie chronologisch ordnet, sehen wir dies über allen Dingen: einen Geist, welcher sich zu immer klarerer Freiheit emporarbeitet, welcher eine immer vollkommnere Herrschaft über die Welt gewinnt. Das pestilenzialische Fieber des Skepticismus macht alle seine Phasen durch, aber es endet und verschwindet glücklicherweise bei der letzten, nicht in Tod, nicht in chronische Krankheit (der gewöhnlichste Weg), sondern in reinerer, fortan unverwundbarer Gesundheit. Werther nannten wir die Stimme von der Welt Verzweiflung: leidenschaftlich, nicht zu zügeln ist diese Stimme; noch nicht melodisch und erhaben — wie wir sie dennoch zuletzt hören in dem wilden, apokalyptischen Faust: gleich einem Todtensang untergehender Welten; keine Stimme freudevoller „Morgensterne, zusammen singend" über eine Schöpfung; sondern rother, fast verlöschter Mitternachtstern, in sphärenhafter Schwanenmelodie verkündend: Es ist vollbracht [1]).

„Was in der nächsten Periode folgt, dürfen wir, in Ermangelung eines besseren Namens, heidnisch oder ethnisch in Charakter nennen, ähnlich Demjenigen des alten Griechenlands und Roms. Wilhelm Meister ist von dieser Signatur: warmes, herzhaftes, sonniges, menschliches Bemühen, ein freies Anerkennen des Lebens in seinen Tiefen, Mannigfaltigkeit und Majestät; bis jetzt keine Gottheit dort anerkannt . . . . . .

„Zweifel auf Verneinung zurückgeführt, liegt nun hingestreckt unter dem Fuße: das Feuer hat seine Arbeit gethan, die alte Welt verglomm in Asche; aber der Rauch und die Flammen sind hinweggeweht und die Sonne scheint wieder klar über den Trümmern und ruft aus ihr ein neues, edleres Grün und Blumenwerk hervor. Zuletzt, in der dritten abschließenden Periode, triumphirt melodische Feier; ein tiefer, Alles durchdringender Glaube spricht mit milder Stimme, ernst und froh zu uns aus den Wanderjahren, im West-Oestlichen Divan, in manch' einer kleinen Zahmen Xenie, manch' einem der „Sprüche", die auf Fülle und Tragweite nur im alten Testament ihres gleichen finden."

Wir wollen bei der Frage nicht stehen bleiben, ob die drei Phasen, die hier

[1]) Das Essay, welchem obige Stelle entlehnt ist, war veröffentlicht, bevor der zweite Theil des Faust erschienen.

beschrieben sind, in Goethe's Leben wirklich nachgewiesen werden können. Carlyle sieht in ihnen fast nothwendige Stufen in der vollen Entwickelung jeder Seele, wenigstens in einem Zeitalter, wie das unsre, wo alle vorhandenen Formen religiösen Glaubens so Vielen unglaubbar geworden sind. Sie stellen sich verschiedenartig dar, je nach den Verschiedenheiten im individuellen Charakter; aber ihre innerste Natur bleibt dieselbe. Im zweiten Buch von „Sartor Resartus" hat er das Bild einer Seele, welche diesen Proceß durchmacht, gezeichnet, indem er die Skizze so frei als möglich von dem Einfluß zufälliger Umstände und persönlicher Züge hielt. Aus diesem und anderen Werken seiner ersten literarischen Periode, kann die Summe von Carlyle's Lehre über diesen Punkt folgendermaßen gezogen werden.

Die moralische Entwickelung beginnt mit einer Empfindung der Unzulänglichkeit des Lebens; mit einem Gefühl, daß es uns nicht befriedigt, welches langsam zu der Ueberzeugung reift, daß es uns nicht befriedigen kann. Dies ist die Periode der Verzweiflung — eines Werther, Rousseau, Byron. Der zweite Schritt wird gethan, wenn Zweifel verwandelt wird in Verneinung; wenn der Dulder erkennt, daß Lust und Schmerz nicht das Endziel des Daseins sind, und wenn er, zu derselben Zeit, sich der Kraft bewußt wird, auch ohne Befriedigung, wenn es sein muß, zu leben und zu arbeiten. Von jetzt an kann er sich an den einfachsten Dingen erfreuen, ohne sie mit seiner unendlichen Sehnsucht zu vergleichen; er kann die Welt genießen, ohne ihr Sklave zu werden. Dies ist die Periode gesunder weltlicher Thätigkeit — eines Burns und Wilhelm Meister. Der nach Wahrheit ringenden Seele jedoch ist noch ein andrer Schritt möglich. Der Tag mag kommen, an welchem der Mensch einsieht, daß sein eignes Leben und Werk demjenigen der Natur nicht entgegengesetzt, sondern in der tiefsten Harmonie mit ihm ist. Dies ist die höchste Stufe moralischer Entwickelung, die Periode der göttlichen Komödie und der letzten Werke Goethe's. Doch darf nicht übersehen werden, daß für Carlyle alle diese Perioden nur Stufen eines langsamen organischen Wachsthums sind; sie können nicht durch irgend einen bewußten Act des Intellects oder Willens hervorgebracht werden. Solchergestalt offenbart sich das geistige Leben in uns. Alles, was wir thun können, beschränkt sich darauf, daß wir der Ueberzeugung unerschrocken treu sind und unsre nächste Pflicht gewissenhaft erfüllen, so daß wir fähig und würdig bleiben, wenn die Zeit gekommen ist, in eine bessere Zukunft einzutreten.

Von dem Rest von Carlyle's Lehre ist es nicht möglich, einen so gedrängten Bericht zu geben. Es ist bereits gesagt worden, daß er ein vollständiges System weder aufgestellt noch angenommen hat; es darf sogar bezweifelt werden, ob sein Geist von Natur für abstracte Speculation besonders befähigt gewesen sei. Doch zu der Zeit, in welche seine Jugend fiel, drängten sich jedem ehrlichen Geiste tausend Zweifel auf, welche beantwortet oder zum Schweigen gebracht werden mußten, bevor irgend welche gesunde Thätigkeit möglich wurde. Was er suchte, war ein philosophischer Glauben, welchem er sich hingeben könne, wie Andre sich einem religiösen Glauben hingaben: eine Ueberzeugung, welche im Stande sei, als Fundament für sein gesammtes intellectuelles und moralisches Leben zu dienen. Verschiedene von den Resultaten deutschen Denkens waren für

ihn, was Spinoza's Ethik für Goethe gewesen: ein unerschütterlicher intellectueller Standpunkt, von welchem aus er die Welt sicher überschauen; ein festes Centrum, um welches seine übrigen Meinungen sich crystallisiren konnten. Aber wie er sie gesucht hatte, so lehrte er sie: nicht in sorgfältig erwogenen Abhandlungen, sondern in fragmentarischer Weise, je nachdem sie Licht zu werfen schienen auf diese Frage oder jene. Alles, was hier gethan werden kann, ist ganz allgemein, ohne Commentar oder Kritik, seinen Gesichtspunkt anzudeuten.

Kant's großer Lehrsatz, daß Raum und Zeit nur die Form unsres Denkens sind, ist die Grundlage von Carlyle's Philosophie. Unsre Einkerkerung in diese „gespenstischen Mauern" verbirgt vor uns die wunderbare Natur des Universums. Die ganze Welt ist Nichts als eine Offenbarung des Geistes in Raum und Zeit. Und wenn dies wahr ist selbst von Dem, was wir die todte, unorganische Materie nennen, von Feld und See, um wie viel deutlicher wird es, sobald Leben und Vernunft erscheinen. Jeder Mensch ist eine sichtbar gemachte Seele; jedes seiner Werke, von der Feuerstein-Pfeilspitze des Wilden bis zu Michel Angelo's jüngstem Gericht, ist ein verkörperter Gedanke. Universalgeschichte ist die Geschichte des Vorgangs, wie große Ideen sich eine Form geschaffen haben in den Religionen, Staaten und Systemen des socialen Lebens; und diese Formen, da sie gebildet wurden aus dem Zeit-Element, müssen alt werden und verschwinden, um Platz zu machen für neue Manifestationen des ewigen Geistes.

In diesem wunderbaren Universum kann Nichts des Studiums unwürdig sein; Alles, was existirt, hat eine Bedeutung, welche zu kennen gut für uns wäre. So, mit all' seinem Idealismus, erkennt Carlyle vollständig an, oder erklärt vielmehr ausdrücklich, wie wichtig die Wirklichkeit sei. Doch daraus folgt nicht, daß alle Gegenstände die gleiche Wichtigkeit haben, da in einigen der höhere Gedanke klarer erkennbar ist, als in andren. Nichts von allen aber scheint ihm eine so tiefe Bedeutung zu haben, wenigstens für uns, als das Leben großer Männer. Hier ist der Geist, der alle Dinge durchweht, am Vollständigsten in derjenigen Form offenbart, welche für uns die verständlichste ist.

Wahrscheinlich ist es diese Ueberzeugung gewesen, welche Carlyle veranlaßte, metaphysische Speculation und literarische Kritik aufzugeben, und die Blüthe seines Lebens historischen Studien zu widmen. Hier ist auch die Erklärung für Vieles zu finden, was in seiner politischen Doctrin am Meisten befremdet. In keiner dieser Sphären des Denkens jedoch ist es gegenwärtig unsre Absicht, ihm zu folgen.

Es ist leicht zu begreifen, welch' einen außerordentlichen Einfluß eine ideale Philosophie, gleich der obigen, auf die Gesinnung von Carlyle's Zeitgenossen ausgeübt haben muß, wenn diese Philosophie beständig in Beziehung mit Angelegenheiten des allgemeinen Interesses gesetzt und mit Geist, Humor und jenem leidenschaftlichen Ernst vorgetragen wurde, welche aus einer festen Ueberzeugung nicht nur von ihrer Wahrheit, sondern von ihrer unmittelbaren praktischen Wichtigkeit entsprang. Schon die Thatsache, daß unter einer Generation von mehr oder weniger aufrichtigen und geständigen Skeptikern er allein einen Glauben vertrat, welcher Zweifel nicht als Sünde brandmarkte, vielmehr erklärte, dessen alleräußerste Ergebnisse anerkannt und verkörpert zu haben, lieh Allem, was Carlyle

zu sagen hatte, ein ungewöhnliches Gewicht. Auch war die Ueberlegenheit, die er durch die Stärke seiner Ueberzeugung gewann, nicht von einer blos äußerlichen Natur. Nur demjenigen, welcher schwankt, erscheint das Leben verworren und die Welt als ein Chaos. Derjenige, welcher umsichtig und ohne jeden Zweifel irgend einen Gesichtspunkt — sei es der Dante's oder der Diderot's — sich anzueignen vermag, wird bald finden, daß alle seine Thatsachen und Meinungen sich in harmonische Ordnung fügen. Er kann von seinem einzelnen Wachtthurm auf die ganze Welt ausschauen und, mehr oder weniger deutlich, ihre wahren Verhältnisse und richtigen Perspectiven erkennen. Wir sagen daher Nichts, was auch nur im Entferntesten auf die Wahrheit oder den Werth von Carlyle's philosophischen Theorien gedeutet werden könnte, wenn wir hinzufügen, daß das Bild des Lebens, wie er es in seinen verschiedenen Schriften entfaltet, umfassender und innerlich consequenter ist, als irgend ein andres, welches aus den Werken irgend eines andern englischen Autors seiner frühesten Periode zusammengestellt werden könnte; denn John Henry Newman fing damals erst an, sich seinen Weg zu seinen Endresultaten zu bahnen.

Aber es war nicht nur der Muth, die Consequenz und das literarische Talent Carlyle's, welches seiner Lehre eine so eifrige Zuhörerschaft sicherte. Die Utilitarier waren, wie wir gesehen, unfähig gewesen, die Phantasie anzuregen; der Hochkirchen-Partei war es nicht gelungen, den gesunden Menschenverstand der besten Jugend von England zu überzeugen; aber diese Form des Transscendentalismus wandte sich zugleich an die Vernunft und die Einbildungskraft, an den Geist und das Herz. Die Bewunderer Byron's fanden, daß hier die nahezu grenzenlosen Rechte der Individualität und die dämonische Kraft der Leidenschaft voll anerkannt waren. Diejenigen, welche sich im Ueberdruß vom menschlichen Leben als von einem Dinge, jeglichen Interesses bar, abgewandt hatten, waren erstaunt zu finden, daß die gewöhnlichen Ereignisse des Alltags, wenn man sie in diesem Lichte betrachtete, eine neue und mystische Bedeutung gewannen. Der des Glaubens Bedürftige, dessen Herz an der Kirche hing, die sein Verstand verwarf, mochte hier noch fühlen, daß er in einem directen persönlichen Verhältniß zu dem unendlichen Geiste stehe; während die weit größere Zahl Derjenigen, welche von ihrem Gewissen getrieben waren, die religiösen Dogmen ihrer Kindheit aufzugeben, aber nicht leugnen konnten, daß sie für Andere ein Trost, eine Kraft und die Quelle von Reinheit, Mitleid und grenzenloser Hingebung gewesen waren, nunmehr entdeckten, daß sie, in aller Ehrlichkeit, einen wahren und wirklichen, wenn auch keineswegs den letzten Ausdruck einer ewigen Offenbarung in denselben anerkennen dürften.

Dies scheinen uns die hauptsächlichen Ursachen des großen Einflusses gewesen zu sein, welchen Carlyle einst ausgeübt hat. Andere Lehrer sind ihm gefolgt und die Mehrheit seiner denkenden Landsleute hat einen anderen Glauben angenommen; aber die Nachwirkungen jener früheren transscendentalen Träume sind noch zu erkennen in der erweiterten Toleranz und der vertieften Einsicht der besten englischen Schriftsteller aller Parteien.

Wie hören wir Musik?

Von

Ferdinand Hiller.

Wie sich einzelne und viele der Musik gegenüber verhalten, will ich hier zu erörtern versuchen. Ich verkenne nicht die ungemeine Schwierigkeit der Aufgabe. Haben wir ja doch überall keine Ahnung davon, welche Eindrücke andere empfangen. Und zwar eben so wenig, wenn unsere Meinungen über das Empfangene übereinstimmen, als wenn sie auseinander gehen. Wie sollte es anders sein? Sind wir uns doch so unähnlich wie — ein Ei dem andern. Zu der unendlichen Verschiedenheit unserer Naturen, kommt die, wo möglich noch größere, unserer Erziehung — unserer Erziehung im weitesten Sinne des Wortes, — durch die Familie und die Schule, durch unser Volk und unsern Staat —, durch die Freuden und Leiden, durch die Kämpfe, durch die Siege und Niederlagen unseres Daseins.

Und allem und jedem gegenüber, war und ist alles und jedes von Bedeutung — wer wüßte das nicht? Man hat nur allzu selten Lust und Zeit es sich im einzelnen Falle klar zu machen. Das Entstandene nimmt uns zu sehr in Anspruch, um uns nachdenken zu lassen, über das Entstehen — wir sind wie wir sind, gleichviel wie wir es geworden. Wir handeln und empfinden aus der Besonderheit des Daseins heraus, die uns zu Theil wurde — aber viel mannigfaltiger als unsere Thaten gestalten sich unsere Eindrücke, denn bei den ersteren stehen wir, hemmenden Gesetzen gegenüber, die Letzteren jedoch spotten jeder Vorschrift, jeden Gesetzes, und keine Freiheit bleibt uns, als die eines aufrichtigen oder unaufrichtigen Darlegens derselben. — Meine Sache ist es nicht, kann es leider nicht sein, diese Thatsachen so zu begründen und zu entwickeln, wie ich möchte. Nur einige Erfahrungen will ich mitzutheilen versuchen, die ich als Musiker gemacht, in Beziehung auf das Verhältniß der Menschen zur Tonkunst, auf ihre Eindrücke und Auffassung derselben, sowol im allgemeinen als theilweise im einzelnen, nach der Verschiedenheit ihrer Bildung, ihrer Beschäftigung, ihrer Stellung, ja ihres Geschlechtes und Alters; wohlwissend, daß der Reichthum der Individualitäten, jeder Beschränkung eines noch so weit gezogenen Kreises spottet. Aber gerade, weil wir beim Kleinsten, wie beim Größten dem

Unendlichen gegenüberstehen, muß es uns Menschenephemeriden erlaubt sein, für bestimmte Betrachtungen bestimmte Grenzen zu ziehen.

Bei einer andern Gelegenheit habe ich versucht, mit breiten Pinselstrichen eine Charakteristik des musikalischen Publicums der hervorragendsten musikalischen Nationen zu geben. Wenn ich auch hoffe, daß vieles von dem, was ich heute auszuführen versuche, als allgemein gültig (was man so zu nennen pflegt!) zu nehmen sei, so habe ich dabei doch hauptsächlich meine deutschen Landsleute, im weitesten Sinne des Wortes, im Auge gehabt. Wie kein anderes Volk, steht das deutsche, den verschiedenartigsten Gattungen der Tonkunst, den verschiedenartigsten Schöpfungen derselben, im allgemeinen ziemlich unbefangen gegenüber — bei keinem andern ist ein gewisser, wenn auch nicht allzuhoher Grad, musikalischer Bildung so verbreitet, wie bei ihm. Nirgends wird so viel Musik gemacht, nirgends wird auch so viel darüber gesprochen und geschrieben. Aber es gibt ja auch keine andere Kunst, ja kaum einen Zweig der Literatur, die so unerbittlich freundlich die Populationen ihrem Einfluß zu gewinnen versuchten, wie die Tonkunst. Wer vermöchte sich ihr ganz entziehen zu können? Von Museen und Ausstellungen kann man sich fern halten — an Werken der Architektur oder der Bildhauerkunst gleichgültig vorüber eilen — Dichtungen und Romane perhorresciren — wer nicht lesen kann, wird sogar den Zeitungen zu entgehen im Stande sein — aber auch in den Kerker, in die Einöde wird die Muse des Gesanges, im bescheidensten Gewande den Vereinsamten begleiten und ihm leise zuflüstern, in den Liedern seiner Kindheit einige Zerstreuung, einigen Trost zu suchen.

In ihren einfachsten Aeußerungen, die aber doch immer noch den Urgesetzen ihrer Natur gehorchen, verliert die Musik fast den Charakter einer Kunst — sie wird, gleich dem Lichte, gleich der Luft, zum Lebenselement. Und in dieser Auffassung schleudert Shakespeare seinen Verdammungsstrahl auf „jeden, der nicht Musik hat, in ihm selbst, den nicht die Eintracht süßer Töne rührt." — Denn daß man ein guter, braver, liebenswürdiger, hochgebildeter Mensch sein könne, ohne von Beethoven's letzten Streichquartetten ergriffen zu werden, müssen deren enthusiastische Verehrer kummervoll zugestehen! —

„Die Eintracht süßer Töne." Hier wie in tausend Fällen fand der große britische Dichter mit dem einfachsten Ausdruck für das Einfachste zugleich den sinnvollsten für ein Unendliches — denn Alles, wodurch die Musik, ohne Nebenabsichten und Nebengedanken, die Menschheit entzückt und beglückt, ist darin enthalten. In Eintracht sollen die Töne sich folgen — in Eintracht unter einander sollen sie ihren Werth und ihre Dauer beanspruchen — in Eintracht zu gleicher Zeit auftreten. Und zwar süße Töne sollen es sein! volle, reine, wohlklingende. Was alles unsere Theorien aufstellen mögen von Gesetzen, denen Melodie, Harmonie, Rhythmik zu folgen haben, ist aus diesen wenigen Worten freilich nicht zu errathen, — sie schließen sie aber in sich ein. Und so angeboren ist dem Menschen der Sinn für „süße, eintrachtsvolle Töne", daß da, wo wir ihnen anspruchslos begegnen, anspruchslos von beiden Seiten, unser tausendfach differirendes Verhältniß zur Musik zurücktritt und wahrlich nur blasirte Bösewichter ihre wohlthuende Kraft nicht anerkennen werden.

Anspruchslos von beiden Seiten, sagte ich — denn die Unbefangenheit hört auf wo die Musik gehört sein *will* und Zuhörer voraussetzt, die sie hören *wollen*. Das berüchtigte Wort, das mehreren großen Männern zugeschrieben wird: „unter allem Geräusch sei Musik ihnen das unangenehmste", findet nur darin seine Erklärung, daß es schwer, ja fast unmöglich, den Tönen gegenüber gleichgültig zu bleiben — und die schwere Beleidigung, die in jenem Worte zu liegen scheint, enthält ein Zugeständniß an ihre Macht.

Ein gut Stück Zudringlichkeit wird der Tonkunst allerdings auch von ihren brünstigsten Verehrern, vielleicht von diesen am heftigsten vorgeworfen — wenn wir's aber genauer betrachten, so liegt es an einer beklagenswerthen Unvollkommenheit *unserer* Organisation. Das Auge können wir abwenden, ja zuschließen — das Ohr aber bleibt allen Greueln geöffnet, die uns täglich und stündlich verfolgen. Faust verlangt Flügel, um sich in himmlische, selige Höhen zu erheben — uns Musikern am ersten wäre für unsere höchsten Flüge vor allem mit einem Paar Ohrlidern gedient. Und wie sehr würden wir sie dem einsamen Denker gönnen, gegen dessen Klage über das vorlaute Wesen unserer Kunst wir nichts beschönigendes zu entgegnen wissen.

Aber auch wie bescheiden ist unsere hohe Kunst! Mit welch' geringer Theilnahme weiß sie sich zu begnügen! Und man sage nicht, daß auch andere Künste nichts einwenden dürfen, gegen ein durchaus oberflächliches Inbetrachtziehen ihrer Schöpfungen — denn bei ihnen sind die lebendigsten Werke doch leblose Gegenstände — während die geringsten, wie die höchsten musikalischen Productionen die hingebende Thatkraft Ausführender erheischen, und somit schon *das* Interesse herauszufordern berechtigt wären, welches die Menschen sich als gesellige Creaturen gegenseitg schulden. Aber nein — im frohen Bewußtsein, erfreuliches zu leisten, begnügt sich die Tonkunst mit unzähligen ihrer Jünger, in den Hintergrund zu treten vor den geringsten uns in Anspruch nehmenden Lebensäußerungen. Nicht allein das Verhalten des Hörers zur Musik ist ein tausendfältig verschiedenes — die Formen, in welchen sie sich den Menschen bietet, in welchen sie dienend oder herrschend, gleichberechtigt oder zurücktretend, demüthig oder selbstbewußt auftritt, zeigen einen außerordentlichen Reichthum. — Und jeder Kundgebung steht jeder Grad von Theilnahme gegenüber — der geringsten wie der erhabensten die ganze Stufenleiter vom gleichsam unbewußten Hören des Gebotenen bis zum vollständigen Versenken in dasselbe.

Das ursprünglichste, allgemeinste Verhältniß des Menschen zur Musik, dessen ich aber doch hier gedenken muß, ist und bleibt dasjenige, welches aus der Uebereinstimmung rhythmisch geordneter Bewegung des Körpers und der Tonweise entspringt. Das *Zeitmaß* der Bewegung bildet dabei durchaus den Schwerpunkt; man kann es in die Luft zeichnen (ein Dirigent thut zum Theil nichts anderes), und es würde von anregender Verständlichkeit bleiben — in unbestimmtesten Klängen kann es genügen — in dem Kleide von geordneten Tönen, durch welches es zur Musik wird, wirkt es mit einer so wunderbaren Kraft, daß man davor erschrecken würde, wäre man nicht daran gewöhnt. Die elementare Macht, mit welcher die Tonkunst hier auftritt, mit welcher sie zur ausgelassensten Freude treibt, wie zum todesmuthigen Kampfe, sie erzeigt sich

bei Gebildeten, wie bei Ungebildeten, gleich unwiderstehlich — aber nicht bei Jungen und Alten. „Si jeunesse savait, si vieillesse pouvait", heißt ein geflügeltes Wort der Franzosen, das in allen Sprachen seine Richtigkeit behält. Hier brauchen die Jungen nichts zu wissen — das Nichtkönnen der Alten wird aber für sie, den frischesten, fröhlichsten Weisen, einen kleinen elegischen Beiklang geben.

Durch alle Gattungen der Tonkunst bleibt das Hervortreten prägnanter Rhythmik dasjenige Element, welches uns am lebhaftesten ergreift. Dringt es auch nicht in die Tiefe des Gemüthes, so ist es so Nerven- und Muskelnpackend, daß es, auf eine Weile wenigstens, alle anderen Regungen des Geistes und der Empfindung gänzlich zurückzudrängen vermag. Wir müssen es schon hier eingestehen, daß die Allmacht der Musik, wie sie sich darstellt, meistentheils nicht absolut genug ist, um unsern ganzen innern Menschen so vollständig in Beschlag zu nehmen, daß nicht für mancherlei anderes Platz bliebe — ihre ausschließliche Herrschaft macht sich nur geltend, wenn mit gewollter Hingabe ein musikalisch Durchgebildeter einem höchsten Meisterwerk gegenübersteht — in allen anderen Fällen behauptet sie einen gewissen Grad von Omnipotenz nur durch so manches Aeußerliche, was in ihrer Natur nebenbei eingeschlossen liegt, oder was sie sich zueignet. Abgesehen von allen den Fällen, wo sie gleichsam nur decorativ in Anspruch genommen wird, um, wie man den leeren Raum durch geeignete Gegenstände belebt, die leere Stille durch geeignete Töne auszufüllen, benutzen wir sie zur harmonischen Verstärkung von Ahnungen, Gefühlen, Anschauungen, welchen hinzugeben vielen eine Gewohnheit, andern ein Bedürfniß, andern eine Pflicht ist — ich meine ihre Wirksamkeit in der Kirche. Hier sollte sie, streng genommen, nur als Begleitung dienen zu den Regungen unserer Seele. Daß sie den Einen weniger, den Anderen mehr sein wird, daß sie mit geringeren oder größeren Ansprüchen auftritt, und mit den größeren ihrem Zweck oft weniger dient, als mit den geringeren, ist eine alte Erfahrung. Mehr als irgend eine andere Kunst vermag die Musik sich zur Ahnung des Göttlichen zu erheben — seltener als man es voraussetzen sollte, ist es ihr in der Kirche geglückt.

Das Wichtigste, was, im Wesen der Musik liegend, zur Ergänzung dient, wo ihr sinnlicher Reiz und die ihr eigenthümliche Gedankenwelt den zahlreicheren Theil der unzureichend gebildeten Hörer nicht vollständig auszufüllen vermag, ist die Nothwendigkeit, Ausführende heranzuziehen, um in's Leben zu treten. Was den Tondichter oft genug zur Verzweiflung bringt, wirkt im großen Ganzen als Surrogat für das Interesse an seinen Schöpfungen. Wer meiner Collegen hätte nicht den Maler, den Dichter beneidet, nicht allein um ihre Unabhängigkeit, nein, vor allem um die Macht, sein Werk so darbieten zu können, wie es geworden, wie Tasso sagen zu dürfen: „Nimm es hin." Aber auch die allgemeine Bildungskraft unserer Kunst würde eine ganz andere sein, wenn sie keine anderen Voraussetzungen an ihre Aufnahme zu knüpfen hätte, als die lyrische oder epische Dichtkunst. Man denke sich Beethoven's Sonaten in den Händen aller halbwegs gebildeten Menschen eben so verstanden wie Schiller's Gedichte! Wahrlich, sie würden

keinen auszufüllenden Moment zeigen, denn rein aufgefaßt, unmittelbar in's Innerste dringend, würden sie den ganzen Menschen ergreifen und bereichern.

Unnützes Spiel der Phantasie! Und kaum weniger ziellos würde der Wunsch sein, das Talent musikalischer Ausführung möge sich dem Erlernen, des Lesens gleich verbreiten; so vieles steht dem entgegen, daß man zum besten der Tonkunst und der allgemeinen Erziehung, nach den Erfahrungen, die täglich gemacht werden, fast das Gegentheil erstreben sollte. Der Vortheil bleibt der Tonkunst, daß Tausende, die nicht dieselbe Sprache sprechen, den Gedanken die in ihrer himmlischen Zunge erklingen, zu gleicher Zeit sich hingeben, sich in ihr vereinigt empfinden mögen.

Wie steht es nun im Allgemeinen mit dem Antheil der Menschen an der absoluten Musik, der reinen Instrumentalmusik, in ihren höchsten Erzeugnissen — Schöpfungen, die sicherlich dem Bedeutendsten gleichstehen, was Dichtkunst und Plastik Bewunderungswerthes aufzuweisen haben? Sehr mißlich, wenn das Gewand, in welches sie, wie bei den edelsten Gattungen der Kammermusik, ihren Inhalt kleidet, ein eben so feines wie schmuckloses ist. Nicht viele versuchen eine Annäherung, verschwindend wenige ein tieferes Eindringen. Ich denke mir, daß die meisten dieser wenigen in eine angenehme Träumerei gewiegt werden, in ein willenloses Schwimmen auf den Wogen der Töne. Hie und da tritt eine ausgesprochene, leicht anregende Melodie hervor, wie eine anziehende Persönlichkeit, der man sich freut später wieder zu begegnen. Das Interesse an der Ausführung, an den Ausführenden bleibt der sichere Hafen, in welchen hier wie beim Anhören aller Musik die umherschweifende Phantasie einfährt, wenn sie sich allzuweit fortgeführt sieht. — Die Zahl der Theilnehmenden wächst in großen Verhältnissen mit dem Aufgebot der Mittel, mit deren Reiz und Stärke — je reicher die Klänge, je voller, je eigenthümlicher in ihrer Zusammenstellung, um so gefesselter wird das Ohr, um so aufgeregter das ganze Nervensystem. Ob der Antheil des Gemüthes, der Seele in gleichem Maße wächst, bleibt fraglich. Aber die fata morgana, welche vor dem inneren Schauen emportauchen, gestalten sich bestimmter und werden bei manchen zu selbständig erfundenen Bildern. Und, beiläufig gesagt, es wäre besser, solchen Hörern ihre Freiheit des Schaffens zu lassen, als ihnen Erklärungen octroyiren zu wollen, von welchen der Tondichter selbst keine Ahnung hatte. Wie dem nun sei — die reine Musik, die nur sich selbst will und erstrebt, die weder die einzelne Persönlichkeit, noch die andern Künste zu Hilfe ruft, hier feiert sie ihre höchsten Triumphe.

Ihre höchsten, aber nicht ihre lautesten, ihre aufgeregtesten, ihre fanatischsten; die schwärmerischste Anbetung wird ihr zu Theil, wenn sie sich im Individuum verkörpert, wenn ihr heiliger Geist persönliche Einzelgestalt angenommen hat — die Virtuosen beiderlei Geschlechtes, sie sind es, die die Orpheusmythe stets auf's Neue bewahrheiten. Fern liegt es mir, das eben so unnütze wie ungerechte Zetergeschrei gegen dieselben anzustimmen, das in gewissen Kreisen zum guten Ton gehört! Ist der Virtuose ein echter Künstler, bringt er Hohes und Schönes auf hohe und schöne Weise zur Darstellung, so gebührt ihm der reiche Dank, der ihm gespendet wird — ist er hohl und äußerlich, dann

treffe ihn derselbe Tadel, der den frivolen, unwahren Componisten erreicht — immerhin bleibt er für die Kunst weniger gefährlich, als der letztere. Es ist eine irdische Lacune unserer Kunst, daß ihre Schöpfungen einer zweiten Schöpfung bedürfen, um verständlich zu werden. Vielleicht spricht man auf einem andern Sterne in Melodien zu einander, die nur gedacht werden, und weder eines besondern Organs bedürfen, um sich vernehmlich zu machen, noch eines kunstreich organisirten Ohres, um in's Innere zu dringen. Hier auf unserer kleinen weiten Erde, wo die Zeit so schnell hinfliegt und so lang scheinen kann, sind sogar die geschickten Spielleute nicht zu verachten, die nicht erheben, sondern nur unterhalten — und daß es der Mehrheit der Menschen mehr um Unterhaltung, als um Erhebung zu thun ist, das haben die Virtuosen nicht zu verantworten. Sind sie allzu coquett, stellen sie ihre kleine Persönlichkeit allzu sehr in den Vordergrund, gehen sie auf Wirkungen aus, die kaum mehr etwas zu schaffen haben mit der Aufgabe einer schönen und hohen Kunst, dann werden sie der Mißachtung derer, deren Achtung Werth hat, nicht entgehen — auch wenn sie noch so zerstreuend und amüsirend wirken.

Ehe ich näher eingehe auf den Charakter einzelner Kategorien der Musikgenießenden, muß ich von den populärsten Gattungen der Tonkunst sprechen, in welchen sie sich mit dem Worte, unserm allmächtigsten Beherrscher, verbindet. Indem sie dies thut, gewinnt sie sich vor allem das schönste, ergreifendste Klangwerkzeug, die menschliche Stimme; für ihre *eigenste* Natur ist dies auch der größte Gewinn, den sie aus dieser Vereinigung zieht. Die viel besprochene Bereicherung, die ihr durch den Zutritt der Sprache zu Theil wird, berührt ihr innerstes Wesen kaum. Die Bedeutendheit der Gedanken, *ihrer* Gedanken, wird durch das Wort nicht erhöht, nur dem Verstande, der eigentlich gar nichts mit ihr zu schaffen hat, näher gerückt — die Schöpfungen des lyrischen, des epischen, des dramatischen Dichters, die sie sich aneignet, mögen auf den Componisten befruchtend wirken, aber sie machen seine Schöpfung *an sich* nicht werthvoller — ja, sie werden ihm eben so oft Fesseln anlegen als Flügel. Der Mehrzahl der Menschen hingegen, die Musik hören und die die reine, höchste Musik nicht vollständig ausfüllt, weil sie sie nicht vollständig aufnehmen können, wird das hinzutretende Wort, mag es Stimmungen einzelner oder vieler, Persönlichkeiten, Situationen, Handlungen klar legen, von unschätzbarem Werthe sein. „Legt ihr's nicht aus, so legt es unter," ruft Goethe aus — hier *bekommen* sie's unterlegt, ohne alle eigene Arbeit. Ich übergehe die vielfachen Neigungen, welche, von anderen Künsten und Künstlichkeiten, der Musik zu sehr zweifelhafter höherer Weihe angefügt werden, und fasse für jetzt nur in's Auge, welche Erleichterungen dem Hörer aus der Vereinigung mit dem Worte zufließen: die Thätigkeit, den Text zu verstehen, horchend oder lesend, vor allem — das Vergleichen zwischen dem Sinn oder auch Unsinn des Textes, mit dem Ausdruck, den er durch die Töne erhält, — ferner die neue Forderung, mit welcher der Hörer an den Ausführenden herantritt, indem er nicht nur nach der deutlich ausgesprochenen Melodie, sondern auch nach dem verständnißvoll gesungenen Worte verlangt. Es ist durchwegs bemerkenswerth, mit wie viel mehr Leichtigkeit man den Genuß der Musik erträgt, wenn man

selbst mitthun kann. Ueber wie viele Leiden und Freuden trägt musikalisch Gebildete, das Nachlesen hinweg — das Blatt umwenden — und nun gar das eigene Mitwirken. Die begeisterte Theilnahme, welche stimmbegabte, zu Chören vereinigte Dilettanten an den Tag legen, ist eine schöne, edle, oft erhebende Erscheinung — es ist jedoch nicht abzuleugnen, wenn auch durchaus zu rechtfertigen, daß ein gut Theil der gehobenen Stimmung vor allem dem befriedigenden Gefühle der physisch-psychischen Selbstthätigkeit zuzuschreiben ist. Auch steht der Enthusiasmus der Mitwirkenden durchaus nicht immer in einem ästhetisch richtigen Verhältniß zum Werthe des auszuführenden Werkes.

So schwer wird es den Menschen im allgemeinen, sich jeder äußeren Lebensthätigkeit zu enthalten, wie sie ein inniges Aufnehmen der Musik erheischt, daß ein tief schweigendes Publicum schon eine achtunggebietende Erscheinung ist, um so mehr als das Bedürfniß sich auszusprechen, der leidenschaftlichsten Theilnahme an dem Gespendeten nicht allein nicht entgegensteht, sondern vielleicht gerade da sich am stärksten geltend macht. So findet man denn oft am wenigsten Rücksicht auf die Rücksichtnahme, die jeder jedem schuldet, wenn überhaupt eine musikalische Aufführung nicht zur Unmöglichkeit werden soll bei denjenigen, welche am meisten Verständniß für die Tonkunst haben, und bei solchen, die sich den Anschein des Kennerthums geben möchten. Daß so manche, die nur da sind um da zu sein, den Kanarienvögeln gleich, nicht mit jedem Crescendo und Forte laut und immer lauter werden, beweist einen hohen Grad von Cultur und nebenbei etwas Angst vor den gerechten Ansprüchen derer, die ihr Geld nicht umsonst geopfert haben wollen. Mannigfach machen sich die Versuche geltend zu einer kleinen Dosis selbständigen Lebens zu gelangen — ich rechne dazu tactvolle oder tactlose Bewegungen des Kopfes und der Hände. Schlimmer gestaltet sich schon das mehr oder weniger hörbare Tacttreten, das für die zunächst davon Berührten zur unsäglichsten Pein werden kann. Sogar das den Künstler so beglückende Händeklatschen, dessen Spontaneität, Aufrichtigkeit, Dankbarkeit ich keinen Augenblick anzweifeln möchte, wird zu gleicher Zeit zu einer erfrischenden, wohlthuenden Kraftäußerung der Spender — zu einem thätigen und durch den Hervorruf machtvollen Eingreifen in das sich abspinnende Spiel, wenn dies kein abspannendes geworden ist.

Den schönsten Trost jedoch gewährt das Auge, dem ja die vollste Freiheit gewahrt bleibt. Und da zeigt sich bei der reinen Instrumentalmusik der Vortheil, den die Ausführenden der Tondichtung bringen, denn der Blick auf diese zieht doch jedenfalls am wenigsten vom Hören ab. Kömmt nun ein Dirigent hinzu, der nicht allein als Persönlichkeit interessirt, sondern auch seiner Obliegenheit mit dramatischem Geschick und Schick genug zu thun weiß, so ist das lebende Bild fertig, welches mindestens doch als anziehende Decoration wirkt. Ob Wagner's unsichtbares Orchester im Theater, wo so vielerlei zu sehen ist, sich praktisch erweisen wird, mag eine offene Frage bleiben — im Concert würde bei einem verdeckten Orchester ein vielgestaltiges Publicum sehr schwer zu anhaltender Ruhe zu bringen sein.

Bei den Instrumentalvirtuosen, bei den Leistungen von Sängern und Sängerinnen im Concertsaal gewinnt das Schauen eine Wichtigkeit, die dem Hören

zwar nicht gleich zu setzen, aber die Eindrücke, die das Ohr empfängt im stärksten Maße zu erhöhen, im Stande ist. In einzelnen Fällen wird kaum zu entscheiden sein, ob die Erscheinung der Leistung oder diese der Erscheinung als Folie dient, vorausgesetzt, daß Beide fascinirend zu wirken vermögen. Gibt es ja doch auch keine individuelle Thätigkeit, deren Reiz dieser an die Seite zu stellen wäre. Der Volksredner in Tönen. Der sinnlichsten Sprache, die sich an alle wendet, ohne eine Opposition des Egoismus befürchten zu müssen — die zugleich mit den Seelenkräften des Sprechenden, dessen Fertigkeit und Geschicklichkeit, Energie und Geistesgegenwart herausfordert. Und wenn nun gar der Redner eine Rednerin — wie erst da! Ich sehe hier ab von Leistungen auf der Bühne, wo eine zweite Kunst der Musik sich verbindet und selbstverständlich noch erhöhte Wirkungen erreicht werden können. —

Sehen wir uns nun um bei Großen und Kleinen und suchen wir ihr inneres Verhältniß zur Musik und die daraus hervorgehenden Aeußerungen in etwas auszukundschaften, so finden wir in den allerhöchsten Kreisen meistens ein freundliches Wohlwollen für unsere Kunst, im Grunde aber nur einen geringen Grad von Achtung vor derselben. Wie unvergleichlich viel höher schätzt man dort die Schöpfungen der plastischen Künste auch dann, wenn man nicht tiefer in deren Wesen eindringt als in das der Tonkunst. Aber jene liefern ein kostbares Eigenthum, das durch Jahrhunderte, ja durch Jahrtausende, zum Glanze der sich folgenden Besitzer beiträgt. Eine wahrhaft bedeutende Tonschöpfung ist viel seltner als ein bedeutendes Bild — aber sie wird von den Höchststehenden dieser Erde seltener beachtet. Als eine festliche Kunst, als ein erheiternder Luxus, als ein bequemes Mittel ausgleichender Geselligkeit hingegen, hat sich die Musik weder über den Mangel gütiger Huld, noch glänzenden Lohnes zu beklagen; wobei freilich das schöpferische Talent im allgemeinen den Kürzern zieht. Eine so begeisterte Hingabe, wie sie ein enthusiastischer Fürst einem der hervorragendsten Componisten der Jetzzeit nach allen Seiten hin gezeigt, steht in der Kunstgeschichte ganz vereinzelt da.

„Sie lieben die Musik, die Sie nicht verhindert, an Ihre Staatsgeschäfte zu denken," sagte Cherubini zum General Bonaparte, als dieser immer von neuem seine Vorliebe für die leichtesten Italiener bekannte. Daß dieser Standpunkt dem großen Meister nicht behagte, ist eben so natürlich, als daß er der angemessene war für den großen Krieger und Staatsmann, mit seinem Haß gegen die Ideologen. Glücklicherweise sind nicht alle Krieger und Staatsmänner Napoleons — in ihrer Mehrzahl werden sie jedoch den großen Corsen in Beziehung auf Musik leichter erreichen als in jeder andern. Wenn man den Kopf so voll hat, wie diese der Unsterblichkeit anheimfallenden Männer, dann nehmen die eigenen Combinationen allzu sehr in Anspruch, um den Sinn für musikalische nicht einzuschränken und sich durch diese nicht lieber zerstreuen zu lassen. Doch finden sich glänzende Ausnahmen. General von Radowitz z. B., der im ersten Frankfurter Parlament eine so hervorragende Stelle spielte, setzte mir, mit der ihm eigenthümlichen Beredsamkeit auseinander, daß nur Joh. Seb. Bach mit seiner „absoluten" Musik, ihn wahrhaft zu fesseln im Stande sei — es war bezeichnend für die ernste Individualität des imponirenden Mannes. Sicherlich wird man

noch gar manche bedeutende Ausnahmen verzeichnen können — die Preishymnen, welche denselben seitens der Musiker erklingen, sind der sicherste Beweis für ihre Seltenheit.

Die Tonkunst jedoch als populären Bildungsstoff zu verwenden, scheint man in vielen maßgebenden Kreisen als eine lohnende Aufgabe zu betrachten — nur Schade! daß die Ausbeute, die die einschlägigen Bemühungen bisher gebracht, im allgemeinen so äußerst gering ist. Und viel näher liegt die Wahrscheinlichkeit, daß sie weiterhin sich vermindern als vermehren werde. Bei der stets wachsenden Rastlosigkeit unseres Daseins und der sich in demselben Maße mehrenden Schwierigkeit, den Kampf um dasselbe siegreich zu bestehen, werden die der Erkenntniß des Schönen zu widmenden Augenblicke stets seltner — was man der Kindheit beizubringen versucht, ist allzu gering, wenn nicht weiter darauf gebaut wird — und nur selten sind die Lehrer, die dafür gewonnen werden können, ihrer Aufgabe gewachsen. Doch wollen wir nicht verkennen, daß der vielfach eingeführte Gesangunterricht in frühester Jugend, in zahlreichen Fällen nicht ganz fruchtlos bleibt — ja, oft genug bessere Früchte zeitigt, als der weltumspannende Pianoforte-Cultus.

Kehren wir zurück zu einzelnen hervortretenden Kreisen unseres gebildeten Publicums, so begegnen wir vor allen den hochstehenden Männern der Wissenschaft. Glücklicherweise stehen diese in Deutschland, wenn auch öfters gleichgültig, doch nicht leicht feindlich oder gar verachtungsvoll der Tonkunst gegenüber. In einer Gesellschaft französischer Naturforscher vereinigte man sich eines Abends dahin, daß der Genuß der Musik und des Tabaks ungefähr auf gleicher Stufe ständen — eine so rührende Uebereinstimmung würde bei unsern Forschern nie zu Tage treten. Höchstens könnte man, beiläufig gesagt, der Zusammenstellung die Regel entnehmen, daß es in geselligen Kreisen eben so geboten sei, die Herren um Erlaubniß zu ersuchen zum Musiciren, wie die Damen zum Rauchen — indeß, die zartesten Frauen, wie die gestrengsten Professoren, haben sich in Deutschland an das eine wie an das andere gewöhnt. Sieht man davon ab, daß einzelne Wissenschaften die Musik physikalisch, ästhetisch, linguistisch oder historisch in ihr Bereich zu ziehen haben und die Vertreter derselben hierdurch Gelegenheit finden, sich auch näher mit ihr als schöner Kunst zu beschäftigen, so ist nicht abzusehen, warum die einen sie mehr lieben sollten als die andern. Und doch habe ich in meiner jedoch sehr geringen Erfahrung gefunden, daß starke Unterschiede bestehen, zwischen den verschiedenen Specien. So z. B. fand ich bei den Männern der Heilkunde ausgesprochene Vorliebe für die Tonkunst unvergleichlich öfter als bei denjenigen der Gesetze und Rechte — unter den Philologen, von der Herrlichkeit unserer Kunst erfüllte gründlich gebildete Kenner, während die Philosophen vielleicht mehr darüber denken, als sie genießen, was ihnen jedoch keineswegs vorgeworfen werden soll. Wäre es nur nicht so sehr schwer unserer Kunst mit der Logik beizukommen! Aus diesem Grunde, und aus manchen andern, müßten wir von rechtswegen bei den theologischen Facultäten große einflußreiche Gönner- und Freundschaft finden — es ist jedoch nur sehr theilweise der Fall. Hier stehen sich zwei Anschauungen gegenüber, von welchen die eine die Musik perhorrescirt, wenn sie über die einfachsten Erfordernisse des

Cultus hinausgeht, während die andere sie auch in ihren freien Schöpfungen als eine wohlthätige Seelenspeise gelten läßt. Wir dürfen uns immer freuen, wenn ihr von hoher Seite her eine Wichtigkeit beigelegt wird, die man ihr allzu oft abspricht, und können dabei nichts thun, als diesen Ansichten ihren oft wechselnden historischen Lauf zu lassen. Eine nähere Verwandtschaft der Theologie mit der Musik, mag aber doch unter anderem aus der Erscheinung hervorgehen, daß aus keiner gelehrten Disciplin so häufig junge Leute sich der Musik, als Lebensberuf zuwenden. Umgekehrt geschieht es unendlich viel seltener — jedoch bietet gerade unsere Zeit auch hierfür ein glänzendes Beispiel. Mich von den verehrten Männern der Wissenschaft mit tiefer Verbeugung entfernend, muß ich noch hinzufügen, daß dieselben, wenn sie Musik lieben, sich, meiner Beobachtung nach, meistens den besten Erzeugnissen derselben zuwenden.

Eigenthümlich ist der Standpunkt, den die Männer der schönen Literatur, die Dichter in Versen und Prosa, zur Tonkunst nehmen; vor allen Dingen, es ist kein unbefangener. Wort und Ton sind so oft geschwisterlich verbunden (ich würde sagen ehelich, wenn die deutsche Grammatik es erlaubte) — sie waren von Hause aus so einig, ja, sie waren fast Eins. Dies schöne Verhältniß hat sich aber im Laufe der Zeiten, und zwar zum Besten der Musik, wesentlich getrübt. Der Wortdichter hält seine Schöpfungen unbedingt für höhere, als die seines Vetters, des Tondichters und es ist ihm wahrlich auch nicht zu verübeln. So sehr nun die ersteren sich auch verbreiten, so tief sie in die Seele des Volkes dringen mögen, sie wenden sich wahr und voll doch nur an die eigene Nation — und auch da schlägt der Widerhall, den sie in den Herzen erregen, nicht mit der tausendstimmigen Kraft an das Ohr des Autors, wie es bei erfolgreichen Productionen des Componisten der Fall, welche von einigen Millionen Menschen, die man die Welt zu nennen pflegt, in vieler Herren Länder zu gleicher Zeit gewürdigt werden können. Es entsteht hieraus eine kleine Mißstimmung, der ähnlich, welche der übermäßige Beifall, der Sänger und Sängerinnen zu Theil wird, bei den Tonsetzern erzeugt. Lassen wir diese kleinen menschlichen Schwächen bei Seite, so müssen wir eingestehen, daß niemand von den, in der Natur der Musik liegenden Unzulänglichkeiten und Vorzügen empfindlicher berührt werden muß als der Dichter. Die gegenständliche Klarheit und Wahrheit, die ihm so hoch stehen, die Tonkunst ermangelt derselben; und um die ihr beiwohnende, in *ihrer* Natur liegende Logik klar zu erkennen, bedarf es einer, schon über das zu fordernde Maß hinausgehenden musikalischen Bildung — wo sich hingegen ihre sinnliche, in alle Poren unsers Wesens dringende Kraft, die der Dichtkunst fehlt, vor allem bemerklich macht. Wenn es nun überall fatal ist, ausgestochen zu werden, („lebt man denn, wenn Andere leben"?) am fatalsten ist es durch Eigenschaften ausgestochen zu werden, die man nicht hoch stellt und sich doch nicht aneignen kann.

Dieses persönliche Verhältniß der Dichter zu den Componisten hat jedoch, gottlob, nie verhindert, daß viele der Besten, der Musik Neigung, Liebe, ja Bewunderung entgegengebracht.

Am erfreulichsten gestaltet sich unser Verhältniß zu den lyrischen Dichtern; es macht ihnen so viele Freude, componirt zu werden, daß sie leicht genug über

das Wie? hinauskommen. Und doch müssen sie wieder die unangenehme Erfahrung hinnehmen, daß es nicht das bessere Gedicht ist, welches, von Tönen umkleidet, den tiefern Eindruck hervorbringt, sondern die ansprechendere Melodie — ja daß das schlechtere Gedicht durch die schönere Composition den Sieg davon trägt, selbstverständlich nur so lange es gesungen wird. Haben doch die einsichtigsten Componisten zuweilen (und mit Recht!) Angst vor den allerbesten Gedichten. „An Ihren Liedern versuche ich mich nicht," sagte Carl Maria v. Weber zu Goethe, in der Ueberzeugung, hiedurch seiner demüthigsten Verehrung Worte zu leihen — der hohe Dichtergreis faßte sie aber falsch auf und nahm sie sehr übel.

Die von der Musik oft genug mißbrauchte Macht der Adelsverleihung an unwürdige Textesworte, mag Dichter verletzend berühren; die Auszeichnung ist jedoch hier, wie im Leben, nicht todt zu machen, trotz aller Einwendungen der Verständigen und Wissenden.

Die dramatischen Dichter hingegen stehen halb und halb auf dem Kriegsfuße mit der Musik (wenn sie sie nicht gerade nöthig haben!) und allerdings fehlt es ihnen dafür nicht an triftigen Gründen. An wie vielen hohen Erzeugnissen ihrer Muse hat sich die unsrige versündigt, und welch kläglichen Machwerken hat sie die allerbreiteste Popularität verschafft! Hat sie doch manchem Namen, der längst vergessen, nie genannt gewesen sein würde, durch ihre Prachtgewande ein Stückchen Unsterblichkeit gewonnen! Vielleicht würde manches besser geworden sein auf dem Gebiete des lyrischen Dramas (gemeinhin Oper genannt), wenn höherstehende Dichter es nicht allzusehr als ein Herabsteigen betrachtet hätten, gemeinschaftliche Sache mit der Tonkunst zu machen. Erhoffen wir hiefür von der Zukunft einen Fortschritt, für welchen allerdings bis jetzt die Aussichten nicht allzu leuchtend sind.

Im Ganzen sind die Männer der schönen Literatur der Musik weniger zugänglich, als die der Wissenschaft, was auch leicht erklärlich — die letztern finden in ihr eine Ergänzung ihres innern Lebens, die den erstern nicht noth thut. Das Verhältniß einiger der größten Dichter zur Musik darzustellen, würde jedoch eine äußerst interessante und für das Selbstgefühl des Tonkünstlers glücklicherweise auch lohnende Aufgabe sein.

Herrliche Musikfreunde fand ich stets und überall unter den plastischen Künstlern, vor allen unter den Malern. Jede kleinste Eifersüchtelei fällt da weg, um so mehr als sie es besser haben als wir; verwandtschaftliche Kunstgefühle und Bestrebungen stoßen auf keine persönlichen Widersprüche, ja, sie machen sich oft in überraschender Weise geltend. Die Stimmungsfülle, die der echten Musik eigen, mag einen besonders starken Eindruck auf die Plastiker ausüben, da sie hier fast unmittelbar auf uns eindringt, während bei ihnen die reale Darstellung der Körperwelt sich dazwischen drängt. Ich denke mir, daß oft genug unsere Tonbilder ihnen als Folie dienen zu ihren Farbenmelodien; daß unsere Sonaten, Landschaften, unsere Symphonien, Historien in ihrer Phantasie hervorrufen. Die Wirkung von Farben- und Tonbildern zu vereinigen wird ja auch öfters angestrebt, auf der Bühne und außerhalb derselben — selten gelangen jedoch dann beide Künste in vollendeter Weise zur Erscheinung. Ein harmonisch-

poetischer Genuß würde es wol sein, in ein Meisterwerk der Plastik, der Malerei vor allem, einsam sich zu vertiefen und dazu (diesmal unsichtbar) schöne und passende Musik zu hören — eine jener hocharistokratischen Freuden, an welche solche nicht denken, die sie sich verschaffen könnten, und welche diejenigen sich versagen müssen, die sie zu würdigen im Stande wären. Aber, mich abwendend von diesen Phantastereien, bei welchen die Musik für den Musiker doch eine zu secundäre Rolle spielt, glaube ich versichern zu dürfen, daß es eine viel größere Anzahl von Bildnern als von Dichtern gibt, die in's innerste Wesen der Musik mit Liebe und Verständniß eingehen. Glaubte ich nicht diesen Bemerkungen einen höheren Grad von Annehmbarkeit zu geben, indem ich mich aller Namenaufführungen enthalte, ich würde viele und vortreffliche, lebende und dahingeschiedene nennen können; man würde mir jedoch andere entgegenstellen — und die Sicherheit einer officiellen Statistik gedenke ich weder zu erreichen, noch auch nur anzustreben.

Auf eine literarische Einzelgruppe muß ich zurückkommen, die uns Tonkünstlern, im guten wie im schlimmen Sinne, viel zu schaffen macht — es ist die der Musikkritiker. Man könnte sie füglich in verschiedene Unterabtheilungen zerlegen: in solche, die Verständniß besitzen und zu schreiben verstehen — in solche, die Urtheil haben, aber die Feder nicht zu führen wissen und umgekehrt — endlich in diejenigen, die gleichmäßig musikalischer Auffassung und stilistischer Gewandtheit ermangeln. Mit seltenen, um so höher zu schätzenden Ausnahmen, fehlt aber ihnen allen, beim Anhören der Musik, unbefangene Hingebung. Das ist auch gar nicht anders möglich. Der große Bädecker pflegte die Studien zu seinen maßgebenden Werken in eigener Person zu machen und obschon ihn diese Thätigkeit in die glänzendsten Städte, in die idyllischsten Dörfer, in die herrlichsten Landschaften führte, war doch wenig Freude dabei für ihn zu finden. Machte er einen schönen Spaziergang, so mußte er aufschreiben, wie oft derselbe nach rechts und nach links Abzweigungen hatte, — bestieg er eine Höhe, so zählte er die Anzahl der Schritte, — setzte er sich mit großem Hunger an die Wirthstafel, so fühlte er sich verpflichtet, alles durchzukosten, weiße und rothe Weine zu versuchen, um zu erkunden, ob er dem Hause ein lobendes Sternchen anheften könne, — ja, sein Schlaf, nach allen Mühen des Tages, glich mehr einem Durchprobiren der Betten zum Besten der reisenden Menschheit, als einem neubelebenden seligen Ruhen. Nicht viel besser ergeht es dem Musikreferenten. Welche Meinung er auszusprechen habe, ist das Wichtigste für ihn — es ist seine Aufgabe — er muß sie lösen. Stellt sich mit dem Urtheil zu gleicher Zeit der gefällige oder witzige Einfall ein, in welchen er es kleiden kann — desto erwünschter. Und wenn er auch einen noch so vorgeschobenen einsamen Wachtpostendienst verrichtet, er steht unter dem Oberbefehl des Höchstcommandirenden hinten im Lager, mag das ein Unsterblicher, oder ein Lebender, ein System oder eine Partei, eine Schule oder eine Mode, ein selbstgewählter oder octroyirter Führer sein. Wie oft ist er genöthigt, ein: Wer da? auszurufen — mit welch gespannter Aufmerksamkeit muß er alles beachten, was kommt und was geht! Soll er den vertrauenerweckenden Stern verleihen? Soll er enthusiastisch oder kühl, satyrisch oder gemüthvoll, vermittelnd oder abweisend auf-

treten? So viele Fragen wälzen sich im Innern des Kritikers hin und her, so viele Erinnerungen werden wach gerufen, so viele Erwägungen drängen sich auf, daß schließlich sein Verhältniß als Hörer mehr dem des Instructionsrichters gleicht einem Angeklagten gegenüber, als dem des Kunstfreundes, der sich aus der Alltagsprosa zu retten sucht in's Reich des Idealen.

Es gibt eine Anzahl von sogenannten Kunstkennern, die ich die Gesellschaftskritiker nennen möchte; das Aburtheilen ist für sie keine gewinnbringende Thätigkeit, es gibt ihnen eine Stellung. Sie theilen mit den Kritikern ex professo das Unglück, daß ihnen das Hören der Musik nicht Selbstzweck ist, sondern zum Zweck ihres Selbst dient. Aber sie sind noch anspruchsvoller, vorurtheilsvoller und eindrucksunfähiger als jene; ja, vielleicht auch bedenklicher, gefährlicher für junge und strebsame Tonkünstler — durch das zur Schau getragene Gefühl ihrer hohen Herrlichkeit aber allen gleichmäßig unangenehm.

Die einzelnen Kreise, deren Verhältniß zur Musik ich berührt, gehören fast ausschließlich dem Durgeschlecht der Menschheit an; das weibliche Mollgeschlecht, das reiche, weiche, mit seinen unbestimmteren, zerfließenderen, aber auch anziehenderen Harmonien, kam dabei kaum zur Sprache. Und doch steht die Frauenwelt nicht allein geistig der Welt der Töne näher als den andern Kunstwelten, sie bildet auch quantitativ den größern Theil der Musikverlangenden. Ganz falsch wäre es, diese letztere Erscheinung aus dem gemeinen Grunde erklären zu wollen, die Frauen hätten mehr Zeit als die Männer; denn an Stoff, ihre freie Zeit auszufüllen, fehlt es ihnen wahrlich nicht. Aber der überreiche Stimmungsinhalt der Musik entspricht dem übervollen Gefühlsleben der Frauen, — ihr ganzes Wesen ist ein sonores und in den verborgensten Schlupfwinkeln desselben findet der richtig angeschlagene Ton sein Echo. Nur ein echter Dichter dürfte es wagen, schildern zu wollen, was sie — unterschiedslos — durchziehen mag beim Anhören „süßer Töne"; welche Phantasien, Erinnerungen, Hoffnungen, Träume in ihnen dabei lebendig werden. Wäre nun in irgend einer Kunst, sogar in der Tonkunst, mit der Stärke dieser Art von Anregungen alles gesagt und gethan, der Musiker müßte sich wünschen, ein ausschließlich weibliches Publicum für seine Schöpfungen oder Leistungen vor sich zu haben — aber dem ist nicht so und das berühmte Dichterwort: „willst du genau erfahren was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an", für die Auffassung der Tonkunst bewährt sich seine Wahrheit nicht vollständig. Einestheils deswegen nicht, weil der gedankenschwere logische Aufbau eines Kunstwerkes nicht mit dem Gemüthe, dem Herzen und den Nerven verstanden werden kann; anderntheils weil das Verwalten des Gefühlswesens leicht zur Ausschließlichkeit, zum „engouement" führt. Diesem letztern liegt der schönste Vorzug zu Grunde, der den Frauen geworden: sie haben mehr Talent zur Liebe als wir. Aber die Liebe begnügt sich nicht gern mit dem geistigen Ideale; sie zieht es vor, dasselbe verkörpert vor sich zu sehen, einen sichtbaren Gegenstand auserküren zu dürfen. So wendet sich denn der größere Theil der musikalischen Frauenwelt in ihrem Enthusiasmus vorwiegend weniger dem Kunstwerk als den Repräsentanten desselben zu, mithin in den meisten Fällen den Ausführenden, sogar wenn diese zu den Schwestern gehören.

Und bis zu welch tropischer Blüthenpracht weiß dieser Enthusiasmus sich zu entwickeln! Die höchsten Schätze der Welt (nach Goethe-Antonio), „der Lorbeer und die Gunst der Frauen", sie werden gleichzeitig den Beneidenswerthen, Auserkorenen geboten, ja, in besondern Fällen, sogar octroyirt.

Ein besonderer Umstand kommt hinzu um das Interesse der Frauenwelt an den Leistungen ausübender Tonkünstler vorwalten zu lassen, der Dilettantismus. In Beziehung auf diesen muß freilich zugestanden werden, daß er gerade in denjenigen Lebensjahren von der weiblichen Welt gepflegt werden kann, in welchen die jungen Männer der strengsten Arbeit, bei geistiger (wol auch körperlicher) Todesgefahr sich hingeben müssen. Ob die Früchte dieser Kunstpflege überall in günstigem Verhältnisse stehen zu den darauf gewandten Mühen, ob diese ein innigeres Kunstverständniß entsprechend fördern, will ich hier nicht untersuchen, sondern nur bemerken, daß für den technischen Theil musikalischer Ausführung, vollends auf dem Piano und im Gesang, eine fast kameradschaftliche Theilnahme erweckt und genährt wird. Liebenswürdige Mädchenseelen staunen nicht nur über das was sie hören und sehen — sie wissen aus eigener Erfahrung die Leiden und die Anstrengungen zu würdigen, deren es bedurfte, um das Staunenswerthe zu leisten. Hieraus ergibt sich ein noch nicht erwähnter Ansporn zur Betheiligung an musikalischen Symposien, der pädagogische. „Lasset die Kindlein zu mir kommen," heißt es auch hier. Und schließlich ist schon manch' sich hoch entwickelndes Talent geweckt worden durch die zündenden Sonnenstrahlen, welche in dessen gährendste Lebenszeit fielen. Mehr als irgend eine andere Kunst, vermag ja die unsere schon in den frühesten Jugendjahren anregend und belebend zu wirken, gleichwie sie im Alter nicht mehr sich bethätigende Jugendgefühle zurückruft.

Frauen, die tiefere Blicke in das innerste Wesen der Tondichtung zu werfen verstehen, finden sich häufig genug, wenn auch nicht allzuhäufig; — vermeiden sie die ihnen stets nahe liegende Gefahr der Einseitigkeit, so gehören sie zu den wünschenswerthesten Kritikern, weil der Pedantismus ihrer Natur fern liegt. Zur Ungerechtigkeit hingegen werden sie leicht verleitet — ist sie doch in so vielen Fällen ein Product der Liebe!

Nicht den einflußlosesten, ja vielleicht den bedeutsamsten Hörerkreis, bilden schließlich wir *Musiker* selbst — und zwar in der weitgegriffensten Bezeichnung des Wortes. Es ist so vielumfassend, daß man oft gar nicht mehr daran denkt, welch zahllose Individuen derselben Gattung angehören. Bei wie vielen Lehrern und Spielern, Sängern und Sängerinnen, ja bisweilen bei Componisten, die nicht ohne Ruf, vergißt man, daß sie im Grunde doch Musiker sind oder sein sollen. Sie hören und treiben Musik mit den verschiedensten Fertigkeiten, Interessen und Zielen, sind oft noch gespaltener in ihren Ansichten als die Männer der Politik, und doch ist ihre Zustimmung schließlich die ausschlaggebende. Was allen mehr oder weniger gemeinsam, ist die Begierde nach Neuem, im Gegensatz zum allgemeinen Hörerkreise, der es am angenehmsten findet, sich an Bekanntem zu erfreuen. Ihre Begierde nach Neuem, trägt jedoch vielfach mehr den Stempel der Neugierde als den des Dranges nach frischen Genüssen. Ich will mir aber nicht selbst vorgreifen und versuchen systematischer zu Werke zu gehen.

Am unbefangensten und unegoistischsten stehen die Mitglieder eines tüchtigen Orchesters den Werken gegenüber, an deren Ausführung sie sich betheiligen, so lange sie ihnen nicht durch allzuhäufige Wiederholungen langweilig geworden sind — (nur die vollkommensten Meisterwerke widerstehen dieser dem Orchesterdienst anhängenden Wirkung) — außerhalb ihrer Thätigkeit liegende Erscheinungen suchen sie jedoch nicht leicht auf. Sie lernen neue Compositionen genau kennen, stehen zugleich als zahlreiche Gruppe in elektrischer Verbindung mit dem Publicum und werden in das Aufwogen und Abströmen von dessen Empfindungen mit hineingezogen, ohne sich deshalb mit ihm zu identificiren. Schwankende Kritiker würden besser thun öfters bei ihnen umherzuhorchen, als sich von geheimen Autoritäten beeinflussen zu lassen. Gesunderes Urtheil werden sie nicht leicht finden, als ihnen hier geboten wird.

Solisten instrumentaler Gattung interessiren sich selbstverständlich vor allem für ihre Meister und Rivalen und ihre ersten Fragen heißen: was können sie? wie machen sie's? — Sie vergleichen in geheimen Zwiegesprächen mit sich selbst, ihre Leistungen mit jenen, was denn, je nachdem, zu den unberechenbarsten Resultaten führt. Das Vergleichen fängt überhaupt von hier an eine vorwiegende Rolle zu spielen.

Bei Sängern und Sängerinnen tritt zu diesem, doch etwas eifersüchtigen Interesse an dem Talent, der Begabung und dem Erfolg der Collegen und Colleginnen noch ein anderes, was sich jedoch nur beim Anhören von Tonstücken, die ihnen neu sind, geltend macht; es concentrirt sich in der Frage: würde es mir passen? würde ich Effect damit zu machen im Stande sein? Und es ist wol kaum zu viel gesagt, daß die größere oder geringere Gunst, die ihrerseits einem neuen Vocalwerk zu Theil wird, hauptsächlich davon abhängt, ob sie glauben sich darin geltend machen zu können.

Das Verhältniß der Dirigenten als solcher, besonders wenn sie Specialisten sind, zu den ihnen anvertrauten musikalischen Werken hat sich in den letzten dreißig bis vierzig Jahren wesentlich verändert. Die großen Fortschritte, die namentlich von den Instrumentalisten gemacht worden, hat die Componisten, theilweise wenigstens, veranlaßt, auch vor den größten Schwierigkeiten, die der Ausführung bereitet werden können, nicht zurückzuschrecken. Hierdurch ist eine neue Art von Ambition bei den Dirigenten erweckt worden, von welcher sich in früherer Zeit keine Spuren finden. Der Reiz, ihr Talent zu zeigen bei dem Einstudiren ganz besonders schwieriger Compositionen, macht sich oft nicht allein in der stärkeren Zuneigung zu derartigen Werken geltend, sondern auch in einer größeren Gleichgültigkeit gegen Arbeiten, die dem Ehrgeiz des Leiters nicht den gewünschten Stoff darbieten. Bei dem seltenen Anhören von Musikstücken, welche neu und schwer sind, wird denn auch ein besonderes Aufmerken auf des Collegen Kunstgriffe und das Gelingen derselben nicht zu vermeiden sein. Daß diese natürliche menschliche Schwäche das Interesse am zu Hörenden wesentlich vermindere, möchte ich jedoch keineswegs behaupten.

Und die Componisten und Die, die sich dafür halten? Darf ich aus der Schule plaudern? Soll ich es? Warum nicht — und um so weniger habe ich darüber zu schweigen, als ich stets gefunden, daß sie sich zu den Werken

anderer, mögen es Lebende oder Unsterbliche sein, ähnlich verhalten wie Dichter, Maler, Bildhauer, künstlerisch Producirende in einem Worte, zu den Schöpfungen ihrer Leidensgenossen. Sie tragen Ideale in ihrem Innern, zu welchen sich empor zu arbeiten sie versuchen — sie haben Schöpfungen in sich aufgenommen, in welchen sie das höchste Bestehende lieben und verehren, und sind daher nicht leicht zu befriedigen, nach allen Seiten hin. Wenn sie bekanntes Bedeutendes hören, werden sie an die Ausführung einen hohen Maßstab legen, entsprungen der Vollendung, mit welcher sie, bei einsamer Vertiefung in Meisterwerke, diese am inneren Ohre vorüberziehen lassen. Beim Anhören von Neuem wird es sich bald herausstellen, ob sie überhaupt auf die darin hervortretende künstlerische oder unkünstlerische Richtung einzugehen vermögen. Sie werden dem Erfolg von Werken, deren Tendenz ihren Ueberzeugungen widerspricht, leicht eine allzu schroffe Opposition machen und vielleicht zuweilen im entgegengesetzten Falle allzu nachsichtig sein. Die Neugierde wird auch manchmal stärker sein, als der Antheil — die Analyse stärker als die Hingabe. Aber wenn sie dem, was ihnen hohl, frivol, mißrathen, anspruchsvoll erscheint, mit Leidenschaftlichkeit entgegen zu treten geneigt sind, werden sie sich nicht abschließen gegen dasjenige, was ihrer Neigung entspricht, was ihr Urtheil befriedigt — nach dem herrlichen Worte Schiller's, daß dem Schönen gegenüber nur die Liebe möglich sei. So habe ich's wenigstens bei vielen der Besten gefunden, und ich habe viele der Besten gekannt. Daß es immer und überall zutreffe, will ich nicht behaupten.

Wenn ich die Frauenwelt, trotz der größeren Mannigfaltigkeit, die sie auszeichnet, unter einen Hut zu bringen versucht habe, zog ich gar manche Herrenkreise, und darunter privilegirteste, nicht näher in Betracht. Die große Menge der Männer, die sich, mehr oder weniger, bei musikalischen Festlichkeiten versammeln (mögen es Arme oder Reiche, Geschäftsleute oder Geschäftslose sein, mögen sie sich als Gatten, oder cavalieri serventi, als Männer des guten Tons oder aus alter Gewohnheit einfinden), sie entzieht sich, in ihrer bunten Gesammtheit, dem speciellen Urtheil über ihr Verhältniß zur Tonkunst. Gleichmäßig verwundert ist man oft, bei welchen Persönlichkeiten sich Liebe zur Musik zeigt, wie bei welchen sich nur geringe oder keine Spuren davon finden. Ein armer Lehrling spart sich jeden Groschen ab, um ein Concert besuchen zu können, während ein reicher Finanzmann die herrlichsten Genüsse verschmäht, weil er den Sitzplatz nicht erlangen kann, den zu beanspruchen er sich für berechtigt hält — ein Jurist, in dessen Kopfe unzählige Rechtszerwürfnisse mit einander kämpfen, erfreut sich gern harmonischer Beruhigung durch Töne, während ein junger Krieger, der Zeit hat, Idealem sich hinzugeben, es lieber in einem Circus aufsucht. Männer, die zu den Spitzen der Gesellschaft gehören, ziehen eine Partie Whist dem Anhören der höchsten Tonwerke vor — Inhabern der prosaischsten Waarenlager wird ein gutes Concert zum auserlesensten Feste. Weder Erfahrung noch Erwägung führen zu allgemeinen Ergebnissen — man unterscheidet im Wald die Bäume nicht mehr. In dem Gemeingefühl aber, das ein großes Publicum durchzieht, wenn ihm Schönes in würdiger Weise geboten wird, hören, momentan wenigstens, alle Besonderheiten der einzelnen Hörer auf und es gibt sicherlich wenige Erscheinungen, die einen erhebenderen Eindruck zu

machen vermöchten, als eine mächtige Versammlung, die in andächtiger Stille der Aufführung eines musikalischen Meisterwerkes lauscht. Jede egoistische Regung tritt in den Hintergrund, man ist nicht allein ganz Ohr, man ist ganz Seele — und die kleinen Frivolitäten Einzelner lösen sich in der Gehobenheit der Gesammtheit auf, wie die Schwächen eines großen Menschen in seinen Thaten oder Werken. Und wenn ich von der Erhabenheit der sympathischen Vergeistigung einer so bunten Menge spreche, habe ich vor Allem das Anhören einer orchestralen Dichtung im Sinne, die das Schönste bietet, ohne eine wesentliche äußerliche Zuthat für das Auge, ohne stoffliche Beziehung für den Verstand. Daß es dazu gekommen ist, daß ein Beethoven seine Symphonien geschrieben und daß Tausende sich daran begeistern, ist mehr als irgend eine Erscheinung unserer fortschrittlichen Zeit, ein Zeichen, daß ein, wenn auch nur kleiner Theil der Menschheit, zu einer Auffassung eines absolut geistig Schönen und Großen gelangt ist, wie es die ganze Weltgeschichte noch nicht gesehen.

Freuen wir uns dessen und freuen wir uns auch, daß die Deutschen hierin bis jetzt allen Culturvölkern voranstehen, mit dem Wunsche jedoch, in diesem Punkte wenigstens möchten alle Völker bald eines Herzens und eines Sinnes sein.

Die Insel Yezo und die Ainos.

Von

Georg Schlesinger.

Japan, das Großbritannien Ostasiens, wie es sich selber gern bezeichnen hört, fängt an oder hat bereits angefangen, sich in den Völkerrath der civilisirten Nationen einzustellen; seine diplomatischen Vertreter bewegen sich auf dem Parquet europäischer Höfe mit derselben Sicherheit, mit der sie, vor wenigen Jahren noch, sich baarstrümpfig auf den Matten der möbellosen Räume ihrer Heimath bewegt haben; das Feudalsystem ist mit der Größe des Taikun's und der Schrecklichkeit der zweischwerterbewaffneten Samurai's für immer dahingesunken, und der legitim in das Consulatsregister eingetragene Kaukasier bewegt sich, paß-, aber nicht mehr revolverbewaffnet, von Kiusiu und Sikok bis an das Nordende der von uns fälschlich Nippon genannten Hauptinsel mit größerer Sicherheit, als es auf der Straße von Eboli nach Pästum oder in den baskischen Provinzen des Königreichs Spanien möglich wäre.

Wir kennen in Europa das Hirakani und das Katakani und die nicht mehr räthselhaften chinesischen Charaktere, die Geheimnisse der Shintoreligion und des japanischen Buddha, aus Griffis' werthvollem Buche die chronologische Reihenfolge sämmtlicher Mikado's und nach den herrlichen Photographien des Baron Stillfried die Glanzpunkte japanischer Landschaft.

Es dürfte schwer sein, auf diesem durchpflügten Gebiete neue Momente allgemein-interessanten Charakters einzusammeln; man muß über die von mir bezeichneten Grenzen hinausgehen, das eigentliche Japan verlassen und, nach japanischen Begriffen, sich in das coloniale Gebiet des Inselreichs, nach Yezo, begeben, will man eine Idee zurückgebliebener Romantik, eine Idee von Gefahr, eine Idee von Verlassenheit, eine Idee natürlichen Uncomforts aufsuchen.

I.

Seit der Zeit, da La Pérouse vor mehr denn 80 Jahren die ersten Andeutungen über Yezo und seine räthselhaften Bewohner gegeben, und seit der Zeit, da der russische Capitän Golownin in Hakodate in mehrjähriger Gefangenschaft geschmachtet, sind dem nach geographischen Kenntnissen dürstenden Europa

über die allem directen Verkehr entrückte Insel nur vereinzelte und zusammenhangslose Andeutungen zu Theil geworden. Yezo, so unmittelbar nahe an dem von Touristen überschwemmten Nippon gelegen, bewahrt noch zähe Natur und Folgen geographischer Abschließung und den Charakter rauher, uncultivirter Wildniß. Dem reich bewaldeten Gebirgslande, das reißende Bergströme durchsetzen und in dem sich bis auf den heutigen Tag ungezählte Scharen schwarzer Bären tummeln, ist der mystische Stempel culturverlassener Einsamkeit in deutlichen Zügen aufgeprägt. Ueber den ausgedehnten Wäldern, denen wälderbildende Bäume, wie die Ulme, die Linde, die Erle, die Weide, die Eiche, die Birke im Verein mit der Magnolia Kobus und der Magnolia hypoleuca und mit Schlinggewächsen und üppigen Farren ein entschieden subtropisches Ansehen verleihen, herrscht tiefe Stille, nur vereinzelt durch Manifestationen thierischen Lebens unterbrochen; und der Tourist kann stundenlang auf seinem Yezogaul von selbstgewählter Etappe zu selbstgewählter Etappe reiten, ohne daß irgend ein lebendes Wesen, Mensch oder Thier, seine Pfade kreuzt. Er, der eben erst das volkreiche Innere von Japan durchstreift hat, wo im Mittel 126 Menschen auf einen Quadratkilometer zusammengedrängt um die dürftige Existenz ringen, fällt hier auf einen eminenten Contrast: ein Land von der doppelten Größe der Schweiz oder der Größe Portugals, bewohnt von nicht mehr denn etwa 150,000 Einwohnern, die sich nach dem Süden zu und in den Küstenstrichen verdichten und das ganze Innere der Insel, thatsächlich menschenleer, besonders zwei Vertretern des Thierreichs, dem Wolfe und dem Bären, zu ungehinderter Machtentfaltung überlassen.

Zwei scharf markirte Gebirgssysteme bestimmen den orographischen Charakter der Insel: das eine, von den Kurilen herkommend, läuft an der Ostküste von Yezo herunter und bringt durch die rasche Verwitterung seiner Basalt, Trap und Diorit enthaltenden Massen kostbaren Ackerboden zur Entwickelung; das andere System setzt sich an die Sachalinkette an und zieht sich mit granitischer- und Feldspathaxe auf der Westküste der Insel nach dem Süden hinunter, in seinen Tiefen reiche Beträge von Kohle und Eisen, geringere von Kupfer, Zink und Blei, offenbarend: zusammengenommen, Elemente, die, entwickelt und gefördert, im Stande wären, dem Lande eine wirthschaftliche Zukunft voll glänzender Aussichten zu eröffnen.

Die Natur hat Yezo neben all' diesen Schätzen, die bis jetzt zum großen Theile nur das Auge des forschenden Geologen erschaut, in Hülle und Fülle mit landschaftlichen Reizen ausgestattet, zu deren Erfassung es weniger Streifzüge über Berg und Thal bedarf. An der Südostspitze der Insel, in Hakodate, erwartet den Wanderer ein berühmtes Schauspiel, das zum Vergleiche mit Gibraltar und Hongkong Anlaß gegeben: ein steiler Felsen, der sich keilförmig in das Meer vordrängt und, auf seinen Flanken hingelagert, Einem die Häusermassen von Hakodate präsentirt. Von der nicht ohne Mühseligkeit zu erklimmenden Spitze erblickt man rechts und links das in Sonnenreflexen erglänzende Meer, vor sich, jenseits der Straße von Tsugaru, die zackigen Contouren des gegenüberliegenden Nippon, und hinter sich die zum Theil in Schnee gehüllten Berge von Yezo. So schaut man auch von den Bastionen von Gibraltar, den Blick nach dem gegenüberliegenden Afrika gerichtet, über die Bai von Algesiras zur Rechten,

in die Wässer des mittelländischen Meeres zur Linken, und im Vordergrund auf die klaren Linien der Berge des marokkanischen Küstenstriches.

Je weiter man sich von Hakodate, der Anfangsetappe des Reisenden, nach Norden entfernt, desto charakteristischer wird das Gepräge des sich eröffnenden Landes. Zuvörderst gemahnt noch Vieles an die Lieblichkeit der japanischen Landschaft, in der Alles Pygmäendimensionen hat und der Reiz des Ensemble sich nur aus der unendlichen Mannigfaltigkeit der componirenden Elemente ergibt. Von Sapporo aus, längs des Ishkariflusses oder die Ostküste der Insel hinauf, treten in das Landschaftstableau zu größeren Dimensionen kräftigere, individuellere Gebirgszüge, nordische Vegetation, zum großen Theile an die wälderbildende quercus dentata gebunden, und als subjectiv-wirksames Moment, zu einer feierlichen Stille, der alle Jagdinstinkte in den Tiefen erregende Gedanke an Bären, Wölfe und mächtig geweihte Hirsche.

Das Wohlbehagen, das man mit dem Auge in sich aufnimmt, beeinträchtigt nicht Unwirthlichkeit des Klima's, jener diesem Theile Ostasiens, von Yezo bis Kamtschatka, so beständig gemachte Vorwurf. Wenigstens gilt das für den Europäer. Trotz der kalten Westwinde, die aus der Mandschurei und dem östlichsten Sibirien herüberwehen, ist, der Breitenposition angemessen, das Klima von Yezo ein entschieden gemäßigtes; und wenn auch der Japaner, ein Kind der Sonne und — des Regens, das ganze Jahr hindurch fröstelnd an seinem shibatshi kauert und mit ungeheuchelter Sehnsucht die Gluthtage von Tokio und Kioto zurückwünscht, so wird doch die Thatsache, daß, besonders im Süden, Reis und Hanf und Mais und Hirse und echte Kastanien gedeihen und daß 15jährige Temperatur-Beobachtungen in Hakodate (von 1859—74) ein Jahresmittel von + 7° R., ein mittleres Maximum von + 25° R. und ein mittleres Minimum von — 13° R. ergeben, die oben gebrauchte Bezeichnung „gemäßigt" vollauf rechtfertigen können. Schnee allerdings gibt es auf Yezo in ungeheuren Quantitäten, besonders auf der Westküste, so daß mit Beginn des Schneefalls die auf Weidefutter ausschließlich angewiesenen Pferde an die mildere Ostküste pilgern müssen, wo die nicht zu Meterhöhe angewachsene Schneedecke hie und da ein saftiges Gräschen birgt; was nicht hindert, daß die aus der Wintervilleggiatur zurückkehrenden Pferde im Beginne des Frühlings Alles, bis auf den anatomischen Charakter ihrer Gattung, eingebüßt zu haben scheinen.

Auf dem mit kurzen Strichen angedeuteten landschaftlichen Hintergrunde treten uns nun bei weiterer Betrachtung vor Allem die Aino's entgegen, heutigen Tages die Bewohner von Yezo, Sacchalin und den Kurilen, und früher wol die aborigines jenes in sich ganz abgeschlossenen Inselcomplexes, der von den Liukiu-Inseln in großem Bogen, über mehr als 25 Parallelen hinweg, bis an die Südspitze von Kamtschatka reicht. — Seit langer Zeit quält sich das anthropologische Classificirungsbestreben erfolglos ab, dem in Wirklichkeit bereits auf den Aussterbeetat gesetzten Völkchen den richtigen Platz im System anzuweisen. Den Einen, wie Bickmore z. B., scheint es unerläßlich, sie von der turanischen Völkerfamilie abtrennen zu müssen; den Andern scheint ihr mongoloider Charakter unzweifelhaft zu sein, und Oscar Peschel endlich deutet die Möglichkeit an, daß sogar die asiatischen Papuanen und speciell die Aëta's der Philippinen in directer

Beziehung zu ihnen gestanden haben könnten. Die erste Gruppe stößt sich mit Recht an den ausgesprochen nicht-arischen Charakter der Sprache; die zweite kämpft mit Energie gegen das, wie mir scheint, unzweifelhafte Moment eminent starker Behaarung und das sich so ergebende anthropologische Paradox stark behaarter Mongolen. Das Resultat der aufgestellten Ansichten ist natürlich von ausgesprochener, wissenschaftlicher Dürftigkeit. Auch die Schilderungen der Reisenden über Körperconstitution und die einzelnen Körpermerkmale der Aino's gehen weit auseinander. Nach Doenitz vergleicht La Pérouse ihre Hautfarbe mit der der Berber, Broughton nennt sie kupferroth, Krusenstern fast schwarz; im Grunde genommen, ist sie nichts weiter als jene undefinirbare Nüance, die der beständige Aufenthalt in der freien Natur, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter, und die systematische Vernachlässigung regelmäßiger Waschungen mit Nothwendigkeit erzeugt.

Die Einen charakterisiren ihre Augenlider mit „horizontal", ihre Backenknochen mit „nicht vorstehend", die Andern behaupten das Entgegengesetzte; die Einen nennen sie klein, die Andern eher groß, und ein neuerer Reisender, Dr. Ritter, ist sogar ungalant genug, den Frauen das Prädicat abschreckender Häßlichkeit zuzuerkennen, während ich selber geradezu das Gegentheil thun möchte.

Die Aino's, wie sie sich aus meinen Beobachtungen und in meiner Erinnerung präsentiren, sind von gedrungener, kräftiger Gestalt, mittelgroß, mit häufig intelligenten Zügen; ihr wettergebräuntes Gesicht zeigt wol hervorstehende Backenknochen, wie sie die Indianer in Nord- und Südamerika und die Malayen des malayischen Archipels ebenfalls besitzen, nicht aber schief geschnittene Augen und, nur in seltenen Fällen, das mit diesen dem mongolischen Typus so eigenthümliche Uebergreifen der Lidfalte; manche Gesichter haben einen direct europäischen Charakter und zu verschiedenen Malen haben mir Ainoknaben mit ihren großen, dunkeln Augen und ihrem südeuropäischen Aussehen das von Gustav Richter so glücklich idealisirte Gesicht des neapolitanischen Hirtenknaben in die Erinnerung führen können.

Seit La Pérouse für die Aino's mit glücklichem Griff das in neuester Zeit vielfach bestrittene Behaarungsmoment in's Classificirungstreffen geführt hat, ist dasselbe beständig das Object der verschiedenartigsten Beurtheilungen gewesen. Die neueste Forschung, wie sie den Werth der bloßen Kraniologie für die Bestimmung von Arten beträchtlich herabgemindert hat, hat Fülle oder Spärlichkeit der Körperbehaarung zu den beharrlichsten und sichersten Racenkennzeichen zu zählen gelernt. In der Kraniologie sucht man bekanntlich noch nach Etablirung jenes obersten Gesichtspunktes, der aus den gefundenen Messungswerthen unmittelbar das latente Resultat an die Oberfläche bringen soll. Soll man den Breiten- und Höhenindex eines Schädels, insofern sie den Habitus desselben und seine äußere Erscheinungsform bestimmen, als wesentlich entscheidend für die Systematisirung von isolirten Racen gelten lassen, wo man Gefahr läuft, den schmalsten Slavenschädel mit einem Breitenindex von 72,8 für einen Negerschädel zu halten, der dem Index nach bis 77,8, also bis hoch in die Mesocephalie läuft? Oder soll man, wie es Isidor Kopernicki an 20 Zigeunerschädeln gethan hat, die Zahl der an einem einzigen Schädel gemessenen Werthe bis 139 anwachsen lassen, um

dann vor der Frage zu stehen: welche und wieviel von den gefundenen 139 Zahlenwerthen treffen denn eigentlich die Eigenart und die Racenbestimmtheit des vorliegenden Schädels in unzweideutiger Weise?

Das geringe Material, das für die Classificirung der Aino's nach kraniologischen Momenten vorliegt und in sich die directesten Widersprüche hervorgerufen hat, leitet naturgemäß unseren Blick zu anderen Momenten hinüber. Wenn es auch als Wagniß erscheinen muß, mit Ernst Haeckel das Haar allein als Eintheilungsgrund der Systematisirung des Menschengeschlechts unterzulegen, so muß uns doch die Thatsache, daß unter Millionen gänzlich bartloser und am Körper unbehaarter Mongolen einige wenige Zehntausend zum Mindesten sehr stark behaarte Menschen sitzen, von der Unwahrscheinlichkeit eines Zusammenhanges deutlich überzeugen.

Mit Bezug auf eine Bemerkung in Wallace's „natural selection", wonach besonders die Behaarung in der unteren Spinalgegend ein anthropologisches Moment von hervorragender Bedeutung sein solle, habe ich 3—4 Dutzend Aino's auf dieses Merkmal hin untersucht. Das Resultat, wenn auch nur in einigen Fällen local zutreffend, ergab doch das Factum eminenter Behaarung, besonders an der Brust, an Händen und Füßen und häufig zwischen den Schulterblättern. Bei zwei Individuen fand ich beinahe eine vollständige Haardecke auf dem Körper vor, mit so ausgesprochenem, thierischen Charakter, daß mich das ästhetisch wenig anregende Bild tagelang bis in meine Träume verfolgen konnte.

Das anthropologische Resultat, das sich aus unseren Andeutungen ergibt, ist demnach naturgemäß ein negatives; erst mit Zuhilfenahme der vergleichenden Sprachforschung, die sich mit der Feststellung der Charaktere der schriftlosen Ainosprache zu beschäftigen haben wird, wird man vielleicht das vorliegende Problem lösen können, wofern man nicht mit einigen amerikanischen und schottischen Geistlichen annehmen zu müssen glaubt, daß die Aino's nichts Anderes sind als die Nachkommen der, mit so viel Energie gesuchten und bereits so oft gefundenen, zehn verlorenen Stämme Israels.

Die Sucht, sich zu tätowiren, bis vor wenigen Jahren noch so allgemein unter den unteren Ständen Japans verbreitet, wo man noch heute so manchen Stalljungen oder Betto aus der Ferne für ein in eine mysteriös-blaue Livrée gekleidetes Wesen halten könnte, herrscht, wenn auch in geringerem Grade, noch jetzt unter den Aino's vor. Besonders die Aino's der Insel Yezo, mehr als die von Sachalin, halten an der Sitte, ihren Armen die allerseltsamsten Figuren einzutätowiren, mit großer Zähigkeit fest, weil sie glauben, daß frühzeitiger Tod die unerläßliche Folge einer derartigen Unterlassung wäre. Die Frauen gehen darin noch weiter. Bestrebt, dem Mann als Vorbild in Allem nachzuahmen, und in der Ueberzeugung, die Richtung, in der sich die männliche Schönheit entwickele, sei die einzige, in der wahre Schönheit überhaupt gedeihen könne, sucht die Ainoschöne künstlich zu vervollständigen, was die Natur zu ihrem Bedauern kaum leise angedeutet hat. Mit zarter Hand tätowirt sie sich zwischen fein geschnittenen Augenbrauen ein Verbindungsband und stellt in analoger Weise auf der Oberlippe einen dunkelblauen, kühn geschweiften Schnurrbart her, dessen Linien kaum von der Natur übertroffen werden können. Selbst strenge Verbote der japanischen

Regierung, die auch Yezo mit einem Male zu einem Culturlande stempeln möchte, haben diesen kindlichen Glauben nicht zu erschüttern vermocht.

II.

Die Aino's, nach neueren, japanischen Schätzungen etwa 16,000 Köpfe betragend, leben in zerstreuten Dörfern, hauptsächlich an der Meeresküste und an den Ufern der Flüsse. Eine zum größten Theile aus Stroh verfertigte Hütte bildet mit einem auf etwa 5 Fuß hohen Pfählen errichteten Vorrathsschuppen das Gesammteigenthum des normalen Familienvaters; und wenn man bei der Wanderung durch ein Ainodorf die in langen Reihen neben einander postirten Hütten betrachtet, jede das getreue Abbild der anderen, so kann man sich nicht dem Eindrucke verschließen, thatsächlich an einem jener Nullpunkte beginnender Capitalbildung zu sein. Das Innere einer solchen Hütte, mit den Schädeln der auf der Jagd erlegten Thiere ausstaffirt, bietet mit Massen von Fellen oder dem natürlichen Räucherungsproceß unterworfenen Fischen — Alles in bunter Reihe von der Decke herabhängend — ein complexes, wenn auch wenig anmuthiges Bild dar. Der Rauch der in der Mitte der Hütte gelegenen Feuerstelle hat den Strohwänden seit Jahren tief-dunkle Farbentöne verliehen und fährt noch immer fort, in gleicher Weise zu wirken; Fischgerüche, die in ihren Nüancen und Abstufungen einer ganzen Scala von widerwärtigen Empfindungen entsprechen, schlagen dem Eintretenden mit beängstigender Gewalt entgegen und machen es ihm gradezu unmöglich, seinen Aufenthalt über einen sehr minimalen Zeitraum auszudehnen. Bereits eine Spur von Comfort tritt dem Besucher in den Hütten der Häuptlinge oder chiefs entgegen. Die Räume sind größer und die innere Ausstattung reicher; die Matten sind feiner, die trocknenden Fische scheinen wohlriechender zu sein. Neben dem Nothwendigen erscheint schon das Ueberflüssige: auf einem kleinen Holzpodium strahlen dem Gaste große Lackgefäße entgegen, deren Inneres alle Schätze des Häuptlings, alte Curiositäten, von den Vorfahren überkommene Schwerter und nicht selten als höchste Werthstücke diverse, von dem europäischen Trödelmarkt bereits als für unseren Erdtheil unmöglich, über den Ocean ausgeworfene Gegenstände beherbergt.

Der Fremde, der nicht verfehlt, dem Einen oder dem Anderen dieser mit traditioneller Machtvollkommenheit bekleideten Häuptlinge seine Visite abzustatten, begegnet hier bereits den Anfängen eines gewissen Ceremoniells; es bedarf eines Boten, seine Ankunft anzumelden, und sogar einiger Minuten Antichambrirens, während welcher die zu seinem Empfange nothwendigen Vorbereitungen getroffen, insbesondere die festlichen Matten hervorgeholt und die ganze Familie, Weiber, Kinder, Dienerschaft und Trabanten in weitem Kreise um den Heerd postirt werden. Bei seinem Eintritte empfängt ihn ein seltsames Schauspiel echt patriarchalischer Art. Der Häuptling, gewöhnlich ein alter Mann mit schneeweißem, lang herabwallenden Haar und Bart, beginnt, nach japanischer Manier auf den Fußspitzen niedergekauert, die solenne Begrüßungsscene. Er streckt die geöffneten Handflächen nach vorn und streicht mit denselben dann bedächtig mehrere Male über die ganze Länge seines Bartes hinweg; das männliche Ainopublicum folgt dem Beispiele des Chefs, die Frauen und Kinder bücken à tempo

ihren Kopf tief zu Boden, und über der rauchgeschwärzten Hütte lagern Momente tiefsten, feierlichsten Schweigens. Nach vollendeter Ceremonie, um die Scene an persönliche Erinnerungen anzuknüpfen, nehme ich mit meinem japanischen Dolmetscher auf den Feiertagsmatten Platz. Kagoshima, mein Interpret, verenglischt uns die Unterredung, und Kißke, der Häuptling, fängt zu fragen an. Die ganze Unterhaltung hat einen homerischen Charakter; der Beginn ist stets jenes: „Wer und woher der Männer? wo hausest Du? wo die Erzeuger?" Jede einzelne Antwort erregt Bewunderung und Staunen; und meine Person, meine Kleidung, mein Schuhwerk, die intimsten Details der europäischen Costümirung werden mit all' der naiven Neugierde unverdorbener Naturmenschen von Dutzenden von Augen und Händen einer, wenn auch nicht kritischen, so doch nicht minder eingehenden Erforschung unterzogen. Indem ich ein Taschenmesser, einen kleinen Kamm, ein Portemonnaie aus der Tiefe meiner Tasche hervorhole, steigere ich bewußt das allgemeine Staunen durch eine ganze Scala von Ausdrucksformen hindurch, und als ich endlich als coup de maître, wie von ungefähr, die beiden Golddeckel meiner Uhr aufspringen lasse, und eine Fülle von Lichtreflexen sich plötzlich nach allen Seiten hin ergießt, da kehrt der Gipfelpunkt der Ekstase wieder zum feierlichen Schweigen zurück: der Häuptling streckt bedächtig die offenen Handflächen nach vorn, streicht mit denselben durch die Länge des Bartes und zollt in feierlichster Form dem strahlenden Golde den Tribut des Gebetes. Am Golde hängt, nach Golde drängt doch Alles!

Kleine 10 Cent Geschenke, Glaskugeln, japanische Kaleidoskope, Puppen u. s. w., die wir der Fürsorge halber mitgenommen, versetzen die ganze Gesellschaft in die heiterste Stimmung, die sich in naturwüchsigstem Lachen und lautestem Jubel documentirt. Entweder im Bewußtsein der bescheidenen Natur der offerirten Gastgeschenke oder ohne homerisches Verständniß für die Situation beschränkt der chief-Aino seine Gegengaben auf einen aus Bast gefertigten Gürtel. Dann schreitet er zur Entfaltung seiner Familienschätze. Das interessanteste Stück ist unstreitig die Krone, welche, bei allen Haupt- und Staatsactionen unentbehrlich, aus einem starken Strohreifen besteht, von dem alte Tuchläppchen herabhängen, und an der Vorderseite mit einem Stück Messing verziert und durchaus unveräußerlich ist. Zum Schlusse werden die mit Reis und Saké, dem aus Reis dargestellten Branntwein, gefüllten Lackgefäße an der zum Fenster dienenden Wandöffnung in regelmäßigen Schwingungen der Sonne geweiht, und nach beendeter Ceremonie der Inhalt unter die Gläubigen vertheilt.

Hauptobjecte der Ainoverehrung sind, neben der Sonne, das Wasser, und zudem die Idee einer japanischen Gewalt, die sie Zsumairu kamoi — Gott der Welt nennen und, wie es den Anschein hat, mit dem Mikado identificiren. Daneben gilt ihnen auch der Bär, mit dem sie in persönlichem Kampfe so manche Fehde austragen, als Gegenstand religiöser Verehrung. Indessen ist der Kreis ihrer Götterwelt kein fest geschlossener; neue Gestalten, die ihnen durch Macht oder Kraft oder den Besitz einer goldenen Uhr imponiren, finden leichten Eingang darein, und auch mir ist einst mit dem Prädicat „Herr der Götter" von ihnen eine beinahe göttliche Verehrung zu Theil geworden.

Wenn auch nicht immer so glücklich, mit göttlichen Ehren bedacht zu werden, so finden doch stets Europäer bei den Aino's das respectvollste und zugleich in gewissem Sinne freundschaftlichste Entgegenkommen, nicht selten wegen der durch ihre Bärte in Ainoaugen sich documentirenden Stammesverwandtschaft. Einem japanischen Kinde in Fukui erschien ein bärtiger Europäer wie ein Drache ohne Schwanz oder Flügel, einem Aino dünkt er ein in eine höhere Erscheinungsform getretener Stammesbruder. Daraus ergibt sich mitunter die selbstloseste Anhänglichkeit und das bescheidene Angebot einer Fülle von Dienstleistungen, die besonders für den jagd- und angellustigen Reisenden unschätzbaren Werth besitzen. Wie Yezo das Land par excellence der Jagd und der Fischerei ist, so ist der Aino der geborene Jäger und Fischer. Ihm mangelt keine der Eigenschaften, die dem Einen oder dem Anderen wesentlich sind. Er besitzt Kraft, Gewandtheit, Geduld und die Fähigkeit, in der unvermuthetsten Situation sich in der Frist eines Augenblicks zurecht zu finden. Gesicht und Geruch und Gehör hat die beständige Gewöhnung und das seit Reihen von Generationen wirksame Moment der Vererbung zu dem bewundernswerthesten Grade actueller Wirksamkeit entwickelt. Mit der Harpune folgt er der gegen den Strom anstehenden Lachsforelle bis in eine Tiefe von 6—8 Fuß unter dem Wasserspiegel und trifft mit Genauigkeit die erspähte Stelle, da wo ein anderes als sein Auge kaum verschwommene Linien irgend eines lebendigen Gegenstandes wahrnehmen könnte. Mit der Lanze oder dem Jagdmesser bewaffnet, dessen eiserne Spitze er in das, aus dem Wurzelextract einer Aconitumart bereitete, Pfeilgift taucht, scheut er mit dem Bären nicht den directen Kampf, der nicht selten den dramatischen Charakter des persönlichen Ringkampfes zwischen Mensch und Thier annimmt. Im Gefolge des Reisenden, der mit der Winchesterbüchse und den vor Minutenablauf zu entladenden 15 Kugeln ruhigeren Blutes selbst dem Rencontre mit einem Bären entgegensehen darf, leistet der Aino berufsmäßig die Dienste des Spurensuchers. Kein jagdlustiger Europäer von Sapporo, der nicht bei Eintritt der Jagdzeit, d. h. nach Schmelzen des Schnees, seinen Hausstand um etliche Ainotracker vermehrte. An der Configuration der Spuren und an ihrer Distance von einander, ob sie bereits sandverweht sind oder nicht, an der Rißfläche der von den Sträuchern abgenagten Blätter, an gedrückten Stellen im Grase, an verbogenen Zweigen, an Momenten allerfubtilster Art entdeckt sich dem glücklichen Naturmenschen, mit sich multiplicirender Wahrscheinlichkeit, die Antwort auf die complexeste Frage des Jägers: ob und wenn der gepürschte Hirsch zum oder vom Wasser gegangen oder der Bär bereits sein hochgelegenes Lager verlassen. Wenn man den bedächtig, sinnend, lauschend dahinschreitenden, ersichtlich alle Kraft geistigen Combinirens zusammenfassenden Aino bei seinem noblen Werke betrachtet, so befindet man sich thatsächlich allen den Zügen gegenüber, die Cooper in so enthusiasmirender Weise, uns allen aus unserer Kindheit her unvergeßlich, an den Rothhäuten der nordamerikanischen Prärie geschildert hat. Mir ist an allen Typen der Nichtcivilisation, deren Bekanntschaft ich in verschiedenen Welttheilen gemacht habe, der Aino immer als das Muster des in seinen körperlichen Qualitäten zur höchsten Entwickelung gelangten Naturmenschen erschienen, und weder die nordamerikanischen Indianer, wie sie Einem selbst ab-

seits der Stationen der Pacificbahn entgegentreten, noch die famosen Gaucho's in den Pampa's der argentinischen Republik oder die tiefst katalogisirten Feuerländer in der Magellanstraße sind im Stande, den gleichen Betrag von Sympathie zu erwecken.

Fischerei und Jagd sind demnach die Hauptbeschäftigung der Aino's, denen indeß die Ausbeute der durch Geschick und mit Mühe erlangten Resultate nicht selber angehört; die Japaner sind es, ihre, wie ich glaube, nicht sonderlich geliebten Herren, denen der Löwenantheil des gemachten Gewinns in Form tributarischer Leistung zusteht. Die Ergebnisse der Jagd und der Fischerei kleiden sich hier in großartige Ziffern; nach dem Berichte des Capitäns Blakiston, in den Verhandlungen der geographischen Gesellschaft zu London, Februar 1872, beträgt das Ergebniß des Lachsfanges auf dem Ishkariflusse in jeder Saison durchschnittlich 1,200,000 Lachse, und ein einzelner Netzfang, vor der Mündung des Flusses, in der See, bringt mitunter bis zu 16,000 Stück an die Oberfläche. Woher es kommt, daß in Sapporo, der vor einigen Jahren gegründeten Hauptstadt von Yezo, der Marktpreis eines 8—10pfündigen Lachses oder einer Lachsforelle zwischen 5—8 Cent. oder 20—32 Pfennigen schwankt.

Ein ähnliches Resultat liefert die Jagd auf Hirsche, deren Stückzahl jedes Ermessen überschreitet. Hakodate allein exportirt alljährlich 30,000 Geweihe. In das Gebiet chevalereske Jagdmittel schlägt allerdings die Methode, mittels derer man zu diesem erstaunlichen Endergebniß gelangt, nicht mehr ein: Der Schnee treibt während der Winterszeit periodisch die Hirsche zu Hunderten in's Thal und an die Meeresküste; die Kunde davon verbreitet sich sofort im nächsten Dorfe, das bald einen Massenauszug unternimmt und mit Schreien und Lärmen die erschöpfte, in Todesängsten schwebende Schar in die See hineintreibt, deren Fluthwelle mit Sicherheit die todten Körper an die Küste zurückwirft. Die Geweihe und das Fell werden zum Verkauf oder zu eigenem Gebrauch abgelöst, und enorme Quantitäten schmackhaften Wildprets von dem blos Pflanzen- und Fischkost verzehrenden Aino verschmäht, den Bären und Wölfen zur leckeren Beute gelassen.

Das Bild von den Aino's fertig zu stellen, bedarf es noch einiger leichter Striche. Wir müssen zuvörderst andeuten, wie ohne die sakralen Formen einer feierlichen Eheschließung die thatsächliche Praxis eine gewissenhafte Monogamie herausgebildet hat und das durch gegenseitige Geschenke eingeleitete Zusammenleben von Mann und Frau auch für die Zukunft zusammenhält. So hat fast durchwegs ein Mann immer nur eine und zwar dieselbe Frau, und nur die Häuptlinge, die Avantagen der von Geschlecht zu Geschlecht sich übertragenden Macht ausbeutend, umgeben sich entweder bald mit einem mehrköpfigen Stabe von Weibern oder ergänzen nach und nach eingetretene Lücken an Schönheit und Zahl durch Aufnahme frischen Nachwuchses. Die Initiative dazu geht für gewöhnlich, wie mich der japanische Chef einer Sachalin-Aino-Niederlassung in Tsiishkari belehrt hat, von den Frauen aus, die von der Macht und dem Einfluß eines Häuptlings oder durch die Zahl seiner Heldenthaten als Jäger und Fischer in der Tiefe des Herzens getroffen, sich ihm zur Verschönerung seines

Haushaltes von selbst anbieten, eine Gabe, die, wie es scheint, selten ausgeschlagen wird.

Jeder neue Zug in der Lebensweise der Aino's beweist uns, wie sich die Individualität des Stammes und des Einzelnen nur nach der rein physischen Seite hin entwickelt, und es wird uns daher nicht Wunder nehmen, wenn wir finden, daß die Aino's zur Kategorie jener auf der untersten Staffel der Culturleiter befindlichen Naturvölker gehören, die noch vor der Erfindung der Schriftzeichen und vor der Aufzeichnung literarischer Elementarerzeugnisse stehen. Einige wenige, rauh klingende Gesänge singen sie bereits ihren Kamis oder Göttern, von welchen mir das Folgende nicht ohne poetischen Reiz zu sein scheint:

„Der See, die uns nährt, und dem Walde, der uns beschützt, entbieten wir unsern tiefgefühlten Dank! Ihr seid wie zwei Mütter, die dasselbe Kind nähren; grollt uns nicht, wenn wir die Eine verlassen, uns der Anderen zuzuwenden."

Die Ainosprache selber ist noch wenig erforscht und auf den Zusammenhang mit anderen Sprachgruppen hin so gut wie gar nicht geprüft. Whitney will sie mit der japanischen in Verbindung setzen, wie es scheint, ohne genügend triftigen Grund. Ist eine Verwandtschaft da, so muß sie äußerlich eine sehr lose sein; der oben angeführte Japaner, der seit Jahren unter den Aino's lebt, behauptet, zum Mindesten ein Jahr fortgesetzter Uebung sei nothwendig, in ihr bis zum geläufigen Gebrauch vorzuschreiten. Die Aino's, besonders die Häuptlinge, beginnen japanisch zu lernen, was ihnen auch dazu dient, sich unter den diversen Zweigstämmen ihrer Race verständlich zu machen. Denn die Aino's von Yezo sind nicht im Stande, die Mundart ihrer Stammesbrüder von den Kurilen- oder die der Sachalin-Aino's zu verstehen, welch' letztere, seit der Abtretung Sachalins an Rußland, im Jahre 1874, sich zum Theil in Yezo angesiedelt haben.

Ich scheide von den Aino's mit einer Bemerkung, die ich unter aller Reserve wiedergebe: Einer meiner amerikanischen Freunde in Sapporo glaubt beobachtet zu haben, daß die Aino's an einer gewissen Brunstperiode festhalten, und daß sich bei ihnen der Reproductionsproceß der Gattung, wie bei vielen Thieren, an eine bestimmte Zeit im Jahre anknüpft. Als Analogie für die seltsame und für die Entwickelungsgeschichte der Menschheit vielleicht nicht unwichtige Thatsache dient Mr. Dunn eine ähnliche Wahrnehmung bei den Indianern des amerikanischen Westens, die ihm aus langjährigem Verkehr wohl bekannt sind. Die interessante Behauptung zu erweisen, müßte man naturgemäß zuvörderst feststellen, ob thatsächlich die meisten Ainokinder in einer bestimmten Jahreszeit geboren werden. Die Aufgabe ist schwieriger, als sie den Anschein hat; denn sie ist nur von einem Nicht-Aino zu lösen. Den Aino's selber fehlt jede directe Zeitbestimmung; sie lehnen alle wichtigeren Momente ihrer in ruhigen Zügen dahinlaufenden Dorfgeschichte an für sie bedeutsame Natur- oder Dorfereignisse, wie den Fang eines Wallfisches oder ein großes Hirschtreiben an, und wissen auf die Frage, wie alt sie sind, nach längerem Erstaunen nur die allerdings genügende Antwort zu geben, daß schon 20 oder 30 Mal der Schnee gefallen sei.

Bilden die Aino's auch die charakteristisch-eigenthümliche Bevölkerung der Insel Yezo, so bilden sie doch immerhin nur einen Bruchtheil derselben, etwa

ein Neuntel; das überwiegende Gros sind Japaner, die die Regierung in regelmäßigen Schüben aus dem Süden heraufschickt, die Japanisirung und regelrechte Urbarmachung der Insel allmälig einzuleiten. Dieselben bauen im Süden schon ihren Reis, und sind die Handlanger in dem großen Colonisationswerke, dessen geistige Träger und Leiter ein kleiner Stab von europäischen und amerikanischen Ingenieuren und Landwirthen ist.

In Hakodate, dem südlichen Hafen von Yezo und einem der fünf Vertragshäfen Japan's, sind bereits seit Jahren Europäer, auf Grund der vertragsmäßig gewährten Erlaubniß, angesiedelt. Ihre Zahl beträgt etwa zweiundzwanzig und theilt sich zwischen Kaufleute und Missionäre. Für erstere ist Hakodate die Centralstelle für den Handel mit Yezo, Sacchalin, den Kurilen, dem östlichsten Sibirien und China, die von hier aus vorzugsweise mit Seetang, Bauhölzern, Kohlen, Fuchs-, Zobel-, Hirsch- und Bärenfellen, sowie mit Fischguano und Fischöl versehen werden. — Fünf Missionäre, nicht weniger als fünf christliche Secten vertretend und im Besitze von fünf mehr oder weniger stattlichen Kirchen (einer katholischen, einer russischen, einer englischen und zwei amerikanischen), entfalten daneben eine rege und erfolgreiche Thätigkeit.

Nach Sapporo, der im Inneren der Insel gelegenen Hauptstadt, führt eine, nach allen Regeln der Kunst tracirte und an landschaftlichen Schönheiten überaus reiche, Hochstraße, die einzige, mit der Yezo bis jetzt bedacht ist. Die Entfernung von Hakodate beträgt 25 deutsche Meilen, exclusive der Passage der Bulkanbai, die man in einer Breite von 40 Seemeilen auf dem Wege zu passiren hat. Hier ist der Sitz der Verwaltung, der sog. Kaitakushi, des Departements für die Colonisation von Yezo, die Residenz des europäisch-amerikanischen Colonisationsstabes und der Hauptort für alle gewerblichen und landschaftlichen Etablissements.

Die Thätigkeit der japanischen Regierung richtet sich besonders auf zwei Momente, auf die Erschließung der Kohlenschätze der Insel und auf die Producirung von Bauholz. Yezo, mit 36 verschiedenen Arten werthvollen Bauholzes, ist eines der holzreichsten Länder der Erde und wohl geeignet, bei maschinellem Betriebe, dem Holzimport, der sich aus Washington und Oregon und Californien über den großen Ocean hinweg bis nach Yokohama und Hongkong ergießt, ein baldiges Ende zu machen. Auch die Cultur des Bodenterrains wird ernstlich in Angriff genommen, über die ganze Insel hin Fruchtbäume eingeführt, mit entschiedenem Erfolge Weizen gebaut, für den es allerdings keinen lohnenden Markt gibt, und neuerdings auch Hopfen und Tabak in den Versuchskreis gezogen. Dem günstigen Klima und dem natürlichen Reichthum des Landes stehen trotzdem enorme Colonisationshindernisse entgegen. Es fehlt an Wegen im Inneren des Landes und an sicheren Häfen an der Küste; und all' die großen Projecte, die diesen Fundamentalmängeln Abhilfe schaffen sollen, wie die Anlage einer Eisenbahn von Porunai, dem Centrum der Kohlenminen, nach der Mündung des Ishkariflusses oder die Hebung der großen Ishkarisandbank, scheitern unfehlbar an der finanziellen Nothlage der Regierung, die, ohne nationale Hilfsquellen, mit mehr oder minder gerechtfertigtem Mißtrauen sich scheut, das sich anbietende englische Capital in Anspruch zu nehmen.

Der Reisende als solcher sieht und merkt noch Nichts von den neuen Dingen,

die sich vorbereiten; er reist noch in völlig culturlosem Lande. Einen Dolmetscher und einen Koch im Gefolge, und mit Sattelzeug, Conserven, Zelt, Moskitonetz und Insectenpulver ausgerüstet, durchstreift er auf mit amerikanischem Blut versetzten Yezopferden ungefährdet und ungehindert das Innere der Insel. Seine Ansprüche auf Comfort sind stark herabzustimmen; er muß es sich gefallen lassen, Nacht für Nacht auf hartem Boden, in einem kleinen Japanerhäuschen oder in armseliger Ainohütte oder unter dem eigenen Zeltdache, sein Lager aufzuschlagen, und es als Regel acceptiren, daß Koch und Vorräthe auf saumseligen Packpferden stets post festum kommen und er gezwungen ist, statt des ersehnten Mahles mit selbst geschnitzten Eßstäbchen in Wasser gekochten Reis zu verzehren. Die natürlichen Hindernisse des Weges sind muthig zu überwinden; über die brückenlosen Flüsse geht es im schmalen, aus dem ausgehöhlten Stamme der Calopanax ricini folium verfertigten Boote, nachdem man sich von vornherein, für alle Fälle gewappnet zu sein, seines Schuhwerks entledigt hat, während die Pferde, von Aino's mit der Leine dirigirt, die Flüsse schwimmend passiren.

Für mich haben all' die kleinen Entbehrungen, der beständige Wechsel der Scenerie und die Romantik so vieler wunderlicher Situationen einen unendlichen Reiz gehabt, und ich denke an die sechs Wochen, die ich, größtentheils zu Pferd, oder jagend und fischend, im Vollgenusse körperlichen und geistigen Behagens auf Yezo zugebracht, mit all' dem Vergnügen zurück, das nur der Gedanke an bereits Vergangenes zu gewähren im Stande ist.

Bilder aus dem Berliner Leben.

Sonntag vor dem Landsberger Thor.

Von

Julius Rodenberg.

Einer meiner liebsten Sonntagsspaziergänge ist vor dem Landsberger Thor. Ich weiß wol, daß das nicht die fashionabelste Gegend ist; und ich würde wahrscheinlich in einige Verlegenheit gerathen, wenn mir dort plötzlich ein Bekannter begegnete und mich fragen wollte: „Wie kommen Sie hierher? Was haben Sie hier zu thun?" Ich wüßte nicht, was ich ihm antworten sollte. Doch das ist es eben, was mich dorthin führt: die vollkommene Gewißheit, einem Bekannten auf jener Seite der Stadt *nicht* zu begegnen. Ich könnte nach Sicilien oder dem Nordcap reisen und würde dort Bekannte treffen; ich bin auf der Insel Skye, der äußersten der Hebriden, nicht vor Bekannten sicher. Aber wenn ich vor das Landsberger Thor gehe, dann bin ich ein Fremder unter Fremden.

Oder — nein doch! Diese Menschen, Leute mittleren Standes zumeist, etwas mehr nach Oben, etwas mehr nach Unten, aber immer ordentliche Leute, bürgerliche Existenzen von der guten und bescheidenen Art sind mir nicht fremd. Sie kennen mich nicht; ich aber kenne sie. Es macht mir das größte Vergnügen, sie zu beobachten, mit einem harmlosen Blick; an einem Tisch mit ihnen zu sitzen, ein Wort aus ihrem Gespräch aufzufangen, ohne doch indiscret zu sein. Was gehn mich ihre Familienfreuden oder Sorgen, ihre häuslichen Feste oder Calamitäten an? Was kümmert's mich wol, ob die dicke Bäckersfrau zu meiner Rechten morgen gutes oder schlechtes Wetter für ihre Wäsche haben, und ob der ehrenfeste Mann, der zu meiner Linken nachdenklich hinter dem Glase sitzt, den Proceß, welchen er gegen einen halsstarrigen Nachbar führt, gewinnen oder verlieren wird? Und doch fühle ich mich auf eine gewisse zutrauliche Weise in ihre Geheimnisse eingeweiht und nehme den lebhaftesten Antheil daran. Es thut mir wohl, das Leben einmal von einer anderen Seite zu betrachten, als wir es im Westen der Stadt zu sehen gewohnt sind; unter Solchen zu sein, welche sich niemals von den Angelegenheiten und Neuigkeiten der feinen Welt unterhalten,

niemals einen von den Namen in den Mund nehmen, ohne welche wir uns kaum ein Gespräch denken können, und trotzdem ganz respectabel aussehen, ganz zufrieden sind und ihren Sonntag feiern, daß es eine Art hat.

Schon wenn ich in den Omnibus steige, der in die Richtung gegen Osten fährt, bin ich halb und halb unter meinen Leuten. Nicht am Wochentag: denn der mit seiner mannigfaltigen Geschäftigkeit wirft Alles durcheinander, Nord, Süd, Ost und West. Aber am Sonntag ist es etwas Anderes; da sieht man keine Frauen mit Taschen oder Körben, keine Männer mit Kasten oder Handwerksgeräth. Wer am Sonntag fährt, der fährt zu seinem Vergnügen, entweder er will einen Besuch machen, oder er kehrt von einem Besuch zurück, wie der junge Schlossermeister aus der Krautstraße, der mit seiner Frau und seinen beiden Kindern den Fond des Wagens einnimmt. Diese Leute reisen immer in großer Familie, aber sie nehmen aus Sparsamkeit so wenig Platz als möglich ein: der Mann hat das kleine Mädchen und die Frau hat den kleinen Jungen auf dem Schoß; sie sind bei Freunden in einer der neuen Straßen in der Nähe des botanischen Gartens gewesen, haben die Taschen voll Kuchen und fahren nun recht fröhlich dahin durch die schönen Straßen und über die breiten Plätze des Westens von Berlin, die ihnen wie ein Wunder vorkommen (sie sind nämlich gebürtig aus Neu-Ruppin; ein richtiger Berliner, und wenn er auch am Verlorenen Weg wohnte, wo noch so gut wie gar keine Häuser stehen, würde sich nicht wundern). Ich bin mit meinen Neu-Ruppinern aus der Krautstraße noch nicht bis an den Dönhofsplatz gekommen, so kenne ich ihre ganze Geschichte, einschließlich der Geschichte der beiden Kinder. Es nimmt mich übrigens für das tüchtige Ehepaar ein, daß weder er noch sie mir ein Hehl machen aus den weniger lobenswerthen Eigenschaften ihrer Sprößlinge: das kleine Mädchen sei immer neidisch auf den kleinen Jungen — eine Bemerkung, die allerdings durch die Thatsache bestätigt wird, daß die beiden winzigen Geschöpfe wieder Krieg angefangen haben und aufeinander losschlagen wegen eines Bretzels, den der kleine Junge gerade in den Mund stecken will. Die Mutter, die den Frieden liebt, beschwichtigt das kleine Mädchen, indem sie die Hälfte des Kuchens ihm gibt. Aber diese Gewaltthat empört wiederum das Herz des kleinen Jungen. Erst ist er still, dann gibt er einen Schrei von sich, dann noch einen und noch einen, und so fort, als ob er heute nicht mehr aufhören wolle. „Auf diese Manier schreit er manchmal die halbe Nacht durch," sagt die bekümmerte Mutter; und man sieht es ihrem schmalen, überwachten Gesichtchen wol an, daß sie die Wahrheit sagt. Wieder ein Zug, der mir an dem Papa gefällt: er nimmt in seinem Herzen Partei für den Jungen, will's ihm aber nicht zeigen, wegen der Mutter. „Er hat ja so Recht," sagt er, und dabei versetzt er ihm Eins auf die Knöchel, daß der kleine Schreier (der diese Sorte von Liebkosungen wohl kennt) augenblicklich verstummt. Ueber dem Kopf seines Jungen aber sieht der Mann seine Frau mit einer triumphirenden Miene an, die zu sagen scheint: „Na, warte man! Wenn der erst groß ist! Der läßt sich auch Nichts nehmen, was er einmal in der Hand hat!"

Am Mühlendamm steig' ich aus; der Wagen fährt rechts und ich gehe links. Dort drüben am Rande des weiten Beckens, welches hier die Spree bildet,

liegt Neu-Kölln, Neu-Kölln am Wasser. Die Nachmittagssonne spiegelt sich in der schillernden Fluth und beglänzt am Ufer die friedlichen Häuser — auch das darunter mit der breiten, schweren Façade und dem massiven Thorweg. Das Haus ist mir wohl bekannt und in seinen dunklen gewundenen Gängen bin ich manchmal gewesen. Der alte Herr Grandidier hat dort gewohnt. Aber jetzt steht es einsam, andre Leute wohnen darin und seine Fenster, die von Sonne leuchten, winken mir nicht mehr. Die Herren vom Mühlendamm aber sind noch immer dieselben. Die haben zweimal Sonntag in jeder Woche. Sonnabend und Sonntag, und der Sonntag ist für sie der bessere Tag. Da dürfen sie noch obendrein rauchen. Sie sitzen vor den halbgeöffneten Thüren ihrer Läden, aus alter Gewohnheit. Denn Geschäfte können sie nicht machen. Die schönen Uniformen mit den blanken Knöpfen, die goldbetreßten Livreen und die Schlafröcke mit dem rothen Unterfutter ruhen in der Verborgenheit. Aber eine Gardine wenigstens ist herabgelassen mit der Inschrift in großen Buchstaben: „Hier werden Fräcke verliehen". Unter den steinernen Bögen der Arcaden ist es hübsch kühl, da sitzen sie wie vornehme Herren, die sich's wol einmal anthun dürfen, mit Hut auf dem Kopfe und mit Pantoffeln an den Füßen und einer Miene von Weltverachtung, die ich nur an Sonntagnachmittagen an ihnen bemerkt habe.

Der Molkenmarkt liegt in tiefem Schatten, und Sonne ist nur an den grauen Mauern jenes Hauses, in welches — glaub' ich — die Sonne niemals hineinscheint. Oder ist eine von den vergitterten Zellen, in diesen eng umbauten Höfen, in welche von oben her zuweilen eine Botschaft des Lichtes dringt? Die Haupteinfahrt ist geschlossen, als ob auch das Verbrechen noch einen Rest von Scheu vor dem Sonntag hätte; durch einen halbgeöffneten Seiteneingang sieht man den Posten im Hofe schildern und lässig auf der Treppe steht einer von den „Blauen", wie die Schutzleute in der Sprache Derjenigen heißen, die in beständigem Krieg mit ihnen leben. Sonntagnachmittag in einem Gefängniß — Sonntagnachmittag auf dem Molkenmarkt . . . laß uns weiter wandern, lieber Leser.

Hier ist die Spandauerstraße und hier leuchtet uns nach wenigen Schritten schon das Rathhaus in all' seiner Herrlichkeit entgegen, der Stolz des Bürgerthums von Berlin. Das Roth dieses mächtigen Vierecks, flimmernd von Sonne, zeichnet sich wundervoll gegen den blauen Himmel ab und sein Thurm, ganz in Licht gebadet und golden angehaucht in dieser Stunde, steht recht wie ein Wahrzeichen da, nach dem der Wandrer sich richten kann. Er grüßt ihn, wenn er sich dem Centrum der Stadt nähert, ihrem Herzen und belebten Mittelpunkt; und sein röthlicher Schein bei Tag, seine erleuchtete Uhr bei Nacht sind ihm lang noch erkennbar, wenn er sich gegen Osten oder Norden entfernt.

Heut ist die Königsstraße still. Die Läden sind geschlossen und die Häuser wie ausgestorben. Nur sonntäglichen Spaziergängern begegnen wir. Aber wie sehr dies Berlin eine wachsende Stadt ist, eine Stadt, die sich beständig verändert, verschönert, vergrößert, das sieht man auch am Sonntag, wenn die Arbeit ruht. Die Königscolonnaden und die Königsbrücke sind noch da, ein bewundertes Werk aus der Zeit Friedrich's des Großen; aber die Sandsteinfiguren und die jonische Säulenlaube, die so schön waren, als sie noch rein und weiß waren,

sind inzwischen ganz verwittert, unter der Brücke ist kein Wasser mehr und sie selber wird auch bald nicht mehr sein. Auf dem trockenen Bette des weiland Königsgrabens erheben sich die Structuren eines andren Werkes, der Stadtbahn, welche so recht im Geist der neueren Zeit rücksichtslos fortschreitet durch unsere Straßen, zerstört, was ihr im Wege ist, und bald mit ihrem steinernen Ring uns umschlossen haben wird; auch eine Stadtmauer, aber eine andere, als die einst hier gewesen, eine, auf der Leben und Bewegung ist, die den Verkehr beschleunigt, welchen jene gehemmt hat. O, über die gute, alte Zeit, wo Jeder noch seine Bequemlichkeit und seine Ruhe hatte! Wo das, was man jetzt die allgemeine Wohlfahrt nennt, den Einzelnen noch nicht verhinderte, an die seine zu denken! Wo noch nicht so viel Menschen auf der Welt waren und diejenigen, die darauf waren, noch nicht so viel Lärm machten! Wo noch Ruhe war in den Straßen und Gemüthlichkeit in den Häusern! Wo noch kein Gerassel von Omnibussen war und kein Geklingel von Pferdebahnen, keine Canalisationsarbeit, welche jahrelang bald hier, bald da die Stadt aufwühlt und in tiefe Gruben und unübersteigliche Sandberge verwandelt.

Wer damals, vor hundert und etlichen Jahren, seinen Sonntagnachmittagsspaziergang hierher gemacht hätte, der würde noch keinen Alexanderplatz gesehen haben; sondern die Contrescarpe war da und der Stelzenkrug war da und ehrsame Bürger waren da, welche mit einem dreieckigen Hut und einem langen Zopfe, die tugendfesten Ehehälften am Arme, zu den umliegenden Gärten lustwandelten. Bedächtig war ihr Schritt und sauer der Wein, der sie dort erwartete; billig das Leben, geräumig ihre Stadt und die Zeit so wohlfeil, wie ein gutes Abendessen, welches — wenn es aus drei wohlgekochten Gerichten, mit Butter und Käse, bestand — nach unserm Gelde 1 Mark 20 Pfg. kostete. Das Einzige, was zu der Zeit theuer war, waren die Briefe, indem z. B. ein Brief „in's Deutsche Reich" (muß bis Duderstadt frankirt werden) 40, und einer nach Elsaß und Lothringen sogar 70 Pfg. kostete. Da sieht man, wie die Zeiten sich geändert haben. Außer Briefschreiben gibt es jetzt kein billiges Vergnügen mehr auf Erden; und dazu hält manch' Einer das noch nicht einmal für ein Vergnügen. Diese braven Philister und Pfahlbürger aber wußten, was sie thaten: sie schrieben Briefe so wenig als möglich, aßen zu Abend so viel als möglich, und dankten ihrem Schöpfer, daß er Alles so herrlich eingerichtet habe. Vielleicht kam um diese Zeit, aus einer Nebenstraße, „der Kaye längs dem Graben linker Hand", ein Mann in der Mitte seiner Dreißig, in Kniehosen, mit einem göttlich frohen Gesicht, welches gleichsam noch glühte von dem Widerschein schöner Gedanken, wie der Himmel über ihm von dem warmen Gold der Junisonne. Dieser Mann, wenn er Wein trinken wollte, ging nicht in die Gärten vor dem Thore der Stadt; sondern er begab sich in ihr Inneres. Denn er verstand sich auf einen guten Tropfen und liebte die gute Gesellschaft und Beides fand er bei Maurer in der Brüderstraße, wo die „Quartbouteille guten Pontac" 10 Sgr. und die Bouteille Champagner 1 Thlr. kostete. Gute Zeit, glückliche Zeit, wo Lessing seine „Minna von Barnhelm" schrieb und die Flasche Champagner einen Thaler kostete! Die „Kaye längs dem Graben", heute „Am Königsgraben" genannt, bestand damals aus lauter neuen Häusern; die

sind inzwischen alt geworden, wo der Graben war, ist die Stadtbahn und die Berliner Dichter, wenn sie just auch keine Stücke mehr schreiben, wie Lessing, werden sich doch wol hüten, da zu wohnen, wo er gewohnt hat.

Hier aber beginnt meine Gegend. Wo Lessing vorübergeschritten, rasselt ein Kremser aus Friedrichsfelde träge heran, und stellt sich an dem Springbrunnen auf. Hier in Sonne getaucht, dort in Schatten gelagert, liegt der Alexanderplatz und vor mir öffnet sich die Landsbergerstraße. Keine neue Straße, nach dem heutigen Begriffe; jedoch auch keine sehr alte. Denn was ist alt in Berlin, wirklich alt, außer ein paar Kirchen? Die Landsbergerstraße führt mitten hinein in die Königstadt, und gleich links von ihr liegt ein Stück echten, alten Berlins, welches mit seinen Erinnerungen, wenn nicht mit seinen gegenwärtigen Gebäuden, weit in das Mittelalter zurückreicht: der Georgenkirchhof. Noch in der ersten Zeit des Großen Kurfürsten war hier Nichts als diese Kirche, ein Capellenbau aus dem 13. Jahrhundert, ein Pesthaus, nicht weit davon das Hochgericht, dazwischen einige Häuser, die Keimpunkte gleichsam und Ansätze künftiger Straßen und rings umher offenes Feld, Kornfeld und Haide, Gärten, Weinberge, Meierhöfe, ländliche Besitzungen in großer Zahl. Das Grün und der Wein und die Blumen, sowol Flieder als Rosen, sind längst aus dieser Nachbarschaft verschwunden, in welcher jetzt eine fleißige Bevölkerung von Handwerkern wohnt; aber das Andenken an jene Tage des Wohlgeruchs und der Heckenwege lebt in den Namen des grünen Wegs, der Wein-, der Blumen-, der Flieder- und der Rosenstraße fort. Damals war noch der heil. Georg der Schutzpatron dieser Gegend; nach ihm hieß das Hospital und die Kirche, welche Mitte des 17. Jahrhunderts noch völlig außerhalb der Stadt lagen: „Domus St. Georgii extra muros". Auf einem Plane der Stadt aus dem letzten Regierungsjahre des Großen Kurfürsten (1688) bemerkt man jedoch schon einige Bauthätigkeit; in der That, seit dem Frieden von St. Germain bevölkerte sich der Grund und Boden um die Kirche des heil. Georg und die entstehende Vorstadt ward nach ihm genannt: die St. Georgen-Vorstadt. Aber die Häuser stehen noch in weiten Zwischenräumen, hier eins und dort eins, umgeben von großen Gärten; eine Landstraße führt hindurch, auf dem Plane bezeichnet als „Straße nach Landsberg", und den Hintergrund schließen Sandhügel ab, so wie der Kreuzberg heute noch ist, nur breiter, ausgedehnter, den ganzen Horizont begrenzend, und mit vielen Windmühlen besetzt.

Nun aber kommt der Tag, wo der Sohn des Großen Kurfürsten sich feierlich zu Königsberg die Königskrone auf das Haupt setzt, der 18. Januar 1701, und der andere Tag, der 6. Mai desselben Jahres, wo König Friedrich I. seinen Einzug hält durch das Georgenthor, die Georgenstraße, die Georgenvorstadt. Vor dem jungen königlichen Glanze muß der heil. Georg weichen: das Georgenthor wird seit jenem Tage das Königsthor, die Georgenstraße die Königsstraße und die Georgenvorstadt die Königstadt. Aber noch immer nennt sich nach ihm diese Parochie die Georgengemeinde, und sein Bild, ein güldner Reiter auf einem güldnen Pferde, sitzt hoch über der St. Georgen-Apotheke in der Landsbergerstraße. Den Namen dieser Straße, welche von allen anderen Straßen der ehemaligen Georgenvorstadt das Andenken ihres alten Heiligen so gut in Ehren hält,

finden wir zuerst auf einem Plane aus dem Jahre 1710. Die gegenwärtig so endlos lange Straße war damals noch recht kurz: sie reichte nicht weiter als ungefähr bis zur heutigen Kleinen Frankfurter Straße. Jedoch für die Bewohner, die sich hier allmälig angesiedelt, war die St. Georgenkirche schon zu klein geworden: wir müssen sie uns etwa denken wie die Gertraudtenkirche auf dem Spittelmarkt, die Spittelkirche, die wir ja alle so wohl kennen, die verurtheilt ist, vor der großen Berliner Pferdebahn zu sterben und die wir alle vermissen werden, wenn sie einmal nicht mehr da sein wird, obgleich sie nur ein winziges, häßliches Ding ist. Schöne Kirchen haben diese Köllner und Berliner der vorhohenzollerischen Zeit überhaupt nicht gebaut; große auch nicht. Wie konnten sie wissen, diese Fischer und Bauern, daß Berlin noch einmal Etwas vorstellen werde! Glücklicherweise war viel Platz da; der war billig zu jener Zeit und ist es lange geblieben. Als ihnen die Kirchen zu klein wurden, rückten sie vor die Kirchen: auf dem Spittelmarkt, der damals der Gertraudtenkirchhof war, da wo jetzt die Normaluhr steht und die Schöneberger Omnibusse halten, ward jeden Sonntag Mittags 12 Uhr unter freiem Himmel gepredigt, auf dem heiligen Geistkirchhof standen drei Linden, unter denen man den Gottesdienst celebrirte, und auf dem Georgenkirchhof waren eine Kanzel, Kirchenstühle und ein Chor errichtet. Erst unter Friedrich dem Großen ward die Kirche gebaut, die wir heute sehen und deren Front die Jahreszahl trägt: „1779".

Inzwischen war aber auch die Landsbergerstraße nebst den umgebenden Straßen beträchtlich gewachsen; denn man kann sich denken, daß der Vater Friedrich's des Großen, der — wie man weiß — „den Häuserbau gar sehr poussiret", aus der Friedrich-Wilhelmstadt, die ganz seine Schöpfung ist, zuweilen auch seinen Spaziergang in die Königstadt gemacht hat. Jeder solcher Spaziergang kostete seine getreuen Unterthanen ein Haus. Ein wunderliches Bauwerk ist es, dieses Haus aus der Friedrich-Wilhelm'schen Zeit: nicht die Paläste der Wilhelmstraße, die meist grandioser Zopfstil waren, wie es damals üblich; nein, dieses kleine Bürgerhaus, dem man die Armseligkeit und den Verdruß noch anzusehen meint, und heute, wo es unter andern etwas menschlichern Häusern stehen geblieben ist, mehr als je. Eine Troglodytenhöhle kann nicht unwohnlicher und weniger einladend sein, als diese langgestreckten Lehmhäuser, niedrig, finster, mit nur einem Stock oder vielmehr Erdgeschoß, mit vergitterten Fenstern, mit halb zugemauerten Fenstern, manchmal mit gar keinen Fenstern, sondern viereckigen Löchern, wie in einem Stall. Ob heute noch Leute darin wohnen? Ich glaube ja; an einem derselben habe ich ein Schild mit der Inschrift gesehen: „Salon für kleine und große Gesellschaften". An einem andern, hinter dem übrigens sich ein weiter Hof befand, las ich: „Elegante Brautwagen. Chaisen zu Festlichkeiten". Das muß ein fideles Volk sein in diesen miserablen Spelunken, die man hier in den Haupt- und Nebenstraßen noch überall erblickt.

Dann kommt das Haus aus der Zeit Friedrich's des Großen: ein wenig anständiger, ein wenig decenter — ein wenig, aber nicht sehr viel; mit Fenstern, die fast bis an das Trottoir, mit Thüren, die stets bis unter das Trottoir reichen, so daß man in diese Häuser hineinsteigt, wie in einen Keller. In den folgenden dreißig oder vierzig Jahren ward wenig gebaut; denn es kamen die

Kriege von Ende des vorigen und von Anfang dieses Jahrhunderts, die keine siegreichen waren, wie die schlesischen und der siebenjährige Krieg. Das nächste Haus, welches wieder einen Charakter hat, aber einen öden, nüchternen, war das Haus Friedrich Wilhelm's III., die dreistöckige Miethskaserne, welche ja jetzt noch ziemlich vorherrscht in Berlin, in welcher wir wol Alle einen Theil unsres Lebens verbracht haben und welche uns so groß erschien zu ihrer Zeit. Aber auch sie ist zusammengeschrumpft neben den kolossalen Gebäuden mit vier und fünf Stockwerken, diesem Product der neuesten Bauperiode, welche nach dem Kriege von 1866 und deutlicher noch seit dem von 1870 beginnt. Es ist das Miethspalais, welches bereits angefangen hat, die Miethskaserne zu verdrängen, und nicht am Wenigsten in jenen entfernten, neuen Gegenden, wo man zuweilen vor der Pracht und Größe der Gebäude wahrhaft staunt. Das Miethspalais trägt das Zeichen des Gründerthums (und nicht selten auch des Krachs) an seiner Stirn. Doch hat es auch etwas sehr Gutes: entweder fehlen ihm die Kellerwohnungen ganz oder sie sind von einer besseren Beschaffenheit als diejenigen, in deren ungesunden, mit verdorbener Luft erfüllten Räumen bisher fast der vierte Theil unsrer Bevölkerung gehaust hat. Eine Musterkarte all dieser Baustile und Stillosigkeiten kann man wol mehr noch in Berlin finden; allein nirgends in einer so — ich möchte sagen — übersichtlich geordneten, mit dem Wachsthum der Straße fortschreitenden Reihenfolge wie hier.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war die Landsbergerstraße schon bis zur Gollnowstraße vorgerückt. Darüber hinaus waren Gärten und Weinberge. Ich habe niemals recht daran geglaubt, daß in diesen Weinbergen, von welchen in den alten Büchern fortwährend die Rede, wirklich Wein gewachsen ist. Doch muß dem wol so gewesen sein, da der alte Friedrich Nicolai — der, was er sonst auch peccirt, doch nicht gelogen hat — in seiner Beschreibung Berlins erzählt, daß in dem ehemals Feldmarschall von Derfflinger'schen Weinberg, der in der Landsbergerstraße lag, anno 1740 die Weinstöcke erfroren seien. Was mich wundert, ist, daß sie nicht schon früher erfroren sind. Sollte man sich nicht unter den Himmel Italiens, in die lachenden Ebenen des Po oder in die gesegneten Gefilde der Brianza versetzt meinen, wenn man fortwährend von diesen crève-cœurs, diesen Berliner Weinbergen unterhalten wird und ein paar Seiten weiter in Nicolai sogar noch liest, daß vor dem Landsberger Thor rechter Hand eine Maulbeerplantage gewesen? Jetzt sind daselbst nur die Stallungen der Berliner Omnibusgesellschaft, und das scheint mir auch das rechte Ding für den rechten Platz zu sein. Hat Berlin sich wirklich so verschlechtert, oder fehlt es uns nur an dem Glauben, der bekanntlich Berge versetzt und es darum wol auch mit Weinbergen und Maulbeerplantagen aufnehmen kann? Glückliche Vorväter! Sie bauten ihren Wein, sie spannen ihre Seide und sie krochen hernach vergnügt in ihre kleinen Paterrewohnungen, die halb unter der Erde waren.

Ein Hauch des Alterthümlichen schwebt um diesen Georgenkirchplatz, besonders an einem Sonntagnachmittag, wenn hier kein Durchgang und Verkehr ist, wenn die Kinder auf dem Rasen spielen, und die alten Leute, welche nicht mehr von Haus gehn, auf den Bänken sitzen, oder ein Genesender aus einem Fenster des Hospitals zu St. Georg dankbar in die Abendsonne schaut, deren immer

mehr nach Oben entschwebender Strahl jetzt an den beiden gegenüberliegenden Häusern die Worte funkeln läßt: „Kornmesser'sches Waisenhaus", „Rücker'sche Stiftung". Mit dem Frieden der Kirche in der Mitte, und der Ruhe des Sonntags und der Fröhlichkeit der Kinder und dem Geruch des frischen Grüns ringsum mischt sich ein Gefühl wie von der Nähe guter, hilfreicher Menschen, das in der Luft zu liegen scheint und so wohl zu dieser Stätte paßt, die den Kranken, den Armen und den Waisen von jeher gewidmet war. Wo aber, in ganz Berlin, würde man nicht immer und immer wieder von diesem Gefühl ergriffen? Wenn man nur aufmerken will, wird man fast in jeder Straße den Spuren der Wohlthätigkeit und des Erbarmens begegnen. Manchmal, wie in der großen Frankfurterstraße, sieht man in einer einzigen langen Reihe, Haus bei Haus, diese Anstalten für alte oder kranke Mitmenschen — und was für Häuser sind es, hoch, luftig, geräumig; meist Stiftungen verstorbener Bürger, und vielfach solcher, die sich emporgearbeitet, self-made-men, die nun für ihre ehemaligen Handwerks- und Standesgenossen in dieser fürstlichen Weise sorgen. Die Grundeigenschaft des Berliner Herzens ist Güte; nicht jene schwächliche, die sich irgend Etwas gefallen oder nehmen ließe — nein, da fällt mir mein kleiner Berliner aus dem Omnibus wieder ein; sondern jene thatkräftige, die zu handeln bereit ist: ein offnes Herz und eine offne Hand. Kein Verschwender, ein vorsichtiger Rechner ist der Berliner, ein Quängler und Mäkler um jeden Pfennig, sei es in der Stadtverordnetenversammlung, sei es mit seinem Droschkenkutscher. Ein sparsamer Mann; aber manch' ein enormes Vermögen oder Theil eines Vermögens, das er auf solche Weise rechtschaffen erworben, geht als milde Stiftung in das Eigenthum der Stadt über, wenn er seine Tage beschließt. In einer solchen Stadt ist gut leben; denn man ist sich am Ende doch bewußt, selbst in dieser ganz modernen Zeit und mit all' ihren Auswüchsen, unter braven Menschen zu sein — und der Mensch ist die Hauptsache, nicht die Zeit. Das ist es, was mich auf diesen meinen Wanderungen durch die Stadt so sehr anmuthet: überall Menschen zu finden, mit denen sich ein trauliches Wort tauschen und im Vorübergehen reden läßt, ohne daß man von einander zu wissen braucht — mit den gesellschaftlich vielleicht unter uns Stehenden auf eine Weile zu verkehren, am Alltag sie bei ihrer Arbeit zu sehen und am Sonntag bei ihren harmlosen Vergnügungen, mich an einen Tisch mit ihnen zu setzen und selbst aus den Werken und Hinterlassenschaften der Verstorbenen eine Stimme zu hören, die mich nicht unbewegt lassen kann.

Ein andrer Zug, der meine Spaziergänge mir angenehm macht, ist aus eigener Anschauung wahrzunehmen, wie trefflich in dieser Stadt für die heranwachsende Jugend gesorgt ist, Beides, für ihren Unterricht und ihre Gesundheit. Es bedürfte ja freilich dieser Bestätigung nicht, wo die Resultate so klar vor Augen liegen, und unser Schulwesen uns fast noch berühmter in der Welt gemacht hat, als unser Heerwesen. Aber doch ist es Etwas, das, was uns Außenstehenden meist nur ein Begriff ist, einmal leibhaftig vor Augen zu haben; und wo man hier und anderwärts in den Geschäfts- und Fabrikgegenden unsrer Stadt, zuweilen in einer recht dürftigen Umgebung, ein auffallend schönes Gebäude sieht, zumeist aus heimischem Material, Backstein und Sandstein, mit

palastartiger Front, mit hohen und breiten Fenstern, mit vielem Grün entweder ringsum oder durch die Portale leuchtend von dem Hofe her, da kann man sicher sein, daß es eine Gemeindeschule ist, wie der prachtvolle Backsteinbau in der Elisabethstraße, oder das imposante Häusercarré in der Straußbergerstraße, in welcher sich obendrein noch eine städtische Volksbibliothek befindet. Ja, ja — die gute, alte Zeit hatte Manches, was uns dermalen abhanden gekommen; solche Schulhäuser aber hatte sie nicht. Und dann an jedem schönen Sommermorgen diese Scharen glückseliger Kinder zu sehen, bald der einen, bald der andern Schule, heute Mädchen in ihren bunten Kleidchen, morgen Knaben in ihren Turnjacken und mit den Botanisirbüchsen über der Schulter, wie sie fröhlich aus den entfernteren Gegenden der Stadt durch den Thiergarten nach dem Grunewald und den Havelseeen ziehen — wie sie truppweise marschiren, zwei und zwei, und ihre vierstimmigen Lieder singen, mit einem bescheidenen Mann an ihrer Spitze, der den Tact schlägt und in der Dankbarkeit und Freude seines Herzens über den herrlichen, freien Tag eine Cigarre dazu raucht . . . Achtung, meine Herren! Es ist der preußische Schulmeister, der hier still und fast unbemerkt an Ihnen vorübergegangen.

Solch ein Anblick macht mich froh für den ganzen Tag und der Gedanke daran begleitet mich bis hierher, wo wol mancher von den kleinen Sängern seine Heimath haben mag. Sonntagsruhe herrscht in den schattigen schmalen Straßen, die sich vom Georgenkirchhof aus abzweigen. Sie scheinen von ihren Bewohnern verlassen. Nur hier und dort aus dem Keller herauf ist ein Mütterchen gestiegen, das mir mißtrauisch nachsieht, indem ich vorübergehe. Wie gerne würd' ich ihr einen guten Abend wünschen! Aber das geht nicht hier in der großen Stadt. Sie würde vielleicht meinen, daß sie es mit Einem zu thun hätte, der es auf ihre Habseligkeiten abgesehen. Aus einem Fenster schaut ein sonntäglich geputztes Mädchen, aus einem andern ein hemdärmliger Mann. Vor dem Fleischerladen sitzt die behäbige Frau Metzgerin in einer weißen Schürze, neben ihr der wohlgenährte Herr Gemahl und ein Nachbar. Hier tönt aus einem Hause Clavierspiel, dort aus einem Hofe die Drehorgel. Sonst ist es sehr still hier, wo man am Wochentag kaum vorwärts kommt auf dem schmalen Trottoir. Alles scheint ins Freie geflogen.

Nun auf Einmal erscheint im Hintergrund eine dichte Masse Grüns; es ist der „Hain", wie sie in dieser Gegend den Friedrichshain nennen. Immer deutlicher tritt er hervor, man kann die Baumkronen schon unterscheiden, wie sie sich eine neben und über der andern wölben. Aber ich halte darauf, wie ein rechter Berliner „Cockney", wenn der Ausdruck erlaubt ist, meinem Ziele nicht auf Nebenwegen zu nahen. Wenn der Berliner vor das Landsberger Thor gehen will, so geht er durch die Landsberger Straße; das ist schon sein halbes Vergnügen. Und sie kann sich auch wol sehen lassen, diese Straße mit ihren großen und ihren kleinen Häusern, wie sie just durcheinandergewürfelt sind. Das Grün ist verschwunden, aber dafür haben wir diese malerischen Perspectiven, die ich liebe und selbst in diesen langen, als nüchtern verschrieenen Berliner Straßen finde, wenn Licht und Schatten wechseln, wenn Seitenstraßen sich öffnen, in denen das anmuthige Spiel sich fortsetzt; wenn hier unter dem Thor-

bogen eines alten Wirthshauses ein Frachtwagen gesehen wird mit weißem Leinen bespannt, und dort ein lattenumzäunter Hof erscheint, wie eine Meierei mit Ackerwagen und Ackergeräth, mit Stallungen und Kühen, ein märkisches Idyll, wie Schmidt von Werneuchen es nicht besser hätte singen können, und noch dazu vielleicht an der identischen Stelle, wo der vorhinnigen Excellenz, des Generalfeldmarschall Derfflinger's verfrorener Weinberg lag!

Allein ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man in dieser Gegend der Stadt für bürgerliche Meriten weit mehr Anerkennung und Dankbarkeit besaß, als für die militärischen. Von dem alten Haudegen, der am Landsberger Thor von seinen gewonnenen Schlachten ausruhte, erzählt hier keine Straße mehr. Dagegen verewigt der Büschingsplatz und die Büschingsstraße den Namen des hochverdienten Mannes, der siebenundzwanzig Jahre lang Director des Gymnasiums zum grauen Kloster war und durch seine classische „Erdbeschreibung" den Grund zu der neueren wissenschaftlichen Behandlung der Geographie gelegt hat. Hier in der damals ländlichen Gegend besaß er ein Gartenhaus und in seinem eigenen Garten ward er bestattet. Erst im Jahre 1873 bei dem Durchbruch der Landwehrstraße durch die Gollnowstraße wurden der Garten, das Gartenhaus und das Grab beseitigt und die Gebeine Büsching's und der Seinigen nach dem Kirchhof der Georgengemeinde vor dem Landsberger Thor getragen, wo sie seitdem an bevorzugter Stelle ruhen. Die Lietzmannsgasse heißt nach einem angesehenen Berlinischen Bürgermeister dieses Namens, die Waßmannsstraße nach einem Zimmermann, der einen Gartenfleck seines Grundstücks, und die Gollnowstraße nach einem Stadtverordneten, der seine Scheune dem gemeinen Besten opferte. Wenn man dankbar zu jener Zeit war, so war man auch bescheiden: für eine Scheune hatte man die Unsterblichkeit! Unsere Stadtverordneten haben es nicht so billig mehr.

Jenseits des Büschingsplatzes nimmt die Landsbergerstraße einen überwiegend modernen Charakter an, es ist ihr neuestes und letztes Stück. Am Ende derselben stand noch bis vor etwa zehn Jahren das Landsbergerthor und eine Mauer schloß sich daran, welche nicht aussah, als ob sie irgend einem Feinde Trotz bieten könne. Das war denn auch freilich ihre Bestimmung nicht: sie war keine Fortificationsmauer, wie jene aus den Zeiten der Kurfürsten und ersten Könige, sondern diente den eminent friedlichen Zwecken der Schlacht- und Mahlsteuer. Doch engte sie die Stadt ein und gab ihr ein unschönes Aussehen: schlecht gepflasterte und auch sonst nicht zum Besten gehaltene Wege, Communicationen genannt, vermittelten, dicht unter der Mauer, den Verkehr der Fußgänger von Thor zu Thor. Diese Mauern und Thore sind längst gefallen, und wenn man jetzt auf den Landsberger Platz kommt, so hat man einen wirklich großstädtischen Anblick vor sich: zu beiden Seiten ausgedehnt liegt eine prachtvolle neue Straße: die Friedensstraße — links, wo die Communication am Königsthor war, ihr vornehmerer Theil, mit wahrhaft herrschaftlichen Häusern an einer schönen Promenade; rechts, wo die Communication am Landsberger Thor war, eine Straße, wie einer von den Pariser äußern Boulevards, in der Mitte mit Bäumen bepflanzt und so breit wie in Berlin etwa nur noch die Straße Unter den Linden. Gegenüber, wo die Sandhügel

waren, rauscht und weht und lädt in seine grüne Dämmerung der Friedrichshain, zieht sich in sanfter Steigung die Landsberger Allee den Berg hinan, und welch' ein Bild bunten, sonntäglichen Lebens in der Mitte! Da fahren die Pferdebahnen, da kreuzen sich die Wagen und die Omnibusse; da drängen sich die Menschenhaufen auf dem weiten, offenen Platze. Und dann wieder kann das Auge ruhn auf dem sommerlichen Grün des „Hains", um welches von Außen sich schwebende Festons von Rankengewächsen schlingen. Es ist die Zeit des Jasmins und des Hollunders, und beide vereint senden ihren weißen Blüthenschimmer und ihre vermischten Wohlgerüche, den süßen und den herben, mir entgegen. Von Blumenbeeten umgeben erhebt sich das Kriegerdenkmal, auf seinen Tafeln von Erz schimmern im Lichte der sinkenden Sonne die Namen der Braven aus diesem District, die in Frankreich gefallen, und mitten drin bin ich jetzt in dem Sonntag der feiernden Menge. Doch diese Leute sind auch am Sonntag noch bepackt und beladen. Eine Frau schleppt ein Kind, das ihr auf dem Arme eingeschlafen ist, der Mann geht hinterher mit einem Blumentopf. Der Mann in dieser Gegend wählt sich, wenn er es irgend möglich machen kann, das bessere, das heißt: das leichtere Theil. Der „Hain" wimmelt von Kindern, die sich beim Spiele vergnügen: Kinder aus dem Volk, Mädchen im Kattunkleidchen, Knaben in linnenen Jacken. Die Mütter haben meist ernste, schmächtige Gesichter, auf denen die Spuren der Arbeit und des Nachtwachens zu lesen sind. Sie hören früh auf, jung zu sein. Alte Frauen sitzen mit dem Strickstrumpf auf den Bänken oder im Gras unter den Bäumen. Das sind Erscheinungen, die man nicht im Thiergarten sieht. Der Friedrichshain hat nicht das Privileg der Jahrhunderte, wie der Thiergarten. Dieser war ein alter, königlicher Forst und mißt heute noch einige Stunden im Umfang. Von unsren aristokratischen Quartieren begrenzt oder umgeben, gewährt er in seinem Schoße zu gewissen Stunden des Tages den Anblick der Eleganz, zu andren den der vornehmen Ruhe. Von ganz verschiedener Art ist der Friedrichshain: eine Schöpfung der Stadt, angelegt im Jahre 1845, dient er nicht dem Luxus, sondern allein dem Wohlergehen und der Gesundheit eines großen Theiles unserer Bevölkerung. Er trägt den Geruch des Grüns, den Sauerstoff der Waldluft in enge, dichtbewohnte Straßen. Auch unterschätze man nicht die moralische Bedeutung, welche die Nachbarschaft eines solchen Stückes Natur für den Großstädter hat. Der „Hain" ist eine Wohlthat für diese Gegend und ihr Stolz. Denn obgleich von geringerer Ausdehnung, als der Park im Westen, entbehrt er doch keineswegs der landschaftlichen Reize. Seine Bäume stehen in der Fülle der Kraft und sein hügeliges Terrain bildet eine wechselnde Scenerie, wie man sie nicht bald zum zweitenmal in Berlin hat. Gutgepflanzter Rasen gleitet sanft an den Abhängen nieder und bedeckt mit seinem hellgrünen Sammet weite Flächen; beständig öffnen sich neue Durchblicke, man wandert bergauf, bergab durch duftendes Gesträuch und kommt zuweilen an Stellen, so lauschig und einsam, daß man meint, das Reh müsse heraustreten an den Rand der Lichtung. Dann wieder in einer Staubwolke, welche die Sonne vergoldet, bewegen sich hunderte kleiner Gestalten: Kinder sind es, die hier in der Mitte des Hains, um das Bronzebild unseres Königs, des großen

Friedrich, den Ringelreihen tanzen, Festungen aus Sand bauen, sich haschen und entlaufen. Ehepaare und Liebespaare (denn auch diesen ist der „Hain" geheiligt) füllen die Bänke des Rondels; nicht weit davon ist ein hübsches Zelt errichtet, in welchem Milch zu haben ist, frisch von der Quelle, und auf einer Anhöhe, mit den Laubmassen und Wiesen zu seinen Füßen, steht in freier und lustiger Lage das städtische Krankenhaus, dessen rothes Mauerwerk weithin sichtbar ist durch das Grün; dessen stiller, weißer Hof auch die Kinder zur Ruhe mahnt, wenn sich eines von seinem Spielplatz hierher verirrt.

Noch ein stiller Ort ist hier und nicht leicht zu finden durch das umgebende Gebüsch, aber immer noch besucht in den Sommerabendstunden, wenn das langsam scheidende Licht die Herzen milder stimmt und die Seelen versöhnlicher. Es ist der Begräbnißplatz der in den Märztagen des Jahres 1848 gefallenen Kämpfer aus dem Volke. Den Soldaten, welche die Opfer dieser unseligen Tage wurden, ist ein Nationaldenkmal errichtet worden im Park der Invaliden; diese hier haben kein anderes Denkmal als halbeingesunkene Gräber und da und dort einen verwelkten Kranz. Und es ist gut so; denn was wäre zu sagen von der eisernen Nothwendigkeit, welche den Einen Ruhm und den Andern Nichts gewährt als Vergessenheit? „'S gibt Gräber, wo die Klage schweigt." Ein immerwährendes Dunkel herrscht hier unter den dicht verschlungenen Zweigen, die selbst den Strahlen der Abendsonne den Zugang wehren und nur einen vereinzelten Tropfen des rothen Lichts auf Kreuz oder Leichenstein versprengen. Denn ohne Unterschied der Confession ruhen die Todten hier, meist Männer aus den niederen und mittleren Ständen, Arbeiter jeder Art, Maschinenarbeiter, Kattundrucker, Buchdrucker, Buchhalter — nicht Wenige darunter, die den Anfang der Zwanzig kaum überschritten. Viele von den Inschriften sind unleserlich geworden; aber wo man sie noch entziffern kann, ist die Geschichte, die sie erzählen, rührend und kurz. „Hier ruhet mein lieber Mann" — „dem gefallenen Bruder" — „unserm guten Sohn, gestorben den 18. März 1848 für Freiheit und Recht an einem Schuß durch die Brust." Auch ein Mädchen liegt hier unter den Männern: „Unsere innigst geliebte Tochter und Schwester". Wer war sie? Führte Haß sie auf die Barricade oder Liebe, oder hat blinder Zufall die Kugel gelenkt, die sie getödtet? Und wer löst mir folgendes Räthsel: „N. N., wurde am 18. März 1848 in der Wohnung seines Stiefbruders von einem Manne durch einen Schuß tödtlich verwundet und starb am 20. März 1848". Eine Buche, die in der Mitte der Gräber steht, streckt ihre Aeste fast über den ganzen kleinen Raum. Ebereschen lassen ihre Zweige herabhängen und Fliedergebüsch schließt sich an beiden Seiten zum Dach. Ein hölzernes Thürchen verwahrt den Eingang und auf den Planken neben demselben hat sich ein Pärchen niedergelassen, das von allen Plätzen des Friedrichshains sich diesen ausgewählt hat, um ungestört — zu lesen. Das Buch, welches sie in der Hand halten, scheint mir so wenig jenes von Lanzelot und Ginevra zu sein, als die Beiden, die es lesen, Aehnlichkeit haben mit Francesca und Paolo. Dennoch ahne ich, was geschehen wird, sobald die letzten Spaziergänger sich von den Gräbern entfernt haben. „An jenem Tage lasen wir nicht weiter."

Nun den Hügel hinab, und wir sind wieder in der vollen Bewegung des

Sonntags vor dem Thore, in der Landsberger Allee. Dies ist eine jener Berliner Vorstadtstraßen, die sich unmerkbar in's freie Feld verlaufen. Eine bejahrte Windmühle mit einem Müllerhäuschen steht neben einem ungeheuren Eckhaus neuester Construction, welches zwanzig Fenster Front und fünf Stockwerke hat, gegenüber ist Baugrund, über welchem sich ein unbegrenzter Horizont wölbt. Die Schornsteine des böhmischen Brauhauses, zierlich wie die Thürmchen der Alhambra, ragen in die Luft neben den gewaltigen Schlöten der Patzenhofer'schen Brauerei. Gärten sind rechts und links, in welchen Tausende Platz finden können und heut, an dem warmen Sommersonntagabend, wol auch Platz gefunden haben. Wandernde Massen bedecken das Trottoir. Vier, fünf Weißbierlocale liegen hier in einer Reihe nebeneinander, jedes mit dem altehrwürdigen Motto: „Hier können Familien Kaffee kochen". Die Zeit des Kaffees ist indessen vorüber und die des Abendbrotes gekommen. An langen Tischen unter den Kastanien haben sich ganze Haushaltungen niedergelassen und sprechen dem Imbiß zu, welchen die sorgliche Mutter aus Körben und Papieren herauswickelt. Denn in diesen Localen bringt man sich sein Essen mit. Außerdem kann man im Garten und vor demselben alles Mögliche zur Vervollständigung des Mahles haben: in dem Bretterhäuschen am Eingang „warme Würstchen" frisch aus dem brodelnden Kessel, in der Bude gegenüber Kuchen und Gebäck, von der Alten auf der Straße Radieschen. „Et sind de letzten vor dies Jahr," sagt sie, „aber et is ooch wat Jut's." Die „Weiße" geht von Hand zu Hand; selbst die Kinder, die sich im Hintergarten tummeln, kommen zuweilen gelaufen und nehmen einen Schluck, wobei sie das große Glas ganz kunstgerecht zu führen wissen. Neben dem Hausherrn steht noch ein Kümmel extra, neben der Hausfrau liegt nicht selten ein Milchfläschchen für den mitgebrachten Säugling, und fast auf jedem Tische sieht man einen Blumentopf. Im Hintergarten ist die Schaukel, die Würfelbude, die Kegelbahn, die Rutschbahn, die Kaffeeküche mit Waschkörben voll Tassen und Kannen, und ein Verschlag, hinter welchem Hühner gackern, Tauben fliegen und ein Hund an der Kette liegt. „Der Hund beißt," ist mit großen Buchstaben an die Bretterwand geschrieben. Zufrieden und mäßig sitzen diese Leute beisammen. Die Frauen stricken, die Männer spielen Karten. Kein übermäßiger Lärm und Tumult ist hier wie vor den Thoren im Norden und Süden Berlins; und am Montag, wo doch sonst überall „blau" gemacht wird, sind diese Locale fast leer. Die Bevölkerung des Nordostens ist eine gesetzte. Man sieht es diesen Familien wol an, daß sie, wenn nicht Ueberfluß, doch auch keinen Mangel haben; daß das Handwerk sie nährt. Ihre Vergnügungen sind von einer ruhigeren und solideren Beschaffenheit, als diejenigen der meisten andern Vorstädte, und die Landsberger Allee hat Nichts von dem jahrmarktsartigen Aussehen der Hasenhaide und wenig von den künstlerischen Verlockungen des „Praters" vor dem Schönhäuser Thor. Indessen ganz darf dergleichen nicht fehlen, wo man sich am Sonntag vor dem Thor belustigt. Kinder, Dienstmädchen und Lehrjungen wollen doch auch ihren Theil haben, und wenn man einen Hof durchschreitet, vor welchem ein Steinmetz Grabdenkmäler und knieende Engel aufgestellt hat, so kommt man auf einen offenen Platz, der am Alltag still, am Sonntag aber äußerst belebt ist. Da dreht sich das

Carroussel, das über und über mit Glasflittern behängt ist, und „Pluto, der Höllensohn“ erscheint mit nackten Armen, in einem karmoisinfarbnen Tricot und eine feuerrothe Hahnenfeder an der Mütze. „Sie werden sagen“, ruft er aus, „wie es möglich ist, daß ein menschliches Wesen, geschaffen aus Fleisch und Blut, geschmolzenes Blei trinken und ein glühendes Eisen mit seiner Zunge kühlen kann.“ Es muß aber doch wol möglich sein; denn nicht wenige Neugierige, die lange gezögert, diesem letzten Appell aber nicht widerstehen konnten, folgen ihm, als er unter der Gardine seines Zeltes verschwindet, um das Wunder zu verrichten. Ein anderes Publicum hat sich um einen Tisch versammelt, hinter welchem ein Mann steht in einem hellcarrirten Sommeranzug, mit einem gestrickten rothen Fez auf dem Kopf und einer blauen Troddel daran. Der Mann hat eine Elektrisirmaschine und daneben einen Kasten, der mit einem Tuch verhüllt, mit Photographien schöner Jünglinge und Jungfrauen geschmückt ist und die Inschrift trägt: „Ein Blick in die Zukunft.“ Dieser scheint für die Dienstmädchen, welche das Geheimnißvolle lieben, die größere Anziehungskraft zu haben. Der Mann spricht in einem salbungsvollen Tone, wie Propheten thun; aber immer dazwischen, namentlich wenn die Lehrjungen ihn ärgern, fällt er in seinen Berliner Jargon zurück; denn sowol er, als Pluto, der Höllensohn, sind mit Spreewasser getauft. Den Geist, welcher in dem verhängten Kasten administrirt, nennt er den „kleinen Mann von Amsterdam“; und er redet ihm zu „komm herauf, kleiner Mann, komm herauf.“ Dann wendet er sich an sein weibliches Auditorium: „Hier können Sie sehen, ob Sie Glück haben in der Liebe, in der Ehe oder in der Lotterie. Vielleicht haben Sie Anverwandte... wart ick will Dir, verfluchter Junge, willste wol nich drängeln — Marsch 'raus mit Dir, oder ick steche Dir Eene, daß De fliegen sollst wie'n Luftballon — — Vielleicht haben Sie Anverwandte in Amerika, über Land oder Meer, oder es stirbt Ihnen eine alte Tante und hinterläßt Ihnen ein paar hundert Thaler Geld. Oder vielleicht kommt ein alter oder neuer Liebhaber; ich brauche nur zu sagen: kleiner Mann von Amsterdam, und Sie erhalten einen Brief, signalisirt, photographirt und adressirt.“ — Hierauf wendet er sich zu der Elektrisirmaschine. „Wer von den Herrschaften will sich einmal elektrisiren lassen. Das stärkt die Nerven, ist gut für den Rheumatismus, für Leib-, Kopf- und Zahnweh und kostet nicht mehr als zehn Pfennig die Person.“ Ein junger Mann tritt vor, legt seinen Obolus auf den Teller und wird elektrisirt. Aber obwol der Künstler mit dem rothen Fez die Kurbel dreht, bis ihm die Stirne feucht wird, behauptet der junge Mann, er fühle noch immer Nichts. Ich habe das Ende dieses interessanten Experimentes nicht abgewartet; denn unaufhörlich wogen die Menschen hin und her und tragen mich unaufhaltsam in ihrem Strome mit fort.

Kaum Einer von ihnen, der nicht einen Blumentopf in der Hand hält. Die Liebe dieser Leute zu den Blumen ist so groß, daß Blumenstöcke in jedem Weißbiergarten ausgewürfelt werden oder um ein Billiges zu kaufen sind. Es sind natürlich nur die geringern Sorten, die man hier sieht, meist Fuchsien, Nelken und Goldlack; aber Alles ist voll davon und überraschend die Menge von Blumenläden und Blumenkellern, die fast Haus bei Haus in dieser Gegend

das Trottoir stellenweis in ein Blumenparterre verwandeln. Und noch Eins wird Demjenigen auffallen, der zuerst an einem Sonntag hierherkommt; wer unter den ihm Begegnenden keinen Blumentopf trägt, der wird sicher, Alt oder Jung, Mann oder Weib, Mädchen oder Knabe, eine Gießkanne in der Hand haben. Es ist ein schöner Gräbercult, der hier vor dem Thor an den Sommersonntagen gefeiert wird. Hier draußen sind die großen Kirchhöfe der Georgen-, der Parochial- und der Petrigemeinde, und sie alle, namentlich aber der erstere, sind bis Sonnenuntergang mit Hunderten von Menschen gefüllt, welche den Rasen und die Blumen der Gräber begießen und zum stillen Besuch Derer kommen, die darin schlafen. Von einer ernsten Schönheit ist der Petrikirchhof; eine dunkle Lindenallee beschattet ihn und unter dem Grün verschwinden fast die Denkmäler. Der Parochialkirchhof dagegen schimmert wie ein Garten, wie ein Rosengarten in dieser mittsommerlichen Zeit, und hohe Bäume, majestätische Pappeln rauschen darüber im Abendwind. Der Kirchhof der Georgengemeinde ist der größte, und da er vorzugsweise der dieser Gegend ist, auch der besuchteste. Gleich vorn, dicht neben dem Eingang, an besonders geehrter Stelle, von einem Gitter umfaßt, erhebt sich das Grab, in welchem Büsching mit den Seinen ruht, und die Grabsteine, welche man von der Gollnowstraße hierher gebracht, sind an der Mauer befestigt worden. Sie sind mit einem Porträt Büschings und Figuren in halberhabener Arbeit bedeckt, die man nicht gerade für Kunstwerke halten kann. Die von Büsching's Amtsnachfolger Gedike verfaßte Grabschrift: „Hier im Schoß der Erde schlummert ihr Beschreiber", habe ich nicht mehr finden können. Es soll noch eine alte Anverwandte der Familie leben und zuweilen hierherkommen, um nach den Gräbern zu sehen. Sonst schlummern keine Berühmtheiten hier, da diese vielmehr von je, wie man weiß, im Westen Berlins gelebt haben, gestorben und begraben sind. Aber mancher tüchtige Mann, manche brave Frau ruht hier nichts destoweniger; Männer und Frauen, deren Ruhm darin besteht, ein gutes und nützliches Leben geführt zu haben, und die darum in den Herzen der Ihrigen, wenn nicht in den Blättern der Geschichte, fortleben. Viele von den besten Namen des alten und eigentlichen Berlins, seines Handel- und Gewerbestandes, liest man auf diesen Grabsteinen; und man sieht es diesen Gräbern wol an, daß die Liebe, die sie geschmückt hat und täglich neu pflegt, durch keinen Zwang der äußeren Verhältnisse beschränkt wird. Auch Denkmale, die durch ihre geschmacklose Ueberladenheit auffallen, sind nicht hier. Aber der kostbarste Blumenflor prangt, so weit man blicken kann. Pinien und Cypressen wachsen neben den Gräbern, und Palmen und Orangenbäume stehen in mächtigen Kübeln daneben. Jede Grabstätte gleicht einem kleinen grünenden, blühenden Garten, welcher durch ein zierliches Kettchen abgeschlossen wird; manche Frau sitzt hier gern in Gedanken, wo jetzt die Bank steht und einst, zur Seite des voraufgegangenen Gatten, auch sie ruhen wird. Kaum ein Grab, an welchem nicht liebende Hände geschäftig; mit dem Schwarz der tiefen Trauer mischen sich in den Baumgängen die lichteren Sommerkleider, die Gießkannen wandern hinauf und herunter, während die Sonne sich strahlend zum Niedergang neigt über dem Friedrichshain.

Und soll ich an dieser kahlen, schwarzen Bretterwand vorübergehen, welche sich zwischen dem Georgenkirchhof und den beiden andern eine Strecke weit die Friedensstraße hinabzieht? „Städtischer Begräbnißplatz" steht über dem niedrigen Pförtchen, welches wol nur angelehnt ist, aber doch selten geöffnet wird. Denn es ist der Armenkirchhof — und wer kommt zu den Armen, wer besucht sie — mögen sie nun leben oder todt sein? Keine Blumen, keine Gießkannen — nur vereinzelt ein paar Menschen, die sich in dem öden Raum zu verlieren scheinen. Die hier ruhen, die Meisten von ihnen, mögen wol weder Freunde noch Verwandte haben; sie lebten einsam und sie starben einsam in dieser großen Stadt und die Stadt ließ sie hier begraben. Was konnte man mehr für sie thun, als ihnen diese paar Fuß Erde geben — ihnen, die bei Lebzeiten nicht einmal so viel hatten? Und doch ist es ein trauriger Anblick, sie so daliegen zu sehen, ohne Hügel, ohne Rasen, Grab flach neben Grab, jegliches mit einem schwarzen Pfahl zu Häupten und einer Nummer daran. Wer nennt auch die Namen der Armen und was kann es nützen? Sie kommen, sie gehen, ihre Spur ist verloren. Welch ein elend Ding das Leben ist, wenn die Tröstungen der Natur, der Liebe, der Schönheit ihren täuschenden Schein nicht darüber ausbreiten, das sieht man auf solch' einem Armenkirchhof. Sogar die Bäume, die da und dort herumstehn, sind vom Blitze gespalten und haben kein Grün mehr. Wüst ist diese Stätte; nackt auch im Sommer. Das schöne Wort Victor Hugo's: „l'été c'est la saison des pauvres" ist nicht wahr für die Todten. Unkraut wuchert umher und Gestrüpp, Riedgras mit Brennesseln untermischt; Steine liegen zusammen mit Wurzeln abgestorbener Bäume, die Wege sind aufgewühlt und im Sand muß man waten, wenn man zu den Gräbern will. Manchmal sieht man eine Reihe von sechs oder sieben, die noch nicht einmal ordentlich wieder zugeschüttet sind. Nur selten ist ein Kreuz von Eisen, dessen Inschrift aber längst unleserlich geworden. Die paar Blumen und welken Kränze kann man zählen. Häufiger ist ein seidenes Band mit Worten bedruckt wie diese: „Trauer ist unser Loos." An einem der Gräber sah ich ein schwarzes Brettchen, auf welches eine nicht sehr geübte Hand mit weißer Oelfarbe geschrieben hatte: „Hier ruhn die geliebte Mutter und Schwester." Aber auch hier kein Name, wie wenn der Sohn, der Bruder mitten in seinem Schmerz gefühlt habe, daß es sich für den Armen nicht zieme, seinen Namen auf das Grab zu setzen. Eine schauerliche Trostlosigkeit weht über diesem Gottesacker, und es ist doch auch „Saat von Gott gesä't, am Tage der Garben zu reifen." Aber wo bleibt die Hoffnung, wenn das Vertrauen fehlt, wo selbst der Glaube, wenn die Seele stumpf, das Gemüth öde geworden; und wer vermöchte solchen beunruhigenden Fragen auszuweichen, auf welche diese hunderte von namenlosen Gräbern ihm wahrlich keine Antwort geben!

Jetzt ist die Sonne hinunter und nur noch das Abendroth flammt an den Himmelssäumen; ein langes, warmes Abendroth, welches die Häusermassen von Berlin mit einem sanften, schwindenden Roth färbt. Dies ist die Stunde, wo hunderte von Gasflammen auf einmal mit ihrem weißlichen Licht zu kämpfen beginnen gegen die Dämmerung des Sommerabends, welche nur langsam scheidet und im Verblassen noch die Schildinschriften in den Straßen matt glänzen macht.

Dies ist auch die Stunde, wo ich meinen Sonntagsspaziergang in dem schönen Garten des Böhmischen Brauhauses zu beschließen pflege. Da bin ich unter Handwerksmeistern, Hauseigenthümern, Kaufherren, Fabrikanten, lauter guten Genossen und decenten Leuten, welche, wenn sie die Woche hindurch ihr Werk gefördert, sich am Sonntag auch Etwas gönnen mögen, und welche, wiewol sie von dem letzten Grund der Dinge wahrscheinlich nicht mehr wissen, als ich, dennoch recht vergnügt und wohl bei Leibe sind — Männer außerdem, die gar nicht wenig vorstellen in ihrem Bezirke und der Stadt. Sie zu sehen ist ein Trost für mich. Sie haben schmucke Frauen und hübsche Töchter, sie lassen sich ihr Beefsteak schmecken und trinken ihr Seidel dazu, sie rauchen ihre Cigarre, zahlen, wenn's elf geschlagen und gehen nach Hause, wie die Väter vor ihnen gethan und die Kinder — will's Gott — nach ihnen thun werden. Durch die Bäume des Gartens schimmert der blaue Himmel, über das offene Feld herauf kommt der Mond; und da mag man nun sagen, was man will: so lang es noch frohe Menschen gibt, ist gut sein auf der Welt. Wir können an ihrem Laufe Nichts ändern und das Bild eines mäßigen bürgerlichen Glücks ist mir das liebste von allen Bildern aus dem Berliner Leben.

Literarische Rundschau.

Neuere Novellen und Erzählungen.

Brigitta. Erzählung von Berthold Auerbach. Stuttgart, J. G. Cotta. 1880.
Der Heilige. Novelle von Conrad Ferdinand Meyer. Leipzig, H. Haessel. 1880.
Italienische Novellen. Von Heinrich Homberger. Berlin, Wilhelm Hertz. 1880.
Die Geschichten des Majors von Hans Hopfen. Berlin, F. Schneider u. Co. 1880.
Helmar. Roman von Fanny Lewald. Berlin, Otto Janke. 1880.

Die Dichtungen, denen wir hier eine kurze zusammenfassende Betrachtung widmen, haben das Eine gemeinsam, daß in ihnen allen nicht der Autor als solcher zu uns redet, sondern daß der Dichter dem Geschöpfe seiner Phantasie, mehr oder minder ausschließlich, das Wort läßt und uns die Dinge zeigt, nicht, wie sie sind, sondern, wie sie jenem sich darstellen. Dieses eigenthümliche Zusammentreffen, welches eine ganze Anzahl hervorragender und bekannter Erzähler in schneller Folge zu derselben, auch sonst in der Gegenwart oft geübten, Form greifen läßt, kann kaum als ein bloßer Zufall angesehen werden; es muß möglich sein das Bestimmende zu erkennen, welches allen jenen Versuchen zu Grunde liegt.

Und in der That, es hält nicht schwer das Gemeinsame festzustellen, das unsere fünf Autoren vor Allem geleitet hat. Es ist der Zug zur Objectivität, der sich hier geltend macht, das Streben nach unmittelbarster, dramatischer Wirkung, welche die Epik in diesen Tagen beseelt. Der Dichter macht nicht sein eigenes Wissen und Empfinden geltend, sondern stellt sich, als ob er, ganz so wie der Leser, das Geschehende nur mit den Augen des Erzählers erblickte; er denkt sich wol sein Theil bei der Geschichte, allein er sagt es nicht und überläßt es einem Jeden, sich selber das „fabula docet“ zu construiren. Auch in dieser Objectivität, es versteht sich, gibt es Abstufungen; das Streben nach ihr haben alle jene Autoren, aber nicht jeder gewinnt es über sich, ganz hinter seinen Geschöpfen zu verschwinden. Man gibt, — ganz abgesehen von dem Grade der Objectivität, über die der Dichter überhaupt verfügt, ganz abgesehen davon, ob es ihm möglich ist, das eigene Empfinden von dem seiner Personen durchweg zu sondern, oder ob von Zeit zu Zeit das wohlbekannte Gesicht des Autors wie aus einer Maske hervorschaut — abgesehen hiervon, gibt man auch sonst in einleitenden oder abschließenden Worten Fingerzeige und Nutzanwendungen, man behandelt den Erzähler oder das Erzählte mit einer gewissen leisen Ironie und sucht und findet trotz aller Theorien Gelegenheit, dasjenige zu sagen, was man eben auf dem Herzen hat.

Die erste Forderung, die wir gegenüber der hier gewählten Form erheben, ist die der absoluten Wahrscheinlichkeit. Wenn es dem Autor nicht gelingt, die Fiction der Erzählung glaubhaft zu machen, wenn er es nicht versteht, in Erfindung, Ton und Geberde die Einheit der Stimmung festzuhalten — so hat er von vornherein

verlorenes Spiel. Die Anlehnung an Erlebtes, das sichere Fußen auf Vorgängen der Wirklichkeit ist daher in dieser Form nothwendiger noch als in aller Poesie sonst; und es ist gewiß nicht bedeutungslos, daß von den fünf Dichtungen, die uns hier vorliegen, vier in der Heimath ihrer Verfasser erzählt werden oder sich zutragen, „Brigitta" im Schwarzwald, „Der Heilige" in der Schweiz, „Die Geschichten des Majors" in Baiern, „Helmar" in Ostpreußen. Es stimmt dazu, wenn Fanny Lewald's Dichtung in dem Augenblick, da sich die Erzählung von der Heimath entfernt, entschieden an Reiz verliert, und wenn weiter Auerbach, der doch stets nach localem Colorit gestrebt hat, in der „Brigitta" es ganz ausdrücklich als wünschenswerth bezeichnet, daß etwas von der Atmosphäre des Schwarzwaldes „in die Blätter des Buches sich einströmen ließe." Der einzige unserer Autoren aber, der seine Novellen nicht in der Heimath spielen läßt, Heinrich Homberger, ist so ausschließlich Empiriker und nur Empiriker, er steht so durchaus auf dem Boden des Beobachteten, seine Novellen erstreben so sehr das Ethnographisch-Richtige — selbst unter Vernachlässigung des Poetischen-Wahren, — daß sie unserer Forderung keineswegs widersprechen, sondern sie vielmehr bestätigen.

Bevor wir ein wenig näher auf das Einzelne eingehen, wird es gut sein, in Kürze zu berichten, wer in den fünf Büchern, die uns vorliegen, erzählt, was er erzählt, und wem. Brigitta, die Tochter eines Bauern, die Prinzessin vom Schlehenhof, erzählt ihre eigene Geschichte, sie selbst berichtet dem Dichter von ihren Kämpfen und Dulden, ihrem Straucheln und Büßen. Gleichfalls die Geschichte des eigenen Lebens berichtet der Genremaler Helmar, aber er trägt nicht mündlich vor, sondern er schreibt seine Bildungsgeschichte für einen Kreis von Freunden nieder. Es ist also kein Tagebuch, das uns der Dichter vorlegt, sondern eine nachträgliche Aufzeichnung; unnöthig zu sagen, daß für die Lebendigkeit und die Frische des Colorits der Unterschied ein sehr wesentlicher ist. In der letzten und weitaus gelungensten Geschichte des Majors, in „Flinserl's Glück und Ende" erzählt der Major seinen militärischen Zuhörern eine Episode aus dem eigenen Leben; in den beiden anderen Geschichten berichtet er von Erlebnissen, bei denen er ein Nahbetheiligter, aber nicht der Held ist. Aehnliches gilt von Meyer's „Heiligem" und Homberger's „Leitstern" — beides Dichtungen, welche den Lesern der „Rundschau" bekannt sind; bei Meyer erzählt Hans der Armbruster dem Chorherrn Burkhard die Geschichte des Thomas a Becket, an der er ein Haupttheilnehmer ist, so gut wie der Künstler, Philosoph und Philister Emilio an der Geschichte seines unglücklichen Freundes Marco, die er dem Dichter der italienischen Novellen ausführlich genug — „ach, was ist das Erzählen ein weitläufiges Ding!", so klagt er selber — in vielfach abschweifender Rede vorträgt. Ein fingirter College Homberger's aus dem 15. Jahrhundert etwa, Renato dalle Baje, verzeichnet im Auftrage und zu Nutz und Frommen der erlauchten und tugendsamen Signora, Madonna Imelda di Rocca d'Arazzo, die rührende Geschichte der „Madonna Clarenza" — auch sie ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt — eine Geschichte, welche er nicht miterlebt hat, sondern die er einfach zu erzählen behauptet, wie man sie ihm erzählt hat. Ein Erlebniß Homberger's selbst endlich in durchsichtiger Verkappung schildert „Der Säugling", eine Dichtung, die man als eine embryonale Selbsterzählung bezeichnen darf, da diese Form, die augenscheinlich latent in ihr steckt, zum künstlerischen Nachtheil des Werkes nicht zum Durchbruch gekommen ist. Fort und fort wird uns nämlich hier erzählt, auf welche Art der „Deutsche" — das heißt eben der Dichter — über den Verlauf der Dinge unterrichtet wird, wie er sich zu den Vorgängen stellt, welche Folgerungen er aus ihnen zieht; allein da er nur eine völlig gleichgültige und unbetheiligte Nebenperson ist, so wäre es nur dann zulässig, daß wir das Ereigniß durch seine Brille sehen, wenn er zugleich der Erzähler wäre.

Wäre dieses der Fall, so würde mit dem Erzähler auch eine Individualität uns entgegentreten, durch welche das Erzählte in eigenthümlicher Weise abgetönt wird. Hierin scheint uns eine weitere, sehr wesentliche Bedingung für die geforderte Form

zu liegen; und sie muß nicht nur erfüllt werden, wenn Erzähler und Hauptperson identisch sind, sondern auch, und sogar in höherem Maße, wenn der Vortragende nicht von den eigenen Schicksalen erzählt. Bei den meisten unserer Autoren finden wir diese Forderung denn auch erfüllt; am wenigsten vielleicht bei Fanny Lewald, deren schmiegsames poetisches Anempfinden, deren liebevolle Vertiefung in das Kleine und Familienhafte, deren feine und anmuthige Ausmalung einzelner intimer Situationen, uns über Mängel hinweghelfen müssen, welche daraus entspringen, daß die Dichterin an den Bedingungen der einmal gewählten Form nicht consequent festhält.

Viel mehr ist dies der Fall in der Erzählung Brigitta's, aus welcher das lebendige Bild einer individuellen, in sich vollendeten Persönlichkeit uns entgegen tritt, und in welcher Alles und Jedes gerade auf diese Individualität hindeutet. Das Grundthema der Dichtung ist ein ernstes sittliches Problem; Auerbach lehnt sich gegen eine Satzung der Religion auf, er polemisirt gegen den Spruch: „Liebet Eure Feinde." Das ist unmöglich, hat er gefunden; Gutes thun können und sollen wir auch denen, die uns kränkten, allein sie lieben geht über menschliche Kraft. Zu diesem Satze nun liefert die Geschichte Brigitta's die Illustration. Vorzüglich, wie das Vorleben Brigitta's uns aus ihrer Erzählung entgegentritt, wie es uns deutlich wird, daß nur diese Person, die in der Einsamkeit erwachsene Tochter des verschlossenen Xander, der „keine Kameradschaft hat", das kluge, stolze, lernbegierige, etwas verwöhnte Mädchen diese und diese Schicksale erleben konnte, wie nur sie, die fern von den Menschen sich gewöhnt hat, alles in der eigenen Brust durchzukämpfen, dazu kommen kann, in dem Elend, das ihr Feind, der Rittmeister, über sie gebracht, sich tapfer auf ihr Selbst zu stellen und fest und unerschrocken zu streiten, gegen Noth und Gefahren und gegen das eigene stolze Herz.

Bis in stilistische und sprachliche Wendungen steht diese Frau vor uns. Um nur das Eine, in Rücksicht auf die Sprache, hervorzuheben: Brigitta hält niemals genau die Grenze zwischen directer und indirecter Rede, sie setzt den Indicativ an Stelle des Conjunctivs, das Präsens und Perfect, wo man Imperfect und Plusquamperfect erwartet. Ob auch manches Jahrzehnt verflossen ist, seit der Rittmeister sie vom Hofe vertrieben, sie sagt dennoch: „wir *haben* Holz genug", „mehrere hundert Morgen *gehören* zu unserem Hof", oder gar: „unsere Gänse waren seit *gestern* entlaufen". Gerade durch solche feinere Züge erhält die Erzählung erst den höchsten Grad von Lebendigkeit und Wahrheit.

Und wie in der „Brigitta" die Individualität des Erzählers greifbar uns entgegentritt und von ihr aus das Berichtete seine besondere persönliche Stimmung erhält, so geschieht es auch im „Leitstern", in den „Geschichten des Majors", im „Heiligen". Weil aber hier nicht eigene Abenteuer vorgetragen werden, so ergibt sich dabei eine eigenthümliche Art von indirecter Charakteristik; der Erzähler berichtet scheinbar ganz objectiv, was hier und dort sich zugetragen hat, allein durch die Art, in der er die Dinge darstellt, zeichnet er gleichzeitig sich selbst auf das Deutlichste. Am Vollkommensten ist diese so zu sagen ironische Form in Homberger's „Leitstern" angewendet; der Berichterstatter glaubt den Vorfall, den er zum Besten gibt, durchaus zu übersehen, er fühlt sich thurmhoch erhaben über dem unglücklichen Genie Marco, dessen Liebeswirren ein so trauriges Ende nahmen, und hat doch, trotz seines drolligen Selbstgefühls, keine Vorstellung davon, daß er, der Erzähler, eigentlich viel interessanter ist, als das Erzählte. Eine durchaus wahre Persönlichkeit auch diese; ein allgemeiner Typus und zugleich der echte Florentiner, der sich als der würdige Enkel des Michel Angelo und des Messer Niccolo Machiavelli fühlt. Das Muster eines Kannegießers und Salbaders, der die Pfaffen, diese Erwürger der Menschheit, ingrimmig haßt — aber selbstverständlich gegen einen in vernünftigen Schranken gehaltenen Glauben nichts einzuwenden hat; der sich für die Idee der Republik begeistert — aber selbstverständlich nur für die Idee, denn er gehört nicht zu den kopflosen Hitzbolden, die nicht einsehen, daß in der Praxis Manches anders sein muß als in der Idee. In der Sprache des gemeinen Lebens: ein Schwefler. Ein Philister und Pantoffelheld, aber

in seinem philisterhaften Selbstbewußtsein nicht ohne Liebenswürdigkeit, in dem Ertragen seiner ehelichen Leiden nicht ohne Würde und Humor. Konnte er doch in jüngeren Jahren, als er noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte, seinen Hausdrachen zu zähmen, auf die kostbare Idee verfallen, seine liebe Isabella durch den Anblick der Niobiden auf bessere Gedanken zu bringen: denn wenn sie diese furchtbare Familienzerrüttung sieht, so dachte er, geht sie vielleicht in sich und dankt Gott, daß ihr Mann und ihre Kinder gesund sind. Die feine psychologische Kunst, welche Homberger in der Schilderung dieses Charakters offenbart, findet am ehesten in den Novellen Rudolph Lindau's ihr Analogon, mit dem der Autor auch sonst, in der ganzen mehr inductiven Art seines Dichtens, mannigfache Berührungspunkte hat.

Etwas Aehnliches — nicht genau das Nämliche — läßt sich von den Geschichten des Majors sagen. Eine bestimmte Sphäre unserer Gesellschaft, die militärische — und zwar die militärische Süddeutschlands — ist mit großer Treue in allen ihren Eigenthümlichkeiten festgehalten; und wiederum verstärkt sich die Wirkung durch die Form, die der Dichter gewählt, dadurch, daß ein Glied eben jener Sphäre, ein in ihren Anschauungen und Empfindungen, in ihrer Denk- und Sprechart Aufgewachsener durchweg und ausschließlich das Wort führt. Bei den anderen Autoren redet doch hier und dort einmal der Dichter oder eine andere Person der Erzählung; bei Hopfen spricht von Anfang bis zu Ende, mit Ausnahme des ersten kurzen Satzes in jeder Novelle, Niemand Anderer als der Major, er berichtet in einer Folge und beantwortet nur von Zeit zu Zeit eine fingirte Zwischenrede, die man aber — ähnlich wie in den Gardinenpredigten des Engländers Jerrold — nicht in den Worten des Unterbrechenden, sondern nur in der Wiederholung des Unterbrochenen zu hören bekommt. Nicht nur der Erzähler, sondern auch die Zuhörer und der Ort der Erzählung werden uns, lediglich auf indirectem Wege, deutlich. Als den Ort erkennt man ohne viel Mühe das Militärcasino der bayrischen Residenz. An einem bevorzugten Tische sitzen, bei einem wackern Trunke, die Besseren unter den vielen Besuchern des Locals, lauschend um den beliebten Erzähler geschart, der schon über die Langeweile manches trüben Winterabends, an dem weder ein rechtes Gespräch noch ein vernünftiges Spiel zu Stande kommen will, ihnen hinweggeholfen hat. Und jedes Ohr hängt an Aeneens Munde, der etwa also anhebt vom erhabenen Sitz: „Ich will euch gern erzählen, was ich von dem Schicksal des armen Jungen zu berichten weiß." Und dabei ringelt er langsam den Schnauzbart durch die Finger oder zwirbelt ihn nachdenklich, „als spänne er aus seinem rothen Haare die Erinnerung lieb und lang und hielte sie fest wie an einem Faden". Und nun erzählt er, in seiner kräftigen und herzlichen Art, mit vielen charakteristischen Wendungen, in originellen Bildern und eigenthümlich construirten Sätzen, wie dieser sich mit Gott Amour herumgeschlagen hat, und jener in dem großen Rummel von Anno 66 sein Liebchen fand; wie der leichtlebige Pius, der verlorene Kamerad, zu Grunde gegangen und der lange Schabernack seine häßliche Wette gewonnen hat, und zuletzt, das liebenswürdigste von Allem, wie er selbst, der prächtige Erzähler, in Feindesland die kleine Nicolette hat lieben lernen und wie der heiß entbrannte Völkerzwist doch die Liebenden von einander trennen mußte.

Zu eigenthümlichen Effecten führt schließlich die gewählte Form in dem Werke, das uns noch zu besprechen bleibt, in der Dichtung Conrad Ferdinand Meyer's, „Der Heilige". Wir widmen dieser Novelle eine etwas eingehendere Betrachtung, da wir den Dichter des „Georg Jenatsch" in die allererste Reihe unter unsern Erzählern stellen und sein neues Werk zu den hervorragendsten Schöpfungen unsrer Zeit zählen.

Was zunächst vortheilhaft an dem Dichter auffällt, ist die außerordentliche Einfachheit seiner Kunstübung. Während nur zu viele selbst unserer besten Autoren allzu stark nach Einer Seite hin gravitiren, an dem Ton, den sie einmal unter großem Beifall angeschlagen haben, allzu zäh festhalten und gar bald dazu gelangen, dasjenige auszubilden, was man „Manier" zu nennen pflegt, ist es bei Meyer schier

unmöglich, mit einem Schlagwort, wie bei jenen, die Art seines Dichters, seine Manier, zu kennzeichnen, es sei denn, daß man sagen wollte, es bestehe seine Manier eben darin, keine Manier zu haben. Was den innersten Kern seiner Kunst ausmacht, ist einfach zu sagen: es ist Kraft, unverbrauchtes, unbegrenztes dichterisches Vermögen, das mit wuchtiger Eindringlichkeit den Dingen zu Leibe geht, mit unerbittlicher Strenge und Knappheit sie anpackt und sie wiedergibt ohne Minus, aber auch ohne Plus, ohne irgend ein äußerlich Herangetragenes, dem Dichtwerk künstlich Eingepflanztes.

Meyer ist vor Allem ein alemannischer Dichter und die charakteristischen Züge dieses Volksstammes wären in seinem Naturell unschwer aufzudecken. Hierauf wol beruht es im Wesentlichen, wenn man ihn hie und da mit seinem Landsmann Gottfried Keller verglichen hat. Ebensogut könnte man Scheffel nennen, dessen „Ekkehard" mit Meyer's historischen Erzählungen sehr wohl sich in Parallele setzen ließe. Und wie Keller, zuerst von Heyse, als der „Shakespeare der Novelle" bezeichnet worden ist, so wird man auch bei Meyer sich nicht selten an Shakespeare erinnert fühlen, zumal in seiner neuen Erzählung, welche von dem Untergange eines edeln Herrschers erzählt und, gleich den Königsdramen des Briten, in die harten Familienkämpfe des Regentenhauses uns blicken läßt, in eine Welt der Zuchtlosigkeit und der wilden Begierden, inmitten derer für die reinen, lichten Frauengestalten, für die zarten Jungfrauen Grace und Hilde, kein Raum ist.

Seinem Grundthema nach berührt sich „Der Heilige" in eigenthümlicher Weise mit Auerbach's „Brigitta". Wie dort der Rittmeister gegen Brigitta, so hat hier König Heinrich seinem Kanzler Thomas a Becket gegenüber schwere Schuld auf sich geladen, er hat durch seine frevle Liebesgier den Tod der holden Grace, des einzig geliebten Schatzes des Kanzlers, herbeiführen helfen und jener müht sich, gleich der Brigitta, seinem Schuldner zu vergeben. Aber auch seine Kraft, auch das Vermögen des Heiligen erlahmt an der unmöglichen Aufgabe; wenn auch der Salvator den Verräther Judas geküßt hat — „ein bloßer Mensch vermag solches nicht, denn es geht gegen Natur und Geblüt". Und wie die stolze Brigitta erst durch des Schicksals ernste Mahnungen zur Läuterung und Vertiefung ihres Seins gelangt, so geschieht es auch dem Kanzler, der nun erst der „Heilige" wird, als den ihn die Kirche feiert. Alles weltliche Streben, alle Ehrbegier und irdische Hoffart fällt machtlos von ihm ab; nichts für sich fordert er von dem Herrscher, den es sehnlich nach Versöhnung verlangt, — er fordert „Seelen gegen Seele" und will den Tod Grace's vergeben, wenn der König seine schwergedrückten Brüder, die Sachsen, freigibt. Doch der Haß erweist sich mächtiger als die Liebe, das blasse Gespenst der Verstorbenen drängt sich von Neuem zwischen die Hadernden und beide, der Herr wie der Diener, gehen zu Grunde, jener in Zorn und Feindschaft mit den Seinen, dieser, obgleich gewaltsam ermordet, in heiliger Hoheit.

Der höchst energische und nachhaltige Eindruck, den diese ergreifende Erzählung ausübt, würde sich leicht bis zur Unerträglichkeit gesteigert haben, wenn nicht durch die Form der Dichtung die Wirkung des Schrecklichen auf das Glücklichste gemildert wäre. Die Ereignisse treten uns nicht unmittelbar entgegen, sondern aus der Schilderung des ehrlichen Schwaben Hans, der an allen wesentlichen Vorgängen Antheil nahm, allein dessen Schicksal, weil wir ihn in Person vor uns sehen, uns weiter keine Sorge zu machen braucht. Es handelt sich um bereits vergangene, abgethane Dinge, die nur wie aus weiter Ferne, gleichsam gedämpft, zu uns dringen und schon darum nicht in ihrer vollen Wucht wirken; und die Individualität des Erzählers wie des Zuhörers trägt noch dazu bei, das allzu starke Gewicht zu mindern. In voller, runder Figur, plastisch deutlich, treten beide uns entgegen, der vornehmkluge, ironische Chorherr, mit der feinen schmächtigen Gestalt, der ein paar Geschichten und Menschlichkeiten aus dem Leben des Heiligen hatte erfahren wollen und nun von einem qualvollen, unglückseligen Kampfe vernehmen muß, und der ehrenfeste Hans in seiner unergründlichen Schwabenschlauheit, die bei Hofe in eine theils echte, theils echtschwäbische Treuherzigkeit sich wandelt, der wackere Diener seines Herrn,

der an dem traurigen Schicksal Heinrich's innigen Antheil nimmt, aber über all dem Schrecklichen die Speise und den Trank nimmer vergißt; der, trotz seiner harten Sparsamkeit, all seine im Herrendienst schwer erworbene Habe daran geben wollte, um seinen König von jener schweren That loszukaufen und der schließlich bei seinen beiden Rossen den Frieden sucht, denn es thut ihm wohl, für zwei kluge und treue Geschöpfe zu sorgen, die nichts wissen von Verrath und von Sünde.

Auch der Ort der Erzählung, der schmale Wohnraum des Chorherrn, welcher an dem dunklen Wintertage mehr von der Flamme des Herdes, als durch das einzige Bogenfensterchen erhellt wird, steht uns anschaulich vor Augen. Der Chorherr, der sich von Anfang an zu dem Berichte zweifelnd verhält und stets das Bestreben hat, das Schreckliche abzustumpfen, hat zugleich auch eine Rolle ungefähr wie der antike Chor oder der raisonneur in der französischen Comödie: er zieht eine Art Moral und spricht die Meinung des Dichters und des Lesers aus, wenn er beispielsweise das meiste Gefallen an der leuchtenden Gestalt des Richard Löwenherz findet oder am Schluß als einen Trost es ansieht, daß Meister Hans aus allen diesen Nöthen glücklich entkommen ist und vor ihm sitzt als ein Frommer und Ehrbarer.

Die Form der Erzählung trägt zuletzt und nicht am Wenigsten dazu bei, daß das alterthümliche Gepräge, welches der Sprache der Novelle mit so viel maßhaltender Kunst aufgedrückt ist, glaubwürdiger und ungezwungener herauskommt; denn wenn die Personen jener fremden Zeiten selbst in der ihnen natürlichen Sprache sich vernehmen lassen, so wird uns das Alterthümliche weniger leicht als alterthümelnd, das Archaische weniger leicht als archaisirend erscheinen, wie wenn der Dichter in eigenem Namen zu uns redete.

So ist auch in Rücksicht auf die Form Meyer's Dichtung vollendet zu nennen, und derjenige Beurtheiler, der es als ein heiliges Princip ansähe, daß in jeder rechtschaffenen Kritik mindestens Eines getadelt sein müsse — er würde gegenüber diesem Werke schier in Verlegenheit gerathen. Otto Brahm.

qx. **Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger.** Von Dr. Alwin Schultz, ao. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Breslau. Erster Band, mit 111 Holzschnitten. Leipzig, S. Hirzel. 1879.

Wenn H. v. Treitschke neulich das Hervortreten der Culturgeschichte vor der politischen Geschichte als ein Verkennen der wahren Aufgabe des Historikers dargestellt hat, so hat die bisherige Behandlung des Mittelalters wenigstens zu diesem Vorwurf unmöglich Veranlassung geben können. Die Cultur des classischen Alterthums ist uns verhältnißmäßig genau bekannt und treffliche zusammenfassende Darstellungen wie diejenige Friedlaender's haben dafür gesorgt, daß diese Kenntniß in weite Kreise getragen wurde. Dagegen fehlt es noch gänzlich an einer mittelalterlichen Culturgeschichte, die mehr als flüchtige Compilation genannt werden könnte. Nur einzelne Aufsätze zu einer solchen sind gemacht worden. Ich nenne die Studien Falke's, Antony Meray's, v. Raumer's, Weinhold's, besonders Thomas Wright's „Womankind in Western Europe" (London 1868) und dessen „The Homes of other Days" (London 1871), ein Werk, das wenigstens für England ein ziemlich vollständiges Bild des häuslichen und Privatlebens im Mittelalter bietet und das, wie es scheint, von dem Verfasser des uns vorliegenden Buches nicht benutzt wurde.

Es ist keine Culturgeschichte des Mittelalters, welche uns Alwin Schultz in diesem Werke bietet, aber doch ein gutes Stück einer solchen. Wollte man den überreichen Stoff nach den Ständen eintheilen, so hätten sich Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern in denselben zu theilen, und es wäre der erste Theil, den uns der Verfasser hier in einem typographisch und xylographisch glänzend ausgestatteten Buche vorlegt. Der bisher erschienene erste Band des Werkes behandelt in sieben Kapiteln 1) die Wohnungen des Adels: Burgen, Schlösser und Zubehör; 2) die physische und intellectuelle Erziehung der Kinder; 3) das materielle Leben: Pflege des Leibes, Trachten, Putz, Luxus, Handel; 4) die Mahlzeiten; 5) die Jagd; 6) die Reisen und andere Vergnügen; 7) das sittliche Leben, dessen Ausartungen; Feste; die Ehe.

Die Quellen, aus welchen der Verfasser sein Material gewinnt, sind sowol litterarische als monumentale, und es muß dankend hervorgehoben werden, daß diese Verbindung hier, allerdings im Anschlusse an die Methode Wright's und Viollet-le-Duc's, zum ersten Male in Deutschland mit Erfolg versucht wird. In der Verarbeitung des oft sehr buntscheckigen Materials würde man oft mehr Kürze und besseres Auseinanderhalten von local und chronologisch zuweilen sehr weit auseinanderliegenden Quellen wünschen: sehr vieles ist auch hineingezogen, was strenggenommen nicht in den Rahmen des Werkes fällt.

Die Holzschnitte sind im Ganzen vorzüglich und eine willkommene Illustration des Stoffes, den die bildliche Beigabe oft erst zum vollen Verständniß bringen muß. Sie stehen weit über denjenigen bei Wright. Doch hätte der Herr Verfasser bei der Auswahl zuweilen kritischer sein müssen. So gibt er Fig. 3 Merian's Ansicht von Fleckenstein wieder, obgleich dieselbe erwiesener Maßen reines Phantasiestück ist und nur ein ganz falsches Bild einer mittelalterlichen Burg zu erwecken vermag. Weshalb Fig. 89 die modernerneuerte Reiterstatue des Kaisers Rudolf von Habsburg am Straßburger Münster zur Abbildung ausgewählt ist, läßt sich ebenso wenig absehen. Daß die Ausführungen sich mit Vorliebe auf deutsche Monumente stützen, ist selbstverständlich und gewiß in der Ordnung. Doch hätten England und Frankreich, namentlich auch die Normandie für manche Punkte mehr herangezogen werden müssen.

e. a. **Pfingstsonntag und Pfingstmontag.** Eine altstraßburger Erzählung nach dem alemannischen Lustspiel des Daniel Arnold „Pfingstmontag" von August Schricker. Nördlingen, Beck'sche Buchhandlung. 1880.

Eine Straßburger Gesellschaft setzte auf das Postament der Friedrich'schen Bildsäule Arnold's die Worte „Hommage à l'auteur du Pfingstmontag", ein grausam ironisches Epigramm gegen die Verfasser dieser Widmung. Ist doch der französisch plappernde Licentiat die komische Figur des berühmten elsässischen Lustspiels und dieses selbst ein Werk durchaus unfranzösisch, grunddeutsch, derbalemannisch, gesund bürgerlich von dem ersten bis zum letzten Verse. 1816 erschien es, vier Jahre später stellte ihm Goethe, seiner Straßburger Jugendtage gedenkend, den allbekannten Geleitbrief aus. Unläugbar bietet das treffliche Werk durch den Dialekt und seine zahlreichen Gallicismen dem großen nichtelsässischen Publicum starke Schwierigkeiten. Um so dankbarer ist die Bearbeitung in Erzählungsform durch einen literarisch bewährten Straßburger zu begrüßen. Mehr als die Vertrautheit mit der Mundart und eine flinke Mache der Transscription war dazu nöthig: es bedurfte des Eintauchens in den Geist und das häusliche Leben der alten „Stedelburger", die von den heutigen Bourgeois in Manchem unterschieden sind, des sicheren Tactes, der dem Hochdeutschen eine discrete alemannische Färbung läßt, der Technik, welche dramatische Effecte in epische umschafft. Allerdings waren die empfindlichen dramatischen Mängel des breiten, behaglich schwatzenden Originals Vortheile für diese Umarbeitung, die, eine Volkserzählung im besten Sinn, hoffentlich vielen Deutschen ein figuren- und farbenreiches Bild des altstraßburger Bürgerthums mit seinem Humor, seiner ehrenfesten Strenge und seiner knorrigen Tüchtigkeit liefern wird. Meister Starkhans, eine der besten Väterfiguren der bürgerlichen Gattung, hat bei Schricker nichts eingebüßt.

rp. **Gesammelte poetische Werke von Ludwig August Frankl.** 3 Bände. Wien, A. Hartleben. 1880.

Des Unternehmens, die poetischen Werke Ludwig August Frankl's gesammelt herauszugeben, haben wir uns aufrichtig gefreut. Wie eine Ehrenpflicht des österreichischen Volkes erscheint es uns, seinem greisen Dichter in diesem Denkmal einen Nachruhm zu sichern, den Ludwig August Frankl dreimal verdient: als Poet, als Lohn seines Vaterlandes, und als Mensch. Wir dürfen an dieser Stelle dem reichen und mannigfaltigen dichterischen Schaffen Frankl's nicht versuchen, gerecht zu werden — soviel ist sicher: nennt man die besten österreichischen Dichter, dann wird auch sein Name genannt. Es war eine fruchtbare und bedeutungsvolle Epoche für die deutsche Dichtkunst überhaupt, jene Vormärz-Periode in Oesterreich, und mit am Kräftigsten hat für der Freiheit heiliges Gut, für des Vaterlandes Heil und Größe, Ludwig August Frankl

in die Leier gegriffen. Aber noch ein anderes Bardenthum offenbart sich als Eigenart in seinen Dichtungen: er ist vielleicht der begeistertste Sänger des Judenthums der Neuzeit! Von ihm gilt nicht, was Wolfgang Menzel in schnödem Fanatismus den jüdischen Schriftstellern vorgeworfen, er ist kein Dichter der Irreligiosität und der sittlichen Verneinung; aus ihm spricht, im Gegentheil, mit fast prophetischer Kraft religiöse Ueberzeugung, und jene hohe Pietät vor den Ueberlieferungen seines Volkes, die immer von echter Sittlichkeit zeugt. Seine Dichtungen, getragen von warmen Herzenstönen, fern jeder Zelotik, gehören zu den erfreulichsten Erscheinungen dieses Genres. Wir freuen uns auch Frankl's größere Epen, die, zerstreut erschienen, bisher schwer zugänglich gewesen, hier vereint wiederzufinden.

v. **Goethe und Berlin.** Festschrift zur Enthüllung des Berliner Goethe-Denkmals. Von Otto Brahm. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1880.

Ueber „Goethe in Berlin" hatte 1849 Teichmann geschrieben. Darüber war nicht viel zu sagen. „Goethe und Berlin" ist schon ein größeres Thema. Die vorliegende Schrift will es nicht erschöpfen, sondern nur andeutende Betrachtungen liefern, wie sie die Enthüllung des Schaperschen Goethe-Denkmals nahe legte und wie sie wohl noch einmal genauer ausgeführt zu werden verdienten — vielleicht in einer zweiten Auflage des gegenwärtigen Schriftchens. Goethe hat in der That ein Verhältniß zu Berlin, und Berlin hat entschiedene Verdienste um die Anerkennung Goethe's. Und wenn gleich der erste Versuch, jene Beziehungen zusammenzustellen und diese Verdienste zu präcisiren, auf Widerspruch stößt, wenn von Süd- und Mitteldeutschland aus Protest erhoben wird, weil man Berlin die Ehre nicht gönnen will, besondere Ansprüche auf Goethe zu haben: so ist das nur ein neuer Beweis jenes engherzigen und neidischen Particularismus, welcher in unserem geistigen Leben sich so gerne als ein höheres Princip der Freiheit aufspielt. Um so verdienstlicher eine Arbeit, welche für den segensreichen Einfluß einer festen Geschmackstradition eintritt, welche die Forschung über Goethe durch einen fruchtbaren Gesichtspunkt bereichert und eine Reihe von Berliner Persönlichkeiten, die mit Goethe in Relation standen, lebendig und anziehend charakterisirt. Niemand — es müßte denn von vornherein ein geschworner Anti-Berliner sein — wird den gutgeschriebenen Erörterungen des Verfassers ohne Vergnügen folgen.

v. **Christian Felix Weiße** und seine Beziehungen zur deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. Von Dr. J. Minor. Innsbruck, Wagner'sche Univ.-Buchhandl. 1880.

Verdiente Christian Felix Weiße eine Monographie? Er war ein guter Mensch, aber ein mittelmäßiger Schriftsteller. Er war seiner Natur nach furchtsam und oberflächlich. Er hatte nicht den nöthigen Fleiß, um seine Kunst auf eine hohe Stufe zu erheben; nicht den nöthigen Ernst, um sich feste Principien zu erwerben; nicht den nöthigen Muth, um solche Principien durchzuführen. Und dennoch verdiente er eine besondere Darstellung: nicht um seines persönlichen Werthes willen, sondern um des Werthes willen, den seine Zeit ihm beimaß. Rechnen wir zusammen, was unsere Literatur des vorigen Jahrhunderts an bleibenden Kunstwerken hervorbrachte, so wird Weiße's Name dabei nicht genannt. Aber um den Stand der deutschen Bildung abzumessen in der Zeit, welche Lessing, Goethe und Schiller emporkommen sah, ist Weiße sehr wichtig. Er hat die Tragödien und Lustspielrepertoire ausgibig bereichert. Er hat berühmte Texte zu Operetten geschrieben. Seine Lieder wurden volksthümlich. Er verstand dem deutschen Philister zu dessen Vergnügen den Spiegel vorzuhalten. Er war der einflußreichste Kinderschriftsteller. Er hat einem der ersten kritischen Organe vorgestanden. In die Geschichte der deutschen Lyrik, des deutschen Theaters, der deutschen Pädagogik, des deutschen Journalismus ist er verflochten; und überall hat er eine Art Ruhm genossen. Nicht um die verwelkten Blätter von Weiße's Lorbeern aufzufrischen, schrieb der Verfasser des obengenannten Buches, sondern um einen Beitrag zur deutschen Literatur- und Culturgeschichte zu liefern. Ueber die Bedeutung seines Helden macht er sich keine Illusion. Sein Werk mühevoller Forschung ist überall getragen von einem reifen und kühlen Urtheil. Die Form, in der er erzählt, verdient alles Lob. Wir werden nirgends zu lange aufgehalten und angenehm vorwärts geführt. Ueberall eröffnen sich Ausblicke, welche Weiße im Zusammenhange mit den literarischen Zuständen zeigen, in denen er drinne steckte und durch welche seine unbedeutende Persönlichkeit zu einer gewissen Bedeutung erhoben wurde. Weiße ist keiner von den fernsichtbaren Gipfeln unserer Literatur; aber er ist ein passender Aussichtspunkt mittlerer Höhe, von dem aus der Blick bequem in die Höhe und Tiefe schweift. Der Verfasser gegenwärtiger Monographie hat das wohl begriffen und bringt daher nach vielen Seiten hin werthvolle uns willkommene Mittheilungen.

q. **Hausschatz deutscher Lyrik seit 1849.** Aus den Quellen. Unter Mitwirkung von Mehreren herausgegeben von Franz Brümmer. Eichstätt und Stuttgart 1878. E. Krüll'sche Buchhandlung (Hugendubel).

Zu den zahllosen Anthologien, deren es wahrlich endlich genug sind, abermals eine neue, trotzdem aber willkommen geheißen, weil sie nicht in den ausgetretenen Pfaden einherschreitet, sondern Eigenartiges anstrebt und erreicht. Das Sammelwerk schon durch sein Format in gr. 8. und schmucklose Ausstattung von den Geschenkwerken lyrischen Inhalts abweichend, will einen wirklich vollständigen Ueberblick der lyrischen Production während der letzten drei Jahrzehnte geben und sich nicht nur der Unterhaltung, sondern auch der Literaturgeschichte in den Dienst stellen. Die Einseitigkeit einer Grundstimmung vermeidet eine Vielheit von mitarbeitenden Herausgebern, deren gute Namen Bürgschaft leisten für die Auswahl, welche sie aus den ihnen bekannten Gedichten treffen werden. Daß auch Lyrisch-Episches und Mundartliches zur Aufnahme kommt, kann für eine nüancenreiche Farbengebung des Ganzen nur ersprießlich sein, wichtig für die Brauchbarkeit ist die Quellenangabe bei den einzelnen Gedichten (z. Th. Originalbeiträge) und die Mittheilung biographischer Notizen über die vertretenen Dichter.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. August zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Baumgarten. — La France qui rit par J. Baumgarten. II. Cassel, Th. Kay. 1880.

Bernard. — Zwei Herzen und ein Schlag. Epische Dichtung von Jean Bernard. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1880.

Biedermann. — Deutschland im achtzehnten Jahrhundert. Von Professor Dr. Karl Biedermann. II. Geistige, sittliche und gesellige Zustände. 2. Theil. 3. Abthlg. Des ganzen Werkes vierter (Schluß-)Band. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Brandenburg. — Der Krieg gegen Frankreich, zur Erinnerung an 1870 und 1871 in Versen erzählt von Konrad Brandenburg. Erlangen, Andr. Deichert. 1880.

Correspondenz, Politische, Friedrich's des Grossen. IV. Band. Berlin, Alex. Duncker. 1880.

Dannemann. — Maria von Schottland. Schauspiel in 5 Acten von Fritz Dannemann. Bremen, W. H. Hellmann. 1880.

Fischer. — Die Nation und der Bundestag. Ein Beitrag zur deutschen Geschichte von Karl Fischer. Leipzig, Fues's Verlag. 1880.

Freiheit, Die, der Elbeschifffahrt. Geschichtliche Erläuterungen der staatsrechtlichen Sachlage. Hamburg, G. J. Herbst. 1880.

Gentleman's Rauch-Brevier von J. S. Stuttgart, A. Werther. 1880.

Geschichte, Allgemeine, in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Fritz Dahn, Joh. Dümichen ꝛc. ꝛc., herausgegeben von Wilhelm Oncken. 19. 20. Abthlg. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Giesebrecht. — Geschichte der deutschen Kaiserzeit. Von Wilhelm v. Giesebrecht. V. Band. Die Zeit Kaiser Friedrich's des Rothbarts. 1. Abthlg. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1880.

Hartmann. — Das Oberammergauer Passionsspiel in seiner ältesten Gestalt zum ersten Male herausgegeben von August Hartmann. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Jagwitz. — Von Plewna bis Adrianopel. Geschichte der zweiten Hälfte des russisch-türkischen Krieges 1877—78 unter besonderer Berücksichtigung der russischen Taktik. Nach russischen und türkischen Quellen bearbeitet von Premier-Lieutenant F. von Jagwitz. Mit 1 Uebersichtskarte und 3 Skizzen. Berlin, Luckhardt'sche Verlagshandlung. 1880.

Keller. — Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Neue Ausgabe in vier Bänden. III. Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1879.

Kiepert. — Politische Uebersichts-Karte von Königreich Hellas oder Griechenland, mit Angabe der von der Berliner Conferenz am 24. Juni 1880 angenommenen neuen Nord-Grenze, nach amtlichen Quellen von Heinrich Kiepert. Berlin, Dietr. Reimer. 1880.

Kiepert. — Karte der neuen Grenzen auf der Balkan-Halbinsel nach den Bestimmungen des Vertrages von Berlin vom 13. Juli 1878 und der Conferenz von Berlin vom 24. Juni 1880 nach amtlichen Quellen zusammengestellt von Heinrich Kiepert. Berlin, Dietr. Reimer. 1880.

Kiepert. — Politische Uebersichtskarte von Afrika. Nach den neuesten Forschungen und Reisse-Ergebnissen berichtigt und ergänzt von Heinrich Kiepert. Berlin, Dietr. Reimer. 1880.

Kraz. — Die drei Reden des Perikles bei Thukydides, übersetzt und erklärt von Dr. Heinrich Kraz. Nordlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1880.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 2. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Lippert. — Die Völker und Staaten der Erde. Einer volksverständlichen Geographie ethnologisch-politischer oder zweiter Theil. Von Julius Lippert. Mit vielen Abbildungen. Herausgegeben vom deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. 1880.

Liszt. — Gesammelte Schriften von Franz Liszt. Band I. Fr. Chopin von Fr. Liszt. Frei in's Deutsche übertragen von La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Maller — Vom Kreuzweg des Lebens. Novellistische Studien von Hans Maller. Herausgegeben von P. K. Rosegger. Stuttgart, Leby & Hillier. 1881.

Memphis in Leipzig oder G. Ebers und seine „Schwestern". Herausgegeben von H. Steinhausen. 2. Aufl. Frankfurt a. M., Mahlau & Waldschmidt. 1880.

Museen, Königliche, zu Berlin. Führer durch die Königlichen Museen. Herausgegeben von der Generalverwaltung. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1880.

Niggeler. — Gedichte von Rudolf Niggeler. Zweite, veränderte und vermehrte Auflage. Bern, J. Dalp'sche Buchhandlung. 1880.

Pantenius. — Im Gottesländchen. Erzählungen aus dem Kurländischen Leben von Theodor Hermann Pantenius. Band I. Im Banne der Vergangenheit. Mitau, E. Behre's Verlag. 1880.

Peters. — Arthur Schopenhauer als Philosoph und Schriftsteller. Eine Skizze von Dr. Carl Peters. Berlin, O. Hentze's Verlag. 1880.

Petersen. — Polyteknisk Læreanstalt og Nationaløkonomi af Alexis Petersen. Kjøbenhavn. 1880.

Power. — Das Wesen der Form. Stunden des Nachdenkens über die Erscheinungen des Erdenlebens von Moritz Power. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1880.

Prätorius. — Gedichte und poetische Erzählungen von Eduard Prätorius. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1880.

Raich. — Novalis' Briefwechsel mit Friedrich und August Wilhelm, Charlotte und Caroline Schlegel. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich. Mainz, Frz. Kirchheim. 1880.

Ravenstein. — Karte der West-Tyroler und Engadiner-Alpen von Ludwig Ravenstein. Frankfurt a. M., Verlag der geogr. Anstalt von L. Ravenstein.

Rülf. — Der Einheitsgedanke. Als Fundament über alle Religion und Wissenschaft, als Verständigungsbasis unter den Gebildeten aller Confessionen und Nationen gemeinfaßlich dargestellt von Dr. J. J. Rülf. Memel, R. Schmidt. 1880.

Sachs' encyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Hand- und Schul-Ausgabe. Zwei Theile. Theil I: französisch-deutsch. Theil II: deutsch-französisch. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Schalk-Kalender für 1881. I. Jahrgang. Herausgegeben von Ernst Eckstein. Leipzig, Fr. Thiel.

Schauspiel und Bühne. Beiträge zur Erkenntniss der dramatischen Kunst, herausgegeben von Johannes Lepsius und Ludwig Traube. 1. Heft. München, Adf. Ackermann, Hofbuchhandlung. 1880.

Scherner. — Aus der Natur. Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterbilder von Dr. Carl Albert Scherner. Breslau, A. Goschorsky's Buchhandlung. 1880.

Schneider. — Herbstblüthen. Gedichte von Franz Schneider. Prag, H. Dominicus. 1880.

Spreewald, Der. Fragment aus einem altgriechischen Gedicht über denselben, bei Gelegenheit und zur Feier der 11. deutschen Anthropologen-Versammlung in Berlin nach eigenem alten Codex rescriptus Spreewaldensis zum ersten Male herausgegeben und mit einer Uebersetzung und einigen Noten versehen von G. J. J. S. a Gr. Gottlippen. 1880.

Taine. — Geschichte der englischen Litteratur. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Ausgabe. III. Band. Die Neuzeit. Bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. phil. Gustav Gerth. Leipzig, G. J. Günther's Nachf. 1880.

Todhunter. — A study of Shelley by John Todhunter. London, C. Kegan Paul & Co. 1880.

Transcendentalism, Scientific. By D. M. London, Williams & Norgate. 1880.

Universal-Bibliothek. 1846. Jörg Wickram's Rollwagenbüchlein. Ausgewählt und sprachlich erneuert von Karl Pannier. Leipzig, Phil. Reclam jun.

Warneck. — Ehret die Frauen. Beiträge zum modernen Kulturleben der Frauenwelt. Von Dr. J. G. Warneck. Mitau, E. Behre's Verlag. 1880.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Erwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XXV.

(October — November — December 1880.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — **Amsterdam**, Seyffardt'sche Buchhandlung. — **Athen**, Karl Wilberg. — **Basel**, Chr. Meyri. — **Bern**, Huber & Co. — **Brüssel**, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — **Budapest**, C. Grill's Hofb. — **Buenos-Aires**, L. Jacobsen & Co. — **Bukarest**, Sotschek & Co. — **Capetown**, J. H. Rose. — **Christiania**, Albert Cammermeyer. — **Cincinnati**, Philipp K. Theobald. — **Dorpat**, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — **Konstantinopel**, Lorentz & Keil. — **Kopenhagen**, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — **Lima**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Lissabon**, Edm. de Beaumont. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, A. Siegle. Trübner & Co. — **Luzern**, Doleschal's Buchhandlung. — **Lyon**, H. Georg. — **Mailand**, Ulrico Hoepli. — **Mitau**, Fr. Lucas. — **Montevideo**, L. Jacobsen & Co. — **Moskau**, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — **Neapel**, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — **New-York**, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — **Paris**, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. F. Vieweg. — **Petersburg**, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — **Philadelphia**, E. Schaefer & Koradi. — **Pisa**, Ulrico Hoepli. — **Porto-Alegre**, Ter Brüggen & Co. — **Riga**, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — **Rio de Janeiro**, E. & H. Laemmert. — **Rom**, Loescher & Co. — **Rotterdam**, van Hengel & Eeltjes. — **San Francisco**, Fr. Wilh. & D. Barthaus. — **Stockholm**, Samson & Wallin. — **Tanunda** (Süd-Australien), F. Basedow. — **Tiflis**, G. Baerenstamm. — **Valparaiso**, E. Niemeyer & Inghirami. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. H. Manz. — **Yeddo**, H. Ahrens & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

zum

fünfundzwanzigsten Bande (October — December 1880).

		Seite
I.	Theodor Storm, Die Söhne des Senators. Novelle . .	1
II.	Paul Heyse, Alessandro Manzoni's heilige Hymnen .	29
III.	Wilhelm Wundt, Gehirn und Seele	47
IV.	Louis Ehlert, Joh. Seb. Bach	73
V.	Friedrich Kapp, Deutsch-amerikanische Wechselbeziehungen	88
VI.	† † †, Vorläufer des russischen Nihilismus	124
VII.	Eine Wanderung nach Paris (1801)	145
VIII.	Schriften Daudet's in deutscher Uebersetzung . . .	156
IX.	Albrecht von Haller	158
X.	Literarische Notizen	160
XI.	Literarische Neuigkeiten	163
XII.	Adolf Wilbrandt, Der Gast vom Abendstern. Novelle. . .	165
XIII.	K. Heinrich Gefficken, Prinz Albert	208
XIV.	Eine russische geheime Denkschrift betreffend den türkisch-griechischen Streit von 1868/69	224
XV.	Georg Gerland, Adolf Erik Nordenskiöld und die Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt	244
XVI.	Bret Harte, Aus Kaliforniens frühen Tagen	268
XVII.	Eine Wanderung nach Paris (1801). II. (Schluß) . . .	287
XVIII.	B. K. K., Das von Lucae erbaute Neue Opernhaus zu Frankfurt a. M.	305
XIX.	Karl Frenzel, Die Berliner Theater	308
XX.	Otto Brahm, Das Goethe-Jahrbuch	316
XXI.	Literarische Notizen	318
XXII.	Literarische Neuigkeiten	322

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXIII.	Paul Heyse, Die Dichterin von Carcassonne. Novelle	325
XXIV.	F. X. von Neumann-Spallart, Volkszählungen	361
XXV.	Karl Hillebrand, Katharina II. und Grimm	377
XXVI.	Gustav Hirschfeld, Wandlungen und Wanderungen in Kleinasien	406
XXVII.	Hermann Cohn, Ueber Kurzsichtigkeit, Bücherdruck und Schulärzte	423
XXVIII.	Die Memoiren des Geh. Hofraths Schneider	439
XXIX.	G. K. F., Rückblick auf die Berliner Ausstellungen	462
XXX.	Otto Brahm, Gottfried Keller's „Grüner Heinrich"	466
XXXI.	Neuere musikalische Literatur	471
XXXII.	Weihnachtliche Rundschau	473
XXXIII.	Literarische Notizen	479
XXXIV.	Literarische Neuigkeiten	483

Die Söhne des Senators.

Von

Theodor Storm.

Der nun längst vergessene alte Senator Christian Albrecht Jovers, dessen Sarg bei Beginn dieser einfachen Geschichte schon vor mehreren Jahren die stille Gesellschaft der Familiengruft vermehrt hatte, war einer der letzten größeren Kaufherren unserer Küstenstadt gewesen. Außer seiner Wittwe, der von Klein und Groß geliebten Frau Senator'n, hatte er zwei Söhne hinterlassen, von denen er den ältesten, gleichen Namens mit ihm, kurz vor seinem Tode als Compagnon der Firma aufgenommen hatte, während für den um ein Jahr jüngeren Herrn Friedrich Jovers am selben Orte ein durch den Tod des Inhabers frei gewordenes Weingeschäft erworben war.

Dem alten, nun in Gott ruhenden Herrn war derzeit der Ruf gefolgt, daß er in seinem Hause, selbst gegen seine im vorgeschrittenen Mannesalter stehenden Söhne, die Familiengewalt mit Strenge, ja oft mit Heftigkeit geübt habe; nicht minder aber, daß er ein Mann gewesen sei, stets eingedenk der Würde seiner Stellung und des wohlerworbenen Ansehens seiner Voreltern, mit einem offenen Herzen für seine Vaterstadt und alle reputirlichen Leute in derselben, mochten sie in den großen Giebelhäusern am Markte, oder in den Kathen an den Stadtenden wohnen. Beim Jahreswechsel mußte ohnfehlbar der Buchhalter und Cassirer Friedebohm einen gewichtigen Haufen dänischer und holländischer Ducaten in einzelne Päckchen siegeln, sei es zu Ehrengeschenken für die Prediger, für Kirchen- und Schulbediente, oder für am Orte wohnende frühere Dienstboten als ein Beitrag zu den Kosten der verflossenen Feiertage; ebenso sicher aber war auch dann schon vor Einbruch der schlimmsten Wintersnoth ein auf dem naheliegenden Marschhofe des Senators fett gegraf'ter Mastochse für die Armen ausgeschlachtet und vertheilt worden. So stand denn nicht zu verwundern, daß die Mitbürger des alten Herrn, wenn sie ihm bei seinen seltenen Gängen durch die Stadt begegneten, stets mit einer Art sorglicher Feierlichkeit ihren Dreispitz von der Perücke hoben, auch wol erwartungsvoll hinblickten, ob bei dem Gegengruße ein Lächeln um den streng geschlossenen Mund sich zeige.

Das Haus der Familie lag inmitten der Stadt in einer nach dem Hafen hinabgehenden Straße. Es hatte einen weiten, hohen Flur mit breiter Treppe in das Oberhaus, zur Linken neben der mächtigen Hausthür das Wohnzimmer, in dem langgestreckten Hinterhause die beiden Schreibstuben für die Kaufmannsgesellen und den Prinzipal; darüber, im oberen Stockwerk, lag der nur bei feierlichen Anlässen gebrauchte große Festsaal. Auch was derzeit sonst an Raum und Gelaß für eine angesehene Familie nöthig war, befand sich in und bei dem Hause, nur Eines fehlte: es hatte keinen Garten, sondern nur einen mäßig großen Steinhof, auf welchen oben die drei Fenster des Saales, unten die der Schreibstuben hinaussahen. Der karge Ausblick aus diesem Hofe ging über eine niedrige Grenzmauer auf einen Theil des hier nicht breiteren Nachbarhofes; der Nachbar selber aber war Herr Friedrich Jovers, und über die niedrige Mauer pflegten die beiden Brüder sich den Morgengruß zu bieten.

Gleichwohl fehlte es der Familie nicht an einem stattlichen Lust- und Nutzgarten, nur lag er einige Straßen weit vom Hause; doch immerhin so, daß er wie man hier sich ausdrückt, „hintenum" zu erreichen war. Und für den vielbeschäftigten alten Kaufherrn mag es wol gar eine Erquickung gewesen sein, wenn er spät Nachmittags am Westrande der Stadt entlang wandelte, bisweilen anhaltend, um auf die grüne Marschweide hinabzuschauen, oder, wenn bei feuchter Witterung der Meeresspiegel wie emporgehoben sichtbar wurde, darüber hinaus nach den Masten eines seiner auf der Rhede ankernden Schiffe. Er zögerte dann wohl noch ein Weilchen, bevor er sich wieder in die Stadt zurückwandte; denn freilich galt es, von hier aus nun noch etwa zwanzig Schritte in eine breite Nebengasse hineinzubiegen, wo die niedrigen, aber sauber gehaltenen Häuser von Arbeitern und kleinen Handwerkern der hereinströmenden Seeluft wie dem lieben Sonnenlichte freien Eingang ließen. Hier wurde die nördliche Häuserreihe von einem grünen Weißdornzaune, und dieser wiederum durch eine breite Stacketpforte unterbrochen. Mit dem schweren Schlüssel, den er aus der Tasche zog, schloß der alte Herr die Pforte auf, und bald konnte man ihn auf dem gradlinigen, mit weißen Muscheln ausgestampften Steige in den Garten hineinschreiten sehen, je nach der Jahreszeit, den weißen Kopf seitwärts zu einer frisch erschlossenen Provinzrose hinabbeugend, oder das Obst an den jungen, in den Rabatten neu gepflanzten Bäumen prüfend.

Der zwischen Buxeinfassung hinlaufende breite Steig führte nach etwa hundert Schritten zu einem im Zopfstil erbauten Pavillon; und es war für die angrenzende Gasse allemal ein Fest, wenn an Sonntag-Nachmittagen die Familie sich hier zum Kaffee versammelt hatte und dann beide Flügelthüren weit geöffnet waren. Der alte Andreas, welcher dicht am Garten wohnte, hatte an solchen Tagen schon in der Morgenfrühe oder vorher, am Sonnabend, alle Nebensteige geharkt und Blumen und Gesträuche sauber aufgebunden. Weiber mit ihrem Nachwuchs auf den Armen, halbgewachsene Jungen und Mädchen drängten sich um die Pforte, um durch deren Stäbe einen Blick in die patricischen Sommerfreuden zu erhaschen, mochten sie nun das blinkende Service des Kaffeetisches bewundern, oder schärfer Blickende die nicht übel gemalte tanzende Flora an der Rückwand des Pavillons gewahren und nun lebhaft dafür eintreten, daß

diese fliegende Dame das Bild der guten Frau Senator'n in ihren jungen Tagen vorstelle. Die ganze Freude der Jugend aber war ein grüner Papagei aus Cuba, der bei solchen Anlässen als vieljähriger Haus- und Festgenosse vor den Thüren des Pavillons seinen Platz zu finden pflegte. Auf seiner Stange sitzend, pfiff er bald ein heimathliches Negerliedchen; bald, wenn von der Pforte her zu viele Finger und blanke Augen auf ihn zielten, schrie er, flügelschlagend ein fast verständliches Wort zu der Gassenbrut hinüber. Dann frugen die Jungen untereinander: „Wat seggt he? Wat seggt de Papagoy?" Und immer war Einer dazwischen, welcher Antwort geben konnte. „Wat he seggt? — ‚Komm 'röwer!' seggt he!" — Dann lachten die Jungen und stießen sich mit den Ellenbogen, und wenn Stachelbeeren an den Büschen oder Eierpflaumen an den Bäumen hingen, so hatten sie zum Herüberkommen gewiß nicht übel Lust. Aber das war schwerlich die Meinung des alten Papageien; denn wenn Herr Christian Albrecht, sein besonderer Gönner, mit einem Stückchen Zucker an die Stange trat, so schrie er ebenfalls „Komm 'röwer!" Er hatte dasselbe schon geschrieen, als ein alter Capitän ihres Vaters den Knaben Friedrich und Christian Albrecht den fremden Vogel zum Geschenke brachte; und als auch sie ihn damals frugen: „Wat seggt de Papagoy?", da hatte der alte Mann nur lachend erwidert: „Ja, ja, se hebbt up't Schipp em allerlei dumm Tüges lehrt!" Der Himmel mochte wissen, was der Vogel mit seinem plattdeutschen Zuruf sagen wollte!

Mitunter ging auch wol die kleine, freundliche Frau Senator'n mit ihrer Kaffeetasse in der Hand den Steig hinab, um die Enkelinnen des alten Andreas mit einer Frucht oder einem Sonntagsschilling zu erfreuen; dann putzten die Weiber ihren Säuglingen rasch die Näschen, die Jungen aber blieben grinsend stehen; sie wußten zu genau, daß die gute Dame es mit der Verwandtschaft zum Andreas nicht allzu peinlich nahm. Ebenso geschah es mit Herrn Christian Albrecht; denn er glich seiner Mutter an froher Leichtlebigkeit; er kannte die Buben all' bei Namen und erzählte ihnen von dem Papageien die wunderbarsten und ergötzlichsten Geschichten. Anders, wenn der alte Kaufherr mit seiner holländischen Kalkpfeife auf den Steig hinaustrat; dann zogen sich alle ausgestreckten Finger zwischen den Stäben der Pforte zurück, und Alt und Jung schaute in ehrerbietigem Schweigen auf ihn hin; war es aber Herr Friedrich Jovers, der den Steig herab kam, so waren plötzlich mit dem Rufe: „De junge Herr!" alle Jungen zu beiden Seiten der Pforte hinter dem hohen Zaun verschwunden; denn der unbequeme Verkehr mit Kindern lag nicht in seiner Art; wohl aber hatte er einmal einen der größeren Jungen derb geschüttelt, als dieser eben von der Gasse aus mit seinem Flitzbogen auf einen im Garten singenden Hänfling schießen wollte.

— — Diese Familienfeste waren nun vorüber. — Der nördliche, hinter dem Pavillon liegende Theil des Gartens grenzte an den schon außerhalb der Stadt liegenden Kirchhof, und hier, in der von seinem Vater erbauten Familiengruft, ruhte der alte Kaufherr und Senator von seiner langen Lebensarbeit; mit dem Liede „O du schönes Weltgebäude" hatten die Gelehrten- und die Bürgerschule ihn zu Grabe gesungen, denen beiden, oft im Kampfe mit seinem Schwager, dem regierenden Bürgermeister, er Zeit Lebens ein starker Schutz und

Halt gewesen war. Hier ruhte seit Kurzem auch die freundliche Frau Senator'n, nachdem noch kurz zuvor Herr Christian Albrecht eine ihr gleich geartete, rosige Schwiegertochter in das alte Haus geführt hatte. „Du brauchst mich nun nicht weiter," hatte sie lächelnd zu dem trostbedürftigen Sohne gesagt; „in der da hast Du mich ja wieder, und noch jung und hübsch dazu!" Und dann hatte auch sie die Augen geschlossen, und viele Augen hatten um sie geweint, und ihr sie verehrender Freund, der alte Cantor van Essen, hatte bei ihrem Begräbniß mit einer eigens dazu componirten Trauermusike aufgewartet.

Der Kirchhof war durch einen niedrigen Zaun von dem Garten getrennt, und Herr Christian Albrecht hatte sonst, ohne viele Gedanken, darüber weg auf den unweit belegenen Ueberbau der Gruft geblickt; seitdem aber sein Vater darunter ruhte, war ihm unwillkürlich der Wunsch gekommen, daß eine hohe Planke oder Mauer hier die Aussicht schließen möchte. Nicht, daß er die Grabstätte seines Vaters scheute; nur vom Garten aus wollte er sie nicht vor Augen haben; wenn ihn sein Herz dahin trieb, so wollte er auf dem Umwege der Gassen und auf dem allgemeinen Todtengang dahin gelangen. Er hatte diese Gedanken wohl auch gegen seinen Bruder ausgesprochen; er hatte sie dann über sein junges Eheglück vergessen; als aber jetzt auch der Leichnam der ihm herzverwandten Mutter unter jenen schweren Steinen lag, waren sie auf's Neue hervorgetreten.

Allein zunächst galt es, sich mit dem Bruder über den elterlichen Nachlaß zu vereinigen; es war ja noch unbestimmt, in wessen Hand der Garten kommen würde.

An einem Sonntag Vormittage im November gingen die beiden Brüder, Herr Christian Albrecht und Herr Friedrich Jovers, in dem großen, ungeheizten Festsaale des Familienhauses schweigend auf und ab. Die Morgensonne, welche noch vor Kurzem durch die kleinen Scheiben der drei hohen Fenster hineingeschienen hatte, war schon fortgegangen, die großen Spiegel an den Zwischenwänden standen fast düster zwischen den grauseidenen Vorhängen. Fast behutsam traten die Männer auf, als wollten sie in dem weiten Gemache den Wiederhall nicht wecken; endlich blieben sie vor einer zierlichen Schatulle mit Spiegelaufsatz stehen, dessen reichvergoldete Bekrönung aus einer von Amoretten gehaltenen Rosenguirlande bestand. „Hmm," sagte Christian Albrecht, „Mama selig, als sie in ihren letzten Jahren einmal ihren Muff hier aus der Schublade nahm, da nickte sie dem einen Spiegel zu; ‚du Schelm,' sagte sie, ‚wo hast du das schmucke Antlitz hingethan, das du mir sonst so eifrig vorgehalten hast! Nun guck' einmal, Christian Albrecht, was itzo da herausschaut!' Die alte, heitere Frau, dann gab sie mir die Hand und lachte herzlich."

Die beiden Brüder blickten auf das stumme Glas; kein junges Antlitz blickte mehr heraus; auch nicht das liebe alte, das sie besser noch als jenes kannten. Schweigend gingen sie weiter; sie legten fast wie mit Ehrfurcht ihre Hand bald auf das eine, bald auf das andere der umherstehenden Geräthe, als wäre es noch in ihrer Knabenzeit, wo ihnen der Eintritt hier nur bei Familienfesten und zur Weihnachtszeit vergönnt gewesen war. Wie damals war unter der

schweren Stuckrosette der Gypsdecke das stille Blitzen der großen Krystallkrone; wie damals hingen über dem Kanapee, den Fenstern gegenüber, die lebensgroßen Brustbilder der Eltern in ihrem Brautstaate, daneben in höherem Alter die der Großeltern, deren altmodische Gestalten ihnen in der Dämmerung ihrer frühesten Jugendzeit entschwanden.

„Christian Albrecht," sagte der Jüngere, und der vom Vater ererbte strenge Zug um den Mund verschwand ein wenig; „hier darf Nichts gerückt werden."

„Ich meine auch nicht, Friedrich."

„Es verbleibt Dir sonach mit dem Hause."

„Und der Papagei? Den haben wir vergessen."

„Ich denke, der gehört auch mit zum Hause."

Christian Albrecht nickte. „Und Du nimmst dagegen das beste Tafelsilber und das Sevres-Porzellan, das hier neben in der Geschirrkammer steht!"

Friedrich nickte; eine Pause entstand.

„So wären wir denn mit unserer Theilung fertig!" sagte Christian Albrecht wieder.

Friedrich antwortete nicht; er stand vor den Familienbildern, als ob er eingehend sie betrachten müsse; sein Kopf drückte sich immer weiter in den Nacken, bis der schwarzseidene Haarbeutel im rechten Winkel von dem chocoladefarbenen Rocke abstand. „Es ist nur noch der Garten," sagte er endlich, als ob er etwas ganz Beiläufiges erwähne.

Aber in des Bruders sonst so ruhigem Antlitz zuckte es, wie wenn ein lang Gefürchtetes plötzlich ausgesprochen wäre. „Den Garten könntest Du mir lassen," sagte er beklommen; „die Auslösungssumme magst Du selbst bestimmen!"

„Meinst Du, Christian Albrecht?"

„Ich meine es, Friedrich. Du sagst es selbst, Du seiest ein geborner Hagestolz; — aber ich und meine Christine, unsere Ehe wird gesegnet sein! Hier haben wir nur den engen Steinhof; bedenk' es, Bruder, wo sollen wir mit den lieben Geschöpfen hin? Und dann — Du selber! Im Pavillon, an den Sonntagnachmittagen! Du wirst doch lieber Deine junge Schwägerin, als Deine bärbeißige Wittwe Antje Möllern unserer Mutter Kaffeetisch verwalten sehen!"

„Deinen Kindern," erwiderte der Andere, ohne umzublicken, „wird mein Garten nicht verschlossen sein."

„Das weiß ich, lieber Friedrich; aber Kinderhände in meines ordnungliebenden Herrn Bruders Ranunkeln- und Levkojenbeeten!"

Friedrich antwortete hierauf nicht. „Es ist ein Codicill zu unseres Vaters Testament gewesen," sagte er, als spräche er es zu den Bildern, oder zu der Wand ihm gegenüber, „danach sollte mir der Garten werden; die Auslösungssumme ist mir nicht bekannt geworden, die magst Du bestimmen, oder sonst bestimmen lassen."

Der Aeltere nahm fast gewaltsam seines Bruders Hand. „Du weißt es von unserer seligen Mutter, daß unser Vater, da sie das Schriftstück einmal in die Hand bekam, ausdrücklich ihr geheißen hat: ‚Zerreiße es; die Brüder sollen sich darum vertragen'."

„Es ist aber nicht zerrissen worden."

„Das weiß ich wohl; es trat in selbem Augenblick ein Fremder in das Zimmer, und derohalben unterblieb es damals; aber später, am Tage nach selig Vaters Begräbniß hat unsere Mutter den Willen des Verstorbenen ausgeführt."

„Das war ein volles Jahr nachher."

„Friedrich, Friedrich!" rief der Aeltere. „Willst Du verklagen, was unsere Mutter that!"

„Das nicht, Christian Albrecht; aber Mama selig versirte in einem Irrthum; sie war nicht mehr befugt, das Schriftstück zu zerreißen."

Auf dem Antlitz des älteren Bruders stand es für einen Augenblick wie eine rathlose Frage; dann begann er, in dem weiten Saale auf- und abzuwandern, bis er mit ausgestreckten Armen in der Mitte stehen blieb. „Gut," sagte er, „Du wünschest den Garten, wir Beide wünschen ihn! Aber dabei soll unseres Vaters Wort in Ehren bleiben; theilen wir, wenn Du es willst, daß Jeder seine Hälfte habe!"

„Und Jeder ein verhunztes Stück bekäme!"

„Nun denn, so loosen wir! Laß uns hinunter gehen, Christine kann die Loose machen!"

Herr Friedrich hatte sich umgewandt; sein dem Bruder zugekehrtes Antlitz war bis über die dichten Augenbrauen hinauf geröthet. „Was mein Recht ist," sagte er heftig, „das setze ich nicht auf's Loos."

In diesem Augenblicke klang das Negerlied des Papageien aus dem Unterhaus herauf; ein alter Diener hatte die Thür des Saales geöffnet: „Madame läßt bitten; es ist angerichtet."

„Gleich! Sogleich!" rief Christian Albrecht. „Wir werden gleich hinunterkommen!"

Der Diener verschwand; aber die Herren kamen nicht.

Nach einer Viertelstunde trat unten aus dem Wohnzimmer eine jugendliche Frau mit leichtgepudertem Köpfchen auf den Flur hinaus; behende erstieg sie die breite Treppe bis zur Hälfte und rief dann nach dem Saal hinauf: „Seid Ihr denn noch nicht fertig? Friedrich! Christian Albrecht! Soll denn die Suppe noch zum dritten Mal zu Feuer?"

Es erfolgte keine Antwort; aber nach einer Weile, während der Stöckelschuh der hübschen Frau ein paar Mal ungeduldig auf der Stufe aufgeklappert hatte, wurde oben die Saalthür aufgestoßen, und Friedrich kam allein die Treppe herab.

Die junge Frau Senatorin — denn ihr Eheliebster war kürzlich seinem Vater in dieser Würde nachgefolgt — sah ihn ganz erschrocken an. „Friedrich!" rief sie, „wie siehst Du aus? Und wo bleibt Christian Albrecht?"

Aber der Schwager stürmte ohne Antwort an ihr vorüber. „Wünsche wohl zu speisen!" murmelte er und stand gleich darauf schon unten an der Hausthür, die Klinke in der Hand.

Sie lief ihm nach. „Friedrich! Friedrich, was fällt Dir ein? Dein Leibgericht, perdrix aux truffes!"

Aber er war schon auf der Gasse; und durch das Flurfenster sah sie ihn seinem Hause zueilen. „Nun sieh' mir Einer diesen Querkopf an!" Und sie

schüttelte ihr Köpfchen und stieg nachdenklich die Treppe wieder hinauf. Als sie die Thür des Saales öffnete, sah sie den jungen Herrn Senator, die Hände in den Rockschößen, vom anderen Ende des Gemaches herschreiten, so ernsthaft vor sich auf die Dielen schauend, als wolle er die Nägelköpfe zählen.

„Christian! Christian Albrecht!“ rief sie, als er vor ihr stand.

Als er den Klang ihrer Stimme hörte und, den Kopf erhebend, ihr in die kinderblauen Augen sah, gewannen seine Züge die gewohnte Heiterkeit zurück. „Gehen wir zu Tisch, Madame!“ sagte er lächelnd. „Bruder Friedrich muß nun heute mit der Frau Wittwe Antje Möllern speisen; das ist gerechte Strafe! Morgen wird er schon wieder kommen; aber ich habe denn doch auch meinen Kopf, und — unseres Vaters Wort muß gelten!“

Damit bot er seiner erstaunten Frau den Arm und führte sie die Treppe hinab und zu Tische.

Das Wiederkommen hatte indessen gute Weile; vierzehn Tage waren verflossen und Herr Friedrich hatte seinen Fuß noch nicht wieder über die Schwelle des Familienhauses gesetzt. Gleich am ersten Morgen nach jenem verfehlten Mittage war Christian Albrecht wiederholt auf seinen Steinhof hinausgegangen, um wie sonst über die niedrige Grenzmauer seinem Bruder den Morgengruß zu bieten; aber von Herrn Friedrich war Nichts zu sehen gewesen; ja, eines Morgens hatte Herr Christian Albrecht ganz deutlich den Schritt des Bruders aus der in einem Winkel verborgenen Hofthür kommen hören; als ihn aber im selben Augenblicke ob einer in der Alteration zu scharf genommenen Prise ein lautes Niesen anfiel, hörte er gleich darauf die Schritte wieder umkehren und die ihm unsichtbare Hofthür zuschlagen.

Herr Christian Albrecht wurde ganz still in sich bei dieser Lage der Dinge; nur mit halbem Ohre lauschte er, wenn, um ihn aufzumuntern, die hübsche Frau Senatorin sich in der Dämmerstunde an's Clavier setzte und ihm die allerneuesten Lieder, „Beschattet von der Pappelweide“, und „Blühe, liebes Veilchen“, eines nach dem andern mit ihrer hellen Stimme vorsang.

Er hatte gegen sie nach der ersten Mittheilung „der kleinen Differenze“ kein Wort über den Bruder mehr geäußert; endlich aber, eines Morgens, da die Eheleute beim Kaffee auf dem Kanapee beisammen saßen, legte die Frau Senatorin sanft ihre kleine Hand auf die des Mannes. „Siehst Du nun,“ sagte sie leise, „er kommt nicht wieder; ich hab' es gleich gesagt.“

„Hmm, ja, Christinchen; ich glaub' es selber fast.“

„Nein, nein, Christian Albrecht; es ist ganz gewiß, er kommt nicht wieder; er kann nicht wieder kommen, denn er ist ein Trotzkopf!“

Christian Albrecht lächelte; aber zugleich stützte er den Kopf in seine Hand. „Ja freilich, das ist er; das war er schon als kleiner Knabe; ich und das Kindermädchen tanzten dann um ihn herum und sangen: „Der Bock, der Bock! O Jemine, der Bock!“ bis er zuletzt einen Kegel oder ein Stück von seinem Bauholz aufgriff und damit nach unseren Köpfen warf; am Liebsten warf er noch mit seinem Bauholz! Aber, Christinchen — wenn's Herz nur gut ist!“

„Nicht wahr?“ rief die hübsche Frau und sah ihrem Mann mit lebhafter

Zärtlichkeit in's Antlitz, „ein gutes Herz hat unser Friedrich; und deshalb — ich meine, Du könntest zu ihm gehen, Du bist kein Trotzkopf, Christian Albrecht, Du hast es leichter in der Welt!"

Der Senator streichelte sanft die gerötheten Wangen seiner Eheliebsten. „Was ich für eine kluge Frau bekommen habe!" sagte er neckend.

„Ei was, Christian Albrecht, sag' lieber, daß Du zu Deinem armen Bruder gehen willst!"

„Arm, Christinchen? — Eine sonderbare Armuth, wenn Einer alles Recht für sich allein verlangt! Aber Du sollst schon Deinen Willen haben; heut' Abend, oder schon heute Nachmittag ..."

„Warum nicht schon heut' Vormittag?"

„Nun, wenn Du willst, auch heute Vormittag!"

„Und Du bist versöhnlich, Du gibst nach?"

„Das heißt, ich gebe ihm den Garten?"

Sie nickte: „Wenn es sein muß! Doch lieber, als daß Ihr im Zorne auseinander geht!"

„Und, Christinchen, unsere Kinder? Sollen sie mit den Hühnern hier auf dem engen Steinhof laufen?"

„Ach, Christian Albrecht!" und sie fiel ihm um den Hals und sagte leise: „Wir sind so glücklich, Christian Albrecht!"

Während bald darauf der junge Kaufherr über den Flur nach seinen Geschäftsräumen im Hinterhause schritt, hatte im Wohnzimmer seine Frau sich an das Fenster gesetzt; an einem möglichst kleinen Häubchen strickend, schaute sie über die Straße nach dem gegenüberliegenden Nachbarhause, mehr nur, wie es schien, um bei dem inneren Gedankentausche doch irgendwohin die Augen zu richten. Jetzt aber sah sie Frau Antje Möllern in Futterhemd und Schürze über die Straße schreiten und mit der Frau Nachbar'n Jipsen, die soeben auch aus ihrem Hause trat, sich auf eine der steinernen Beischlagsbänke setzen. Frau Antje Möllern war die Erzählende, wobei sie sehr vergnügt und triumphirend aussah und mehrmals mit einer schwerfälligen Bewegung ihres dicken Kopfes nach dem elterlichen Hause ihres Herrn hinüberwinkte. Frau Nachbar'n Jipsen schlug zuerst ihre Hände, wie vor Staunen, klatschend ineinander; dann aber nickte sie wiederholt und lebhaft; auch ihr schienen die Dinge, um die es sich handelte, ausnehmend zu gefallen; und bald, während das eifrigste Wechselgespräch im Gange war, zuckten und deuteten die Köpfe und Hände der beiden Weiber in keineswegs respectvoller Geberde nach dem altehrwürdigen Kaufmannshaus hinüber.

Die junge Frau am Fenster wurde denn doch aufmerksam: die da drüben waren nicht eben ihre Freunde; der Einen — das wußte sie — war es zugetragen worden, daß sie Herrn Friedrich Jovers abgerathen hatte, ihre maulbreiste Personnage in sein Haus zu nehmen; der Anderen hatte sie einmal ihre große Tortenpfanne nicht leihen können, weil sie eben beim Kupferschmied zum Löthen war.

Unwillkürlich hatte sie die Arbeit sinken lassen: was mochten die Weiber zu verhandeln haben?

Aber die Unterhaltung drüben wurde unterbrochen. Von der Hafenstraße herauf kam der kleine bewegliche Advocat, Herr Siebert Sönksen, den sie den „Goldenen" nannten, weil er bei feierlichen Gelegenheiten es niemals unter einer goldbrocatenen Weste that, deren unmäßig lange Schöße fast seinen ganzen Leib bedeckten. Eilig schritt er auf die Beiden zu, richtete, wie es schien, eine Frage an Frau Antje Möllern und schritt, nachdem diese mit einem Kopfnicken beantwortet worden, lebhaft, wie er herangetreten war, quer über die Gasse nach Herrn Friedrich's Hause zu.

„Hmm," kam es aus dem Munde der jungen Frau, „der Goldene? Gehört der auch dazu? Was will denn der bei unserem Bruder Friedrich?"

Die hervorragenden Eigenschaften des Herrn Siebert Sönksen waren bekannt genug: er jagte wie ein Trüffelhund nach verborgen liegenden Processen und galt für einen spitzfündigen Gesellen und höchst beschwerlichen Gegenpart auch in den einfachsten Rechtsstreitigkeiten. Im Uebrigen wußte er, je nach welcher Seite hin sein Vortheil lag, eben so wohl einen sauberen Vergleich zu Stande zu bringen, als einen chicanösen Proceß durch alle Instanzen hindurch zu ziehen.

Die Frau Senatorin war aufgestanden; sie mußte doch zu ihrem Christian Albrecht, um seine Meinung über diese Dinge einzuholen! Allein, da trat die Köchin in das Zimmer, ein altes Inventarienstück aus dem schwiegerelterlichen Nachlaß, eine halbe Respectsperson, die nicht so abzuweisen war. Die junge Frau mußte ihr Haushaltungsbuch aus der Schatulle nehmen; sie mußte notiren und rechnen, um dann die näheren Positionen der heutigen Küchen-Campagne mit der kundigen Alten festzustellen.

Hinten in der vorderen Schreibstube saßen indessen der alte Friedebohm und ein jüngerer Kaufmannsgeselle sich an dem schweren Doppelpulte gegenüber. Es gab viel zu thun heute; denn die Brigg „Elsabea Fortuna", welche der selige Herr nach seiner alten Ehefrau getauft hatte, lag zum Löschen fertig draußen auf der Rhede. „Musche Peters", sagte der Buchhalter zu seinem Gegenüber, „wir müssen noch einen Lichter haben; ist er bei Kap'tän Rickertsen gewesen?"

Aber bevor der junge Mensch zur Antwort kam, wurde an die Thür geklopft, und ehe noch ein „Herein" erfolgen konnte, stand schon der goldene Advocat am Pulte und legte seine Hand vertraulich auf den Arm des alten Mannes. „Der Herr Principal in seinem Cabinette, lieber Friedebohm?" Er frug das so zärtlich, daß der Alte ihn höchst erstaunt ansah; denn dieser Mann war nicht der betraute Sachwalter ihres Hauses. Deshalb gedachte er eben von seinem Bock herabzurutschen, um ihn selber bei dem Herrn Senator anzumelden; aber Herr Siebert Sönksen war schon nach flüchtigem Anpochen in das Privatcabinett des Principals hineingeschlüpft.

„Ei, ei ja doch!" murmelte der Alte. „Die Klatschmäuler werden doch nicht recht behalten?" Er kniff die Lippen zusammen und schaute eine Weile

durch das Fenster auf den Steinhof, wo ihm die niedrige Mauer jetzt auch eine innere Scheidung der beiden verwandten Häuser zu bedeuten schien.

Drinnen im Cabinette war nach ein paar Hin und wider-Reden der Herr Senator wirklich von seinem Bock herabgekommen. „Herr," rief er und stieß seine Feder auf das Pult, daß sie bis zur Fahne aufriß, „verklagen, sagt Ihr? Meines Vaters Sohn will mich verklagen? Herr Siebert Sönksen, Sie sollten nicht solche Scherze machen!"

Der Goldene zog ein Papier aus seiner Tasche. „Mein werther Herr Senator, es wird ja nicht sogleich ad processum ordinarium geschritten."

„Auch nicht, da Herr Siebert Sönksen dem Gegenpart bedienet ist?"

Der Goldene lächelte und legte das Schriftstück, welches er in der Hand hielt, vor Herrn Christian Albrecht auf das Pult. „Laut dieser Vollmacht," sagte er vertraulich, „bin ich so gut zum Abschluß von Vergleichen, wie zur Anstellung der Klage legitimirt!"

„Und wegen des Vergleiches sind Sie zu mir gekommen?" frug der Kaufherr nicht ohne ziemliche Verwunderung; denn er wußte nicht, daß Herr Siebert Sönksen schon längst darauf speculirt hatte, statt seines alten und, wie er sagte, „fürtrefflichen, aber abgängigen" Collegen der Anwalt dieses angesehenen Hauses zu werden.

Der Advocat hatte mit einem höflichen Kopfnicken die an ihn gerichtete Frage beantwortet.

„Herr Siebert Sönksen," sagte der Senator, und er sprach diese Worte in großer innerlicher Erregung, „so kommen Sie also im Auftrage, im ausdrücklichen Auftrage meines Bruders?"

Herr Siebert stutzte einen Augenblick. „In Vollmacht, mein werther Herr Senator; wie Sie zu bemerken belieben, laut richtig subscribirter Vollmacht! Es ist für den erwünschten Frieden unterweilen tauglich, wenn eine unbetheiligte sachkundige Person" . . .

Herr Christian Albrecht unterbrach ihn: „Also," sagte er aufathmend, „mein Bruder weiß nichts von Ihrem werthen heutigen Besuche: „Ich danke Ihnen, Herr Sönksen; das freut mich recht von Herzen!"

Der Goldene schaute etwas verblüfft in das geröthete Antlitz des stattlichen Kaufherrn. „Aber mein wertheſter Herr Rathsverwandter!"

„Nein, nein, Herr Siebert Sönksen; führen Sie meinethalben so viele Processe, als Sie fertig bringen können; aber wo zwei Brüder in der Güte mit einander handeln wollen, da gehöret weder der Beichtvater, noch der Advocat dazwischen."

„Aber, ich dächte doch" — —

„Sie denken sonder Zweifel anders, Herr Siebert Sönksen;" sagte der Senator mit einer unwillkürlichen Verbeugung. „Kann ich Ihnen sonstwie meine Dienste offeriren?"

„Allerſubmiſſeſte Danksagung! Nun, schönſten guten Morgen, mein werther Herr Senator!"

Gleich darauf schritt der Goldene mit einem eiligen „Serviteur, Musche Friedebohm" durch die vordere Schreibstube und hielt erst an, als er draußen

auf den Treppenstufen vor der Hausthür stand. Seinen Rohrstock unter den Arm nehmend zog er die Horndose aus der Westentasche und nahm bedächtig eine Prise. „Eigene Käuze das, die Söhne des alten Herrn Senators Christian Albrecht Jovers!“ murmelte er und tauchte zum zweiten Male seine spitzen Finger in die volle Dose. „Nun, nehmen wir fürerst mit dem Proceß fürlieb!“

— — Bald nach dem Goldenen war auch der junge Kaufherr an dem ihm kopfschüttelnd nachschauenden Musche Friedebohm vorbeigeeilt, um gleich darauf in die Wohnstube zu treten, wo seine Eheliebste auf dem Kanapee an ihrem Kinderhäubchen strickte. Aber er sprach nicht zu ihr; er hatte wieder beide Hände in den Rockschößen und lief im Zimmer auf und ab, bis die Frau Senatorin aufstand und so glücklich war, ihn zu erhaschen.

„Weshalb rennst Du so, Christian Albrecht?“ sagte die junge Frau und stellte sich tapfer vor ihm hin.

„Nun, Christine, wer da nicht rennen sollte!“

„Nein, nein, Christian Albrecht; Du bleibst mir stehen!“ und sie legte beide Arme um seinen Hals. „So,“ sagte sie; „nun sieh' mich an und sprich!“

Aber Herr Christian Albrecht that auch nicht einen Blick in ihre hübschen Augen. „Christine,“ sagte er und sah dabei schier über sie hinweg; „ich kann nicht zu Bruder Friedrich gehen.“

Sie ließ ihn ganz erschrocken los. „Aber Du hast es mir versprochen!“

„Aber ich kann nicht!“

„Du kannst nicht? Weshalb kannst Du nicht?“

„Christinchen,“ sagte er, und faßte seine Frau an beiden Händen, „ich kann nicht, weil er wieder in seine Kinderstreiche verfallen ist; er hat mit ein Stück Bauholz nach dem Kopf geworfen.“

„Was soll das heißen, Christian Albrecht?“

„Das soll heißen, daß mein Bruder Friedrich den goldenen Advocaten zum Processe gegen mich bevollmächtigt hat. Es ist justement, als wie in seinen Kinderjahren; er hat den Bock; und zwar im allerhöchsten Grade! Und so mag's denn auch vor meinetwegen jetzt ein Tänzchen geben!“

Die junge Frau suchte wieder zu begütigen; allein Herr Christian Albrecht war unerbittlich. „Nein, nein, Christinchen; er muß dies Mal fühlen, wie der Bock ihn selber stößt, so wird er sich ein ander Mal in Acht zu nehmen wissen. Wir sollen, so Gott will, noch lange mit unserem Bruder Friedrich leben; bedenk einmal, was sollte daraus werden, wenn wir allzeit laufen müßten, um seinen stößigen Bock ihm anzubinden!“

Und dabei hatte es sein Bewenden. Zwar will man wissen, daß die junge Frau noch einmal hinter ihres Mannes Rücken in des Schwagers Haus geschlüpft sei, um mit den eignen kleinen Händen den Knoten zu entwirren. Aber Frau Antje Möllern hatte sie mit frecher Stirne fortgelogen, indem sie fälschlich angab, Herr Friedrich Jovers sei so eben in dringenden Geschäften zum Herrn Siebert Sönksen fortgegangen. Und die Augen der alten Personnage sollen dabei so von Bosheit voll geleuchtet haben, daß die junge Frau zu einem zweiten Versuche keinen Muth hatte gewinnen können.

Ein neues Jahr hatte begonnen, und der Proceß zwischen den beiden Brüdern war in vollem Gange. Der Herr Vetter Kirchenpropst und der Onkel Bürgermeister hatten sich vergebens als Vermittler zum gütlichen Austrag angeboten; vergebens hatte der Letztere gegen den jungen Senator hervorgehoben, daß „kraft seines tragenden Amtes, abseiten des Ansehens der Familie," die Augen der ganzen Stadt auf ihn gerichtet seien; denn darin schienen die Streitenden stillschweigend einverstanden, daß das Wort der Güte nur fern von fremder Einmischung von dem Einen zu dem Andern gehen könne. Aber freilich, dazu gab Keiner von ihnen die Gelegenheit; der nothwendige geschäftliche Verkehr wurde schriftlich fortgesetzt, und eine Menge Zettel, „der Herr Bruder wolle gelieben" oder „dem Herrn Bruder zur gefälligen Unterweisung" gingen hin und wieder.

Die kleine Seestadt in allen ihren Kreisen hatte sich müde an diesem unerhörten Fall gesprochen, und das Gespräch, wenn irgendwie der Stoff zu Andrem ausging, wurde noch immer mit Begierde wieder aufgegriffen. Vollständig munter aber, trotz der Winterkälte, erhielt es sich drüben auf der Beischlagsbank der Frau Nachbarn Jipsen: diese und Frau Antje Möllern winkten jetzt nicht nur mit ihren Köpfen, sondern mit beiden Armen und dem ganzen Leibe nach dem Senatorshause hinüber. Aber in dem letzteren war freilich mittlerweile auch noch ein ganz Besonderes passirt: ein Sohn war dort geboren worden, und Herr Friedrich Jovers hatte ja für solchen Fall Gevattern stehen sollen!

— — Die junge Frau Senator'n lief indessen schon wieder flink von der Wiege ihres Kindes treppunter nach der Küche und noch flinker von der Küche treppauf nach ihrer Wiege, als eines Morgens Herr Christian Albrecht, nachdem er erst soeben vom gemeinschaftlichen Kaffeetische in sein Comptor gegangen war, wieder zu ihr in das Wohnzimmer trat. „Christine," sagte er zu seiner immerhin noch etwas bläßlichen Eheliebsten, „bist Du heute schon draußen auf unserem Steinhofe gewesen? — — Nicht? — Nun so alterire Dich nur nicht, wenn Du dahin kommst!"

„Um Gotteswillen, es hat doch kein Unglück gegeben?" rief die junge Frau.

„Nein, nein, Christine."

„Aber ein Malheur doch, Christian Albrecht; Du bist ja selber alterirt!"

„Ein Lächeln flog über sein freilich ungewöhnlich ernstes Gesicht. „Ich denke nicht, Christine; aber komm nur mit und siehe selber!"

Er faßte ihre Hand und führte sie über den Hausflur in die große Schreibstube. Der jüngere Comptorist war nicht zugegen; der alte Friedebohm stand neben seinem Schreibbocke am Fenster und nahm eine Prise nach der andern.

Auch Frau Christine sah jetzt in den Hof hinaus, fuhr aber gleich darauf mit der Hand über ihre Augen, als gälte es, dort ein Spinnweb' fortzuwischen. „Um Gotteswillen, was ist das Friedebohm? Was machen die Leute da auf Bruder Friedrich's Hof? Die Mauer ist ja auf einmal fast um einen Fuß breit höher!"

„Frau Principalin," sagte der Alte, „das sind Meister Hansen's Leute; sehen Sie, dort kommt schon einer mit der Kelle!"

„Aber was soll denn das bedeuten?"

„Nun“ — und Monsieur Friedebohm nahm wieder eine Prise — „Herr Friedrich läßt wol ein paar Schuhe höher mauern.“

„Aber, Christian Albrecht,“ und Frau Christine wandte sich lebhaft zu ihrem Mann, der schweigend hinter ihr gestanden hatte, „geschieht denn das mit Deinem Willen?“

Herr Christian Albrecht schüttelte den Kopf.

„Aber die Grenzmauer, sie gehört doch uns gleichwol; wie kann sich Friedrich so etwas unterstehen!“

„Mein Schatz, die Mauer steht auf Friedrich's Grund und Boden.“

Die Augen der kleinen Frau funkelten.

„O, das ist schlecht von ihm, das hätte ich ihm nicht zugetraut; er hat ein hartes Herz!“

„Da irrst Du doch gewaltig, Christinchen,“ erwiderte Herr Christian Albrecht; „das ist's ja gerade, daß er noch immer sein altes, weiches Herz hat; er schämt sich nur, und deshalb läßt er diese große steinerne Gardine zwischen sich und seinem Bruder aufziehen.“

Die junge Frau blickte mit unverhohlener Bewunderung auf ihren Mann. „Aber,“ sagte sie fast schüchtern und legte ihre Hand in seine; „wie wird er sich erst schämen, wenn er den Proceß gewinnen sollte!“

„Dann,“ erwiderte der Senator, „dann kommt mein Bruder zu mir; denn dann ist der böse Bock gezähmt. Hab' ich nicht recht, Papa Friedebohm?“ setzte er in muntrem Ton hinzu.

„Ei ja, Gott lenkt die Herzen,“ erwiderte der alte Mann, indem er seine Dose in die Tasche steckte und dafür die Feder wieder in die Hand nahm! „aber beim wohlseligen Herrn Senator ist uns solcher Umstand im Geschäft nicht vorgekommen.“

Zwei Tage darauf hatte die Mauer schon eine beträchtliche Höhe erreicht, und noch immer wurde daran gearbeitet. Aus der Schreibstube hinten war dergleichen nie gesehen worden, und der junge Kaufmannsgeselle konnte es nicht lassen, je um eine kleine Weile, mit offenem Munde nach den Arbeitern hinzustarren. „Musche Peters,“ sagte der alte Friedebohm, „wolle Er lieber in seine Bilance-Rechnung schauen! Es will sich für Ihn nicht schicken, daß Er über das neue Werk da draußen sich irgendwelche überflüssige Gedanken mache!“ Und der junge Mensch wurde über und über roth, und tauchte hastig seine Feder in das Dintenfaß.

Aber auch Monsieur Friedebohm selber konnte sich nicht enthalten, unterweilen über seine Arbeit wegzuschauen; die beiden Gesellen da draußen, insonders der Alte mit dem respectwidrigen langen Barte, wurden ihm mit jeder Stunde mehr zuwider. „Der struppige Assyrer!“ brummte er vor sich hin, „mag wohl am Thurm zu Babel schon getagwerkt haben; wird aber dies Mal auch nicht in den Himmel bauen!“

Als gleich darauf Herr Christian Albrecht aus seinem Cabinett hereintrat, sah er seinen Buchhalter sich mit dem Schneiden einer Feder mühen, die er immer

näher an die Nase rückte. „Will's nicht mit den alten Augen, Papa Friedebohm?" sagte er freundlich.

Aber Monsieur Friedebohm zuckte bedeutsam mit der einen Schulter nach der Mauer draußen. „Herr Christian Albrecht, wir haben schon immer das Licht nicht justement mit Scheffeln hier gehabt."

Der Senator warf einen Blick nach dem hohen Werke draußen, an welchem die beiden Gesellen unter lustigem Singen noch immer weiter arbeiteten. „Ja, ja, Friedebohm," rief er heftig, „Du hast recht! Alle Tausend, das geht denn doch über's" — — —

„Ueber's Bohnenlied" wollte er sagen, wo schon derzeit gar Nichts darüber ging; aber er schwieg plötzlich, da er auf den jungen Musche Peters sah, der wieder mit offenem Mund an seinem Pulte saß, und ging, nachdem er eine geschäftliche Anordnung ertheilt hatte, in sein Cabinett zurück.

— — Nach ein paar Stunden steckte Frau Christine ihr hübsches Köpfchen durch die Thür. „Darf man eintreten?" frug sie.

„Komm nur!" erwiderte Herr Christian Albrecht von seinem Schreibstuhl aus. „Was hast Du auf dem Herzen?"

„Oh", und sie stand schon mitten in dem Stübchen und ließ ihre Blicke an der geschwärzten Decke wandern, — „ich wollte nur; — — — aber, Christian Albrecht, hier herrscht ja ägyptische Finsterniß! Die schönen Spinngewebe, die unsre Wiebke immer sitzen läßt, die können Deine Spinnen nun ruhig weiter weben! Und, weißt Du, das naseweise Ding — aber ich habe ihr auch einen tüchtigen Wischer gegeben — sie hat eben die Mauer mit ihrem Eulbesenstiel gemessen; genau elf Fuß nach meiner Elle, sagt sie! Aber sieh' nur, Christian Albrecht, nun wird's denn auch nicht höher; sie legen schon die runden Steine oben auf."

Herr Christian Albrecht saß noch immer auf seinem hohen Schreibstuhl, die Feder in der Hand. „Weißt Du, Christine," sagte er, indem er ernsthaft vor sich hinsah, „der Bock meines Herrn Bruders wird mir doch zu mächtig; es thut jetzt noth, und ich habe mich auf einen guten Gegenstoß besonnen." Und als sie ihn unterbrechen wollte: „Nein, red' mir nicht dazwischen, Frau; ich will auch einmal meinen Willen haben."

Sie faßte ihn leise an dem Aufschlag seines Rockes und zog ihn sanft von seinem Thron herab und dicht zu sich heran. „O weh'," sagte sie und sah ihm ernsthaft in die Augen, „da habe ich am Ende einen Mann geheirathet, den ich erst heute kennen lerne! Gesteh' mir's Christian Albrecht, Du hast doch nicht auch etwa so einen" — — —

„Zum Kukuk," rief Herr Christian Albrecht lachend, „im hintersten Stallwinkel wird auch wol bei mir so einer angebunden stehen; und der soll jetzt heraus an's Tageslicht, trotz aller klugen Frauenzimmer und meiner allerklügsten noch dazu!"

„So, Christian Albrecht? Und in welcher Art" — sie zögerte ein wenig — soll denn der Deine seinen Gegenstoß vollführen?"

„Setz' Dich, Christine;" sagte der Senator, indem er die anmuthige Frau auf seinen Schreibthron hob, „und reden wir Deutsch mitsammen! In jener

Sache da draußen auf dem Hof will ich mein Recht und keinen Tittel davon aufgeben! Aber dazu bedarf es keines Proceſſirens; denn es ſteht klar und bündig in den alten noch vorhandenen Kaufcontracten."

„Und weiter, Chriſtian Albrecht?"

„Und weiter, Chriſtine, hat zwar der Beſitzer von Friedrich's Hauſe die Mauer zwiſchen beiden Häuſern aufzuführen und zu unterhalten; aber der des unſerigen hat den Halbſchied der Koſten dazu beizutragen?"

„Wirklich? Auf Höhe von elf Fuß?"

„Ei was, und wenn's die Mauer von Jericho wäre! Das iſt meine Sache; wenn ich ihm zahlen will, er muß ſchon ſtill halten und Quittanz dafür ertheilen!"

„Und Du willſt wirklich die Halbſchied der Koſten, ſo das blanke baare Geld dafür dem Bruder Friedrich in ſein Haus ſchicken?"

„Das will ich, Chriſtine; ganz gewiß, das will ich."

Sie ſah ihn eine Weile ganz nachdenklich an.

„So, alſo auf die Art, Chriſtian Albrecht!" ſagte ſie langſam.

Aber bevor ſie ihre Gedanken über dieſen kritiſchen Fall zu ordnen vermochte, kam Botſchaft aus der Küche; die Kochfrau war eben angelangt, und der Bratenwender ſollte aufgeſtellt werden; denn auf morgen gab es ein großes Feſt im Hauſe. Frau Chriſtine gedachte plötzlich wieder der Veranlaſſung, um derentwillen ſie das Allerheiligſte ihres Mannes aufgeſucht hatte; ſie ließ ſich ihr blaues Haushaltungsbeutelchen bis zum Rande füllen und verließ das Stübchen, den Kopf voll junger Wirthſchaftsſorgen.

In dem Hauſe nebenan ſollte heute Herr Friedrich Jovers mit ſeiner ehrſamen Haushälterin ſelbander ſpeiſen; denn ſein junger Lübecker Küfer war auswärts in Geſchäften. Zuvor aber trat er nach ſeiner Gewohnheit vor die Hausthür und ſchaute von dem oberſten Treppenſteine ein paar Augenblicke in das Wetter und rechts die Straße hinab nach dem dort unten ſichtbaren Theile des Hafens.

Als er dann wieder in's Haus und gleich darauf in das Wohnzimmer getreten war, ſtand die Matrone ſchon mit vorgeſteckter Serviette in der kalmankenen Sonntagscontuſche hinter ihrem Stuhle.

„Iſt Hochzeit in der Stadt, Frau Möllern?" frug er. „Die Schiffe flaggen ja!"

Er ſetzte ſich, und die Alte ſetzte ſich ihm gegenüber; die Frage mochte er wol ſchon vergeſſen haben; denn Herr Friedrich Jovers pflegte ſeit geraumer Zeit auf dergleichen keine Antwort zu erwarten.

Aber Frau Antje Möllern, welche auf gewiſſe Dinge ihren Herrn nicht anzuſprechen wagte, ließ ſich die Gelegenheit nicht entſchlüpfen. „Hochzeit?" wiederholte ſie ſcharf; und ein gewiſſes Zucken um ihre derben Lippen zeigte, daß eine verhaltene Entrüſtung zum Ausbruch drängte. „Nein, es iſt keine Hochzeit, es iſt nur eine Kindtaufe!"

„Eine Kindtaufe, und die Schiffe flaggen?" ſagte Herr Jovers gleichgültig. „Ich wüßte doch nicht, daß bei den Honoratioren" . . .

Aber Frau Möllern vermochte nicht, ihn ausreden zu lassen. „O, Herr Jovers, freilich ist es bei den Honoratioren, bei den allerersten Honoratioren; aber eine Schande ist es, eine offenbare Schande, sag' ich!"

Herr Jovers wurde doch aufmerksam. „Was will Sie damit sagen?" frug er kurz.

„Damit, Herr Jovers, will ich sagen, daß Ihr einziger Bruder, der Herr Senator Christian Albrecht Jovers heute sein erstes Söhnchen taufen läßt; und Sie fragen noch, warum die Schiffe flaggen!"

Herr Friedrich sagte Nichts; aber Frau Antje Möllern entging es nicht, wie ihm die Hand zitterte, während er schweigend den Rest seiner Suppe hinunterlöffelte.

Die grimmigen Augen der Alten begannen plötzlich einen wehleidigen Ausdruck anzunehmen. „Herr Jovers", begann sie seufzend, „Ihr Herr Großvater selig und meines Vaters Onkel, was waren das für gute Freunde! Sie wissen das ja auch, Herr Jovers!"

„Zum Mindesten," sagte Herr Jovers, „hat Sie mir das oft genug erzählt."

„Nun, Herr Jovers, selig Senator'n wußte das ja auch!"

„Ja, ja, Möllern, und auch der alte Friedebohm! Denn in den Büchern meines Großvaters läuft bis zu seinem seligen Ende eine jährliche Ausgabe-Post: 10 Pfund Tabak und ein Gewandstück für den armen Krischan Möller."

Frau Antje schluckte etwas; dann aber, nachdem sie den mittlerweile erschienenen Braten vorgelegt hatte, nahm sie doch den Faden wieder auf. „Ja, Herr Jovers, sie waren Schulkameraden, und das vergaßen sie sich nicht! Für alle Mittwoch war Herr Christian Möller zu dem Herrn Senator Christian Jovers auf den Kaffee eingeladen; im Sommer tranken sie denselben in dem schönen Gartenpavillon, den Ihr Herr Großvater damalen erst gebaut hatte. Nicht wahr, Herr Jovers, man hätte sie wol sehen mögen, die alten Herren, wie sie in liebevoller Unterhaltung mit ihren holländischen Pfeifen vor den offnen Gartenthüren saßen! — Wenn sie es damalen hätten voraussehen können," fuhr Frau Antje fort, vor ihrem noch immer unberührten Braten sitzend, „daß der nunmehrige Herr Senator Jovers, oder sagen wir's nur gerad' heraus, die nunmehrige Frau Senator'n einen solchen Proceß um diesen schönen Lustgarten anheben würde, was würden die beiden braven Freunde dazu wol gesagt haben?"

„Weiß nicht, Möllern;" sagte Herr Friedrich, der bisher in halber Zerstreuung dagesessen hatte; vielleicht wäre es meinem Großvater zum Verdruß geschlagen, und er hätte den laufenden Posten von 10 Pfund Tabak und einem Gewandstück ein für alle Mal gestrichen!"

Die Matrone nagte sich ein paar Mal auf die Lippe; dann sprach sie mit andächtigem Aufblick: „Wie wohl hat unser Herrgott es gemacht, daß diese lieben Männer itzt in ihrem Grabe ruhen!"

„Sehr wohl," sagte Herr Friedrich, indem er vom Tische aufstand; „und da lasse Sie die beiden alten Leute nur, und sorge Sie für Ihre Leibesnahrung, damit Sie nicht vor der Zeit bei Ihres Vaters Onkel zu ruhen komme! Zunächst aber hole Sie mir den Ueberrock von draußen aus dem Schrank!"

Als das geschehen war, ging Herr Friedrich aus dem Hause, ohne zu sagen, wohin und wann er wiederkommen werde; Frau Antje aber legte zuvörderst die Serviette zusammen, welche der sonst so accurate Herr als wie ein Wischtuch auf dem Tische hatte liegen lassen, und machte sich dann voll stillen Ingrimms über ihren Braten her.

— Am selbigen Abend, da es vom Kirchthurme acht geschlagen hatte, stand Herr Friedrich Jovers auf seinem Steinhofe mit dem Rücken an der Mauer eines Hintergebäudes und blickte unverwandt nach den hell erleuchteten Saalfenstern seines Elternhauses, deren unterste Scheiben die neue Mauer noch so eben überragten.

Ganz heimlich, vor Allem als dürfe Frau Antje Möllers Nichts davon gewahren, war er nach seiner Rückkehr hier hinausgeschlichen. Weshalb, wußte er wohl selber kaum; denn mit jedem Gläserklingen, das zu ihm herüberscholl, mit jeder neuen Gesundheit, deren Worte er deutlich zu verstehen glaubte, drückte er die Zähne fester aufeinander. Gleichwohl stand er wie gebannt an seinem Platze, sah in das Blitzen der brennenden Krystallkrone und horchte, wenn nichts Anderes laut wurde, auf den Schrei des alten Papageien, der, wie er wohl wußte, bei der Festtafel heute nicht fehlen durfte.

Da erschien an einem der Fenster, gerade an dem, welches seinen Schein auf Herrn Friedrich's Standplatz warf, eine zierliche Frauengestalt. Er konnte das Antlitz nicht erkennen; aber er sah es deutlich, daß der Kopf des Frauenzimmers, wie um ungehinderter hinauszuschauen, sich mit der Stirn an eine Scheibe drückte. Doch auch das schien ihr noch nicht zu genügen; ein Arm streckte sich empor, wie um die obere Haspe zu erreichen, und jetzt, während im Saale neues Gläserklingen sich erhob und der Papagei dazwischen schrie, wurde leise der Fensterflügel aufgestoßen.

Herr Friedrich erkannte seine Schwägerin. Sie lehnte sich hinaus, sie legte die Hand an ihren Mund, als ob sie zu ihm hinüberrufen wolle; und jetzt hörte er es deutlich, wenn es auch nur wie geflüstert klang; es war sein Name, den sie gerufen hatte. Und da er wie ein steinern Bild an seiner Mauer blieb, kam es noch einmal zu ihm herüber, und dann, als wolle sie ihm winken, erhob sie langsam ihre Hand und deutete dann wieder nach dem hellen Festsaal. — Was hatte sie vor? Wollte sie ihn noch jetzt zur Taufe laden? Er wußte, sie konnte solche Einfälle haben; er wußte auch, wenn er jetzt ihr folgte, er würde seinem Bruder den besten Theil des Festes bringen; aber — der Garten! Nach ein paar fürsorglichen Andeutungen des Herrn Siebert Sönksen stand in allernächster Zeit eine abfällige Sentenz bei dem Magistrate hier in Aussicht! — Nein, nein, die zweite Instanz mußte beschritten, der Proceß mußte dort gewonnen werden; waren doch auch die weitschichtigen Recesse des Goldenen von vorn herein auf diese höhere Weisheit nur berechnet gewesen!

Herr Friedrich Jovers wollte sein Recht. Frau Christine hatte es selbst gesagt, er konnte nicht anders, er war ein Trotzkopf; er rührte sich nicht, der Bock hielt ihn mit beiden Hörnern gegen die Mauer gepreßt.

Freilich wußte er es nicht, daß Christian Albrecht ihn im Gevatterstande vertreten und seinen Erstgeborenen getrost auf seines Bruders und des Urgroß-

vaters Namen hatte taufen lassen. Da drüben aber wurde das Fenster zögernd wieder zugeschlossen.

Wenige Tage später stand der vierschrötige Maurermeister Hinrich Hansen, wohlrasirt, seinen Dreispitz in der Hand, im Cabinette des Senators Christian Albrecht Jovers.

„Also," frug dieser, „zwei hundert und vierzig Reichsthaler war die Verdingsumme für das Werk da draußen, und Er hat den Betrag bereits empfangen?"

Meister Hansen bejahte das.

„Weiß Er denn wohl," sagte der Senator wieder, „daß mein Bruder Ihm da um die Hälfte zuviel gegeben hat?"

Der alte Handwerksmann wollte aufbrausen; das griff an seine Zunft- und Bürgerehre. „Laß Er nur, Meister," sagte Herr Christian Albrecht und legte beschwichtigend die Hand auf den Arm des neben ihm Stehenden, „Seine Arbeit ist auch dies Mal rechtschaffen; aber Er weiß doch, was ein Hauscontract bedeutet?" Und damit schob er ihm das vergilbte Schriftstück zu, welches aufgeschlagen auf dem Pulte lag.

Der Meister zog seine Messingbrille hervor und studirte lange und bedächtig unter Beistand seines Zeigefingers den ihm bezeichneten Paragraphen; endlich klappte er die Brille zusammen und steckte sie wieder in das Futteral.

„Nun?" frug Herr Christian Albrecht.

Der Meister antwortete nicht; er fuhr mit seinen Fingern in die Westentasche und suchte nach einem Endchen Kautabak, womit er in schwierigen Umständen seinen Verstand zu ermuntern pflegte.

„Nicht wahr, Meister," sagte der Senator wieder; „da steht es klar und deutlich?"

Der Meister kam nun doch zu Worte. „Mag sein, Herr," erwiderte er stockend, „aber es ist mir denn doch Alles voll und richtig ausbezahlt!"

Der Senator ließ sich das nicht anfechten. „Freilich, Meister; aber die eine Hälfte war ja nicht Herr Friedrich Jovers, sondern ich ihm schuldig! Das macht auf den Punkt ein Hundert und zwanzig Reichsthaler. Hier sind sie, wohlgezählt in Kron- und Markstücken; und nun gehe Er zu Herrn Friedrich Jovers und zahle Er ihm zurück, was Er von ihm zu viel empfangen hat!"

Meister Hansen zögerte noch; in seinem Kopfe mochte die Vorstellung von einem etwas curiosen Umwege auftauchen; aber bevor er mit seinen schwer beweglichen Gedanken darüber in's Reine kam, war schon das Geld in seiner Tasche und er selbst zur Thür hinaus.

Herr Christian Albrecht rieb sich vergnügt die Hände. „Was wird Bruder Friedrich dazu sagen? Still halten muß er schon; hier steht's!" Und er tupfte mit den Fingern drei Mal zuversichtlich auf den alten Hauscontract.

Da wurde an die Thür gepocht. Der Schreiber seines Sachwalters überreichte ihm einen Brief.

Als der Ueberbringer sich entfernt und Herr Christian Albrecht den Brief gelesen hatte, war der eben noch so vergnügliche Ausdruck seines Angesichts mit einem Mal wie fortgeblasen. „Musche Peters," sagte er kleinlaut, indem er die

Thür zur großen Schreibstube öffnete, „bitte Er doch die Frau Senatorin, auf ein paar Augenblicke bei mir vorzusprechen!“

Die Frau Senatorin ließ nicht auf sich warten. „Da hast Du mich, Christian Albrecht!“ rief sie fröhlich; „aber“ — — und sie schaute ihm ganz nahe in die Augen, „fehlt Dir Etwas? Es ist doch kein Unglück geschehen?“

„Freilich ist ein Unglück geschehen, Christinchen; da — lies nur diesen Brief!“

Ihre Augen flogen über das Papier. „Aber, Christian Albrecht, Du hast ja den Proceß gewonnen!“

„Freilich, Christinchen, hab' ich ihn gewonnen.“

„Und das nennst Du ein Unglück? Da hast Du ja Alles nun in Deiner Hand!“

„Hatte ich in meiner Hand, mußt Du sagen! Fünf Minuten vor Empfang dieses Schreibens habe ich durch Meister Hansen die Hälfte der unseligen Mauergelder an Bruder Friedrich abgesandt.“

Frau Christine schlug die Hände in einander. „Das wird eine schöne Geschichte werden! — Du!?“ — und sie drohte ihm mit dem Finger — „ich hatte es Dir vorhergesagt!“

Und es wurde eine schöne Geschichte; denn zu derselben Zeit stand im Nachbarhause der Meister Hansen vor dem Herrn Friedrich Jovers.

Bei seinem Eintritt in den Hausflur war der goldene Advocat gegen ihn angeprallt und dann wie in blindem Geschäftseifer an ihm vorbeigeschossen. Im Zimmer selbst saß der Hausherr mit einem Schriftstück in der herabhängenden Hand, das mit vielen Schnörkeln begann und mit dem großen Magistratssiegel endete. Er schien über den eben gelesenen Inhalt nachzusinnen und nicht gehört zu haben, was ihm der Meister eben vorgetragen hatte; als dieser aber aus seiner Hand ein paar schwere Geldrollen auf den Tisch fallen ließ, richtete er sich plötzlich auf. „Geld? Was soll das?“ rief er. „Was sagt Er, Meister Hansen?“

Der Meister trug noch einmal seine Sache vor, und jetzt hatte Herr Friedrich zugehört und recht verstanden.

„So?“ sagte er anscheinend ruhig, indem er sich von seinem Sitz erhob; aber sein Antlitz röthete sich bis unter das dunkle Stirnhaar. „Also dazu hat Er sich gebrauchen lassen?“ — Dann ergriff er plötzlich die beiden Geldrollen und machte eine Armbewegung, die den stämmigen Meister fast zur Gegenwehr veranlaßt hätte.

Aber Herr Friedrich besann sich wieder. „Setz Er sich!“ sagte er kurz; dann ging er rasch zur Stubenthür und über den Hausflur nach dem Hof hinaus.

Der junge Küfer, der vor der offnen Kellerthür des Lagerraums beschäftigt war, sah mit Verwunderung den Herrn Principal bald mit vorgestrecktem Kopfe auf dem Klinkersteige des Hofes dröhnend hin und wieder schreiten, bald wieder ein Weilchen stille stehn und mit halbscheuen Blicken an der hohen Scheidemauer hinaufschauen.

Das mochte eine Viertelstunde so gedauert haben; endlich, wie in raschem Entschluß, ging Herr Friedrich in das Haus zurück. Als er in's Zimmer trat, fand er den Handwerksmann auf demselben Stuhle, wo er ihn gelassen hatte.

„Meister," sagte er, aber es war, als werde bei den wenigen Worten ihm der Athem kurz, „hat Er Leute in Bereitschaft? So etwa fünf oder sechs, und noch heute oder doch morgen schon?"

Der Meister war aufgestanden und besann sich. „Nun, Herr Jovers, es ginge wohl! Mit der Stadtswage sind wir jetzt so weit; ein Stücker fünfe könnten schon gemißt werden."

„Gut denn, Meister" — und Herr Friedrich ergriff noch einmal, und nicht minder heftig als vorhin, die beiden auf dem Tische liegenden Geldrollen — „so baue er mir die Mauer auf meinem Hofe noch um so viel höher, als dieses Silber dazu reichen will!"

Der Handwerksmann schien kaum zu merken, daß während dieser Worte die Rollen schon in seinen Händen lagen.

„Hat Er mich nicht verstanden?" fuhr Herr Friedrich fort, da der Andre keine Antwort gab.

„Freilich, Herr; das ist wohl zu verstehen; aber" — und der Meister schien ein paar Augenblicke nachzurechnen — „das gäbe ja noch an die sechs bis sieben Fuß!"

„Meinetwegen," sagte Herr Friedrich finster, „nur sorge Er dafür, daß es um keinen Schilling niedriger und auch um keinen höher werde, als wozu er da das Geld in Händen hat!"

„Hmm," machte der alte Mann und sah den Jüngeren mit einem Blicke an, als ob ihm plötzlich ein Verständniß komme, „wenn Sie es denn so wollen, Herr Jovers; es ist Ihre Sache."

Herr Jovers wandte sich ab. „So wären wir fertig mit einander!" sagte er hastig. „Fanget nur gleich morgen an, damit ich der Unruhe in Bälde wieder ledig werde!"

Als Meister Hansen dann hinausgegangen war, warf er sich auf einen Stuhl am Fenster und starrte auf die leere Straße. Er schien keine Gedanken zu haben; vielleicht auch wollte er keine haben.

Und schon am andern Tage, während der Herr Onkel Bürgermeister und der Herr Vetter Kirchenpropst noch einmal ihr vergebliches Versöhnungswerk betrieben, wurde zwischen den Höfen der beiden Brüder rüstig fortgemauert, und der struppige Assyrer sang dabei alle Lieder, die er auf seinen Kreuz- und Querzügen aus der Fremde heimgebracht hatte. Im Hause des Senators wurden die Schreibstuben mit jeder neuen Steinlage immer mehr verdunkelt, und der alte Friedebohm ertappte sich zu seinem Schrecken mehr als einmal, wie er müßig vor dem Fenster stand und, eine vergessene Prise zwischen den Fingern, diesem, wie er es bei sich selber nannte, Babylonischen Beginnen zusah. Auf der andern Seite ging Herr Friedrich Jovers, wenn er auf dem Wege zu seinen Geschäftsräumen den Hof betreten mußte, hastig, und ohne jemals aufzublicken, daran vorüber. Dann, nach Verlauf einiger Tage, hörte das Mauern und das Singen auf; die Handwerker waren fort, das neue Werk war fertig.

Statt dessen vernahm Herr Friedrich am nächsten Vormittage ein Geräusch.

das ihm wie mit einem Schlage die seltensten, aber höchsten Freuden seiner Knabenjahre vor die Seele führte; er hatte eben die Hofthür geöffnet und seinem draußen beschäftigten Ausläufer Etwas zugerufen, als er horchend stehen blieb. Er wußte es genau; er sah es vor sich, wie jetzt drüben auf dem Hofe des Elternhauses die großen Reisemäntel ausgeklopft wurden; ja, er sah sich selbst als Knaben in seinen Sonntagskleidern an seiner Mutter Hand daneben stehen und hörte den frohen Ton ihrer Stimme, womit sie bei solchem Anlaß einstmals ihrer Kinder Herz erfreute.

Er erschrak fast, als der Gerufene ihm jetzt entgegentrat, und ihm entfiel unwillkürlich die Frage, was denn für eine Reise drüben wohl im Werke sei. Aber bevor der Mann den Mund aufzuthun vermochte, kam bereits die Antwort aus der nahe liegenden Küche; Frau Antje Möllern hatte selbstverständlich schon lange die genauesten Nachrichten; ein Glück, daß sie es endlich nun erzählen konnte! Die junge Frau Senator'n wollte mit ihrem Erbprinzen auf Besuch zu ihren Eltern, obschon das liebe Kind mit jedem Tag in's Zahnen fallen könne, und Pancratius und Servatius noch nicht einmal vorüber seien; und der gute Herr Senator müsse auch mit auf die Reise; denn was kümmere das die Frau Senator'n, daß eine große Ladung Ostsee-Roggen erst eben auf der Rhede angekommen sei! „Herr Jovers!" schloß Frau Antje ihre Rede, als der Arbeitsmann sich entfernt hatte, und wies mit dem Daumen nach dem Hofe zu, „glauben Sie es, oder glauben Sie es nicht — die hat's nicht ausgehalten, daß sie uns von drüben nun nicht mehr in unsere Töpfe gucken kann!"

Ein fast grimmiges Zucken fuhr um Herrn Friedrich's Lippen; dann aber sah er die alte Dame nur eine Weile mit etwas starren Augen an. „Also das ist Ihre Meinung, Möllersch?" sagte er trocken, und als sie hierauf betheuernd mit ihrem dicken Kopf genickt hatte, setzte er hinzu: „So wolle Sie die Güte haben, dergleichen Meinung künftig bei sich selber zu behalten!"

Als er das gesprochen hatte, ging er fort, und Frau Antje blieb, die Hände über ihrem starken Busen gefaltet, noch eine ganze Weile stehen, die Augen unbeweglich nach der Richtung, in der ihr Herr verschwunden war. Dann plötzlich trabte sie an den verlassenen Herd zurück und rührte unter heftigen Selbstgesprächen in dem über dem Dreifuß stehenden Topfe, daß die kochende Brühe zu allen Seiten in die lodernden Flammen spritzte.

Es war unverkennbar, daß die Mauer draußen, obgleich sie keineswegs behagliche Gefühle in ihm erweckte, nach ihrer abermaligen Vollendung eine geheimnißvolle Anziehungskraft auf Herrn Friedrich Jovers übte. Freilich hatte er noch immer vermieden, an dem neuen Werk emporzusehen; jetzt aber, nachdem der Abend herangekommen war, ließ es ihm auch hierzu keine Ruhe mehr. Er hatte sich vorgespiegelt, sein junger Küfer, der zur gewohnten Stunde aus dem Geschäft gegangen war, könne das Auffüllen der neuen Fässer unterlassen haben, welche in dem Keller hinter dem Hofe lagen; allein er hatte schon darum vergessen, als er kaum den Hof betreten hatte.

Oben an dem dunkeln Frühlingshimmel schwamm die schmale Sichel des Mondes und warf ihr bläuliches Licht auf den oberen Rand der Scheidemauer und auf das Dach des elterlichen Hauses. Herr Friedrich stand jetzt an derselben Stelle, von wo aus er an jenem Abend ein stummer Zeuge der Familienfeierlichkeit gewesen war; er stand dort ebenso stumm und unbeweglich; aber auf seinem Antlitz lag jetzt ein unverkennbarer Ausdruck der Bestürzung. So sehr er seine Augen anstrengte, es wurde nicht anders: Hinter dem neuen Mauer-Aufsatz waren die Fenster des alten Familiensaales bis zum letzten Rand verschwunden.

Es war schon spät am Abend; Nichts regte sich, weder hüben noch drüben; nur das Klirren eines Fensterflügels, der im Hauptbau auf der andern Seite offen stehen mochte, wurde dann und wann im Aufwehen der Nachtluft hörbar. Herr Friedrich wollte eben in sein Haus zurückkehren, da tönte von dort her plötzlich die Stimme des alten Cuba-Papageien: „Komm 'röwer!" und nach einer Weile noch einmal: „Komm 'röwer!" Wie ein eindringlicher Ruf, fast schneidend klang es durch die Stille der Nacht; dann nach kurzer Pause folgte ein gellendes Gelächter. Herr Friedrich kannte es sehr wohl; der verwöhnte Vogel pflegte es auszustoßen, wenn ihm die Nachahmung der eingelernten Worte besonders wohl gelungen war. Aber was sonst als der unbehülfliche Laut eines abgerichteten Thieres gleichgültig an seinem Ohr vorbeigegangen war, das traf den einsamen Mann jetzt wie der neckende Hohn eines schadenfrohen Dämons.

„Komm 'röwer!" seine Lippen sprachen unwillkürlich diese Worte nach; über seine selbstgebaute Mauer konnte er nicht hinüberkommen.

Noch lange stand er, das Hirn voll grübelnder Gedanken, ohne daß etwas Andres, als das gewöhnliche Geräusch der Nacht zu seinem Ohr gedrungen wäre; fast sehnte er sich, noch einmal den Schrei des Vogels zu vernehmen; als aber Alles still blieb, ging er in's Haus und legte sich zum Schlafen nieder.

Allein, er hörte eine Stunde nach der andern schlagen; und da er endlich schlief, war es nur eine halbe Ruhe. Die Träume kamen: vor sich, in einem grauen Nebel, glaubte er seine Eltern zu erkennen, von denen er gemeint hatte, daß sie beide schon im Grabe lägen; als er auf sie zuging, sah er, daß ihre Augen fest geschlossen waren; er wollte sie eben bitten, ihn doch anzusehen, da war die hohe Mauer vor ihm aufgestiegen, und dahinter scholl das Gelächter des alten Cuba-Vogels, das wie in einem Echo an hundert Mauern hin und wieder sprang.

— — Das Geräusch eines dicht unter seinen Fenstern vorüber rollenden Wagens weckte ihn. Es war schon Morgenfrühe; die dicke, goldene Taschenuhr, welche er von seinem Nachttisch langte, zeigte auf reichlich fünf Uhr. Rasch war er aus dem Bette, zog das Vorhängsel von einem Guckfenster in der vorspringenden Seitenwand zurück und sah auf die Straße hinab. Von Osten her lagen die Häuserschatten noch auf den feuchten Steinen und bis hoch an den gegenüber stehenden Gebäuden hinauf; vor der Treppe des brüderlichen Hauses hielt ein bespannter Reisewagen; Koffer wurden durch den alten Diener hintenauf geladen und Kisten und Schachteln unter den Wagenstühlen festgebunden. Bald darauf sah er seinen Bruder und Frau Christine in Reiserock und Mantel aus dem

Hause treten; dann folgte eine gleichfalls reisefertige Magd mit einem anscheinend nur aus Tüchern bestehenden Bündelchen, an welchem die junge Frau Senator'n noch viel zu zupfen und zu stecken hatte, und worin Herr Friedrich nicht ohne Grund seinen ihm noch unbekannten jungen Neffen vermuthete.

Endlich war Alles auf dem Wagen; Herr Friedebohm, von der obersten Treppenstufe, schien eiligst noch mit Kopf und Händen die Versicherung getreuen Einhütens zu ertheilen; dann klatschte der Kutscher, und bald war die Straße leer, und Herr Friedrich hörte nur noch das schwache Rollen des Wagens droben in der Stadt, wo es zum Osterthor hinausführte.

Aber auch ihn selbst duldete es nun nicht länger im Hause; rasch war er angekleidet und ging in den frischen Morgen hinaus. Er war hinten um die Stadt herumgegangen, an der stillen Gasse vorüber, in welcher die Pforte zu dem Familiengarten sich befand. Jetzt aber schritt er langsam, seinen Rohrstock unter dem Arme, drüben auf dem breiten Gange des Kirchhofes und schaute über den alten Hagedornzaun nach dem seit einem halben Jahre von ihm gemiedenen Familiengrundstücke hinüber. Bäume und Sträucher standen schon in lichtem Grün, und dort von den jungen Apfelbäumen, die sein Vater, der alte Herr Senator, noch gepflanzt hatte, lachten ihn die ersten rothen Blüthensträuße an. Jetzt auch gewahrte er mit Verwunderung, daß der Garten, wie in jedem Frühjahr, in ordnungsmäßigen Stand gesetzt war; und — täuschte ihn denn sein Ohr? — er hörte ein Geräusch, als ob geharkt und darauf Beete mit dem Spaten angeklopft würden; aber der Pavillon und das hohe Gebüsch zu dessen Seiten verwehrte ihm die Aussicht.

Er blieb stehen und lauschte, während das Geräusch des Arbeitens sich ebenmäßig fortsetzte. Da wallte es in ihm auf; wer konnte sich unterstehen, den in Streit befangenen Garten anzufassen?

„Heda!" rief er. „Was wird da getrieben?"

Das Arbeiten hörte auf, und nach einigen Augenblicken trat der alte Andreas mit einem Spaten auf der Schulter hinter dem Pavillon hervor.

„Er, Andreas?" herrschte ihn Herr Friedrich an. „Was hat Er hier zu schaffen? Hat ihn mein Bruder etwa hier zur Arbeit herbeordert?"

Der Alte schob seine Pudelmütze von einem Ohr zum andern. Die Frage mochte ihm unerwartet kommen; hatte er doch noch von dem seligen Herrn her einen Schlüssel zu der Gartenpforte und seit über einem Vierteljahrhundert einzig nach dem Kalender, den er in seinem Kopfe trug, die Beete umgegraben, Erbsen und Bohnen nach seiner eigenen Wissenschaft gelegt und Bäume und Gesträuche angebunden und beschnitten. „Herbeordert?" sagte er endlich. „Nein, Herr; so herbeordert hat mich Niemand; aber wenn's nicht Alles in die Wildniß gehen sollte, so war es just die höchste Zeit."

„Was kümmert Ihn das," rief Herr Friedrich, „ob es hier verwildert?"

Der Alte hatte seinen Spaten in die Erde gestoßen. „Was mich das kümmert?" wiederholte er, und sah völlig verdutzt zu dem Sohne seines alten Herrn hinüber.

„Freilich Ihn!" fuhr Dieser fort; „denn wer wohl, meint Er, daß Ihm seine Arbeit hier bezahlen werde?"

„Nun, Herr; es wird schon Alles angeschrieben."

„So schreib' Er's gleich nur in den Schornstein," rief Herr Friedrich, „und verthu' Er seine Zeit nicht, die Er besser brauchen kann!"

Andreas wischte mit der Hand den Schweiß von seiner Stirne. „Wenn das Ihr Ernst ist, Herr Jovers," sagte er, „so kann ich freilich nur nach Feierabend hier noch arbeiten; das aber" — und er erhob den Spaten und zeigte damit nach dem Kirchhofe hinüber — „thu' ich meiner alten Herrschaft da zu Liebe."

Herr Friedrich sagte Nichts; Andreas aber ging mit seinem Spaten fort, und bald wurde wieder das einförmige Geräusch des Grabens in der Morgenstille hörbar.

Der Andre stand noch eine Weile an derselben Stelle, als müsse er die Spatenstiche zählen, die er drüben den alten Arbeiter machen hörte; dann wandte er sich plötzlich und ging weiter in den Kirchhof hinein, bis zu dem Grabe seiner Eltern. Hier saß er lange auf den Steinen, welche die Familiengruft bedeckten, und blickte auf den grünen Koog hinunter, und darüber hinaus auf den silbernen Strich des Meeres, wo in der Ferne die Masten des guten, ihm so wohlbekannten Schiffes „Elsabea Fortuna" sichtbar wurden.

Als es in der Stadt vom Thurme Sieben schlug, stand er wieder an dem alten Gartenzaune. Der vorübergehende Todtengräber, dessen Gruß er nicht zu bemerken schien, gewahrte mit Verwunderung, wie Herr Friedrich Jovers mit seinem Stocke recht unbarmherzig gegen einzelne der alten Büsche stieß, während doch, wie von einem frohen Entschluß, ein stilles Lächeln auf seinem Antlitz lag.

Plötzlich aber richtete Herr Friedrich sich auf und schritt aus dem Kirchhofe in die Stadt hinein; er schritt nicht seiner Wohnung zu, sondern die lange Osterstraße hinauf, wo das Haus des Meisters Hinrich Hansen lag.

Und acht Tage später, an einem sonnigen Spätnachmittage, hielt der Chaisewagen des Senators wieder vor dessen Hausthür; die Reisenden sammt Kind und Kindsmagd waren heimgekehrt. Als der schlafende Erbe glücklich vom Wagen und oben in der Kinderstube untergebracht war, lief die junge Frau, wie zu neuer freudiger Besitznahme, durch alle Räume ihres Hauses, und als sie hier überall gewesen war und, Dank der alten schwiegerelterlichen Köchin, Alles in musterhafter Ordnung vorgefunden hatte, schritt sie langsam den Gang hinab, der an der Küche vorbei zur Hofthür führte. Ihr Gesicht war plötzlich ernst geworden, und es dauerte eine Weile, bevor sie die Klinke aufdrückte und hinaustrat.

Allein so zögernd sie hinausgegangen war, so rasch kam sie jetzt zurück; sie flog fast an der Küche vorüber nach dem Hausflur; ihre Augen strahlten; „Christian, Christian Albrecht!" rief sie. „Wo steckst Du? Komm' doch, komm' geschwinde!"

Da trat er schon mit heiterem Antlitz aus der Schreibstube auf sie zu.

„Komm'!" rief sie nochmals und ergriff ihn bei der Hand. „Ein Wunder, Christian Albrecht, ein wirkliches Wunder! Wie aus dem Döntje von dem Fischer un sine Fru! Ein schwarzer jütscher Topf, ein Haus, ein Palast; immer

höher und höher, und dann eines angenehmen Morgens — ‚Mantje, Mantje Timpe Te!‘ — da sitzen sie wieder in ihrem schwarzen Pott!“ Und sie sah mit glückseligen Augen zu ihrem Mann empor.

Auch aus seinen guten Augen leuchtete ein Strahl des Glückes. „Ich habe es schon gesehen,“ sagte er, „aber es ist kein Wunder, es ist viel besser als ein Wunder.“

Und als sie dann Arm in Arm auf den Hof hinaustraten, der wieder hell und frei, wie früher, vor ihnen lag, da sahen sie die hohe Mauer bis auf ihr altes Maß hinabgeschwunden, und hinter der niedrigen Grenzscheide stand Herr Friedrich Jovers und streckte schweigend dem Bruder seine Hand entgegen.

„Friedrich!“

„Christian Albrecht!“

Die Hände lagen in einander; aber jetzt erhob Herr Friedrich den Kopf, als ob er nach den Fenstern des elterlichen Hauses hinüberlauschte.

„Worauf hörst Du, Bruder?“ frug ihn der Senator.

Einen Augenblick noch blieb der Andere in seiner horchenden Stellung, dann ging ein Lächeln über sein ernstes Gesicht. „Ich meinte, Bruder, daß unser alter Papagei mich riefe; aber er hat es neulich Abends schon gethan.“

Und als er das gesagt hatte, legte er die eine Hand auf den oberen Rand der Mauer, und mit einem Satze schwang er sich hinüber.

„Mein Gott, Friedrich,“ rief Frau Christine, indem sie einen raschen Schritt zurücktrat, „ich habe Dich noch niemals springen sehen!“ Und dabei standen ihre Augen voll von Thränen.

Er faßte seine Schwägerin an beiden Händen. „Christine,“ sagte er, „dieser Sprung war nur ein Symbolum; ich werde künftig wieder hübsch auf ebener Erde bleiben.“

Der Senator blickte heiter in den nun wieder frei gewordenen Luftraum. „Lieber Bruder,“ begann er mit bedächtigem Lächeln, „die ganze Mauer war ja eigentlich nur ein Symbolum, außer, daß sie denn doch leibhaftig dagestanden, und währenddem der alte Friedebohm sich seine Federn nicht mehr schneiden konnte“ — —

Herr Friedrich unterbrach ihn: „Wenn's gefällig wäre, so nehmet noch einmal Euere eben abgelegten Hüte, und begleitet mich auf einer kurzen Promenade!“

„Was Du willst! Friedrich!“ rief Frau Christine. „Alles, was Du willst!“ Und da Herr Christian Albrecht gleichfalls einverstanden war, so gingen sie miteinander durch das elterliche Haus, und Herr Friedrich führte sie den bekannten Weg hinten um die Stadt, an der grünen Marsch entlang und wieder in die Stadt hinein.

Sie hatten längst bemerkt, daß er sie zu dem in Streit befangenen Garten führe; aber sie fragten nicht; sie gingen schweigend und in freudiger Erwartung neben dem Bruder her.

Am Eingange empfing sie der alte Andreas, die Steigharke in der Hand, ein schelmisches Schmunzeln im Gesicht; Alles zeigte sich in schönster Ordnung, an den jungen Apfelbäumen waren alle Blüthensträuße aufgebrochen.

Herr Friedrich beschleunigte seine Schritte, während er den Muschelsteig

zum Pavillon hinauf, dann aber an demselben vorbei und nach der Kirchhofseite zuschritt. Als sie hier aus dem Gebüsch hinaustraten, stieß Frau Christine einen leichten Schrei aus, wie er sich in freudiger Ueberraschung so anmuthig von dem Frauenherzen löst; denn an der Stelle des krüppelhaften Zaunes, welcher sonst die Scheide gegen den Kirchhof hin bezeichnet hatte, erhob sich vor ihnen eine stattliche Mauer, wie Herr Christian Albrecht sie sich immer hier gewünscht hatte. „Nun gewißlich," rief die hübsche Frau, „da steht es vor uns, auch die Liebe kann" — —

Aber Herr Friedrich nahm ihr das Wort vom Munde. „Die Frau Schwester meinen," sagte er höflich, „Meister Hansen's Leute können, wenn auch keine Berge, so doch eine Mauer recht gescheidt versetzen; mich selber anbelangend, so habe ich hierbei auf des Herrn Bruders gütigen Consens gerechnet. Und, Christian Albrecht," fuhr er in herzlichem Tone fort, indem er sich zu seinem Bruder wandte, „hiemit, so Du gleichen Sinnes bist, ist unser Proceß am Ende; Du hast das Urtheil unseres Magistrates für Dich; meinen Einspruch habe ich zurückgezogen. Thue Du nun ein Uebriges und bestimme als der Aelteste, wie es mit dem Garten soll verhalten werden! Wie Du die Theilung vornimmst, ich bin es jedenfalls zufrieden."

Herr Christian Albrecht hatte dieser Rede zugehört wie Einer, welcher zugleich einem eigenen Gedanken nachgeht. „Ist das Dein Ernst, Friedrich?" sagte er, seinem Bruder voll in's Antlitz sehend; „Dein wohlbedachter Ernst?"

„Mein voller, wohlbedachter Ernst," erwiderte Herr Friedrich ohne Zögern.

„Nun denn," rief Christian Albrecht freudig, „so theilen wir gar nicht, Bruder Friedrich! ‚Jovers-Garten' hat es hier von Großvaters Zeiten her geheißen, so darf es jetzt nicht Christian-Albrecht's- oder Friedrich's-Garten heißen!"

Einen Augenblick lang zogen Herrn Friedrich's dunkle Brauen sich zusammen, als ob er über einen Gewaltstreich seines Bruders zürnen müsse; dann aber wurde es plötzlich hell auf seinem Antlitz, wie Christian Albrecht in so raschem Wechsel es nur bei ihrem Vater einst gesehen hatte. Lebhaft ergriff er seines Bruders Hand: „Topp, Christian Albrecht! Aber wie war's nur möglich, daß dies damals Keinem von uns Beiden eingefallen ist?"

Herr Christian Albrecht lächelte. „Ich glaube Friedrich, wir haben damals Beide etwas laut geredet; da konnten wir die eigne Herzensmeinung nicht vernehmen."

Frau Christine, die in stiller Freude dem Gespräch der Brüder zugehört hatte, hob jetzt ihre Uhr empor, die sie, noch von der Reise her, an einem schweren Gürtelhaken bei sich führte. „Vesperzeit, wenn's beliebet!" rief sie. „Und, Friedrich, Du speisest doch heut' Abend bei uns? Die alte Margreth wird schon löblich vorgesehen haben! Freilich — Deine perdrix aux truffes, die hast Du ein für alle Mal verlaufen."

Es war zu Ende Juli. Frau Antje Möllern saß bei Frau Nachbar'n Jipsen auf der Beischlagsbank und erzählte Dieser noch einmal, wie schon mehrere Mal zuvor, daß es nun nichts nütze, da drüben noch länger haus-

zuhalten; denn die da — und sie nickte nicht eben sanft nach dem alten Kaufherrnhaus hinüber — habe nun auch Herrn Friedrich Jovers ganz in ihren Schlingen; sie, Antje Möllern, habe dies dem Letzteren auch rund heraus gesagt und dann zugleich auf Michael gekündigt; und Frau Nachbar'n Jipsen erwiderte darauf, heute gleichfalls nicht zum ersten Male, daß sie das Alles längst vorausgesehen habe.

Unten im Rathsweinkeller saß an diesem warmen Nachmittage der goldene Advokat und demonstrirte dem Herrn Stadtsecretär, der aus den oberen Rathhausräumen zu einem kühlen Trunk herabgestiegen war, wie er die scharfsinnigen Deductionen seiner Klage- und Replikreceſſe, welche — ganz sub rosa — denn doch über den Horizont des ehrenwerthen Magistrats hinausgingen, nun, leider, ganz umsonst geschrieben habe; und der stets höfliche Herr Stadtsecretär tupfte dem Goldenen recht freundlich auf die Schulter und sagte lächelnd: „Umsonst, Herr Siebert Sönksen? Doch wohl nicht ganz umsonst! Da müßten wir die Herren Jovers doch nicht kennen!" — Und der Goldene lächelte gleichfalls und griff behaglich nach seinem Spitzglas Rothen.

Draußen in den Gärten aber war es in der Stachelbeerenzeit, und in „Jovers-Garten" war heute überdies ein großer Familienkaffee. Der Herr Onkel Bürgermeister und der Herr Vetter Kirchenpropst mit ihren Frauen waren da; und der alte Friedebohm und der alte Andreas waren da, Jeder an dem Platze, der ihnen zukam, und der alte Papagei saß auf seiner hohen Stange vor dem Pavillon, und auch Musche Peters in seinem neuesten Anzug mit einer kleinen Zopfperücke fehlte nicht; selbst den kleinen Erbprinzen hätte man in seinem Kinderwagen an einem stillen Schattenplätzchen finden können; freilich bis jetzt nur schlummernd unter der Hut der treuen Kindermagd. Im Innern des Pavillons aber vor den weit geöffneten Flügelthüren waltete Frau Christine des blinkenden Kaffeetisches, während drunten vor der Stacketpforte sich zusammendrängte, was die kleine Gasse an neugierigen Weibern und lustiger Jugend aufzubieten hatte. Die Weiber erzählten sich von der guten seligen Frau Senator'n und nickten dabei nach der innern Wand des Pavillons hinüber, wo die unermüdliche Dame Flora nach wie vor mit ihrer Rosenguirlande tanzte; die Buben dagegen, die sich allmälig den ersten Platz vor der Pforte erobert hatten, wiesen mit ausgestreckten Armen nach den großen rothen Stachelbeeren, die auf den Rabatten in schwerer Fülle an den Büschen hingen. Mitunter hörte man sie den Namen des jungen Herrn Senators nennen; sie schienen auf ihn zu warten, dessen milde Hand ja auch nach dem Hintritt der guten alten Frau Senator'n noch vorhanden war. „Da kommt he! Kiek mal, da kommt he!" riefen ein paar von ihnen, deren gierige Augen eben einen Schimmer seines pfirsichfarbenen Rockes erspäht hatten; aber sie wurden plötzlich stille, als sie ihn an der Seite des gefürchteten Herrn Friedrich Jovers aus einem belaubten Seitengange treten sahen.

Die beiden Brüder gingen schweigend nebeneinander; aber auf ihrem Antlitz lag noch der friedliche Ausdruck des traulichen Gespräches, welches sie vorhin die stilleren Seitengänge hatte aufsuchen lassen. Auch jetzt noch wandten sie sich

nicht wieder zur Gesellschaft, sondern schritten in stummem Einverständniß den breiten Muschelsteig hinab.

Ihnen im Rücken hatte inzwischen Musche Peters sich der Papageienstange genähert und suchte in Ermangelung gleichberechtigter Unterhaltung mit dem gefiederten Gaste in bescheidenem Flüstertone anzuknüpfen; sogar ein Stückchen Zucker wagte er dem Papchen hinzuhalten. Aber der grüne Unhold schien für diese Aufmerksamkeiten keinen Sinn zu haben; statt nach dem Zucker hackte er nach Musche Peters' Finger und schrie dann gellend, als wolle er's nun ein für alle Mal gesagt haben: „Komm 'röwer!"

Als der Schrei des Vogels das Ohr der beiden Brüder erreichte, flog über Herrn Friedrich's Angesicht ein Schatten, wie aus jener Nacht, von der er seinem Bruder heut' zum ersten Mal gesprochen hatte. Der Senator aber faßte seine Hand und sagte leise: „Mein Friedrich, das hat jetzt keine Bedeutung mehr; Du bist nun ein für alle Mal hinüber."

Als Herr Friedrich hierauf den Kopf erhob, um seinen Bruder anzublicken, blieben seine Augen auf dem Bubenhaufen vor der Pforte haften, und die finstere Miene wurde von einem fast schelmischen Lächeln fortgedrängt. „Keine Bedeutung mehr?" sagte er, die Worte des Bruders wiederholend. „Meinst Du, ich verstünde ganz allein die Papageiensprache?" Und ohne eine Antwort abzuwarten, rief er mit lauter, kräftiger Stimme: „Hollah, Jungens, wat seggt de Papagoy?"

Da kam zuerst eine noch etwas zaghafte Stimme, dann aber eine nach der andern, und immer lauter und lauter: „„Komm 'röwer! Komm 'röwer!" seggt de Papagoy!"

Und lustig winkend erhob Herr Friedrich den Arm: „Nun denn, alle Mann hoch: „Komm 'röwer!"" und eben so lustig wies seine Hand nach den brechend voll beladenen Stachelbeerbüschen.

Zuerst sahen die Jungen nur einander an und flüsterten angelegentlich miteinander; sie konnten sich's nicht denken, daß der böse Herr Friedrich Jovers mit einem Male so erstaunlich gut geworden sei. Als aber jetzt die beiden Herren Jovers in ein unverkennbar herzliches Lachen ausbrachen, da war kein Halten mehr, Einer wollte noch eher, als der Andere, und bald sprang und fiel und purzelte der ganze Schwarm über die Pforte in den Garten hinab, und unter jeder Stachelbeerstaude saß mit lachendem Angesicht ein unermüdlich schmausender Junge.

„Christian Albrecht," sagte Herr Friedrich, den Arm um seines Bruders Schulter legend, „wenn erst Deine Jungen hier so in den Büschen liegen!"

Da erscholl hinter ihnen vom oberen Theil des Gartensteiges ein helles fröhliches „Bravissimo!" und als sie sich hierauf umwandten, da stand in der offenen Thür des Pavillons inmitten aller Gäste die junge, anmuthige Frau Senatorin; mit emporgehobenen Armen hielt sie den Brüdern ihr eben erwachtes Kind entgegen, das mit großen Augen in die bunte Welt hinaussah.

Alessandro Manzoni's heilige Hymnen.

Von

Paul Heyse.

Im Jahre 1805 hatte Manzoni, zwei Jahre bevor er den Vater verlor, seine treffliche Mutter nach Paris begleitet. Sie war die Tochter jenes Cesare Beccaria, der mit seiner Schrift De' Delitti e delle Pene einen so bedeutenden Umschwung in den Rechtsanschauungen seiner Zeit hervorgebracht hatte. Giulia Beccaria, die älteste seiner Töchter, hatte im Jahre 1782 Don Pietro Manzoni geheirathet; am 7. März 1785 war Alessandro geboren worden. Als der zwanzigjährige Jüngling Italien verließ, waren die ersten Eindrücke seiner von Geistlichen geleiteten Erziehung bereits in seiner Seele erloschen. Die freie Bewegung der Geister jener Zeit hatte ihn mächtig ergriffen, die Gesellschaft, in die er eintrat, war ungläubig, die Freundin seiner Mutter, Frau von Cabanis, versammelte in ihrem Hause zu Auteuil[1]) einen Kreis bedeutender Männer, die das Erbe der Encyklopädisten durch die Stürme der Revolution hindurch treu bewahrt hatten. Cabanis selbst, Volney, Garat — derselbe, der Ludwig XVI. das Todesurtheil vorgelesen hatte — vor Allem der edle Fauriel kamen dem jungen Italiener mit herzlicher Freundschaft entgegen. Aber wenn er der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts sich entschieden anschloß, ja über Voltaire's Deismus wol noch einen Schritt hinaus that, wehrte sich doch der sittliche Adel seiner Natur und sein jugendlicher Idealismus gegen den frivolen Materialismus und die absolute Skepsis, die beim Beginn der Napoleonischen Herrschaft in der Luft lagen. Der starke und schlichte ethische Zug seines Wesens, der ihm ein langes Leben hindurch treu blieb und seine Gestalt selbst den Gegnern ehrwürdig machte, kündigte sich schon damals in voller Klarheit und mit der Würde einer unerschütterlichen Ueberzeugung an. In jenem ersten von ihm veröffentlichten Gedicht auf den Tod Carlo Imbonati's redet er den Schatten des abgeschiedenen Freundes seiner Mutter, der ihm im Leben nie begegnet war und Nachts an sein Lager tritt, mit den flehenden Worten an:

O zeige
Den Weg mir, der hinan zum Gipfel führt,
Daß, wenn ich fallen soll auf steiler Bahn,
Die Welt doch sagt: Er fiel auf eigner Spur. —

[1]) Der berühmten Maisonnette.

Und Er: Fühlen und denken sollst du; Wen'ges
Dir gnügen lassen; nie die Augen wenden
Vom Ziel hinweg; die Hand so wie das Herz
Stets rein erhalten; von der Menschen Treiben
Nur so Viel selbst erproben, als man braucht,
Es nicht zu achten; nie dich dienstbar machen;
Mit Schlechten nie pactiren; nie die heil'ge
Wahrheit verrathen; nie mit einem Wort
Der Tugend Hohn, dem Laster Beifall zollen. —
O Meister! rief ich, o mein güt'ger Führer!
Verlaß mich nicht! Laß deiner Weisheit Strahl
Mir nicht erlöschen! Bleib und leite mich,
Daß nicht Natur und Jugend mir den Geist
Blind machen und des Herzens Stimme knechten!

Man sieht deutlich aus diesen Versen, daß der junge Dichter, der sich zu so hohen sittlichen Idealen bekennt, mit der Milch der antiken Philosophie genährt worden ist. wie jenes andere Poemetto, das er wenige Jahre darauf unter dem Titel Urania veröffentlichte, ihn auch von Seiten der Form und des poetischen Apparates als einen treuen Schüler der classischen Literatur zeigt. Musen und Grazien, Pindar und Erinna treten darin auf, und nur die wärmere Empfindung und die reizende Frische des Colorits verrathen schon hier das mächtige Talent, das bald mit allen Traditionen der italienischen Classicisten brechen sollte, um die neue Schule zu gründen, deren wahres Wesen durch das Schulwort der Romantik so schief und irreführend bezeichnet worden ist.

Doch erst eine große innere Umwandlung, eine völlig veränderte Weltanschauung sollte diese künstlerische Wiedergeburt in ihm hervorrufen.

Mutter und Sohn waren im Jahre 1807 nach Italien zurückgekehrt. Im Frühling 1807 hatte Alessandro die sechzehnjährige Tochter eines Genfer Banquiers, Henriette Louise Blondel, kennen gelernt und zu Anfang des Jahres 1808 sich mit ihr vermählt [1]). Die Braut war Protestantin gewesen. Im zweiten Jahre nach ihrer Verheirathung trat sie in Paris zum Katholicismus über. Ihr Gatte hatte sie gewähren lassen, wie er sich selbst die vollste Freiheit der Ueberzeugung ihr gegenüber zu wahren wußte. Aber der bedeutungsvolle Schritt, den die tief und eigen angelegte junge Frau aus innerstem Bedürfniß gethan, regte ihn an, aus seiner kühlen Zurückhaltung religiösen Problemen gegenüber herauszutreten und mit dem Ernst, den er an alle geistigen Aufgaben wandte, die Grundlagen des Glaubens, dem seine Frau anhing, zu studiren. Wenig ist über diese entscheidende Epoche seines Lebens bekannt. Es wird nur erzählt, daß er eines Tages in der Kirche St. Roch zu Paris lange in Betrachtung versunken den Mysterien der Offenbarung nachgedacht und plötzlich in die Worte ausgebrochen sei: „O mein Gott! wenn du bist, so enthülle dich mir!" — und aus dieser Kirche sei er als gläubiger Katholik hinweggegangen.

Welchen Antheil der Einfluß der jungen Frau, der Bekehrungseifer der Neubekehrten, an der Umwandlung Manzoni's aus einem Anhänger der Ency-

[1]) Sie starb im J. 1833, nachdem sie ihrem Gatten zehn Kinder geboren, drei Söhne und sieben Töchter.

klopädisten in einen orthodoxen Katholiken gehabt habe, ist nicht nachzuweisen. Wir wissen nur, daß Gino Capponi, als er im Jahre 1827, kurz nach dem Erscheinen der Promessi sposi den Dichter und seine Gattin in Florenz kennen lernte, die Frau, die nicht schön und von wenig Worten war, gerade nach diesen wenigen Worten und ihrem ganzen Benehmen für die vera ispiratrice des Dichters erklärte. Er selbst hat sein Trauerspiel Adelchi ihr zugeeignet mit Worten der tiefsten Liebe und Verehrung[1]). Niemand aber, der Leben und Werke des seltenen Mannes im Zusammenhange betrachtet hat, wird zu glauben geneigt sein, daß irgend einem, selbst dem geliebtesten Menschen zu Gefallen, ohne innerstes Bedürfniß, sich die Abkehr von den Idealen seiner Jugend in ihm vollzogen habe. In der wundersamen Mischung der Elemente, die seine Natur gebildet, ist keines mächtiger, als der starke, bis zum Eigensinn gesteigerte Trieb, Alles ihm nicht völlig Gemäße unerbittlich abzulehnen. Keinem fremden Einfluß hat er jemals die geringste Macht über die Richtung seines geistigen Lebens gestattet, und so bescheiden er von seinen Gaben dachte, so entschieden wahrte er Freunden und Feinden gegenüber das Recht seiner Persönlichkeit. Nicht einen Augenblick hatte ihn die Pietät gegen seine frühesten Lehrer abgehalten, in jenem Gedicht auf Imbonati die später so tief bereuten Schmähungen[2]) gegen die geistliche Schule auszustoßen und sich zu rühmen, daß er

Im schmutz'gen Pferch erzogen mit der Heerde,
Die dürren Strünke dann verschmäht, die Weide
Schmuckloser Stoppeln, von der stinkenden
Krippe hinweg das Antlitz kehrte, frei
Entschlossen aus Ascräa's Quell zu schlürfen.

Aber auch dieser Trank konnte ihm nicht lange den Durst der Seele stillen. Wenn — außer Macchiavelli — wohl nie ein Italiener gelebt hat, der ein größerer Todfeind der Phrase gewesen wäre, als Manzoni, wie kann es uns Wunder nehmen, daß die blutlosen Schemen des abgelebten Classicismus, der mythologisch-allegorische Plunder, mit dem ein Monti sich in allen Phasen seines wechselvollen Hofpoetenlebens zu drapiren wußte, ihm bald als eine künstliche Puppenwelt, als ein fremder und falscher Aufputz erscheinen mußten! Er, der berufen war, die italienische Literatur in neue Bahnen zu führen, er durfte selbst mit einer gewissen Heftigkeit von den Traditionen des achtzehnten Jahrhunderts sich lossagen und seine eigenen Anfänge verleugnen.

Denn nur für Diejenigen, die bei künstlerischen Aufgaben nicht den ganzen Menschen einsetzen, und zumal die Literatur als Geschmackssache betreiben, gilt was Goethe in seinem Aufsatz über „Classiker und Romantiker in Italien, sich heftig bekämpfend" gesagt hat: „daß Jeder, der von Jugend an seine Bildung den Griechen und Römern verdankt, nie ein gewisses antikes Herkommen verleugnen, vielmehr jederzeit dankbar anerkennen wird, was er abgeschiedenen

[1]) Der Name Enrichetta bezeichne ihm: „Glauben, Reinheit, Verstand, Liebe zu den Ihrigen, Wohlwollen gegen Alle, Opferfähigkeit, Demuth, Alles, was heilig, Alles, was liebenswürdig ist" — so schrieb er einer Enkelin, die den Namen der Großmutter trug, einundzwanzig Jahre nach dem Tode der Gattin in ihr Album. (Briefe v. A. M., herausg. von G. Sforza, S. 423.)

[2]) Man vergleiche in den von Giov. Sforza herausgegebenen Lettere di A. M. (Pisa 1875) den 47. und 71. Brief.

Lehrern schuldig ist, wenn er auch sein ausgebildetes Talent der lebendigen Gegenwart unaufhaltsam widmet und, ohne es zu wissen, modern endigt, wenn er antik angefangen hat."

In so vollem Maße aber die letzten, von Goethe ganz allgemein auf die neue Schule angewandten Worte insbesondere von Manzoni gelten dürfen, so wenig war die Zurückwendung des jungen Dichters zur naivsten Gläubigkeit eine literarische Angelegenheit für ihn. Ein seelisches, kein ästhetisches Ungenügen hatte ihm den classischen Parnaß verdächtigt. Urania hatte sein Herz leer ausgehen lassen und sein metaphysisches Bedürfniß mit Allegorieen moralischer Begriffe abgespeist. Sein Verhältniß zu Gott und Welt aus eigener Macht neu zu befestigen, fehlte es seinem Geist an Kühnheit und Tiefe. Die Bescheidenheit und Schlichtheit seines Charakters wiesen ihn an auf Unterordnung unter die Autorität der Geschichte, deren Macht sich auch an seiner künstlerischen Natur zu allen Zeiten bewähren sollte. Wenn es daher nicht nachzuweisen sein wird, auf welchem Wege die offenbarte Religion zunächst in sein Inneres eindrang, auf dem der Phantasie oder des Gemüthes, so wird doch Niemand bezweifeln, daß beide Kräfte der Seele einen gleich echten und innigen Antheil an seiner Umwandlung hatten, daß die einfach rührende Schönheit der heiligen Legende den Dichter in ihm mit derselben Unwiderstehlichkeit für sich gewann, wie der sittliche Gehalt der Evangelien dem Menschen für alle Zeit zu einem unantastbaren Eigenthum wurde.

Auch hier sind die Goethe'schen Worte über den Einfluß der christlichen Tradition auf die romantische Schule in ihrer kühlen Allgemeinheit nicht geeignet, Manzoni's besonderen Fall hinlänglich zu bezeichnen. Nicht als ein „Bildungsmittel" galt ihm die Bibel, jene „Sammlung bedeutender Documente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluß hat, ob sie uns gleich so fern liegt und so fremd ist, als irgend ein anderes Alterthum. Daß wir sie näher fühlen, kommt daher, weil sie auf Glauben und höchste Sittlichkeit wirkt, da andere Literaturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten." Nicht als ein Stück Literatur, von anderen Literaturen noch so tief verschieden, sah er die Schriften des alten und neuen Testamentes an und versuchte, sich mit ihnen in ein Verhältniß zu setzen, das ergiebiger, intimer, dauernder auf seine „Bildung" gewirkt hatte, als irgend ein anderes. Zu einem Ereigniß ganz ohne Gleichen, einem von historischen Voraussetzungen nur zufällig abhängigen, im Grunde beständig gegenwärtigen persönlichen Erlebniß wurde ihm der gesammte Inhalt der katholischen Ueberlieferung, und Nichts hat die romantische Schule in Deutschland aufzuweisen, als höchstens Novalis' geistliche Lieder, was sich mit den wundersamen Zeugnissen dieser „Wiedergeburt", den Inni sacri, nur entfernt vergleichen ließe.

Schon die Art ihres Entstehens zeugt dafür, daß es sich hier nicht um einen „dankbaren Stoff", ein ergiebiges lyrisches Thema handelte, das den Dichter, als er in der neuen Region heimisch geworden, zur künstlerischen Verwerthung gereizt hätte. Nicht auf Einen Wurf, sondern in weiten Zwischenräumen entstanden sie, die Auferstehung zuerst, im Jahre 1812, als das Ereigniß, dessen gläubige Aufnahme am entschiedensten den Bruch mit der früheren Weltanschauung

bezeichnet; im Jahre darauf der Name Maria und die Geburt; erst zwei Jahre später, 1815, die Passion. Diese vier Hymnen erschienen dann in demselben Jahre in Mailand, und erst vier Jahre später ließ der Dichter die fünfte Hymne, Pfingsten, in einzelnem Abdruck — nur 50 Exemplare — folgen. Die geringe Zahl war nur allzusehr gerechtfertigt. Jenes erste Heftchen war entweder spurlos vorübergegangen — ein Freund, der 1819 im Conciliatore darüber schrieb, beklagte den scarso grido, das geringe Aufsehen, das sie erregt hatten, — oder hatte heftigen Widerspruch gefunden. Der Abate Salvagnoli Marchetti, einer der römischen Arkadier, sprach in dem Journal dieser poetischen Genossenschaft von der „armseligen, schrullenhaften und verkehrten Sorte von Versen, die neben so viel anderen unpoetischen und unitalienischen Sachen Manzoni ihnen beschert habe." Noch im Jahre 1829 fand derselbe Abate für gut, eine Schrift von 110 Seiten Text und 24 Seiten Vorrede unter dem Titel „Dubbi intorno agl' Inni sacri" zu veröffentlichen. Wir wissen nicht, was die Herren Arkadier mehr in Harnisch brachte: die Neuheit des Stils, der sich von den ausgetretenen Geleisen der akademischen Petrarchisten und Classicisten so dreist zu entfernen wagte, oder die naive Kühnheit, den biblischen Traditionen, welche die gebildete Welt der unwissenden Menge zu überlassen pflegte, wieder einmal ein volles Herz zuzuwenden und auch dichterisch vollen Ernst mit ihnen zu machen.

Nicht lange nach dem Erscheinen der ersten vier Hymnen hatte Goethe von ihnen Notiz genommen. Im Anschluß an den oben erwähnten Aufsatz in „Kunst und Alterthum" sprach er sich, nachdem er Manzoni's Namen früher nur dem Rufe nach erwähnt, und ehe er durch das Trauerspiel Carmagnola für den jungen Dichter ein tieferes Interesse gewonnen hatte, folgendermaßen über die heiligen Hymnen aus:

„Wenn sich über mannigfaltige Vorkommenheiten der Zeit die Menschen entzweien, so vereinigt Religion und Poesie auf ihrem ernsten tiefern Grunde die sämmtliche Welt. Vorbenannte Gedichte waren uns überraschend, obwol nicht fremdartig.

„Wir gestehen Herrn Manzoni wahres poetisches Talent mit Vergnügen zu, Stoff und Bezüge sind uns bekannt; aber wie er sie wieder aufnimmt und behandelt, erscheint uns neu und individuell.

„Es sind überhaupt nur vier Hymnen, welche nicht mehr als dreiunddreißig Seiten einnehmen, und folgendermaßen geordnet: Die Auferstehung, das Grundergebniß der christlichen Religion; das eigentlichste Evangelium. Der Name Maria, durch welchen die ältere Kirche jede Ueberlieferung und Lehre höchst anmuthig zu machen weiß. Die Geburt, als die Morgenröthe aller Hoffnungen des Menschengeschlechtes. Die Passion, als Nacht und Finsterniß aller Erdenleiden, in welche die wohlthätige Gottheit sich einen Augenblick zu unserm Heil versenken mochte.

„Diese vier Hymnen sind verschiedenen Ausdrucks und Tons, in verschiedenen Silbenmaßen abgefaßt, poetisch erfreulich und vergnüglich. Der naive Sinn beherrscht sie alle; aber eine gewisse Kühnheit des Geistes, der Gleichnisse, der Uebergänge zeichnen sie vor andern aus und locken uns, immer näher mit ihnen bekannt zu werden. Der Verfasser erscheint als Christ ohne Schwärmerei, als

römisch-katholisch ohne Bigotterie, als Eiferer ohne Härte. Doch ganz ohne Bekehrungstrieb darf der Dichter sich nicht zeigen; dieser wendet ihn aber, auf eine anmuthige Weise, gegen die Kinder Israel, denen er freundlich vorwirft: Maria sei doch aus ihrem Stamme geboren, und sie wollten allein einer solchen Königin die Huldigung versagen, die eine ganze Welt ihr zu Füßen legt.

„Diese Gedichte geben das Zeugniß, daß ein Gegenstand, so oft er auch behandelt, eine Sprache, wenn sie auch Jahrhunderte lang durchgearbeitet worden, immer wieder frisch und neu erscheinen, sobald ein frischer, jugendlicher Geist sie ergreifen, sich ihrer bedienen mag."

Noch eine andere Aeußerung Goethe's über Manzoni's Lyrik ist uns aufbewahrt worden, in dem Bericht, den V. Cousin im Globe über eine Unterredung mit Goethe im Jahre 1825 veröffentlicht: Er habe Manzoni's Seele in seinen Hymnen gesehen. „C'est un catholique naïf et vertueux."

Und in der That, wenn wir uns Rechenschaft darüber geben wollen, wodurch der Eindruck, den diese lyrischen Ergüsse auf uns machen, sich von der Wirkung aller andern geistlichen Poesie zumal der romanischen Völker unterscheidet, so ist es zunächst und zumeist die seelenvolle Naivetät, mit der der Dichter dem tausendfach behandelten Stoff als einem ganz neuen, jungfräulichen, ihm zuerst kund gewordenen gegenübertritt. Hier ist Nichts zu spüren von dem Geist und den Formen einer durch lange kirchliche Tradition gleichsam legitimirten Stimmung, von conventioneller Andacht, die sich ihres guten Rechtes, anzubeten und dogmatisch zu meditiren, mit selbstbewußter Würde bedient; Nichts von der tändelnden Freude gewisser pietistischer Kirchenlieder, sich zu den Geheimnissen der Religion in ein möglichst familiäres Verhältniß zu setzen, so wenig wie von dem überspannten Zustande des Gemüths, das in die einfachen, durch langen Gebrauch ein wenig entkräfteten Formen und Formeln mit gewaltsamem Aufschwung einen neuen mystischen Gehalt zu legen sucht. Wir sehen einen reinen, innigen, dichterisch begabten Menschen, der von übermenschlichen Geheimnissen und tröstlichen Verheißungen Kunde erhalten hat, und in der entzückten Freude darüber das, was ihm mitgetheilt worden, nun aller Welt sagen will, als ob vor ihm noch kein anderer Zeuge dieser Offenbarungen aufgetreten wäre. Was auch in allen anderen Fällen den Dichter macht, daß die Ereignisse der Natur und des Menschenlebens, welche die Welt seit ihrem Bestehen erlebt, beobachtet, besprochen hat, ihm wie zum allerersten Male im Geist und in der Phantasie aufgehen, so daß er vom Bekanntesten, Alltäglichsten wie von einem unerhörten Wunder zu reden anfängt, das hat auch den heiligen Hymnen Manzoni's jene originelle Unschuld gewahrt, die den bis zur Erschöpfung hin und her gewendeten Stoff als einen zum ersten Male ergriffenen „frisch und neu erscheinen läßt". Nicht in dem Gefühl, auszusprechen, was die große Gemeinde der Gläubigen seit zwei Jahrtausenden bewegt hat, nicht im Dienste des Cultus und um von dem ererbten Schatz längst geprägter kirchlicher Weisheit den Aermeren mitzutheilen, läßt er seine Stimme vernehmen; es ist, als ob ein völlig unbefangener sinniger Heide in den Zeiten der ersten Kirche die evangelische Botschaft vernommen habe und, von ihrer Schönheit und Macht zum Glauben hingerissen, unwillkürlich in ein Nachstammeln der wundersamen Neuigkeiten aus-

breche. Er wundert sich noch über die Wunder; er erzählt allbekannte Dinge, wie wenn er sie aus bester Quelle gestern erst erfahren hätte; er erlebt in visionärer Kraft und Frische alle ergreifendsten Augenblicke der heiligen Legende mit und gibt davon Zeugniß mit einer so über allen Zweifel erhabenen Heiterkeit und Glückseligkeit, als ob er nie ein Wort davon gehört hätte, daß Jahrhunderte hindurch über den Sinn und Gehalt dieser Ueberlieferungen ein heftiger Kampf geführt worden sei. Und dieses naive Verhalten dem Inhalt seiner Dichtungen gegenüber hat nun auch ihrer Form einen Reiz und eine Macht verliehen, die wir in anderer geistlicher Poesie nur in zerstreuten Blitzen wiederfinden. Indem er Nichts voraussetzt, das, was ihn bewegt, als ein völlig neues Erlebniß mittheilt, hat er das Bedürfniß gefühlt, nicht blos sein Gefühl auszusprechen, wie die meisten frommen Sänger gethan, sondern vor Allem auch zu erzählen, was ihm begegnet ist. Hierdurch ist ganz ungesucht eine Verbindung und Durchdringung epischer und lyrischer Elemente entstanden, wie wir sie nur noch in Pindar's Hymnen in gleicher Vollkommenheit antreffen. Ja es will uns scheinen, als ob die Verschmelzung des Historischen und Subjectiven in Manzoni's Liedern noch glücklicher sei, als in jenen. Denn auch wo er erzählt und schildert, scheint er nur an sich zu denken, nur für sich selbst die Ereignisse recapituliren zu wollen. Es ist kein gleichmäßig ausgeführter Bericht, auf den es ihm ankommt, um einen Dritten, der noch Nichts von diesen Geheimnissen gehört, vollständig einzuweihen. Nur gleichsam die Spitzen der Ereignisse berührend erinnert er sich selbst an das Denkwürdigste, Rührendste, Tröstlichste, was er erfahren hat, um gleich darauf wieder in die Tiefe der Empfindung unterzutauchen, zu jubeln, zu danken, zu hoffen und zu wünschen, daß allen Menschen so wohl werden möge, wie ihm selbst, seitdem er diesen unerschöpflichen Inhalt für sein ganzes Leben gewonnen hat.

Und hier kam ihm die Schule zu Statten, in welcher er lange genug gesessen hatte, die geistige Zucht der antiken Dichter und Denker, die seinen künstlerischen Sinn hinlänglich hatten reifen lassen, um ihm auch in der überschwänglichsten Seelentrunkenheit Maß und Klarheit des Ausdruckes, Fülle und sinnliche Frische der Bilder, mit einem Wort: im romantischen Stoff den classischen Stil zu wahren. Wer diese Hymnen im Original studirt, wird immer von Neuem die Gedrängtheit und Prägnanz der dichterischen Sprache bewundern, die allen leeren rhetorischen Schmuck, alle Epitheta ornantia verschmäht, ohne einen Augenblick dürr und übergeistig zu werden. Der Dichter ist immer bei der Sache, aber immer mit dem ganzen Menschen. Wenn er in kühnen Uebergängen von Bild zu Bild fortschreitet — oft das einzelne mit einer Breite ausführend, die an homerische Kunst erinnert — läßt er doch nie einen erkältenden Hauch virtuoser Technik aufkommen, da Alles mit innigster Empfindung getränkt ist. Wir wissen ja, wie langsam er geschaffen, oder vielmehr das rasch Hingeworfene unermüdlich durchgearbeitet und bis in's Letzte von conventionellen Auswüchsen gereinigt hat. Er aber besaß in Wahrheit l'arte che studia di non parere, die Kunst, deren Streben es ist, sich zu verbergen, um wieder als Natur sich darzustellen. Niemand wird diesen Zauber seines Stils lebhafter an sich empfinden, als wer das Wagniß unternimmt, diese Dichtungen in irgend einer

Sprache nachzubilden. Auch ist es, meines Wissens, bisher in keiner versucht worden. Wenn ich es dennoch gewagt habe, und trotz der Ueberzeugung von der Unvollkommenheit des Ergebnisses diese Uebersetzungen hier veröffentliche, so geschieht es, um in Deutschland, wo Manzoni nur als der Dichter der „Verlobten" und jener gewaltigen Ode auf Napoleon bekannt ist, auf eine der merkwürdigsten Erscheinungen hinzudeuten, die zugleich zur Erklärung eines oft ausgesprochenen und bisher nie ergründeten Räthsels zu dienen vermag.

Im J. 1827 erschien Manzoni's größtes Werk, der Roman I promessi sposi, der ihn mit einem Schlage auf die Höhe der gesammten zeitgenössischen Literatur stellte und ihm einen so unvergänglichen Platz in der Weltliteratur sicherte, wie der Don Quixote dem Cervantes. Am 22. Mai 1873 starb er. In dem langen Zeitraum von 43 Jahren, während dessen er seinen wachsenden Ruhm, ja fast schon seinen eigenen Nachruhm erlebte, da man außerhalb Italiens vielfach ihn nicht mehr zu den Lebenden zählte, hat er außer einer Schrift über die katholische Moral und Abhandlungen über die Einheit der Sprache, die ihm nicht minder als die politische Einheit am Herzen lag, Nichts mehr veröffentlicht. Selten einmal regte sich seine lyrische Kraft, bei nationalen Ereignissen, deren jäher Umschlag dann mitten im Erguß die dichterische Stimmung in's Stocken brachte. Ein zweites episches Werk hat derselbe Mann, der zu den größten Erzählern aller Zeiten und Völker gerechnet werden muß, nie auch nur im Plane getragen, geschweige vollendet.

Man hat dies immer im höchsten Maße befremdlich gefunden. So viel plastische Kraft, so viel sichtbares Behagen am freien Spiel dieser Kraft, tiefste Menschenkenntniß und zarteste Mitempfindung aller menschlichen Leiden und Freuden, die wunderbarste Fähigkeit, sich in die individuellsten Zustände wie in historische Verhältnisse zu versenken und Charakterfiguren mit der gleichen Schärfe zu zeichnen, wie den Geist und Sinn der Zeit, in welcher sie wandelten, uns nahe zu bringen, — wer von den Vielen, die mit mehr oder weniger Glück den historischen Roman nach seinem Vorgange weiterzubilden suchten, konnte sich all dieser Gaben in ähnlicher Fülle und gleich erfreulichem Ebenmaße rühmen! Und doch hat ihrer aller Meister es über sich gewinnen können, weit über ein Menschenalter diese Kräfte schlafen zu lassen, unberührt von den anklagenden, verkennenden, preisenden und verlockenden Stimmen, die für und wider einen auctor unius libri laut zu werden pflegen.

Wer freilich der damals viel verbreiteten Meinung zustimmt, Manzoni habe sein Buch im Wetteifer mit Walter Scott's Romanen geschrieben, um, was Jener für Schottland und England geleistet, für seine lombardische Heimath zu thun: ein Stück ihrer Vorzeit in einem farbigen Bilde wiederzubeleben, dem wird es räthselhaft bleiben, daß nach jener poetisch verklärten Chronik aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nicht auch noch andere denkwürdige Historien die Phantasie des Dichters befruchtet haben sollten. In Wahrheit aber war es Manzoni, der nie um literarischer Erfolge willen eine Zeile geschrieben, um nichts weniger zu thun, als um die Schöpfung oder Acclimatisirung einer neuen poetischen Gattung. In das Studium jener Zeit aus ganz anderen Beweggründen vertieft, ergriff ihn plötzlich das Bild der armen Menschheit, wie es in der furchtbaren Heimsuchung der Pest, unter den wilden, zucht- und recht-

losen Verhältnissen jener Tage vor seine Seele trat; er erkannte, daß auf diesen Einen historischen Punkt sich Alles zusammendrängen ließe, was er über den sittlichen Zustand der Menschheit überhaupt, ihr tiefes Verderben, ihre Ohnmacht und Kraft, die natürlichen und übersinnlichen Heilmittel, die ihr verliehen, jemals gedacht und empfunden hatte; er begriff, daß die Entfernung von zwei Jahrhunderten ihm erlaubte, die verschiedenen Stufen christlicher Erkenntniß in viel reineren typischen Gestalten auszuprägen, als irgend eine romanhafte Begebenheit des neunzehnten Jahrhunderts, in welchem die katholische Ueberlieferung nur noch in getrübten Umrissen lebendig war. Ein sittliches und ein religiöses Bedürfniß war es, kein literarisches oder historisches, was ihn zu seiner großen Dichtung begeisterte. Wenn das fertige Werk nichtsdestoweniger, und nicht ganz mit Unrecht, den Vorwurf auf sich zog, daß gewisse historische Ausführungen die Proportionen des Kunstwerkes zu zerstören drohten, entsprang auch dieser Fehler nicht sowol einer überwiegenden gelehrten Laune und Liebhaberei, als dem das ganze Werk durchdringenden Gewissensernst, der auch dem Zufälligen, für die Grundidee Unwesentlichen sein volles Recht angedeihen lassen mußte.

Als aber das Werk vollendet war, mußte das Gefühl sich des Autors bemächtigen, daß er mehr gethan, als eine schöne, bunte, heitere und rührende Geschichte erzählen, daß es ihm geglückt war, was bei der ersten Conception ihm dunkel vorgeschwebt hatte: die Entwickelung des sittlichen, nach seinem Begriff christlichen, Bewußtseins von den untersten bis zu den höchsten Stufen durchzuführen, die Geschichte der menschlichen Seele zu schreiben, wie sie vor ihm niemals in einem einzigen Werk zusammengefaßt worden war. Es ist hier nicht der Ort, den Roman darauf zu prüfen, wie weit ihm dies sein Vorhaben gelungen sei: die ganze Scala sittlicher Aufgaben und Gewissensfragen, welche der Mensch zu lösen und zu überwinden hat, in einer großen Reihe typischer Charaktere vor uns aufsteigen zu lassen. Es wäre einer eigenen Untersuchung werth, die das sittliche Genie Manzoni's vielleicht noch höher erheben würde, als sein dichterisches. Begreiflich aber ist nun, daß ein neuer „Stoff" ihn nicht mehr locken konnte. Was hätte er Neues zu sagen gehabt? Wie hätte es ihn, dem es nicht um den Beifall literarischer Coterieen zu thun war, ja kaum um den Ruhm, der Dichter seiner Nation zu sein, irgend reizen können, ein Thema von geringerer ethischer Tiefe zu bearbeiten, geschweige denn, nach dem Muster so mancher trefflicher Talente, die historisches Interesse mit poetischem Gehalt verwechseln, aus irgend einer andern Culturepoche ein Stück Ueberlieferung herauszugreifen, um sein Wissen und seine Kraft der Darstellung daran glänzen zu lassen! Durch die letzten Blätter seines unvergleichlichen Werkes weht eine Stimmung, die nach einem Dixi et salvavi animam klingt. Wie er in seinen Inni sacri von jeder literarischen Prätention frei geblieben ist und gerade darum auch Denen, die anderen Glaubens sind, so menschlich nahe kommt, so tritt auch in den Promessi sposi der Romandichter hinter dem Weisen und Menschenfreund zurück, und diese eterne pagine werden ein unverlierbarer Besitz der Menschheit bleiben, wenn längst die Mode, die heutzutage historische Bildung für Poesie nimmt, vorübergegangen und die Hochfluth romanhafter Geschichtsklitterungen sich im Sande verlaufen hat.

Geistliche Hymnen.

I.

Die Geburt.

(1813.)

Dem Felsen gleich, von Gipfelhöh'n
Ob steilem Bergeshange
Durch ungestüme Sturzgewalt
Entrückt mit Donnerklange;
Hinstürmend unaufhaltsam
Bricht er sich Bahn gewaltsam
Schlägt auf im Grund und steht;

Da, wo er hinfiel, regungslos
Ruht er nun träg für immer;
Vorüberzieh'n Jahrhunderte —
Nie mehr vom frühen Schimmer
Der Sonne wird er glühen,
Wenn kein befreundet Mühen
Von Neuem ihn erhöht:

So lag des ersten Sündenfalls
Unsel'ger Sohn im Staube,
Seitdem er, unaussprechlichem
Verheiß'nem Zorn zum Raube,
Sank in den Abgrund nieder
Des Weh's, aus dem nie wieder
Er hob sein stolzes Haupt.

Wer von den Schmachbeladenen
Vermaß sich solcher Weihe,
Zu dem unnahbar Heiligen
Zu sprechen: Herr, verzeihe!
Laß neuen Bund uns gründen!
Entreiß den Höllenschlünden,
Was frech sie dir geraubt!

Und sieh! ein Kind geboren ward,
Ein Sohn ist uns gegeben,
Vor dessen leisem Augenwink
Die finstren Mächte beben.
Er will die Hand uns reichen,
Erhöhn die Todesbleichen
Glorreicher als zuvor.

Es kommt ein Quell aus Aetherhöh'n
Zur Niederung geflossen,
Der durch das Thal der Kümmerniß
Lebendig sich ergossen.
Von Honig trieft's im Walde;
Auf unfruchtbarer Halde
Entsprießt ein Blumenflor.

O Sohn, du, den der Ew'ge sich
Von Ewigkeit gewonnen,
Welch ein Jahrhundert rühmte sich:
Mit mir hast du begonnen! —
Du bist! Der Welten Menge
Ist deiner Macht zu enge —
Sie wurden durch dein Wort.

Und hast gewürdigt anzuziehn
Des armen Staubes Hülle?
Welch ein Verdienst erhöhte sie
Zu solcher Ehren Fülle?
O dünkt dem Herrn erläßlich
Die Schuld, — wie unermeßlich
Reich ist sein Gnadenhort!

Heut' traf es ein. Nach Ephrata,
Der prophezeiten Stelle,
Schritt eine Jungfrau, Israels
Gestirn von ew'ger Helle.
Daß ihrer schweren Bürde
Sie dort genesen würde,
Es kam, wie er's beschloß.

Die hehre Mutter, dürftig nur
Deckt sie des Kindleins Glieder
Und legt ihn sanft und demuthsvoll
In's arme Kripplein nieder.
Dann kniet sie, anzubeten
Den Gott, an's Licht getreten
Aus ihrem reinen Schoß.

Der Engel, der zu künden kam
Der Welt die Freudenworte,
Nicht pocht' er an der Mächtigen
Vom Troß bewachte Pforte;
Nein, frommer Hirten Scharen
Will er sich offenbaren,
Der Erdenhoffahrt fern.

Und rings um ihn, geschwaderweis
Die nächt'ge Weite füllend,
Herniedersteigen Tausende,
In Flammenschein sich hüllend.
In seligem Gewimmel,
So wie man singt im Himmel,
Lobsangen sie dem Herrn.

Und ſangen fort ihr Jubellied,
Zur Höh' zurück ſich ſchwingend.
Langſam verklang, das Nachtgewölk
Von ferne noch durchdringend,
Der heil'ge Sang der Frommen,
Die gläubig ihn vernommen,
Bis er erſtarb im Wind.

Da machten jene Glücklichen
Sich auf mit haſt'gem Schritte
Und fanden, wie verheißen war,
Das Heil in dürft'ger Hütte,
Und ſahn in Windeln liegen,
Sich in die Krippe ſchmiegen
Den Herrn, ein wimmernd Kind.

O ſchlummre, Kind, und weine nicht!
Schlaf, Himmelskind! Es wagen
Ob deinem Haupt die Stürme nicht
Mit Brauſen hinzujagen,
Die du gewohnt auf Erden
Gleich wilden Kriegespferden
Zu zügeln mit der Hand.

Schlaf, Himmelskind! Noch wiſſen nicht
Die Völker, wer geboren;
Doch kommt der Tag, wo Alle dir
Zum Erbe ſind erkoren,
Wo in verborgner Stille,
In armer Staubeshülle
Der König wird erkannt.

II.

Die Paſſion.

(1815.)

Die dem nahenden Zorn ihr erzittert,
Laßt zum Tempel uns feierlich ſchreiten,
Wie es Solchen geziemt, die erſchüttert
Die verkündete nahe Gefahr.
Daß die Glocken zur Feier uns läuten,
Will der traurige Dienſt nicht verſtatten;
Wie ein Weib, das beweinet den Gatten,
Iſt mit Flören verhängt der Altar.

Keine Hymnen erhellen die Trübe,
Wie den myſtiſchen Weg ſie begleiten
Des lebendigen Opfers der Liebe,
In die Wandlung des Brodes gehüllt.
Nur ein Klagegeſang; den geweihten
Ließ Jeſaias ertönen in Trauer
An dem Tag, da ein göttlicher Schauer
Das prophetiſche Herz ihm erfüllt.

Wen verkündeſt du, Juda's Prophete?
Wer ſoll blühn vor dem ewigen Gotte
Wie ein Sprößling aus ſteinigem Beete,
Nicht von labenden Quellen geſpeiſ't?
Dieſer Schwache, beladen mit Spotte,
Der das Antlitz verhüllt mit dem Tuche,
Wie getroffen vom himmliſchen Fluche,
Und der Letzte der Sterblichen heißt?

Ja, er iſt der Gerechte, verfallen,
Aber ſchweigend, den Waffen der Böſen,
Aber kampflos. Die Sünde von Allen
Warf der Herr auf ſein heiliges Haupt.
Er iſt Samſon, geſandt zu erlöſen
Sein Geſchlecht mit dem eigenen Blute,
Hat der treuloſen Braut, da er ruhte,
Ihm die Locken zu ſcheeren erlaubt.

Der da blickt aus den Sphären hernieder,
Ward von Adam's Geschlecht aus Erbarmen;
Von dem traurigen Erbe der Brüder
Nahm er selber sein Theil sich mit Lust;
Will die Schmach und das Herzweh der Armen
Und die Schauer des Todes empfinden
Und die Angst, die Gefährtin der Sünden,
Da er nimmer von Sünde gewußt.

Er ertrug's, daß sein schüchternes Bitten
Nicht Erhörung beim Vater gefunden,
Hat, o Grau'n! die Umarmung gelitten
Des Meineidigen, den er geliebt;
Doch in Qualen hat Der sich gewunden,
Wie bei Nacht sie der Mörder muß tragen,
Hört nur immer das Blut ihn verklagen,
Sieht, an Wem den Verrath er geübt.

O des Grau'ns! durch den Hohn der Gemeinen
Jenes göttliche Antlitz entehret,
Das die Söhne des Himmels, die reinen,
Nur betrachten mit heiliger Scheu!
Wie nach Weine der Trunkne begehret,
Wächst't der Haß mit dem Hohne der Frechen,
Und es spornt sie die Lust am Verbrechen
Nur zu ärgerem Frevel aufs Neu'.

Wer er sei, jener stumme Verklagte,
Den zum Stuhle des Richters zu schleifen
Der Judäer, der trotzige, wagte,
Wie das Opfer man schleppt zum Altar,
Nicht der Römer vermag's zu begreifen;
Doch er wähnt in verblendetem Sinne,
Durch das Blut des Gerechten gewinne
Er die Rettung aus schwerer Gefahr.

Und zum Himmel, dem trauererfüllten,
Tönt die Bitte, die frevelnd sie thaten,
Daß die Engel ihr Antlitz verhüllten
Und Gott sprach: Was ihr heischet, geschehʼ! —
O dies Blut, das die Väter erbaten,
Ist als Fluch auf die Kinder gefallen;
Wie sie Zeiten auf Zeiten durchwallen,
Noch belastet es schwer sie wie je.

Doch da kaum auf das schimpfliche Lager
Nun der Dulder die Stirne geneiget
Und der seufzende Geist, als verzag' er,
Im Verscheiden ihm klagend entwich:
Sieh, wie dräuend der Herr sich erzeiget,
Da die Mörder ihr Jauchzen beginnen,
Wie er tritt auf die ragenden Zinnen,
Gleich als spräch' er: Bald sehet ihr mich!

Ach, um sein, des Geopferten willen
Sei dem Zorne der Stachel genommen!

Mag das Wort ſich der Blinden erfüllen,
Doch, Erbarmer, in milderem Sinn!
Ja, ſein Blut, es ſoll über ſie kommen,
Doch wie Regen der Flur, daß ſie grüne.
Wir ſind allzumal Sünder; zur Sühne
Gab uns Allen ſein Blut er dahin.

O und du, die den Sohn, den geliebten,
Sahſt am Kreuze, den göttlichen, ſterben,
Bitt' für uns, o du Hort der Betrübten,
Daß wir endlich ihn ſchauen im Glanz;
Daß die Leiden der Zeiten, die herben,
Die zur Trauer die Guten verdammen,
Mit dem Leiden des Sohnes zuſammen
Uns verbürgen den ewigen Kranz!

III.

Die Auferſtehung.

(1812.)

Er iſt auferſtanden! Wie
Ward vom Tod er losgekettet?
Durch das dunkle Thor, o ſieh,
Nun zum andern Mal gerettet,
Der in fremde Macht gegeben?
Ja, ich ſchwör's bei Deſſen Leben,
Der ihm half aus Grabesſchoß:

Er iſt auferſtanden! Sacht
Hat vom Bahrtuch er erhoben
Sein geheiligt Haupt; mit Macht
Ward der Deckel weggeſchoben
Von der Gruft, darin er ruhte.
Wie ein Held in trunknem Muthe,
Riß der Herr vom Schlaf ſich los.

Wie ein Wandersmann im Wald,
Der auf halbem Wege ruhte,
Nun erwachend ſich alsbald
Streift ein dürres Laub vom Hute,
Das ſich an der Jahresneige
Langſam abgelöſ't vom Zweige,
Taumelnd ſank und raſtet hier:

So den trägen Marmor dort,
Der die hohle Gruft beſchwerte,
Schleudert jener Starke fort,
Als die Seele wiederkehrte
Aus dem Schattenthal, dem düſtern,
Dem Verſtummten zuzuflüſtern:
Steh nun auf, ich bin bei dir!

Und es gehn durch Israel,
Das betäubt lag, dieſe Worte:
Er, der Herr, Emanuel,
Hat geſprengt die dunkle Pforte.
Die ihr harrtet traumbefangen,
Eure Noth iſt nun vergangen,
Der Erlöſer kam der Welt!

Stieg vor ihm zum ew'gen Reich
Jemals, wen ein Weib geboren?
Zu befrei'n, ihr Väter, euch,
Pocht er an der Hölle Thoren,
Er, die Sehnſucht aller Zeiten,
Stark, den Erzfeind zu beſtreiten,
Der verheißne Siegesheld.

Den Propheten gottbeſeelt,
Ferner Zukunft Vorverkündern, —
Wie ein Vater wohl erzählt
Alte Mären ſeinen Kindern —
Iſt dies höchſte Licht erſchienen,
Welches, redend einſt aus ihnen,
Uns zu ſenden Gott verhieß;

Als Haggai Bürge ward
Und Jeſaias: einſt geboren
Werde, den die Welt erharrt;
Als, in Sinnen tief verloren,
Daniel's Seherblick, der klare,
Ungebor'ne Tag' und Jahre
Sich vorüber wandern ließ.

Frühe war's. In Thränen kam
Magdalena mit den Frauen,
Auszuklagen ihren Gram.
Da gewahrten sie voll Grauen,
Daß der Gipfel Zions dröhnte,
Und die Wache, die sie höhnte,
Stürzt' entgeistert auf die Knie'.

Und ein fremder Jüngling sitzt
Auf des offnen Grabes Rande;
Licht von seiner Stirne blitzt,
Reiner Schnee sind die Gewande.
Freundlich auf ihr banges Fragen
Hören sie ihn Antwort sagen:
Den ihr sucht, er ist nicht hie.

Fort nun mit dem Trauerflor,
Mit dem veilchendunklen Schleier!
Gold erglänze wie zuvor,
Und zur hohen Freudenfeier
Soll der Priester weiß erscheinen,
In der Kerzen Strahl den Seinen
Kundzuthun sein Auferstehn.

Vom Altar ein Ruf erging:
Himmelskön'gin, steh in Freuden!
Gott, den einst dein Schoß empfing,
Sich in Menschenleib zu kleiden,
Er erstand, wie er's verkündet.
Bitt' für uns! Erhörung findet,
So verordnet' er's, dein Flehn.

Brüder, dieser Tag gebeut,
Frohem Dienst ihn ganz zu weihen.
Fest und Schmaus geziemt sich heut',
Der Geringste soll sich freuen.
Keine Mutter soll versagen
Ihren Kindern, heut' zu tragen
Feierkleider, schmuck und frisch.

Mäßig sei des Reichen Mahl,
Jeder Tisch soll Gaben tragen,
Und das Gold, das sonst zumal
Diente üpp'gen Prunkgelagen,
Fließe nach den niedren Hütten,
Freud' und Segen auszuschütten
Heut' auch auf der Armuth Tisch.

Doch die Lust sei nicht entweiht
Durch Gelärm und wüstes Schreien.
Nicht an solcher Fröhlichkeit,
Kann sich der Gerechte freuen.
Nein, sie herrsche sanft und milde,
Himmlisch heiter, uns zum Bilde,
Welches Heil uns heut' geschehn.

Fromme Herzen! Schöner sehn
Sie die Festtagssonne tagen.
Aber was wird Dem geschehn,
Den die irren Füße tragen
Auf den Todesweg voll Grauen? —
Alle, die dem Herrn vertrauen,
Sollen mit ihm auferstehn!

IV.

Pfingsten.

(1818.)

Mutter der Heil'gen [1]), Ebenbild
Der Gottesstadt dort oben,
Zur Hüterin in Ewigkeit
Des reinsten Bluts erhoben,
Du, die du seit Jahrhunderten
Leidest und flehst und streitest
Und deine Zelte breitest
Von dem zu jenem Meer;

Bollwerk der Hoffnung, Kirche des
Lebend'gen Gotts, o sage,
Wo warst du? Wo, du Werdende,
Bargst du dich an dem Tage,

An dem dein König, hingeschleppt
Zum Berg, daß man ihn tödte,
Gefärbt mit Purpurröthe
Den Hochaltar umher?

Und als entrückt der Grabesnacht,
Die seinen Leib umfangen,
Des zweiten Lebens Schöpferhauch
War von ihm ausgegangen [2]),
Und als, in eignen Händen dann
Den Preis der Gnade bringend,
Vom Staub empor sich schwingend
Er vor den Vater trat:

[1]) Die Kirche Christi wird angeredet.

[2]) Ev. Johannis, Cap. 20, 21. 22.

In ſein Geheimniß eingeweiht,
Genoſſin ſeiner Sorgen,
Wo warſt du, ſeines Heldenſiegs
Unſterblich Kind, verborgen?
Nur ſicher durch Vergeſſenheit,
Nur wach in Angſt und Schrecken,
Durftſt du dich fern verſtecken,
Bis jener Tag genaht,

Wo ſich zu dir herniederließ
Der Geiſt, der Leben brachte,
Den nie verglüh'nden Fackelbrand
In deiner Hand entfachte,
Der dich geſtellt auf Bergeshöh',
Das Weltrund zu erhellen
Und ſeines Wortes Quellen
Erſchloß an deinem Mund.

So wie das Licht gedankenſchnell
Zu allen Dingen gleitet
Und bunte Farben auferweckt,
Wohin ſich's auch verbreitet,
So wiederhallte tauſendfach
Des Geiſtes Ruf. Dem Parther,
Araber, Syrer ward er
In ſeiner Sprache kund.

Ihr, die ihr noch vor Götzen kniet
Rings in den Landen allen,
Blickt hin, hört von Jeruſalem
Den heil'gen Ruf erſchallen:
Es kehre, ſchnöden Dienſtes ſatt,
Die Welt zu Ihm zurücke!
Und ihr, die ſchön'rem Glücke
Die Zeit entgegenführt,

Ihr Frau'n, die unterm Herzen ihr
Fühlt heimlich hüpfend Regen,
Der wehevollen Stunde ſchon
Mit Bangen harrt entgegen,
Laßt das Gebet zur Pronuba,
Der Fabelgöttin, ſchweigen!
Dem Heil'gen iſt zu eigen,
Was euch im Schoß ſich rührt.

Was ſeufzt, wenn ſie die Kleinen küßt,
Die Sclavin noch voll Leide
Und ſieht, die freie Kinder ſäugt,
Die Mutterbruſt mit Neide?
Hat nicht der Herr die Armen auch
Erhöht, der Ueberwinder,
Und aller Evaskinder
In ſeinem Schmerz gedacht?

Ein neu Geſchlecht verkündigen
Die Himmel, ein befreites,
Und glorreich neue Siegstrophä'n,
Die Früchte ſchönern Streites,
Und neuen Frieden, unberührt
Von Schmeicheln wie von Dräuen,
Der treu bleibt den Getreuen,
Ob ihn die Welt verlacht.

O heil'ger Geiſt, in Anbetung
Vor deinen Weihaltären,
Einſam in rauher Waldesnacht,
Schweifend auf öden Meeren,
Vom Andenſchnee zum Libanon,
Von Erin bis Haiti,
So Viel die Sonne ſieht, die
Von Herzen Eins durch dich —

Wir flehn zu dir! Laß wiederum
Dich mild zu uns hernieder!
Begnade, die dir zugewandt,
Und die verſtockten Brüder.
Komm, ſchaff uns um, daß zweifellos
Der Glaube neu ſich hebe,
Und den Beſiegten gebe
Zum Lohn der Sieger ſich.

Komm, Lieb', herab und ſänftige
Der Geiſter ſtolzes Grollen.
Gedanken gib, die wandellos
Die Welt durchdauern ſollen.
Laß deiner Gaben Segenskraft
Fortwachſen im Geheimen,
Wie langſam pflegt zu keimen
Die Blum' im Erdenſchoß;

Die welken wird im Wieſengrund,
Und Keiner will ſie pflücken,
Nicht wird ſie je den Kelchesrand
Mit Farbenzauber ſchmücken,
Wenn nicht zu ihr von oben her
Das milde Licht ſich wendet,
Das ringsum Leben ſpendet
Und aufzieht mühelos.

Wir flehn zu dir! Zur Seele des
Von Leid Gebeugten ſchwebe
Herab als ſanfter Troſteshauch,
Der ſeinen Muth belebe.
Doch gleich der Windsbraut nahe dich,
Den Stolzen zu erſchrecken,
Die Furcht in ihm zu wecken,
Bis Mitleid ihm erwacht.

Gib, daß zum Himmel, ihm beſtimmt,
Der Blick des Armen reichet.
Sein Klagen wandl' in Jubel um,
Gedenkt er, wem er gleichet.

Der, dem geschenkt in Fülle ward,
Soll mild der Noth sich neigen,
Mit dem verschämten Schweigen,
Das hold die Gabe macht.

Laß in dem süßen Lächelblick
Des Kindes dich erkennen,
Und wenn in keuscher Purpurglut
Des Mädchens Wangen brennen;
Gib, daß die Jungfrau weltentrückt
Sich reiner Wonnen freue,
Und zücht'ge Lieb' und Treue
Hauch' in der Frau'n Gemüth!

Zähme des Jünglings Uebermuth
Im dreisten Wagespiele;
Lenke den festen Mannessinn
Zum unverrückten Ziele;
Des Greisen Herz — o füll' es an
Mit heilig heitrem Glücke
Und leucht' im irren Blicke,
Der hoffnungsvoll verglüht!

IV.

Der Name Maria.

(1813.)

Stumm eines Tags ist hohe Bergespfade
Hinan ein Nazarenisch Weib gegangen
Zu einer Greisin Haus, die noch die Gnade
Der Mutterschaft empfangen.

Und als sie sie begrüßt, die mit Geberden
Der Ehrfurcht staunend ihrem Gast begegnet,
Rief sie, Gott preisend: Alle Völker werden
Mich nennen hochgesegnet! —

Mit welchem Hohn hätt' ihr Vorausverkünden
Damals die stolze Zeit gehört! Zur Klarheit
Wie spät reift unser Geist! Wie tagt uns Blinden
Aus Nebeln erst die Wahrheit!

Wir, die wir Zeugen sind, daß alle Fernen
Der Zeit dein Wort gehorsam wiederhallten,
Die in der Liebe Hut wir deuten lernten
Der Himmelsmächte Walten,

Wir, o Maria, wissen, daß der Eine
Dein ahnend Wort erfüllt, das wundersame,
Der es in's Herz dir legte. Uns, du Reine,
Klingt nun geweiht dein Name.

Wir hören „Gottesmutter" drin erklingen;
Gegrüßt, du Sel'ge! Welcher Nam' auf Erden
Ist diesem gleich, so viele schon vergingen
Und noch ertönen werden?

Gegrüßt, du Sel'ge! Welche Zeit ist kommen,
Die nicht gelauscht auf dieses Namens Süße,
Wo nicht vom Vater ihn der Sohn vernommen,
Wo ihn nicht Berg' und Flüsse

Anrufen hörten! Deine Tempel baute
Nicht blos die alte Welt; auch jene neue,
Die ahnend einst der Genueſe ſchaute,
Uebt deinen Dienſt in Treue.

In welchen Sümpfen, jenſeits welcher Meere
Blüht eine Blume, die noch Niemand pflückte,
Auf daß ſie deiner lieblichen Altäre
Geweihte Stufen ſchmückte?

O Jungfrau, Herrin, Heil'ge ſonder Gleichen,
Wie ſchön ruft man dich an in jeder Sprache!
Manch ſtolzes Volk berühmt ſich deiner reichen
Huld, die es treu bewache.

Dich, früh am Tag, und wenn er ſanft verglommen,
Und wenn er ſtrahlend in's Zenith getreten,
Begrüßt das Glockenerz, das alle Frommen
Einlädt, zu dir zu beten.

Dein Name klingt von bangen Kinderlippen
Im dunklen Abendgrau'n; die Schiffer heben,
Wenn heulend der Orkan tobt um die Klippen,
Zu dir die Hand mit Beben.

In deinen Buſen, Himmelsfürſtin, ſchüttet
Das junge Weib die Qual verſchmähter Thränen.
Dir beichtet ſie, was ihr das Herz zerrüttet
Mit ſtillem Gram und Sehnen,

Dir, die du gütig hörſt Gebet und Klage,
Nicht nach dem Brauch der Welt, die wägt das Leiden
Des Hoh'n und Niedern auf verſchiedner Wage,
Mit hartem Unterſcheiden.

Haſt du doch ſelbſt, du Sel'ge, weinen lernen!
Kein Tag verlöſcht dir jene bittren Stunden.
Dem Tage ſagt's der Tag, in welche Fernen
Auch jene Zeit verſchwunden.

Dem Tage ſagt's der Tag, mit immer neuen
Thränen allüberall. Was je dich freute,
Deß wird mit dir die Welt ſich ewig freuen,
Wie eines Glücks von heute.

So hoch ob jedem ird'ſchen Ruhme ſollte
Hienieden auch die Gottesmutter ſtehen.
Die Magd aus Israel — ſo herrlich wollte
Der Herrgott ſie erhöhen.

O Kinder Israels, nach eurem ſchweren
Fall durch des Ew'gen Zorn hinausgeſtoßen,
Iſt denn nicht Sie, die knieend wir verehren,
Aus eurem Bund entſproſſen?

Ist sie von David's Stamm nicht ausgegangen?
Sie meinten eurer alten Seher Worte,
Daß die Trophä'n der Jungfrau sollten prangen
Hoch ob der Höllenpforte.

O wendet endlich euch zu ihr mit Flehen,
Auch euch, gleich all den Ihren, Heil zu bringen,
Kein Volk, kein Stamm soll fremd bei Seite stehen,
Wenn wir in Freuden singen:

Gegrüßt sei, die du thronst dem Herrn zur Seite,
Du Rose, Stern der Schiffer in Gefahren,
Hehr wie die Sonne, Schrecken im Geleite,
Gleich mächt'gen Kriegerscharen!

Gehirn und Seele.

Von

Wilhelm Wundt.

Wie im politischen Leben ein unerwarteter Fortschritt nicht selten Täuschungen über das wirklich Erreichte, oder täuschende Hoffnungen über das Erreichbare hervorruft, so folgen in der Wissenschaft glänzenden Entdeckungen meistens weit übertriebene Vorstellungen über das Maß der gewonnenen Erkenntniß. Eine spätere ernüchterte Zeit ist dann gewöhnlich umsomehr geneigt, sich einer ihrerseits zu weit gehenden Resignation hinzugeben.

Für das Gebiet der physiologischen Forschung sind die Bedingungen zu solch sanguinischer Täuschung kaum jemals günstiger gewesen, als um die Mitte des 17. Jahrhunderts. Vorangegangen war die durch das Copernikanische Weltsystem hervorgebrachte Umwälzung der Ideen. Der Mechanik hatte soeben Galilei ihre sicheren Grundlagen gegeben, und mit Erfolg war man aller Orten bemüht, die physikalischen Erscheinungen auf mechanische Lehrsätze zurückzuführen. In dem Blutkreislauf hatte William Harvey ein mechanisches Pumpwerk als den hauptsächlichsten Motor der Lebensverrichtungen nachgewiesen. Ist es da zu verwundern, daß man bereits fest daran glaubte, den thierischen Körper vollständig als eine natürliche Maschine begriffen zu haben, und daß man in verzeihlichem Eifer nicht selten voreilige Hypothesen mit erwiesenen Thatsachen verwechselte?

Ihren historischen Ausdruck hat jene Zeitrichtung vor Allem in der Naturphilosophie Descartes' gefunden. In ihr verbindet sich die Siegesgewißheit der mechanischen Naturwissenschaft mit dem Streben des Philosophen nach einer abgeschlossenen Weltanschauung. Descartes hat Alles, was es im Himmel und auf Erden gibt, erklärt. Kein Schatten von Zweifel schleicht sich, trotz des berühmten Zweifels, der ihm den Weg zur Erkenntniß bahnen soll, in den Vortrag seiner naturphilosophischen Hypothesen ein. Die reifste Frucht dieser ersten und — man muß es zugestehen — an Vollständigkeit bisher kaum wieder erreichten mechanischen Naturphilosophie ist aber seine Lehre von der Beziehung zwischen Gehirn und Seele. Auf sie hat er selbst den größten Werth gelegt,

da sie mit den Grundlagen seiner Philosophie im innigsten Zusammenhange steht. Wiederholt kommt er in seinen Werken auf sie zurück, und hauptsächlich sie ist es, die ihn zu eigenen anatomischen Studien anregt. Der Erfolg sollte diesen Bemühungen nicht fehlen. Die Cartesianische Lehre über das Verhältniß von Leib und Seele hat, wenn auch in etwas veränderter Form, am längsten das System ihres Urhebers überlebt. Der künstliche Hypothesenbau, in welchen er die Errungenschaften der Astronomie und Physik seiner Zeit aufnahm, gehört der Geschichte an. Aber in den Anschauungen, die noch heute bei den Gebildeten aller Länder und Völker über das Verhältniß von Leib und Seele herrschen, begegnen wir überall den Spuren Descartes'. Daß die Seele, selbst ein unräumliches Wesen, in einem bestimmten Punkt des Gehirns ihren Sitz habe, um hier von dem Körper Einflüsse zu empfangen und solche auf ihn auszuüben, dies scheint Vielen eine fast selbstverständliche Vorstellung. Aber Wenige nur sind sich bewußt, daß diese Vorstellung, wenn auch früher schon manchmal angedeutet, doch im Wesentlichen erst dem berühmten Philosophen des 17. Jahrhunderts ihren Ursprung und vor Allem ihre weite Verbreitung verdankt.

Jener Ton dogmatischer Gewißheit, welcher Descartes' Naturphilosophie beherrscht, tritt auch in seinen Lehren über das Gehirn zu Tage. Freilich sind es nur ziemlich oberflächliche Umrisse, die er von dem Bau und den Functionen dieses Organes gibt. Doch über den Inhalt dessen, was er behauptet, scheint ihm jeder Zweifel fern zu liegen. Nicht immer hat man sich in den kommenden Zeiten einer gleichen Sicherheit erfreut. Vor wenig mehr als einem Jahrzehent noch pflegten sich die Darstellungen der Physiologie in diesem Capitel beinahe auf die Bemerkung zu beschränken, daß Thiere und Menschen, welche ihres Gehirns verlustig gehen, dem Blödsinn verfallen, und ein gewissenhafter Anatom beschloß seine sorgfältige Darstellung der äußeren Formverhältnisse mit dem Bekenntniß, daß wir so gut wie Nichts über den inneren Bau des Gehirns wüßten. Heute ist die Scene wiederum völlig verändert. Durch die vereinten Bemühungen der mikroskopischen Zergliederung, der Vivisection und pathologischen Beobachtung sind zahlreiche Bausteine herbeigeschafft worden, die schon da und dort einem einheitlichen Plan sich zu fügen scheinen. Begreiflich daher, daß sich auch heute wieder manchmal der Geister eine Siegesgewißheit bemächtigt, die geeignet ist, über das Maß des wirklich Erreichten zu täuschen und über die ungelösten Räthsel mit schnellfertigen Hypothesen hinwegzugehen. Zugleich bringt es die Natur des Gegenstandes mit sich, daß die Physiologie theils mit Begriffen operirt, die sie der Psychologie oder doch irgend einem psychologischen System entlehnt hat, theils aber bestimmte neue Anschauungen entwickelt, die einer psychologischen Prüfung bedürfen. So tritt denn gegenwärtig beinahe unabweisbar auch an den Psychologen die Forderung heran, sich von den Folgerungen Rechenschaft zu geben, zu denen die neu gewonnenen Erfahrungen berechtigen. Die Tage sind vorbei, in denen man auf dem bequemen Ruhebett des Nichtwissens die Dinge abwarten und mittlerweile sich in anmuthigen Phantasien über den Sitz der Seele ergehen konnte. Die Thatsachen reden zu laut, als daß sie noch zu ignoriren wären. Was für psychologische Lehren enthalten aber diese Thatsachen? Welche Aufschlüsse geben sie uns über die körperlichen

Grundlagen unseres geistigen Lebens? Lassen sie die verbreiteten Ansichten bestehen, oder nöthigen sie uns, neue an deren Stelle zu setzen? Ehe wir diese Fragen erwägen, wird es nöthig sein, die Thatsachen selbst festzustellen, so weit dies ohne die Voraussetzung specieller Fachkenntnisse geschehen kann. Zu diesem Zwecke werfen wir zunächst einen kurzen Blick auf die Entwickelung, welche die Gehirnphysiologie von der mechanischen Naturphilosophie des 17. Jahrhunderts an bis in unsere Tage zurückgelegt hat.

I.

Die Lehre Descartes', daß die Seele in einem bestimmten Punkte des Gehirns mit dem Körper verbunden sei, ist nicht blos aus allgemeinen Erwägungen über den Unterschied der geistigen und der körperlichen Substanz hervorgegangen, sondern die physiologischen Ansichten des Philosophen sind daran nicht minder betheiligt. In dem Gehirn vereinigen sich, wie er annimmt, alle Nerven der Sinnesorgane und der Bewegungswerkzeuge. Als Bewegungen eines feinen, in den Sinnesnerven enthaltenen Stoffes, der Nerven- oder Lebensgeister, pflanzen sich die Sinneseindrücke bis zu den ganz mit diesem Stoffe erfüllten Hirnhöhlen fort. Mit den letzteren steht aber der materielle Träger der Seele, die Zirbeldrüse, in unmittelbarer Verbindung. Sie ist aus doppeltem Grund nothwendig der Sitz der Seele: einmal wegen ihrer Verbindung mit den Hirnhöhlen, den Sammelorten der Nervengeister, und sodann weil sie das einzige unpaare Gebilde des Gehirns ist. In rückläufiger Bewegung eilen die Nervengeister von den Hirnhöhlen aus durch die Bewegungsnerven zu den Muskeln. Die Seele beherrscht und regulirt diese Strömungen: aus den Eindrücken der Empfindungsnerven bildet sie ihre Vorstellungen, und durch den Willen wirkt sie zurück auf die Bewegungsnerven und Muskeln. Gelegentlich aber kann der Strom der Nervengeister auch ohne Vorwissen der Seele von der einen auf die andere Nervengattung überspringen und so jene unwillkürlichen und häufig unbewußten Bewegungen hervorbringen, die wir heute als reflectorische bezeichnen. Aehnlich werden die verschiedenen Geistesthätigkeiten zurückgeführt auf bestimmte Gehirnprocesse: aus zurückbleibenden Bewegungsspuren in den Gehirnfasern entstehen die Phantasiebilder, aus der Bewegung der das Herz mit dem Gehirn verbindenden Nerven die Gemüthsbewegungen, aus der Bewegung anderer Körpernerven die Begierden. Indem diese Psychologie für alles innere Geschehen auf materielle Vorgänge hinweist, die sich außerhalb der Seele ereignen, legt sie die Frage nahe, ob nicht in diesem ganzen Mechanismus die Seele selber entbehrlich sei. In der That betrachtet Descartes selbst schon die Thiere als seelenlose Maschinen. Als die Vertreter des späteren französischen Materialismus hiervon die Nutzanwendung auch auf den Menschen machten, so konnten sie sich darum nicht ganz mit Unrecht auf den Vater des neueren Spiritualismus berufen, dessen physiologische Vorstellungen sie sich aneigneten.

Doch blieb während des ganzen vorigen Jahrhunderts die dualistische Hypothese Descartes' die herrschende Ansicht. Selbst die Debatte der Physiologen dreht sich hauptsächlich um die Frage, an welchem günstig gelegenen Punkte wol die Seele mit den Nervengeistern in Berührung trete. Ein langes Register

solcher Meinungen theilt Albrecht von Haller in seinen „Elementen der Physiologie" mit. Eine der gangbarsten, welche, der Cartesianischen Anschauung am nächsten liegend, in den Hirnhöhlen jenen Ort sah, hat Kant noch am Abend seines Lebens aus Anlaß einer Schrift des Anatomen Sömmering nicht ganz ohne einen Anflug von Ironie erörtert. Er geht in seinem kleinen Aufsatze bereitwillig auf die Hypothese ein und sucht ihr die besten Seiten abzugewinnen, vergleicht aber schließlich doch derartige Bestrebungen nicht übel mit dem Unternehmen des Mathematikers, der eine imaginäre in eine reale Größe verwandeln möchte. Der kritische Philosoph, der Zermalmer der alten Metaphysik, mag sich diesen Cartesianischen Spukgestalten gegenüber nicht viel anders vorgekommen sein, als da er zu einem Gutachten über die Phantasmen des Geistersehers Swedenborg sich herbeilassen mußte.

Doch jene alte Metaphysik hat in den innerhalb und außerhalb der Wissenschaft herrschenden Vorstellungen die kritische Philosophie überlebt, und so verschwanden denn auch in unserem Jahrhundert die Discussionen über den „Sitz der Seele" nicht von der Tagesordnung; ja seltsamer Weise war es gerade die durch Kant überwundene Schulphilosophie, welche zunächst auf die physiologischen Anschauungen ihren Einfluß gewinnen sollte. Christian Wolff, der Begründer dieser Schulphilosophie, war in seinen Ansichten über das Verhältniß von Leib und Seele von Leibniz abgefallen und wieder Cartesianer geworden. Die Welt ist ihm nicht ein harmonisches System seelenartiger einfacher Wesen, sondern nur die Seele ist ein solches Wesen, eine Monade, und darum grundverschieden von der ausgedehnten, in's Unendliche theilbaren körperlichen Materie. Aber während Wolff auf diese Weise in seinen metaphysischen Vorstellungen zu Descartes zurückkehrt, entfernt er sich von dem letzteren weit in seinen psychologischen Voraussetzungen. Die Psychologie Descartes' hatte, abgesehen von ihren in der Luft schwebenden physiologischen Hilfshypothesen, noch die Einheit und Untheilbarkeit der Seele festgehalten: Vorstellen, Fühlen, Begehren galten ihr als durchaus zusammenhängende, mehr in ihrer Außenseite als in ihrem inneren Wesen verschiedene Vorgänge. Wolff, ein eifriger Classificator auf allen Gebieten, der sich nur zu oft einbildete, die Wissenschaft sei zu Ende, wenn sie ihre Begriffe in ein säuberlich geordnetes System gebracht habe, behandelte die innere Erfahrung wie ein Ländergebiet, dessen Eintheilung in Provinzen, Kreise und Bezirke man vor allen Dingen kennen muß. Wie aber bei einem oberflächlich betriebenen geographischen Unterricht diese Eintheilung zur Hauptsache wird, so ging auch die Wolff'sche Psychologie fast vollständig auf in der Unterscheidung der sogenannten Seelenvermögen, unter denen man erst gewisse Hauptvermögen, wie Erkennen und Begehren, einander gegenüberstellte, um sodann ein jedes derselben noch einmal in eine Anzahl von Untervermögen zu scheiden, das Erkennen z. B. in die Sinnlichkeit, die Einbildungskraft, das Gedächtniß, den Verstand u. s. w. Wie der Arzt in Molière's eingebildetem Kranken demonstrirt: „Das Opium macht Schlaf, weil es eine virtus dormitiva hat," so kann man in den psychologischen Schriften der Wolff'schen Schule nicht wenige Erörterungen lesen, deren Sinn im Wesentlichen auf die Erklärung hinausläuft: Der Mensch denkt, weil er Verstand hat.

In der Physiologie dauern aber die Rückwirkungen des Wolff'schen Systems beinahe noch bis in unsere Zeit. Neben den alten Bemühungen um den Sitz der Seele begannen sich nun Bestrebungen zu regen, welche den einzelnen Seelenvermögen besondere Gebiete zuweisen wollten. Die Erfindungskraft der Anatomen ist in dieser Beziehung ziemlich fruchtbar gewesen. Der Eine wünscht das Gedächtniß in den Gehirnbalken zu verlegen, ein Zweiter meint in diesem eine angemessenere Wohnstätte für die Phantasie zu erblicken, ein Dritter will die letztere in die Ammonshörner verweisen, oder möchte den Balken für den Verstand reservirt wissen u. s. w.

Ihre Vollendung hat diese Richtung in der im Anfang dieses Jahrhunderts durch Friedrich Gall begründeten Phrenologie gefunden. Sie war nicht, wie man gewöhnlich glaubt, eine völlig neue Erfindung oder ein plötzlicher Einfall ihres Urhebers, sondern sie hat sich in naturgemäßer Weise aus den längst in der Gehirnanatomie verbreiteten Vorstellungen unter der gleichzeitigen Rückwirkung der in der Schulphilosophie des vorigen Jahrhunderts entstandenen Psychologie entwickelt. Gall zog nur eine nahe liegende Consequenz, wenn er erklärte, von einem Sitz der Seele als solcher könne nicht die Rede sein, sondern nur von einer Localisation ihrer verschiedenen Vermögen. Auch konnte es in gewissem Sinne als ein Fortschritt gegenüber den seitherigen ganz haltlosen Hypothesen betrachtet werden, wenn er verlangte, daß die Localisation der Seelenvermögen auf dem Weg der Erfahrung festgestellt werde. Erst durch die irrigen Voraussetzungen, die er zu Grunde legte, und durch die verkehrte Methode, die er befolgte, gewann die Phrenologie ihren unwissenschaftlichen Charakter. Der Schädel sollte in seiner Form einzig und allein durch das wachsende Gehirn bestimmt werden, seine Oberfläche also ein treues Bild der Modellirung der Hirnoberfläche sein. Beides ist falsch: mindestens in demselben Grade, in welchem das knöcherne Gehäuse den Gestaltänderungen seines Inhalts sich anschmiegt, richtet sich dieser selbst nach dem Wachsthum des erstern, und an vielen Stellen verbieten uns Verdickungen und Höhlungen des Knochens irgend Etwas über die Form der unterliegenden Gehirntheile zu schließen. Nach Gall's Grundsätzen, die denn doch auch eine Anwendung auf die dem Menschen nächstverwandten Thiere ertragen müßten, würde sich der Gorilla durch eine enorme Entwickelung des Organs der Gottesfurcht auszeichnen. Schade nur, daß dieses Organ ein riesiger Knochenkamm ist, welcher an der Verwachsungsstelle der beiden Scheitelbeine sich bildet. Vollends die Unterscheidung und Vertheilung der geistigen Fähigkeiten war ein Hohn auf jede Methode. Statt von irgend einer vernünftigen Eintheilung der Geisteskräfte auszugehen, sollte diese selbst sich erst aus den Schädeluntersuchungen ergeben, bei denen man natürlich sofort zu den ausgibigsten Verallgemeinerungen bereit war. So gewann Gall seine siebenundzwanzig Geistesanlagen, die er auf der Schädeloberfläche vertheilte. Ortssinn, Sprachsinn, Farbensinn, Selbstvertheidigungstrieb, poetisches Talent, Sachgedächtniß, Wortgedächtniß hausten hier friedlich neben einander. Ein Zerrbild der psychologischen Vermögenstheorie hatte sich mit der denkbar kritiklosesten Ausübung der naturwissenschaftlichen Beobachtungskunst verbündet. Bei dem unvertilgbaren Wunsche des Menschen, in die Geheimnisse seines eigenen Herzens und seiner Zukunft ein-

zudringen, ist es begreiflich genug, daß wandernde Phrenologen eine Zeit lang die Stelle der horoskopstellenden Astrologen des Mittelalters einnahmen. Aber was soll man dazu sagen, wenn kein Geringerer als August Comte, der Philosoph, in der Phrenologie die Psychologie der Zukunft sieht, und wenn in einer seinen Spuren folgenden Darstellung der Geschichte der Philosophie Friedrich Gall dicht neben — Kant seine ausführliche Würdigung findet? Neben dem kritischen Philosophen der kritikloseste aller gleichzeitigen Nichtphilosophen — wahrlich eine Ironie, die treffender nicht gedacht werden könnte, wenn es sich darum handelte zu zeigen, daß die Philosophie gelegentlich einen sehr geringen Einfluß auf die übrigen Wissenschaften ausübt.

Doch die berühmte Zickzacklinie der geschichtlichen Bewegung kommt auch in der Geschichte der Wissenschaft, und hier vielleicht mehr als anderswo, zur Geltung. Den oberflächlichen, mit falschen Annahmen operirenden Beobachtungen Gall's und seiner Anhänger folgte in der Physiologie eine Periode gewissenhafter und vorsichtiger experimenteller Forschung. Im zweiten und dritten Jahrzehend unseres Jahrhunderts wurden, namentlich in Frankreich, die Methoden der Vivisection sorgfältiger ausgebildet und auf zahlreiche, bis dahin noch unerledigte Probleme, so vor Allem auch auf die Untersuchung des centralen Nervensystems, angewandt. Hier war es Flourens, der auf Grund seiner Thierversuche diejenigen Vorstellungen über die Bedeutung des Gehirns entwickelte, die von nun an auf lange hinaus maßgebend bleiben sollten. Er stellte fest, daß die untergeordneten Hirngebilde, das verlängerte Mark, das kleine Gehirn, die Hirnhügel, nicht unmittelbar zu den Geistesthätigkeiten in Beziehung stehen, sondern theils rein physiologische Vorgänge, wie die Athmung, die Herzbewegungen, reguliren, theils die gehörige Ordnung der willkürlichen Körperbewegungen, die sich im Allgemeinen der Controle des Bewußtseins entzieht, zu Stande bringen. Die beiden Hälften des großen Gehirns dagegen betrachtete er nach den Erscheinungen, die ihre Entfernung bei Thieren herbeiführte, als die Organe der eigentlichen Geistesfunctionen oder, wie er sich ausdrückte, der Intelligenz und des Willens. Eine specielle Localisation der einzelnen Geistesthätigkeiten aber nahm er im schroffen Gegensatze zu dem phrenologischen System nicht an. Werden die beiden Großhirnhälften vollständig entfernt, so dauern zwar Athmung, Herzbewegung und unwillkürliche Bewegungsreflexe fort, aber jede willkürliche Bewegung und jede Spur intellectueller Thätigkeit ist vernichtet. Wird ein einigermaßen erheblicher Theil des großen Gehirns entfernt, so bleiben Intelligenz und Wille in vermindertem Grade erhalten, und ihre Abnahme hält ungefähr gleichen Schritt mit der Menge verloren gegangener Hirnsubstanz. Hieraus glaubte Flourens schließen zu dürfen, daß das große Gehirn in seiner ganzen Masse gleichmäßig seine Verrichtungen ausübt, ähnlich etwa wie ein beliebiges Bruchstück der Leber Galle bereitet und absondert.

Diese bald allgemein angenommene Flourens'sche Lehre hat bis über die Mitte unseres Jahrhunderts hinaus die wissenschaftlichen Anschauungen beherrscht. Dennoch bereitete sich beinahe in den Tagen ihrer Begründung schon ihr Sturz vor. Die pathologische Beobachtung wurde aufmerksam auf gewisse Fälle apoplektischer Lähmung, die mit Verlust der articulirten Sprache verbunden waren,

ohne daß dabei doch eine Lähmung der beim Sprechen dienenden Muskeln nachgewiesen werden konnte. Alle Laute konnten von den Kranken hervorgebracht werden, nur die Fähigkeit, sie zu Wörtern zu verbinden, manchmal auch die Fähigkeit, gehörte Wörter zu verstehen, war aufgehoben. Regelmäßig ergab sich als anatomische Grundlage dieser Störung die Läsion eines bestimmt begrenzten Gebiets in der Schläfenregion der Großhirnlappen, meistens auf der linken Seite. Diese allmälig sich mehrenden Beobachtungen wurden anfänglich wenig beachtet. Man sträubte sich die verhältnißmäßig einfache und klare Anschauung, welche die Experimentalphysiologie gewonnen hatte, sofort wieder aufzugeben. Gehörte doch der „Sprachsinn", dessen Localisation hier verlangt wurde, mit zu dem Inventar der Gall'schen Schädellehre. Mußte man nicht fürchten, daß demnächst auch die sechsundzwanzig übrigen „inneren Sinne" sich wieder einfinden würden? Diese Erwartung ging nun freilich nicht in Erfüllung; wol aber mehrten sich die Beobachtungen über den centralen Sitz des Sprachvermögens dergestalt, daß man sich denselben nicht mehr entziehen konnte. Dazu kam, daß die Flourens'sche Anschauung von einer ganz anderen Seite her allmälig ihrer Basis beraubt wurde. Das Mikroskop brachte Licht in die verwickelte Structur der Centralorgane. Eine Reihe unermüdlicher Forscher begann, langsam von dem Rückenmark zu den höheren Gehirntheilen vorwärts dringend, dem centralen Verlauf und der Endigung der Nervenfasern nachzuspüren. Gelang es auch nur langsam specielle Ergebnisse festzustellen, so gewann man doch bald ein verhältnißmäßig klares Bild über die allgemeinen Structurverhältnisse des Gehirns, ein Bild, welches mit der Vorstellung eines in allen seinen Theilen gleichwerthigen Organes schlechterdings unvereinbar war. Es konnte nicht mehr bezweifelt werden, daß die Fasern der Sinnesnerven in getrenntem Verlauf weit in die Gehirnmasse hinein sich fortsetzen, daß sie dann in von einander gesonderten Zellenansammlungen endigen, von denen aus wiederum gesonderte Bündel von Fasern nach verschiedenen Regionen der Hirnoberfläche ausstrahlen. Ein ähnlicher getrennter Verlauf ergab sich für die Fasern der verschiedenen Bewegungsnerven. Die Vorstellung war daher nicht mehr abzuweisen, daß z. B. der Sehnerv in einer ganz anderen Region des Gehirns sein letztes Ende finde als der Gehörnerv, daß wiederum die Tastnerven ihre besonderen Wege einschlagen, daß noch andern Gebieten die Bewegungsnerven zustreben u. s. w. Da die graue Rinde des Gehirns ein mächtiges Zellenlager darstellt, in welches überall Nervenfasern eintreten, so wurde die Annahme mindestens sehr wahrscheinlich, daß von ihr die wesentlichsten centralen Functionen ausgehen. Aber wie hätte man noch an eine Gleichwerthigkeit der einzelnen Regionen der Hirnrinde glauben können, da dieselben doch offenbar zu sehr verschiedenen Theilen des Körpers in Beziehung gesetzt sind? Wie war es möglich zu denken, diejenige Provinz, in welcher der Sehnerv sein Ende finde, habe die nämliche Bedeutung wie irgend eine andere Stelle, in welcher etwa die Muskeln der willkürlichen Bewegung vertreten sind? Man wurde sich bei dieser Gelegenheit erst bewußt, daß der Versuch „Intelligenz und Wille" irgendwo im Gehirn zu localisiren im Grunde die nämliche psychologische Unmöglichkeit in sich schließt, wie das System Gall's mit seinen siebenundzwanzig Geistesvermögen. Mit dem Wort

Intelligenz bezeichnen wir die Gesammtsumme der bewußten und im logischen Denken ihren Abschluß findenden Geistesthätigkeiten. Wenn wir diese in ihre Elemente zerlegen, so bleiben uns Empfindungen und Vorstellungen von einfacherer oder verwickelterer Beschaffenheit übrig. Diese Empfindungen und Vorstellungen mögen irgendwie im Gehirn localisirt sein, ähnlich wie ja auch Schall und Licht gewissermaßen in unseren äußeren Sinnesorganen localisirt sein müssen, wenn wir sie empfinden sollen — aber daß jener Generalbegriff der Intelligenz, in welchem erst unsere eigene Reflexion das verwickelte Getriebe der Vorstellungen zusammenfaßt, an irgend einem Orte leibhaftig anzutreffen sei, das ist ein völlig unvollziehbarer Gedanke. Wenn im Centralorgan schließlich die Nerven aller Körperorgane sich vereinigen, so ist zu vermuthen, daß das Gehirn in gewissem Sinne ein Spiegelbild des ganzen Körpers sei, daß also eine der verschiedenen Function der Körperorgane entsprechende Theilung der Arbeit auch hier nicht fehlen werde.

Diese Gesichtspunkte, so nahe sie zu liegen scheinen, drängten sich doch erst unter dem Einfluß des allgemeinen Structurbildes, das die mikroskopische Erforschung des Gehirnbaues eröffnete, allmälig zu klarerem Bewußtsein. Man begann von Neuem das physiologische Experiment, dessen Hilfsmittel indessen vielfach verbessert worden waren, zu Hilfe zu ziehen, und es gelang in der That, eine bestimmte Localisation einzelner Functionen in der Hirnrinde nachzuweisen. Zuerst wurden begrenzte Stellen aufgefunden, welche zu den Körperbewegungen in nächster Beziehung zu stehen schienen; bald folgten ähnliche Beobachtungen in Bezug auf einzelne Sinnesempfindungen. Rasch bemächtigte sich die pathologische Anatomie der gewonnenen Gesichtspunkte. Es zeigte sich auch hier wieder, wie unendlich viel leichter es ist, Thatsachen aufzufinden, wenn erst die Aufmerksamkeit auf bestimmte Fragen gelenkt ist. Jahrzehnte lang hatte man die Gehirne der Gelähmten und Nervenleidenden zergliedert und, abgesehen von jenen anfänglich zudem noch unsicheren Beobachtungen über das centrale Sprachorgan, Nichts gefunden was im Stande gewesen wäre, über die Bedeutung der Hirnrinde Licht zu verbreiten. Jetzt wurde dieses Gebiet fast im Sturmschritt erobert. Wenige Jahre nur sind seit den ersten Aufsehen erregenden Mittheilungen verflossen, und schon steht uns eine stattliche Reihe von Beobachtungen zu Gebote, durch welche die functionelle Bedeutung wenigstens einzelner Theile der menschlichen Hirnoberfläche mit einer Sicherheit festgestellt ist, welche mit der dem größten Theil unseres sonstigen physiologischen Wissens zukommenden Gewißheit sich messen kann. Kein Sachverständiger wird zweifeln, daß an den Resultaten, die hier in angestrengtem Wetteifer anatomische Zergliederung, physiologisches Experiment und pathologische Beobachtung errungen, der letzteren der Löwenantheil zufällt. Ueber die Deutung der physiologischen Versuche kann Streit sein, und er herrscht hier in der That noch immer fast über jede einzelne Frage; die pathologische Beobachtung, welche sorgsam die subjectiven und objectiven Störungen während des Lebens mit den nach dem Tode festgestellten anatomischen Veränderungen vergleicht, kommt langsamer, aber sicherer zum Ziele. Trotzdem muß man zugestehen, daß die Pathologie wahrscheinlich zu keinem einzigen ihrer praktisch wie theoretisch gleich wichtigen Ergebnisse gelangt wäre, wenn ihr nicht auch hier die Vivisection die Wege gebahnt hätte.

II.

Auf einem von so großen Schwierigkeiten umgebenen Gebiete ist es doppelte Pflicht, sich überall die alte Regel wissenschaftlicher Kritik vor Augen zu halten: ein Resultat steht um so sicherer fest, je verschiedener die Wege der Beobachtung sind, die zu ihm geführt haben. Wer bei der Durchmusterung der physiologischen und pathologischen Gehirnliteratur der letzten Jahre diese Regel außer Acht ließe, der könnte leicht von dem Streit der Meinungen und von der Fülle anscheinend einander widersprechender Beobachtungen den Eindruck erhalten, daß hier überhaupt Alles ungewiß sei. Aber wenn man sich die Mühe nimmt, zunächst Thatsachen und Hypothesen zu sondern und sodann unter den beobachteten Thatsachen wieder diejenigen auszusuchen, die von verschiedenen Seiten her zu übereinstimmendem Resultate führen, so gewinnt die Sache bald ein anderes Ansehen [1]).

Vor nun schon dreißig Jahren entdeckte ein Wiener Anatom, Ludwig Türck, daß in gewissen Fällen von Lähmung der Bewegung ein Zug von Nervenfasern, der von der vordern Hälfte des Rückenmarks an bis in das Gehirn verfolgt werden kann, allmälig schwindet, offenbar folgend einem allgemeinen physiologischen Gesetze, wonach Organe, die nicht geübt werden, ihre normale Textur einbüßen und schließlich untergehen. Die nähere Verfolgung dieser Beobachtung zeigte, daß jene Nervenfasern einem bestimmten Gebiet der Hirnrinde zustreben, welches in der Scheitelregion gelegen ist, dem Gebiet der sogenannten Centralwindungen. Zwanzig Jahre später versuchten unabhängig von einander verschiedene physiologische Forscher den Effect elektrischer Reizung der Hirnoberfläche bei Thieren. Neben manchen widersprechenden Beobachtungen fanden sie übereinstimmend, daß die Reizung gewisser eng beschränkter Regionen Muskelbewegungen auf der gegenüberliegenden Seite, und daß Entfernung jener Rindengebiete Bewegungsstörungen der nämlichen Muskelgruppen nach sich ziehe. Als beim Affen, dessen Gehirn in der Gliederung seiner Oberfläche durchaus dem menschlichen ähnlich ist, diese Stellen aufgesucht wurden, so fand es sich, daß sie in derselben Gegend liegen, in welche die pathologisch-anatomische Beobachtung die Nerven der willkürlichen Bewegung verfolgen konnte, in der Gegend der

---

[1]) Da ich im Folgenden auf literarische Nachweise nicht eingehen werde, so seien hier wenigstens diejenigen Werke angeführt, deren Verfasser an der Gehirnphysiologie der letzten Jahre einen hervorragenden Antheil genommen haben: Hitzig, Untersuchungen über das Gehirn. Berlin, 1874. Charcot, leçons sur les localisations dans les maladies du cerveau. Paris 1876. Flechsig, Die Leitungsbahnen im Gehirn und Rückenmark des Menschen. Leipzig, 1876. Ferrier, Die Functionen des Gehirns. Deutsche Ausgabe. Braunschweig, 1879. Derselbe, Die Localisation der Gehirnkrankheiten. Ebend. 1880. Uebersichtliche Darstellungen der pathologischen Erfahrungen finden sich bei Nothnagel, Topische Diagnostik der Gehirnkrankheiten, Berlin 1879, und H. de Boyer, études cliniques sur les lésions corticales, Paris 1880. Das specielle Thema der centralen Sprachstörungen behandelt Kußmaul, Die Störungen der Sprache. Leipzig, 1877. (Anhang zum XII. Bande von Ziemssen's Handbuch der Pathologie.) Eine eingehendere Erörterung des ganzen Gebietes mit Rücksicht auf die psychologischen Fragen findet sich in der demnächst erscheinenden zweiten Auflage meiner „Grundzüge der physiologischen Psychologie".

Centralwindungen. Kurz darauf begann die Entdeckung und Anwendung einer der Entwickelungsgeschichte der Organe angehörende Thatsache neues Licht zu werfen auf den Verlauf der centralen Nervenbahnen. Es ergab sich, daß Fasersysteme, die eine verschiedene Verrichtung besitzen, in der Regel auch in verschiedenen Zeiten sich entwickeln, so daß die zusammengehörigen Theile einer Nervenbahn an ihrer gleichzeitigen Entstehung zu erkennen sind. Wiederum fand sich, daß ein Nervenfaserzug, der bei den Ursprungspunkten der Bewegungsnerven im Rückenmark beginnt und innerhalb der Hirnrinde in der Region der Centralwindungen endigt, der nämliche Faserzug, welchen bereits die pathologisch-anatomische Beobachtung aufgefunden hatte, ein in der Entwickelung zusammengehöriges System bildet. Doch nicht genug mit diesen Nachweisen, die Pathologie, einmal auf jene bedeutsame Gegend des Gehirns aufmerksam gemacht, konnte bald in zahlreichen Fällen feststellen, daß Verletzungen oder Erkrankungen eben dieser Gehirnregion Lähmungen der willkürlichen Bewegung zur Folge haben; ja schon ist es gelungen, für einzelne Muskelgruppen des Körpers die speciellere Lage der centralen Stellen, deren Zerstörung die Bewegung aufhebt, mit Sicherheit nachzuweisen: namentlich über die Lage derjenigen Regionen, welche den Antlitzmuskeln und der Zunge, der Muskulatur der Arme und Beine zugeordnet sind, herrscht kaum mehr eine Meinungsverschiedenheit unter den betheiligten Beobachtern.

Es ist klar, daß von einem Resultat, das in dieser Weise auf *vier* verschiedenen Wegen durch umfassende Untersuchungen gewonnen wurde, und dem keine widersprechende Instanz gegenübersteht, kein Zweifel mehr aufkommen kann. Freilich dürfen wir auch hier nicht, wie es so leicht geschieht, das Resultat mit etwa daran geknüpften Folgerungen verwechseln. Festgestellt ist nur, daß jene oben bezeichneten Gebiete der Hirnrinde bei dem Zustandekommen der willkürlichen Bewegungen mitwirken. Aus diesem Resultate folgt aber nicht im mindesten etwa, daß an jenen Stellen der *Wille* seinen Sitz habe. Diese Annahme ist sogar — selbst in demjenigen Sinne, in dem überhaupt von dem Sitz einer geistigen Thätigkeit die Rede sein kann — im höchsten Grade unwahrscheinlich. Jeder Willensact ist ein complicirter Vorgang, der mannigfache dem Gebiet des Vorstellens und Fühlens angehörige Vorbedingungen voraussetzt und daher auch in seiner physischen Erscheinungsweise an die jene Vorstellungen und Gefühle begleitenden physiologischen Processe gebunden ist. Die Meinung, in irgend welchen vereinzelten Theilen des Gehirns könne der Wille selbst residiren, ist daher beinahe ebenso sinnlos wie die Localisation der phrenologischen Geistesvermögen. Nur dies *eine* dürfen wir schließen, daß jene centralen Regionen irgend welche Zwischenglieder enthalten, die in dem Zusammenspiel wichtiger physiologischer Vorgänge, welche die Willensthätigkeit begleiten, unerläßlich sind; und auf Grund der anatomischen Thatsachen werden wir allerdings weiterhin noch annehmen müssen, daß es sich hierbei um diejenigen Zwischenglieder handelt, die zwischen den Vorgang im Gehirn und die Leitung zu den Muskeln unmittelbar eingeschaltet sind.

Noch ist für die Localisation anderer Functionen, namentlich der Sinnesempfindungen, die gleiche Uebereinstimmung der Beobachtungen nicht erzielt.

Dennoch gibt es auch hier ein Resultat, dem wenigstens die Mehrzahl der Erfahrungen günstig ist. Es handelt sich um den centralen Sitz des Sehvermögens. Zuerst verfolgte ein sinnreicher Experimentator den Plan, die Einflüsse zu prüfen, welche der Hinwegfall bestimmter Sinnesorgane auf die Entwickelung des Gehirns ausübt. Er entfernte bei neugeborenen Thieren bald auf nur einer, bald auf beiden Seiten das betreffende Sinnesorgan und untersuchte dann nach dem später erfolgten Tode die Rückwirkungen auf das Gehirn. Diese Experimente waren zunächst in Bezug auf die Frage der Vertretung in der Hirnrinde erfolglos; aber sie lenkten die Aufmerksamkeit der pathologischen Anatomen auf jene Fälle, wo langjähriger Mangel eines Sinnesorgans beim Menschen bestanden hat. Da hier der Wirkung eines derartigen Mangels unter Umständen weit längere Zeiträume gegeben sind, als sie in Versuchen an Thieren erreicht werden können, so durfte man mit Recht eher einen Erfolg erwarten. In der That ergibt sich aus einer Anzahl übereinstimmender Beobachtungen, daß bei langjährigem Mangel der Sehorgane die Substanz der Hinterlappen des großen Gehirns allmälig schwindet; fehlt nur das Auge der einen Seite, so vertheilt sich gleichwohl der Schwund auf beide Hälften des Centralorgans, was offenbar dafür spricht, daß jeder der beiden Sehnerven in beiden Gehirnhälften vertreten ist. Schon zuvor hatte sich aber die Experimentalphysiologie von einer neuen Seite her der nämlichen Frage bemächtigt. Wenn Sinnesempfindungen im Gehirn localisirt sind, so müssen offenbar, falls die betreffenden Hirnstellen entfernt werden, auch die Sinnesempfindungen hinwegfallen. Demgemäß begann man planmäßig verschiedene Regionen der Hirnrinde bei Thieren abzutragen und die letzteren nach erfolgter Genesung in Bezug auf ihre Sinnesfunctionen zu prüfen. Noch sind nun freilich hier die Beobachter in den entscheidenden Punkten keineswegs einig, und bei der Schwierigkeit der Experimente ist dies wohl begreiflich. Die vollständigste und anscheinend zuverlässigste Versuchsreihe über den Gegenstand weist aber mit Bestimmtheit darauf hin, daß der centrale Sitz der Gesichtsempfindungen — übereinstimmend mit den oben erwähnten pathologischen Beobachtungen — in der Rinde der Hinterlappen zu suchen ist. Von besonderm Interesse sind zugleich die näheren Bedingungen dieser Localisation. Bei Thieren, deren Augen stark seitlich gelagert sind, so daß sie nicht, wie der Mensch, ein gemeinsames Gesichtsfeld besitzen, erwies sich die Verbindung mit den beiden Augen als eine vollständig gekreuzte: dem rechten Auge entspricht die linke, dem linken Auge die rechte Seite des Gehirns. Bei Thieren dagegen, bei denen, wie z. B. beim Hunde, die Bedingungen des Sehens denjenigen beim Menschen sich annähern, indem einzelne Theile des äußeren Raumes auf einander entsprechenden Stellen beider Netzhäute sich abbilden, — bei solchen Thieren ist auch die Verbindung mit dem Gehirn eine nur theilweise gekreuzte: diejenigen Netzhautstellen beider Augen, auf denen die nämlichen Theile des Raumes sich abbilden, sind im Gehirn nur auf einer Seite vertreten. Machen wir hiervon die Anwendung auf den Menschen, dessen beide Augen vollständig nach vorn gekehrt sind, so daß im Wesentlichen die Gegenstände gleichzeitig in beiden Augen sich abbilden, so wird offenbar erwartet werden müssen, daß bei ihm in jeder Hirnhälfte zusammengehörige Sehnervenfasern

beider Augen ihr Ende finden, indem auf der rechten Gehirnseite die linke, auf der linken Gehirnseite die rechte Hälfte einer jeden Netzhaut vertreten ist. In der That hat sich dies in Versuchen am Affen, dessen Augen ähnlich denjenigen des Menschen gelagert sind, sowie in einigen pathologischen Beobachtungen bestätigt. Im eigentlichen Sinne sind also die Gesichtsempfindungen im Gehirn localisirt, insofern jedem Raumpunkt, in welchen wir eine Gesichtsempfindung verlegen können, ein bestimmter Punkt der Gehirnoberfläche zu entsprechen scheint. Man sieht, um wie viel näher schon der physiologische Vorgang im Gehirn der psychologischen Verwerthung unserer Gesichtsempfindung steht als der Vorgang im äußeren Sinnesorgan. Einem einfach gesehenen Punkt des Raumes entsprechen im allgemeinen zwei empfindende Netzhautpunkte, einer im rechten und ein anderer im linken Auge; aber diesen beiden entspricht wiederum nur ein einziger Punkt auf der Sinnesfläche des Centralorgans.

Auch über die Localisation anderer Sinnesempfindungen, wie des Gehörs, des Tastsinnes, verdanken wir der experimentellen Forschung der letzten Jahre einige bemerkenswerthe Resultate. Da aber eine sichere Bestätigung derselben auf anderem Wege, namentlich durch die hier vorzugsweise maßgebende pathologische und pathologisch-anatomische Beobachtung, noch aussteht, so wollen wir von den in dieser Beziehung vorliegenden Angaben absehen. Niemand wird übrigens zweifeln, daß, wenn die willkürliche Bewegung der Muskeln des Antlitzes, der Arme und Beine an bestimmte Punkte der Hirnrinde gebunden ist, auch für die andern Muskeln des Körpers solche Punkte existiren werden, oder daß, wenn eine centrale Sehfläche nachgewiesen ist, auch eine Hör- und Tastfläche nicht fehlen wird. An der speciellen Frage nach dem Wo dieser Substrate ist die Psychologie weniger interessirt. Um so bedeutsamer ist für sie das allgemeine Resultat, welches aus den bereits feststehenden Thatsachen deutlich genug hervorleuchtet. Die beiden Lebensäußerungen, durch welche unsere Seele in Wechselwirkung steht mit der Außenwelt, die Sinnesempfindung und die willkürliche Bewegung, sind im Gehirn in ähnlicher Weise in ihre einzelnen Elemente zerlegt wie in den Körperorganen, in denen jene Wechselwirkung unmittelbar sich vollzieht. Weder existirt ein einzelner Punkt im Gehirn, von dem aus alle Functionen regiert werden, noch sind diese an die Gesammtmasse des Gehirns gleichmäßig gebunden, sondern das Sehen, Hören, Fühlen und die Körperbewegung sind hier ebenso an verschiedene Substrate vertheilt wie an der Oberfläche des Leibes. Ja noch mehr, jeder Muskelgruppe und wahrscheinlich sogar jedem einzelnen Muskel, jeder durch gewisse unveränderliche Eigenschaften unterschiedenen Sinnesempfindung entspricht ein gesondertes Centralgebiet. Jenes Princip der Theilung der Arbeit, welches sich überall im lebenden Körper verwirklicht findet, hat also auch für die centrale Werkstätte der wichtigsten organischen Verrichtungen, für das Gehirn, seine Geltung. Dieses Princip schließt aber nothwendig die weitere Thatsache ein, daß jede irgendwie complicirtere Leistung stets aus einem Zusammenwirken zahlreicher centraler Elemente hervorgehen muß. An unseren äußeren Körperorganen besteht darin die Theilung der Arbeit, daß sich die Thätigkeit verschiedener Theile zu einem Zwecke verbindet. Bei der willkürlichen Ortsbewegung fördern verschiedene Muskelgruppen die Last des Körpers.

während zugleich Tast- und Gesichtssinn die Vorstellung des zu gehenden Weges vermitteln. Aehnlich werden nun schon vermöge der gesonderten centralen Vertretung dieser einzelnen Partialfunctionen auch im Gehirn die complexen Leistungen in ihre Theile getrennt sein.

Nur *eine* unter den Ermittelungen der neueren Gehirnphysiologie steht mit dieser Folgerung anscheinend im Widerspruch: die Localisation der *Sprache*. Gewiß ist die Sprache eine der verwickeltsten Leistungen des menschlichen Geistes, — und doch soll sie ausschließlich an ein bestimmtes Rindengebiet in der Schläferegion gebunden sein! Aber zunächst ist hier zu erwägen, daß unsere Kenntnisse über den Sitz des Sprachvermögens verhältnißmäßig rohe sind. So gut es im Allgemeinen gelungen ist die Grenzen dieses Gebietes an der Hirnoberfläche abzustecken, so wenig wissen wir über die speciellere Ausbreitung der Erkrankungen bei bestimmten Formen der Sprachstörung. Schon hat sich aber in jüngster Zeit eine Thatsache herausgestellt, welche in dieser Beziehung bedeutsam genug ist. Zwei charakteristisch verschiedene Formen der centralen Sprachlähmung bestehen darin, daß in der einen die Worte nicht mehr verstanden werden, während der Kranke Worte, die man ihm vorsagt, nachzusprechen vermag; bei der andern ist umgekehrt das Verständniß der Worte erhalten, aber die Fähigkeit der Articulation ist aufgehoben. Diesen verschiedenen Formen scheint nun stets eine Verletzung verschiedener Theile zu Grunde zu liegen, indem das Wortverständniß an die eigentliche Schläferegion, die Wortbildung aber an eine weiter nach vorn gelegene Stelle, nämlich an den seitlichen Theil der Stirnregion des Gehirns gebunden ist. Noch andere Störungen weist die pathologische Beobachtung nach, welche nicht die Sprache selbst, sondern die mit derselben in naher Beziehung stehenden Verrichtungen des Lesens und Schreibens angehen: das Unvermögen Worte zu schreiben oder geschriebene Worte zu lesen bei sonst unveränderter Beschaffenheit der Gesichtswahrnehmungen. Beide Störungen bestehen meistens mit den eigentlichen Sprachstörungen zusammen, können aber auch für sich allein und sogar die eine ohne die andere vorkommen. Für jede Leistung, welche isolirt hinwegfallen kann, wird aber offenbar auch ein getrenntes Substrat innerhalb des allgemeinen centralen Sprachgebiets anzunehmen sein, selbst wenn, wie in diesen letzteren Fällen, die anatomische Nachweisung eines solchen noch nicht gelungen ist.

Während uns diese Thatsachen auf eine Theilung der Sprachfunction in mannigfache Bestandtheile hinweisen, kommt überdies eine oben schon erwähnte Erwägung auch hier in Betracht. Es wurde bemerkt, daß die Aufhebung der willkürlichen Bewegung, die in Folge der Beseitigung einer bestimmten Rindenregion des Gehirns eintritt, uns keineswegs erlaubt etwa den Willen in dieser Region zu localisiren, sondern höchstens den Schluß gestattet, daß die nächsten Zwischenglieder für die Uebertragung der Willenserregungen auf die Nervenbahnen beseitigt sind. Aehnlich ist nun das sogenannte Sprachcentrum ein Gebiet, dessen Ausschaltung die Function der Sprache aufhebt, und zwar je nach den speciellen Bedingungen die Auffassung, die Articulation der Worte, die Fähigkeit des Schreibens oder der Auffassung des Geschriebenen beseitigt. Darum nun von einem Sitz des Sprach-, Schreib- und Auffassungsvermögens der ge-

sprochenen oder geschriebenen Worte zu reden, sind wir gewiß ebenso wenig berechtigt, als wir sagen dürfen, eine bestimmte Schraube in einem Uhrwerk erhalte die Uhr im Gang, weil diese stille steht, wenn man die Schraube herausnimmt. Schon deshalb ist die Annahme, daß eine so verwickelte Thätigkeit wie die Bildung und Auffassung der Sprache an eine streng begrenzte centrale Region gebunden sei, offenbar unzulässig, weil die einfache Empfindung von Schall- und Lichteindrücken sowie die einfache willkürliche Bewegung der Articulations- und Schreibemuskeln doch bei allen jenen Functionen, die mit der Sprache zusammenhängen, ebenfalls erforderlich sind. Daß aber die willkürliche Bewegung von Zunge und Arm, der Gesichtssinn und sicherlich auch der Gehörssinn ihre besonderen centralen Vertretungen abgesondert von jenem Sprachcentrum besitzen, haben wir schon gesehen. Alles drängt also dahin, anzunehmen, daß das letztere ebenfalls nur Uebergangsglieder oder Knotenpunkte enthält, deren Beseitigung zahlreiche und verschiedenartige Elemente in ihrer gemeinsamen Wirkung stört.

Noch ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, welche die Debatten über die Localisation zuweilen unsicher gemacht hat, zuerst bei den centralen Sprachstörungen beobachtet, dann aber auch in anderen Fällen bestätigt worden. Diese Erscheinung besteht in einer allmäligen Wiederherstellung der Leistungen. Sie pflegt freilich nur einzutreten, wenn die Verletzung keine zu bedeutende Ausdehnung besitzt. Eine solche Restitution würde nun nicht auffallend sein, wenn gleichzeitig die Veränderungen im Gehirn verschwänden. Darum handelt es sich aber hier nicht. Vielmehr beobachtet man, daß die functionelle Wiederherstellung eine vollständige sein kann, auch wenn die Gehirnverletzung unverändert fortdauert. Es ist nicht zu verwundern, daß manche Physiologen hierin einen Widerspruch mit der Localisation der einzelnen Thätigkeiten zu sehen glaubten und daher geneigt waren zu der Flourens'schen Ansicht der Gleichwerthigkeit aller Hirntheile zurückzukehren. Dieser Ausweg wird jedoch angesichts der vielen durch verschiedene Methoden übereinstimmend gewonnenen Thatsachen, die wir kennen lernten, immer unmöglicher. Auch ist es unberechtigt, aus jener Ausgleichung der Störungen einen Schluß gegen jede Localisation zu ziehen. Berechtigt ist man nur zu schließen, daß die Localisation keine absolut unveränderliche sei, sondern daß im Laufe der Zeit andere Theile des Gehirns die Fähigkeit gewinnen können für die Leistungen der hinweggefallenen einzutreten. In der That ist dieses Gesetz der Stellvertretung eine wichtige und unentbehrliche Ergänzung zu der Lehre von der Theilung der Verrichtungen. Welche physiologischen Vorgänge es sind, durch die in so ausgiebiger Weise der Verlust einzelner Hirngebiete durch die compensirende Leistung anderer gedeckt wird, darüber sind wir allerdings völlig im Dunkeln. Aber die Thatsache steht durchaus nicht als eine isolirte, für das Gehirn allein gültige Erscheinung da. Wer der rechten Hand verlustig gegangen ist, der kann die linke ohne allzugroße Schwierigkeit auf zahlreiche mechanische Fertigkeiten, zu denen sie früher unfähig war, einüben. Ich erinnere mich eines Mannes ohne Arme, der mit dem rechten Fuße schrieb, zeichnete und nicht ohne Geschick den Pinsel führte. Bei Schielenden kann man beobachten, daß das anfänglich bestehende

doppelte Sehen der Gegenstände zuweilen dadurch sich ausgleicht, daß eine neue Zuordnung der Netzhautpunkte beider Augen entsteht. Derartige Fälle von Anpassung und Einübung finden sich überall im Organismus, und es hat durchaus nichts Auffallendes, wenn das durch seine vielseitigen Verbindungen von Nervenfasern für solche Stellvertretungen so günstig organisirte Gehirn auch in besonders ausgeprägtem Grade sie darbietet. Zugleich liegt aber hierin von neuem ein indirecter Beweis für die Anschauung, daß nicht zusammengesetzte Fähigkeiten, wie das „Sprachvermögen", als solche localisirt sein werden, sondern daß derartige Thätigkeiten immer aus einem verwickelten Zusammenwirken einfacher Vorgänge entspringen, die nun erst an bestimmte centrale Elemente gebunden sind. Denn wir können uns zwar vorstellen, daß etwa eine Nervenfaser aushülfsweise, wenn eine normale Bahn unterbrochen ist, andere Bewegungsimpulse oder Empfindungseindrücke leitet als die gewohnten; wir können uns aber kaum vorstellen, daß ein Element, welches bisher ausschließlich die Articulation der Worte besorgt hat, gelegentlich auch die Geschäfte eines Organs für das Wortgedächtniß übernehmen sollte.

Doch hiermit betreten wir schon das Gebiet der allgemeineren Fragen, die sich aus Anlaß der oben erörterten Thatsachen erheben. Zwei solche Fragen erheischen unser Interesse: Zu welcher Anschauung führen die neu gewonnenen Erfahrungen über die physiologische Bedeutung des Gehirns? Und wie gestaltet sich sodann von dieser Anschauung aus das alte Problem der Wechselwirkung von Leib und Seele?

III.

Die Physiologen, die sich in der neueren Zeit mit der Untersuchung der Gehirnfunctionen beschäftigten, sind ziemlich übereinstimmend zu der folgenden Anschauung über die Beziehung der einfachsten geistigen Thätigkeiten zu ihren materiellen Substraten gelangt.

Man geht von der Annahme aus, daß die Elemente der Hirnrinde die Träger dieser Thätigkeiten seien. In mehrfacher Lage über einander geschichtet liegen hier Nervenzellen ausgebreitet, die, zum Theil von ansehnlicher Größe und zumeist von übereinstimmender Beschaffenheit, aus dem umherliegenden Hirnmark Nervenfasern in sich aufnehmen. Durch die letzteren scheinen sie theils mit den niedrigeren Centralapparaten und durch diese schließlich mit den äußeren Körperorganen theils nur noch unter einander verbunden zu sein, da zwischen verschiedenen Regionen der Hirnoberfläche und namentlich auch zwischen den beiden Hälften des Gehirns zahlreiche Züge von Nervenfasern verlaufen. Die Rindenzelle, als das organische Substrat der geistigen Thätigkeit, ist nun, so nimmt man an, vor allem der Träger von *Vorstellungen*. Auch diejenigen Zellen, von welchen die Willensacte ausgehen, sind davon nicht ausgenommen, da an jeden Willensact eine Vorstellung der gewollten Bewegung gebunden ist. Localisation der Gehirnfunctionen ist demnach gleichbedeutend mit Localisation unserer Vorstellungen. Unsere Licht-, Schall-, Tast- und Bewegungsvorstellungen sowie die Empfindungen des Schmeckens und Riechens sind in verschiedenen Regionen der Hirnrinde abgelagert. Die mannigfachen Verbindungen aller dieser

Vorstellungen in unserem Bewußtsein werden aber möglich mit Hülfe jener centralen Nervenfasern, welche verschiedene Stellen der Hirnrinde mit einander verbinden.

Diese allgemeine Anschauung sucht man nun noch näher in's Einzelne durchzuführen. Man hat bemerkt, daß ein bestimmter Theil der centralen Sehfläche vorzugsweise die deutlichen Wahrnehmungen der Gesichtsobjecte vermittelt. Dies läßt sich darauf beziehen, daß jener Theil den Stellen des deutlichsten Sehens in beiden Augen entspricht; aber daneben ist noch eine andere Auffassung möglich, und sie ist in der That geltend gemacht worden. Man nimmt an, daß das deutliche Sehen ein Verständniß der Gesichtsempfindungen voraussetze, wie es beim undeutlichen Sehen nicht stattfindet. Nun ist jedes Verständniß von Empfindungen an die Erinnerung gebunden. Wenn wir einen Gegenstand erkennen sollen, so muß das bekannte Bild desselben aus früheren Erfahrungen in unserem Bewußtsein bereit liegen. Demgemäß vermuthet man, in jener Region der Hinterlappen, deren Zerstörung das deutliche Sehen aufhebt, seien die Erinnerungsbilder abgelagert, während die übrigen Theile solche Stellen enthalten, die für neue Eindrücke vacant sind. Da nun aber jeder Eindruck als Erinnerungsbild in uns zurückbleiben kann, so sollen sich nach dem Verlust der Erinnerungszellen von Neuem Erinnerungsbilder in den für die unmittelbaren Eindrücke restirenden Zellen fixiren können. Auf diese Weise wird die allmälige Ausgleichung der Störungen erklärt.

Hiermit durchaus in Uebereinstimmung befinden sich die Hypothesen, zu denen die centralen Sprachstörungen den Anlaß bieten. In gewissen Zellen sollen die Lautbilder der Worte, in noch anderen die Schriftbilder derselben abgelagert sein; in einer dritten Gruppe befinden sich die Vorstellungen der Articulationsbewegungen, in einer vierten die Vorstellungen der beim Schreiben der Worte ausgeführten Bewegungen. Meistens nimmt man dazu noch eine fünfte Region an, deren Zellen mit allen vorangegangenen in Verbindung stehen, und wo die Begriffe sich niedergelassen haben. Je nachdem nun eine oder die andere dieser Zellengruppen allein zerstört ist, können einzelne Functionen, wie z. B. das Wortgedächtniß oder das Schreibvermögen, aufgehoben sein, während die übrigen Glieder der gesammten Sprachfunction ungestört bleiben. Auch hier findet natürlich wieder die Voraussetzung ihre Anwendung, daß die Vorstellungen, wenn ihnen ihre bisherigen Träger abhanden gekommen sind, vacante Zellen mit Beschlag belegen.

Vielleicht regt sich in manchem Leser die unheimliche Befürchtung, es möchte sich dereinst einmal ereignen, daß eine Vorstellung, die Einlaß in unser Gehirn begehrt, alle Plätze schon besetzt findet. Aber wir werden belehrt, daß diese Besorgniß ungegründet ist. Nach einer mäßigen Schätzung soll die gesammte Rinde des menschlichen Gehirns 612,112,000 Nervenzellen enthalten. Nun verfügt nach einer bekannten Angabe von Max Müller sogar ein so reicher Geist, wie Shakespeare, nur etwa über 15,000 Wörter, während sich ein gewöhnlicher Mensch mit 3—4000 begnügt. Selbst dann also, wenn wir die im Ganzen nicht zahlreichen wortlosen Vorstellungen und den Umstand in Rechnung ziehen, daß jede Vorstellung wol in 4—6 verschiedenen Formen, als Gesichtsbild, Schall,

Wort u. s. w., fixirt sein muß, werden wir uns doch immer noch über den ungeheuren Luxus wundern, der in unserem Gehirn mit vacanten Stellen getrieben zu sein scheint, für deren Besetzung offenbar gar keine Aussicht ist. Die Einrichtungen scheinen hier einem Staate zu gleichen, in welchem die Zahl der Sinecuren größer ist als die der wirklichen Aemter. Doch, da eine jede unbeschäftigte Zelle es sich gelegentlich gefallen lassen muß, mit einer Vorstellung belastet zu werden, die sie dann vielleicht zeitlebens nicht los wird, so mag dieser Luxus als eine etwas weitgetriebene Vorsicht immerhin verzeihlich sein. Auffallender scheinen mir andere Folgerungen, welche aus der Anwendung dieser Hypothese auf die Erscheinungen hervorgehen.

Es wurden oben nur die allgemeinen Richtungen angedeutet, nach welchen die centralen Sprachstörungen sich unterscheiden lassen. Die nähere Untersuchung jener Fälle, in denen das Sprachvermögen nur zum Theil aufgehoben ist, bietet nun aber noch eine Reihe bemerkenswerther Thatsachen dar. Regelmäßig sind an einem solchen partiellen Verlust der Sprache gewisse Wortclassen vorzugsweise oder sogar ausschließlich betheiligt. Am innigsten scheinen im Gedächtnisse die reinen Gefühlsausdrücke zu haften. Kranke, die nicht mehr fähig sind, einen Gedanken auch nur theilweise durch Worte zu äußern, verfügen manchmal noch über ein reiches Register von Interjectionen und von solchen Wortverbindungen, die den Gefühlswerth der Interjectionen besitzen. Der Aerger erpreßt ihnen vielleicht ein kräftiges „Donnerwetter", während sie außerhalb dieser gewohnten Verbindung weder den Donner, noch das Wetter zu nennen wissen. In anderen Fällen ist nur das Ja und Nein erhalten geblieben, der ganze übrige Wortvorrath ist verloren gegangen. Noch merkwürdiger sind die Fälle, in denen geradezu gewisse grammatische Kategorien ausgelöscht scheinen und, so gut es geht, durch Geberden ersetzt werden, während im Uebrigen die Rede ohne Stocken und ohne syntaktischen Fehler verläuft. Alle Beobachtungen stimmen darin überein, daß am leichtesten die Substantive in dieser Weise dem Vergessen anheimfallen. Unter ihnen sind es wieder die Eigennamen und überhaupt diejenigen Wörter, welche concrete Objecte bezeichnen, die vorzugsweise leicht aus dem Gedächtniß verschwinden. Das Vergessen der Eigennamen ist ja bekanntlich eine auch bei gesunden Menschen, namentlich im höheren Alter, oft vorkommende Beschwerde. Da aber die Eigennamen die concretesten unter den Hauptwörtern sind, so ist es eine psychologisch im Ganzen verständliche Thatsache, daß Wörter, wie Stuhl, Tisch, Haus u. dgl. leichter vergessen werden als solche, wie Tugend, Gerechtigkeit, Leben und ähnliche. Auch das festere Haften der Verben und Partikeln läßt sich wol dem nämlichen Gesichtspunkte unterordnen. Denn selbst das Verbum hat, insofern es meist eine Thätigkeit bezeichnet, die von verschiedenen Subjecten ausgehen und unter verschiedenen Bedingungen stattfinden kann, einen allgemeineren Charakter als das Substantivum. In diesem Sinne ist schneiden abstracter als Messer, leuchten als Licht, gehen als Weg ꝛc. Und so ist es denn freilich ein extremer Fall, der aber doch in dem gewohnten Vergessen der Eigennamen sein einfaches Vorbild hat, wenn wir von einem Patienten lesen, welcher sonst der Sprache vollkommen mächtig geblieben, aber genöthigt war, alle Substantive verbal zu umschreiben: die Schere,

als das, womit man schneidet, das Fenster, als das, wodurch man sieht ꝛc. Diese Erscheinungen, durch die wir uns fast in jene von der Sprachforschung angenommenen Urzeiten zurückversetzt glauben, wo die Sprache noch aus Verbalwurzeln bestand, finden ihre psychologische Erklärung darin, daß das Bild eines concreten Gegenstandes weit klarer und bestimmter in unserem Bewußtsein steht, als dasjenige einer abstracten Handlung. In Folge dessen ist bei der letzteren das Wort fast vollständig zur stellvertretenden Vorstellung geworden, während vor dem in deutlichen Umrissen unserem inneren Auge vorschwebenden Bild eines einzelnen Gegenstandes das ihn bezeichnende Wort leicht in den dunklen Hintergrund des Bewußtseins zurücktritt. Wir können den Namen eines guten Bekannten vergessen, weil wir in der Regel an ihn selbst und nicht an seinen Namen denken. Ein Wort, wie „gehen", das wir auf alle möglichen lebenden Wesen und sogar auf gänzlich unpersönliche Dinge unter den verschiedensten Bedingungen anwenden, wird aber nicht leicht aus unserem Gedächtnisse verschwinden, weil es keine Vorstellung gibt, die für alle Fälle seiner Anwendung an seine Stelle treten könnte.

Die psychologische Deutung bringt also diese Erscheinungen in einen im Allgemeinen begreiflichen Zusammenhang. Welches Bild müssen wir uns dagegen, wenn wir der Ansicht jener Physiologen folgen, welche die Vorstellungen localisiren, nunmehr von der Structur des Gehirns machen? Es ist klar, daß es nicht genügt, den Wort- und Schriftbildern, den Bewegungsvorstellungen und Begriffen verschiedene Gebiete anzuweisen, sondern in jedem dieser Hauptgebiete werden wir wieder eine besondere Provinz für die Interjectionen, eine andere für die Substantive, eine dritte für die Verba, eine vierte für die Partikeln annehmen müssen. Jeder würde nach dieser Vorstellung nicht blos ein Lexikon, sondern auch die zugehörige Grammatik im Kopfe mit sich herumtragen, wobei sich zugleich der merkwürdige Umstand ereignet, daß gewisse Blätter dieses lebendigen grammatischen Lexikons nicht nur für sich allein verloren gehen können, sondern auch immer dann, wenn andere abhanden kommen, mit diesen gleichzeitig verschwinden.

Es ist klar, daß eine Hypothese, die zu so absurden Folgerungen führt, unhaltbar ist. Auch liegt der Fehler derselben ziemlich offen zu Tage; es ist der alte Irrthum der phrenologischen Localisation in einer neuen Gestalt: man behandelt eine Thätigkeit unseres Geistes wie ein sinnliches Object, das irgendwo im Raum seinen Ort hat und mit einer Art persönlicher Selbständigkeit sich gegen Seinesgleichen behauptet. Die Phrenologie hatte die künstlichen Begriffsgebilde, nach welchen wir die inneren Erfahrungen ordnen, wie reale Objecte behandelt; die neuere Gehirnphysiologie objectivirt die natürlichen Thätigkeitsäußerungen unseres Bewußtseins, die Vorstellungen. Das eine ist so unmöglich, wie das andere. Wir haben allen Grund, vorauszusetzen, daß Vorgänge in unserem Gehirn unsere Empfindungen und Vorstellungen begleiten. Aber daß jede Vorstellung in irgend einer Nervenzelle festsitze, dies ist gerade ebenso unwahrscheinlich, wie die Annahme sein würde, daß unser Auge alle Bilder, die in ihm entworfen werden, zu künftigem Gebrauch in sich aufspeichere. Fast scheint es, als wenn die substantivische Form „Vorstellung" an dieser

Verwirrung, die ursprünglich auf dem Boden der Psychologie zu Hause ist, einige Schuld trüge. Betrachtete man erst, wie es von Herbart geschah, jede Vorstellung als eine Kraft, die, einmal entstanden, niemals wieder aus der Seele verschwinden könne, so lag es, sobald diese Anschauungen in die Physiologie übertragen wurden, nahe genug, dieser permanenten Kraft auch einen beharrlichen Träger anzuweisen. In Wahrheit aber ist jede Vorstellung ebensogut wie der Willensact oder das gesprochene Wort eine vorübergehende Thätigkeit. Jede solche Thätigkeit kann Nachwirkungen hinterlassen, und eine wichtige Nachwirkung der Vorstellungen besteht ja in der That darin, daß eine Disposition zu ihrer Wiedererneuerung zurückbleibt. Aber daraus zu schließen, daß die Vorstellungen selbst permanent bleiben, dazu sind wir offenbar ebenso wenig berechtigt, als etwa zu der Annahme, daß ein bestimmer Willensact, weil er eine dauernde Wirkung hervorgebracht hat, deshalb nun selbst unvergänglich sei.

Sind demnach unsere Vorstellungen nicht sowol geistige Objecte als vielmehr geistige Thätigkeiten, so gewinnen wir nothwendig auch von den Gehirnprozessen, die sie begleiten, eine veränderte Auffassung. Vor allen Dingen ist hier diejenige philosophische Ansicht zurückzuweisen, welche den physiologischen Erörterungen über den Gegenstand gewöhnlich zu Grunde liegt, die Ansicht nämlich, daß es sich hier um einen gewöhnlichen Causalzusammenhang handle, in welchem der Gehirnproceß als die Ursache, die Vorstellung aber als deren Wirkung zu betrachten sei. Diese Ansicht ist schon vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus undurchführbar. Nach dem in der physikalischen Forschung überall festgehaltenen Causalprincip können wir von einer ursächlichen Verbindung zweier Erscheinungen immer nur dann reden, wenn die Wirkung aus der Ursache nach bestimmten Gesetzen abgeleitet werden kann. Eine solche Ableitung ist nun im eigentlichen Sinne nur möglich bei gleichartigen Vorgängen. Sie ist also im ganzen Gebiet der äußeren Naturerscheinungen entweder wirklich ausführbar oder wenigstens denkbar, weil die Zergliederung dieser Erscheinungen stets auf Bewegungsvorgänge zurückführt, bei denen die Wirkung ihrer Ursache dergestalt äquivalent ist, daß unter geeigneten Bedingungen das Causalverhältniß umgekehrt, d. h. die Wirkung zur Ursache und die Ursache zur Wirkung gemacht werden kann. So bringt der Fall eines Gewichtes aus bestimmter Höhe eine bewegende Wirkung hervor, durch die ein Gewicht von gleicher Größe auf die nämliche Höhe gehoben werden kann. Es ist klar, daß von einer derartigen Aequivalenz zwischen unseren Vorstellungen und den sie begleitenden physiologischen Vorgängen nicht die Rede sein kann. Als die Wirkungen der letzteren können immer nur Vorgänge auftreten, die ebenfalls physischer Art sind. Nur hierdurch ist jener vollständig in sich abgeschlossene Causalzusammenhang der Natur möglich, welcher im Gesetz der Erhaltung der Kraft seinen vollendetsten Ausdruck findet. Dieses Gesetz müßte ja überall da durchbrochen sein, wo eine körperliche Ursache eine geistige Wirkung hervorbrächte. Auch der Naturforscher, der für sein Untersuchungsgebiet mit Recht an der Ansicht festhält, daß die von uns vorgestellte Welt eine von unseren Vorstellungen unabhängige Realität besitze, kann daher immer nur einen Parallelismus der geistigen Vorgänge und der sie begleitenden physiologischen Functionen statuiren. Ein solcher Pa-

rallelismus schließt die Voraussetzung ein, daß die Erscheinungen des geistigen Lebens unter sich in einer ebenso durchgängigen ursächlichen Verbindung stehen, wie diejenigen der körperlichen Natur; — aber gerade, weil es sich hier um zwei in sich geschlossene Causalverbindungen handelt, so kann aus keiner derselben in die andere ein Uebergang stattfinden. Die Aufgaben der Psychologie sind zunächst der Gesetzmäßigkeit des inneren Geschehens zugewandt. Indem jedoch der Zusammenhang der Vorstellungen in unserem Bewußtsein überall auf Bedingungen hinweist, die außerhalb des Bewußtseins liegen, also auch nicht in der Form geistiger Vorgänge uns gegeben sein können, wird die Psychologie nicht selten genöthigt, auf die physiologische Untersuchung zurückzugreifen, um, wo der Causalzusammenhang der inneren Erfahrungen unterbrochen scheint, wenigstens die ihm parallel gehende Verbindung physischer Vorgänge festzustellen. In dieser Absicht nimmt die Psychologie der Sinneswahrnehmung die Physiologie der Sinnesorgane zu Hülfe, und in ähnlichem Sinne wird die Lehre von der Bewegung der Vorstellungen im Bewußtsein nicht umhin können, der Gehirnphysiologie ihre Rücksicht zu schenken.

Gerade hier, wo es sich nicht mehr blos um Anfänge des geistigen Lebens handelt, die sich der Controle des Bewußtseins völlig entziehen, wird man aber doch von der Gehirnphysiologie verlangen dürfen, daß sie nicht völlig unbekümmert um die psychologische Erfahrung ihre Kreise ziehe. Um so berechtigter wird dies Verlangen sein, als die eigentliche Mechanik der Gehirnprocesse für uns noch völlig im Dunkeln liegt, so daß man sich hier zum Theil geradezu auf Rückschlüsse aus der psychologischen Erfahrung angewiesen sieht. Gehen wir von diesen Gesichtspunkten aus, so treten augenscheinlich die Gehirnprocesse in nächste Analogie mit jenen Vorgängen, welche in unsern äußeren Sinnes- und Bewegungsorganen den Vollzug unserer Vorstellungen und willkürlichen Handlungen begleiten. Jene Theilung der Arbeit, in welcher sich hier verschiedene Organe zu gemeinsamen Zwecken ergänzen, wird dort in engerem Raume und dadurch zugleich in einer Form wiederholt sein, welche die innigere Wechselbeziehung der einzelnen Leistungen möglich macht. Die Vorgänge im centralen Sehorgan werden daher gewiß ebenso wechseln wie die Bilder auf der Netzhaut des Auges. Nur in zwei Punkten haben wir eine wichtige Verschiedenheit zwischen den äußeren und den ihnen entsprechenden centralen Organen vorauszusetzen. Erstens gewinnt jene Stellvertretung, vermöge deren unfähig gewordene Theile durch andere unverletzte ersetzt werden können, beim Centralorgan eine ungleich größere Bedeutung. Für die gelähmte rechte Hand kann die gesund gebliebene linke immer nur einen nothdürftigen Ersatz bieten, weil alle Geschäfte, zu denen wir der beiden Hände bedürfen, fortan unmöglich bleiben. Die centrale Stellvertretung nur kann unter günstigen Umständen die äußeren Störungen vollständig beseitigen. Zweitens findet für das Gehirn das für alle Organe gültige Gesetz der Uebung, wonach eine Function um so leichter ausgeführt wird, je häufiger sie sich wiederholt hat, eine erhöhte Bedeutung, insofern hierdurch eine selbständige Wiedererneuerung von Gehirnprocessen, die ursprünglich an äußere Sinneseindrücke gebunden waren, möglich wird. Obzwar die äußern Sinnesorgane allein unserm Bewußtsein das Material zuführen, aus welchem dasselbe seine Vor-

stellungen aufbaut, so gibt doch erst das Gehirn diesem sinnlichen Stoff jene nachhaltige Wirkungsfähigkeit und jene freie Beweglichkeit, ohne welche die geistige Verarbeitung desselben unmöglich wäre.

Mit der letzteren Bemerkung ist jedoch zugleich die Grenze bezeichnet, bis zu welcher die Beleuchtung der physiologischen Gehirnprocesse unser Verständniß der geistigen Thätigkeiten voraussichtlich zu fördern vermag. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß, wie schon bei der Entstehung unserer Vorstellungen ihr sinnlicher Inhalt an die Sinneswahrnehmung, so überhaupt durchgängig die sinnlichen Bestandtheile unserer geistigen Thätigkeit an sinnliche, also physische Vorgänge gebunden seien. Jede tiefer eindringende Erfahrung bestätigt diesen Satz, und keine Erfahrung widerstreitet ihm. Es fehlt uns aber ebenso an jedem Anhalte dafür, daß dasjenige, was an unserer inneren Erfahrung jenen sinnlichen Inhalt gestaltet, was ihn nach logischen oder ethischen Normen verbindet, nun an irgend welche physischen Vorgänge besonderer Art geknüpft sei. In unseren Urtheilen und Schlüssen, unseren ästhetischen und sittlichen Gefühlen ruht auf sinnlicher Grundlage alles was dem Gebiet der sinnlichen Vorstellung angehört. Wichtig genug ist freilich dieser sinnliche Antheil unseres geistigen Lebens, denn er ist aus keinem geistigen Erzeugniß hinwegzudenken: selbst der abstrakteste Begriff kann von unserem Bewußtsein nur festgehalten werden in der Form einer sinnlichen Vorstellung, welche für unser Denken die Stellvertreterin des Begriffs ist, und die höchsten wie die niedersten unserer Gefühle und Bestrebungen bedürfen des sinnlichen Stoffs, an dem sie sich entwickeln und äußern. Aber die geistige Gestaltung dieses sinnlichen Stoffes nun gleichfalls an physiologische Vorgänge zu binden, dazu fehlt uns nicht nur jedes Motiv, sondern wir sehen uns sogar der Möglichkeit beraubt, anschaulich zu machen, wie ein Zusammenhang von Gehirnprocessen den zwingenden Grund in sich enthalten soll, daß die begleitenden Vorstellungen in die Form eines Urtheils verbunden werden oder unser ästhetisches Wohlgefallen erregen. Sicherlich kann ich den Gedanken „Weiß ist nicht Schwarz" nicht vollziehen, ohne daß die Vorstellungen des Weißen und Schwarzen, wenn auch nur als flüchtige Erinnerungsbilder, mein Bewußtsein berühren, und zu diesen Bildern wird der begleitende physiologische Vorgang nicht fehlen; aber die vergleichende Denkthätigkeit, welche die Vorstellungen zu dem verneinenden Urtheil verbindet, ist in jenen Bildern noch nicht enthalten, wenn sie auch ohne dieselben unmöglich wäre.

So besteht denn der wichtigste Dienst, den das Gehirn unserer geistigen Thätigkeit leistet, nicht etwa darin, daß es, wie der vulgäre Ausdruck lautet, „das Denken besorgt". Wohl aber hält es die für dasselbe unerläßlichen sinnlichen Hülfsmittel bereit, indem es den durch die Sinnesorgane zugeführten vergänglichen Stoff des Denkens zu künftigem Gebrauche bewahrt und die Organe der körperlichen Bewegung einer einheitlichen Lenkung unterwirft, deren der Wille bedarf. Dabei werden jedoch weder die Vorstellungen selbst noch von ihnen zurückbleibende Nachbilder oder Spuren im Gehirn abgelagert, sondern an diesem bewährt sich lediglich in eminentem Grade jenes allgemeine Gesetz der functionellen Uebung, nach welchem sich physiologische Vorgänge um so leichter

erneuern, je häufiger sie aus äußeren oder inneren Anlässen bereits sich vollzogen haben.

Damit dürfte erledigt sein, was von physiologischer Seite über die Betheiligung des Gehirns an der geistigen Thätigkeit im Allgemeinen ausgesagt werden kann. Wenn die so gewonnene Ansicht die Meinung derer zurückweist, welche eine von der Sinnlichkeit völlig unabhängige Geistesthätigkeit annehmen, so steht sie nur mit der physiologischen Erfahrung im Einklang, welche ein Denken ohne sinnlichen Inhalt ebenfalls nicht kennt. Aus diesem Grunde sind natürlich jene psychologischen Hypothesen, welche Begriffe oder Verstandesthätigkeiten abgesondert von den sinnlichen Vorstellungen localisiren möchten, ebenfalls hinfällig. Dem psychologischen Beobachter aber, welcher sich der sinnlichen Beschaffenheit des Stoffes unserer Gedankenthätigkeit bewußt geworden ist, kann die Gebundenheit dieses Stoffes an physische Vorgänge kaum mehr eine Ueberraschung bereiten. Weiß er doch längst, daß es keine Vorstellung gibt, die nicht an Eindrücke gebunden wäre, welche unsere Sinne empfangen. Ist es da nicht beinahe selbstverständlich, daß auch jede Erneuerung einer Vorstellung in unserem Bewußtsein von einer Erneuerung des sinnlichen Vorgangs begleitet ist, welcher ursprünglich den äußern Eindruck in unserem Gehirn hervorbrachte?

Nun besteht ja aber unsere Seele nicht blos aus diesem sinnlichen Inhalt unserer Vorstellungen, sondern gerade die Verbindungen und Gestaltungen der Vorstellungen, die unser Denken ausführt, betrachten wir vorzugsweise als Seelenthätigkeiten. Noch wird also durch diese physiologischen Erörterungen das Problem nicht gelöst, das vorzugsweise das philosophische Interesse gefesselt hat. Wäre unsere Kenntniß der Localisation der Gehirnthätigkeiten sogar viel genauer, als sie es heute schon ist, wir würden trotzdem noch zweifelnd an der alten Frage stehen: wo ist der Sitz der Seele? Suchen wir daher schließlich diese Frage — nicht zu beantworten, sondern zu prüfen, mit welchem Rechte sie gestellt werden kann, und inwiefern sie daher eine Antwort erwarten darf.

IV.

Daß durch die Localisation der Gehirnfunctionen die Frage nach dem Sitz der Seele in einem den geläufigen Anschauungen widerstreitenden Sinne entschieden sei, erscheint als eine naheliegende Folgerung. Wo sollte auch der für die Wechselwirkungen der Seele mit dem Körper günstige Punkt noch gesucht werden können, wenn diese Wechselwirkungen selbst fast aller Orten im Gehirn sich ereignen? Sind wir unter diesen Umständen nicht gezwungen, das ganze Gehirn oder mindestens die gesammte Rindenoberfläche desselben als die Stätte seelischer Vorgänge zu betrachten?

Gleichwol würde ein solcher Schluß sehr übereilt sein. Freilich, jene physiologischen Nebenvorstellungen Descartes', wonach irgendwo im Gehirn alle Nerven zusammenfließen sollen, um hier auf die Seele wirken und von ihr Wirkungen empfangen zu können, sie sind — abgesehen von den physiologischen Schwierigkeiten, die sie mit sich führen, — durch die Aufschlüsse der Gehirnphysiologie unwiederbringlich beseitigt. Aber schon Leibniz hat der Cartesianischen Anschauung eine Form gegeben, in welcher sie von unsern zeitweiligen physio-

logischen Kenntnissen gänzlich unabhängig geworden ist. Die Seele, den physischen Eindrücken der Außenwelt unzugänglich, steht vermöge der ursprünglichen Harmonie des Universums in ihren inneren Zuständen in Wechselbeziehung mit allen anderen Wesen, am nächsten mit denjenigen, welche den ihr zugehörigen Körper zusammensetzen. Diese Hypothese hat im Laufe der Zeiten verschiedene Wandlungen erfahren. Zuerst entfernte Christian Wolff aus ihr den kühnen Gedanken der Verbindung der einzelnen Seele mit dem unendlichen Universum; eine ursprüngliche Anpassung der Vorstellungen und Strebungen des Bewußtseins an die Zustände des eigenen Leibes schien ihm für alle Zwecke ausreichend. Später suchte Herbart den etwas mystischen Gedanken der vorausbestimmten Harmonie durch eine Form der Wechselwirkung zu ersetzen, bei welcher die allzu mechanischen Vorstellungen Descartes' vermieden waren: er dachte sich die Seelenmonade beweglich, so daß sie jeweils an demjenigen Ort des Centralorgans angetroffen werden könne, wo sie die zum Bestehen ihrer Vorstellungen geeigneten Störungen erleide. Auch diese ihrerseits kaum zureichend motivirten Wanderungen dürften aber, wie neuerdings Lotze bemerkt hat, entbehrlich sein, wenn man der Seele einfach die Fähigkeit zuschreibt, in den durch ihre eigene Natur bedingten Formen des Vorstellens und Fühlens innerlich zu empfinden, was außer ihr vor sich geht.

Welche dieser Hypothesen man auch bevorzugen möge, keiner derselben dürften von Seiten unserer physiologischen Kenntnisse irgend welche Schwierigkeiten im Wege stehen; — oder wenn je einmal solche sich einfinden sollten, so würden sie sicherlich leicht durch eine gefällige Hülfsannahme zu beseitigen sein. Ebenso ist ersichtlich, daß die verschiedenen speciellen Annahmen, die man nun noch über den Sitz der Seele aufstellen kann, vollkommen gleich zulässig sind. Selbst wer ihr außerhalb des ihr zugehörigen Körpers ihre Wohnstätte anweisen wollte, könnte eine solche Hypothese auf Grund der Voraussetzung einer vorausbestimmten Harmonie oder der unmittelbaren Wechselempfindung der inneren Zustände mit Leichtigkeit durchführen. Ja, unsere physiologische und psychologische Erfahrung würde sogar der Annahme, daß die Seelen der Menschen auf dem Sirius versammelt seien, nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg legen.

Die Metaphysik befindet sich, wie man sieht, gegenüber anderen Wissenschaften in einer beneidenswerthen Lage. Da ihre Voraussetzungen über alle Erfahrung hinausgehen, so sind sie auch von den etwaigen Fortschritten der Erfahrung vollkommen unabhängig. Während der empirische Forscher, der bemüht ist, seine Beobachtungen in einen leidlichen Zusammenhang zu bringen, mit einer gewissen Resignation wahrnehmen muß, daß die wissenschaftlichen Anschauungen fortwährend berichtigt, ergänzt und in Folge dessen durch neue ersetzt werden, arbeitet der Metaphysiker für die Ewigkeit. Höchstens an den Punkten, wo er Gelegenheit nimmt, in das Reich der Erfahrung hinabzusteigen, kann der Empiriker zuweilen seine Kreise stören. Aber was liegt daran? Die innersten Gedanken eines Systems bleiben dennoch allen Angriffen von Seiten der Erfahrung unzugänglich.

Diese Unnahbarkeit metaphysischer Hypothesen hat freilich auch ihre Schatten-

seiten. Je unangreifbarer die Hypothesen für die Erfahrung sind, um so einflußloser werden sie auf die letztere. So hat die Lehre von dem punktuellen Sitz der Seele im Gehirn unsere innere Erfahrung nicht um einen Schritt gefördert, und sie hat für die psychologische Erklärung nicht mehr geleistet, als die oben vorgeschlagene Hypothese von einer extratelluriſchen Existenz der Seele ebenfalls geleistet haben würde. Und doch kann gerade in diesem Fall solches nicht die Absicht gewesen sein. Denn die Beziehungen der geistigen zu den körperlichen Thätigkeiten sind uns nur in der Erfahrung gegeben; wer also über das Verhältniß der Seele zum Körper irgend welche Voraussetzungen macht, der muß damit mindestens die Absicht einer Veranschaulichung dieser Wechselbeziehungen verbinden. Diese Erwägungen legen denn doch die Voraussetzung nahe, es möchte schon in der Fragestellung, welche zu jenen metaphysischen Hypothesen geführt hat, irgend ein Fehler verborgen sein. In der That glauben wir diesen Fehler darin sehen zu müssen, daß man hier *zwei* Standpunkte, deren jeder seine Berechtigung, zugleich aber für unsere philosophische Weltauffassung einen verschiedenen Werth besitzt, in unzulässiger Weise mit einander vermengt hat.

Alles was uns in der Erfahrung gegeben ist, können wir vom Standpunkte der äußeren oder der inneren Erfahrung aus beurtheilen. Den ersteren nimmt die Naturwissenschaft ein, den zweiten die philosophische Erkenntnißlehre. Indem diese von dem unwiderlegbaren Satze ausgeht, daß die äußere Erfahrung in unser Bewußtsein eingehen, also zur innern Erfahrung werden muß, sucht sie nachzuweisen, inwiefern unsere Naturauffassung von unserer eigenen geistigen Natur bestimmt ist. Die Naturwissenschaft dagegen nimmt die äußere Erfahrung als eine ihr objectiv gegebene hin, und sie abstrahirt bei der Untersuchung derselben durchgängig von den geistigen Vorgängen, aus denen unsere Auffassung der Natur hervorging. Der Metaphysiker nun, welcher der Seele einen Sitz im Körper anweist, vermengt diese beiden Standpunkte mit einander. Von der inneren Erfahrung ausgehend, welche einen durchgängigen Zusammenhang unserer geistigen Thätigkeiten darbietet, betrachtet er mit Recht die Seele als ein einheitliches Wesen. Aber mit Unrecht überträgt er dann diesen Begriff sofort in die äußere Erfahrung, indem er die Seele zu einem einfachen, untheilbaren *Object*, zu einem Atom macht, welches er, zur Unterscheidung von dem physikalischen Atom, gewöhnlich *Monade* nennt. Wol hat schon Leibniz seinen *Monaden* die Warnung beigefügt, man solle sich dieselben nicht räumlich, nicht einmal als Punkte im Raum denken, und seine Nachfolger haben ihm hierin beigepflichtet. Die Monade bleibt darum doch das vergeistigte Atom. Denn woher sonst würde sie ihre Eigenschaft *absoluter Einfachheit* haben? Unsere innere Erfahrung ist einheitlich, aber im höchsten Grade zusammengesetzt. Erst die zum Object gewordene und dann nach dem Vorbild des einfachsten denkbaren Objectes, des Atoms, gedachte Seele besitzt jene metaphysische Einfachheit. Indem man sie nun mit andern ähnlichen Wesen in Beziehung setzt, wird sie zu einem räumlichen Object unter andern Objecten, mag auch noch so ernstlich versichert werden, unter allen diesen Beziehungen habe man sich nichts Räumliches zu denken, da der Raum erst eine Vorstellung sei, die in der einzelnen Seele zu Stande komme. Statt diese Gewissensbeschwichtigung solchen

Erörterungen, die ganz und gar aus der räumlichen Anschauung geschöpft sind, nachträglich beizufügen, sollte man sich von vornherein durch die phänomenale Natur des Raumes abhalten lassen, die Seele, deren geistige Thätigkeit den Raum hervorbringt, selbst zu einem räumlichen Ding zu machen.

In der That, so lange wir den Standpunkt der äußeren Erfahrung festhalten, welche den Raum, mit allem was er enthält, als wirklich gegeben voraussetzt, kann von einem Ort der Seele schon deshalb nicht die Rede sein, weil uns geistige Thätigkeiten als solche nirgends in der äußeren Erfahrung entgegentreten. Immer können uns in dieser nur äußere Bewegungsvorgänge gegeben sein, die wir zwar unter Umständen zurückbeziehen auf ein geistiges Sein, niemals aber doch mit diesem identisch setzen. So kann denn ja auch nicht eigentlich die Rede sein von einer Localisation unserer Geistesthätigkeiten, sondern nur von einer Localisation gewisser physiologischer Vorgänge, welche wir als Thatsachen der äußeren Erfahrung bestimmte Wahrnehmungen der inneren begleiten sehen. Jene physiologischen Vorgänge aber, die wir in diesem Sinne als die regelmäßigen Begleiter unseres geistigen Lebens vorfinden, sind nirgends an einem bestimmten Punkt concentrirt, ja sie sind nicht einmal auf das Gehirn beschränkt, sondern der gesammte Körper, vor allem die äußeren Sinnes- und Bewegungsorgane erscheinen uns als die unerläßlichen Träger der geistigen Entwickelung.

Völlig verändert sich aber die Sachlage, wenn wir uns auf den Standpunkt der innern Erfahrung begeben. Hier zeigt es sich, daß unsere ganze Auffassung der Außenwelt sammt der Form, die sie umfaßt, dem Raume, ein Erzeugniß unseres eigenen Bewußtseins ist, und die Psychologie weist nach, wie Inhalt und Form unserer sinnlichen Wahrnehmungen durchaus von inneren Vorgängen abhängig sind. Daraus werden wir sicherlich nicht schließen, daß die Welt außer uns ein täuschender Schein sei, der blos in unserer Vorstellung ein Dasein besitze. Keine Philosophie kann ja die Ueberzeugung beseitigen, daß uns Objecte gegeben sind. Wenn die Psychologie die geistigen Vorgänge aufzeigt, welche unsere Anschauung der Objecte bestimmen, so beweist sie nur, daß unsere Auffassung der Dinge von uns selbst abhängt, nicht aber daß die Dinge erst durch uns ihre Existenz empfangen. Nun sind wir zwar befugt die Thatsachen unserer unmittelbaren Erfahrung zu berichtigen, wenn uns Gründe zu einer solchen Berichtigung gegeben werden; zu einer grundlosen Bestreitung ihrer Existenz sind wir aber niemals berechtigt. In diesem Sinne ist es also unleugbar, daß die weiße Farbe, die wir dem Sonnenlicht beilegen, nur unserer Empfindung angehört, und daß sogar auf die Anschauung der Gestalt, in der wir die Sonne erblicken, auf die räumlichen Beziehungen, in die wir sie bringen, die subjectiven Vorgänge unserer sinnlichen Wahrnehmung von Einfluß sind. Wollten wir aber die Existenz der Sonne selbst leugnen, so würde eine derartige Behauptung vor dem Richterstuhl der philosophischen Erkenntniß nicht weniger haltlos sein, wie vor demjenigen der gewöhnlichen Weltanschauung. Denn wenn die letztere schon mit Recht für jede Behauptung einen Grund verlangt, so muß die Philosophie gewiß in noch viel höherem Maße darauf bedacht sein, daß grundlose Behauptungen vor ihr keine Gnade finden.

Zugleich geht jedoch aus diesen Betrachtungen hervor, daß äußere und innere Erfahrung einander durchaus nicht gleichwerthig sind. Die Gegenstände der äußeren Erfahrung müssen von uns geistig aufgenommen und angeeignet werden; die Art, wie wir sie auffassen, ist daher ganz und gar bestimmt von der Natur der geistigen Vorgänge, die hierbei wirksam sind. Unser eigenes Denken und Fühlen dagegen ist uns unmittelbar gegeben. Insofern es von äußeren Objecten angeregt ist und sich auf sie bezieht, besitzen diese Objecte nur die mittelbare Realität aller äußeren Erfahrung; unser Denken und Fühlen selbst ist ein unmittelbarer, und zwar der einzige unmittelbare Gegenstand unserer Erkenntniß. Eben darum ist es nun aber auch unmöglich, diese unsere geistige Thätigkeit mit den Objecten mittelbarer Realität zu vermengen, welche die Form, in der sie uns gegeben sind, dieser nämlichen geistigen Thätigkeit erst verdanken. Von einem Sitz der Seele, wenn wir unter dieser das unmittelbare Subject unseres Denkens und Fühlens verstehen, können wir also überhaupt nicht reden. Die Seele ist ja eben nichts anderes als dieses Denken und Fühlen selbst, dem wir, abgesehen von den Gegenständen, auf die es sich bezieht und die es formt, weder Gestalt noch Farbe oder Ton beilegen können. Orte im Raum nehmen nur die physischen Vorgänge ein, welche in unserer äußeren Erfahrung jede geistige Thätigkeit begleiten, indem sie mit zu jenen Objecten mittelbarer Erkenntniß gehören, welche unser Bewußtsein nach den in ihm gelegenen Gesetzen gestaltet.

Kaum aber braucht noch gesagt zu werden, daß das geistige Sein, weil der einzige Gegenstand unmittelbarer Erkenntniß, eben deshalb auch der gewissere ist. Um so glücklicher fügt es sich, daß es zugleich ethisch der werthvollere ist. Vermöge der sinnlichen Natur unseres Denkens ist zwar aller Inhalt unseres geistigen Lebens zugleich an jene Vorstellungen gebunden, deren Gegenstände uns ihrer eigenen inneren Natur nach unbekannt bleiben. Doch eine Reihe von Schlüssen hat uns zu der Ueberzeugung geführt, daß wir von gleichartigen geistigen Wesen umgeben sind, mit denen uns ein gemeinsames Streben nach den nämlichen sittlichen Gütern verbindet. Diese Ueberzeugung ist es, welche allein das Leben lebenswerth macht. Sie läßt es zugleich als eine sittliche Forderung empfinden, daß jene Wirklichkeit der Dinge, die hinter der sinnlichen Hülle unserer Vorstellungen verborgen ist, übereinstimmt mit dem geistigen Sein, das wir in uns finden.

Joh. Seb. Bach.

Von

Louis Ehlert.

Im fünften Bande dieser Zeitschrift, October 1875, habe ich den ersten Theil eines Buches [1]) besprochen, dessen zweiter und abschließender jetzt vorliegt. Ein volles Septennat liegt zwischen dem Erscheinen seiner beiden Hälften, da der erste Band schon 1873 erschienen ist. Wenn man den bedeutenden Umfang dieses Schlußbandes erwägt, so nimmt es nicht Wunder, daß sein Erscheinen um mehrere Jahre verzögert wurde. Es geschieht nicht der Symmetrie wegen, daß mein zweites Referat so ausführlich wird wie das erste. Ich habe das helle Gefühl, daß es Viele gibt, die ein solches Buch nicht lesen können, aber doch wissen wollen, was es enthält. Ein Band von über tausend Seiten ist ein kleines Gebirge, das nicht Jeder überschreitet, am wenigsten wenn der Weg, der darüber führt, nicht ohne Beschwerde ist.

Im Mai 1723 wurde Bach Cantor an der Thomasschule in Leipzig, nachdem er einen Revers unterschrieben, in welchem er sich verpflichtete, „ein ehrbares und eingezogenes Leben zu führen, Treue und Fleiß in Verrichtung der Amtsgeschäfte sowie schuldige Hochachtung und Folgsamkeit gegen den hochweisen Rath zu beobachten, die Kirchenmusik nicht zu lang und nicht opernartig zu machen, die Knaben nicht nur im Gesange, sondern zur Vermeidung von Unkosten auch in der Instrumentalmusik zu unterrichten, dieselben human zu behandeln, keine untauglichen Sänger in den seiner Aufsicht entrückten Chor der „Neuen Kirche" zu schicken, nicht ohne Erlaubniß des Bürgermeisters zu verreisen, auch ohne Zustimmung des Rathes kein Amt an der Universität zu übernehmen." Die Schule lag im Argen. Rath und Consistorium befehdeten sich unter einander und machten, ohne Ahnung von Bach's Größe, dem Manne sein Amt sauer. Mit dem Cantorat war nicht nur Unterricht im Gesange, sondern auch im Lateinischen verbunden. Der letzteren Pflicht durfte man sich der Ueber-

[1]) Johann Sebastian Bach. Von Philipp Spitta. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1880. XIV und 1014 S. Nebst Notenbeilagen, Namen- und Sachregister.

lieferung gemäß durch Stellvertretung, natürlich nicht zum Vortheil des Einkommens, entledigen, was Bach auch that, obwol er ein besserer Lateiner war, als es Cantoren in unseren Tagen zu sein pflegen. Die Geschichte der Zustände, in welchen die Thomasschule sich befand, als Bach ihr Cantor wurde, ist im Spitta'schen Buche schwer lesbar. Es wiederholt sich hier, was ich bei Gelegenheit der Pohl'schen Biographie Haydn's bei aller Hochachtung vor dem Verfasser erwähnen mußte: ein Gelehrter, der auf einem Boden arbeitet, wo die Quellen spärlich fließen, verliert leicht das Gefühl von dem Werthe seiner Funde. Es ist dies ganz begreiflich. Findet Jemand, nachdem er ein halbes Archiv durchgearbeitet, schließlich die geringste Notiz über den Gegenstand, nach dem er sucht, so treten Mühe und Lohn in ein falsches Verhältniß und er wird geneigt sein, seiner Entdeckung einen Werth beizumessen, den sie bei reichlicher zuströmenden Erwerbungen für ihn nicht gehabt haben würde. Auch der gutgewillte Leser, und nur von ihm ist hier die Rede, wird in solchen Fällen, wo die Breite der Darstellung mit dem Ertrag nicht Schritt hält, zur Flüchtigkeit, wenn nicht gar zum Ueberschlagen verführt und durch eine, wenn auch zu entschuldigende, Mißachtung vor der Forschung demoralisirt. Ich glaube, daß Manches in diesem Bande auch nicht glücklich disponirt ist. So hätte die namentliche Aufführung aller Thomasschüler recht gut in den Anhang verwiesen werden können. Wen interessirt es denn zu wissen, ob einer dieser Jungen „Krause" oder anders geheißen und ob er dreizehn oder vierzehn Jahre alt gewesen? Ebenso hätten nach meiner Meinung die Dispositionen der beiden Orgeln, auf denen Bach hauptsächlich gespielt, so interessant sie an sich sind, besser ihren Platz im Anhange gefunden.

Am 23. October 1730, sieben Jahre nach Antritt des Leipziger Cantorats, schreibt Bach einen Brief an seinen Jugendfreund Erdmann, welcher kaiserl. russischer Agent in Danzig geworden war, und bittet ihn, sich nach einer Anstellung für ihn umzusehn. Auf diese unbehaglichste Periode der Leipziger Zeit folgte die glücklichste, von 1730—1734. Wesentlich trug dazu die Freundschaft mit dem Philologen Johann Mathias Gesner bei, welcher während dieser vier Jahre das Rectorat an der Thomasschule führte.

Nach einer genauen Beschreibung der Gottesdienstordnung in der Thomas- und Nicolaikirche, sowie der Bach zu Gebote gestandenen Orgelwerke, behandelt Spitta einen besonders wichtigen Punkt, das Verhältniß der Orgel nämlich zu den Instrumenten in Bach's Kirchenmusik. Es sind wesentlich Klanggruppen, nicht wie später bei Haydn einzelne individualisirte Instrumente, welche in der Bach'schen Kirchenmusik walten, zu denen die Orgel das einheitliche Band webte. Der Klanggruppen gab es vier: Streichquartett, Oboen und Fagott, Zink und Posaunen, Trompeten (mitunter Hörner) und Pauken. Die Vocalmusik des 16. Jahrhunderts gefiel sich in einer sehr schwachen, oft nur einfachen Besetzung der Chorstimmen. Bis tief hinein in's 18. Jahrhundert blieben diese mäßigen Besetzungen im Allgemeinen üblich, während die Instrumentalmassen in's Steigen geriethen. Selbst bei einer so feierlichen Aufführung des „Messias", wie sie Joh. Adam Hiller 1786 in der Berliner Domkirche veranstaltete, befanden sich neben 186 Instrumentalisten nur 118 Sänger. Erst in England nach Händel's

Tode kehrt sich dieses Verhältniß um. Bei Händel liegt das Uebergewicht durchaus im Chorischen, während bei Bach, wie Spitta bemerkt, der Werth der Singstimme ein viel abstracterer ist. „In Bach's Kirchenmusik," sagt er feinsinnig, „herrscht nicht der Chor und der Menschengesang: will man einen ihrer Factoren als den herrschenden bezeichnen, so kann es nur die Orgel sein. Um es recht scharf auszudrücken: der Tonkörper, welcher Bach's Kirchencompositionen zur Darstellung bringt, ist gleichsam eine große Orgel mit verfeinerten, biegsameren und bis zum Sprechen individualisirten Registern."

Die Chöre wurden von Knaben und Männern gesungen. In Thüringen wirkten mitunter auch Dilettanten aus den Bürgerkreisen mit; in Leipzig jedoch bestanden die „Collegia musica" fast ausschließlich aus Studenten. Die Sopran- und Altarien fielen in der Regel den Knaben aus dem Thomanerchor zu. Ausnahmsweise mögen sie wol auch von Männern gesungen worden sein, denn zu jener Zeit existirte noch die jetzt verloren gegangene Kunst des Falsettgesanges. Durch das Falsett wurde der Tenor in einen Sopran, der Baß in einen Alt verwandelt. Man erzählt, daß in jenen Tagen ein falsettirender Tenor es bis zur Höhe des dreigestrichenen C bringen konnte. Ueber die Grenze, welche der Ausdruck der Empfindung bei Bach insbesondere, im Weiteren aber in aller Kunst einzuhalten hätte, wenn er nicht den Rahmen sprengen soll, welcher die Kunst von dem wirklichen Leben trennt, soll hier nur andeutungsweise gesprochen werden. Spitta gebraucht das hübsche Bild, daß eine Bach'sche Arie zu ihrer Zeit „dem zugefrorenen See gliche, über dessen Fläche die sorglose Knabenstimme hinglitt, unbekümmert um die unten schlummernde Tiefe". Ich füge hinzu: es steht dahin, ob eine schön ausgebildete Knabenstimme, wie man sie in jenen Jahrhunderten zu ziehen verstand, der keuschen Idealität einer Bach'schen Arie nicht mehr entspräche als das heiße Register weiblicher Leidenschaft; ob das Heilige einer Kinderstimme nicht vollen Ersatz böte für den Mangel an subjectiver Auffassung und persönlicher Ergriffenheit. Alle Darstellung soll das Räthsel der Kunst nicht mit arithmetischem Finger ausrechnen, sondern es nur aufhellen und uns näher bringen. Dies gilt namentlich für alle Bach'sche Musik. Händel könnte in seinen Oratorien die Frauenstimme nicht entbehren, er verlangt sie sogar. Er stand mitten in aller Weltlichkeit des Lebens; seine Größe ist Erdengröße. Bach lebte und webte in der heiligen Einsamkeit der Kirche; seine Größe ist nicht von dieser Welt. Die ästhetische Besinnungslosigkeit unserer Tage hat es zur Gewohnheit erhoben, die Arien der Passionsmusik Bach's von Opernsängern und -Sängerinnen vortragen zu lassen, ein Bankerott künstlerischen Verständnisses, zu dessen Vervollständigung nur noch der laute Applaus derjenigen gehörte, bei denen jede geistige Erwärmung nach einer Ableitung in die Handflächen drängt.

Bach hat im Ganzen fünf vollständige Jahrgänge von Kirchencantaten auf alle Sonn- und Festtage geschrieben. Zieht man die sechs Fasten- und drei letzten Adventssonntage ab, an denen in Leipzig keine Kirchenmusik stattfand, und zählt man die drei Marienfeste, Neujahrs-, Epiphanias-, Himmelfahrts-, Johannis-, Michaelis- und Reformationsfest hinzu, so ergibt dies für das Leipziger Kirchenjahr 59 Cantaten. Die fünf Jahrgänge würden also die Summe

von 295 Kirchencantaten repräsentiren. 29 hiervon fallen auf die vorleipziger Zeit, bleiben also für die 27 Jahre, welche Bach in Leipzig wirkte, 266 Cantaten, im Durchschnitt also zehn Cantaten jährlich. Bekannt hiervon sind, die sechs Cantaten des Weihnachts-Oratoriums und die größeren Fragmente mitgezählt, bis jetzt gegen 210. Wenn ich den in Aussicht stehenden XXVIII. Band mitzähle, so hat die Bachgesellschaft deren 140 gedruckt; 60 andere nebst weltlichen Cantaten und sechs Motetten sind für die letzten zwölf Bände vorbehalten. Es könnte hiernach scheinen, als wäre Bach Vielschreiber gewesen. Versteht man hierunter einen Mann, dessen Productivität nahezu unerschöpflich war, so darf man ihn so nennen, insofern sich diesem Begriff aber das Oberflächliche, leicht Hinarbeitende anschließt, darf der Ausdruck, mit einziger Ausnahme Beethoven's, auf Niemand weniger angewandt werden, als auf ihn. Eher wäre man berechtigt Händel, Haydn, Mozart und Schubert so zu nennen. Nach Spitta's Meinung scheint es erwiesen, daß Bach jedoch nicht in der Beethoven'schen Weise experimentell, häufig verwerfend und verbessernd, sondern mehr in der Mozart's gearbeitet habe, welcher es bekanntlich liebte die Dinge im Kopf rein auszugestalten, ehe er zur Feder griff. Dies ist nun nicht so zu verstehen, daß Bach und Mozart Alles, jener z. B. den ersten Chor der Matthäuspassion, dieser die Schlußfuge in der Jupitersinfonie gewissermaßen nur aus dem Kopf copirt hätten. Bei so complicirten Werken wird sich zur Kopfarbeit wol immer die Ausarbeitung mit der Feder gesellen.

In die erste Leipziger Zeit fällt das lateinische „Magnificat", eine der mächtigsten Compositionen Bach's. Spitta gibt eine sehr ausführliche Analyse desselben. Man erlaube mir hier eine allgemeine Bemerkung. Ein Kunstwerk zu beschreiben, welches der musikalischen Kunst angehört, erfordert nicht nur das Talent der Uebersetzung, sondern das größere der Umdichtung. Wenn man durch bloße Worte den Eindruck schildern will, den eine Melodie, eine Harmoniefolge, eine Tonfarbe hervorrufen, so muß man im Reich der Aequivalente gut zu Hause sein. Der echte Dichter kann freilich Alles: er braucht das zutreffende Wort und wir riechen den herbstlich ernsten Duft der Nelke, oder wir hören den zwischen zwei Dreiklängen transatlantisch drängenden Nonenaccord. Der bloße Gelehrte, der Registrator kann dies nicht. Nun ist es klar, daß derartige Bildersprache nur an eine congeniale Natur gerichtet sein kann. Einem Bauern kann ich nicht klar machen, was helldunkel ist, wenn ich es nicht verstehe meine Worte helldunkel zu färben. Will ich Jemandem eine Melodie beschreiben, so muß meine Sprache diese Melodie schon halb singen. Es ist dies eine innere Form der Onomathopoetik, welche die stellvertretenden Bilder ohne sinnliche Nachahmung zu finden weiß. Wer sich jemals in solchem Reflexleben versucht hat, weiß, daß alle Erfolge auf diesem Gebiete seelischer Zeichenkunst relativ bleiben. Es wird immer Leute geben, die sich von diesem oder jenem Bild nicht befriedigt fühlen, die sich einbilden es viel besser machen zu können, auch wenn sie den Beweis dafür schuldig bleiben. Von einigen, ich füge hinzu, wenig freundlich gegen ihn gestimmten Seiten, hat man Spitta nun, der die Fähigkeit der Reproduction in hohem Grade besitzt, hier und dort Schwulst, mitunter ein unzureichendes Bild oder einen unglücklich construirten Satz vorgeworfen. Zu-

gegeben selbst, daß diese einzelnen Ausstellungen berechtigt gewesen wären, was beweist das gegen den Mann? Jede poetisch angelegte Natur, und Spitta gehört zu ihnen, wird gelegentlich einmal schwülstig oder incorrect. Wollte man unsere größten Schriftsteller auf solche Menschlichkeiten untersuchen, kaum Göthe und Lessing kämen mit heiler Haut davon. H. v. Wolzogen hat kürzlich in einem barbarisch geschriebenen Artikel in den „Bayreuther Blättern" nachzuweisen versucht, daß Hermann Grimm kein richtiges Deutsch schriebe. Aus den zwei Bänden des „Michel Angelo" ist es ihm gelungen, ein Bouquet sprachlicher Nachlässigkeiten zusammenzustellen, von dem ich ihm einen guten Theil, und wenn ihm daran liegt, auch den Rest zugeben will. Ist Hermann Grimm darum weniger ein geistvoller und origineller Schriftsteller, weil er gelegentlich einmal einen saloppen Satz schreibt? Und ist Herr v. Wolzogen darum weniger ein langweiliger und anmaßender Schriftsteller, weil er gelegentlich keinen saloppen Satz schreibt?

Ueber die Cantaten der vier ersten Leipziger Jahre äußert sich Spitta so: „In ihnen finden wir den unbegrenzten Gestaltenreichthum wieder, welcher dem Künstler daraus erwuchs, daß er die instrumentalen Formen in ungeahnter Weise für seine Kirchenmusik zu verwenden wußte. Wir sehen ihn Theile der Kammersonate ohne Weiteres übertragen und als Instrumentaleinleitung dem zweiten Theile der Cantate „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes" voranstellen. Er schmilzt die Elemente des ersten italienischen Concertsatzes mit Chorformen zusammen, wie im „Magnificat" und der Weihnachtsmusik „Dazu ist erschienen der Sohn Gottes". Ganze Cantaten gießt er in die Formen des Concerts („Erfreute Zeit im neuen Bunde") oder der Orchesterpartie („Höchsterwünschtes Freudenfest"). Er combinirt die französische Ouvertüre mit dem frei erfundenen Chor, selbst mit dem Choral („Preise Jerusalem, den Herrn"), zwingt die Gigue, einem kirchlichen Zwiegesang zu dienen („Aergre dich, o Seele, nicht") und den Passacaglio einen Klagechor zu bauen („Weinen, Klagen"). In der Cantate: „Die Elenden sollen essen", stellt er mit den Mitteln der weltlichen Instrumentalmusik eine Choralfantasie her und in der Michaelismusik: „Es erhub sich ein Streit", contrapunktirt er eine Choralmelodie durch einen Siciliano." Charakteristisch für Bach ist überhaupt die kühne und rücksichtslose Genialität, mit der er sich aller vorhandenen Kunsttypen bemächtigte, um im rechten Augenblick davon den wunderbarsten Gebrauch zu machen. Scheinbar im Widerspruch hiermit steht eine andere Eigenthümlichkeit. Als er nach Leipzig kam, fand er das Publikum unter dem Einfluß Kuhnau'scher und Telemann'scher Musik. Weit entfernt, als soviel Größerer, dieser Richtung schroff entgegen zu treten, schloß er sich ihr vielmehr in aller Bescheidenheit an. „Dieser offene Sinn für die Productionen seiner Zeitgenossen," bemerkt Spitta feinsinnig, „die Begierde, von ihnen, so weit es irgend möglich war, zu lernen, oder ihnen und in ihnen ihrem Publikum wenigstens seine Achtung zu beweisen, ist ein bisher wol kaum hinreichend gewürdigter, für sein Künstlerthum wie für seinen Charakter gleich bedeutsamer Zug."

Die Gelehrsamkeit des Verfassers, sein bibliographisches Wissen sowol, wie seine kritische Schärfe, zeigen sich am glänzendsten in der Geschichte der Pas-

sionsmusiken im Mittelalter. Wie sich aus den dramatisirten Evangelienlectionen der Brauch entwickelte, die Passionsgeschichte musikalisch zu behandeln und zwar in drei Formen, choralisch, motettenartig und in einer Mittelbildung, welche die Erzählung des Evangelisten und wol auch die Reden Christi im Choraltone recitirte, während alles Uebrige mehrstimmig gesetzt war, welchen Einfluß die aus Italien kommende kirchliche Concertmusik gewann, welchen Umschwung die vier Passionsmusiken von Heinrich Schütz hervorbrachten, das hat Spitta mit eben soviel Gründlichkeit als Klarheit beschrieben.

Bach soll, entsprechend der Zahl der von ihm hinterlassenen Jahrgänge von Kirchencantaten, fünf Passionsmusiken geschrieben haben. Nach des Vaters Tode vertheilten seine Söhne, Philipp Emanuel und Friedemann, den künstlerischen Nachlaß unter sich. Emanuel erhielt die Originalpartituren der Matthäus- und Johannispassion, welche auf uns gekommen sind. Die Manuscripte der drei anderen sind durch den zerfahrenen Friedemann weniger treu behütet worden. Zwei derselben sind verschollen. Eine dritte, die Lucaspassion, ist in Bach's Handschrift erhalten. An ihrer Echtheit ist bisher gezweifelt worden, Spitta tritt für sie ein. Sie trägt nicht die ausdrückliche Bezeichnung, daß sie von Bach herrühre, wol aber in der Ueberschrift die Buchstaben J. J. (Jesu Juva), welche Bach nur bei eigenen Compositionen, niemals bei Abschriften fremder Werke zu gebrauchen pflegte. Spitta verlegt ihren Ursprung in Bach's Jugendzeit, und zwar in die Weimarer Periode.

Die Johannispassion ist vermuthlich schon in Cöthen, und zwar in den ersten Monaten des Jahres 1723 geschrieben worden. Die erste Aufführung derselben hat wol am Charfreitag, den 7. April 1724 in der Leipziger Nicolaikirche stattgefunden. Das Werk hat mancherlei Wandlungen, namentlich in seinem madrigalischen Theil erfahren, weil die Arientexte Bach große Noth bereiteten. Er sah sich zu einer theilweisen Umgestaltung des Brockes'schen Textes durch die eigene Hand gezwungen, ohne hierfür doch das nöthige Geschick zu besitzen. Ich gebe hier eine kleine Probe von dem dichterischen Vermögen Brockes' und Bach's.

Brockes: Dem Himmel gleicht sein buntgestriemter Rücken,
Den Regenbögen ohne Zahl
Als lauter Gnadenzeichen schmücken,
Die, da die Sündfluth unsrer Schuld verseiget,
Der holden Liebe Sonnenstrahl
In seines Blutes Wolken zeiget.

Bach: Erwäge, wie sein blutgefärbter Rücken
In allen Stücken
Dem Himmel gleiche geht,
Daran, nachdem die Wasserwogen
Von unsrer Sündfluth sich verzogen,
Der allerschönste Regenbogen
Als Gottesgnadenzeichen steht.

Daß die Johannispassion ihrer berühmten Schwester nach dem Evangelium Matthäi nicht ebenbürtig ist, liegt nicht nur daran, daß sie ein früherer Versuch war, sich eines neuen Elementes zu bemächtigen, auch nicht an dem verhältnißmäßig unlebendigeren und weniger ausführlichen Berichte des Evangelisten,

welcher sich eine Reihe von Momenten, wie das Abendmahl und die den Tod Christi begleitenden Naturcatastrophen entgehen ließ, Momente, die der musikalischen Behandlung förmlich warteten, sondern an der Trockenheit und Ungenialität der Brockes'schen Dichtung, wenn man den Namen Dichtung für Knüppelverse, wie die obigen, überhaupt brauchen darf. Picander, der den Text zur Matthäuspassion verfaßt, war in unserem Sinne gewiß auch kein Dichter, aber er hatte Instinct und war in der Hand Bach's ein williges Organ. Bach machte ihm gegenüber von dem Vorrecht des Gottgeweihten ausgiebigen Gebrauch. Er hielt es hierin, wie weiland — man verzeihe den frivolen Vergleich — Meyerbeer mit Scribe. Sehr richtig bemerkt Spitta, „daß Alles, was an dramatischen Elementen im Passionstext steckt, sich dem wahrhaft dramatischen Ausdruck nur nähern, nicht aber die volle Schärfe und Natürlichkeit desselben annehmen darf. Innerhalb der gezogenen Grenzen bleiben für feinere Unterscheidungen und Abstufungen doch noch Möglichkeiten genug; das hat Bach in der Matthäuspassion unübertrefflich bewiesen. Der Johannispassion muß man den höchsten Grad der Vollkommenheit in dieser Beziehung absprechen." „Aber", fährt er bald darauf fort, „um so stärker muß es betont werden, daß in Allem, was den musikalischen Stil, die Erfindung, die Ausgestaltung der einzelnen Tonsätze betrifft, sich Bach auf der vollen Höhe gereifter Meisterschaft zeigt."

Die Kritik der Matthäuspassion gehört zu dem Feinsten und Eindringlichsten, was Spitta über Bach geschrieben. Es ist unmöglich, an diesem Ort auch nur ein annäherndes Bild desselben zu geben, ohne ganze Seiten des Buches abzuschreiben. Nur einer besonderen Auslegung soll hier Erwähnung geschehen, nicht weil ich sie für absolut unabweisbar, aber für geistreich halte. Alle ästhetische Kritik spielt sich mehr oder weniger in den Wolken ab, und es ist das brutale Gesetz der Majoritäten, welches entscheidet, ob ein Mensch von feineren Organen die Macht besitzt, der blöden Masse eine neue Anschauung zu schenken.

In vielen Gegenden Deutschlands stellte sich das Passionsspiel nach einem vorbereitenden Theil in der Kirche durch eine Procession nach dem sogenannten Calvarienberge dar. Es war ein dramatisches Miterleben der Leidensgeschichte Christi von Station zu Station bis zur Kreuzigung. Spitta meint nun, daß „der Text zum Einleitungschor der Mätthäuspassion nur aus einer Anschauung hervorgehen konnte, welche alles Wesentliche der Passionsgeschichte in den Kreuzesgang und seinen weiteren Verlauf legte." „Was Bach musikalisch gestaltete," sagt er, „ist ein großartiges Bild einer sich unter Klagegesängen fortbewegenden, wogenden Menge. Aber er hat zugleich an der Sitte festgehalten, die Passionsmusik mit einem Choral zu eröffnen." („O Lamm Gottes, unschuldig", welcher in den Doppelchor eingewebt ist.) Auch einen glücklichen Commentar zum Bach'schen Naturgefühl möchte ich dem Leser nicht vorenthalten. „Händel war diese mystische Versenkung in die Seele des Alls fremd. Ein Recitativ, wie das „Am Abend, da es kühle ward" hätte er niemals schreiben können. Ein Gedicht wie „Allegro e Pensieroso", das in seinen schönsten Theilen das harmonische Zusammenstimmen von Natur und Mensch zum Gegenstande nimmt,

hätte auch auf musikalischem Gebiete eine romantische Auffassung unbedingt hervorrufen müssen, wenn anders eine solche überhaupt in dem Ideenkreis Händel's gelegen hätte. Aber Händel fußte zu fest auf italienischer Kunst, als daß dieses möglich gewesen wäre. Er gewinnt aus den Naturbildern eine Menge musikalischer Motive, aber sie zu einem geheimnißvollen Widerspiel des menschlichen Wesens zu beleben, steht ihm fern."

Die erste Aufführung der Matthäuspassion fand Charfreitags am 15. April 1729 im Nachmittagsgottesdienste statt. Der Eindruck war ein so geringer, daß der Rath der Stadt sich unmittelbar darauf nicht einmal bewogen fühlte, dem Componisten einige bescheidene musikalische Wünsche zu erfüllen. Einen Hauptgrund ihrer schweren Zugänglichkeit darf man in ihrer Ausdehnung und in ihrer Mittelstellung zwischen Kirchen- und Concertmusik erkennen. „Sie offenbart eine Selbstgenügsamkeit der Kunst, die zur Erreichung der gewollten Wirkung der Kirche fast nur noch als stimmunggebenden Hintergrundes bedarf." Das ist sehr richtig und noch viel richtiger für unsere Zeit, wo die Kirche wol noch der Matthäuspassion, die Matthäuspassion aber kaum noch der Kirche bedarf, es wäre denn allein um der Orgel willen. In der veränderten und erweiterten Gestalt, in welcher wir die Matthäuspassion kennen, kann sie frühestens im Jahre 1740 zur Darstellung gekommen sein.

Das „Weihnachtsoratorium" ist im Jahre 1734 geschrieben. Der Name Oratorium ist hier bloßer Verlegenheitstitel. Es zerfällt in sechs Theile, nach Maßgabe der sechs biblischen Abschnitte, der drei Christtage, des Neujahrstags, des Sonntags nach Neujahr und des Epiphaniasfestes. Vielfache Uebertragungen aus weltlichen Cantaten haben hier nachweisbar stattgefunden. Es ist dies ein dunkler Punkt bei Bach, und noch mehr bei Händel. In der Gewohnheit jener Tage lag es, ohne viel Scrupel aus früheren Werken zu entlehnen, was man brauchte. Der Bewunderung Bach's und Händel's wird hier Gelegenheit zu geistreichen Ausflüchten geboten, und weder Spitta noch Chrysander haben es daran fehlen lassen. Wenn man nun aber in der ersten Altarie des Weihnachtsoratoriums sich an den süßen Wendungen erfreut, welche dem Ausrufe „Den Schönsten", „Den Liebsten" gelten, und man erfährt nachher, daß sie ursprünglich auf die Worte „ich will nicht", „ich mag nicht" componirt worden sind, so beneide ich diejenigen, die das nicht verstimmt. Wenn Jemand sagt: es ist mir gleichgültig, mit welchen Mitteln und auf welchen Wegen eine Kunstwirkung erzielt wird, wenn diese Wirkung nur eine echte und nachhaltige ist, so hat er Recht. Aber herausnehmen darf er sich nicht, diesen Weg des Schaffens für einen unbedingt idealen und makellosen zu erklären. Das ewige Anlehen bei sich selbst, unbekümmert darum, welchem Zwecke das Geraubte einst gedient, ist mit der Vorstellung einer höchsten Künstlerschaft schwer verträglich. Der höhere Begriff eines Uebertragungsverbotes, welches die verschiedenen Perioden eines Kunstlebens vor Vermischung und Entartung schützen sollte, ist offenbar weder Bach noch Händel klar gewesen. Was der gemeine Verstand hierbei nicht versteht, ist, wie man so reich sein kann, und nicht noch einige Talente reicher!

Es folgen das „Oster- und Himmelfahrtsoratorium", deren Entstehungszeit vermuthlich in die Dreißiger Jahre fällt, ferner die „Motetten". Ein feiner

Zug des Verfassers ist es wieder, wenn er zur Charakterisirung dieser letzteren sagt: „Bach's Cantaten haben sich uns als eine centrale Kunstform dargestellt, in welche alles einging, was an lebensfähigen und fortbildungswürdigen Elementen in der musikalischen Formenwelt jener Zeit vorhanden war. Auch die Motette ist durch die Bach'sche Cantate aufgezehrt, dann aber aus derselben nicht sowohl neu herausgeboren, als vielmehr nur wieder losgelöst worden. Weniger eine selbständige Kunstgattung, als ein Absenker der Bach'schen Cantate steht sie da."

Gesner's, des Freundes Bach's, Nachfolger im Rectorate der Thomasschule wurde Joh. August Ernesti, ein sehr junger Mann. Zwischen ihm und Bach entspann sich ein unangenehmer, zwei Jahre dauernder Competenzconflikt über die Besetzung der ersten Präfectur, bei welchem nach Spitta's Darstellung das Recht überwiegend auf Seite Bach's lag. „Zwei Jahre," bemerkt er, „hatte der Streit gedauert, beinahe so lange als vor mehr denn sechzig Jahren der Ehehandel seines Oheims in Arnstadt. Beide Männer hatten sich als echteste Sprossen ihres Geschlechts gezeigt und mit äußerster Hartnäckigkeit um ihr Recht gekämpft." Was Zähigkeit und Kraft des Rechtsgefühls betrifft, steckte in Bach ein zweiter Kohlhaas. — Von dieser Zeit an wird bei Bach der Hang sichtbar, sich zurückzuziehen, den Problemen seiner Kunst, die sich immer mehr vertiefte — man denke an die H-moll-Messe und die großen Orgelcompositionen —, ausschließlicher noch wie früher zu leben und die Welt da draußen sich selbst zu überlassen. Um jene Zeit bildete sich aus bescheidenen Anfängen jene Concertgesellschaft, welcher später das „Gewandhausconcert" entspringen sollte. Es fällt auf, daß sich keine Spur einer Betheiligung Bach's an diesem neuen Unternehmen nachweisen läßt.

Am 27. Juli 1733 überreichte Bach nach dem Tode Friedrich August II. seinem Nachfolger das Kyrie und Gloria seiner H-moll-Messe. Diese beiden Stücke sind früher geschrieben als der Rest der Messe, deren Beendigung Spitta in das Jahr 1738 verlegt. Die späteren Stücke scheint Bach dem Hofe nicht eingereicht zu haben; daß Kyrie und Gloria in Dresden aufgeführt worden wären, ist ebenfalls unbeglaubigt. „Wenn man," schreibt der Verfasser, „diese Messe unter den für ihr Verständniß nothwendigen sachlichen Voraussetzungen hört, so ist es als rauschte der Genius von zwei Jahrtausenden über den Häuptern hin. Fast unheimlich berührt die Einsamkeit, mit welcher die H-moll-Messe in der Geschichte dasteht. Wenn auch alle findbaren Mittel herbeigeschafft werden, um die Wurzel von Bach's Kunstanschauung, den Gang seiner Kunstbildung, die ihr von außen zugeführten Elemente, die von seinen persönlichen Verhältnissen ausgehenden Anregungen aufzudecken, wenn endlich selbst das allgemeine Wesen der Tonkunst zur Erklärung sich hilfreich erweist, so bleibt doch ein letztes, das Aufblitzen der Idee zu einer Messe von solcher Tragweite, das abermalige Hervorbrechen des kirchlich reformatorischen Geistes wie aus lange angesammelten Quellen, ja das unzweifelhafte Wiedererscheinen von Anschauungen des Urchristenthums grade nur in dieser einen Künstlerpersönlichkeit unfaßlich, wie der Grund alles Lebens." Gleich darauf fährt er fort: „Beethoven's zweite Messe der Bach'schen ebenbürtig an die Seite

setzen, wie man es heutzutage zu thun liebt, kann nur der, welcher den unverhüllbaren Riß nicht sehen will, der zwischen dem, was die Idee eines solchen Werkes fordert und dem Geiste, in welchem seine Gestaltung unternommen wurde, aufklafft. In Beethoven's Messe muß man die gewaltige Persönlichkeit ihres Schöpfers bewundern, man wird diese Messe verstehen und mag sie lieben, so lange hundert andere Werke vorhanden sind, aus denen sein Genius reiner und voller und mit einer annoch unsere Zeit beherrschenden Macht kundbar wird." Ein verdrießlicher und nicht sehr glücklicher Satz! Man könnte ihn recht gut so verstehen: in dem Augenblick, wo diese hundert anderen Werke nicht vorhanden wären, würde man die Missa solemnis nicht verstehen und nicht lieben mögen. „Von Bach's Compositionen," fügt der Verfasser erläuternd hinzu, „könnte Alles verloren gehen, die H-moll-Messe allein würde bis in unabsehbare Zeit von diesem Künstler zeugen, wie mit der Kraft einer göttlichen Offenbarung." Dies ist richtig. Das unendlich vielseitigere Gebiet Beethoven'schen Schaffens gegenüber dem wesentlich an seinen Kirchenchor und seine Orgelbank gebannten Bach würde sich in diesem vereinzelten Ausdruck kirchlicher Kunst niemals erkennen lassen. Zwischen den beiden Messen ist außerdem der Unterschied der Zeit und des Herkommens. Die Bach'sche entsprang einem völlig gläubigen, sogar theologisch gut geschulten Herzen, die Beethoven'sche hat ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts, ein zweifelnder und zur Philosophie neigender Kopf geschrieben. Es ist wieder einmal der Streit zwischen dem alten und neuen Glauben, zwischen dem vollkommen modernen Menschen Beethoven und dem ehrwürdigen, in seiner Enge weltweiten, aber in seiner Weltweite engen Manne des achtzehnten Jahrhunderts. Kein Mensch, in dem ein geschichtliches Urtheil steckt, wird anstehen, in der H-moll-Messe den größten, einheitsvollsten und letzten Ausdruck einer vom Christenthum tief gesättigten musikalischen Kunst zu erkennen. Daneben aber, anderen Herkommens, anderer Macht, andern Weltbewußtseins steht Beethoven's Messe. Dort der letzte Riesenpfeiler einer untergehenden Welt, der die Brücke zurückschlägt in einen Gefühlskreis des Lebens, der von Jahrzehent zu Jahrzehent sich mehr auflöst in einen verklingenden Accord, hier die drohend erhobene Hand einer von allen dogmatischen Satzungen sich losringenden Zeit, welche aus den Trümmern der alten Welt eine neue gestaltet. Dort der Friede des Bescheidens, hier die unruhige Sehnsucht nach einem verloren gegangenen, unter anderem Lichte wieder zu erkennenden Ideal. Dort die Berufung auf ein außer uns Seiendes, hier die Berufung auf die eigene Kraft. Das ist der Unterschied zwischen der H-moll-Messe und der Missa solemnis.

Ungemein zutreffend bezeichnet der Verfasser eine Seite der letzten Lebensperiode Bach's. „Mehr und mehr zieht Bach sich in eine bestimmte Form der Choralcantate zurück, wird schweigsamer und, wenn er redet, typischer in der Fassung. Nur anfangs bemerkt man noch jene königliche Freigebigkeit, mit welcher er in den mittleren sechziger Jahren aus einem unbegrenzten Reichthum an musikalischen Formen schöpfte. Er gibt zweien seiner größten Werke, der Johannis- und Matthäuspassion die letzte endgiltige Form und bestellt sein Haus. Schließlich scheint er als kirchlicher Vocalcomponist ganz zu verstummen. Sein Lebenswerk ist gethan, er sieht dem Tode entgegen."

Im Jahre 1735 vollendete Bach sein fünfzigstes Jahr. Aus ihm stammen ungefähr zwanzig Cantaten; das numerische Schaffen war also noch ungebrochen. Der Choralcantaten zählt der Verfasser fünfunddreißig. Ihr Wesen charakterisirt er als „die vollständigste poetisch-musikalische Entfaltung eines bestimmten Kirchenliedes vermittelst aller Kunstmittel, welche sich Bach in einem reichen Leben unter gründlicher Ausnutzung aller Kunstelemente seiner Zeit und Vorzeit erworben hatte." In ihrer Originalgestalt treten regelmäßig nur die erste und letzte Strophe des Kirchenliedes auf, die mittleren sind madrigalisch umgeformt und dienen als poetischer Stoff für die frei concertirenden Solostücke. Interessant ist das Verhältniß Bach's zu den alten Octavengattungen. „Das System der Kirchentöne," sagt Spitta, „erscheint bei Bach nicht als ein für gewisse Gegenstände künstlich angewendetes; es ist in Bach's Geist von Grund aus wiedergeboren." Er hielt es mit diesen wie mit anderen Ueberlieferungen. Was er davon gebrauchen konnte, nahm er in seine Schaffensweise auf: sein ewig bildender Geist formte um, erweiterte oder beschränkte, je nachdem die Idee, welche ihn beschäftigte, es erheischte.

Bei der Besprechung der Instrumentalwerke, welche dieser letzten Periode angehören, bemerkt Spitta, „daß der wahre Künstler sich dann in der glücklichsten Lage befindet, wenn alle seine Werke Gelegenheitswerke sein können, wenn seine Kunst sich getrieben fühlt, wo es nur angeht, an die ihn umgebenden Lebensverhältnisse anzuknüpfen." Und Bach hatte immer bestimmte Zwecke, für die er componiren konnte. Ließ der Gottesdienst ihn frei, so schrieb er für's Haus. Offenbar hat er in seiner eigenen Wohnung viel musicirt, denn in seinem Nachlasse fanden sich fünf Claviere, zwei Violinen, drei Bratschen, zwei Celli, eine Gambe und noch andere Streichinstrumente. In den Jahren 1730 bis 1733 waren die erwachsenen Söhne, Emanuel und Friedemann, noch im Elternhause. An anderen tüchtigen Schülern fehlte es selbstverständlich nicht. So mögen denn die zwei- und dreiclavierigen Concerte zunächst wohl für das eigene Haus geschrieben sein. Es entsteht nun ein ganzer Cyclus von Concerten, häufig von einem Instrument auf das andere übertragen. Hieran schließen weitere Theile der „Clavierübung", die „englischen Suiten", „Partiten", die herrlichen Variationen über eine Sarabande, welche mit dem sogenannten Quodlibet schließen, und der zweite Theil des „wohltemperirten Claviers". Die „chromatische Fantasie und Fuge" verlegt Spitta in eine frühere, vielleicht sogar in die Cöthener Zeit. Nachweislich fallen aber in diese letzte Periode das „Musikalische Opfer" und die „Kunst der Fuge". Jenes hält der Verfasser mit Recht für eine großartige Studie, nicht für ein Kunstwerk im vollen Sinne des Wortes. Veranlassung hierzu war ein Spiel Bach's vor Friedrich dem Großen im Mai des Jahres 1747. Der König hatte sich von ihm die Improvisation einer sechsstimmigen Fuge erbeten, zu der Bach sich selbst das Thema wählen durfte. Vorher hatte er ihm ein eigenes Thema gegeben, mit dessen Ausführung Bach selbst unzufrieden war. Seine Ehre zu retten, unterwarf er dasselbe nach zwei Monaten einer vollkommeneren Ausführung, ließ das Werk in Kupfer stechen und widmete es dem großen König. Das ist die Geschichte des „Musikalischen Opfers".

Die „Kunst der Fuge" ist das musikalische Testament Bach's. Fünfzehn Fugen und vier Canons über dasselbe Thema, darunter Doppel- und Tripelfugen, Fugen in Engführung, mit Beantwortung in der Gegenbewegung, in gleichen Notenwerthen, aber auch verkleinert und vergrößert, Fugen im doppelten Contrapunkt der Octave, Duodecime und Decime u. s. w., mit einem Wort das Meisterstück des Meisters aller Zeiten auf diesem Gebiete, „eine einzige Riesenfuge in fünfzehn Abschnitten", wie Spitta sich ausdrückt. Emanuel übernahm den Vertrieb der „ziemlich geschmacklos, plump und fehlerhaften" Originalausgabe des Werkes, sah sich aber in ihrem Absatz getäuscht, so daß er den ursprünglichen Preis von fünf Thalern auf vier herabsetzte und F. W. Marpurg veranlaßte, einen ausführlichen Vorbericht zu schreiben. So erschien die „Kunst der Fuge" auf der Leipziger Ostermesse im Jahre 1752, zwei Jahre nach Bach's Tode. Bis zum Herbst 1756 hatte Emanuel ungefähr dreißig Exemplare abgesetzt. Es ist dies ein beredter Beitrag zur Geschichte der Publicationen tiefsinniger Werke. Nach der „Kunst der Fuge" hat sich Bach noch an die Composition einer in den riesigsten Verhältnissen angelegten dreithemigen Clavierfuge gemacht, über deren Ausführung er nach Aussage Emanuel's gestorben ist. Sie ist nur bis zum 239. Tacte gediehen und irrthümlich in die Originalausgabe der „Kunst der Fuge" gerathen. Im 47. Tact vor dem Schluß tritt als Contrasubject das Thema B-A-C-H auf. Es macht den Eindruck, als hätte er unter sein letztes Werk seinen Namen schreiben wollen.

Von der Orgel ist Bach ausgegangen und an ihr hat er den großen Ring seines Schaffens geschlossen. Viele seiner mächtigsten Präludien und Fugen, seiner Sonaten und Orgelchoräle gehören diesen letzten Jahren an, unter ihnen die weltberühmten Fugen in A-moll und E-moll und die F-dur Toccata. Schon des Augenlichts beraubt arbeitete er mit Hilfe seines Schwiegersohnes Altnikol noch an der Erweiterung eines Orgelchorals aus früherer Zeit. „Händel's Entwickelungslauf," sagt der Verfasser mit schöner Feierlichkeit, „ist der eines stolzen Flusses, welcher den Schiffer zuletzt in das Weltmeer hinausträgt. Bach führt durch alle Höhen und Tiefen des Lebens wieder in die stille Heimath zur Ruhe und Beschaulichkeit. Er schenkt sich nicht weg an die Welt, sondern umschließt dieselbe mit seiner Persönlichkeit."

Immanuel Kant ist kaum über die Grenzen seiner Vaterstadt hinausgekommen, der große Philosoph unter den Musikern kaum über die Nord- und Mitteldeutschlands. Lübeck, Hamburg, Berlin, Dresden, Thüringen waren seine äußersten Reiseziele. Sein Leben war bürgerlich einfach, aber nicht ärmlich, sein Haus gastfrei. Der Kreis seiner Schüler war ein bedeutender, namentlich in der Leipziger Zeit. Von denen, welche sich außer seinen Söhnen weiteren Ruhm erwarben, sind zu nennen: Heinrich Nikolaus Gerber, der Vater des Lexikographen, Johann Tobias Krebs, von dem Bach scherzend gesagt haben soll, „das ist der einzige Krebs in meinem Bache", Johann Friedrich Agricola, Johann Friedrich Doles, Gottfried August Homilius, Johann Philipp Kirnberger, der Theoretiker, endlich Altnikol, Bach's Schwiegersohn.

Bach besaß ein natürliches Selbstgefühl, aber er war „menschlich nachsichtig gegen Andere und wie alle großen Naturen frei von Eitelkeit". Spitta

bedient sich des glücklichen Ausdrucks „Naturen", denn von großen „Männern" könnte man den Ausspruch in dieser Allgemeinheit nicht gebrauchen. Schmeicheleien waren ihm unangenehm. Als Jemand seine Fertigkeit auf der Orgel rühmte, sagte er: „das ist eben nichts Bewundernswürdiges; man darf nur die rechten Tasten zur rechten Zeit treffen, so spielt das Instrument selbst." Mit seiner Kunst hielt er nie zurück, er war im Gegentheil immer zum Musiciren aufgelegt. Fremde Musik regte ihn an. Es ist bemerkt worden, daß er beim Improvisiren, worin er wie Mozart Meister war, gern von einem fremden Gedanken ausging, ehe er sich in seine eigenen vertiefte. Ein unscheinbarer, aber bedeutungsvoller Zug. Auch der größte Mensch bedarf der Berührung mit einem fremden Geist, wenn sein Erdreich locker bleiben soll, und ich glaube, Beethoven wäre ein glücklicherer Mann gewesen, wenn er nicht so viel unter luftdichtem Verschluß gelebt und gearbeitet hätte. Forkel erzählt von Bach, daß, wenn er auswärts irgendwo am Sonntag weilte, er gern der Kirchenmusik zuhörte. Kam darin eine Fuge vor, und er hatte einen seiner Söhne bei sich, so pflegte er nach den ersten Themaeintritten vorherzusagen, was der Componist von rechtswegen mit dem Thema weiter beginnen und möglicherweise machen könne. Kam es dann, wie er prophezeit, so freute er sich und stieß seinen Sohn an. „Schon zu seinen Lebzeiten," sagt Spitta, „bildeten sich allerhand Mythen über ihn. Man erzählte sich z. B., daß er bisweilen, als armer Dorfschulmeister verkleidet, in eine Kirche gekommen sei und den Organisten gebeten habe, ihm seinen Platz einzuräumen. Dann habe er das Staunen der Anwesenden und des Organisten genossen, der erklärt habe, das sei entweder Bach oder der Teufel. Er wollte von solchen Geschichten, kamen sie ihm zu Ohren, nie etwas wissen."

Bach's Bibliothek enthielt nach seinem Tode 81 Bände theologischer und Erbauungsbücher; um Theologie hat er sich also gekümmert. Die Werke Luther's scheint er sogar in zwei Ausgaben besessen zu haben. Mit diesem Manne hatte Bach gemein, was Spitta einmal zutreffend „Streitfreudigkeit" nennt. Beide hatten sie etwas vom Feuerstein, beide durch ihr ganzes Leben den Hang, sich ihre eigene Frömmigkeit aufzubauen, sie zu reinigen von allem todten Formalismus und sie schöpferisch zu geberden.

Als Bach im Jahre 1723 mit seiner zweiten Gattin, Anna Magdalena, die Cantorwohnung am Thomaskirchhof zu Leipzig bezog, folgten ihm dahin vier Kinder aus erster Ehe. Aus der zweiten wurden ihm dreizehn Kinder geboren, sieben Töchter und sechs Söhne. Von diesen siebzehn Kindern haben ihn nur sechs, drei Söhne und drei Töchter überlebt. Die Töchter blieben unvermählt bis auf eine, welche Altnikol's Gattin wurde. Von seinen drei ihn überlebenden Söhnen — Friedemann und Emanuel sind bekannt — soll Christian, der „Benjamin der Familie" sehr begabt gewesen sein. Die schauerliche Legende von einem blödsinnigen Sohne Namens David, den Bach gehabt haben soll, hat Spitta zerstört.

Bach war ein äußerst gesunder und kräftiger Mann, aber er litt an angeborener Augenschwäche. Im Winter 1749 auf 1750 war er in Folge einer beschwerlichen Augenentzündung genöthigt, sich einer Operation zu unterziehen. Sie mißlang ein erstes und ein zweites Mal, Bach erblindete. Am 18. Juli

konnte er plötzlich wieder sehen; wenige Tage darauf rührte ihn ein Schlag, dem ein hitziges Fieber folgte. Dienstag den 28. Juli 1750, Abends nach neun Uhr, hauchte er seinen Geist aus. Auf dem Johanniskirchhof wurde er beerdigt. Bei einer Vergrößerung desselben in unserem Jahrhundert wurde Bach's Grab zerstört, so daß die Stätte, wo seine Gebeine ruhen, nicht mehr bestimmt werden kann. Der Rath der Stadt Leipzig machte in einer seiner nach Bach's Tode abgehaltenen Sitzungen die Bemerkung: „Die Schule brauche einen Cantor und keinen Kapellmeister, Herr Bach wäre zwar ein großer Musikus, aber kein Schulmann gewesen." Die Familie zerstreute sich in alle Welt. Anna Magdalena gerieth in solche Bedrängniß, daß sie von öffentlichen Unterstützungen lebte. Sie starb als Almosenfrau im Jahre 1760. Das letzte Kind Bach's, eine Tochter, Regine Johanna, ist erst 1809, ebenfalls in Dürftigkeit gestorben. Es war ein Verdienst Rochlitz's, durch einen öffentlichen Aufruf ihre letzten Jahre vor der höchsten Noth geschützt zu haben.

Wenn ich im Allgemeinen dem ersten Bande des Spitta'schen Buches vor dem zweiten den Vorzug gebe, so liegt dies nicht daran, daß die Entwickelung eines großen Künstlers nothwendig immer interessanter sein müßte wie die Zeit seiner Reife, obgleich sie aufregender und dramatischer ist. Nur bei Bach ist dies insofern der Fall, als sein Leben vom Beginn des Leipziger Cantorats, womit der erste Band schließt, eigentlich ohne Geschichte ist. Nicht wie bei Händel, Mozart und Anderen greifen äußere Beziehungen und Wendungen fortwährend in das Geistesleben des Helden ein und nöthigen den Biographen, die Wirkungen jener auf dieses zu erörtern, mit einem Wort in einem höheren Sinne zu erzählen. In Bach's Leben gehört die zweite Hälfte fast ausschließlich dem Aesthetiker an. Spitta konnte diesem in der Natur seines Stoffs liegenden Problem nicht ausweichen und hat es gelöst, besser vielleicht als irgend ein Anderer. Aber er vermochte nicht, und wahrscheinlich Niemand in seiner Lage, das Eintönige und Ermüdende zu vermeiden, das ein so fortgesetztes Aesthetisiren mit sich führt. Ich bin in solchen Fällen immer auf der Seite des Autors und frage nicht ohne Beklemmung, ob eine so mühevolle Arbeit wol den gebührenden Dank ernten wird? An äußerem Erfolg hat es dem Verfasser ja nicht gefehlt, wie steht es aber mit den Lesern? Rechnet er mehr auf den eigentlichen, reifen Bachianer, oder den werdenden? Ich fürchte, jener wird ihm durch die unendliche Beschreibung der Kirchencantaten z. B. nicht folgen wollen, ich fürchte dieser wird ihm nicht folgen können. Und welche Fülle von Geist und Phantasie ist gerade an diesen Theil seiner Arbeit verschwendet! Was Spitta darauf erwiedern könnte, weiß ich. Der Mathematiker, der Philosoph, der Kunsthistoriker, wird er sagen, muß darauf gefaßt sein, seine Wahrheiten nur an Einzelne zu richten. Den Mathematiker will ich ihm zugeben, den Philosophen schon nicht ganz, den Kunsthistoriker ganz und gar nicht. Die Größe eines Auditoriums wird für jeden Gelehrten, der nicht eine absolut erhabene, exclusive Materie lehrt, immer Bedeutung haben. Nun gebe ich zu, Bach und seine Musik könnte man eine solche Materie nennen: schließlich aber ist es Kunst, und keine Kunst läßt sich in die Mansarde sperren. Bach'sche Passionsmusik fängt an Gemeingut aller höhern gebildeten Menschen zu werden, warum die Geschichte ihrer Ent-

stehung und ihres Urhebers nicht auch? Wie das Spitta'sche Buch vorliegt, ist ihm jede Einkehr in einen größeren Kreis versagt. Einmal ist es zu umfangreich, hat von dem Verstande des Lesers eine zu beschränkte, von dem Amte des Historikers eine zu ausgedehnte Vorstellung, sodann gefällt sich Spitta's Stil zu sehr im Talar. Etwas mehr Anmuth und weniger Halskrause wäre mitunter wünschenswerth. Wie wäre es nun, wenn der Verfasser, nicht jetzt, denn nach dem Abschluß einer so ungeheuren Arbeit ist man erschöpft und, irre ich mich nicht, begierig seine Kraft an etwas Anderem, vielleicht ganz Anderem zu versuchen, aber später eine populäre Ausgabe seiner Bachbiographie brächte, eine Ausgabe, welche vielleicht die Hälfte des jetzigen Umfangs einnähme? Ein Mann von seiner Begabung würde leicht das Register zu finden wissen, welches der großen Masse der gebildeten Leser zusagte. Ausdrücklich sage ich, nicht jetzt, aber später. Wenn man alt wird, erscheinen manche Dinge als möglich, selbst als wünschenswerth, die man in jüngeren Jahren für unmöglich oder unehrerbietig gehalten. Sollte der Verfasser einmal an einen dieser perspectivischen Tage gelangen, wo man die Arbeit seines Lebens übersieht wie ein Kaufmann das Soll und Haben seines Hauptbuches, so erinnert er sich vielleicht dieses Vorschlags eines seiner dankbarsten Leser.

Deutsch-amerikanische Wechselbeziehungen.

Von

Friedrich Kapp.

I.

Die deutsche Auswanderung nach den englischen Colonien des nördlichen Amerika begann zu einer Zeit der tiefsten politischen Erniedrigung unseres Vaterlandes, etwa ein Menschenalter nach dem westfälischen Frieden. Das von fremden Vergewaltigern und einheimischen Herren gepeinigte Volk fing eben wieder an, sich von den allerhärtesten Schlägen zu erholen und den scheuen Blick von dem verwüsteten Boden zu Zielen emporzuheben, welche über die niedrigsten thierischen Bedürfnisse hinausgingen. Der Spener'sche Pietismus unternahm damals seine ersten siegreichen Feldzüge gegen den erstarrten und geistlosen herrschenden Protestantismus, indem er das religiöse Gefühl vom kirchlichen Zunftzwange zu befreien suchte und im Volke die ersten Athemzüge des geistigen Wiederauflebens weckte.

Von dem Saalhof in Frankfurt, der alten kaiserlichen Pfalz am Main, ging der erste Anstoß zur deutschen Auswanderung nach Amerika aus. Hier pflegten sich die Freunde Spener's zu versammeln, hier begrüßten sie 1677 William Penn und George Fox, die edlen Quäker, welche in Deutschland Propaganda für ihren Glauben machten, und hier traten sie 1682 zu der „Frankfurter Gesellschaft" zusammen, welche sich an der Besiedlung des, Penn in Amerika geschenkten Landes mit je fünf Antheilen, zu je 5000 Ackern betheiligte. Unter den elf Gründern dieser Gesellschaft befanden sich Männer, wie Johann Jacob Schütz, der Verfasser des bekannten Kirchenliedes: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gott!" Jacob van de Walle, Daniel Behaghel, Dr. Petersen und eine so hervorragende Frau wie Eleonore v. Merlau; fünf von ihnen lebten in Frankfurt a. M., zwei in Wesel, zwei in Lübeck, einer in Duisburg und einer in Rotterdam. Keiner von ihnen ging aber in der Folge nach Amerika. Der Führer der Auswanderer, unter denen sich übrigens kein einziger Frankfurter befand, war Franz Daniel Pastorius, ein praktischer Jurist aus Sommershausen in Franken und ein geistig ebenso bedeutender als uneigennütziger und

humaner Mann. Er landete am 16. August 1683 mit etwa zwölf Familien am Delaware, in der unmittelbaren Nähe Philadelphia's, und legte, seiner Aufgabe in jeder Beziehung gewachsen, Germantown, die jetzige 22. Ward dieser Stadt, neben Penn's Gründung an. Die seiner Obhut anvertrauten Einwanderer kamen aus den religiösen Freistätten des Niederrheins, namentlich aus Krefeld und nächster Nachbarschaft, wie Duisburg, Mülheim a. d. Ruhr, und Kaldenkirchen. Die ersten Ansiedler waren Krefelder mennonitische Leineweber, Lenart Arets, Abraham op den Graeff, Dirck op den Graeff, Hermann op den Graeff, Wilhelm Streypers, Thones Kunders, Reynier Tyson, Jan Seimens, Jan Lensen, Peter Keurlis, Johannes Bleikers, Jan Luycken und Abraham Tunes. In Amerika schlossen sich Mennoniten und Quäker so eng an einander an, daß jene in diesen ganz aufgingen. Bis auf den heutigen Tag haben die Nachkommen am Handwerk ihrer Vorfahren festgehalten; die vortrefflichen Erzeugnisse der Germantowner Weberei und Strumpfwirkerei erfreuen sich überall im Lande eines verdienten guten Rufes. Wie in Krefeld aus der Leinenweberei inzwischen Seidenwirkerei geworden ist, so hat sich im Laufe der Jahre in Germantown die Hausarbeit zum großartigen Maschinenbetrieb erhoben. „Weilen ich nun," sagt Pastorius in seiner Lebensbeschreibung, „von allen meinen Bekannten im Saalhof Pennsylvanien zum öfteren sehr rühmen hörte und verschiedene Relationschreiben davon zu lesen kriegte, auch bereits einige Gott fürchtende Menschen sich dorthin zu transportiren entschlossen und allschon zusammengepackt hatten, entstund eine nicht geringe Begierde bey mir, in ihrer Gesellschaft mit überzusegeln und daselbst nach überdrüssig geschehenen und gekosteten Europäischen Eitelkeiten nebenst ihnen ein still und christlich Leben zu führen." In diesen Worten des braven Pastorius sind seine, seiner Genossen und nächsten Nachfolger Beweggründe zur Auswanderung klar dargelegt; es sind dieselben, welche auch die Pilgerväter über den Ocean getrieben hatten. Deutsche und Engländer waren einander ebenbürtig an Tiefe des Gefühls und Muth, jene diesen vielleicht sogar überlegen an Bildung und Geist. Die Deutschen aber verließen die Heimath, als diese, mißhandelt und ohnmächtig niedergestreckt, alle politische Thatkraft eingebüßt hatte, sie besaßen deshalb auch Nichts von jener kraftbewußten, rücksichtslosen Selbstsucht, welche sich auch in der Fremde schöpferisch und staatenbildend bethätigt. Die Engländer dagegen schieden zu einer Zeit vom heimischen Boden, wo schon ein Shakespeare geblüht hatte, ein Milton seine ersten Schwingen regte und eine große, alle Kräfte der Nation anspannende politische und geistige Revolution im Anzuge war. So prägten sie den sittlichen und politischen Geist ihres Volkes auch in Amerika in ihren Schöpfungen aus, während die Deutschen nur den Fluch der vaterländischen Zerrissenheit und Ohnmacht mit über's Meer nahmen. Ein großes unsterbliches Verdienst aber haben sie sich erworben, welches sie den Besten ihrer Zeit gleichstellt: die Krefelder Mennoniten Dietrich und Abraham op den Graeff legten in Gemeinschaft mit Franz Daniel Pastorius und Gerret Hendrichs am 18. Februar 1688 von Germantown aus den ersten beredten Protest gegen die Einführung und das Halten von Sklaven. Die Quäker fanden schon damals diese Frage zu heikel und lehnten ihre Mitwirkung ab. Diesen ersten Auswanderern folgten allmälig Scharen von Gleichgesinnten,

so daß Pennsylvanien im ganzen vorigen Jahrhundert den Mittelpunkt für alle aus Deutschland scheidenden Verfolgten, Tunker und Erweckte, Wiedertäufer und Schwenkfelder, Herrnhuter und Mennoniten bildete. Halle einerseits, die Schweiz und Holland andererseits schickten ihre geistlichen Sendboten unter die Lutheraner und Reformirten und erhielten, so gut sie bei den damaligen mangelhaften Verbindungen konnten, den Verkehr mit den ausgewanderten Glaubensgenossen aufrecht. Schon früh mischten sich diesen natürlich auch andere Elemente bei, für welche das religiöse Moment nicht in erster Linie stand, Handwerker und Bauern, welche ihre Lage zu verbessern suchten oder vor dem Kriege flüchteten, Abenteurer und Angehörige aller Stände, welche ihren Beruf verfehlt hatten oder in der Ferne das Glück zu erhaschen hofften, welches ihnen in der Heimath nicht geblüht hatte.

Wie religiöser Druck die ersten Ansiedelungen in Pennsylvanien veranlaßte, so trieb der spanische Erbfolgekrieg mit seinen Plünderungen und Verwüstungen die ersten deutschen Auswanderer nach dem benachbarten New-York. Um die Tüchtigkeit ihrer Flotte von der Einfuhr aus den baltischen Häfen unabhängig zu machen, suchte die Königin Anna von England für diese Provinz, von welcher man damals kaum mehr als den Hudson und die Seeküste kannte, Ansiedler zum Zwecke der Hanf-, Theer- und Pechbereitung zu gewinnen. Sie erließ deshalb an die protestantischen Pfälzer einen Aufruf, der mit dem harten Winter von 1709 zusammentraf. Statt einiger Tausende, auf welche man gerechnet hatte, trafen über 20,000 Pfälzer und Schwaben in den holländischen Häfen ein, von welchen aus sie theilweise in ihre Heimath zurückbefördert werden mußten. Etwa 13,000—14,000 von diesen unerwarteten Gästen gelangten nach England, von diesem aus wurden nicht ganz 4000 nach New-York geschickt und von der Regierung an dem Hudson angesiedelt. Der Gouverneur glaubte sie wie Sklaven behandeln zu können, die Deutschen aber fühlten sich wie freie Männer, entzogen sich der Bevormundung durch die Flucht und gründeten die bald aufblühenden Niederlassungen im Schoharie- und Mohawk-Thale. Mit eisernem Fleiß und unermüdlicher Ausdauer schufen sie aus der Wildniß einen Garten und hielten zugleich tapfer Wacht gegen die zeitweise einbrechenden Indianer und die sie verhetzenden Franzosen. Männer, wie die beiden Weiser und Herckheimer, beweisen, wie Großes der daheim gedrückte Bauer zu leisten vermag, sobald er nur das geeignete Feld für seine Thätigkeit findet. Diesen ersten Scharen folgten bald noch Tausende nach. Die älteren Deutschen zogen aus Pennsylvanien weiter nach Westen und Südwesten und gewannen das westliche Maryland und Virginien der Cultur. An sie schlossen sich die Lutheraner und Herrnhuter in Nord-Carolina; im damals äußersten Süden aber halfen (1734) die vertriebenen Salzburger Oglethorpe's neue Colonie Georgia mitbegründen. Im Norden (in Maine) endlich findet sich seit 1753 sogar die deutsche Colonie Waldo. So lebten also ziemlich in allen Theilen des jungen Landes Deutsche und trugen redlich ihren Theil zu dessen Anbau bei. Während sie materiell so gut, wenn nicht besser, gediehen als ihre Mitbürger englischer Abstammung, spielten sie politisch eine äußerst untergeordnete Rolle. Der Charakter der großen Mehrzahl dieser Auswanderung ist Demuth, Verzagtheit und duldende Ergebung.

Vertrieben aus der Heimath, oder lieblos von ihr verstoßen, schutzlos den Mißhandlungen des Auslandes preisgegeben, vielfach eine Beute der Seelenverkäufer in Holland und England wurden diese Unglücklichen unterwegs grausamer als das Schlachtvieh behandelt, welches man wenigstens im Interesse des eigenen Geldbeutels zu schonen pflegt. Schon im Hafen leiden sie Hunger und Durst, in einem Zwischendecke von kaum mehr als fünf Fuß Höhe liegen sie Monate lang zusammen gepfercht und gehen auf der Reise massenweise zu Grunde. Die Todesfälle erreichen oft zehn Procent der Zahl der Passagiere eines Schiffes. Es wird von verschiedenen Augenzeugen aus verschiedenen Zeiten berichtet, daß mit Genehmigung der Capitäne in Cowes englische Werbeofficiere an Bord der Auswandererschiffe kamen und sich ein Dutzend handfester Burschen aus den deutschen Auswanderern als Rekruten aussuchten. Nicht einmal klagen konnten die Bedaurungswürdigen, denn sie verstanden kein Wort Englisch. Junge Familienväter wurden durch solchen schnöden Raub von Weib und Kind getrennt. Eine junge Frau, welche ihrem Mann nachsprang, ließ man im Meer ertrinken. Es war ja nur ein Dutchman, ein Dutchwoman!

Kaum in Amerika angekommen, traten die überlebenden Auswanderer während des ganzen vorigen Jahrhunderts meistens in eine neue Knechtschaft, welche nahezu an Sklaverei grenzte. Bei ihrer Armuth waren sie gezwungen, Dienstverträge einzugehen, wonach sie durch Arbeit in dem neuen Lande die Kosten für ihre Beförderung abzuverdienen hatten. So wurde also bei der Ankunft der Schiffe die Arbeit der Angekommenen zu dem Preise verkauft, welcher die Schuld deckte. Familien mußten stets für ihre Angehörigen aufkommen, Kinder für die unterwegs gestorbenen Eltern und umgekehrt; beide aber wurden oft grausam von einander getrennt und mußten sich die nichtswürdigste Behandlung gefallen lassen. Diese Uebel, denen sieben Achtel unserer damaligen Auswanderer ausgesetzt waren, erklären es denn auch, daß die Deutschen keine selbständige Stellung einnahmen, sondern froh waren, wenn sie sich in die bereits bestehenden Verhältnisse einschieben konnten und als höchstes Ziel ihres Ehrgeizes nur den schuldenfreien Besitz von einigen hundert Ackern Landes erstrebten.

Im Einklang mit der Mittellosigkeit und niedrigen Bildungsstufe der Mehrzahl jener Auswanderer, sowie in Ermangelung regelmäßiger Verkehrsverhältnisse waren die Beziehungen der Deutsch-Amerikaner zur Heimath während des ganzen vorigen Jahrhunderts sehr schwach und unbedeutend. Wer einmal ausgewandert war, der kam so leicht nicht wieder zurück. Eine Reise über den Ocean galt damals für eine der größten Seltenheiten und nahm einschließlich des Aufenthaltes und der Rückfahrt wenigstens ein Jahr in Anspruch. Eine dreimonatliche Fahrt gehörte zu den besseren Passagen. Dazu kam die schlechte Einrichtung des Schiffes und die noch schlechtere Verpflegung. Die erste Cajüte eines guten Dreimasters war schlechter als heutzutage das Zwischendeck eines Dampfers zweiter Classe; dabei waren die Passagepreise außerordentlich hoch.

Das Meiste zur Aufrechterhaltung des geistigen Verkehrs mit ihren Glaubensbrüdern thaten die kirchlichen und separatistischen Genossenschaften. Die Wiedertäufer und Inspirirten z. B. unterhielten einen ständigen Briefwechsel mit

Berleburg und der Wetterau. Die in Büdingen in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts veröffentlichte „Geistliche Fama" enthält zahlreiche Briefe und Belege für diese Verbindung. Die Berleburger Freunde sandten ihren Brüdern in Germantown z. B. einige hundert Gesangbücher. Christoph Sauer aus Laasphe erhielt 1738 die Schriften für seine Druckerei von den Egenolph's in Frankfurt a. M. Die Wiedertäufer in Ephrata (in Pennsylvanien) druckten schon zu Anfang der zwanziger Jahre ihre in Deutschland verbotenen Gesang- und Gebetbücher, um sie von Amerika aus in die Heimath zu senden. 1743 druckte Sauer die erste Auflage der Luther'schen Bibel-Uebersetzung; sie war überhaupt die erste, welche im Gebiet der heutigen Vereinigten Staaten in einer europäischen Sprache gedruckt wurde, da das Monopol der Universität Oxford auf den englischen Bibeldruck auch für die Colonien Geltung hatte. Während des ganzen vorigen Jahrhunderts kann mit Ausnahme dieser und verwandter Secten von einem geistigen Leben der Deutsch-Amerikaner kaum die Rede sein, und selbst in seiner primitivsten Form, im religiösen Bekenntniß und in seiner kirchlichen Bethätigung macht es sich erst allmälig, etwa von der Mitte des Jahrhunderts an geltend. Mit 1740 anfangend wurde das Interesse der deutschen religiösen Kreise für die Mission nach und in Amerika sehr lebendig; und von jetzt an erhalten die ausgewanderten Landsleute Anregung und Unterstützung aus Deutschland, der Schweiz und Holland. Es waren namentlich drei verschiedene Kreise, welche sich der religiösen Bedürfnisse ihrer Glaubensbrüder energisch annahmen. Die Franke'schen Stiftungen in Halle sandten lutherische Bibeln und Prediger, die Reformirten in der Schweiz, Pfalz und Holland unterstützten ihre Religionsverwandten mit Geld und Geistlichen, endlich aber wählten die Herrnhuter auch Nordamerika zur Ausbreitung ihrer Lehre. Heinrich Melchior Mühlenberg aus Einbeck (1711—1787), Michael Schlatter aus St. Gallen und Graf Zinzendorf traten hier zwischen 1742 und 1746 als die ersten Vorkämpfer des Lutherthums, des Calvinismus und des Herrnhuterthums auf. Trotz des ihnen Allen gemeinsamen Zieles arbeiteten sie aber wie erbitterte Feinde gegeneinander und erachteten kein Mittel für zu schlecht, um sich ein paar Seelen abzujagen oder den lästigen Concurrenten aus dem Felde zu schlagen. Abgesehen von diesem Mangel an Liebe und ihrer Intoleranz haben übrigens diese Religionsbekenntnisse, sobald sie sich auf die Arbeit unter ihren Anhängern beschränkten, große Verdienste um die Hebung, die Bildung und das Zusammenhalten unserer Landsleute in Amerika, denn sie brachten das einzige ideale und geistige Element in die Anschauungen jener theils verwahrlosten, theils verwilderten Menschen. Diese Prediger und ihre Nachfolger waren ihre Lehrer und Erzieher, ihre Freunde und Helfer in der Noth; sie vermittelten für die Deutschamerikaner das Gefühl des Zusammenhangs mit der Außenwelt, mit der Colonie und dem Staat, sie pflegten uneigennützig und hingebend in ihnen das meistens winzig kleine Samenkorn der Cultur, das nur zu oft ganz zu verdorren drohte. Der deutsche Bauer, dem sein englischer Nachbar nachsagte, daß er erst an seine Pferde und dann an seine Frau denke, that so wenig für seinen Pfarrer, daß der unermüdliche, tapfere Mühlenberg bis an seinen Tod ein Jahresgehalt aus Halle beziehen mußte, um nur nothdürftig leben zu können. Er war übrigens

der Hervorragendste unter seinen Berufsgenossen. Von seinen Söhnen zeichnete sich der eine, Peter, in der Folge als Revolutionsgeneral aus, während der andere, Friedrich August, der Sprecher des ersten und dritten Congresses war. Die Familie blüht noch heute in den Vereinigten Staaten und macht ihrem Gründer alle Ehre.

Die Herrnhuter pflegten am Sorgsamsten das Gefühl der Zusammengehörigkeit ihrer Mitglieder unter einander und mit der alten Heimath. Sie bildeten von Anfang an bis auf die neueste Gegenwart nur ein Glied der großen Unitas fratrum, bezogen ihre Lehrer und vielfach auch ihre Bücher aus Deutschland und sandten theilweise auch ihre Kinder zur Ausbildung dahin. Vor Allem hielten sie ihre Muttersprache in hohen Ehren und sprachen sie namentlich reiner als die Deutschpennsylvanier, deren Jargon ein mit englischen Worten versetzter pfälzisch-schwäbischer Dialekt ist. In New-York, Maryland und Virginien erlosch die deutsche Sprache erst in diesem Jahrhundert. Zuerst trieb sie der Umgang und die Verheirathung der deutschen Ansiedler mit den Abkömmlingen der Engländer und Irländer aus den Spinnstuben und dem geselligen Verkehr. Das Englische galt als die vornehmere Sprache, vorzüglich bei den Frauen, weshalb sich auch der deutsche Bauer Mühe gab, sie wenigstens zu radebrechen. Dann kam die gemischte deutsche und englische Predigt, darauf die ausschließlich englische Predigt; zuletzt aber, als auch das deutsche Lied aus der Kirche verdrängt und die deutsche Bibel höchstens von den Eltern noch zu Hause gelesen wurde, schwand die letzte schwache Stütze, an welcher sich das deutsche Wesen bisher noch behauptet hatte und machte der englisch-amerikanischen Anschauungsweise Platz. Nur bei einzelnen außerordentlichen Gelegenheiten brach das Nationalgefühl mit urwüchsiger Kraft bei diesen Natursöhnen durch. Friedrich der Große war einer der populärsten Männer unter den deutschen Bauern. Sein Bild hing in den Wirthszimmern, sein Name wurde in den Kalendern und der Sauer'schen Zeitung verherrlicht, sein Ruhm ertönte von allen Lippen. Die Schlacht von Roßbach wurde in New-York und Pennsylvanien als nationaler Sieg gefeiert, war er doch über dieselben übermüthigen und unmenschlichen Franzosen errungen, welche die Väter dieser Männer von Haus und Hof vertrieben hatten! In den deutschen Kirchen ward der König als der protestantische Held gepriesen. Noch während des siebenjährigen Krieges (1761) verlegte Christoph Sauer in Philadelphia: „Das Leben und die heroischen Thaten des Königs Friedrich II. von Preußen" und verkaufte mehrere bedeutende Auflagen davon.

Es dürfte annähernd das Richtige getroffen sein, wenn man die Gesammtzahl der im ersten Jahrhundert bis etwa zum Ausbruch des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges eingewanderten Deutschen auf 100,000 Seelen berechnet. Während des letztern hörte natürlich die Auswanderung nach Amerika so gut wie ganz auf. Die 30,000 Soldaten, welche von ihren liebevollen Landesvätern in Hessen, Braunschweig ꝛc. an die Engländer verkauft wurden, kommen hier nicht in Betracht; sie schadeten höchstens dem guten deutschen Namen dadurch, daß man in den Vereinigten Staaten einen käuflichen und verkäuflichen Menschen fortan einen „Hessian mercenary" nannte und bis auf den heutigen Tag noch nennt. Die deutschen Officiere, welche auf amerikanischer Seite kämpften, hatten

mit ihren Landsleuten wenig oder gar Nichts zu thun; nur ausnahmsweise finden sich bei ihnen Beziehungen zu denselben. So gaben die deutschen Bürger Lancaster's in Pennsylvanien dem General v. Steuben, der aus der Schule Friedrichs des Großen hervorgegangen, bei seiner Ankunft ein Fest. Steuben, wie auch der Oberst Lutterloh, waren nach dem Kriege mehrere Jahre lang Präsidenten der deutschen Gesellschaft in der Stadt New-York. Damals fing in Europa die Mode an, einzelne der schönen amerikanischen Bäume mit ihrem herrlichen Laub und frischen Farben für große Parks einzuführen. Marie Antoinette ließ sich deren für ihr Trianon kommen, wo sie noch heute prangen. Steuben schickte dem Fürsten von Hohenzollern-Hechingen, dessen Hofmarschall er gewesen war, auch eine kleine Auswahl; der General Kalb versprach seiner Frau eine ähnliche Sendung für ihr Gut Milen la Chapelle.

Die französische Revolution und die in ihrem Gefolge bis 1815 eintretenden Kriege hemmten den Strom der Auswanderung wieder auf lange Zeit. Nur in dem letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts landeten einige Schiffsladungen Deutscher in Philadelphia und New-York. Erst nach dem großen Hungerjahre 1817 richteten Deutsche und deutsche Schweizer ihre sehnsüchtigen Blicke von Neuem nach Amerika und zogen Tausendweise übers Meer. Von jetzt an läßt sich ihre Zahl auch genau angeben, weil die Vereinigten Staaten 1819 ein Gesetz erließen, wonach jeder in einem ihrer Häfen ausgeschiffte Einwanderer mit Namen, Alter und Nationalität vom Kapitän des Schiffes angeführt und der betreffenden Zollbehörde eingereicht werden mußte. Um hier gleich ihre numerische Stärke zu verzeichnen, so belief sich die Zahl der eingewanderten Deutschen im Zeitraum von 1819 bis 1848 auf 528,187 und von 1848 bis 1878 auf 2,718,497, also im Ganzen auf 3,346,684 Seelen. Der Strom schwoll ganz allmälig an. 1820 z. B. kamen blos 999 Deutsche an, 1821 sogar nur 476, 1828 dagegen 4843 und 1829 wieder nur 1211, so daß das ganze erste Jahrzehnt der amtlichen Controlle (1819—1830) nur 15,209 deutsche Einwanderer aufweist.

Hier an der Schwelle einer neuen Aera der Auswanderung will ich noch der ersten urkundlich beglaubigten Liebesgabe gedenken, welche von Amerika aus nach Deutschland gelangt ist. Ich verdanke ihre Kenntniß dem Herrn Professor Weber in Berlin und entnehme die Einzelheiten einer 1816 veröffentlichten kleinen Schrift Christ. Gottlob Jachne's, des damaligen Bürgermeisters von Görlitz. Diese Stadt hatte in Folge der Kriege, namentlich von 1813 bis 1815, bedeutende Kriegsschäden erlitten und 196,588 Thlr. Schulden gemacht. Ganz unerwartet erhielt der Bürgermeister gegen Ende 1815 eine Sendung von 163 Thlr. nebst einem Begleitschreiben aus Philadelphia, worin die dort bestehende Schwenckfelder Gemeinde erklärt, „daß sie zur Unterstützung einiger durch die neuerlichen Kriegsdrangsale in Noth und Armuth gerathenen Einwohner der Oberlausitz eine Geldsammlung veranstaltet und zum Gegenstand ihrer werkthätigen Theilnahme diejenigen Orte selbst ausgezeichnet habe, wo deren Vorfahren in längst verflossener Zeit Duldung und Wohlthaten genossen hätten, als einem dieser Orte aber seien der Stadt Görlitz obige 163 Thlr. angewiesen." Die Großeltern und Urgroßeltern dieser braven Anhänger Schwenckfeld's waren seit 1680 in Schlesien verfolgt und schließlich, da sie sich von den Jesuiten nicht zum

Katholizismus bekehren lassen wollten, vor einem strengen Edicte Karl's VI. 1725 nach der sächsischen Lausitz geflüchtet. „Damals sahen wir uns von aller Welt verlassen und standen in dem allerhöchsten Jammer und Elend, wußten auch bei unserm miserablen Ausgange und Flucht aus Schlesien kein Asilum und Schutzstätte, sondern mußten lediglich im Vertrauen auf den Beistand des großen Gottes den betrübten Weg in's Elend mit einem gefaßten Herzen antreten," heißt es in einem Dankschreiben der Schwenckfelder an den Rath von Görlitz vom 13. September 1726. Etwa hundert fleißige Familien fanden in Görlitz Schutz und freundliche Aufnahme, von ihnen aber wanderte die Mehrzahl durch Vermittelung und auf Kosten der holländischen Wiedertäufer 1730 nach Pennsylvanien aus. Ein anderer Theil kehrte nach der Eroberung Schlesiens durch Friedrich II. wieder in diese Provinz zurück. Der große König lud nämlich durch sein, zu Gunsten der Schwenckfelder erlassenes Toleranz-Edikt vom 8. März 1742 die Verfolgten nicht allein in sein Land ein und versprach ihnen seinen starken Schutz, sondern verfügte auch, daß „denjenigen, welchen für einigen Jahren in Unseren Schlesischen Landen ihre Höfe und Häuser genommen worden, solche, falls sie von denen andern Besitzern noch nicht bezahlt, ohnentgeldlich wiedergegeben werden sollen. Denen, welche sich in unseren Aemtern und Dörfern niederlassen wollen, heißt es wörtlich weiter, sollen Höfe angewiesen und für ihr gutes Auskommen gesorget, auch denen, so sich in die Städte niederlassen, nebst einigen ordinairen Freyjahren Plätze zur Erbauung ihrer Häuser ohnentgeldlich angewiesen werden." Diese aufgeklärte Politik brachte „die sogenannten Schwenckfelder, welche man aus einem unbesonnenen Religionseifer zum unersetzlichen Schaden des Commercii und des Landes vertrieben," wieder nach dem Herzogthum Niederschlesien zurück und bildete fortan den wirksamsten Schutz gegen die Auswanderung einer so tüchtigen und fleißigen Bevölkerung.

Der starke Abfluß kräftiger Menschen, welche von 1817 an wieder in hellen Haufen den Rhein hinunter fuhren, um sich in der Union oder auch in Brasilien niederzulassen, erregte bald die Aufmerksamkeit der Behörden und einzelner Patrioten. Der alte Gagern suchte vergeblich dem täglich drohender werdenden Verluste durch Einreichung von Denkschriften beim Bundestag vorzulegen, der übrigens seine ganze Weisheit in ein paar Polizei-Chikanen erschöpfte und dadurch natürlich das Uebel nur noch ärger machte. Gagern sandte dann seinen Neffen, einen Herrn von Fürstenwarther, nach den Vereinigten Staaten und versah ihn mit guten Empfehlungen, um sich an Ort und Stelle von der Lage und den Aussichten der deutschen Einwanderer zu überzeugen. Der von Fürstenwarther erstattete Bericht ist noch heute werthvoll und spricht beredt für die guten Absichten und die gesunde Auffassung seines Verfassers. Ich entnehme ihm u. A. die Thatsache, daß 1818 die Bildung der Deutschen Gesellschaft zum Schutz der deutschen Einwanderer in Baltimore zunächst dadurch veranlaßt wurde, daß eine deutsche Familie zur Deckung der Reisekosten an einen freien Neger in theilweise Knechtschaft verkauft wurde. Also nicht der Verkauf an sich, sondern die Ueberantwortung von Weißen an einen Schwarzen erregte die sittliche Entrüstung der Deutschen Baltimore's! Glücklicherweise wurde dem Unfug solcher ungesetzlichen Zwangsverträge — das englische Recht verpflichtet ver-

fügungsfähige Personen nur zum Ersatz des Schadens, der aus dem Vertragsbruch entstanden ist, nicht aber zu Ausführung ihrer contractlich übernommenen Verbindlichkeit — durch das oben erwähnte Gesetz von 1819 ein Ende gemacht. Auf Fürstenwarther folgten Gall aus Trier (1822) und G. Duden aus Elberfeld (1824). Der letztere, übrigens ein ehrenwerther, wenn auch verbitterter Mann, ließ sich am Missouri nieder und predigte in seinen verlockenden idyllischen Schilderungen für Deutschland zuerst das Evangelium vom angeblichen Paradiese des Westens. Sie haben in der Folge viel Unheil verursacht, da die romantisch angehauchten Zeitgenossen Duden's, an der Verbesserung der heimischen Zustände verzweifelnd, ihre phantastischen Träumereien in den Bergen, Wiesen und Thälern des „jungfräulichen Bodens von Missouri" verwirklichen zu können wähnten.

II.

Ein verdienter alter Deutschamerikaner, Gustav Körner aus Frankfurt a. M., hat vor einigen Monaten bei A. E. Wilde & Co. in Cincinnati ein vortreffliches Buch veröffentlicht: „Das deutsche Element in den vereinigten Staaten von Amerika 1818—1848" und darin die Einwirkung der bedeutendsten während dieser Periode eingewanderten Deutschen auf das amerikanische Gemeinwesen nachgewiesen. Diese Einwanderung ist dadurch besonders lehrreich und interessant, daß sie einerseits das durch eine vierzigjährige Unterbrechung verloren gegangene Gebiet zum Theil wieder erobert, andererseits aber den Boden geistig und räumlich erweitert, auf welchem die nach 1848 einströmende Einwanderung mit Erfolg weiter bauen und dem amerikanischen Volkscharakter einige der besten Züge ihres Wesens aufdrücken konnte. Was aber den Reiz der Körner'schen Darstellung erhöht, ist ihre Beschränkung auf einen, wenn auch nur kurzen, in sich abgeschlossenen, den Zeitgenossen jedoch nur oberflächlich bekannten Zeitraum von dreißig Jahren, auf jene Aera, welche in der europäischen Geschichte als die Metternich'sche bezeichnet wird, auf die traurige Periode, welche mit der heiligen Allianz anfängt und dem Zusammenbruch des Legitimitätsprincips endet. Wir wissen zwar längst aus den zeitgenössischen Berichten von Ruge und Fritz Reuter, von Jordan, Weidig und vielen Andern, was die Namen Berliner Hausvogtei und Magdeburg, Silberberg und Graudenz bedeuten; wir haben zwar Alle von den berüchtigtsten Inquirenten, den Dambach, Tzschoppe und Georgi und wie sie alle heißen mögen, gehört; wir kennen die Carlsbader Beschlüsse und die Mainzer Central-Untersuchungs-Commission, die großen Demagogenriechereien und die kleinlichen Chicanen; allein wir haben trotz alledem keine genaue Vorstellung von dem eigentlichen Charakter dieser schrecklichen und nichtswürdigen Zeit, die nur ein paar Monate durch das Aufflackern der Julirevolution und ihrer Nachahmer unterbrochen wurde. Wenn wir uns einen nur annähernd richtigen Begriff von der geistlosen Knechtung des freien Gedankens und den Opfern absolutistisch polizeilicher Verfolgungswuth machen wollen, so müssen wir unsern Blick nach den Vereinigten Staaten richten, wo Hunderte von glücklich entkommenen deutschen Patrioten eine sichere Freistätte fanden und dem sie gewährenden Lande durch Thaten dankten, welche

sie dessen besten Söhnen würdig an die Seite stellten. Wenn wir gründlich erkennen wollen, welche schweren Opfer Deutschland dem Metternich'schen System gebracht und welche tiefe Wunden es sich dadurch selbst geschlagen hat, so nehmen wir am Besten Körner's Buch zur Hand.

Die kurze Periode, welche den Inhalt seiner Darstellung bildet, zerfällt in zwei ganz gleiche Theile, in die Zeit von 1818 bis 1833 oder die Jahre des ersten Erwachens und schließlichen Scheiterns der deutsch-patriotischen Bestrebungen, und in die Zeit von 1833 bis 1848, oder die Jahre der politischen Reaction, der allmäligen Sammlung und langsamen Wiederaufraffung, welche ungleich stärkere Massen nach Amerika verschlug. Ob sie aber zu Anfang oder zu Ende dieser Periode hier gelandet sind, die Führer haben Alle denselben idealen Zug, dieselbe Opferfreudigkeit, dieselbe patriotische Gesinnung und dieselbe Energie der That. Es ist eine stattliche Reihe von Männern, deren Bekanntschaft Körner hier dem deutschen Leser vermittelt: alte Kämpfer aus den Freiheitskriegen und verfolgte Studenten, aus ihren Aemtern gejagte Geistliche und Lehrer, unzufriedene, an den heimischen Zuständen verzweifelnde Gelehrte und Dichter, mißliebige Techniker und Ingenieure. Jeder Beruf, ja jedes Alter ist hier vertreten, und es gibt kein Gebiet, auf welchem sich diese vaterlandslosen Deutschen nicht bethätigt, auf welchem sie nicht Vortreffliches geleistet hätten, ja vielfach sind sie sogar die Pioniere gewesen, welche erst den Amerikanern den Weg zeigen mußten. Natürlich liefen manche schlechte Subjecte mit durch, verkommene Theologen und durchgefallene Candidaten, verbummelte Studenten und geschwenkte Soldaten, welche, je weniger sie taugten, desto lauter schrieen und desto radicaler schrieben; allein sie waren trotz allen Lärmens doch zu schwach, die Leistungen der tüchtigeren Deutschen in der Werthschätzung ihrer Mitbürger herabzudrücken, geschweige denn dem in seinen Bauern und Bürgern durchaus gesunden deutschen Element nachhaltig zu schaden.

Es würde natürlich zu weit führen, die besseren Männer hier einzeln zu charakterisiren; allein es sei gestattet, die „representative men" aus ihnen herauszugreifen und in ihrem Wirken den Einfluß nachzuweisen, welchen jene Einwanderung auf die Entwickelung des amerikanischen Wesens geäußert hat.

Da ist zuerst Karl Follen (1796—1841), einer der edelsten und tapfersten Deutschen, welche je ihren Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt haben. In dem Leben dieses Mannes ist Alles aus einem Guß: angespannte Thätigkeit, uneigennützige Hingabe an ideale Ziele und unermüdliches Ringen nach den höchsten Kampfespreisen. In seinen besten Mannesjahren, viel zu früh für die Welt, geht dieser antike Charakter in einem brennenden Dampfer auf offenem Meere unter. Kaum siebzehn Jahre alt, verläßt Follen die Universität Gießen, um gegen Napoleon zu kämpfen. Nach dem Kriege wird er wieder Student und gründet die erste deutsche Burschenschaft. Ein ebenso ausgezeichneter Schwimmer und Turner — er errichtet später in Boston die erste amerikanische Turnschule — als tüchtiger Jurist, habilitirt er sich 1817 für das römische Recht in Gießen, muß, den Behörden verdächtig, diese Hochschule schon 1818 mit Jena vertauschen, wo er der Freund von Fries und Oken und das bewunderte Vorbild von Karl Sand wird, für dessen verhängnißvolle That er zum Theil

mit verantwortlich ist. Nach der Ermordung Kotzebue's aus Deutschland vertrieben, findet Follen 1820 zuerst Zuflucht in Chur und bald darauf in Basel, wo er als Professor an der Universität lehrte. Der große Rath dieser Stadt, dem wiederholten Auslieferungsbegehr des Bundestages endlich nachgebend, setzt ihn rechtzeitig von der ihm drohenden Gefahr in Kenntniß. Wie ein gehetztes Wild schleicht sich Follen über die Grenze nach Paris und fährt mit warmen Empfehlungsschreiben der französischen Liberalen, namentlich Lafayette's, versehen am 1. November 1824 von Havre nach New-York, wo er in den letzten Tagen des Jahres landete. Er arbeitet sich bald in die amerikanischen Verhältnisse ein und wirft sich zunächst auf die deutsche Literatur. So vermittelt er den politischen und literarischen Größen des Landes das Verständniß von Schiller und Goethe, über welche er auch in den größeren Städten des Ostens öffentliche Vorlesungen hielt, macht den Präsidenten John Quincy Adams, der übrigens den Wieland'schen Oberon in's Englische übersetzt hatte, näher mit den Schriften Tieck's und Jean Paul's bekannt und erhält in Anerkennung seines Wirkens bald eine Professur der deutschen Literatur und Sprache an der Harvard Universität. Seine Thätigkeit war stets eine geistig fördernde und sittlich hebende; aber sein unvergängliches Verdienst für die Vereinigten Staaten bestand darin, daß er einer der ersten und begabtesten Männer war, welche ihre Beredsamkeit, ihr ganzes Thun und Können in den Dienst der damals zuerst auftretenden Abolitionistenbewegung stellten, und daß er im Auftrage seiner Freunde die Grundsätze der jungen Partei dem Volke in gemäßigter und edler Sprache darlegte. Der Norden wollte es damals noch nicht mit dem mächtigen Süden verderben, denn die Sklavenhalter waren eben erst zur Hegemonie im Bunde gelangt. Die reichen Handelsherren von Boston sahen auf die den „König Cotton" feindliche Bewegung mit Schrecken und flößten ihre eigene Angst Allen von ihnen wirklich oder vermeintlich Abhängigen ein, vom fashionabeln Geistlichen an bis herab zum kleinsten Thürhüter im Zollhaus. Orden und Titel hatten sie zwar nicht zu vergeben, dagegen konnten sie Pfründen und reiche Unterstützung vertheilen. Follen verlor seine Professur, wenigstens wurde sie jetzt nach Ablauf der ursprünglichen fünf Jahre nicht erneuert; aber er war nicht der Mann, sich durch Entziehung persönlicher Vortheile mürbe machen zu lassen. Er ward jetzt als Flüchtling angefeindet, dem es am allerwenigsten anstehe, zum Dank für die ihm erwiesene Gastfreundschaft einen Feuerbrand in das gesellschaftliche und politische Leben seiner neuen Heimath zu schleudern. Follen wurde nunmehr Prediger der Unitarier, denen er sich schon früher angeschlossen hatte, und zwar zuerst in New-York, später in East Lexington bei Boston. Auch von der Kanzel, wie von der Tribüne wirkte er bis an sein Ende unermüdlich für den Abolitionismus, wenn auch vielfach als Prediger in der Wüste. Wenn aber dereinst die Geschichte dieser großen und wichtigen Bewegung geschrieben werden wird, die den Ball zuerst in's Rollen brachte und erst mit der Uebergabe Lee's, mit der Ausrottung der Sklaverei ihren Abschluß fand, so wird unser Follen einen der ersten Ehrenplätze in jener stolzen Reihe von Patrioten einnehmen, welche ihrer Zeit um ein Menschenalter voraus, dem amerikanischen Volke den Weg zu seiner politischen und sittlichen Wiedergeburt gezeigt haben.

Im Anschluß an Follen sei hier gleich der Mann erwähnt, welcher, wenn auch zwanzig Jahre jünger, als Jüngling ziemlich dieselben Bahnen gewandelt und dieselben Schicksale durchgemacht hatte, in Amerika aber statt eines Apostels der Freiheit ein Hoheprieſter der Sklaverei wurde. Es ist das der Darmstädter Karl Minnigerode, geboren 1814 zu Arnsberg in Westfalen. Auch er bezog (1832) die Universität Gießen und wurde hier, wie Follen, ein eifriger Burschenschafter. Wenn auch durch Zufall verhindert, am Frankfurter Attentat theilzunehmen, so ließ er sich mit seinen Freunden durch diesen Mißerfolg nicht beugen und suchte das Volk nicht allein durch freisinnige Schriften aufzuklären, sondern sogar für einen allgemeinen Aufstand vorzubereiten. So zog er mit Georg Büchner, den späteren Dichter von Danton's Tod, und Friedrich Schütz (dessen fünf und zwanzigjähriges Flüchtlings-Jubiläum mit einem gewissen Galgenhumor 1859 seine Freunde in meinem Hause in New-York feierten) durch Oberhessen und die Maingegenden, überall wühlend und die Massen bearbeitend. Die hessische Regierung gerieth aber bald auf die Spur dieser Umtriebe und ließ auch Minnigerode verhaften. Nach einem Jahr ließ sie ihn laufen, da sie keine Beweise gegen ihn beizubringen vermochte, sperrte ihn aber bald darauf wieder ein, weil er durch Geständnisse Dritter bloßgestellt wurde. Minnigerode hatte das Unglück, in die Hände des berüchtigten Georgi, des Peinigers von Weidig, zu fallen. In elendem Gefängniß schmachtete er achtzehn Monate, ohne auch nur einmal verhört zu werden. Nach fast zweijähriger Haft wurde er in Folge der schlechten Behandlung geisteskrank und den Seinigen zur Pflege übergeben. Allmälig erholte er sich; aber seines Bleibens im Lande war nicht länger, und so entschloß er sich 1839 zur Auswanderung nach Amerika. Zuerst Privatlehrer der alten Sprachen in Philadelphia, erhielt Minnigerode einen Ruf als Professor an das William & Mary College in Virginien, welchem Staate er fortan angehörte. Im Jahre 1844 jedoch gab er seine Professur auf, schloß sich der Episkopalkirche an und wurde Geistlicher dieser Secte. Schon von Jugend an tief religiös gesinnt, hatte ihn im Gefängniß die Bibel, welche ihm als einzige Lectüre gelassen wurde, mächtig angezogen und in seinem Entschluß bestimmt. Erst Prediger in Norfolk, wurde er bald darauf Rector an der Pauluskirche in Richmond, der größten und einflußreichsten bischöflichen Gemeinde im ganzen Süden, wo er, der Rebellion der Sklavenhalter sich anschließend, auch während des Bürgerkrieges noch wirkte und auf Jefferson Davis, sowie die Secessionsgenerale Lee, Ewell, Longstreet und Cooper als Mitglieder seiner Gemeinde durch seine hinreißende Beredsamkeit und dem Ernst seines Charakters großen Einfluß gewann. So hielt denn auch Karl Minnigerode, der alte Burschenschafter und deutsche Freiheitskämpe, am 2. April 1865, dem Tage des Zusammenbruchs der Rebellion, dem Vorfechter der amerikanischen Sklaverei, Jefferson Davis in Richmond die letzte Predigt. Noch während derselben ergriff der südliche Präsident mit den Seinigen aus der Kirche die Flucht. O quae mutatio rerum!

Der vorbenannte Burschenschafter, der zu Hause den Umsturz der bestehenden Regierung geplant hatte, predigte als Pfarrer der conservativen englischen Hochkirche den Aufrührern, welche die Sklaverei zum Eckstein ihrer Verfassung

gemacht hatten. In Europa wollte er die Knechtschaft stürzen, in Amerika aber die Sklaverei zur Herrin des ganzen Landes machen. Follen handelte folgerichtiger. Auch ihn hatte ein vorherrschender Drang nach innerer Einkehr zu einer äußerlichen Betheiligung seiner religiösen Gesinnung geführt. Was er aber in Deutschland angefangen und nicht erreicht hatte, das wollte er in Amerika durch die Verwirklichung derselben Ideen erkämpfen, für welche er schon als siebenzehnjähriger Jüngling zum Schwert gegriffen hatte. In Deutschland dichtete er sein „Brause du Freiheitssang," und in Amerika zogen kaum fünfzig Jahre später seine Jünger und Schüler unter den Klängen des „John Brown"-Liedes in die unterworfene Feste der Sklaverei ein, wo übrigens Minnigerode noch heute predigt und wenig mehr von den Idealen seiner Jugend wissen will. Ich bin diesem dort nicht lange nach dem Kriege vorgestellt worden. Er machte mir den Eindruck eines sehr selbstbewußten Mannes; aber etwas war mir wohlthuend zu sehen, daß er noch mit Liebe der idealen Bestrebungen seiner Jugend gedachte.

Um übrigens zu den Zeiten der ersten politischen Auswanderung dieses Zeitraumes zurückzukehren, so müssen hier noch zwei Männer erwähnt werden, welche im Laufe der Jahre einen großen Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung des Landes gewonnen und auch nach außen hin höchst ersprießlich gewirkt haben. Es sind zwei von den deutschen Regierungen verfolgte Burschenschafter, welche in den vereinigten Staaten ein Feld für ihre Thätigkeit suchten. Der eine von ihnen war Karl Beck (1798—1866), Stiefsohn des bekannten Theologen de Wette, der mit Follen in New-York landete und später Professor der lateinischen Sprache und Literatur am Harvard College wurde. Ein tüchtiger und in seinen Kreisen hochgeachteter Mann, neigte er mehr einem beschaulichen zurückgezogenen Leben zu, weshalb er denn auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten mehr receptiv war und sich ganz besonders gut zum Vermittler der deutschen Gelehrsamkeit bei den Amerikanern eignete. Reiche persönliche Mittel erhöhten und befestigten seine Unabhängigkeit; er gebrauchte sie aber auch freigebig für öffentliche Zwecke und namentlich kannte er keine Grenzen für seine Betheiligung, als der letzte Krieg die höchsten Anforderungen an den Patriotismus und die Opferfreudigkeit des Bürgers stellte. Der andere dieser Burschenschafter war Franz Lieber aus Berlin (1798—1872). Als Freiwilliger hatte er im berühmten neunten Regiment (Colberg) den Feldzug von 1815 mitgemacht, war bei Namur verwundet worden und kam nach dem Kriege als Schüler Jahn's in Untersuchung. Nach Monate langer Haft ward er unter der Bedingung, daß er keine preußische Universität mehr besuchen dürfe, wieder freigegeben und vollendete dann seine Studien in Jena. Thätiges Mitglied der Burschenschaft und jeder Aussicht auf eine Laufbahn in seiner Heimath beraubt, zog er 1821 als Philhellene nach Griechenland, kehrte aber bitter enttäuscht nach kurzer Zeit über Italien zurück. In Rom fand er in Niebuhr's Hause eine freundliche Aufnahme und wurde eine zeitlang Lehrer von dessen Sohne. Auf seines Gönners Bevorwortung versprach die preußische Regierung, Lieber bei seiner Wiederkehr nicht belästigen zu wollen. Kaum aber in Berlin angelangt, wurde er nach Köpenick gebracht und in eine neue langwierige Unter-

suchung verwickelt. In Folge von Niebuhr's Bemühungen erlangte er endlich seine Freiheit wieder und ging zunächst nach London, 1827 aber nach den Vereinigten Staaten. In Boston errichtete er die erste Schwimmschule nach Pfuel'schen Grundsätzen, übersetzte und erweiterte das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon als American Encyclopedia; war auch sonst literarisch thätig und nahm 1835 einen Ruf als Lehrer der Geschichte, des Staatsrechts und der National-Oekonomie am South Carolina College in Columbia an, welche Professur er 1857 mit einer ähnlichen am Columbia College in New-York vertauschte und bis zu seinem Tode bekleidete. Es ist hier nicht der Ort, näher auf seine wissenschaftliche Thätigkeit und seine zahlreichen Schriften einzugehen, zumal sie schon von berufenen deutschen Federn ausführlich gewürdigt sind; allein es seien wenigstens zwei seiner großen Verdienste gebührend hervorgehoben. Er kam zu einer Zeit in die Vereinigten Staaten und trat namentlich sein Lehramt an, als der leitende Grundsatz des englisch-amerikanischen Staatslebens „Keine Rechte ohne Pflichten, keine Pflichten ohne Rechte!" von der aufstrebenden Sklavenhaltermacht in sein directes Gegentheil verfälscht und die repräsentative Demokratie zum demokratischen Despotismus umgeprägt wurde. Mittelst der schrankenlosen Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechts und der willfährigen Hülfe nördlicher Politiker schickte damals die südliche Aristokratie sich an, im Innern und nach Außen die Herrschaft über das ganze Land an sich zu reißen. Dieser Proceß endete erst 1865 mit der Niederlage der Barone; allein vom ersten Augenblick an trat Lieber solchen Gelüsten und Bestrebungen sicher und bewußt entgegen. Er legte den Nachdruck seiner Studien und seines Lehramts auf die Erkenntniß und die Verwirklichung der freiheitlichen Lehren des englischen gemeinen Rechts, welches durch die enge Wechselbeziehung zwischen politischen Rechten und Pflichten dem Genius des amerikanischen Volkes entspricht, wies an seinem Gegensatz, dem revolutionären Belieben und französisirenden Radicalismus, die freie Staaten bildende Kraft und Bedeutung jenes großen Rechtssystems nach und betonte immer und immer wieder in Wort und Schrift die Lehre, daß es ohne die Majestät des Gesetzes keine Freiheit geben kann. Im Süden freilich predigte Lieber tauben Ohren. So vorsichtig und maßvoll er auch auftrat, so mußte er doch, als im Norden die republikanische Partei entstand und die feindlichen Gegensätze sich verschärften, von seiner Professur zurücktreten. In New-York fand er bald eine äußerlich und innerlich lohnendere Thätigkeit, aber auch hier hat man erst in Folge des Bürgerkrieges theilweise zu begreifen angefangen, welche befreiende und die Freiheit sichernde Macht in Lieber's Lehre liegt. Natürlich nahm er mit der ganzen Energie seines Wesens an diesem Kriege Theil, dessen ruchlosen Ursprung und verwegene Ziele er bei seiner genauen Kenntniß des Südens vom Anfang an richtiger würdigte, als selbst leitende Politiker. Als Vorsitzender der Gesellschaft für Abfassung und Verbreitung loyaler Flugschriften entfaltete er eine nachhaltige patriotische Thätigkeit, als Verfasser der Instructionen für das Verhalten der Truppen im Felde aber, welche im amtlichen Auftrage entworfen und vertheilt worden, erwarb er sich ein dauerndes Verdienst um die Förderung einer Frage internationalen und kriegsrechtlichen Verkehrs, welche bisher vernachlässigt und

unberücksichtigt geblieben war und jetzt endlich im Geiste der Menschheit beantwortet wurde.[1])

Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges wurde der alte Freiwillige des Jahres 1815 wieder jung. Ich habe zu jener Zeit einige Briefe mit ihm gewechselt, welche voll des Glückes sind, daß er diese glorreiche Zeit noch erlebte, daß er am Abende seines Lebens die Ideale seiner Jugend doch noch verwirklicht fand. „Meine Seele," schrieb er gleich in den ersten Tagen des Krieges, (Körner S. 175) „ist voll von dem einen Wort, dem einen Gefühl, dem einen Gedanken — Deutschland. Ströme von Blut werden vergossen werden, wenn auch nicht lange, aber breit werden sie sein, wie die See und auch so tief." Und einige Wochen später: „Während alle Deutschen von den edelsten Gefühlen beseelt und bereit sind, Alles zu opfern, Geld und Leben zur Vertheidigung ihres Vaterlandes, sitze ich hier und schreibe wie ein alter Philister. Es ist zu hart." Sogar in einzelnen deutschen Gedichten strömte der alte vir juvenis seine deutsch-patriotische Begeisterung aus.

Außer diesen jungen Gelehrten, welche politische Verfolgung über den Ocean trieb, wandten aber schon in den zwanziger Jahren die Angehörigen fast aller bürgerlichen Berufsclassen ihre sehnsüchtigen Blicke nach Amerika. Nach der Niederwerfung der freiheitlichen Bestrebungen in Spanien, Italien und Griechenland fingen die Vereinigten Staaten damals an, von den deutschen Liberalen als das große Musterland der Freiheit, als das Asyl aller Unterdrückten und als Vorkämpfer alles Fortschritts, als die Zukunft der Menschheit gefeiert zu werden. „Fern nach Westen flieht die Weltgeschichte!" dichtete Platen in freier Uebersetzung des Berkeley'schen „Westward the star of Empire takes its way!" und unsere vom Polizeidruck verschüchterten Europamüden glaubten ihm um so lieber, als deutsche geistlose Conservative, uneingeengt durch politische Studien und geschichtliche Auffassung, die Union als Herd der Anarchie, als das verderbliche Beispiel revolutionärer Verirrungen verwünschten.

Wer war denn — um hier nur einige zu nennen — der verbitterte und geistvolle Mann, der vom Würtembergischen Schreiberdünkel vertrieben, 1825 in Pennsylvanien eine Zuflucht suchte? Kein Geringerer als Friedrich List, der in Amerika zum Vater der deutschen Schutzzollpartei wurde? Im Gegensatz zu Adam Smith und zu der Lehre von der freien Concurrenz verfocht er mit großem Talent und noch größerem Eifer vom Tage seiner Landung an eine nationale Volkswirthschaftslehre und veröffentlichte 1827 in Philadelphia sein Werk: „Outlines of a New System of Political Economy." Es ist kein Zufall, daß er in dem reichen, aber bei allen seinen Bodenschätzen unentwickelten, noch heute hochschutzzöllnerischen Pennsylvanien zu der Ansicht gelangte, „daß eine jede Nation vor Allem ihre eigenen Hilfsquellen zum höchsten Grade der Selbständigkeit und harmonischen Entwickelung bringen, die neugeborene Industrie durch Schutz nöthigen Falls unterstützen und den nationalen Zweck einer dauernden Entwickelung producirender Kräfte dem pecuniären Vortheil Einzelner vorziehen müßte."

---

[1]) Man vergl. „Deutsche Rundschau", 1877. Bd. XIII, S. 127 und S. 471. (v. Hartmann, Militärische Nothwendigkeit und Humanität.) Die Red.

Und jener junge geniale, Robert Stephenson ebenbürtige Baumeister, der, 1806 in Mühlhausen in Thüringen geboren, außer seinem Fach auf der Berliner Bauakademie auch Hegel'sche Philosophie studirt und dann in Westfalen Jahre lang Kunststraßen gebaut hatte? Johann August Röbling ist in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt, weil er es noch jung verließ, um mit gleichgesinnten Freunden, Angelrodt, Dachröden und Etzler in den Vereinigten Staaten eine auf Humanität und Brüderlichkeit fußende rein deutsche Colonie zu gründen. Glücklicherweise scheiterte der Plan, Röbling wandte sich seinem Beruf wieder zu und wurde der größte Brückenbauer der neuen Welt. Die schöne Monongahela Hängebrücke bei Pittsburg, die Hängebrücke über den Niagara, ein wundervoller Bau von 800 Fuß Spannung, die Brücke über den Ohio zwischen Cincinnati und Covington (1200 Fuß Spannung) sind sein Werk. Seinen letzten großen Entwurf, die colossale Brücke über den East River, welche 5000 Fuß lang, New-York und Brooklyn verbindet und eine Centralspannung von 1600 Fuß hat, konnte der große Meister leider nicht vollenden, da in den ersten Anfängen des Baues ein Balken ihm den linken Fuß zerquetschte und 1869 seinen Tod herbeiführte. Seine beiden Söhne vollenden jetzt das Werk. Wenn, wie ich an einer andern Stelle vor Jahren berechnet habe, jeder deutsche Einwanderer im Durchschnitt 1000 Dollars an Arbeitskraft und baaren Mitteln für die Vereinigten Staaten werth ist, oder wenn amerikanische Statistiker, wie z. B. Young statt dieser Summe nur 800 Dollars als Maximum annehmen, wie viel ist dann ein Mann wie Röbling werth, oder läßt sich überhaupt der Gewinn in Gelde abschätzen, welcher dem Lande seines Wirkens aus ihm erwachsen ist?

Die hohe österreichische Geistlichkeit sorgte dafür, daß den durch die Diplomatie, Polizei und Bureaukratie nach Amerika geschleuderten Deutschen auch ein Opfer der Clerisei nicht fehlte. Warum Karl Postl (1793—1864) sich ihren Liebkosungen entzog, ist bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgeklärt. Genug, daß er 1823 eines schönen Tags in New-York landete und unter dem anfänglichen Pseudonym C. Sidons und unter dem spätern und bekanntern Charles Sealsfield einer der größten Sitten- und Völkermaler wurde. Als solcher hat er nämlich fast nur Bedeutung für Deutschland gewonnen, während man ihn in den Vereinigten Staaten nicht einmal dem Namen nach kennt. Er ist dort unbeachtet am literarischen Horizont erschienen und verschwunden. Sein erster Roman „Tokeah (Der Legitime ꝛc.)" lehnt sich zu sehr an die Cooper'sche Indianer-Romantik an, von welcher die amerikanische Lesewelt damals übersättigt war. Es ist das einzige seiner Werke, welches in dem höchst respectabeln Verlag von Carey & Lea in Philadelphia erschien. Seine übrigen fünf in englischer Sprache gedruckten Dichtungen „Flirtation in America, Life in the New World or Sketches of American Character, North and South or Scenes in Mexico; Rambleton or Romance of Life in New-York, the Cabin Book or Sketches of Life in Texas" mußten zu Verlegern ihre Zuflucht nehmen, welche für die Vereinigten Staaten jener Zeit etwa das galten, was bei uns Fürst in Nordhausen oder Gottfried Basse in Quedlinburg waren. Mit Ausnahme des Cabin Book, welches die Boston Public Library besitzt, fand ich keine Spur von ihnen in einer der größten Bibliotheken des Landes. Keine amerikanische

Literaturgeschichte erwähnt nur den Namen von Sealsfield. Was er selbst, z. B. in der Vorrede zur Gesammtausgabe seiner Werke, Stuttgart 1845, I. XI über seine Popularität und Verbreitung in den Vereinigten Staaten sagt, ist eitel Mondschein und lediglich zu dem Zweck erfunden, sich in den Augen seiner Landsleute, deren Schwächen er genau kannte, in einen höhern Nimbus zu hüllen und mit einem geheimnißvollen Schimmer zu umgeben. Keine seiner ins Englische übersetzten Dichtungen hat, abgerechnet einen vor wenigen Jahren veranstalteten Neudruck des Cabin Book, eine zweite Auflage erlebt. Statt in den Händen von Hunderttausenden von Amerikanern gewesen zu sein, wie Sealsfield behauptet, sind es im günstigsten Falle einige Hundert, die ihn ihrer Zeit gelesen und ebensoschnell wieder vergessen haben. Auch die Deutschamerikaner wußten und wissen wenig oder gar nichts von ihm, dagegen hat er auf die Deutschen in Deutschland einen gewaltigen Eindruck gemacht und noch mächtigeren Einfluß ausgeübt. Dieser mährische Bauernsohn hat dadurch, daß er nach Amerika verschlagen wurde, für unsere Literatur eine ganz neue Gattung geschaffen, den ethnographischen, den internationalen, oder, wie er selbst sagt, den höheren Volksroman. Statt daß, wie früher in familiengeschichtlichen, im Schelmen-Roman, oder wie er sonst heißen möge, der Held des Romans die Hauptfigur war, um welche sich die anderen Persönlichkeiten im Rahmen herumreihten, ist hier der Held das ganze Volk, sein sociales, sein öffentliches, sein Privatleben. Seine materiellen, politischen, religiösen Beziehungen treten an die Stelle der Abenteuer, seine Vergangenheit, seine Zukunft werden als historische Gewänder benutzt, Liebesscenen und Abenteuer nur gelegentlich als Folie, um zu beleben und hervorzuheben, angewandt. Und wie hat er dieses Volk belauscht, verstanden und erkannt! Noch heute können die Amerikaner einzelne Züge ihres Wesens besser aus dem deutschen Dichter kennen lernen, als aus ihren besten heimischen Autoren. Wie jedes große Talent trat Sealsfield zu der ihm günstigsten Zeit in unsere Literatur ein. Im Gegensatz zum heimischen Druck und Elend, zur deutschen Dürftigkeit und Noth glaubte die uns vorausgegangene Generation an die größere Jugendfrische und edlere Natur der Amerikaner, an ihren unbeugsamen Freiheitsgeist und moralische Ueberlegenheit. Was diese deutschen Amerikaner in ihrer geschichtslosen Verblendung drüben nicht sahen, ja was sie in der europäischen Form dort nicht sahen, das existirte einfach für sie nicht, daher dieser Zug des falschen Idealisirens, welchem Sealsfield so spannend, so siegesgewiß in seinen großartig angelegten Lebensbildern auf halbem Wege begegnete. Es ist nicht meines Amtes, seine Werke ästhetisch zu zergliedern, allein für das bessere Verständniß des großen Interesses, welches ihnen deutscher Seits entgegengebracht wurde, ist es unerläßlich, hier hervorzuheben, daß ihr Zauber in der liebevollen Vertiefung und Verherrlichung der Genesis des werdenden Staates beruht, daß diese aber in ihren verschiedenen Stadien an einem großen concreten nationalen Beispiel plastisch hervortritt. So schildert er denn in den mannigfachsten und ansprechendsten Bildern den Uebergang aus der Wildniß zu den Anfängen der Cultur, die allmäligen Ansätze der Familie zur Gemeinde und bürgerlichen Gesellschaft, die Entwickelung der letzteren zum Staate. Es ist überall ein Stück Culturgeschichte, welches er

in wahrhaft verführerischen Farben malt. Ihr größter Reiz aber besteht darin, daß diese allermodernste Geschichte überhaupt typisch für die Entwickelung der ganzen Menschheit ist und uns manchen wichtigen Rückschluß auf ihre älteste Geschichte gestattet. Gerade weil Sealsfield ein so großer Dichter war, wirkte er auch so mächtig auf die Phantasie und legte Hunderten von gebildeten Deutschen den ersten Gedanken an die Auswanderung nach Amerika nahe. Daß er das, was ihm für seine Zwecke nicht paßte, entweder ganz verschwieg, oder heuchlerisch als Wohlthat pries, wie z. B. den Fluch der Sklaverei, deren Oberherrschaft im Bunde sich mit der Periode seines dichterischen Schaffens so ziemlich deckte, das ahnten seine Zeitgenossen bei ihrer Unkenntniß der amerikanischen wirklichen Verhältnisse nicht einmal, das wurde erst der Gegenwart klar, welche mit größerem Ernste die politische Entwickelung der Vereinigten Staaten studirt. Neuerdings fängt man an, die falsche Perspective zu erkennen, unter welche der Dichter selbst seine gelungensten Helden und Schilderungen stellt und man rächt sich, wenn auch mit Unrecht, mit seiner Vernachlässigung. Zur Zeit werden seine Romane höchstens in den verstaubten Winkeln einer Leihbibliothek gefunden; unsere Jugend kennt ihn kaum mehr. Zu Anfang der vierziger Jahre wurden sie dagegen förmlich verschlungen. Ihr Inhalt bildete vielfach den Gegenstand der Unterhaltung der Studenten auf der Kneipe oder mit gleichgesinnten Damen auf dem Ball.

Nathan, der „Squatterregulator", war jener Zeit eine ebenso sympathische und nahe stehende Figur wie der Immermann'sche Hofschulze, und sogar der Yankee und südliche Slang wurde vielfach nachgeahmt. Aber der Tag der Auferstehung, ja für die Amerikaner sogar der Entdeckung Sealsfield's wird kommen, wenn erst die heutigen Disharmonien, die heutigen Sorgen geschwunden und die letzten Spuren der Sklaverei vertilgt sein werden. Die Vereinigten Staaten haben zwei große Dichter, welche den Kampf der überlegenen Germanen über und gegen die entnervten spanischen Romanen zum Vorwurf ihrer Schöpfungen gewählt und in großen geschichtlichen Fresken poetisch verherrlicht haben. Der Aristokrat unter ihnen ist Sealsfield, der gestaltenreiche Epiker, welcher den Zusammenstoß der Sklavenhalter mit Spaniern und Mexikanern in Louisiana und Texas in einigen seiner gelungensten und ergreifendsten Schöpfungen verewigt; der Demokrat aber ist Bret Harte, der Lyriker, der in kühnen, aber festen Pinselstrichen den Sieg der äußerlich rohen und doch menschlicher fühlenden Goldgräber über die Californischen Nachkommen der alten Conquistadoren feiert. Da unten im Süden, wo auch Sealsfield gelebt und seine besten Werke gedichtet hat, sind die Sieger mit den Besiegten zu Grunde gegangen; im fernen Westen, am stillen Ocean aber sind die verworfenen Bausteine englischgermanischer Cultur noch stark genug gewesen, einen mächtigen Staat aufzurichten, der Jahrhunderte überdauern wird. Zur Zeit ist Bret Harte der am Meisten Genannte und Bekannte.

Die bisher geschilderten Männer waren immerhin nur einzelne und versprengte Sturmvögel gegenüber dem Strom von Flüchtlingen, welchen die Julirevolution mit den in ihrem Gefolge auftretenden Ereignissen und ihren fast überall gescheiterten politischen Hoffnungen in Bewegung setzten. Den jetzt

täglich willkürlicher werdenden Maßregelungen gegen Alle, welche nur den Wunsch nach deutscher Einheit zu erkennen gegeben hatten, und der durch sie gesteigerten Polizeiwirthschaft gelang es, im jungen Deutschland einen kosmopolitischen Radicalismus großzuziehen, welcher mit Börne'scher Verbitterung und Byron'schem Weltschmerz versetzt, Alles in der Heimath verachtete und bewundernd seine Blicke über Frankreich und England hinaus nach Amerika schweifen ließ. Sogar in unserer Literatur machte sich diese selbstgefällige Europamüdigkeit eine Zeit lang als höherer Standpunkt, als einzig berechtigtes Streben breit. Wie sehr die gedeihliche Entwickelung der deutschen Dinge und die staatliche Ordnung durch eine solche Verirrung gefährdet wurde, hat die Folgezeit nur zu deutlich bewiesen. Daß diese krankhafte Stimmung selbst unter Optimisten und ruhigen Bürgern um sich griff, beweist u. A. schlagend der alte Justinus Kerner, der 1832 Europa nicht mehr ansehen mochte, weil es ihm die Polen angethan hatten und weil es ihm die Verfolgung jedes freien Gedankens verleidete.

Nikolaus Lenau ist der classische Ausdruck dieser neuen Gattung von europamüden Auswanderern. Bei keinem einzigen der hervorragenden deutschen Romantiker, die aus ähnlichen Gründen die Vereinigten Staaten aufsuchten, liegen Beweggründe, Illusionen und Enttäuschungen offener auf der Hand, sind sie doch von Karl Mayer in „Nikolaus Lenau's Briefe an einen Freund" (Stuttgart 1853) tagebuchartig geordnet und herausgegeben. Jene Mischung von Ekel an der politischen, allerdings höchst gemeinen Wirklichkeit und von Schwärmerei für einen idealen Republikanismus, welche jeder geschichtlichen Grundlage entbehrte, jene Sehnsucht der Flucht aus der verkannten Heimath und der Niederlassung in der unbekannten „jungfräulichen Wildniß" wähnt im ersten Anlauf ihr Ziel zu erreichen und durch bloße Ortsveränderung innere und äußere Befriedigung zu gewinnen. Indessen klappt der selbstgefällig sich bespiegelnde Auswanderer beim ersten Hinderniß schwächlich und ohnmächtig zusammen, aber statt sich selbst zu tadeln, sich ausschließlich verantwortlich zu machen, schiebt er dem undankbaren Lande die Schuld in die Schuhe und zieht sich getäuscht, wenn nicht gebrochen, den Untergang der Welt weissagend, noch tiefer in die Einsamkeit, in seine Verbitterung zurück. Lenau also entschloß sich im Frühjahr 1832 nach Amerika auszuwandern. Zu dem Ende trat er einer in Stuttgart gebildeten Gesellschaft bei, welche 200 Köpfe stark, sich in Missouri niederlassen wollte, zahlte 5000 fl. ein, wofür er eine Anweisung auf 1000 Acker Land erhielt und fuhr im Juli den Rhein hinunter nach Amsterdam, von wo er an Bord des Schiffes „Baron van der Kapellen" am 1. August 1832 in See stach. Seine Freunde nehmen es als einen Beweis für seinen praktischen Sinn, daß er eine Unmasse von Zündhütchen mitnahm, um im Urwald gehörig schießen zu können! „Gefällt es mir in Amerika — schreibt er am 13. Mai 1832 an Mayer — so bin ich gesonnen, etwa fünf Jahre dort zu bleiben, wo nicht, kehre ich um und überlasse der Gesellschaft mein Eigenthum zur Administration. Aber es wird mir hoffentlich gefallen. Der ungeheure Vorrath schöner Naturscenen ist in fünf Jahren kaum erschöpft, und meine lieben Freunde finde ich doch alle wieder. Ich brauche Amerika zu meiner Ausbildung. Dort will ich meine Phantasie in die Schule — die Urwälder schicken; mein Herz aber durch und

durch in Schmerz maceriren, in Sehnsucht nach den Geliebten." Der Dichter sollte schon auf der Rheinfahrt lernen, daß der Bauer ein anderer Mensch ist dem vornehmen Herrn als dem gegenüber, welchen er für seines Gleichen hält. Er erntete deshalb auch Mißtrauen, wo er Anerkennung und Liebe zu gewinnen gehofft hatte. „Meine Reise, schreibt er am 25. Juli 1832 aus Amsterdam — war im Ganzen nicht angenehm. Mein Paß machte mir viel Aufmerksamkeit und Vorsicht nöthig. Das absolutistische Gesindel in Mainz, besonders aber in Rheinpreußen, fragt nach Pässen mehr als ich geglaubt hatte. Mit Hülfe meines Schiffsmanns kam ich durch."

Unter diesen Eindrücken und in dieser Stimmung rief Lenau der Heimath folgenden Abschiedsgruß und Amerika folgendes Willkommen zu:

„Sei mir zum letztenmal gegrüßt,
Mein Vaterland, das, feige dumm,
Die Ferse dem Despoten küßt,
Und seinem Wink gehorchet stumm.

Wohl schlief das Kind in Deinem Arm,
Du gabst, was Knaben freuen kann;
Der Jüngling fand ein Liebchen warm,
Doch keine Freiheit fand der Mann."

Fleug, Schiff, wie Wolken durch die Luft,
Hin, wo die Götterflamme brennt!
Meer, spüle mir hinweg die Kluft,
Die von der Freiheit noch mich trennt!

Du neue Welt, du freie Welt,
An deren blüthenreichem Strand
Die Fluth der Tyrannei zerschellt,
Ich grüße Dich, mein Vaterland!"

Lenau kam zu Anfang October 1832 zu Baltimore an. Schon unterwegs hatte sich die schwäbische Gesellschaft aufgelöst; so zog Jeder auf eigene Faust in's Land. Auf einem Schimmel, den er sich gleich im Hafen angeschafft hatte, ritt er bis an den Ohio und kaufte sich Ende October in Crawford County im Staate Ohio etwa 400 Morgen Staatsländereien, die meist aus Urwald bestanden. Jetzt besaß er, wonach sein Herz sich so lange gesehnt hatte, jetzt konnte er seine Phantasie „in die Schule schicken"; allein die Urbarmachung war hart und schwierig. So verpachtete der Dichter das Land an schwäbische Reisegefährten, die den unerfahrenen Herrn gehörig betrogen. Enttäuschung und Krankheit warf ihn den ganzen Winter hindurch auf's einsame Lager in der noch einsameren Blockhütte, die früher hoffnungsreiche Stimmung des grausam Enttäuschten schlug sofort in ihr Gegentheil um. „Amerika, schrieb er kaum genesen am 5. Mai 1833 nach Stuttgart, ist das wahre Land des Untergangs, der Westen der Menschheit; das atlantische Meer, das ist der isolirende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben. Die Natur selbst ist kalt. Die Conformation der Berge, die Einbuchtungen der Thäler, Alles ist gleichförmig und unphantastisch. Hat nun die Natur selbst kein Gemüth, keine Phantasie, so kann sie auch ihren Geschöpfen nichts dergleichen geben. Hier lebt der Mensch

in einer sonderbaren kalten Heiterkeit, die an's Unheimliche streift. Daß hier Menschen und Thier von Geschlecht zu Geschlecht weiter herabkommen, ist manchem Naturforscher bereits aufgefallen. Es ist buchstäblich wahr. Mancher der eingewanderten und nun seit mehreren Jahren hier ansässigen Deutschen versicherte: ein sehr feuriges Temperament herübergebracht, es aber hier bis auf die letzte Spur einer Aufwallung verloren zu haben. Ich muß hinauseilen aus Amerika, sonst verliere ich noch mein Heimweh, wie es allen Deutschen nach einiger Zeit hier ergeht. Merkwürdig ist es, wie die heftigsten Gefühle so schnell erkalten. Die Liebe zum deutschen Vaterlande geht bei den meisten Eingewanderten sogar in Haß und Verleugnung über. Trauriger Boden! In dem großen Nebelbade Amerika's werden der Liebe leise die Adern geöffnet und sie verblutet sich unbemerkt. Ich weiß nicht, warum ich immer eine solche Sehnsucht nach Amerika hatte. Doch ich weiß es. Johannes hat in der Wüste getauft. Mich zog es auch in die Wüste, und hier ist in meinem Innern auch etwas wie Taufe vorgefallen, vielleicht, daß ich davon genesen bin, mein künftiges Leben wird es mir sagen. In dieser großen, langen Einsamkeit, ohne Freund, ohne Natur, ohne irgend eine Freude war ich wohl darauf hingewiesen, stille Einkehr zu halten in mich selber, um manchen heilsamen Entschluß zu fassen für meine ferneren Tage. Als Schule der Entbehrung ist Amerika wirklich sehr zu empfehlen."

Bereits im Mai 1833 kehrte Lenau über New-York nach Deutschland zurück und betrat im Juni in Bremen zuerst wieder den vaterländischen Boden. In die kurze Zeit seiner Abwesenheit war die erste Veröffentlichung seiner Gedichte gefallen. „Deutschland aber hielt dem Wiederkehrenden, wie Anastasius Grün sagt, den vollen Kranz des Ruhmes entgegen und rief ihm den gefeierten Namen „Lenau" mit begeistertem Gruße zu." Freiligrath's schönes Gedicht „Der ausgewanderte Dichter" besang diese Reise, Kürnberger verklärte später im Roman: „Der Amerikamüde" die Schicksale des Dichters in den Vereinigten Staaten und die Beweggründe seiner Heimkehr. Dieser selbst aber sang von Amerika die ergreifenden, wenn auch nur halbwahren, weil höchstens für ihn und die ihm Gleichgesinnten passenden Verse:

„Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher
Und das Verbrechen zittert über's Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen,
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimath hätte weicher sie begraben!"

Noch während Lenau sich in Amerika befand, zogen die verlorenen Freiheitsposten aus den Jahren 1830—1833 über den Ocean, die jungen Männer, welche von den Aufständen in Braunschweig und Göttingen an bis zum Ham-

bacher Feste und Frankfurter Hauptwachensturm sich gegen die Metternich'sche Unterdrückung erhoben hatten und geschlagen ihr Heil in der Flucht suchen mußten. Einer der Hauptzüge dieser politischen Flüchtlinge wandte sich von 1832 an nach Illinois und erhob das dem Staate Missouri und namentlich der Stadt St. Louis gegenüber liegende fruchtbare County St. Clair zu einem der Sammel- und Mittelpunkte der deutschen Einwanderung in den Westen. Die fleißige und intelligente Bevölkerung gedieh und wuchs schnell, so daß das County jetzt zu den reichsten des Staates gehört. Es war nicht die dem Leben abgewandte Schwermuth, unnützes Erinnern und vergeblicher Streit, welches diese frischen und elastischen rheinischen Naturen im Innern störte; ihre unermüdliche Arbeits- und Schaffenslust sicherte ihnen vielmehr wirthschaftliches Gedeihen, bürgerlichen Wohlstand und vor Allem außer Unabhängigkeit fröhliches Behagen. Die ersten Ansiedler waren pfälzische Juristen und Gelehrte, welche um nach Duden'schen Idealen ein freies Farmerleben zu führen, sich in und bei Belleville niederließen. Die bedeutendste Persönlichkeit des Sattlements war Friedrich Theodor Engelmann (1779—1854), der Sohn eines hervorragenden reformirten Predigers in Bacharach am Rhein und zur Zeit seiner Auswanderung Forstmeister zu Winnweiler in der Rheinpfalz. Von Jugend an ein glühender Republikaner und später der liberale Führer in seiner heimathlichen Provinz war er ein ideal angelegter und edler Charakter, der auf seine Umgebungen einen mächtigen Einfluß ausübte. Um einer befürchteten Versetzung in einen dunkeln Winkel Altbayerns vorzubeugen, entschloß er sich als bereits fünf und fünfzigjähriger Mann, mit den Seinigen und einigen Freunden zur Auswanderung; auch ihn hatten Duden's verlockende Berichte verführt. „Engelmann, so schildert ihn Körner S. 247 seines Werkes, fühlte keine Neigung, in die Oeffentlichkeit zu treten, übte aber in den deutschen Kreisen, welche sich um ihn zogen, sowie auch über die amerikanischen Nachbarn, die ihn kennen lernten, den unwiderstehlichen Zauber aus, den ein durchaus wahrer und edler Charakter, eine freie vorurtheilslose Lebensansicht, ein unter allen Stürmen stets heiteres Gemüth, eine der neueren Zeit fast fremd vorkommende Höflichkeit um sich verbreiten. Dabei war seine Gestalt imponirend, sein Angesicht noch in vorgerücktem Alter von hoher Schönheit. Große feurige blaue Augen belebten seine Züge. Er hatte die größte Aehnlichkeit mit dem alten Blücher; nur waren die unteren Partien des Gesichts viel feiner und regelmäßiger als beim Husarengeneral." Sein Sohn Theodor hatte in Heidelberg, Jena und München grade seine juristischen Studien vollendet, als die Familie sich zur Auswanderung rüstete. Er betheiligte sich beim Frankfurter Hauptwachensturm und entkam glücklich nach Havre, wo er sich den Seinigen anschloß. Später wurde er in Belleville Advocat und war auch schriftstellerisch thätig. Der jüngste Sohn Engelmann's, Adolph, kam mit seinen Eltern bereits in seinem achten Lebensjahr nach Amerika, ging, trotzdem daß er schon zur Praxis als Advocat zugelassen war, 1849 zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung nach Deutschland und trat 1850 als Freiwilliger als Oberjäger in das vierte holsteinische Jägerbataillon, in welcher Eigenschaft er das Gefecht in Missunde und den Sturm auf Friedrichstadt mitmachte. Im amerikanischen Bürgerkrieg zeichnete er sich als Oberst

des 43. Illinoiser Freiwilligen-Regiments aus und kehrte als Brigadegeneral aus dem Felde zurück. Andere bedeutende Familien und Nachbarn waren die Juristen und Gelehrten Theodor Hilgard aus Speyer und sein Bruder Eduard. Die Söhne des ersteren haben sich als Mathematiker und Küstenvermesser, sowie als Geologen einen über die Vereinigten Staaten hinausreichenden Ruf gesichert. Unter den übrigen zu dieser Zeit nach Belleville gekommenen Ansiedlern mögen hier noch erwähnt werden die Doctoren A. Reuß, Anton Scholl, F. Kehl, A. Berchtelmann, Georg Neuhoff, K. Schreiber und vor Allen Dr. med. Gustav Bunsen, sämmtlich Attentäter auf die Frankfurter Hauptwache. Bunsen, der bei dieser Gelegenheit verwundet wurde, war schon 1830 als Arzt nach Polen gegangen, dort in russische Gefangenschaft gerathen und später freigegeben worden. Das ruhige abgeschiedene Leben auf dem Lande sagte ihm auf die Dauer nicht zu. So schloß er sich denn 1836 einer Freischar an, um Texas in seinem Unabhängigkeitskampfe zu helfen. Er fiel bei einem unerwarteten Ueberfall der Mexikaner. Der alte freiwillige Jäger des Jahres 1813, Georg Bunsen (1793—1874), ein vortrefflicher Pädagoge, kam mit seiner Familie erst 1834. Um diesen Kern sammelten sich nun im Laufe weniger Jahre junge gebildete Männer aus allen Theilen Deutschlands, die Augsburger A. Konradi und A. Hassel, die Sachsen Gebrüder K. und E. Tittmann, die Westfalen Hermann und Heinrich v. Harthausen, Adolf Wislizenus aus Thüringen, Ewald v. Massow, mit Fritz Reuter zum Tode verurtheilt, aber aus Coblenz entkommen, Wichers aus Köln und unzählige Andere.

Der bedeutendste und in den weitesten Kreisen thätig gewordene unter all diesen Männern ist aber Gustav Körner, der Verfasser des vortrefflichen Buches, welches den äußeren Anlaß zu diesem Aufsatz gegeben hat. Geboren 20. November 1809 zu Frankfurt a. M., betheiligte er sich 1833, gerade von der Universität zurückgekehrt, am Hauptwachensturm, mußte in Folge dessen flüchten und wanderte mit der Familie Engelmann nach Belleville in Illinois aus, wo er mit geringen Unterbrechungen seit dem August 1833 lebt und zur Zeit noch als Advocat thätig ist. Nach kurzem Aufenthalt auf der Farm wandte sich Körner nämlich dem Studium des amerikanischen Rechtes zu. Bereits 1835 zur Praxis zugelassen, leistete er schon als junger Anwalt Bedeutendes und ward Mitte der vierziger Jahre zum Mitglied des obersten Staatsgerichtshofs ernannt, resp. gewählt. Auch in der politischen Geschichte des Landes ist Körner's Stelle eine höchst bedeutende. Er war der erste eingewanderte Deutsche, der in diesem Jahrhundert überhaupt zu einem hervorragenden Staatsamte erwählt wurde. Von 1852 bis 1856 Vicegouverneur von Illinois, präsidirte er in dieser Eigenschaft zugleich dem Staats-Senate und zeichnete sich später als Gesandter der Vereinigten Staaten in Madrid (von 1862—1865) aus. Zur Zeit lebt Körner wieder in Belleville und hat hier auch sein jüngstes Buch: „Das deutsche Element" geschrieben. Welch bedeutenden Ansehens er sich als unabhängiger Mann und Politiker in amerikanischen und deutschen Kreisen erfreut, möge folgende Thatsache beweisen: Im Jahre 1862 wurde ich mit einigen politischen Freunden an den Präsidenten Lincoln abgesandt, um ihn für den General Sigel zu interessiren, der sich damals über seine Zurücksetzung durch

den General Halleck beschwerte und mit seinem Abschied drohte. Lincoln erkundigte sich eingehend und theilnehmend nach den Wünschen der deutschen Bevölkerung und forderte uns u. A. zu Vorschlägen, namentlich zu Gunsten Sigel's, auf. Als wir von ihm verlangten, diesen zum Divisionsgeneral zu ernennen und mit einem von Halleck unabhängigen Commando zu betrauen, meinte der Präsident schließlich, er könne das nicht ohne Weiteres thun, wolle aber, wenn wir damit einverstanden seien, den Gouverneur Körner um Auskunft bitten. „Ich kenne Körner, sagte er, schon seit zwanzig Jahren und länger und unterschreibe im Voraus Alles, was er vorschlägt. Da er Ihr Landsmann ist, so können auch Sie überzeugt sein, daß er die Sache gerecht beurtheilen wird." Natürlich war uns dieser Ausweg sehr willkommen. Körner nahm den Auftrag an, machte seinen Bericht, gab uns Recht, und Sigel wurde ein paar Wochen später General-Major und bald darauf Corps-Commandeur. Bei der Bescheidenheit, mit welcher Körner von sich selbst spricht, hielt ich es für meine Pflicht, die obige ihn ehrende Thatsache hier zu berichten. Ich begegnete ihm zufällig wieder im September 1862 bei einem Besuche in Frankfurt a. M., wo er auf seinem Wege nach Madrid gleichzeitig mit mir im Schwanen eintraf. „Welche Gefühle durchströmten mich, schrieb der alte Burschenschafter und damalige Gesandte später über diesen Besuch — als ich den Fuß auf den Steinweg setzte, um im Schwanen abzusteigen! Die Hauptwache, eine meiner letzten Erinnerungen des 3. April! Auf dem Roßmarkt das Haus, in welchem ich meine letzte Nacht in Frankfurt verwundet zugebracht hatte. Von den Fenstern des Hotels sah ich die alte Stadtallee, wo ich als Kind und Knabe so oft gespielt. O, wie schön ist Frankfurt mit seinem Kranz von herrlichen Gartenwohnungen! Die erste Stadt, sagen meine Kinder, die wie Amerika aussieht. Hier ist Leben, Treiben, freie Bewegung!" Ueber seine Stellung zu Deutschland und den Vereinigten Staaten spricht sich Körner am Schluß der Vorrede zu seinem Buche also aus: „Wer einmal auf freiem Boden ist, der schließe ab mit seinem alten Vaterland! und suche sich, unbelästigt durch Rückerinnerungen, seinen Wirkungskreis, so gut er kann. Die Liebe zu seiner alten Sprache und Literatur soll er heilig halten und seinen Kindern einzuflößen suchen. Was er Edles von seinen Vätern überkommen in sich trägt, möge er nie verlieren. Er erniedrige sich nie, sein Land zu verleugnen. Das wäre Undank und Thorheit zugleich. Wenn er so, mit Aufrechterhaltung und Verfechtung seiner deutschen Tugenden, seine politische Treue dem Lande seiner Wahl fest zuwendet, ehrt er sich selbst am Besten und auch das Volk, dem er entstammt ist und dem auch hier immer noch sein Herz in unvergänglicher Liebe schlägt." Möge Körner noch recht lange seiner segensreichen Thätigkeit erhalten bleiben!

Ziemlich gleichzeitig mit Gründung der deutschen Niederlassungen in Illinois siedelten sich mehrere gebildete deutsche Familien, wie die Bocks, Martels, Behrends aus Hannover u. A. auf der Westseite des Mississippi im jetzigen Warren County des Staates Missouri an. Auch sie trauten den verlockenden Schilderungen Duden's und hofften in der unmittelbaren Gegend von dessen Farm „das reichste Land unter neapolitanischem Himmel" zu finden. Die Wirklichkeit stimmte freilich schlecht zu diesen Phantasiegebilden, allein trotz der Abgeschiedenheit und

Unfruchtbarkeit des Landes, trotz der im Staate herrschenden und seine Entwickelung verhindernden Sklaverei hielten sie mit Zähigkeit an ihrem Besitze fest und fristeten ihr kümmerliches Dasein. Ein Acker Landes, der zu Anfang der dreißiger Jahre in Illinois und Missouri ziemlich dasselbe kostete, war 20 Jahre später in jenem Staate 100, in diesem aber nur 20 Dollars werth: so sehr verzögerte die Sklaverei den Fortschritt des sonst von gleichen Bedingungen abhängigen Landes! Etwa zwei Jahre nach ihrer Ankunft erhielten diese Ansiedler einen höchst erwünschten Zuwachs in einzelnen Mitgliedern der Gießener Auswanderungsgesellschaft (1834), zu deren Gründern u. A. Professor Vogt (Vater von Karl Vogt), Friedrich Münch und Paul Follen gehörten. Es waren hochgeachtete ehrenhafte Männer, die „verzweifelnd an einer Besserung der politischen Zustände der Heimath und geleitet von dem Wunsche, sich und ihren Kindern Raum für eine freiere Lebensbethätigung zu schaffen", hier zusammentraten, um im damaligen fernsten Westen der Vereinigten Staaten das Land zu bebauen und dort „einen deutschen Staat zu bilden, der natürlich ein Glied der Union werden müßte, doch mit Aufrechterhaltung einer Staatsform, welche das Fortbestehen deutscher Gesittung, deutscher Sprache sichern und ein echtes freies und volksthümliches Leben schaffen sollte". Trotzdem, daß die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln getroffen, und nur gutbeleumdete bemittelte Familien angenommen wurden, scheiterte das Unternehmen, wie ähnliche frühere und spätere, an der Unkenntniß des Landes und der dort herrschenden Verhältnisse. „Je größer die Anzahl selbständiger, gebildeter und thatkräftiger Männer in einer solchen Gesellschaft ist, sagt Körner mit Recht, desto rascher eilt sie ihrem Verfall entgegen. Wer soll befehlen, wer gehorchen, da es darin keinen Propheten, keinen Heiligen gibt, dem sich die Gottheit offenbart hat und dem die gläubige Heerde ein Recht von Gottes Gnaden zugesteht? Der Erfolg, wenn wir von einem solchen außer bei den Mormonen sprechen können, den die Sectenführer hier gehabt haben, konnte kein Leitstern für Männer sein, welche auf dem Boden des bürgerlichen Rechts und der weltlichen Gesellschaftsordnung standen."

Genug, die Gesellschaft scheiterte mit ihren hochfliegenden Plänen, und ihre versprengten Glieder zerstreuten sich auf beiden Ufern des Mississippi, namentlich in Illinois und Missouri. Unter den letzteren ist es Friedrich Münch, der durch seine Einwirkung auf das deutsche Element seines Staates und der Vereinigten Staaten überhaupt die höchste Beachtung verdient. Länger als vierzig Jahre hat er von seiner Farm in Warren County aus tapfer und nachhaltig für den Grundsatz politischer Freiheit und geistiger Unabhängigkeit gekämpft und noch neuerdings trotz seiner mehr als achtzig Jahre sich um sein Adoptivland hochverdient gemacht, indem er das Gewicht seiner Stimme gegen die Wiederwahl Grant's in die Wagschale warf. Im Jahre 1799 in dem oberhessischen Pfarrhause zu Niedergemunden geboren, studirte Münch in Gießen Theologie und stand als Burschenschafter unter dem geistigen Einfluß von Karl Follen, der ihm bald Lehrer und Freund war. Bereits in seinem 21. Lebensjahre selbst Prediger, ein persönlicher Freund Weidig's litt es ihn nach dem Scheitern der auch in Deutschland 1831 bis 1833 wieder aufflammenden tiefen politischen Erregung nicht länger in seiner Heimath, so daß er in seiner Umgebung den ersten Ge-

danken der Auswanderung nach Amerika faßte. Eine durchaus ideale Natur hat Münch trotz aller Mühseligkeiten des ersten Ansiedlerlebens, trotz harter Arbeit und Entbehrungen immer die geistigen Güter unseres Volkes hochgehalten, Hunderte, wenn nicht Tausende unserer weniger gebildeten Landsleute vor Verwilderung und Rohheit bewahrt und ihnen auf den praktischen und geistigen Gebieten des Lebens stets als uneigennütziger Lehrer und Berather gedient. Es gibt kaum einen Gegenstand der öffentlichen Debatte, den er als langjähriger und fleißiger Mitarbeiter an deutschen Blättern nicht berührt und unter seinem Schriftstellernamen „Far West" dem Verständniß seiner Leser näher gebracht hätte. Seine selbständigen Arbeiten über philosophische und religiöse Fragen gehören zu dem Besten, was in den Vereinigten Staaten auf diesem Felde von liberaler Seite geschrieben ist; seine Erinnerungen aus Deutschland's trübster Zeit, ein Stück persönlicher Denkwürdigkeiten, erschließen sogar eine neue Quelle der geschichtlichen Belehrung über die traurige Periode von 1818—1830; sein mannhaftes und doch maßvolles Eintreten für die Befreiung des Landes vom Fluch der Sklaverei stellt ihn den verdientesten Eingeborenen ebenbürtig an die Seite. Nach dem Kriege hatte er die Genugthuung, zum Senator des freien Staates Missouri gewählt zu werden. Natürlich findet solch ein ganzer Mann, dessen Leben, wie Körner schön sagt, stets unter der Macht des kategorischen Imperativs gestanden hat, auch ungesucht die aufrichtige Hochachtung seiner Mitbürger deutscher und englischer Zunge; namentlich aber bildet der ehrwürdige Patriarch einen wohlthuenden Gegensatz zu jenen hohlen Schreiern vom Schlage eines Friedrich Hecker, welche es nicht vergessen können, daß sie einmal vorübergehend eine unglückliche politische Rolle gespielt haben und sich jetzt durch Renommiren und Schimpfen der Welt in's Gedächtniß zurückrufen möchten.

III.

Wie Münch und Paul Follen, gleichsam um sich für ihre Entfernung aus Deutschland zu entschuldigen, dem deutschen Volksleben in Amerika durch Gründung einer Colonie eine würdige Heimstätte schaffen wollten, ehe sie sich in ihre neuen Umgebungen eingelebt hatten, so spukte derselbe Gedanke während der dreißiger Jahre in den verschiedenen Kreisen der Auswanderer und namentlich im Osten, wo der Verschmelzungsproceß mit den Eingeborenen und englisch Redenden sich viel langsamer als im Westen vollzog. Nur die lateinischen Bauern in Illinois und ihre Nachbarn in St. Louis blieben diesen Bestrebungen fern. Kaum angesiedelt, erblickten sie vielmehr ihre erste Aufgabe darin, in Deutschland selbst auf Deutschland zu Gunsten der Vereinigten Staaten zu wirken. Das von dem bekannten Botaniker Dr. Georg Engelmann aus Frankfurt a/M. redigirte und 1835 bis 1837 in Heidelberg veröffentlichte „Westland" brachte es zwar nur zu drei Heften, indessen enthielt es die ersten sachkundigen Berichte über klimatische und topographische Verhältnisse Nordamerika's, Gerichtswesen, Zeitungsliteratur und werthvolle Reiseberichte aus den verschiedenen Staaten der Union. Die Urtheile über Menschen und Dinge sind häufig zu sehr generalisirt, die damalige geschichtliche und politische Vorbildung der

Mitarbeiter Körner, Münch, Hilgard u. A. zeigt sich vielfach auch mangelhaft, dagegen war die Tendenz eine berechtigte, zumal sie den zu jener Zeit in Deutschland blühenden romantischen und phantastischen Schilderungen von Land und Leuten bewußt und sachlich entgegen zu treten suchte.

Zu jener Zeit traten die nativistischen Bewegungen in den verschiedenen Staaten mit erneuerter Kraft wieder in den Vordergrund und bewirkten die engere Vereinigung der verschiedenen deutschen Kreise. Die Deutschen, deren wachsende Zahl Mißtrauen und Brodneid erweckte, hatten sich oft mit Gefahr ihres Lebens gegen die rohen Angriffe des nativistischen Pöbels in den großen Städten des Ostens ihrer Haut zu wehren und mußten sich durch enges Zusammenhalten den Genuß ihrer bedrohten politischen Rechte zu sichern suchen. So beschlossen sie denn in den verschiedenen Staaten, keinem Nativisten bei einer Wahl ihre Stimme zu geben und machten dadurch einen bedeutenden Eindruck auf die amerikanischen Aemtersucher. Eine weitere Folge dieser ihnen aufgezwungenen Defensivstellung war ihr massenhafter Eintritt in die Reihen der demokratischen Partei, welche sie allerdings in ihren Rechten schützte, jedoch in der Folge als willige Werkzeuge für die Zwecke der Sklavenhalter ausbeutete. Ein Whig zu sein oder zu heißen, galt bis zur Mitte der fünfziger Jahre unter den Einwanderern der Zeit, welche ich hier schildere, als eine Fahnenflucht, als ein Schimpf, da die Nativisten politisch mit den Whigs stimmten. „Ist es wahr," fragte mich einst die Frau meines Schusters, „daß Ihr Hausgenosse X. unter die Whigs gegangen ist? Das kann ich doch nicht von ihm glauben; er war sonst immer ein so anständiger Herr."

Bereits 1834 wurde in Pennsylvanien von W. Schmoele (aus Plettenberg in Westfalen) der Gedanke einer allgemeinen Zusammenkunft zur Wahrung der deutschen Interessen angeregt; er gewann jedoch erst 1837 greifbare Gestalt, so daß am Jahrestage der Schlacht von Leipzig die erste deutsche Versammlung in Pittsburg stattfand. Den Vorsitz führte ein höchst talentvoller, in nur zu vielen Sätteln gewiegter, witziger, schlagfertiger und höchst unverfrorener Mann, Franz Joseph Grund aus Oesterreich, der später in der amerikanischen Politik eine zeitweise wichtige Rolle spielte, als Correspondent bedeutender englisch geschriebener Zeitungen, wie „Philadelphia Ledger" und „Baltimore Sun" und Erfinder des Sensationsberichts sehr großen Einfluß ausübte, sich vielfach in seiner Ueberzeugung vergriff, aber stets geschickt zu einem anderen Muster überging und nie seinen persönlichen Vortheil dabei vergaß, endlich aber 1863 als neugebackener Republikaner aus unbegründeter Angst starb, als er von einem demokratischen Pöbelhaufen in Philadelphia gelyncht zu werden fürchtete. Diese Versammlung, welcher u. A. auch Röbling angehörte, beschloß, das geistige und materielle Wohl der Deutschen in den Vereinigten Staaten zu fördern: 1) „durch Gründung neuer Schulen und Verbesserung der bestehenden, Errichtung eines oder mehrerer Lehrer-Seminare, Abfassung, Druck und Verbreitung guter Schulbücher, durch Errichtung von deutschen Bildungs- und Kunstvereinen in allen Grafschaften und Städten, Verbreitung deutscher Literatur, Belehrung der Deutschen über die Landesverhältnisse durch Zeitschriften, Flugblätter und Kalender," 2) „durch Gründung von Wittwen- und Waisenanstalten, durch Er-

richtung von Bureaus, welche den Eingewanderten die nöthige Belehrung und Auskunft zu geben und den Arbeitsuchenden passende Stellungen zu verschaffen hätten;" 3) „durch Verbesserung der rechtlichen und geselligen Verhältnisse der Deutschen in den Vereinigten Staaten." Die meisten dieser Punkte wurden hier zuerst in der Oeffentlichkeit angeregt und fanden später im Anschluß an die Amerikaner und durch individuelle Bemühungen ihre naturgemäße Erledigung. Bei der zweiten Versammlung, die ein Jahr später in Pittsburg stattfand, einigte man sich auf Errichtung eines deutschen Lehrer-Seminars, allein auch dieses scheiterte an der Geldfrage und seiner beabsichtigten Confessionslosigkeit. Uebrigens machte das geschlossene Vorgehen einen günstigen Eindruck auf die Amerikaner, welche jetzt mit den deutschen Stimmen zu rechnen anfingen. In dieser Beziehung ist eine interessante Thatsache zu verzeichnen. Ein von der Pittsburger Versammlung eingesetzter Ausschuß hatte den Auftrag erhalten, sich mit dem Präsidenten van Buren in Verbindung zu setzen, um diesen zu vermögen, daß er dem Congreß außer für Oesterreich und Preußen, auch die Errichtung eines Gesandtschaftspostens für die süddeutschen constitutionellen Staaten vorschlage. Er fand bei dem Präsidenten eine zuvorkommende Aufnahme und williges Gehör. Die Niederlage der Demokraten bei der Wahl von 1840 vereitelte aber den Plan.

Auch mit der Gründung deutscher Colonien wollte es nicht recht vorwärts gehen. Schmoele brachte zwar im August 1836 eine Actiengesellschaft zusammen, der u. A. auch der frühere preußische Major L. von Fehrentheil angehörte, der ehemalige zweite Commandant von Erfurt, der wegen demagogischer Umtriebe in Magdeburg gesessen hatte und von dort nach Amerika entflohen war. Als Zweck dauernder Ansiedelung wurde hervorgehoben: „Einigung der Deutschen in Nordamerika und dadurch Begründung eines neuen deutschen Vaterlandes". Die Gesellschaft kaufte 12000 Acker Landes in Gasconade County im Staate Missouri und legte 1837 am gleichnamigen Flusse das Städtchen Hermann an. Die erste Bevölkerung bestand meist aus gebildeten deutschen Familien. Der freisinnige sächsische Theologe E. Mühl (1800—1864) übte durch Gründung von geselligen Vereinen und verschiedener tüchtiger Zeitschriften einen äußerst wohlthätigen Einfluß aus; allein die Lage des Ortes war verfehlt, sie eignete sich weder zum Handel, noch bot die Umgebung fruchtbaren Boden für den Ackerbau. Erst der Obst- und vor Allem der Weinbau brachte Hermann allmälig etwas in die Höhe; der letztere breitete sich sogar von hier aus über den Staat Missouri aus. Als ich Hermann 1858 zuerst besuchte, zählte es kaum 2000 Seelen. Als Entschuldigung für diesen Mangel an Entwickelung wurde mir die in allen zurückgebliebenen amerikanischen Städtchen stereotype Redensart zur Antwort gegeben: „Wir gehen langsam, aber sicher voran". Diese ausschließlich deutschen Niederlassungen nehmen sich wie verkümmerte Treibhauspflanzen in dem bunten amerikanischen Leben aus und schauen wie verkrüppelte Kinder ängstlich und verschüchtert in das sie umgebende bewegte Treiben. Nur durch die Vermischung der fleißigen und bedächtigen deutschen Ansiedler mit den rastlos vorwärts drängenden, speculirenden Amerikanern erwächst einer Gegend Gedeihen und Heil. In den unabweislichen Kampf mit

dem Leben geschleudert, hat der Deutsche in den Vereinigten Staaten eine ganz andere Mission, als auf einer undankbaren Erdscholle ausschließlich deutsche Specialitäten zu pflegen und dem Klatsch, der Mißgunst oder Selbstbeschaulichkeit zu huldigen. Die guten Seiten unseres Charakters müssen in der Abgeschiedenheit von der Welt verkümmern und die schlechten finden hier um so reichlichere Nahrung. Der ganze Zuschnitt des Lebens wird mit jedem Tage enger, kleinlicher und philisterhafter. Das Aufhören der Standesunterschiede, so wünschenswerth es sonst auch sein mag, muß nothwendiger Weise in diesen, ihrer Mehrzahl nach aus ländlichen und kleinstädtischen Kreisen hervorgegangenen Ansiedlern die feinere Sitte und Bildung verdrängen. Die Gleichheit der Erwerbsverhältnisse und sonstigen Lebensbedingungen bewirkt nämlich, daß der Ungebildete und Rohe keine geistige Ueberlegenheit mehr anerkennt und sich im geistlosesten Thun und Treiben gehen läßt, ja innerlich und äußerlich seinen gebildeteren Nachbarn gegenüber für überlegen hält, weil er in den erst werdenden primitiven Zuständen als der praktisch Erfahrenere materiell gewöhnlich besser gedeiht. So gewinnt und behält das Gemeine überall die Oberhand. Ohne sich dessen nur bewußt zu werden, sinkt auch die ursprünglich vornehmere Natur, wenn sie tagtäglich in solcher Luft athmen muß, allmälig auf eine niedrigere Stufe herab. Selbst in den abseits der großen Heerstraße gelegenen religiösen, äußerlich friedlichen und freundlichen Gemeinden Pennsylvaniens, wie z. B. der Herrnhuter, habe ich die in der Außenwelt wüthenden menschlichen Leidenschaften nur verhüllt, aber nicht ausgerottet gefunden. Seit jener Zeit ist der Charakter Hermann's allerdings ein anderer geworden; die Enkel seiner ursprünglichen Gründer leben dort bereits mit anderen Nationalitäten vermischt und eine der großen Eisenbahnen an den stillen Ocean fährt an seinen Thüren vorbei; es hat aufgehört, eine Merkwürdigkeit zu sein und hat angefangen, eine Stadt zu werden. Ich trank dort im Herbst 1858 mit Münch, der mich natürlich sämmtlichen „Honoratioren" vorstellte (ich hatte das Wort seit zehn Jahren nicht gehört; auch die lange Pfeife war bei den Stammgästen vorhanden), einen vortrefflichen feurigen Rothwein, der die zahlreichen mir bekannten Wein-Etiquetten um eine neue und zwar durchaus nicht poetische „Niggerblood" (Negerblut) vermehrte. Münch ist der Pionier des Weinbaus seines Staates und auch als Schriftsteller auf diesem Gebiete erfolgreich aufgetreten; seine öfters aufgelegte „Weinbauschule" hat auch in Deutschland vielfache Beachtung gefunden. Im Winter 1858 auf 59 nach der Rückkehr von meinem ersten Besuche in Missouri bildeten mehrere amerikanische Freunde, Chas. L. Brace an der Spitze, und noch ein paar deutsche Gesinnungsgenossen die sog. „Missouri Wine Growers Association", um durch sie den Boden der Sklaverei einzuengen. Wir brachten die Mittel zusammen, Münch, zum Zweck der schnelleren Besiedelung des Staates durch freie Einwanderer, nach Deutschland zu schicken. Münch widmete sich seiner Aufgabe mit großer Begeisterung und praktischem Verständniß. Seine Arbeit fing eben an, die ersten Früchte zu tragen, als im Frühjahr 1861 die Rebellion ausbrach, die unsere Bestrebungen überflüssig machte, da sie die Ausrottung der Sklaverei viel schneller bewirkte, als wir je vermocht hätten.

Uebrigens beweisen die hier geschilderten wohlgemeinten, wenn auch ver-

unglückten Versuche der damaligen deutschen Einwanderung, wie schwer es ihr wurde, den in ihrem Innern herrschenden Zwiespalt der Gefühle zu bannen und wie sehr sie noch mit allen Fasern ihres Herzens an Deutschland hing. Es gab kaum einen großen nationalen Gedenk- und Ehrentag, an welchem die Deutschen in Amerika nicht herzlichen Antheil nahmen. Wie im vorigen Jahrhunderte unsere Landsleute in Philadelphia und New-York dem amerikanischen 4. Juli gegenüber den 11. September, an welchem Hermann den Varus besiegt haben soll, als deutschen Unabhängigkeitstag feierten, so stand bei der Einwanderung, welche von 1818 an ins Land kam, der 18. October als patriotischer Festtag im Vordergrund. Die officiellen Toaste galten Gutenberg und Luther, Schiller und Goethe, dem alten Blücher und Theodor Körner, den deutschen Revolutionsgeneralen Steuben und Kalb. Schon 1836 wurden in verschiedenen Städten des Ostens Vereine zur Unterstützung deutscher politischer Flüchtlinge gestiftet. 1840 fand in Philadelphia eine deutsche Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst statt, 1842 ein Fest zu Ehren Schiller's in Pittsburg. 1842 wurden überall, wo Deutsche wohnten, Geldsammlungen zum Besten der abgebrannten Hamburger veranstaltet; 1843 erhielt Sylvester Jordan eine namhafte Unterstützung, und dem verdienten Dr. Geo. F. Seidenstücker wurde 1846 durch deutsch-amerikanische Beiträge nicht allein die Ueberfahrt nach Amerika erleichtert, sondern auch in New-York und Philadelphia ein wohlverdienter glänzender Empfang bereitet. 1841 fand in Philadelphia eine zahlreich besuchte Versammlung deutscher Bürger statt, unter denen auch K. Minnigerode als Redner auftrat, um ihr Beileid an Karl von Rotteck's Tode auszudrücken. 1844 wurde sogar Friedrich von Raumer als Vertreter deutscher Wissenschaften in den großen Städten des Ostens gefeiert, wo dann Raumer eine Rede zum Lob der „wahren" Freiheit hielt. Als 1848 die ersten Nachrichten von dem Ausbruch der Revolution in den verschiedenen Ländern Europa's nach Amerika drangen, erfaßte die Deutsch-Amerikaner eine allgemeine Begeisterung, die sich bis zum Ende des ungarischen Krieges in Anerkennungsadressen, öffentlichen Demonstrationen und reichen Geldbeiträgen bethätigte und schließlich auch in der herzlichen Bewillkommnung der ersten Flüchtlinge aussprach.

Ueberhaupt enthält das Körner'sche Buch aus den Jahren 1818—48 eine solche Fülle von Thatsachen, einen solchen Reichthum von theils anziehenden, theils abschreckenden Gestalten, daß es schon zum Studium der besseren Kenntniß jener traurigen Periode dem deutschen Leser nicht warm genug empfohlen werden kann. Der Culturhistoriker und Volkswirth, der Novellist und Anekdotensammler, sie Alle finden hier eine ergibige Ausbeute für ihre Zwecke und Liebhabereien. Ich greife unter den tüchtigen Männern, welche sich auf verschiedenen Gebieten und in mehreren Staaten bethätigt haben, noch die drei Wesselhöft's heraus, Johann Georg, den Drucker und Buchhändler, der in dem Hause seines Onkels Frommann in Jena heranwuchs und später in Philadelphia und St. Louis thätig war, und die beiden Aerzte: Robert, der bis 1840 als Demagoge gesessen, und Wilhelm, den die Demagogenhatz zuerst in die Schweiz und dann nach Amerika getrieben hatte. Robert gründete die erste amerikanische Kaltwasserheilanstalt in Brattleboro. Ihnen mögen sich hier noch anschließen die

Aerzte und Doctoren Theodor Tellkampf in New-York, Friedrich Rölker in Cincinnati, Constantin Hering in Philadelphia, der Senior der amerikanischen Homöopathen, die Kaufleute Leopold Bierwirth und Gustav Schwab in New-York, Albert Schumacher in Baltimore und Adolf Meier in St. Louis, die Gelehrten Georg Fein, der sich freilich nur als Flüchtling vorübergehend in Amerika aufhielt, Frau Robinson, die unter ihrem Schriftstellernamen Talvj allgemein bekannt geworden ist und deren gastliches New-Yorker Haus Jahre lang einen geistigen Mittelpunkt für die gebildete deutsche und amerikanische Welt bildete, Professor Göbel aus Coburg, J. R. Friedländer aus Berlin, welcher 1834 die erste Blindenanstalt in Philadelphia gründete, der große Jurist Chr. Roselius in New-Orleans, der Botaniker Ferdinand Lindheimer aus Frankfurt a/M., der Ingenieur Wilhelm Palm aus Berlin, welcher die erste Locomotive im Westen baute, der Landwirth und landwirthschaftliche Schriftsteller K. L. Fleischmann und der alte General Johann August Sutter aus Kandern, welcher der erste erfolgreiche Colonist von Californien war, später aber das Unglück hatte, daß im Februar 1848 auf seinem Lande das erste Gold gefunden wurde.

Natürlich fehlt es nun neben den tüchtigen Elementen auch nicht an Betrügern, Abenteurern, Glücksrittern und falschen Genies. Da behauptete ein Reisegefährte Röbling's, ein Thüringer Namens Etzler, mittelst seiner mechanischen Erfindungen und Verbesserungen das Wetter nach Belieben machen zu können und hielt eine Zeit lang die amerikanische Presse und selbst den Congreß in Athem. Ein verdorbener schwäbischer Müller, Namens Proli, kam, nachdem er einige reiche Frankfurter Familien beschwindelt hatte, als Graf Leon nach Pennsylvanien und schloß sich den Rappisten an, bis er als religiöser Betrüger entlarvt, nach Louisiana verduftete und dort 1832 an der Cholera starb. Besseres Loos verdiente ein besserer Mann, der frühere würtembergische Oberlieutenant Ernst Ludwig Koseritz aus Gaisberg, der im Sommer 1832 in Ludwigsburg eine Militärverschwörung anzettelte und in Verbindung mit den revolutionären Führern der Nachbarlande an demselben Tage losschlagen sollte, für welchen der Angriff auf die Frankfurter Wache verabredet war. Der Plan wurde aber verrathen und Koseritz, nachdem er eine zweijährige Untersuchungshaft ausgestanden hatte, mit dem Feldwebel Lehr zum Tode verurtheilt. Erst auf dem Richtplatz wurden Beide, als schon das Executionscommando seine Gewehre auf sie angeschlagen hatte, unter der Bedingung begnadigt, daß sie Europa verließen [1]).

[1]) Die Bänkelsängerpoesie bemächtigte sich der Koseritz'schen Verschwörungsgeschichte. Nicht ohne Volkshumor sind folgende Strophen (Körner, p. 424):

Hier stehn sie an des Grabes Rand,
Des bittern Tods gewärtig;
Schon commandirt der Lieutenant:
„Ihr Schützen macht Euch fertig!"
Ach Lehr, Du armer Sünder
Denk' an Dein Weib und Kinder!
Da sprengt ein Adjutant herbei
Und spricht: „Wilhelm gibt Gnade,

Koseritz, der sich bei dieser Gelegenheit mit der größten Kaltblütigkeit benahm, ging nach Philadelphia und bildete hier die erste deutsche Miliz-Compagnie. Seine Stellung wurde aber hier in Folge der Vorwürfe, die man ihm wegen seines angeblichen Verraths machte, unhaltbar. Der Unglückliche ließ sich in der Armee der Vereinigten Staaten Amerika's als Gemeiner anwerben und soll in dem Kriege gegen die Seminolen dem tödtlichen Klima der Sümpfe Florida's erlegen sein. Wenigstens hat man nie wieder etwas von ihm gehört.

IV.

Uebrigens ließe sich die Zahl der hier angeführten Namen ansehnlich vermehren, wenn es sich darum handelte, eine Geschichte der von 1818—1848 in die Union eingewanderten Deutschen zu schreiben. Da es aber der ausschließliche Zweck dieses Aufsatzes ist, die Einflüsse und Ursachen nachzuweisen, welche deutsche Männer nach den Vereinigten Staaten getrieben und von hier aus wieder zu einer Rückwirkung auf die Heimath veranlaßt haben, so muß ich es mir sogar auch versagen, diejenigen Vermittler zwischen Vaterland und Adoptivland gebührend hervorzuheben, welche während der Zeit von 1818—1848 bei ihrer Einwanderung noch zu jung waren, als daß sie einen selbständigen Einfluß auf ihre näheren oder weiteren Umgebungen hätten ausüben können. Ihre Bildung gehört vorzugsweise, wenn nicht ausschließlich, den Vereinigten Staaten an. Geborene Deutsche, wie z. B. der bedeutende Jurist und Philosoph J. B. Stallo aus Sierhausen (einem Dorfe, das, wenn ich nicht irre, zur Zeit der Geburt Stallo's 1823, von Oldenburg, Hannover und Preußen beansprucht wurde, so daß Stallo keinem oder drei Landesvätern zugleich abschwören mußte), der Volkswirth Ch. Rümelin aus Heilbronn, der Politiker und Reisende C. Nordhoff aus Erwitte, die Maler E. Leutze aus Schwäbisch Gmünd und A. Bierstädt aus Solingen und Thomas Nast aus Landau, der General Gottfried Weitzel aus Winzlen in der Rheinpfalz, der an der Seite des Präsidenten Lincoln und an der Spitze seiner schwarzen Regimenter am 3. April als der Erste in die unterworfene Rebellenhauptstadt Richmond einzog und endlich der Finanzminister der südlichen Conföderirten, Christoph Gustav Memminger aus Mergentheim, sie Alle waren kaum für die Elementarschule reif oder ihr eben entwachsen, als sie in Amerika landeten. Sie sind drüben zu Männern herangereift und die Zierden ihrer neuen Heimath geworden. Wenn ihr Ruhm und ihre Verdienste auch zugleich dem deutschen Namen und dem deutsch-amerikanischen Ele-

---

Er gibt sie los, er gibt sie frei!"
Das Publicum ruft: „Schade,
Wie lange freuten wir uns schon
Auf diese Execution!"

— — —

Der König Wilhelm nicht allein
Schenkt ihnen Leib und Leben,
Er will an Gnade reicher sein
Und ihnen auch noch geben
Fünf hundert Gulden Baria
Und spricht: „Geht nach Amerika!"

mente zur Ehre gereichen, so wurzeln sie doch nur durch ihre Geburt in Deutschland, sind aber durch ihre Leistungen Amerikaner.

So wenig Anspruch wir auch auf diese Männer haben, so hat Körner doch vollkommen Recht, wenn er am Schluß seines verdienstvollen Werkes zu dem Ergebniß gelangt, daß die deutsche Einwanderung von 1818—1848 verhältnißmäßig große Erfolge errungen hat, und daß es keine Ueberhebung ist, wenn man mit Stolz und Freude auf die Männer zurückblickt, welche, zumeist schon zu ihren Vätern heimgegangen oder am späten Abend ihres Lebens stehend, zu diesen Erfolgen mächtig beigetragen haben. Dagegen hat er Unrecht, wenn er, wie mir scheinen will, etwas zu unterschiedlos lobt und die Dinge überhaupt zu rosenfarbig ansieht. Es lohnt sich nicht der Mühe, ja es hieße sogar unnützen Streit anfachen, wenn ich einzelne der von ihm vielfach als hervorragend und tüchtig geschilderten Personen hier auf ihren wirklichen Gehalt prüfen wollte. Zudem ist es durchaus gleichgültig, ob ein junger Mensch, der vielleicht als Bummler mit auf das Hambacher Schloß gezogen oder von der Polizei wegen einiger schnodderigen Redensarten zu einem wohlfeilen politischen Martyrium erhoben ist, als unbedeutender Bierwirth oder als unwissender Zeitungsredacteur zu Grunde gegangen ist, oder „sein Leben in Amerika macht“. Mir sind Dutzende solcher dunkler Ehrenmänner in dem Körner'schen Buche begegnet, deren Weglassung seinen Werth nur erhöht haben würde. Andererseits aber muß ich im sachlichen Interesse gegen das Urtheil des Verfassers über die literarischen Bedürfnisse und die Zeitungspresse der Deutschamerikaner jener Zeit als zu günstig Verwahrung einlegen. Diese Frage hat durchaus keine Beziehung mehr zur Gegenwart, sondern nimmt höchstens noch ein geschichtliches Interesse in Anspruch. Sie mag hier um so eher mit Stillschweigen übergangen werden, als sich seitdem wirklich eine bedeutende Verbesserung auf dem literarischen und journalistischen Gebiete durchgesetzt hat. Gegenüber den drängenden Aufgaben, welche der deutschen Einwanderung oblagen, gegenüber ihrer allgemeinen Mittellosigkeit und den unregelmäßigen und ungünstigen Bezugsbedingungen jener Zeit wäre es ungerecht, einen Vorwurf gegen die geistige Gleichgültigkeit der damaligen großen Mehrheit der Deutschamerikaner erheben zu wollen. Gerechter aber wäre ein solcher Vorwurf gegen die deutsch-amerikanische Zeitungspresse, welche mit den an den Fingern einer Hand zu zählenden Ausnahmen in der That noch bis in die fünfziger Jahre hinein auf der niedrigsten Stufe der Journalistik stand. „J'ai vu cela un peu de près.“

Trotz alledem verkenne ich durchaus nicht die große Bedeutung und den großen Gewinn, welchen die deutsche Einwanderung von 1818—1848 für das ganze Land hatte. Wenn sie es auch den nach 1848 einströmenden Hunderttausenden nicht gerade leicht machte, so hätten diese doch ohne jene ihre Vorgänger nicht so bald die Brücke der Vermittelung mit dem amerikanischen Leben gefunden. Die politischen Bewegungen der zwanziger und dreißiger Jahre waren im Verhältnisse zur Revolution des Jahres 1848 bloße Putsche, nur Stürme im Glase Wasser gewesen. Während damals das Volk fast überall den Ereignissen gleichgültig gegenüberstand, traten mit den 1848 beginnenden politischen Erschütterungen die Massen, ja ganze Völker in den Vordergrund und riefen

auch bei uns große Krisen hervor, welche auf das Geschick unseres Vaterlandes mächtig einwirkten und sogar erst die glückliche Wendung der Kriege 1866 und 1870 ermöglichten. So waren denn auch alle Classen, alle Berufe und vor Allem die thatkräftige Jugend in diesem Ausströmen deutscher Volkskraft nach Amerika vertreten. Von 1849 bis 1854, dem Jahre der bis dahin größten Einwanderung, bildeten die versprengten Theilnehmer der Revolution und ihre Angehörigen einen wesentlichen Theil der deutschen Einwanderung. Ich erinnere mich, daß an einem einzigen Tage im Sommer 1851 sechstausend deutsche Flüchtlinge, namentlich aus der Schweiz und Frankreich ausgewiesene badische Soldaten nebst ihren Familien, Eltern, Kindern und Geschwistern in New-York landeten. Alle diese bei den Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 mehr oder minder betheiligten Männer gaben in der Folge das treibende und gährende Element im Deutschamerikanerthum ab und nahmen als selbstdenkende, unabhängige Bürger an der amerikanischen Politik Theil, welche sie in ihrer freiheitlichen Richtung mächtig fördern halfen. Ohne die deutschen Achtundvierziger wäre Lincoln 1860 nicht zum Präsidenten erwählt worden. Ihr bedeutendster Vertreter, Carl Schurz, ist zur Zeit Minister des Innern in Washington und der hervorragendste amerikanische Staatsmann. Ich habe die Leistungen dieser Einwanderung an einem anderen Orte (Aus und über Amerika, Band I, S. 307—330) in ihren Hauptzügen charakterisirt; allein es ist noch zu früh, ihre Geschichte zu schreiben, da das von ihr Geleistete und Errungene noch nicht abgeschlossen ist.

V.

Zum Schluß sei es mir gestattet, hier noch eine Thatsache hervorzuheben, welche beredtes Zeugniß von dem materiellen Gedeihen der gesammten deutschen Auswanderung in Amerika ablegt und in der Stunde der Gefahr ihre treue Anhänglichkeit an die Heimath in ihrem schönsten Lichte zeigt. Ich habe oben die rührende Sendung der alten Schwenckfelder aus dem Jahre 1815 erwähnt und auch im Laufe meiner Darstellung berichtet, wie bei allen nennenswerthen Gelegenheiten die theils verstoßenen, theils freiwillig ausgewanderten Deutschamerikaner sich ein warmes Herz für die Leiden und eine rege Theilnahme für die politische Entwickelung des alten Vaterlandes bewahrt haben. Alle diese reichen Beweise thätiger Hilfe wurden aber durch die großen Ereignisse des Jahres 1870 in den Schatten gestellt. Mit wahrhaft elementarer Macht durchbrach damals ein Gefühl, eine Begeisterung und ein Patriotismus die harten Schichten alter Vorurtheile. Gleichgültigkeit, Groll und Erbitterung schmolzen an der glorreich aufgehenden Sonne unseres nationalen Erwachens, und die Deutschen am atlantischen und stillen Ocean stimmten jauchzend mit den Landsleuten am Niemen und Rhein in dieselben Jubel- und Sieges-Hymnen ein. Es ist ein seltenes und großes Glück, welches einem Volke alle Jahrhunderte höchstens einmal zu Theil wird, daß alle seine Söhne wie ein einziger Mann fühlen, denken und handeln; aber dieses Glück ist doppelt groß, wenn, wie bei uns, die längst weggezogenen, über die ganze Erde zerstreuten Deutschen mit ihren daheimgebliebenen Brüdern wetteifern, um der gemeinsamen Mutter liebend

zu huldigen. Die fremden Nationen, welche bisher unsere Uneinigkeit und unsere Zersplitterung gekannt hatten, standen staunend und theilweise betäubt vor diesem plötzlichen Umschwung, dessen moralischer Eindruck namentlich unseren Feinden gewaltig imponirte und die Gerechtigkeit unserer Sache in den Augen des Auslandes mächtiger wie eine gewonnene Schlacht hob. Aber auch den Beweis ihrer materiellen Bethätigung blieben die Deutschamerikaner dem Vaterlande nicht schuldig. Wo immer welche zusammenwohnten, im fernsten Westen und im tiefsten Süden, überall steuerten sie freudig ihr Scherflein bei, so daß sie im Ganzen über drei Millionen Mark an den in Berlin thätigen Centralausschuß des rothen Kreuzes einsenden konnten, in welchen denn auch ihr Vertreter cooptirt wurde. In einem sehr kritischen Momente des Krieges — es war während der Operationen um Orleans — hatte sich der genannte Ausschuß mit einem neuen dringenden Aufruf an seine wohlhabenderen Mitbürger gewandt; allein die Beiträge gingen eine Zeitlang nur spärlich ein. Ein sehr reicher und fürstlicher Grundherr in Schlesien entschuldigte sich wie zum Hohne mit einer Beisteuer von ganzen 100 Thalern. Die Versammlung nahm die diesfallsigen Mittheilungen des Präsidenten stumm und niedergeschlagen entgegen. Da fragte dieser den deutschamerikanischen Vertreter nach neuen, hoffentlich besseren Nachrichten. Der letztere hatte an demselben Morgen die ersten Briefe von dem günstigen Erfolge des von den deutschen New-Yorker Frauen veranstalteten Bazars erhalten und fing an, darüber zu berichten, als ihn der Präsident mit den Worten unterbrach: „Und der Betrag? „Vorläufig 94,000 Thaler!" lautete die stolze Antwort. Als dann neun Monate später Chicago abbrannte, ließ die deutsche Kaiserin, welche jener Sitzung beigewohnt hatte, noch an demselben Tage dem früheren Vertreter der deutschamerikanischen Geber 1000 Thlr. für die dortigen Nothleidenden zustellen. Man hat später in ungleich nüchterner Stimmung drüben vielfach sich selbst verkleinert, indem man die reichen, während der höchsten Gefahr des Vaterlandes gesandten Beiträge als zu hoch gegriffen getadelt hat, weil sie bei anderen Gelegenheiten von der alten Heimath nicht entsprechend erwiedert worden seien. Nationale Ehre und nationales Ansehen sind nun einmal incommensurable Größen, welche sich am allerwenigsten mit Geld messen lassen; für uns Deutsche aber, ob wir innerhalb der Landesgrenzen oder in fremden Welttheilen wohnen, sind sie ganz dieselben. Wäre Deutschland in dem Kampfe gegen Frankreich unterlegen, so hätten die Deutschen im Auslande ebensoschwer, wenn nicht schwerer an dem Fluch eines solchen Unglücks zu tragen gehabt. Sie würden vor Allen jeden nationalen Rückhalt verloren haben, während sie jetzt an den Früchten der Siege theilnehmen und als der Zweig eines mächtigen Volkes dastehen, welches im Rathe der Nationen eine entscheidende Stimme führt und in den fernsten Ländern und Meeren seine Söhne gegen jede Gewaltthat zu schützen weiß. Die frühere deutsche Auswanderung war und wurde ausschließlich durch ihre persönlichen Leistungen etwas, die neuere geht mit dem erhebenden Bewußtsein in die Welt, einem großen Volke anzugehören. Der alte Satz des römischen Rechts, daß Jedermann als gut gilt, bis er sich als schlecht ausweist, war vor der politischen Wiederauferstehung unseres Volkes in sein directes Gegentheil verkehrt, wonach der deutsche Auswanderer als schlecht galt,

bis er sich als gut auswies. Ich weiß an mir selber was dieser Fluch bedeutet hat. Jetzt ist freiwilliges Entgegenkommen an die Stelle des früheren Mißtrauens getreten.

An der Apsis des ehrwürdigen Hildesheimer Domes blüht ein tausendjähriger Rosenstock. Aus seinen knorrigen Wurzeln entwickeln sich stets noch junge, kräftige Ausläufer, welche wieder frisches Grün treiben und neue Rosen ansetzen, so daß der Stock noch heute in jugendlicher Pracht, den Menschen zur Freude und zum Genuß, prangt. Gleich ihm lebt auch unser Volk länger als ein Jahrtausend in der Geschichte. Schien es oft im Niedergang begriffen, so hat es stets doch sich selbst wiedergefunden, neue Ausläufer entwickelt und die Welt durch den Glanz seiner Thaten gefördert und beglückt. Die Rosen aber, welche aus den Trieben der neuen Ausläufer erblühen, sind die Mannhaftigkeit und patriotische Hingabe seiner Söhne, die tapfere Bethätigung der Daheimgebliebenen und das opferfreudige Eintreten der über's Meer Gezogenen, ihrer Aller unverwüstliche Liebe zur gemeinschaftlichen Heimath. Möge es immer so bleiben!

Vorläufer des russischen Nihilismus.

Von * * *

Betrachtungen über Entstehung, Wesen und Bedeutung der nihilistischen Bewegung bilden in deutschen, französischen und englischen Zeitungen und Zeitschriften seit Jahr und Tag eine stehende Rubrik. Kein großes und kein kleines Blatt, das nicht den Versuch gemacht hätte, diese anscheinend räthselhafte, für Westeuropäer allerdings nur schwer verständliche Erscheinung in der einen oder der anderen Weise zu erklären und die dem „Nihilismus" gewidmeten Schriften Schedo-Ferroti's, Lubomirski's, Zitowitsch's, Karlowitsch's u. s. w. ihren Lesern näher zu rücken.

Von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, ist bei diesen Versuchen, eine Erscheinung des russischen Lebens, die höchstens im Zusammenhang mit der Gesammtentwickelung des modernen Russenthums verstanden werden kann, von dem Baume, an welchem sie gewachsen, abzulösen und unter die Loupe zu bringen, so gut wie Nichts herausgekommen. Um dem sog. Nihilismus gerecht werden zu können, muß man dem heutigen Rußland gerecht zu werden vermögen und das ist für die Mehrheit auch unserer Höchstgebildeten nur sehr schwer möglich, weil es sich dabei um die Nachholung jahrelang versäumter Studien und Beobachtungen handelt und weil das sog. „Nachholen" zu den schwierigsten Dingen gehört, die reifen, in ihrer Zeit ausgefüllten Menschen überhaupt zugemuthet werden können. Ganz abgesehen von der fast unübersteiglichen Schwierigkeit, ein Volk anders als mit Hilfe seiner eigenen Sprache und Literatur kennen zu lernen, handelt es sich im vorliegenden Falle darum, die Summe aus einer ganzen Anzahl von Factoren zu ziehen, von denen beinahe jeder Einzelne dem westlichen, von Slavismus und Byzantinismus kaum flüchtig berührten Europa, unbekannt geblieben ist. Für gewisse Schichten der russischen Gesellschaft aber ist der Nihilismus thatsächlich das Facit ihrer gesammten Entwickelung. Wer sich darüber unterrichten will, lese das einzige classische Buch, das diesem Gegenstand überhaupt gewidmet worden, Iwan Turgenjew's „Neuland"[1]); wer

[1]) Gleichsam als Vorwort zu Neuland ist desselben Verfassers Roman „Väter und Söhne" anzusehen.

dieses Buch wirklich verstanden hat, weiß was man in Rußland Nihilismus nennt. Hat man es zu diesem — allerdings schwierigen Verständniß nicht zu bringen vermocht, so ist die Lectüre der übrigen der Sache gewidmeten Literatur ziemlich aussichtslos.

Die vorliegenden Blätter sehen von dem Anspruch, dem deutschen Publicum das Verständniß des russischen Nihilismus vermitteln zu wollen, vollständig ab. Ihre Absicht beschränkt sich darauf, ein so gut wie unbekanntes Capitel aus der neueren russischen Geschichte aufzuschlagen und aus demselben das Wenige zu berichten, was bisher zugänglich gewesen. Es handelt sich um eine in Rußland selbst als „Petraschewski'sche Verschwörung" bezeichnete Vereinigung zumeist junger Männer, welche in den Jahren 1848 und 1849 gemeinsam socialistische Studien und socialistische Propaganda trieben und über diesem Treiben ertappt wurden, bevor sie es zu einem praktischen Actionsplan gebracht hatten. Obgleich diese „Verschwörung" die erste war, welche seit dem bekannten December-Aufstande von 1825 in Rußland ihr Wesen getrieben hatte und obgleich das durch sie erregte Aufsehen ein außerordentliches war, wußte die russische Regierung viele Jahre lang zu verhindern, daß zuverlässige Nachrichten über Petraschewski und dessen Freunde an die Oeffentlichkeit gelangten. Jetzt wo diese Nachrichten wenigstens zum Theil vorliegen, stellt sich heraus, daß die Sache zwar nicht in ihren nächsten und directen, dafür aber in ihren indirecten Folgen sehr viel richtiger gewesen ist, als von den Zeitgenossen angenommen worden war. Indem der Verfasser diese Nachrichten dem deutschen Publicum mittheilt, überläßt er es dem Urtheil desselben, darüber zu entscheiden, ob damit zugleich ein Beitrag zur Geschichte des russischen Nihilismus geliefert worden ist.

Im März des Jahres 1848 — wenige Tage vor dem Eintreffen der Nachrichten über die Berliner revolutionäre Bewegung — wurde dem damaligen Minister des Innern Grafen L. A. Perowski (geb. 1792, gest. 1856) die Anzeige gemacht, daß gelegentlich der kurz zuvor stattgehabten, in durchaus herkömmlicher Weise verlaufenen Versammlung des St. Petersburger Gouvernementsadels, — mehreren Mitgliedern dieser Versammlung lithographirte Blätter „schädlichen oder doch zweifelhaften Inhalts" zugesteckt worden seien und daß man einen zum Ministerium des Auswärtigen zählenden Beamten, den Titulärrath Michael Butaschewitsch-Petraschewski für den Verfasser dieser Kundgebungen halte. Die Vervielfältigung von der Censur nicht approbirter Schriftstücke bedeutete an und für sich eine schwere, strengster Ahndung bedürftige Verletzung der bestehenden Ordnung, — die Anfertigung von Schriftstücken politischen Inhalts und die Vertheilung derselben an Mitglieder einer ständischen Versammlung, herrschender Anschauung gemäß, einen „Bunt" d. h. ein hochverrätherisches, nach Verschwörung aussehendes Unternehmen, wie es seit länger als zwanzig Jahren in Rußland nicht mehr erlebt worden war. Auf den Kaiser Nikolaus, der bei jeder Gelegenheit Rußlands politische Jungfräulichkeit und Reinheit von den revolutionären Gräueln des Auslandes gerühmt hatte, machte die Meldung über diesen Vorgang außerordentlichen Eindruck, — um so größeren Eindruck, als die bezügliche wichtige Entdeckung von der dem Minister des Innern unterstellten gewöhnlichen Polizei, nicht von der höchsten politischen Aufsichtsbehörde des

Reichs, der „dritten Abtheilung von Sr. Majestät höchsteigenen Canzellei“ gemacht, der Aufmerksamkeit der für allwissend geltenden Gensd'armerie vielmehr vollständig entgangen war. Eine Mittheilung an den Chef der dritten Abtheilung den dem Monarchen persönlich befreundeten Grafen Orlow war unvermeidlich — um den Grafen indessen fühlen zu lassen, daß er seine Pflicht nicht vollständig gethan habe, übertrug der Kaiser die Untersuchung dieser als Staatsaffaire ersten Ranges behandelte Angelegenheit nicht der Gensd'armerie, sondern dem Ministerium des Innern. So geheimnißvoll wurde die Sache betrieben, daß die beiden um dieselbe wissenden Großwürdenträger nicht ein Mal dem berühmten General Dubbelt, dem Gehilfen Orlows und technischen Leiter der Geheimpolizei, von dem Vorgefallenen Kenntniß geben durften und daß Graf Perowski angewiesen wurde, dem von ihm in das Geheimniß gezogenen und mit der ferneren Leitung der Sache betrauten Beamten des Polizeidepartements, dem Staatsrath J. P. Liprandi „Stillschweigen gegen Jedermann, auch gegen Dubbelt“ zur Pflicht zu machen [1]).

Am 10. (22.) März 1848 wurde Herr Liprandi mit geheimen Nachforschungen nach dem Vorhaben, den Verbindungen und der Thätigkeit des Titulärraths Butaschewitsch-Petraschewski betraut, der die erwähnten, in ihrem Wortlaut leider nie bekannt gewordenen „lithographirten Blätter“ in Umlauf gesetzt haben sollte. Obgleich der Name des Mannes bereits früher genannt und der Polizei „auf unvortheilhafte Weise“ bekannt geworden war, vergingen volle dreizehn Monate, bevor die betreffende Erhebung beendet und zur Verhaftung Petraschewski's und seiner Mitschuldigen geschritten werden konnte. — Michael Petraschewski war der Sohn eines Militär-Arztes, der die Freiheitskriege mitgemacht hatte und im Jahre 1825 zu einer Art Berühmtheit gelangt war: „um diesen alten Kriegsgefährten nicht zu kränken“, hatte der von den December-Verschwörern auf den Tod verwundete General-Gouverneur von St. Petersburg Graf Miloradowitsch sich die in seine Seite geschossene Kugel nicht sofort durch den herbeigerufenen kaiserlichen Leibarzt Ahrendt entfernen lassen, sondern mehrstündige Qualen erlitten und das Erscheinen des alten Mannes abgewartet, in dessen Armen er sein Leben aushauchte. Die Verdienste und die Beliebtheit des Vaters hatten dem Sohne den Eintritt in den höheren Staatsdienst und zwar in das vielumworbene Ministerium des Auswärtigen ermöglicht — Erbe der loyalen Anschauungen des Alten, war der Junge aber nicht geworden, sondern

[1]) Liprandi hatte sich Perowski's besonderes Vertrauen durch die rücksichtslose Härte erworben, mit welcher er gegen die seit dem Jahre 1847 mit verdoppelter Strenge verfolgten altgläubigen Sectirer, insbesondere die Anhänger des in der Bukowina residirenden altgläubigen Erzbischofs Ambrosius vorgegangen war. — Er hat selbst berichtet, daß es ihm außerordentlich schwer gefallen sei, gegen seinen alten, ihm seit dem Jahre 1812 eng befreundeten Gönner Dubbelt dreizehn Monate lang reinen Mund zu halten, und daß Dubbelt förmlich aus den Wolken gefallen sei, als er nachträglich in Erfahrung brachte, Graf Orlow habe ihm gegenüber ein Geheimniß gehabt. — Dubbelt wurde seiner Zeit noch mehr gefürchtet, als sein Chef, und galt bis in die ersten Jahre der gegenwärtigen Regierung hinein für einen der einflußreichsten Beamten des gesammten Reichs; er und sein Canzlei-Director Sachtynski waren viele Jahre lang die Depositäre aller russischen Staatsgeheimnisse.

im Gegentheil Schüler der revolutionären Ideen, die seit der Mitte der vierziger Jahre auch in St. Petersburg und Moskau ihr geheimnißvolles Wesen trieben. Bereits im Jahre 1845 war Michael Wassiljewitsch der dritten Abtheilung als „Freigeist" denuncirt worden und zwar als Verfasser eines Wörterbuchs „in das Russische übergegangener ausländischer Ausdrücke", das boshafte politische Anspielungen enthalten haben sollte; dann war bekannt geworden, daß er allwöchentlich am Freitag Abend eine Gesellschaft junger Männer bei sich versammle, die sich statt mit Kartenspiel und Punschtrinken, mit der „Anfertigung neuer Gesetze" (wie es in der betreffenden Denunciation geheißen) d. h. politischen Gesprächen unterhalten haben sollte. — An diesen Punkt knüpfte Herr Liprandi seine Fäden: er dang einen geheimen Agenten, der sich bei Petraschewski einführen ließ, an sechs von demselben veranstalteten Abendgesellschaften Theil nahm, auf diesen eine Anzahl von Gesinnungsgenossen Petraschewski's, namentlich den Kammerjunker Plaschtschejew und einen gewissen Bjelezki kennen lernte und zu einer von diesem veranstalteten Vereinigungen gezogen wurde, um seinem Auftraggeber sodann über die gemachten Wahrnehmungen genauen Bericht zu erstatten. Nachdem man auf solche Weise in Erfahrung gebracht hatte, daß Petraschewski und dessen Freunde in mehreren Gouvernementsstädten in Moskau, Rostow, Tambow und Kostrowa Gesinnungsgenossen besäßen, daß der in Reval lebende Titularrath Timkowski unter den dortigen russischen Beamten eine der Petraschewski'schen ähnliche Gesellschaft gebildet habe und daß die von diesen sog. „Verschworenen" gelesenen verbotenen Bücher wenigstens zum Theil aus Dorpater und Rigaer Buchhandlungen stammten, schritt man im Frühjahr 1849 (wenige Wochen nachdem die österreichische Regierung Rußlands Unterstützung gegen das aufständische Ungarn angerufen hatte) zur Verhaftung der von Liprandi als verdächtig bezeichneten Personen. Am frühen Morgen des 23. April/5. Mai 1849 wurden dreiunddreißig junge Männer, die direct oder indirect dem Petraschewski'schen Kreise angehört haben sollten [1]), ergriffen und unter tiefstem Geheimniß in die Peter-Paulsfestung abgeführt; die Verhaftung von etwa hundert Personen, denen zunächst nur nähere Beziehungen zu den „Verdächtigen" zur Last gelegt werden konnten, behielt man einstweilen vor. Auf kaiserlichen Befehl wurden sodann zwei aus hohen Würdenträgern zusammengesetzte, — von tiefstem Geheimniß umgebene Commissionen niedergesetzt, von denen die eine die eigentliche Untersuchung führen, die andere die bei den Verhafteten vorgefundenen Bücher und Papiere sichten und dem Ursprung derselben nachgehen sollte. Präses der ersten Commission war der kaiserliche General-Adjutant Nabokow, neben welchem der spätere Reichsraths-Präsident Fürst P. P. Gagarin [2]) (gest. 1872), des Kaisers besonderer Günstling Fürst W. A.

[1]) Einem der Angeschuldigten, dem Lehrer am technologischen Institut, Witt, war es geglückt, sich der Verhaftung durch die Flucht zu entziehen.

[2]) Bei der Vernehmung der Angeklagten soll Fürst Gagarin eine besonders ominöse Rolle gespielt haben. U. A. soll er den Garde-Lieutenant Ljwow gefragt haben: „Welche Idee stellen Sie höher, diejenige der Persönlichkeit oder diejenige des Staates und der Menschheit?" Als Ljwow zur Antwort gab, daß die Idee der Menschheit selbstverständlich höher als jede andere stehe, daß es im praktischen Leben aber darauf ankomme, der einzelnen Persönlichkeit die mög-

Dolgorukow (von 1852—1857 Kriegsminister und sodann neun Jahre lang Chef der dritten Abtheilung) der Stabschef der Militär-Lehranstalten Jakob Rostowzow[1]) und der erst drei Tage zuvor in das Geheimniß gezogene General Dubbelt angehörten. — Präses der zweiten Commission war der Staatssecretär und Präsident der Bittschriften-Commission, Fürst Alexander Feodorewitsch Galyzin (gest. 1864) ein ehemaliger Diplomat, der seit vielen Jahren als Leiter politischer Processe beschäftigt war, in dieser Eigenschaft das besondere Vertrauen des Kaisers erworben hatte und dem großen Publicum für besonders hart und streng galt; von Seiten der „dritten Abtheilung" waren der berufene Canzellei-Director derselben, Geheimrath Sachtinski und der wegen seiner Findigkeit bekannte Staatsrath Höderstiern zu der Commission delegirt worden; das Ministerium des Innern vertrat Liprandi, dem zwei jüngere Beamte Jurissow und Iljutschenko als Schriftführer beigegeben waren. Sämmtliche betheiligte Ministerien hatten ihre hervorragendsten Kräfte zur Theilnahme an dem großen Werk abcommandirt: daß das Justizministerium von demselben fern gehalten wurde, verstand sich nach den damals herrschenden Begriffen von selbst.

Die von den beiden Commissionen geführte Untersuchung nahm, einschließlich der Aburtheilung — nahezu acht (nicht wie das Journal de St.-Petersbourg behauptete bloße fünf) Monate in Anspruch: das schließliche Urtheil wurde erst nach Beendigung des ungarischen Feldzugs zu Anfang des Januar 1850 öffentlich verkündet und in Ausführung gebracht. Der summarische Bericht, den das Journal de St.-Petersbourg am 6. Januar des gedachten Jahres in Form eines Manifestes veröffentlichte, ist bis vor wenigen Jahren das Einzige gewesen,

---

lichst größte Summe von Wohlfahrt zu Theil werden zu lassen, und daß der Staat wesentlich als Mittel zur Erreichung dieses Zweckes anzusehen sei — schlug der Fürst die Hände über dem Kopf zusammen, indem er hervorhob, daß der Staat für den guten Bürger über der Menschheit und über der Persönlichkeit stehen müsse. Die Idee der Persönlichkeit sei lediglich die Idee des Egoismus; allgemein menschliche Ideale könnten den Einzelnen mit den positiven Staatsgesetzen in Conflict bringen, während die erste und vornehmste aller Bürgerpflichten in der strictesten Unterordnung unter diese Gesetze bestehe.

[1]) Jacob Rostowzow hat in der neueren russischen Geschichte eine höchst merkwürdige Rolle gespielt. Als Sohn eines St. Petersburger Gymnasialdirectors geboren und im Pagencorps erzogen, trat er zu Anfang der zwanziger Jahre als Lieutenant in das Garde-Jägerregiment, dessen Officiere großentheils dem sog. „Bunde des Nordens" angehörten und zu dem Decemberaufstande von 1825 ein erhebliches Contingent lieferten. Rostowzow trat dieser Vereinigung bei, machte dem Kaiser die erste Anzeige von derselben und erwarb sich dadurch dessen Gunst, obgleich er sich geweigert haben soll, die Namen der einzelnen Verschwörer zu nennen. Als Stabschef der Militärlehranstalten zu einem Vertrauensmanne des Befehlshabers derselben, des Großfürsten Michael, geworden, verfaßte Rostowzow die wegen ihrer maßlos reactionären Tendenz berüchtigt gewordene Unterrichts-Instruction von 1849, entließ er alle liberaler Ideen irgend verdächtigen Lehrer der Militärschulen u. s. w. In der Folge zum Chef dieser Anstalten, Mitgliede des Reichsraths und zum Grafen erhoben, trat Rostowzow im Herbst 1858 an die Spitze der Commission, welche die Entwürfe zum Emancipationsgesetz vom 19. Februar 1861 ausarbeitete. An dem Zustandekommen dieses Gesetzes und an dem Siege der freisinnigen Partei innerhalb der Commission hat Rostowzow den größten Antheil gehabt. Er starb, bevor die von ihm begonnene Arbeit beendet worden, am 6. Februar 1860, nachdem er dieselbe dem Kaiser noch auf seinem Sterbebette dringend empfohlen hatte.

was über diese vielbesprochene Angelegenheit bekannt geworden. — Dieser Bericht lautete seinem Hauptinhalt nach wie folgt:

„Die verderblichen Lehren, welche das gesammte westliche Europa in Unruhe und Verwirrung gestürzt haben und die von denselben betroffenen Völker um Ordnung und Wohlfahrt zu bringen drohten, haben bedauerlicher Weise auch in unserem Lande einen gewissen, wenn auch schwachen Nachhall gefunden. In Rußland, wo heiliger Glaube, Liebe zum Monarchen und unbedingte Ergebenheit gegen den Thron, gestützt auf den Volkscharakter, unerschütterlich in Aller Herzen geblieben sind, hätten die böswilligen Umtriebe einer Anzahl unbedeutender, jugendlicher und dazu jeder Moralität entbehrender Leute, welche die Religion, die Gesetze und das Eigenthum mit Füßen treten wollten, eine Folge nur haben können, wenn die Wachsamkeit der Regierung das Uebel nicht bereits bei seiner Entstehung entdeckt hätte. Aus der Untersuchung hat sich ergeben, daß eine Anzahl junger Leute, von denen die Einen wirklich an Herz und Geist verderbt, die Anderen Opfer der Verführung waren, eine geheime Gesellschaft gebildet haben, um mit Hilfe derselben die gegenwärtige Organisation des Staates zu stürzen und an die Stelle derselben die Anarchie zu setzen.

Lästerungen, freche Reden über die geheiligte Person Sr. Maj. des Kaisers, boshafte und tendenziöse Entstellungen der Acte der Regierung bildeten das Programm dieser Vereinigung, welche nur des Augenblicks harrte, um ihre unheilvollen Absichten in Ausführung zu bringen. Auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers wurde eine Commission zur Untersuchung dieser Umtriebe niedergesetzt. Als diese Commission nach fünf Monate lang fortgesetzter eifriger Nachforschung Bericht erstattete, geruhten Se. Maj. denjenigen Personen, welche durch Zufall oder Leichtsinn in diese verbrecherische Verschwörung gezogen worden waren, vollständige Amnestie zu gewähren. Was die Verbrecher anlangt, so wurden dieselben durch eine Militärcommission gerichtet, derer vom General-Auditoriat geprüftes Urtheil sie des Verbrechens einer Verschwörung, welche den Umsturz der bestehenden Ordnung bezweckte, schuldig sprach und zum Tode durch Erschießung verurtheilte. Diese einundzwanzig Verbrecher sind:

Der Titularrath Michael Butaschewitsch Petraschewski.
Der Kammerjunker a. D. Nicolaus Speschnew.
Die Garde-Lieutenants Nikolaus Monbelli, Nik. Grigorjew und Alex. Palma.
Der Garde-Capitän Ljwow II.
Der Student der St. Petersburger Universität, Nik. Philipow.
Der Schriftsteller Achschwirumow.
Der Hospitant (freiwillige Zuhörer) der St. Petersburger Universität, Alexander Chomykow.
Der dimitt. Ingenieur-Lieutenant Theodor Dostojewski.
(NB. als radicaler Schriftsteller und Novellendichter zu einer Art Berühmtheit geworden.)
Der Collegien-Assessor a. D. Sergey Durow.
Der Collegienrath Constantin Desbut und der Gouvernements-Secretär Hippolyt Desbut.
Der Lehrer der russischen Sprache Felix Toll.
Der Collegien-Secretär Iwan Jastrshemski.
Der Kammerjunker a. D. Alexander Pleßtschejew.
Die Titularräthe Nikolaus Kuschkin, Wassily Golowinsky und Constantin Timkowski.
Der dimitt. Collegien-Secretär Constantin Europäus.
Der Bürger Peter Schaposchnikow.

Nachdem Se. Majestät von dem Berichte des General-Auditoriats Kenntniß genommen, geruhten Allerhöchstdieselben auf gewisse relativ mildernde Umstände ihre Aufmerksamkeit zu richten und das Folgende zu befehlen:

„Das Urtheil soll den einundzwanzig Verurtheilten vor den versammelten Truppen verlesen und denselben nach Vornahme aller die Hinrichtung vorbereitender Umstände verkündigt werden, daß der Kaiser ihnen das Leben schenke und daß sie, statt die Todesstrafe zu erleiden, ihrer bürgerlichen Rechte beraubt und je nach den verschiedenen Graden ihrer Schuld zur Zwangsarbeit in den Bergwerken, zu Zwangsarbeiten in den Festungen oder, nach Erduldung einer längeren oder kürzeren Haft, zur zwangsweisen Einstellung in die Armee verurtheilt worden seien."

Auf solche Weise werden die Schuldigen, welche nach dem Gesetz die Todesstrafe verwirkt

haben und deren Strafe die unerschöpfliche Gnade Sr. Majestät gemildert hat, gerechte Züchtigung erdulden. Möge dieser schuldvolle Versuch allen jungen Leuten zur Warnung und zum heilsamen Beispiel dienen, die vielleicht schon verführt, aber noch nicht zu Verbrechern geworden sind. Mögen die Eltern der moralischen Erziehung ihrer Kinder besondere Aufmerksamkeit schenken und sich bemühen, dieselben schon frühe davon zu überzeugen, daß der heilige Glaube, die Liebe zum Monarchen, die Ergebenheit gegen den Thron und in gleicher Weise der Gehorsam gegen die Gesetze und gegen alle herrschenden Gewalten, die einzigen unerschütterlichen Stützen der Ruhe der Staaten, des öffentlichen und des privaten Wohles sind."

Diesem summarischen Bericht des Journ. de St. Petersbourg, der s. Z. in fast alle Zeitungen des In- und Auslandes überging, folgte nach einigen Tagen eine zweite kürzere amtliche Kundgebung, welche noch folgende Einzelheiten zur öffentlichen Kenntniß brachte: „Nach der stattgehabten Untersuchung hat sich herausgestellt, daß der im Ministerium des Auswärtigen angestellt gewesene Titularrath Butaschewitsch-Petraschewski einen Plan zum Umsturz unserer Reichsverfassung geschmiedet hat, an deren Stelle die Anarchie gesetzt werden sollte. Zur Verbreitung seiner verbrecherischen Anschläge versammelte er an bestimmten Tagen junge Leute aus verschiedenen Ständen. Gotteslästerungen, vermessene Reden gegen die geheiligte Person Sr. Maj. des Kaisers, Entstellungen der Handlungen der Regierung und Schmähungen gegen die Träger der Staatsgewalt, waren die Waffen, deren Petraschewski sich zur Aufreizung seiner Gäste bediente. Zu Ende des J. 1848 schritt er zur Bildung eines geheimen Vereins, indem er — unabhängig von den bei ihm abgehaltenen Versammlungen — mit dem Lieutenant vom Moskau'schen Leibgarde-Regiment Monbelli, und dem Stabscapitain vom Garde-Jäger-Regiment[1]) und dem Edelmann Speschnew, auf einen solchen hinwirkte. Monbelli schlug den Namen „Brüderschaft der Leute von anarchischer Gesinnung zur gegenseitigen Hilfleistung" vor, Ljwow arbeitete Entwürfe für die Organisation des Vereins aus, Speschnew den Plan zur Bewerkstelligung eines allgemeinen Aufstandes aus. Bei zwei anderen Mitschuldigen Petraschewski's, dem Titularrath Kaschkin und dem Collegien-Assessor Durow haben gleichfalls an bestimmten Tagen von verbrecherischem Geiste beseelte Versammlungen stattgefunden."

Zweiundzwanzig Jahre lang haben diese flüchtigen Andeutungen die Summe dessen repräsentirt, was über die folgenreiche Petraschewski'sche „Verschwörung" überhaupt bekannt gegeben worden. Im Uebrigen wußte man nur, daß die Verschwörer von 1848 in das am Krönungstage Kaiser Alexanders II. (26. Aug. 1856) erlassene Gnadenmanifest nicht einbegriffen worden waren, daß Ljwow noch im J. 1859 zu Irkutsk als Polizeischreiber gelebt, daß Speschnew unter dem General-Gouverneur Grafen Murawjew-Amurski als Herausgeber der Zeitung „Amur" fungirt hatte und daß Petraschewski im December 1866 als Verbannter gestorben war. Die Begnadigung des Schriftstellers Dostojewski war auf das Fürwort eines Studiengefährten, des berühmten General Todleben, diejenige des kleinrussischen Dichters Schewtschenko (der in der Petraschewski'-

[1]) Beiläufig sei bemerkt, daß die Betheiligung von Officieren des Moskau'schen Garde-Regiments und des Regiments der Garde-Jäger auf den Kaiser Nikolaus besonderen Eindruck machte, weil zahlreiche Angehörige dieser Truppenabtheilungen an dem Aufstande vom 14./26. December 1825 theilgenommen hatten.

schen Angelegenheit indirect verwickelt gewesen war) auf die Bitte des Bildhauers Grafen Tolstoy erfolgt, — die übrigen Verurtheilten wären im Gedächtniß ihrer Landsleute völlig erloschen gewesen, wenn Herzen's „Polarstern" derselben nicht gelegentliche Erwähnung gethan und wenn dieser einflußreichste russische Schriftsteller seiner Zeit nicht wiederholt daran erinnert hätte, daß diese Männer nicht wegen dessen, was sie gethan, sondern wegen dessen, was sie gedacht und untereinander geredet, ihrer Freiheit und ihrer politischen Existenz beraubt worden seien. Erst nachdem das genannte Herzen'sche Sammelwerk einzelne Mittheilungen über die sog. „Liprandi'sche Denunciation" veröffentlicht und mit aller Schärfe geltend gemacht hatte, daß diese für das Schicksal der „Petraschewzen" entscheidend gewesenen denunciatorischen Angaben jeder thatsächlichen Unterlage entbehrt hätten, — ist das officielle Schweigen über jenen Vorgang gebrochen und zu einer Rechtfertigung des im J. 1849 gefällten Richterspruchs der Versuch gemacht worden. In einem an die Redaction der Zeitschrift „Russkaja Starinà" gerichteten Schreiben vom 10. März 1872 setzte Herr Liprandi weitläufig auseinander, daß die Petraschewski'sche Verschwörung nicht von ihm entdeckt oder denuncirt worden sei, daß er lediglich als Leiter der über dieselben angestellten Recherchen fungirt, nicht aber selbst recherchirt habe, und daß er die auf ihn gewälzten Vorwürfe durch Veröffentlichung des Gutachtens entkräften zu können glaube, das er am 17. August 1849 der mit der Aburtheilung der Verschworenen betrauten Commission auf Verlangen derselben erstattet habe. — Dieses „Gutachten" wirft auf die Sache selbst und auf die von der „Untersuchungs-Commission" beliebte Art der Behandlung derselben ein so neues und interessantes Licht, daß wir eine Mittheilung des Hauptinhalts für geboten halten. Es heißt in demselben u. A. wörtlich wie folgt:

„1) Es scheint mir die Annahme ausgeschlossen zu sein, als ob die entdeckte Gesellschaft Uebelgesinnter ausschließlich aus den wenigen Personen bestanden habe, welche mein Agent auf den bei Petraschewski abgehaltenen und von ihm besuchten sechs letzten Freitags-Versammlungen gesehen und kennen gelernt hat. Ich halte das schon deshalb für unmöglich, weil auf jeder dieser Versammlungen neue Besucher derselben auftauchten und weil aus den daselbst geführten Gesprächen der Zusammenhang der Anwesenden mit dritten, zur Zeit nicht erschienenen Personen erhellte. Außerdem hat mein Agent von Versammlungen berichtet, die bei Pleschtschejew, Progorni, Europäus, Kusmin, Belezki u. s. w. stattgefunden haben. Wer außer den Besuchern der Petraschewski'schen Abende an diesen Versammlungen Theil genommen, ist unbekannt geblieben; daß es solche Leute gegeben, steht dagegen fest und wird u. A. durch den Umstand bescheinigt, daß der Agent bei Belezki eine Menge Personen gesehen hat, denen er bei Petraschewski nicht begegnet war . . . . . Dieser Umstand kann, m. A. nach, seit der Beschlagnahme der Papiere der Verhafteten nicht mehr als zweifelhaft angesehen werden, da aus denselben u. A. hervorgeht, daß auch bei Palma, Durow und Schtschelkow (die eine gemeinsame Wohnung hatten) und bei Monbelli Versammlungen stattgefunden haben. Monbelli hatte bereits die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich gezogen, indessen ange-

geben, daß bei ihm nur über literarische Gegenstände verhandelt werde; aus Fragmenten der bei ihm vorgefundenen Papiere, seinem Tagebuch u. s. w. geht meiner Meinung nach dagegen hervor, daß es sich um eine organisirte Gesellschaft zur Propaganda gehandelt hat[1]) . . . . . .

„2) Es liegen ferner Anzeichen davon vor, daß die gedachte verbrecherische Gesellschaft auch außerhalb der Residenz Anhänger gezählt hat und daß solche über die verschiedensten Provinzen vertheilt gewesen sind. Die hiesigen Genossen dieser Leute haben offen davon geredet, daß jene Auswärtige berufen seien, allenthalben die Saat derjenigen Ideen auszustreuen, welche die Grundlage ihrer Ideen bildeten; auf solche Weise sollten Anhänger und Gesinnungsgenossen der Gesellschaft angeworben und die Gemüther auf einen allgemeinen Aufstand vorbereitet werden. Aus den saisirten Papieren geht hervor, daß als Missionäre solcher Art fungirt haben: in Tambow Kusmin, in Moskau Pleschtschejew, in Rostow am Don Kaidanow, in Sibirien Tschernossitow, in Reval Timkowski, in Kostroma Aristow u. A. m. Da diese Gesellschaft bereits seit dem J. 1842 bestanden hat, scheint mir die Vermuthung nahe zu liegen, daß auch dieses Missionswesen älteren Datums ist und daß die von demselben verbreiteten Ideen bereits hier und da ihre Früchte getragen haben. Diese meine Meinung wird u. A. dadurch bestätigt, daß Kaidanow in seinen aus Rostow geschriebenen Briefen „von seiner Heerde" redet und daß er anführt, er habe zu Nutz und Frommen derselben die Biedermann'sche Schrift über den Socialismus in's Russische übersetzt, um dieselbe auch den des Deutschen Unkundigen zugänglich zu machen. Derselbe Kaidanow hat sich die Schriften Considerant's, Fourier's, Proudhon's, Louis Blanc's, St. Simon's und Cabet's, das Journal „Le phalanstère", die „guerre des passions", die „Trois nuits internes" u. s. w. verschrieben und dieselben gelesen. Das eine Mal schreibt er, daß er von der Wahrheit und Ausführbarkeit der Fourier'schen Lehre völlig überzeugt sei, daß er sich aber nicht für verbunden halte, alle Extravaganzen „unseres Meisters" zu glauben — ein anderes Mal dankt er für das ihm und seiner Gemeinde gesendete geistliche Brod. In einer Stadt wie Rostow muß die fremder Sprachen unkundige „Gemeinde" aus Angehörigen des Mittelstandes, Localbeamten, Kaufleuten, ja aus Bürgern bestanden haben: welch eine Menge von Gift mag sich durch Vermittelung dieses Gährungsstoffes von dieser Stadt

[1]) Dabei erwähne ich nicht ein Mal der weiblichen Literaturgesellschaften, deren Spuren in den Papieren Serebjakow's gefunden worden sind, auch nicht der beiden von Timkowski in Reval gebildeten Cirkel und ebenso wenig der Reden und Vorträge, welche auf diesen Versammlungen gehalten oder für dieselben vorbereitet worden sind; ebenso habe ich die Literaturgesellschaft Propaganda, deren Petraschewski wiederholte Erwähnung gethan hat, und die von Katenin und Tolstoi genannten ähnlichen Gesellschaften außer Betracht gelassen. Ich hielt für Pflicht, diese Dinge nicht außer Augen zu setzen, glaubte meine Aufmerksamkeit aber zunächst auf Petraschewski richten zu müssen. Am 28. April sind dreunddreißig Personen, welche mein Agent gesehen hatte, und noch fünf andere Leute verhaftet worden — in meinen Berichten aber sind mehr als hundert Personen genannt worden, welche mit der gedachten Gesellschaft mehr oder minder sympathisirt haben müssen. Den Grad ihrer Betheiligung an den Bestrebungen und Thaten (sic) der Gesellschaften habe ich wegen der Eile, mit welcher die Verhaftungen vorgenommen wurden, im Einzelnen nicht festzustellen vermocht. . . . . L.

aus verbreitet haben, in welcher zur Jahrmarktszeit Leute aus den verschiedensten Ecken und Enden des Reichs zusammen strömen . . . . . .

„3) Es führt die Beschaffenheit der in Rede stehenden Gesellschaft von selbst zu der Annahme, daß dieselbe ausgedehnte und nach den verschiedensten Richtungen hin verzweigte Wurzeln gehabt haben muß. Ich kann mich der Meinung nicht verschließen, daß es sich um ein von einzelnen hirnverbrannten Hitzköpfen ausgedachtes, feingesponnenes Complott handelt, welches die bestimmte Absicht nährte, irgend eine verbrecherische Handlung an einem bestimmten Ort und zu bestimmter Zeit in Ausführung zu bringen. Einige der ergriffenen Theilnehmer sind, meiner Meinung nach, als Complottanten in dem oben dargelegten Sinne des Wortes anzusehen, da sie die offne Absicht zum Handeln gehabt haben und da sie kein Verbrechen scheuten, wenn dasselbe nur zur Erreichung ihres Zweckes führte. Dieser Kategorie haben indessen nicht Alle angehört, — die große Mehrzahl der Mitglieder wollte langsamer aber sicherer gehen, indem sie den Weg der Propaganda einschlug und sich an die Massen wendete. In diesem Sinne sind auf den Versammlungen Berathungen darüber gepflogen worden, in welcher Weise bei allen Gesellschaftsclassen Feindseligkeit gegen die Regierung erregt, wie die Bauern gegen ihre Herren, die Beamten gegen ihre Vorgesetzten aufgehetzt werden könnten, in welcher Weise der religiöse Fanatismus der Sectirer ausgebeutet, und wie bei den übrigen Gesellschaftsclassen alles religiöse Gefühl ausgerottet werden müßte u. s. w. Ebenso hat man die speciellen Agitationsmittel erwogen, welche im Kaukasus, in Sibirien, in den Ostseeprovinzen, in Finnland, in Polen, in dem durch die Schriften Schewtschenko's in Erregung versetzten Kleinrußland u. s. w. einen Erfolg versprächen. — Aus all' diesen Umständen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß nicht nur ein kleines und vereinzeltes Complott, sondern ein umfassender, auf eine allgemeine Bewegung, einen allgemeinen Umsturz und eine allgemeine Zerstörung abzielender Plan geschmiedet worden ist. Zur Verwirklichung eines solchen Planes hat es natürlich an verschiedenen Orten getroffener Vorbereitungen (wörtlich: aufgestellter Sprungfedern) bedurft; ich habe zu der Annahme Grund, daß diese Vorbereitungen wirklich getroffen werden, ja, daß sie zum Theil bereits getroffen sind. In der Absicht, eine aufrührerische Auslegung der zehn Gebote in Cours zu setzen und vermittelst dieser das gemeine Volk aufzuhetzen, sind z. B. bezügliche Schriftstücke ausgesendet und Leute ausgewählt worden, welche die nöthigen mündlichen Commentare dazu liefern sollten [1]).

---

[1]) Zur Verbreitung ihrer Ideen bedienten die Mitglieder der Gesellschaft sich u. A. des folgenden Mittels: sie knüpften, während sie Fahrten unternahmen, mit den Droschkenführern Gespräche an und bemühten sich, diese Leute gegen die Gutsbesitzer und gegen die oberste Regierung aufzuhetzen. . . . . .

Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß seit einiger Zeit in verschiedenen Gouvernements Manuscripte schädlichen Inhalts aufgetaucht sind, daß innerhalb der Volksmassen immer wieder Gerüchte coursiren, welche unzweifelhaft zur Erreichung bestimmter Ziele in Umlauf gesetzt worden sind, ja daß wiederholt über verbrecherische Unternehmungen und Complotte Denunciationen eingegangen sind, von denen sich mindestens eine auf die in Rede

„4) In directem Zusammenhang mit den vorstehend geschilderten Verhältnissen scheint mir die Zusammensetzung der in Rede stehenden verbrecherischen Gesellschaft zu stehen. Nur aus der Absicht, auf eine allgemeine, allseitige Erhebung hinzuwirken, ist der Umstand zu erklären, daß nicht nur Beamte der verschiedensten Ressorts, sondern auch Privatleute aus allen Ständen — Edelleute, Kaufleute und bloße Kleinbürger — mit einander in Verbindung gestanden haben. Gewöhnliche Complotte werden von gleichartigen, mehr oder minder intimen und auf der nämlichen gesellschaftlichen Rangstufe befindlichen Leuten geschmiedet (an dem Aufstande von 1825 haben z. B. ausschließlich Edelleute und vornehmlich im Militärdienst stehende Edelleute Theil genommen): im vorliegenden Falle haben sich dagegen Studenten, die ihren Cursus nicht beendet haben, Künstler niederer Kategorie, Kaufleute, Bürger und kleine, Tabak verkaufende Ladenbesitzer mit Garde-Officieren und Beamten des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten zusammengefunden. Mir scheint daraus hervorzugehen, daß das ausgespannte Netz so gewebt gewesen, daß die gesammte Bevölkerung in demselben gefangen und daß nicht an einem Ort, sondern allenthalben activ vorgegangen werden konnte.

---

stehende Angelegenheit bezog. Auf den ersten Blick scheinen diese Denunciationen allerdings keine Aufmerksamkeit zu verdienen, — ich aber bin der Meinung, daß dieselben sich nicht selbst erzeugt haben können, und ich habe für diese Meinung in Vorgängen Anhaltepunkte, welche Anfangs von nur sehr wenigen Personen beachtet worden waren. Im Uebrigen muß daran erinnert werden, daß in letzter Zeit wiederholt in eminentem Sinne bösintentionirte Leute, welche Unordnungen stiften wollten, ergriffen und bestraft worden sind. In Wilna, Minsk und Lida (einem Städtchen im Gouvernement Wilna) ist man hinter ein förmliches Complott gekommen, welches, nach den Geständnissen Betheiligter, mit den Umtrieben ausländischer Uebelthäter zusammenhing und an welchem Edelleute, Kleinbürger, Handwerker, Soldaten, hauptsächlich aber Schüler der verschiedensten Lehranstalten und Studenten Theil genommen haben; viele dieser Leute sind gefänglich eingezogen worden und die Untersuchung dauert noch gegenwärtig fort. Besonders erschreckend hat dabei die Wahrnehmung auf mich gewirkt, daß es hier und in anderen Städten die Jugend, und zwar die lernende Jugend ist, welche sich freche Urtheile über Dinge herausnimmt, welche sie schlechterdings Nichts angehen. — Schließlich kann ich nicht umhin, auf die erschreckende Zunahme von Auflehnungen gegen die Autorität und von öffentlichen, die Masse beunruhigenden Unglücksfällen hinzuweisen. Die Zahl der von ihren Bauern erschlagenen Gutsbesitzer betrug z. B. im Jahre 1846 zwölf, — im J. 1848 ist sie auf achtzehn angewachsen; bäuerliche Gehorsamsaufkündigungen in Masse kamen 1846 siebenundzwanzig Mal, im J. 1848 nicht weniger als fünfundvierzig Male vor, — der beständig zunehmenden Zahl von wegen Grobheit, Unbotmäßigkeit u. s. w. bestraften leibeignen Dienstboten ganz zu geschweigen. Die Zahl der Feuersbrünste betrug im J. 1846

in den Städten 92,

auf dem flachen Lande 6496 (darunter 84 nachgewiesene Brandstiftungen),

im J. 1848 dagegen

in den Städten 199,

auf dem flachen Lande 10,312 (darunter 102 Brandstiftungen). (Dieser Umstand hatte auch die Aufmerksamkeit der Petraschewski'schen Gesellschaft auf sich gezogen und zu Verhandlungen über die Verbreitung des Pauperismus und über die zweckentsprechenden Mittel Veranlassung gegeben.)

Diese ungewöhnliche Zunahme der Unglücksfälle hat zu allen möglichen Unruhen im Volke Veranlassung gegeben, zu deren Beschwichtigung verschiedene Behörden zuverlässige Leute aussenden mußten. . . . . L.

NB. Wie ich gehört habe, hat die Untersuchungs-Commission in der Folge festgestellt, daß auch die Einrichtung einer geheimen Druckerei vorbereitet gewesen sei und daß man die Absicht gehabt habe, diese sofort ihre Arbeit aufnehmen zu lassen. Natürlich war es darauf abgesehen, die Ideen der Gesellschaft bequemer verbreiten, vielleicht auch Proclamationen erlassen zu können.

„5) Einen ferneren wichtigen Umstand glaube ich in der Thatsache erblicken zu müssen, daß innerhalb der beregten Gesellschaft Erzieher und Lehrer der Jugend, d. h. Leute die Hauptrolle gespielt haben, die man nach Prüfung ihrer Denkungsart und ihrer Grundsätze, allenthalben verwenden zu können glaubte. Die dabei verfolgte Absicht ist zu augenfällig, als daß es weiterer Auseinandersetzungen über dieselbe bedürfen könnte: ein solcher Lehrer konnte jährlich Hunderte junger Leute, die sich dann über das ganze Reich verbreiteten, für seine Ideen gewinnen. Zu Feststellungen darüber, wie weit es mit der Ausführung dieses wahrhaft teuflischen Planes gekommen ist, habe ich weder die nöthige Zeit, noch die erforderlichen Mittel gehabt. Ich gestehe aber ein, daß der bloße Anblick von Schulaufgaben und Themen, wie z. B. „Ueber die römische Republik" und über „Alexander Newski" — welche der Lehrer nicht nur seinen Schülern stellen, sondern deren Bearbeitung er mit feierlichen Lobeserhebungen zurückgeben wollte — daß der bloße Anblick solcher Aufgaben, sage ich, — mich zittern gemacht hat, wenn ich daran dachte, wozu das führen und wie das endigen könne.

„6) Endlich wird der Ueberzeugungseifer, die Gluth, ja man könnte sagen der Fanatismus in Betracht gezogen werden müssen, von welchem die Gesellschaft bei ihren Unternehmungen erfüllt war. Verschwörer, welche durch Motive privater Natur, wie Rachsucht, Habsucht oder unbefriedigten Ehrgeiz bestimmt werden, sind von relativ geringer Gefährlichkeit, weil sie ihre verbrecherischen Absichten nicht so leicht Anderen mittheilen und diese zu sich herüberziehen können. Vorliegenden Falls sind mir auch Leute dieser Gattung vorgekommen, — die große Mehrzahl der jungen Leute aber war von radicaler Feindseligkeit gegen die bestehende Ordnung der Dinge als solche erfüllt; sie handelten aus keinerlei persönlichen Motiven, sondern als Anhänger der im westlichen Europa herrschenden utopistischen Ideen, welche durch die Vermittelung der Literatur und des Schulunterrichts unaufhörlich zu uns eindringen. Diesen Utopien blindlings ergeben, halten sie sich für berufen, das gesammte öffentliche Leben, ja die gesammte Menschheit umzugestalten und die Apostel und Märtyrer ihres unseligen Wahns zu werden. Von Leuten solchen Schlages läßt sich Alles erwarten. Sie lassen sich durch Nichts hemmen, sie kennen kein Hinderniß, weil sie — ihrer Auffassung nach — nicht für sich selbst, sondern für das Wohl des gesammten Menschengeschlechts, nicht für den Augenblick, sondern für die Ewigkeit zu handeln bestimmt sind.

„Auf dieser, durch eine große Anzahl einzelner Beobachtungen und Wahrnehmungen unterstützten Grundlage bin ich Schritt für Schritt zu der Ueberzeugung gelangt, daß sich hinter der vorliegenden Angelegenheit ein Uebel von großer, die gesellschaftliche Ordnung mit einer Totalerschütterung bedrohenden Gefährlichkeit verbirgt . . . . . ."

Bei den vorstehenden Mittheilungen aus dem vom 17. August 1849 datirten Liprandi'schen Gutachten lassen wir es vorläufig bewenden. Die flüchtigste Betrachtung dieses Actenstückes reicht zu dem Eindrucke aus, daß dem Verfasser nicht nur die beabsichtigte Rechtfertigung seines Verfahrens nicht gelungen ist, sondern daß derselbe die gegen ihn erhobenen Vorwürfe der Hauptsache nach selbst bestätigt hat. Durch das gesammte Elaborat zieht sich die handgreifliche Absicht, die Wichtigkeit der gemachten Entdeckungen so weit irgend möglich aufzubauschen und dem Urheber derselben die Rolle eines hochverdienten Staats- und Gesellschaftsretters zu vindiciren. Nicht nur, daß eine ganze Anzahl von dem Petraschewski'schen Unternehmen völlig unabhängiger Umstände bei den Haaren herbeigezogen und in gewaltsamster Weise mit der „verbrecherischen Gesellschaft" in Zusammenhang gebracht wird und daß Herr Liprandi sich durch sein Bemühen, die Zahl und die Gefährlichkeit der sog. Verschworenen in das Fabelhafte zu vermehren, als Demagogenriecher gewöhnlichster Gattung decouvrirt, — der Umstand, daß auf sein Gutachten abseiten der Untersuchungscommission besonderes Gewicht gelegt worden ist, legt die Vermuthung nahe, daß diese Commission selbst, direct auf den Umsturz der bestehenden russischen Staatsordnung abzielende Thatsachen, geschweige denn hochverrätherische Handlungen im engeren Sinne des Wortes zu eruiren nicht im Stande gewesen ist und daß dieselbe gerade wegen der Unzulänglichkeit ihrer actenmäßigen Feststellungen zu Herrn Liprandi ihre Zuflucht genommen hatte. Ueber die „Absicht zu verbrecherischem Handeln" sind offenbar auch die Hauptcomplottanten nicht herausgekommen, — bezüglich der Masse der Verhafteten wird direct eingestanden, daß denselben mehr als das Bekenntniß zu revolutionären Ideen nicht hat nachgewiesen werden können. Die Hypothese von einem planmäßig vorbereiteten Aufstande, der „an einem bestimmten Orte" und „zu bestimmter Zeit" hat in Ausführung gebracht werden sollen, entbehrt aller thatsächlichen Grundlagen; gegen die Annahme, daß all' die kleinen, über das weite Reich verbreiteten revolutionären Gemeinden, welche namhaft gemacht werden, organisch unter einander verbunden und auf das nämliche Ziel gerichtet gewesen seien, spricht der Umstand, daß alle directen Hinweise auf eine solche Organisation fehlen und daß auch das vorstehend mitgetheilte Manifest vom 6. Jan. 1850 das Hauptgewicht auf die verbrecherischen Ideen und die frechen Reden der Verschworenen gelegt und von jeder Specialisirung der Pläne derselben abgesehen hat. In der Summe bestätigen die Liprandi'schen Ausführungen, daß auch die „an Herz und Geist verderbten" Hauptverschwörer wesentlich wegen ihrer Reden und Gesinnungen bestraft worden sind und daß die den übrigen Angeklagten zu Theil gewordene „unerschöpfliche Gnade Sr. Majestät" keine eigentliche Gnade, sondern das Product der Unmöglichkeit gewesen ist, bloße Leser verbotener Bücher und Zuhörer verbrecherischer Reden zu Hochverräthern machen und an Leib und Leben zu strafen, — eine Auffassung, die (beiläufig bemerkt) bereits im Jahre 1850 von allen gebildeten und unabhängig denkenden Russen getheilt wurde und als die noch gegenwärtig in Rußland herrschende bezeichnet werden kann.

Ganz anders verhält es sich mit der Bedeutung, welche der Inhalt des Liprandi'schen Memorials für die Geschichte des revolutionären Secten-

wesens in Rußland und für die Frage nach Alter und Entstehung der sog. nihilistischen Umtriebe hat. Daß des Verfassers Ausführungen über Umfang und augenblickliche Gefährlichkeit der Petraschewski'schen Gesellschaft und ihrer Filialen übertrieben erscheinen, schließt keineswegs aus, daß dieselben in einem und gerade dem entscheidenden Punkte vollständig Recht behalten haben: mit der Behauptung nämlich, daß es sich bei Petraschewski und dessen Genossen um eine völlig neue, in Rußland niemals früher dagewesene Erscheinung, und um Bestrebungen gehandelt habe, die von denjenigen früherer Verschwörer, in's Besondere der sog. Dekabristen total verschieden waren und revolutionäre Perspectiven eröffneten, von deren Umfang und Tiefe auch die „vorgeschrittensten Geister" früherer Tage sich nichts hatten träumen lassen.

Erscheint die Annahme auch ausgeschlossen, daß den im Jahre 1849 entdeckten geheimen Gesellschaften wirklich so zahlreiche Personen affilirt gewesen, wie Herr Liprandi die vornehmen Herren der Untersuchungscommission glauben machen wollte, so bleibt doch übrig, daß die Zahl der compromittirt gewesenen Personen sehr viel bedeutender gewesen war, als diejenige der Verhafteten und Verurtheilten, und daß es sich nicht um eine in St. Petersburg domicilirt gewesene Gesellschaft, sondern um eine ganze Anzahl über das gesammte Reich zerstreut gewesenen Gesellschaften gehandelt hatte. Von den in dem Liprandi'schen Bericht genannten Namen kommen sehr zahlreiche in der oben mitgetheilten officiellen Bekanntmachung nicht vor, — daß allein von diesem Beamten über hundert Verdächtige namhaft gemacht worden und daß zu diesen noch die Mitglieder der Rostower, Tambower, Revaler, Moskauer u. s. w. Vereinigungen gekommen waren, wird in jener Kundgebung gleichfalls verschwiegen. Mehr als revolutionäre Debattirclubs sind diese Gesellschaften aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gewesen: daß dieselben nichtsdestoweniger eine überraschende Aehnlichkeit mit den im Verlauf der letzten Jahre entdeckten nihilistischen Vereinigungen zeigen, erhellt für den Sachkenner dagegen auf den ersten Blick. Trotz der Ungenauigkeit und Kritiklosigkeit des Liprandi'schen Berichts geht aus demselben unwidersprechlich hervor, daß Petraschewski's und seiner Freunde Absichten nicht sowol auf eine politische als auf eine sociale Revolution, sondern auf die Verwirklichung socialistischer Ziele gerichtet gewesen sind und das zu einer Zeit, wo die Bedeutung des Wortes „Socialismus" auch für die Mehrzahl der Höchstgebildeten in Rußland ein Geheimniß war, wo die Strenge der Censur die gesammte staatsrechtliche und politische Literatur der Culturländer von den russischen Grenzen ausschloß, wo bereits die nähere Bekanntschaft mit constitutionellen Staatseinrichtungen für mit einer loyalen Gesinnung unvereinbar galt und wo in den Nachbarstaaten Deutschland und Oesterreich von anderen als rein politischen Bestrebungen kaum noch die Rede war. Grade wie ihre Epigonen sahen diese revolutionären Vorläufer über die politischen Bestrebungen des modischen Radicalismus vornehm hinweg, um ihre Hände nach den „letzten Consequenzen" der westeuropäischen Entwickelung, den Systemen Proudhon's, Fournier's und L. Blanc's auszustrecken, die Kenntniß dieser „Zukunftspropheten" der Masse ihrer Volksgenossen zu vermitteln und da anzufangen, wo ihre westlichen Gesinnungsgenossen nach hundertjähriger Arbeit aufgehört hatten.

Und das mit einem Eifer, einer Ueberzeugungstreue und einem Fanatismus, der von unserm Berichterstatter genau so charakterisirt wird, wie die Zuschauer des Processes vom November 1879 den von dem Gebahren der Myschkin und Rabinowitsch empfangenen Eindruck schildern. Eine fernere Aehnlichkeit zwischen den hier namhaften „Lese- und Literaturgesellschaften" und jenen „Cirkeln" der „Artilleristen", der „Czaikowzen" u. s. w., deren Namen aus den Criminalprocessen von 1878 und 1879 bekannt geworden sind, besteht in der Buntscheckigkeit ihrer Zusammensetzung und in dem Umstande, daß Jugendlehrer und declassirte Studenten die leitende Rolle spielen. Mit gutem Grunde macht Liprandi darauf aufmerksam, daß Gesellschaften, in welchen neben Gardeofficieren und Ministerialbeamten Leute der untersten Classen Platz hatten, eine noch nicht dagewesene Erscheinung bildeten und daß für die Tendenz dieser Vereinigung, die Neigung, mit Leuten aus der Hefe des Volkes (Droschkenkutscher u. s. w.) anzuknüpfen und diese auf die Unvollkommenheit der herrschenden Zustände aufmerksam zu machen, außerordentlich bezeichnend sei. Genau wie in unsern Tagen ging man damals von der Voraussetzung aus, daß Bildungsgrad und intellectuelle Beschaffenheit des russischen Volkes die Erwärmung für politische Ideale und sog. „freiheitliche Institutionen" ausschlössen, — und daß auf eine Erschütterung der bestehenden Ordnung nur zu rechnen sei, wenn man die Begehrlichkeit der Massen reize und denselben greifbare Ziele vorstrecke. Ob von den Petraschewski und Genossen direct an „künstliche Verbreitung des Pauperismus", an die Verallgemeinerung localer Nothstände, an die Aufhetzung der Bauern gegen ihre Herren gedacht und zur Anstiftung von Mordbrennereien Veranlassung genommen worden, wird dahin gestellt bleiben müssen. Daß von Dingen solcher Art überhaupt die Rede sein und daß man bereits damals sein Augenmerk darauf richten konnte, die „Ideen des Westens" (die man selbst eben kennen gelernt hatte) sofort unter die Masse der Bevölkerung zu werfen — das ist unseres Erachtens zu dem Erweise ausreichend, daß der Boden, auf welchem der Nihilismus großgewachsen ist, bereits vor dreißig Jahren in Rußland vorhanden war und daß die durch den zarischen Absolutismus geschaffenen Zustände von Hause diesen Boden für socialistische Saaten empfänglicher gemacht hatten, als für die Ideen der bürgerlichen Freiheit, welche das übrige Europa bewegten, an dem Zarenreiche aber spurlos vorübergingen. Muß es nicht geradezu typisch genannt werden, daß schon in dem ersten auf Umtriebe solcher Art bezüglichen russischen Actenstück von einer den socialistischen Vereinen affilirten „weiblichen Literaturgesellschaft" und von dem Versuch die Rede ist, durch eine den Revolutionsprincipien entsprechende Auslegung der „Zehn Gebote" bei den unteren Volksclassen Propaganda zu machen und das religiöse Gefühl als „Hinderniß der geistigen Entwickelung" auszurotten, — daß in einem bei Petraschewski gefundenen Papiere der Erfolge rühmende Erwähnung geschieht, welche die drei der „Gesellschaft" zugehörigen Lehrer an Staatsschulen mit der Verkündigung ihrer Doctrinen bei der lernenden Jugend gehabt haben und daß der von dem Verschworenen Palma (einem Gardelieutenant) ausgearbeitete Entwurf eines Gesetzbuchs u. A. die folgenden (in einer Beilage zu dem Liprandi'schen Bericht mitgetheilten) Phrasen enthält:

„Die Haupteigenschaft des Menschen besteht darin, daß derselbe eine Persönlichkeit d. h. ein mit Vernunft und Freiheit begabtes Wesen ist, das für sich selbst Zweck ist und unter keinen Umständen als Mittel oder als Zweck für Andere angesehen werden darf . . . Aus dem Begriff der Persönlichkeit ergibt sich der Begriff des Rechts: ich darf Alles thun, was mir gefällt, weil jede meiner Handlungen das Ergebniß meiner Vernunft ist. Die Gleichheit der Menschen ist eine Folge der Einheit des Menschengeschlechts . . . . . Die Aufstellungen des Aristoteles über die Ungleichheit der Menschen sind irrthümliche, weil die menschliche Natur nicht so verschieden ist, wie Leib und Seele es sind" [1]).

Unter dem Eindruck der eminenten Gefahr, welche dem Staate bereitet werden konnte, wenn Ideen solcher Art unter ein auf der niedrigsten Stufe menschlicher Bildung stehendes Volk gebracht würden, hatte Liprandi seinen im Uebrigen so wenig anmuthenden, weil auf die Aufbauschung des eigenen Verdienstes berechneten und von Uebertreibungen strotzenden Bericht mit der nachstehenden Warnung geschlossen: „Der Kern des Uebels besteht in Ideen und Ideen können meiner Meinung nach nur mit Ideen bekämpft werden. Den in Umlauf gesetzten falschen Begriffen müssen richtige Begriffe entgegengesetzt werden, an die Stelle der falschen muß die wahre Aufklärung gebracht werden. Man muß den Unterricht und die Literatur zu Waffen im Kampfe gegen die Phantastereien der modernen Freigeisterei zu machen suchen." — Die Art und Weise, wie diese Anregung benutzt wurde und der Einfluß, den die ganze durch unsern Berichterstatter an's Licht gezogene Angelegenheit auf die Regierung des Kaisers Nikolaus machte, sind für die vollendete Unfähigkeit des alten Systems so bezeichnend, daß wir auf die Maßregeln, die „zur Bekämpfung des Uebels" angewendet wurden, in Kürze eingehen müssen. Hat das unglückliche Regiment, welches in den Jahren 1825—1855 über Rußland waltete, doch erst durch die seit 1849 befolgte Repressionspolitik seine entscheidende Signatur erhalten, und vornehmlich durch die letzten ihrer Acte den Grund zu der bodenlosen physischen und moralischen Verwirrung und Verwilderung gelegt, welche der gegenwärtige Beherrscher des russischen Reiches bei seiner Thronbesteigung vorfand.

Von den Thatsachen, welche durch den Liprandi'schen Bericht an's Licht gezogen worden waren, scheint die trotz der drakonischen Strenge der Censur stattgehabte weite Verbreitung verbotener literarischer Erzeugnisse auf den Kaiser Nikolaus und dessen Rathgeber den größten Eindruck gemacht zu haben. Es hatte über diesen Punkt a. a. O. wie folgt geheißen: „Besonders beachtenswerth erscheint mir, daß alle möglichen gefährlichen Erzeugnisse der westeuropäischen

[1]) Aus dem oben erwähnten „Fremdenwörterbuch", das Petraschewski unter dem Namen Kirilow herausgegeben hatte, theilt Liprandi die folgende Probe mit: „In ihrer ursprünglichen Reinheit brachte die Christuslehre den Pfaffen und Propheten einen wuchtigen Streich bei, indem sie die Habgier, die Hinterlist und den Despotismus derselben bloßlegte, und indem sie das Beispiel der Selbstlosigkeit und Bruderliebe gab, die Mildthätigkeit zu ihrem Hauptdogma machte und die Herstellung der Freiheit, sowie die Abschaffung des Privateigenthums anstrebte, die Zahl ihrer Anhänger täglich vermehrte. Auf diese schönen Anfänge folgte indessen eine abnorme Weiterentwickelung u. s. w."

Propaganda von unsern Buchhändlern ungestraft vertrieben und über das gesammte Reich verbreitet worden sind. Zufällig bin ich in der Lage gewesen, einem Buchladen, demjenigen des Buchhändlers Luri, meine Aufmerksamkeit zuwenden zu müssen und in diesem einen Geschäft habe ich nicht weniger als 2500 derartiger Bücher entdeckt, die einfach auf den Börtern des Ladens aufgestellt waren. Aus der Correspondenz und den Handlungsbüchern, welche dieser Mann während der letzten Jahre geführt hatte und die ich wegnehmen ließ, ersah ich, daß verbotene Bücher aus den verschiedensten Theilen des Reichs begehrt und in dieselben versendet worden waren. Das ist bei einem einzigen Buchhändler geschehen und es gibt deren allein in St. Petersburg eine ganze Anzahl, von denen viele recht bedeutend sind. Aus den von den Gouverneuren eingeforderten Berichten ergibt sich, daß derartige Bücher öffentlich durch die Post in die Provinz versendet werden und zwar vornehmlich von Riga und Dorpat aus. Die bei den dortigen Buchhändlern vorgenommenen Recherchen haben eine große Anzahl in den Läden aufbewahrter verbotener Bücher zu Tage gefördert. Positiv läßt sich behaupten, daß jeder dieser Buchhändler, trotz der Censur, mit solchem Gifte Handel getrieben hat u. s. w." — Bei einigem Nachdenken hätte man sich sagen können und sagen müssen, daß der mit verbotenen Büchern zu damaliger Zeit schwunghaft betriebene Handel die directe Folge des sinnlosen Waltens der Censurbehörden gewesen war, welche drei Viertheile der gesammten Literatur verboten und die Buchhändler dadurch in die Lage gebracht hatten, zwischen gänzlichem Ruin ihrer Geschäfte oder Umgehung der Gesetze zu wählen. Während ganz Europa in Flammen stand, Tausende gebildeter Russen und in Rußland lebender Ausländer von dem Bedürfniß erfüllt waren, von den Dingen, welche in ihrer nächsten Nachbarschaft passirten und ihre Interessen tausendfach berührten, irgend welche Kunde zu erhalten, waren fast alle Bücher und Zeitungen, welche diese Kunde hätten vermitteln können, ohne Rücksicht auf ihren sonstigen Inhalt und ihre Tendenz verboten. Und nicht diese allein, auch ältere Bücher, deren Kenntniß für jeden Gebildeten unentbehrlich war (wir führen beispielsweise Thiers Geschichte des Kaiserreichs an, nach welcher zu Ende des Jahres 1849 mit besonderem Eifer gefahndet wurde), sollten von den Grenzen des ausgedehntesten Reichs der Erde ausgeschlossen und die Bürger desselben genöthigt werden, ihre Wissenschaft von den sie umgebenden Dingen ausschließlich aus den trüben Quellen russisch-officieller Zeitungsmacherei zu schöpfen! Das war natürlich unausführbar, — doppelt unausführbar in St. Petersburg, wo Tausende von Ausländern lebten und die Gebildeten von Alters her keine anderen als französische, deutsche und englische Bücher lasen — und in den Ostseeprovinzen, deren gesammte Intelligenz ausschließlich von deutscher Literatur lebte, und an den Geschicken ihres Mutterlandes den wärmsten Antheil nahm. Daß diese, durch ihre Traditionen, ihre geographische Lage und ihren Seeverkehr auf Deutschland gewiesenen Länder buchhändlerisch eine Rolle spielen mußten, verstand sich von selbst.

Statt dieses durch die Natur selbst gegebene Verhältniß zu berücksichtigen und durch eine vernünftige Handhabung der Censurgesetze darauf hinzuwirken, daß das legale Lesebedürfniß des Publikums legal befriedigt und die Censur dadurch in die Lage versetzt wurde, der verhältnißmäßig geringen Zahl wirklich

gefährlicher Bücher ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden zu können, geschah grade das Gegentheil. Auf Grund der mitgetheilten denunciatorischen Notizen Liprandi's wurden im Frühjahr 1849 sämmtliche Buchhandlungen und Leihbibliotheken Liv-, Est- und Kurlands versiegelt, fast sechs Monate lang unter Verschluß gehalten und an jeder geschäftlichen Bewegung verhindert. Obgleich diese Provinzen zu dem Petraschewski'schen Kreise keinen einzigen Theilnehmer geliefert hatten (Timkowski's in Reval lebende Anhänger waren ausnahmslos aus St. Petersburg eingewanderte Russen, die als Civil- und Militärbeamte nach Estland versetzt worden waren), verfuhren die mit der Revision der Buchhandlungen und Leihbibliotheken Reval's, Dorpat's, Pernau's, Riga's und Mitau's beauftragten Beamten mit so unsinniger Strenge, daß sie nicht nur alle als verboten bezeichneten Bücher, sondern auch alle Werke wegnahmen, welche in den ihnen mitgegebenen Listen nicht ausdrücklich als erlaubt aufgeführt worden waren und daß die betroffenen Buchhändler dem Ruin nur entgingen, weil die gesammte Bevölkerung ihre Partei ergriff, weil die Localbehörden ein Auge zudrücken mußten und weil in der Stille nach wie vor Bücher eingeführt und verkauft wurden! Eine große Anzahl wirklich bedenklicher Bücher war bereits vorher bei Seite geschafft worden. — Nach einigen Monaten banger Verlegenheit für alle Betheiligten wurden die feierlich versiegelten Buchhandlungen wieder geöffnet, die „Schuldigen" (so weit deren hatten ermittelt werden können) mit Geldstrafen belegt, — verbotene Bücher aber natürlich nach wie vor gekauft und verkauft! Die Regierung selbst hatte verschuldet, daß auch die loyalsten Leute die abgeschmackten Bücher der verschiedensten Gattungen über einen Kamm scheerenden Censuredicte nicht respectirten, daß zwischen den verschiedenen Gattungen von verbotener Literatur kein Unterschied gemacht wurde und daß man die Unzuverlässigkeit und Inconsequenz der Regierungsorgane wo und wie immer möglich ausbeutete.

In Petersburg selbst hatte man sich Anfangs mit weitaussehenden Plänen zur Confiscation des gesammten Buchhandels getragen. Mehrere Monate lang war allen Ernstes davon die Rede, den Handel mit Büchern ganz oder theilweise zu monopolisiren d. h. in St. Petersburg eine staatlich geleitete Centralbuchhandlung einzurichten und diese zur Bücherversorgerin des gesammten, 89775 □Meilen umfassenden, von 60 Millionen Menschen bewohnten russischen Reichs zu machen. Um für den unvermeidlichen Verzicht auf dieses lockende Project Entschädigung zu schaffen, ließ die „dritte Abtheilung" sich nicht nehmen, den vorhandenen Censur-Apparat um eine neue bureaukratische Maschine zu vergrößern: behufs Ueberwachung der sämmtlichen Censur und Obercensur-Behörden des Reichs, wurde ein geheimes Obercensur-Comité niedergesetzt, an dessen Spitze der Baron M. A. Korff trat und das die sämmtlichen bereits censirten und der Oeffentlichkeit übergebenen Preß- und Druckerzeugnisse „nach- und übercensiren", bez. die Thätigkeit der Censurbeamten nach „höheren" Gesichtspunkten corrigiren sollte. — Der Zweck, durch diese Einrichtung die Censoren zu noch größerer Strenge und Aengstlichkeit anzuhalten, wurde vollständig erreicht, — das (aus hoch bezahlten, vornehmen Herren zusammengesetzte)

Comité selbst beschränkte sich auf bloße Scheinthuerei und wurde bereits im ersten Regierungsjahre Kaiser Alexanders II. (December 1855) aufgehoben.

Nachdem auf solche Weise für die Purification des Buchhandels und der Literatur das Nöthige gethan worden war, ging man zur „Rettung" des Schul- und Unterrichtswesens über. Auch hier geschah das stricte Gegentheil von dem, was durch die Natur der Sache angezeigt war: statt den geheimnißvollen Reiz zu beseitigen, der die bis auf ihre Namen verpönten Materien des constitutionellen Staatsrechtes, der Revolutionsgeschichte und der Wirthschafts- und Socialwissenschaften umgeben hatte, — statt der Jugend zu gesunden Begriffen über die ein Mal unvermeidlichen Staats- und Gesellschafts-Probleme zu verhelfen und dadurch Geheimstudien und Geheimverhandlungen über diese Dinge vorzubeugen, glaubte die erleuchtete Rathgeberschaft Sr. Majestät noch größere Strenge üben, noch drastischere Mittel „zur Vorbeugung des Uebels" in Anwendung bringen zu müssen. An Stelle des servilen, aber immerhin von einem gewissen Eifer für Bildungsinteressen erfüllten Grafen Uwarow wurde der bigotte Fürst Schichmatow-Schirinski zum Unterrichtsminister gemacht und unter den Auspicien dieses bis zum Stumpfsinn beschränkten Mannes jenes berüchtigte System inaugurirt, das die Universitäten des Rechtes der Rectorwahl beraubte, die Lehrstühle der Philosophie an Geistliche der griech.-orth. Kirche auslieferte und die Frequenz der russischen Universitäten binnen Jahresfrist um 25 Procent verminderte[1], für die Mehrzahl der Gymnasien die griechische Sprache aus dem Lehrplan strich und allenthalben die polizeilichen Aufsichtsbeamten (Inspectoren) zu Beherrschern der wissenschaftlichen Anstalten machte. In demselben Sinne, nur mit noch drastischeren Mitteln wurde gegen die (eben damals dem General Rostowzow unterstellten) Militärlehranstalten vorgegangen. Dem Jahre 1849 entstammte endlich jene berüchtigte, in Rußland noch heute sprichwörtliche Instruction, welche gegen den „Unfug" eiferte, der mit der Verherrlichung der republikanischen Institutionen der Völker des Alterthums getrieben worden, „deren Vorliebe für diese Einrichtungen nur mit ihrer Unkenntniß der Segnungen der Monarchie entschuldigt werden kann." ....

Bei diesen Andeutungen über die Folgen, welche die Entdeckung der Petraschewski'schen Umtriebe für das Rußland des Kaisers Nikolaus gehabt hat, und über die Mittel, welche dieser Monarch zur Bekämpfung des revolutionären Radicalismus anzuwenden für geboten hielt, — lassen wir es bewenden. In Rußland selbst hat unter den Gebildeten niemals eine Meinungsverschiedenheit darüber bestanden, daß die sinnlose, an Aberwitz streifende Strenge, mit welcher man in den Jahren 1849—1855 jede Berührung mit dem westlichen Europa und den dasselbe beherrschenden Ideenkreisen zu verhindern und den russischen Volksgeist in Fesseln zu schlagen versuchte, der vornehmlichste Grund davon gewesen ist, daß bereits die ersten Berührungen, welche das jüngere Geschlecht mit

[1] Die Gesammtzahl der Studirenden auf den russischen Universitäten hatte im J. 1848 4016 betragen, — sie sank im J. 1849 auf 3168, und im J. 1850 auf 2998. — Bekanntlich war angeordnet worden, daß keine Universität mehr als 300 Zuhörer zählen sollte. (Ausnahmen fanden nur zu Gunsten der Mediciner statt.)

der während der folgenden Jahre wehenden frischen Luft hatte, den Radicalismus mit einer Ueppigkeit und Raschheit in's Kraut schießen ließ, für welche es im übrigen Europa kein Beispiel gibt. Wo Alles, was nach freierer Bewegung schmeckte, Jahre lang verboten gewesen war, mußte alles verboten Gewesene für erlaubt und löblich angesehen werden, nachdem an der Starrheit der überkommenen Begriffe und Einrichtungen ein Mal gerüttelt und die Kritik des Bestehenden für zulässig erklärt worden war. — Wesentlich aus diesem Grunde sind jene russischen Allerneusten, die man gewöhnlich als Nihilisten bezeichnet, noch schlimmere, noch fanatischere Radicale geworden, als ihre ihnen im Uebrigen nahe verwandten Vorläufer, die „Verschwörer" von 1849: seit der Entdeckung der Petraschewski'schen Umtriebe hatten der gegen die Jugend geübte Druck und die Strenge, mit welcher man alles „westliche" Wesen als unheilbar revolutionär verfolgte, sich eben noch gesteigert. Die Decemberverschwörer von 1825 waren Kinder eines idealistisch gerichteten, von unklaren Humanitätsideen erfüllten Zeitalters, politische Schwärmer vom Schlage ihrer burschenschaftlichen und „demagogischen" Zeitgenossen gewesen, — Petraschewski's unter dem Regime der dreißiger und vierziger Jahre großgewordene Genossen nehmen sich bereits wie gefährliche, wenn auch noch halb kindische Zerstörungsfanatiker aus, — ihre Epigonen, die modernen Nihilisten sind unter dem härtesten überhaupt denkbaren Druck emporgekommen und danach geartete Meuchelmörder und Mordbrenner vom Handwerk geworden!

Diese Schlußfolgerung wird freilich nicht die einzige sein, die sich aus der Betrachtung der vorstehend erörterten, immer noch sehr unvollständig an's Licht gezogenen Vorgänge ergibt. Unwillkürlich werden wir vor die Frage gestellt, warum das russische Volksthum der Entwickelung des Radicalismus einen so viel günstigeren und fruchtbareren Boden geboten hat, als es bei den übrigen von derselben Regierung beherrschten, nach denselben Grundsätzen regierten Nationalitäten gewesen ist, — warum es bis jetzt specifisch-russische, nicht auch polnische, finnländische, armenische, lettische, baltisch-deutsche Nihilisten gibt, und warum allen bis jetzt vorliegenden Zeugnissen nach die eigenthümliche Bewegung, welche die russische Jugend ergriffen hat, heute wie vor dreißig Jahren an den Grenzen des eigentlichen Rußland stehen geblieben ist[1]). — Eine erschöpfende Beantwortung dieser Frage ist an dieser Stelle nicht möglich — auf einen, vielleicht den wichtigsten Erklärungsgrund darf in Kürze hingewiesen werden: In den westlichen, auf katholischer und protestantischer Grundlage entwickelten Provinzen des russischen Reichs gibt es ein bestimmtes Bildungsfundament,

[1]) Bei Gelegenheit eines der zahlreichen, im J. 1879 geführten Nihilistenprocesse kam zur Sprache, daß eine der revolutionären Studentengesellschaften St. Petersburg's einen Emissär nach Dorpat gesendet hatte, um unter der dortigen studirenden Jugend Werbungen zu versuchen; dieser Sendling war mit dem Bescheid zurückgekommen, daß der Dorpater Boden für dergleichen Unternehmungen so ungünstig sei, daß es sich nicht einmal der Mühe eines ernsten Versuchs verlohnt habe. — Auch in Warschau und Helsingfors hat nie das Geringste von revolutionären Studentenumtrieben verlautet, während alle sechs specifisch russische Universitäten (St. Petersburg, Moskau, Kasan, Kiew, Kasan und Charkow) zu den verbrecherischen Vorgängen der letzten Jahre ihre Contingente gestellt haben.

dessen festgefügter Boden zu hart ist, als daß die nihilistische Saat auf demselben ohne Weiteres hätte Wurzel schlagen können. Weil man in diesen Ländern einen gewissen Schatz sittlicher und intellectueller Bildung zu besitzen glaubt — *weil man in ihnen noch Etwas zu verlieren hat*, sind die Theorien von der Nothwendigkeit einer Zerstörung des Bestehenden bis auf den Grund und eines vollständigen Neubaus, auf Widerstand gestoßen und ohnmächtig zu Boden gefallen. Das erstarrte griechisch-orthodoxe Kirchenthum Rußlands hat es zu der Rolle eines wirklichen Bildungsfundaments nicht zu bringen vermocht, — in den Herzen und Köpfen der von der modernen Bildung berührten russischen Gesellschaftsclassen ist für *die* sittliche Bildung, welche diese Kirche zu vermitteln vermochte, kein Platz übrig geblieben. Die Mehrzahl gebildeter und halbgebildeter moderner Russen hat die Empfindung, daß sie durch eine Auflösung der vorhandenen Bildungs-, Staats- und Gesellschaftsformen Nichts verlieren würde, was als wirklicher Verlust angesehen werden könnte. Daß die Theorie von der Nothwendigkeit einer dem Neubau vorauszuschickenden *vollständigen* Zerstörung *da* die größten Erfolge gehabt hat, wo (nach Meinung der Betheiligten) gar kein oder ein nur geringer Verlust zu fürchten ist — das bedarf keiner Erklärung!

Nachwort.

Nach Abschluß dieses Aufsatzes ging dem Verf. die Abschrift einer geheimen Anweisung an die Rectoren und an die Decane der juristischen und philosophischen Facultäten zu, welche vom 24. Oct. 1849 datirt ist und u. A. das Folgende vorschreibt:

„..... Besonders genauer Ueberwachung sind die Vorlesungen über Staatsrecht, politische Oekonomie, Finanzwissenschaft und diejenigen Disciplinen zu unterziehen, deren möglicher Mißbrauch keinem Zweifel unterliegt. ..... Die Rectoren und Decane haben strengstens dafür Sorge zu tragen, daß die Grundlagen der bestehenden staatlichen Ordnung unangetastet bleiben. Es muß darauf hingewiesen werden, daß .... in Rußland keine andere als die monarchische absolutistische Staatsform bestehen kann und bestehen darf, innerhalb welcher der Kaiser als Schutzherr der Kirche und Vater des Vaterlandes die gesetzgebende, richterliche und ausführende Gewalt in sich vereinigt. Zweifel an dem Nutzen und an der Unentbehrlichkeit des Absolutismus in Rußland dürfen bei den akademischen Vorlesungen ebensowenig geduldet werden, wie Verneinungen derselben. .... Die akademische Jugend muß strengstens vor den aus fremden Vorstellungen über die vermeintlichen Vorzüge der republikanischen oder constitutionellen Staatsform, über die Gleichheit der Stände und dgl. gehütet werden .... Rector und Decane dürfen nicht gestatten, daß die Professoren in ihren Vorlesungen einer maßlosen Theilnahme an dem Zustande der leibeigenen Bauern Ausdruck geben, daß sie den Mißbrauch, den die Gutsbesitzer mit ihrer Gewalt treiben, allzu grell schildern, oder daß sie den Beweis zu führen suchen, *daß eine Veränderung in den Beziehungen der Letzteren zu den Ersteren dem Reiche von Nutzen sein würde.*"

Unter diese (von Schichmatow-Schirinski erlassene) Ordre hatte der Kaiser Nikolaus die Worte „*durchaus richtig*" eigenhändig geschrieben.

Eine Wanderung nach Paris (1801).

Aus **Karl Benedict Hase's** handschriftlichen Aufzeichnungen mitgetheilt
von
O. Heine,
Director des Magdalenengymnasiums in Breslau.

Ende September des Jahres 1801 wanderte ein Jenenser Student, die Jagdtasche und den Säbel an der Seite, von Erfurt aus; republikanische Begeisterung, wissenschaftliche Interessen und das Verlangen, die Flügel über das Nest hinaus zu strecken, trieben ihn an, sein Glück in Paris zu suchen, das damals vielen vorwärts strebenden Deutschen ein Eldorado erschien. Dreißig Laubthaler bildeten seine ganze Baarschaft, eine Visitenkarte des Jenenser Botanikers Batsch, an Professor Millin adressirt, seine einzige Empfehlung. Es war Karl Benedict Hase, der nachmals in Paris Bibliothekar der Kaiserlichen Bibliothek, Miterzieher der beiden kaiserlichen Prinzen Napoleon Ludwig und Ludwig Napoleon (späteren Kaisers Napoleon III.), Director und Lehrer an der école des langues orientales, Präsident der école des chartes, Mitglied der Akademie u. s. w. war. Bis zu seinem Tode 1864 war er der bedeutendste Vertreter philologischer Wissenschaft in Frankreich, zeigte sich gegen alle Deutschen, welche die Schätze der Pariser Bibliothek benutzten, stets gefällig und förderte sie mit Rath und That. Er war der Sohn eines Thüringischen Pastors, hatte das Weimar'sche Gymnasium besucht, wo der Archäolog Böttiger seiner Neigung, mannigfaltige Kenntnisse zu sammeln, entgegenkam, hatte dann in Jena und Helmstedt studirt, wo er nach der Weise der Zeit nicht blos philologische Studien, sondern auch Theologie, Chemie, Botanik, Naturphilosophie trieb. Ein hervorragendes Sprachtalent und glückliches Zusammentreffen äußerer Umstände hatten es ihm ermöglicht, auch Arabisch und Neugriechisch so zu lernen, daß er beide Sprachen beherrschte und durch sie gerade sollte er in Paris sein Glück machen. Einem Jugendgespielen, Namens Erdmann, der mit ihm in Altstedt und Weimar die Schule besucht und in Jena studirt hatte — er wurde später General in russischen Diensten — hat Hase seine Reise und Pariser Erlebnisse, bis er im Jahre

1805 durch Vermittelung des Marquis Fortie d'Urban eine Stellung an der Bibliothek erhielt, in Tagebüchern und Briefen geschildert. Diese Briefe sind, mit Ausnahme weniger Notizen, welche daraus in Hase's Nekrolog in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" 1864, Nr. 96 ff., mitgetheilt sind, noch nirgends veröffentlicht; sie befinden sich im Besitze des gegenwärtigen Herausgebers, dem sie einst der Bruder von Hase's Freund, an den sie gerichtet waren, geschenkt hat. Abgesehen von dem Interesse, das Hase's Persönlichkeit für Deutsche hat, bieten sie auch sonst viel Anziehendes; sie zeigen, wie sich die Zustände der Zeit in der Auffassung eines für französische Freiheit begeisterten Jünglings spiegeln, der fein zu beobachten und anmuthig zu erzählen weiß.

Wir beginnen mit der Schilderung Hanaus und den Schwierigkeiten, die Hase hatte, in die französische Republik einzutreten.

I.

„Nach Hanau führte mich die Straße durch einen herrlichen Fichtenwald und dann an der Stadt vorbei, die, durch die Kinzig von mir geschieden, in dichtem Gebüsch vor mir versteckt lag. Ich kam dicht an das nach Frankfurt hinausführende Thor. Welcher Anblick! Ich hätte mir tausend Augen wünschen mögen. Da gossen sich hinaus herrliche Zierbengel in blauen Röcken und Brutusköpfen, junge Mädchen mit griechischen Coiffuren und gelben Shawls, preußische Werbeofficiere mit hohen Federbüschen, Ferkelspechte in braunen Kleidern und hohen Toupé's. Es rollten Carossen, und die schöne Welt aus Hanau in einer Menge, wie ich sie noch nie gesehen habe, füllte die breite Straße. Ich gerieth in einige Verlegenheit; schmutzig trete ich nicht gern unter einen Haufen froher, geputzter Menschen; es ist ein Mißton. Im Fuldaischen hatte man mich allgemein für einen Franzosen gehalten, nur ob ich ein republikanischer Spion oder ein zurückkehrender Emigrant sei, darüber waren die Meinungen getheilt. Ich dachte an die Conjecturen der Fuldenser und, Recht oder Unrecht, mein Entschluß war gefaßt. Bon jour, citoyen! Bon jour, madame! rief ich rechts und links und trat mit möglichst leichtem Anstand und freiem Blicke auf meinem Pfade an der herrlichen Allee hin. Bon jour, citoyen! dankten mir rechts und links Männer und Frauen und lachten. Das machte mir Muth und ich erlaubte mir — verzeih' die Sünde — unter der Form meines Gallicismus einige kleine Ungezogenheiten. Ich holte einen Haufen hübscher Mädchen ein, schaute sie dreist an und rief kühnlich einer im Vorbeigehen zu: Ah, petite belle, tu as gagné mon cœur. Die petite belle wurde roth bis über die Ohren und mir that meine Frechheit weh. Ein preußischer Officier, der mich wahrscheinlich keines Blickes gewürdigt hätte, wenn er mich in meinem Puppen- oder Raupenzustand als Jenaischer Student gekannt hätte, antwortete: Ah, monsieur, ce fruit n'est pas pour vous! ich darauf: c'est dommage und ging meines Wegs durch die schönen Weiber weiter. Dieses kleine Abenteuer, deren ich noch einige ähnliche gehabt habe, kann Dir beweisen, wie sehr man hier gewohnt ist, alles Französische bis an den Himmel zu erheben. Will man eine Stadt loben, so sagt man: Es ist Alles französisch darin, man hört fast kein Deutsch mehr reden.

Müde kam ich in der Dämmerung nach dem ungeheuren Frankfurt, das Du, was seine Größe und seine Befestigung betrifft, sowie sein Aussehen von fern, etwa mit Erfurt in Parallele setzen kannst; aber es ist ungleich volkreicher. —

Um 9 Uhr war ich in höchster Eleganz gekleidet vor dem Hotel des Gesandten. Ich stieg die Treppe hinauf, lese an einer Thür: Bureau du résident de la république française. Entrez, rief man, als ich klopfte. Ich trete ein und sehe ein Gewirr von Kerls in Nachtjacken, Officieren, zierlich geputzten Herren und Ferkelspechten. Que voulez-vous, citoyen, sagte endlich eine hervortretende Nachtjacke. Ich brachte mein Anliegen vor und zeigte den Paß. Ça ne vaut pas, citoyen, sagte man mir. Et pourquoi, s'il vous plaît? Ah qu'est-ce qu'une académie? Il fallait avoir un passeport de votre magistrat. Und dabei blieb es. Ich mochte demonstriren, wie ich wollte, daß die Akademie eben mein magistrat sei; man hatte davon gar keinen Begriff. Votre académie est-elle état de l'empire? fragte mich Einer. Kurz, ich hätte geradezu wieder umkehren müssen, wenn nicht Hirsinger selbst — denn die bisher Sprechenden waren blos Employés oder Commis — auf den Schauplatz getreten wäre. Voyez, jeune étranger, sagte er ganz vertraulich zu mir — ich ging mit ihm im Zimmer auf und nieder; die Employés fraßen indes Pflaumen und Semmeln — voyez, c'était une petite étourderie de votre côté de partir sans avoir un passeport de votre magistrat civil, car nous ne reconnaissons point les passeports des académies. Et après cela, il n'y a pas quelque signalement de votre personne dans celui-là. Il faut que vous soyez décrit de votre taille, de vós cheveux fort exactement. Ich bat Hirsinger, so sehr ich konnte, diesmal ein wenig auf die Umstände Rücksicht zu nehmen; ich sei unbekannt mit diesen Gebräuchen der Republik; wollte ich mir einen Paß von dem Amte aus Jena kommen lassen, so würde dies viel zu viel Zeit wegnehmen, die mir äußerst kostbar wäre u. s. w. Endlich ließ er sich erweichen. Bon, jeune ami, sagte er, je ferai mon possible. Allez à l'ambassadeur de Saxe et faites par lui mettre à votre passeport un signalement de votre personne. Si celui-là y veut souscrire, je souscrirai aussi. Damit war ich verabschiedet.

Ich erfragte mit Mühe das Landhaus des sächsischen Gesandten, des Herrn von Kötteritz, vor dem Eschenheimer Thore. Er ließ sich ankleiden; die Domestiken führten mich indes in eine Suite niedlich verzierter Zimmer. Endlich erschien er und hörte mein Anliegen freundlich an. Ein Paß von dem Amte oder der Regierung sei freilich besser als ein akademischer; auch pflegten gar viele Landstreicher dergleichen akademische Pässe zu produciren. Ich zeigte Batschens Adresse an Millin; ich sprach fast eine Stunde mit ihm. Endlich hatte ich ihn überredet. Zwar habe er ausdrücklichen Befehl von seiner Regierung, nur seinen Credit für Churſachsen zu verwenden, indessen wollte er bei mir eine Ausnahme machen. Er ging mit dem Passe weg und brachte ihn nebst einer Beschreibung meiner Person unterschrieben und unterſiegelt wieder. Ich nun wieder zu Hirsinger. Unterschreiben will Ihnen nun wol, sagte mir dieser, aber es ist noch immer eine Frage, ob Sie Jollivet, der Präfect in

Mainz, durchläßt. Ich wurde nun abgefertigt und nahm Hirsinger's gute Wünsche mit auf den Weg."

Wir übergehen die Schwierigkeiten, die Hase hatte, um die Unterschrift des Präfecten Jollivet zu erlangen, die ihm schließlich auch nicht verweigert wurde. Wir fügen lieber ein paar Scenen aus dem damaligen Mainz bei:

„Schon in Frankfurt merkte ich die Nähe der Republik in vielen Symptomen, unter andern auch aus der etwas obscönen Mode der Mädchen, das Kleid aufzunehmen und über den Arm herabfallen zu lassen, woraus natürlich ein so gespannter Faltenwurf entsteht, daß von den Hüften abwärts kein Umriß eines Gliedes dem Auge verborgen ist. Fuß und Waden sind überdem blos. Ich hätte nicht geglaubt, daß bei der Tracht unsrer Mädchen die Nudität übertrieben werden würde; jetzt meine ich doch, man müsse, um die Augen der Männer daran zu gewöhnen, etwas langsamer zu Werke gehn. Dazu kommt noch, daß die meisten damit eine Art — nicht von Coketterie, sondern von Anlockung treiben, die mir abscheulich ist. Sieht ein solches vierzehnjähriges Ding eine Mannsperson hinter sich herkommen, die unter vierzig Jahr alt ist, so nimmt es sein Röckchen von Linon hinauf bis in die Knie und macht Schritte wie der heilige Christoph. Auch Französische Küriſſer habe ich gesehen, kleines, erbärmliches Volk, meistens in grünen Röcken, blauen Strumpfhosen und Schuhen. Sonst sind sie freundlich gegen Jedermann und machen sich wenig daraus, daß sie von den Mainzer Bürgern aufs schrecklichste gehaßt werden.

Abends 10 Uhr.

Ich bin in der Komödie gewesen. Ich ging früh, fand das Haus noch dunkel, nach und nach füllte es sich um mich her. Da kamen französische Husaren, Officiers, Chasseurs zu Fuß und Pferd. In den Logen über mir plauderten und sangen drei Mädchen die ganze Zeit hindurch und warfen mit der nur Franzosen möglichen Frechheit Nußschalen unter die Leute im Parterre. Das Haus ist klein, etwa halb so groß als das Weimarische. Die Franzosen, mit denen ich bald in's Gespräch kam und heftige Freundschaft knüpfte, vergaßen nicht mir zu versichern, daß alles hier nur provisoirement eingerichtet sei. Ueberhaupt unterhielt ich mich, eh' der Vorhang aufging, herrlich mit den Officieren und ihren Weibern. — Die Truppe ist nicht sonderlich und sie haben den Fehler aller Franzosen, viel zu übertrieben zu spielen; aber das Parterre entzückte mich durch sein klug gewähltes Applaudiren. Da ging keine schöne, auch keine gut gesagte Stelle verloren, die nicht durch lautes Klatschen, oft auch durch ein bis! bis! belohnt worden wäre. Der médecin malgré lui war zu Ende; nun sollte Félix, opéra comique gegeben werden. Aber auf einmal ging der Vorhang wieder auf, ein Schauspieler trat vor und verlas folgenden Zettel:

Le préfet Jollivet aux spectateurs du théâtre français. Citoyens, le préfet vient de recevoir de Paris des rapports, qu'enfin les préliminaires avec l'Angleterre sont signés, et il a cru, qu'il ne fallait pas cacher au public un moment cette heureuse nouvelle.

Wie soll ich Dir einen Begriff von der Bewegung machen, die nun unter den Zuschauern entstand. Aus dem Parterre, den Logen, bis hoch hinauf in

die Gallerie ertönte Jubelgeschrei und der tausendstimmige Ruf: vivent les consuls, vive la république. Die Officiere umarmten sich, ein Sergeant-Major, der neben mir saß, rief einmal über das andere: ah voilà, voilà d'heureuses nouvelles. Als das Klatschen etwas nachließ, rief man im ganzen Hause: la musique! la musique! und die Musik fiel mit der Melodie ein:

Ah ça ira, ça ira, ça ira
Tout le peuple sans cesse répète etc.

Und Alles sang in stürmischer Begeisterung mit. Ich war so gerührt, wie ich es fast noch nie gewesen bin, und niemals habe ich so erfahren, wie Enthusiasmus ansteckt. — Am Ende des Stücks wollten wir gehen, da hatte ein Schauspieler ein petit couplet sur cet heureux événement gemacht, der trat auf und las es vor. Es waren ein paar Antithesen, ziemlich leicht gereimt. Neues Beifallsrufen. Chantez-le, chantez-le, schrie man aus dem Parterre. Der Acteur räusperte sich und fing nun an, nach eigner Melodie das Ding herzuleiern, eine Geige aus dem ziemlich schlechten Orchester fiedelte eine gleichfalls eigne Melodie dazu. Danach rief man bis! bis!, ließ sich das Ding wiederholen und ging dann höchlich vergnügt nach Hause."

Von Mainz fuhr Hase bis Bingen mit dem Marktschiff und wanderte dann weiter über den Hundsrück auf Trier los. „Die Bauern," schreibt er, „fand ich etwas mehr mit der Republik zufrieden; hitzig demokratisch jedoch nur sehr wenige. Dagegen war in allen vordem deutschen Städten, sie mochten groß oder klein sein, die entschiedenste Abneigung gegen die Regierung. Die ganze Spitze zwischen Rhein und Mosel, die das unfruchtbare Waldgebirge des Hundsrück einnimmt, wird durch eine mythische Person unsicher gemacht, die man Schinderhannes nennt. Nach der Fabel steht sie an der Spitze einer zahlreichen Bande, erscheint in allerlei Gestalten, meistens aber als Jäger mit der Büchse, verfolgt ausschließlich die Juden, ohne den Christen besonders beschwerlich zu fallen, nimmt unterweilen allerlei Anleihen auf, die sie ordentlich wiederbezahlt u. s. w. Auffallenderen Mangel an Gemeingeist habe ich noch nie gefunden. Weil sie blos den Juden zu Leibe geht, bekümmern sich die Bauern um ihr Wesen sehr wenig. Nirgends habe ich auch die Soldatenfurcht, durch welche sich bei uns die Pastorenweiber, zum Theil auch die Pastoren selbst auszeichnen, so auffallend gefunden als in diesem Lande zwischen Mosel und Rhein. Du trägst einen blauen Rock, einen Säbel, eine Jagdtasche auf dem Rücken und lange, weite Hosen, das ist genug um überall für einen französischen Soldaten gehalten zu werden. Folglich ist kein Bauer, der nicht unter beständigem Zittern mit Dir redet, keiner, der nicht Dir aus dem Wege geht, keiner, der ein Wort sagt, wenn er Dich in seinem Weinberge Trauben stehlend trifft. Le gouvernement de la France est à présent purement militaire, sagte mir einmal Pernot. Ich will die Wahrheit dieser Sentenz nicht untersuchen; so viel ist aber gewiß, daß ein gouvernement militaire für die Militärs selbst eine herrliche Sache ist. Hätte ich die Renommée der Republik nicht schonen, und sie nicht, da sie schon verhaßt ist, noch verhaßter machen wollen, ich hätte mir die Jagdtasche von Dorf zu Dorf durch Bauern tragen lassen, ich hätte in allen Weinbergen mir Trauben holen, ich hätte in jeder Schenke umsonst die Nacht zubringen können;

alles unter dem Vorwande, daß ich französischer Officier wäre. Man glaubt, daß Du zu den republikanischen Cohorten gehörst; Du befiehlst und jeder Bauer zittert und gehorcht."

Von dieser Soldatenfurcht erzählt Hase eine Scene, die ihm auf dem Wege von Trier nach Thionville begegnete; ein Bauer verweigert Wein und Brot gegen Bezahlung zu geben, so wie ihn aber der vermeintliche Soldat mit dem Säbel bedroht, schafft er alles Verlangte herbei, und als er dafür 20 Kreuzer bezahlt erhält, segnet er in überschwänglichster Weise die unverhoffte Mildthätigkeit des Kriegsmannes.

„Man hatte mir in Trier, als man mir das Fell über die Ohren zog, viel von der noch weit größeren Theurung im Französischen vorgefabelt und alles was ich bisher gehört hatte, widersprach diesen Mythen gar nicht. Denk Dir darum mein Erstaunen, als ich nach einem Abendessen, wie man es in den besten Gasthöfen Deutschlands nur haben kann, für zwei Bouteillen Burgunderwein, und den Kaffee des andern Morgens dazu gerechnet, 23 Décimes (13 Gr. 4 Pf.) bezahlte. Dafür hatte ich mich den Abend an den Gesprächen meines Wirths, der Maire des Orts und heftiger Republikaner war, geweidet, hatte mit ihm au Salut de notre gouvernement, qui nous veut du bien getrunken, hatte ferner die Freundschaft eines französischen Majors, der mit dem Maire aß, gewonnen und nahm noch tausend Segenswünsche mit auf den Weg. Unser Gespräch drehte sich vorzüglich um die jetzige Regierung, mit der jeder Gute zufrieden ist, und der die Mittel genommen sind, Böses zu thun, nicht die, Gutes zu stiften. Ah croyez-moi, Monsieur — sagte der Maire — nous aimons à présent le premier consul, parce qu'il est républicain; mais s'il se veut élever y dessus, son gouvernement sera anéanti tout à fait. Alles stimmte darin ein. Der Maire hatte eine Tochter, ein äußerst liebenswürdiges Mädchen von 14 Jahren, Madeleine genannt. Diese fragte ich, eh bien Madeleine, voulez-vous bien poignarder le consul, s'il voulait se faire faire roi? Die Antwort war: ah monsieur, s'il avait le dessin d'anéantir notre république, de tout mon cœur. Ich konnte mich nicht enthalten — sie saß neben mir — sie für diese einer Römerin würdige Antwort zu küssen.

Nie habe ich das stille prunklose Wesen des echten Republikaners in einer so verehrungswürdigen Gestalt gesehen als bei diesem Maire. Er ist reich und doch baut er sein Feld selbst wie andre Bauern, seine Stelle als Maire bringt ihm nichts ein und macht ihm manche Versäumniß, aber keine Klage, keine Aeußerung der Unzufriedenheit kommt über seine Lippen. Liebenswürdige Familie guter Menschen, Du hast einen Jüngling eines fremden Volks davon überzeugt, daß das, was man republikanische Tugend nennt, nicht bloße Traumgebilde jugendlicher Schwärmerei sind."

Wir übergehen die Schilderung der Wohnung und Kleidung der französischen Bauern.

„Von Font d'Oye sollte ich hinüber nach Etain, das ungefähr noch 6 Lieues entfernt war. Aber gerechter Gott, welcher Weg! Das war die wahre Champagne pouilleuse, in welcher die Preußen im Schlamm erstickten. Koth, in dem ich im eigentlichen Verstande bis an die Kniee einsank, wie ich ihn in

Deutschland noch nie, weder in Ober- noch Niedersachsen gefunden habe. Da war alle gründliche Anweisung des freundlichen Wirthes umsonst, ich verlor den Weg und irrte auf's Gerathewohl in dem morastigen Felde umher: Voilà un homme, qui s'est dévoyé erscholl es auf einmal vor mir und ein Schäfer stand an meiner Seite. Es war ein alter Kerl, der wahrlich einmal mesme für même sagte, sonst aber mit der völligen französischen Leutseligkeit versehen. Die Schafe ließ er im Regen auf dem sumpfigen Acker stehen und lief mit mir durch den Schlamm um mir den Weg zu zeigen. — Ich schritt wacker zu, aber bald folgte neue Verirrung, neuer Sumpf. Ueberall freundliche Französinnen, die mich mit ihrem Geschnatter bis zum Dorfe hinaus begleiteten; und neuer Sumpf. Endlich schlug ich mich bis Landes durch, einem großen Dorfe in der Nähe von Etain. — —

Abends kam ich in Verdun an, einem schwach befestigten Orte in dem flachen Thale der Maas. Ein Chasseur des neunten Regiments führte mich zu einem Bürger, einem Bäcker, wie es scheint, in dessen Hause ich Dir schreibe. Du kannst Dir kaum vorstellen, wie angenehm das Reisen in Frankreich durch die Gewohnheit wird, daß ein jeder, der will, Fremde einnehmen darf. Dein Accent, Deine Kleidung, Dein ganzes Wesen fällt auf, erregt Theilnahme, weil diese Leute an fremde Gestalten nicht gewöhnt sind. Da läßt man Dich an den Kamin setzen, der Herr vom Hause ist zu Deiner Rechten, die Frau zur Linken, die Kinder rücken ihre kleinen Rohrstühle um Dich her. Nun mußt Du erzählen von der Regierung Deines Landes, was man daselbst von den Franzosen spricht, von den dortigen Schicksalen der Emigranten, von Deinen Gebräuchen. Und wie gutmüthig ist dieses Volk, wie leicht zu gewinnen, wie gefällig. Mein Wirth ist ein eifriger Katholik, folglich Feind der Republik, und doch machte es ihm und seiner Frau gewaltige Freude, als sie sahen, daß ich von dem Gang des Krieges und den Thaten der Armee unterrichtet war. Die Revolution hat uns arm gemacht, hieß es, aber die Armeen haben sich brav geschlagen, nicht für die Republik, sondern für das Vaterland. Es leben unsre Halbbrigaden.

Ueberhaupt finde ich das überall auf meinem Wege, der Bauer ist mit der neuen Ordnung der Dinge eben so zufrieden, als der Bürger zumal in den größeren Städten unzufrieden ist. Und es kann nicht anders sein. Aller Handel ist zerstört, folglich kein Gewinn im Großen und keine Reichen mehr. Das richtet die Manufacturen zu Grunde und setzte alle Städte, die sich dadurch nährten, außer Brot. Der Bauer fühlt das nicht, er zahlt weniger, ist frei von Zehnten und Frohnen und vom Druck des Adels; darum könnten im Nothfall große Städte jetzt blos durch die jungen Leute der umliegenden Dörfer gezwungen werden, ruhig zu sein. Doch dazu kommt es natürlich nicht.

Eben jetzt trat der Hausherr herein und fand mich noch schreibend. Ich sagte ihm, ich hätte einem Freunde versprochen, ihm mein Journal zu schicken. Da verließ er in einem Augenblick das Zimmer und kam mit einer Hand voll Assignaten wieder. Vous avez promis à votre ami de lui rendre compte de tout ce qu'il y a de remarquable dans la France; eh bien, voici des assignats, envoyez-les lui, faites-lui mon compliment et dites-lui, qu'il n'y a que

cet argent qui a fait le malheur de la France. Ich will dir einige beilegen, um das Begehren des freundlichen Mannes zu erfüllen und hülle mich jetzt in die leichte französische Decke, um dem morgenden Tage entgegenzuschlafen.

Den 13. nahm ich des Morgens von meinen freundlichen Bürgern Abschied und verlangte zu wissen, wie viel ich schuldig wäre. Ich würde in Deutschland wenigstens einen Gulden gegeben haben, hier war mit 20 Décimes (12 Gr.) alles abgethan, und als ich sie hinzahlte in dem schweren Eisengelde der Republik, so machte der citoyen Baziné Anstalten, als ob er mir zu Füßen fallen wollte, es kam jedoch nur zum Handkuß, den ich nicht abwehren konnte. Zum Abschied steckte mir Madame Brot in die Taschen, der Herr hing mir die Jagdtasche um; ich will fort. Attendez, attendez, monsieur ruft Madame, je m'en vais vous montrer le chemin. Gerechter Gott, ein Bote und zwar ein weiblicher! Ich entschuldige mich, ich sträube mich. Non, non, point d'embarras, vous pourriez vous perdre dans les rues, und damit werde ich fortgezogen durch die engen Straßen, die dicke Madeleine, das Kind vom Hause, läuft zwischen uns beiden. Wir kommen an's Thor, hier beschwöre ich die Botin umzukehren; ich könne nun gewiß nicht fehlen. „Ja, es ist aber ein Scheideweg an den Außenwerken." — Monsieur est-il étranger? ruft eine weibliche Stimme durch den Nebel; fort bien, je m'en vais le conduire jusqu'à la grande route. Den Augenblick verläßt mich der alte Bote mit der Bitte, ja bei der Durchreise sein Haus wieder zu beehren, der neue rückt heran. Es ist ein junges rasches Weib in einer Chenille, das mit seiner Magd hinausgeht in den Weinberg am Thore. Da wird in einem Augenblicke gefragt, de quel pays monsieur ist, ob die Weiber daselbst schön sind, wie alt monsieur ist, ob die Männer dort alle si grands et d'une taille si élevée sind wie monsieur und dergleichen gelinde Finessen mehr, welche dir eine Französin zu Dutzenden in einer Minute sagt, ohne irgend etwas dabei zu denken.

— — — —

Chalons ist eine entsetzlich große alte leere Stadt, etwa wie Erfurt, aber viel besser gebaut. Schon in St. Menehould hatte ich den Versuch gemacht, eines meiner Goldstücke zu wechseln, da weigerte man sich schlechthin es anzunehmen; dergleichen Gold sei in Frankreich nicht üblich. In Chalons ging ich zu einem Wechsler, der mir für jedes Stück sechs Laubthaler bot, wenn ich ihm einige zwanzig überlassen wollte, mit einzelnen könne er es nicht wagen. Verdrießlich trat ich in ein Bürgerhaus um Wein zu trinken; Madame, ein hübsches, junges Weib, war da, ich klagte ihr meine Noth; sofort warf sie ihren Shawl um, lief zu einigen Goldschmieden und brachte mir auch wirklich für die beiden Stück zwölf Laubthaler zurück. Während dem war ich in dem schön meublirten Hause mutterseelenallein und amüsirte mich die anderthalb Stunden hindurch, wo Madame ausblieben, damit, aus einem Zimmer in's andere zu gehen. Als sie wieder kam und ich heilfroh nun Geld zu haben, weiter ziehen wollte, bat sie mich so herzlich, den Abend da zu bleiben, daß ich mich überreden ließ. Darauf setzten wir uns beide an den Kamin und plauderten, bis die Kinder um 6 Uhr Abends aus der Schule kamen.

Deinem Dikto, daß mir ein gewisses honettes Ansehen beiwohne, das mich

auch in der allergrößten Misere nicht verließ, fange ich, so spaßhaft es auch damals gesagt war, jetzt in vollem Ernste Glauben beizumessen an. Von Koth bespritzt bis über die Ohren, mit zerrissenen, krumm getretenen Stiefeln war ich doch wahrhaftig eher ein Objekt des Abscheues. Und doch habe ich nirgends auch nur die kleinste Spur von Mißtrauen gegen mich gesehen. Ueberall stand mir Alles offen und die Frau vom Hause lehnte sich auf meine Schulter und faßte mir die Hand, in vertraulicher Unterhaltung. Du heitre, zutrauliche Nation, selbst wer den Vorsatz hätte, dich zu betrügen, er müßte ihn ändern bei deiner Offenheit.

A présent il me faut mettre au lit ma petite fille, sagte mir nun Madame vom Hause; allez Victoire, menez monsieur dans la chambre et entretenez-le. Und nun war ich mit dem kleinen siebenjährigen, munteren Mädchen allein, die ich eben so wenig verstand als sie mich. Victoire hatte einen Federball und fing an ihn mit der baguette zu schlagen; ich nahm ihr den Ball weg und sie sollte ihn mit einem Kusse auslösen. Ah doucement, monsieur, war die Antwort, ce n'est pas comme cela en France, que les jeunes filles baisent les garçons. Ich küßte sie mit Gewalt. Fort bien, fort bien, monsieur l'étranger, prenez garde à vous, je me vengerai. Die Rache erfolgte auch wirklich. Meine Mappe lag auf dem Tische, ich stand auf, mir das Dintefaß von der Jagdtasche aus dem cabaret zu holen; ich wollte Dir schreiben. Als ich wieder hereintrete, kommt mir ein entsetzlicher Gestank entgegen; je l'ai brûlé, votre portefeuille. je l'ai brûlé schreit Victoire und wahrlich hatte das Teufelskind die Mappe über das Licht gehalten und mir eine Ecke davon heruntergebrannt. Keine Feder war unbeschädigt geblieben, es war ein schrecklicher Gräuel der Verwüstung. A présent faisons la paix, mon ami, sagte das siebenjährige Mädchen, als sie sah, daß mich das Ding verdroß, je suis la vôtre. Sie erbot sich zu einem Kuß, um meinen Zorn zu stillen, und so waren wir versöhnt.

As-tu été bien sage, fragte Madame, die bald darauf hereinkam. Ah maman, il faut bien que j'aie été bien sage, car je me suis beaucoup ennuyée avec monsieur et son ours. (Der ours ist die Jagdtasche ob des haarigen Felles.) Et qu'avez-vous fait ensemble? Monsieur m'a raconté de son pays sagte das kleine Ding, ohne der Kußgeschichte mit einem Worte zu erwähnen. An das Erzählen von meinem Lande hatte ich übrigens nicht gedacht. Aller Reflexionen über dies Benehmen eines Kindes von sieben Jahren will ich mich enthalten.

Abends kam der Herr vom Hause, der auf dem Lande gewesen war, um Wein einzuhandeln, zurück. Wir aßen. Die Unschuld der Weiber — es war noch eine Schwester der Madame mit da — machte mir viel Vergnügen; sie glaubten, es müsse bei uns alles so sein wie bei ihnen. Combien d'années avez-vous servi contre vos ennemis? fragten sie mich, da sie hörten, daß ich zwanzig Jahr alt sei und konnten sich gar nicht hineinfinden, als ich sagte, daß bei uns keine Conscription der Jünglinge vor zwanzig Jahren stattgefunden hätte. Ainsi, il n'y a pas une république chez vous? fragten sie mich weiter, und als ich mit nein antwortete, hieß es: mon dieu, comment peut-on être Allemand? Man fragte nach meinen Eltern, nach meinen Geschwistern. Ainsi

il y a aussi des curés chez vous? rief Madame aus. On m'a dit que les Luthériens ne croyaient point en dieu. Nun erfolgte eine kurze Auseinandersetzung unseres Glaubens und unserer politischen Verhältnisse. Mais vous appartenez donc à la république Ligurienne, fiel mir der Hausherr in's Wort, als ich von den Herzögen in Sachsen sprach. Und so kam ein schreckliches Mißverständniß an den Tag, das mich beinah muthlos machte; man hatte nämlich, wenn ich von Jena, als der Akademie erzählte, wo ich gewesen war, das für Genua in Italien gehalten und sich Italien als halb und halb zu Deutschland gehörig gedacht. Endlich gelang es mir ihnen den Unterschied zwischen einem Jenenser und einem Genueser begreiflich zu machen, und ich gab ihnen, um bei Entwickelung dieser Wahrheiten faßlicher zu werden, meine Inscriptionen in die Hände, welche Madame mit der den Französinnen eigenen Neugier von Anfang bis zu Ende her buchstabirte, ohne ein Wort zu verstehen. Ich stieg durch alle diese Ereignisse ungemein in der Achtung meiner Wirthe, man nannte mich beständig Seigneur und versicherte, man habe es mir auf den ersten Blick angesehen, daß ich d'une très bonne maison wäre. Wehe, daß ich dies in der Republik hören mußte. Ueberhaupt that es mir leid, daß ich den schönen Namen citoyen, der auf einmal an alle Pflichten des Staatsbürgers erinnert, nur hier und da in den Dörfern, in den Städten fast gar nicht hörte, und nun hier Seigneur.

Den 15. früh verließ ich dieses Haus, wo ich recht froh gewesen war. Ich hätte gern eine Karte von dem Lande zwischen Chalons und Paris haben mögen, die war aber in allen Buchläden, wohin mich Madame la Roux selbst brachte, nicht zu finden; ich kaufte die environs de Paris von Robert und machte mich auf den Weg. Im Hinausgehen sah ich die Municipalität, ein schönes Gebäude, vier colossale Löwen von Stein liegen auf der Treppe des Portales.

Bis jetzt hatte meine Reise durch Frankreich einem Spaziergange geglichen; es thut mir leid, sagen zu müssen, daß dies nun ganz anders wurde. Denn eine halbe Stunde von der Stadt traf ich zwei Kürisser, von der neunten Halbbrigade leichter Infanterie, die nach Paris gingen wie ich. Mit ihnen machte ich Gesellschaft und nun gewann unsere Reise das gemeinste Ansehen von der Welt. Jeden Morgen früh vier Uhr aufgebrochen, trois repas par jour gemacht und bei jedem anderthalb Stunden verschwendet, Abends schon um 8 Uhr sich niedergelegt, kurz, es mag dir einen Begriff von dieser Reisemethode geben, wenn ich dir sage, daß ich von den drei Dörfern, in denen wir drei Nächte nach einander schliefen, nicht einmal den Namen und überhaupt von dem ganzen Wege nur so viel weiß, daß wir durch Montmirail, la Ferté und Meaux auf lauter Chausseen gekommen sind, und daß, weil meine Stiefeln zerrissen, ich die andern von dem abscheulichsten Rindsleder von der Welt anziehen mußte, wobei denn meine wundgeriebenen Füße nicht ermangelten, an der leichten Decke, womit ich sie den Abend umwickelt hatte, angeklebt zu sein. Es war ein entsetzlicher Zustand, denn denke dir meine Empfindlichkeit für Schmerz. Das schlechte Wetter und der Platzregen, der beständig fiel und den ich sonst nicht geachtet haben würde, trug jetzt dazu bei, mich muthlos zu machen. Ich will über diese drei abscheulichen Tage hinweggehen; ich will sie vergessen, wenn ich kann.

Den 17. Abends waren wir in Clayr, einem großen Flecken zwischen Meaux und Paris angekommen, den 18. aßen wir in Pantin, achthundert Schritte von den Barrièren der Hauptstadt. Ich trat hinein in die ungeheuere Häusermasse, durch eine Straße, die Aehnlichkeit mit den Gegenden innerhalb des Frauenthors in Weimar hat, so schlecht waren die Gebäude. Es war die rue du faubourg Saint-Martin. Aber je näher ich den Boulevards kam, desto höher und prächtiger wurden die Häuser, desto enger die Straßen, desto lärmender umtoste mich das Gewühl der geschäftigen Menge. Nach einem halbstündigen Gehen gelangten wir endlich an die Boulevards selbst. Meine Begleiter, die sich überhaupt auf dem Wege nicht feiner und gefälliger hätten betragen können, als sie thaten, überantworteten mich den Händen einiger deutschen Drechsler und Schneider, die sie aufsuchten, schlugen das angebotene Trinkgeld großmüthig aus und verließen mich. So wurde ich denn vor einer Stunde in einer nahen Auberge Nr. 22 bei citoyen Arnoult, rue du vert bois einquartiert und meine Reise nach Paris ist hiermit geendigt."

(Ein zweiter Artikel im nächsten Hefte.)

Literarische Rundschau.

Schriften Daudet's in deutscher Uebersetzung.

1. Provençalische Geschichten von A. Daudet. Autorisirte Uebersetzung von St. Born. Basel, B. Schwabe. 1879.

Seit A. Daudet durch seinen „Fromont jeune" mit einem Male ein berühmter Schriftsteller wurde, haben auch seine früheren bislang bei uns wenig beachteten Werke die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und wie schon vor einiger Zeit „le petit Chose" verdeutscht ist, so hat nun St. Born auch die „Lettres de mon Moulin" unter dem Titel: Provençalische Geschichten übersetzt, denen die „Contes du Lundi" aus derselben Feder in Bälde nachfolgen sollen. In seinen Erstlingswerken lernen wir Daudet von einer neuen Seite kennen als einen Humoristen und Romantiker, bei dem erst allmälig das heitere Spiel einer capriciösen Phantasie von dem unerbittlichen Realismus und Pessimismus des kühlen Beobachters mehr in den Hintergrund gedrängt ist. Die Lettres de mon Moulin zeigen sein Talent vielleicht von der liebenswürdigsten Seite, es ist eine Sammlung von Blüetten, Genrebildern, Plaudereien, traurig und heiter, rührend und schalkhaft, ergreifend und satyrisch; trotz der etwas katholisirenden Richtung des Verfassers werden auf Kosten der Geistlichen und Mönche Geschichten erzählt so amusanter Art, daß der Spott darin kaum einen Stachel hinterläßt; über dem Ganzen liegt der lachende Himmel der Provence ausgebreitet und von der vielgeliebten südfranzösischen Heimath unseres in Nimes geborenen Dichters verspürt man überall den Bodengeruch. Feinschmecker, denen bei einem Kunstwerk die Sauberkeit der Ausführung, die Feinheit der Zeichnung, der Farbenreichthum der Palette die Hauptsache ist, werden an dieser graziösen, wenn auch von Manierirtheit nicht freien Miniaturmalerei ihre besondere Freude haben. Das Buch verdiente daher eine Uebertragung; nur bot diese hier, wo der Styl so wesentlich, die Form so spielend und leicht, erhebliche Schwierigkeiten und durfte nicht von einem gewöhnlichen Uebersetzungsfabrikanten unternommen werden. Born, der auf diesem Gebiete kein Neuling mehr und dem in seiner bisherigen Stellung als Professor an der Akademie von Neuchâtel das Französische fast zur zweiten Muttersprache geworden ist, hatte das Zeug eine solche zu liefern. Er, der zu den Verehrern Daudet's gehört, ist mit Liebe an sein Werk gegangen und wenn er bescheiden sagt, daß er sein Streben darauf gerichtet habe, nicht zu weit hinter seinem Vorbilde zurück zu bleiben, so können wir nach genauer Prüfung unser Urtheil dahin abgeben, daß er eine durchaus fließende, sich im Ganzen wie ein Original lesende, sehr gelungene Uebersetzung geliefert hat. Nur ganz ausnahmsweise stößt man auf eine kleine Incorrectheit, auf einen Gallicismus, sehr selten ist ein Wort, z. B. en dérive p. 127, sur la roubine (ein provençalischer Ausdruck für Canal) p. 208 wirklich unübersetzt geblieben, der Text ist auch mit der nöthigen Freiheit behandelt, so daß oft die Form eine ganz andere, der Sinn ein getreuer ist. Wol dem deut-

schen Titel zu Liebe ist stillschweigend die in Algérien spielende Skizze „à Milianah" fortgelassen, dagegen sind schon zwei Weihnachtsgeschichten aus den „Contes du Lundi" hinzugefügt.

2. Die Könige im Exil. Pariser Roman von Alphonse Daudet. Deutsch von Wilhelm Löwenthal. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Verlag von W. & S. Löwenthal. 1880.

Alphonse Daudet ist ein wahrer Poet, auch in diesem seinem neuesten Roman; und das macht ihn so schwer zu übersetzen. Sein feiner Geist begnügt sich nicht mit dem ersten, besten Ausdruck, welcher in jeder Sprache ungefähr derselbe ist; sondern in dieser dichterischen Werkstatt verfeinert sich auch das Wort in einer Weise, welche nicht immer nachgebildet werden kann. Jeder Zeile aus Daudet's Feder sieht man die Strenge der Arbeit an: nicht etwa in gesuchten Redewendungen, vielmehr im Vermeiden des Gewöhnlichen, Banalen und Gemeinen. Wir haben immer das Gefühl, daß die Hand eines Mannes uns führt, welcher Ideale hat, eine Hand, die zugleich von großer Kraft ist; und das gibt uns ein vollkommenes Vertrauen, auch wo wir mit dem Dichter durch einen sittlichen Morast gehen. Wir wissen, daß der Schmutz an uns nicht hängen bleiben wird. Diese Sicherheit haben wir nicht bei Zola, der kein anderes Mittel zu besitzen scheint, um uns von der Wirklichkeit der Fäulniß zu überzeugen, als indem er uns selbst damit inficirt. Das Verfahren Zola's ist ein pathologisches, und nicht am Wenigsten macht seine Sprache den Eindruck des Verdorbenen; sie sammelt den Straßenkehricht, der für sie die Legitimation ihrer Echtheit und der Realität sein soll.

Auch Daudet schreibt nicht durchweg das Französisch der Akademie. Der gebildete Deutsche wird ein ganzes Heft der „Revue des deux-mondes" lesen können, ohne mehr als hier und da ein Wort zu missen; aber er wird nur wenige Seiten in den Romanen Daudet's lesen können, ohne das Wörterbuch nachschlagen zu müssen, und dann läßt es ihn noch obendrein nicht selten im Stich. Denn immer wieder aus der Sprache der Franzosen, die wir ja leidlich verstehen, fällt Daudet in die Sprache der Pariser, welche man nicht recht versteht, wenn man das Pariser Leben nicht kennt; dieses Leben voll unaufhörlicher Bewegung, voll Activität, erfinderisch, schöpferisch, immer nach Neuem haschend, und doch mit einer langen Tradition, welche sogar von denen nicht geleugnet werden kann, die sie bekämpfen. Aus dieser Fülle der Erscheinungen sind die Romane Daudet's hervorgegangen, und keiner seiner Zeitgenossen hat sie reiner in den Umrissen, glänzender in ihren eigenen Farben dargestellt, als er.

Ein solches Buch so zu übersetzen, daß es neben dem Original nicht verliert, heißt es noch einmal dichten; und das größte Lob, welches wir unter diesen Umständen der Uebersetzung Löwenthal's zu zollen vermögen, ist: daß sie durchaus lesbar ist, den Sinn im Großen und Ganzen getreu wiedergiebt und sich von eigentlichen Fehlern und Mißverständnissen, wenige Ausnahmen abgerechnet, frei hält. Wenn die Uebersetzung der „Provençalischen Geschichte" große Schwierigkeiten bot, so bot die der „Könige im Exil" größere. Die Nachbildung des dem Umfange nach kleineren Kunstwerkes setzte keinen so langen Athem voraus. Um diesen Roman in einem künstlerischen Sinn zu übersetzen, hätte der Uebersetzer nicht nur jede Feinheit des dichterischen Ausdrucks nachempfinden müssen — was wir bei Herrn Löwenthal nicht bezweifeln —, sondern auch auf die Wiedergabe desselben alle die peinliche Sorgfalt und unausgesetzte Mühe von vielen Tagen und Nächten verwenden müssen, wie der Dichter selber; und das ist mehr, als man billigerweise von einem Uebersetzer verlangen kann. Dazu kommt wie bereits angedeutet, jener eigenthümliche Parfüm dieses „roman parisien", der mit der Sprache selber abgestreift wird. Für ganze Kategorien von Ausdrücken der Mode, der Clubs ꝛc., die gerade jetzt en vogue sind, z. B. faire la fête, gommes, gommeux etc. haben wir kein Aequivalent. Vielleicht hätte Herr Löwenthal wissen sollen, daß „bouquin" die Pfeife der Dampfmaschine ist, welche die Pferdebahnwagen

zieht; er würde dann „le carnavalesque bouquin des tramways“ nicht mit „dem hohlen Rollen der Pferdebahnen“ (S. 259) übersetzt haben. Auch war es nicht nöthig „l'ombre d'un frêne pleureur“ in den „Schatten eines Baumes“ abzuschwächen, da „Trauer-Esche“ ja ein gutes, deutsches Wort ist. Ueberhaupt finden wir, daß Herr Löwenthal viel zu sehr die willkürlichen Auslassungen liebt — (S. 379 „déchire un moment les voiles“, etc.), und sie nicht immer auf das Glücklichste durch willkürliche Zusätze verbessert (S. 384 „helle Gamaschen“, im Original: „les guêtres“). Es mag wol nicht leicht gewesen sein, dem deutschen Leser (S. 269), „une alarme à d'Assas“ (des Hauptmanns, der bei Klosterkamp, den freiwilligen Heldentod starb) oder (S. 298) die Anspielung auf das Schloß Chenonceaux zu umschreiben; aber kein Grund lag vor, dem Doctor Bouchereau (S. 424) die beiden kleinen lebhaften Augen „des geborenen Tourainers“ (de Tourangeau) zu nehmen; denn mit diesem Worte geht ein charakteristischer Zug verloren, welcher zugleich das „provincial de forme“ seines Mobiliars erklärt. Herr Löwenthal hat das freilich (S. 417) mit „altmodisch geformtes Mobiliar“ übersetzt, und so war allerdings die Erklärung nicht nöthig. — Im Uebrigen wiederholen wir, daß Herrn Löwenthal's Uebersetzung denjenigen, welche das Original nicht lesen können, ein willkommener Ersatz sein wird und als solcher empfohlen werden darf.

Albrecht von Haller.

Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Von Adolf Frey. Leipzig, Haessel. 1879.

Eine solide und substantielle Arbeit, welche den Reichthum ihres Inhalts eher versteckt, als zur Schau legt! Sie erinnert uns an jene bequemen Gebäude, wie sie unsere Voreltern zu errichten pflegten, mit einer langen Flucht von Wohnräumen und Vorrathskammern, doch ohne Prunkzimmer. Viel reifes Wissen und gesundes Urtheil ist in diesem Buche aufgespeichert, aber gänzlich fehlen die flunkernden Theorien und blendenden Aperçüs.

In einer Reihe von durchschnittlich kurzen Capiteln wird uns die Stellung Haller's in der deutschen Literatur gründlich klar gemacht. Zeitatmosphäre, Bildungsgang, Beeinflussung (Stärkung und Beschränkung) eines großen, aber nur in jugendlichen Jahren und in Mußestunden geübten Talentes durch Gelehrsamkeit, republikanischen Patriotismus und eine strenge, ja starre Orthodoxie, Erfolg, Ansehen, Popularität, die zeitgenössische Kritik (Gottsched und die Schweizer), die Nachahmer und schließlich Haller's Verhältniß zu unseren Classikern, das Alles wird uns bequem und schrittweise nahe gelegt. In der Mitte des Buches steht das reichhaltige, sorgfältig gearbeitete, für den Fachmann ohne Zweifel interessanteste Capitel: Ueber Haller's Sprache.

Das kurzgefaßte Urtheil wird dem berühmten Berner, nach unserem Dafürhalten, völlig und endgültig gerecht. In die zur leeren Reimerei entartete deutsche Poesie, so lautet es ungefähr, brachte Haller wieder einen Gehalt, indem er würdige, seiner Zeit zusagende, obwol an sich unkünstlerische Stoffe behandelte. Mit den Zeitgenossen im Irrthum über das Wesen der Poesie, gab er dieselbe in den Dienst der Moral. So blieb er Didaktiker — einige warme Stellen seiner lyrischen Gedichte und seine Ode über die Ewigkeit ausgenommen — und cultivirte, dem Geschmacke seiner Zeit gemäß, das Lehrgedicht, die descriptive Poesie, die Satire, die Fabel, den historischen Tendenzroman. Wenn Haller dennoch einer echten Kunst Bahn brechen half, so that er es durch die Großheit und Bestimmtheit seiner Natur, die in einer wahren und starken Diction ihren Ausdruck fand.

Es ist viel interessantes Detail in diesem Buche. So figurirt z. B. unter den Nachahmern Haller's ein fast völlig unbekannter Poet, Grimm von Burgdorf, dessen Gedichte (1762) hin und wieder ganz auffallend auf das moderne Stimmungsbild hinweisen.

Zwei Punkte aber haben uns ganz besonders interessirt.

Zuerst Haller's ästhetische Theorien, wie er dieselben in seinem, zehn Jahre nach seinem Tode veröffentlichten, Tagebuche niedergelegt hat. Diese erscheinen uns ganz erstaunlich, obwol sie ohne Zweifel von der großen Mehrzahl seiner Zeitgenossen getheilt wurden. Da wird die Sittlichkeit des sophokleïschen Oedipus bezweifelt, mehr als ein aristotelischer Satz verneint und die dramatische Tauglichkeit ganz guter und ganz schlechter Charaktere behauptet, Molière's komische Kraft und Grausamkeit „widerwärtig" genannt, pius Aeneas mit den Schemen Ossian's weit über die homerischen Gestalten gehoben, kurz, das ästhetische Moment überall unbarmherzig und principiell dem ethischen Moment oder dem, was dafür gelten muß, geopfert. Heutzutage freilich haben wir diese Vorurtheile gründlich überwunden und die Selbstherrlichkeit der Poesie muß nach einer ganz anderen Seite hin vertheidigt werden.

Dann das Verhältniß Haller's zu Schiller. Es ist geradezu überraschend, wie viele, oft wörtliche Reminiscenzen aus Haller sich bei unserem großen Schiller finden. Er muß die Gedichte des Berners fast auswendig gewußt haben. Dieses Nachklingen, zusammengehalten mit dem auffallend günstigen Urtheile, welches der große, sonst so scharfe Kritiker in seiner Abhandlung „Ueber naive und sentimentale Poesie" über den Berner fällt, deutet, wie Frey hübsch bemerkt, auf einen dem schweizerischen Didaktiker und dem deutschen Classiker gemeinsamen philosophisch pathetischen Zug, und wir können dem Autor nicht Unrecht geben, wenn er Schiller's philosophische Gedichte „den künstlerisch vollendeten und verklärten Ausfluß und zugleich den Schlußstein des eigentlichen Lehrgedichtes" und Schiller selbst — nach dieser Seite hin — den fortgeschrittenen Nachfolger Haller's zu nennen wagt.

4. **Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen.** Erster Band. Heft II—IV. Berlin 1880. Weidmannsche Buchhandlung. Fol.

Das erste Heft des „Jahrbuches der königlich preußischen Kunstsammlungen" war im December 1879 erschienen, das zweite zu Ostern 1880 versprochen worden, statt dessen erschien jetzt Heft 2, 3 und 4 in einem Bande, denen sich den 1. October ein fünftes, Schlußheft, anschließen wird. Die scheinbare Unregelmäßigkeit, welche hier vorzuliegen scheint, erklärt sich aus der Natur des Unternehmens, das sich ganz neu constituirte und für welches Erfahrungen erst gesammelt werden mußten. Ohne Zweifel wird der zweite Band die vierteljährlichen Fristen strenger einhalten.

Was das Jahrbuch der königlich preußischen Kunstsammlungen als ein ganz neues Unternehmen erscheinen läßt, sind zuerst die jedes Heft eröffnenden, eine eigne Publication für sich bildenden, auch mit besonderer Paginirung versehenen „Amtlichen Berichte" aus den königlichen Kunstsammlungen. Im ersten Hefte war in diesen auf 18 doppelspaltigen Seiten Auskunft gegeben über das was man die „Bewegung" innerhalb der preußischen Kunstsammlungen nennt. In den streng amtlich gefaßten, trotzdem aber angenehm und lesbar geschriebenen Mittheilungen findet das Publicum Nachricht über Organisation und Vermehrung der Berliner königlichen Museen und der Nationalgalerie. In Heft 2—4 werden diese Mittheilungen bis zu Seite 44 fortgesetzt und erstrecken sich außerdem nun auf das Berliner Kunstgewerbe-Museum, die königliche Gemäldegalerie zu Cassel, das königliche Museum dort, und das Staedel'sche Institut zu Frankfurt a. M. Die Absicht ist, in dieser Art eine fortlaufende lebendige Statistik aller Museen der Monarchie zu liefern. Es liegt nahe, darauf hinzuweisen, wie wichtig deren Kenntniß dem Publicum sei, nicht minder wichtig aber kann sie für die Institute selbst werden, welche auf diese Weise als Glieder einer großen Familie gleichsam in ihren Resultaten öffentlich Rechenschaft ablegen.

Dem Inhalte des zweiten Theiles der Hefte, den „Studien und Forschungen" ist das Zusammenwerfen der drei Nummern zu einer Publication diesmal besonders zu Statten gekommen. Die größern Aufsätze, welche hier gegeben werden, brauchten nun nicht getheilt zu werden. In Friedländers, man könnte sagen „Buche" über die „Italienischen Schaumünzen des 15. Jahrhunderts" rücken wir ein gutes Theil vorwärts. Die diesmal gelieferten Abbildungen vorzüglicher Schaustücke des Berliner Cabinets in Heliogravüre, in Berlin vorbereitet und gedruckt, dürfen jede andere Leistung dieser Art in die Schranken fordern. Bode's umfangreicher Aufsatz über Elsheimer gewinnt jedenfalls dadurch, daß er gleich im Ganzen gegeben wurde, und Conze's und seiner Freunde Bericht über Pergamon durfte einfach nicht auseinandergerissen werden. Außer diesen drei großen Widerstandsstücken enthält der Band nur noch zwei kürzere, kleine Mittheilungen von Jordan und von Lessing. Er schließt ab mit Seite 324 und bringt außer den Abbildungen im Texte 14 Tafeln.

Was den „Studien und Forschungen" ihre Wichtigkeit verleiht, ist die strenge Innehaltung des rein wissenschaftlichen Standpunktes bei allen Mittheilungen. Nirgends ist Parteiwesen so schwer zu vermeiden und vielleicht sogar so natürlich als in dem, was nicht nur in Deutschland über neuere Kunstgeschichte geschrieben und gedruckt wird. So manches Renommée, wie dem doch sein sollte, hängt hier nicht von dem ab, was die Berufenen verschweigen oder höchstens andeuten, sondern von dem, was den Unberufenen in den Mund geschrieben wird, und die dauernde Unzuverlässigkeit unserer dieses Fach betreffenden Literatur hat ihren Grund darin, daß wenn Zuverlässigkeit verlangt oder erzwungen werden sollte, viele die Feder ganz niederlegen müßten. Dieser Uebelstand war so groß und schien sogar so sehr im Wesen der Sache begründet, daß an mancher Stelle gezweifelt wurde, ob er überhaupt sich überwinden lassen werde. Ob es möglich sein werde, muß allerdings die Zukunft erst lehren, jedenfalls ist hier ein Versuch gemacht worden, dem es nicht am nöthigen Rückhalt fehlt. Die ungetheilte Billigung, welche das Jahrbuch überall gefunden hat, und die thätige Betheiligung daran zeigen, wie sehr der Standpunkt, auf welchen seine Herausgeber sich gestellt haben, anerkannt worden ist.

Die Ausstattung ist vorzüglich. Zu erwägen aber bliebe vielleicht doch, ob in einer Richtung nicht zuviel geleistet wird. Das Büttenpapier, auf den das Jahrbuch gedruckt wird, ist eine Freude für jeden Bücherliebhaber, die den Text zierenden Illustrationen jedoch würden auf weniger scharfgerripptem Papier besser herausgekommen sein. Außerdem ist, an dem Exemplar wenigstens, das uns vorliegt, eine gewisse Ungleichheit im Drucke auch der Schrift zu tadeln, die aus mangelhaftem Auftrage der Schwärze herzurühren scheint.

5. **Ein Mutterherz.** Erzählung in Versen von Emil Taubert. Leipzig. Alb. Krüger. 1880.

Der Verfasser dieser Dichtung hat in den letzten Jahren eine Reihe von Poesien, „der Goldschmied zu Bagdad", „die Cicaden" u. s. w. veröffentlicht. Taubert ist ein Dichter „abseits vom Wege"; er sucht nicht den Beifall der Menge, sondern arbeitet still und redlich seinen Idealen nach. Wärme des Gefühls, das sich im „Goldschmied" bis zur Leidenschaft steigert, eine edle Sprache und gewissenhafte Behandlung der Form zeichnen auch die jüngste Schöpfung aus. Der Stoff, an sich ergreifend, ist mit tiefer Empfindung durchgeführt und wirklich dichterisch gestaltet. Eine gewisse Gefahr liegt nur in der vielleicht zu großen Vorliebe für den bildlichen Ausdruck; meist hält sich derselbe in den gebotenen Grenzen, aber zuweilen wird er gesucht wie S. 26:

Hinschwirrt der Ton . . . . . .
Der sangesfrohen Armbrust schnelle Bolze

oder Seite 64:

Der hagere Mann nur matt den Bogen führt,
Wie auf erstorb'nem Uhrwerk irrt der Zeiger.

Trotzdem wird man das kleine Werk nicht ohne Theilnahme lesen; namentlich werden die Frauen das Schicksal der Heldin verstehen.

ρ. **Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert.** Von William Edward Hartpole Lecky. Mit Genehmigung des Verfassers nach der zweiten verbesserten Auflage des englischen Originals übersetzt von Ferdinand Löwe. I. Band. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1879.

Es gereicht uns zum Vergnügen, diese vortreffliche Uebersetzung eines vortrefflichen Werkes anzuzeigen. Schon Professor Karl Hillebrand hat in seinem Aufsatz: „England im achtzehnten Jahrhundert" (Deutsche Rundschau, Band XXI, S. 371 ff.) auf die Wichtigkeit von Lecky's „History of England in the eighteenth century" nachdrücklich hingewiesen. Neben Stanhope's Geschichte desselben Zeitraums stellt diese sich erweiternd, ergänzend, vertiefend, indem sie mehr Gewicht auf das im Gesammtbilde der Nation Bleibende, Dauerhafte legt, als auf die mehr oder weniger verschwindenden Züge militärischer Details oder persönlicher und Partei-Vorkommnisse. Der Verfasser selbst bezeichnet in der Vorrede seines Werkes als die Gegenstände, die er sich darin zu behandeln vorgesetzt, die folgenden: „Das Steigen oder Sinken der Monarchie, Aristokratie und Demokratie, der Kirche und des Dissent, der landwirthschaftlichen, industriellen und commerziellen Interessen; die wachsende Macht des Parlaments und der Presse; die Geschichte der politischen Ideen, der Kunst, der Sitten und des Glaubens; die Wandlungen in der socialen und ökonomischen Lage des Volkes, die Einflüsse, welche abändernd auf den Nationalcharakter eingewirkt haben." Man sieht, ein weites, umfassendes, höchst interessantes Programm, welches der Verfasser mit all' der philosophischen Durchdringung des Stoffs und der ganzen Meisterschaft der Darstellung behandelt hat, welche wir schon an den früheren Werken Lecky's bewunderten. Der vorliegende erste Band reicht bis zur Niederwerfung des letzten jacobitischen Aufstandes im Jahre 1746 und dem Aachener Frieden; wir sehen der Vollendung des Werkes, mit welcher Lecky noch beschäftigt ist, theilnehmend entgegen. Ein Wort der Anerkennung schulden wir noch dem Uebersetzer für das Geschick und die Wärme, mit welcher er, in seinem Vorwort, sich und die Verlagshandlung gegen den Verdacht in Schutz nimmt, als könnten sie irgendwie mit der Anschauung übereinstimmen, welche Lecky von der das ganze achtzehnte Jahrhundert überragenden Figur Friedrichs des Großen hegt. Wer Friedrich den Großen nicht versteht, der versteht Deutschland nicht; England ist nun einmal das Land der zähen Vorurtheile, und selbst ein Mann von der geistigen Höhe, Kraft und Autorität Carlyle's hat dieses, wie es scheint, bis jetzt vergeblich bekämpft. — Von desselben Verfassers

Sittengeschichte Europa's von Augustus bis auf Karl den Großen

liegt uns, in der Uebersetzung des Dr. H. Jolowicz und in demselben Verlage (Leipzig und Heidelberg, Winter) eine zweite Auflage vor, welche mit den Zusätzen der dritten englischen vermehrt und von dem Uebersetzer der „Geschichte Englands", Ferdinand Löwe, durchgesehen ist. Wir empfehlen das anziehend geschriebene und äußerst belehrende Werk, welches über viele der dunkelsten Partien der europäischen Sittengeschichte helles Licht wirft, unsern Lesern auf das Angelegentlichste.

ρ. **Charles Kingsley.** Briefe und Gedenkblätter. Herausgegeben von seiner Gattin. Autorisirte deutsche Uebersetzung von M. Sell. I. Band. Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 1879.

Schon vor einigen Jahren, alsbald nach dem Erscheinen des englischen Originals (Charles Kingsley, his Letters and Memories of his Life) hat Max Müller in diesen Blättern dem großen und guten Manne, dessen Namen als der des Verfassers von „Hypatia" auch in Deutschland Klang hat, ein schönes Denkmal der Freundschaft gesetzt (vgl. „Deutsche Rundschau", 1877, Band XI, S. 483 ff.). Die Betrachtung des Lebens, welches dieser Mann gelebt, wirkt nicht minder erhebend, als die Lectüre eines der Bücher, die er geschrieben. Beides, sein Leben und sein Dichten, ging aus großer Kraft hervor und strebte nach Vollendung in jeder männlichen Tugend. Sein Herz war voll Liebe, seine Seele voll von dem Eifer für Wahrheit. Kingsley war einer der Edelsten seiner Zeit; als Geistlicher geliebt und verehrt von seinen Pfarrkindern, als Lehrer vergöttert von der Jugend und als Dichter populär in ganz England. Als er (1875) in seinen besten Jahren starb, war die Klage um seinen frühen Tod tief und allgemein, wie um einen nationalen Verlust. Das schöne Buch, welches die liebende Gattin dem Andenken des Unvergeßlichen widmete, ist längst zu einem „standard book" in England geworden; aber wir möchten es nun, da es in einer guten Uebersetzung vorliegt, noch einmal, mit Bezug auf Max Müller's mächtige Empfehlung, auch deutschen Lehrern an's Herz legen. Eine sinnige von jedem Flecken der Unduldsamkeit reine Religiosität und Liebe zur Menschheit, freudige Lust am Leben und ruhige Fassung gegenüber dem Unabänderlichen charakterisiren das Buch. Es wird Manchen zum Trost und Vielen zur Freude gereichen.

φ. **Nord-Amerika,** seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Von Ernst von Hesse-Wartegg. Mit Beiträgen von M. Brachvogel, Bret Harte, Th. Kirchhoff, Henry de Lamothe, Ch. Nordhoff, Friedr. Ratzel, Bayard Taylor u. A. Mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Gustav Weigel. 1880.

Zu den besten neueren Reisewerken gehört Hesse-Wartegg's Nordamerika, das in umfassender Weise dieses in Deutschland noch immer nicht genug gekannte Land beschreibt und würdigt. Die Reise, die der Leser mit dem Autor macht, ist um so fesselnder, als sich der letztere in genügender Weise nicht allein über die allgemeinen Zustände, sondern auch über zahlreiche Specialitäten und sachliche Details orientirt hat und mit eben dem Interesse etwa den wunderbaren Leistungen der Technik sich zuwendet, wie den landschaftlichen Reizen, die das seltsame Land bietet. Einige Wiederholungen, wie wir sie besonders im 1. Band finden, können bei einer neuen Auflage getilgt, ebenso wie verschiedene weniger gute Illustrationen beseitigt werden, um sie durch bessere mit dem größten Theil der gebrachten, auf gleicher Höhe stehenden Schnitten

zu vertauschen. Der Illustrationsreichthum ist ein besonderer Vorzug des Werkes und viele namentlich der landschaftlichen Bilder haben einen feinen eigenartigen Reiz, ihrem Hauptzweck der Anschaulichmachung entsprechen alle. Hier und da wäre eine innigere Verbindung zwischen Text und Illustration am Platze gewesen. Die Gruppirung des Stoffes, der alle Theile der Vereinigten Staaten und Canada's umfaßt, ist eine höchst geschickte. Der Leser erhält in alle Verhältnisse Amerika's Einblick, und Leben und Sitte, wie sie sich an den verschiedenen Orten verschiedenartigst gestaltet haben, werden seinen Blicken erschlossen. Die splendide Ausstattung, das schöne große Quartformat geben dem Werke auch äußerlich den Charakter eines Prachtwerkes.

γ. **Schmidlin's Blumenzucht im Zimmer.** Illustrirte Prachtausgabe. Herausgegeben von F. Jühlke, Hofgartendirector Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen. Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 600 in den Text gedruckten Holzschnitten und einem Titelbild in Farbendruck. Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey (Hugo Parey). 1880.

Die Liebe zur Natur in weiterem Umfange zu bethätigen bietet sich verhältnißmäßig nur Wenigen Gelegenheit. Vor allem ist der Städtebewohner hierin fast ausschließlich auf die Blumenzucht hinter oder vor dem Zimmerfenster angewiesen. Die Freude, die mit der Pflege der Zimmerpflanze verbunden ist, wird nun um so größer sein, je gedeihlicher sich unsere „grünen Lieblinge" dabei entwickeln, und daß es dazu nicht nur des guten Willens bedarf, sondern neben diesem auch ganz bestimmter Kenntnisse und Erfahrungen, beweist von neuem die kostbare und mit höchster Opulenz ausgestattete vierte Auflage von Schmidlin's Werk, das von dem auf seinem Felde wohlbekannten J. Jühlke eine zeitgemäße Bearbeitung erfahren hat. Dem mindest- wie bestbemittelten Blumenfreund gleich sehr empfehlenswerth, gibt es diesem genaue Anweisungen über die zur Pflanzencultur in Wohnräumen nöthigen Materialien, über die allgemeine Behandlung der Pflanzen und die Triebcultur insbesondere. Neben detaillirten Angaben über Gebrauchsformen für Ziergewächse und kürzer gehaltenen über Kunstgebilde aus Blumen und Tafeldecorationen, findet sich endlich auch eine sehr ausführliche (374 Seiten) Zusammenstellung der zur Cultur in Wohnräumen geeigneten Gewächse. Die zahlreichen, gut ausgeführten Holzschnitte helfen dem Laien die Anleitungen leicht zu erfassen und die Unterschiede der Pflanzen rasch zu erkennen.

γ. **Vom Kreml zur Alhambra.** Culturstudien von Max Nordau. 2 Bde. Leipzig, Bernh. Schlicke (B. Elischer). 1880.

Max Nordau hat sich schon in seinem früheren Werke „Aus dem wahren Milliardenland" als scharfer Beobachter und anziehender Schilderer bewährt, Vorzüge die auch seine „Culturstudien" zu einem in jeder Beziehung lesenswerthen Buche machen. Ohne Voreingenommenheit, ohne ein von daheim mitgebrachtes Urtheil hat Nordau die Eigenart der von ihm bereisten Länder zu erkennen gesucht in tiefer eindringender Beobachtung, als das sonst bei vielen Reisenden der Fall ist. Sein Zweck geht dahin, die Erkenntniß der Völkercharakter untereinander zu befördern und dadurch eine gerechtere gegenseitige Würdigung anzubahnen. Die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sind in ihrem geistigen Gehalt wie in ihrer stilistischen Fassung die bestgewählten und berücksichtigen ebensosehr die Physiognomie des Landes überhaupt, wie die socialen, die politischen und die culturellen Verhältnisse insbesondere. Rußland, Scandinavien, Belgien, Island, England, Frankreich und Spanien sind die Stationen der Kreuz- und Querzüge des fesselnden Erzählers.

γγ. **Der Dichter der Monarchie.** (Vittorio Imbriani) Von Professor Julius Schanz in Rom. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Wer nicht glaubt, daß Julius Schanz ein großer Dichter ist, der ist ein verstockter Sünder, der alle Lobreden lesen müßte, welche in dem „Bersagliere" in Rom, der „Leitmeritzer Zeitung", dem „Carlsbader Wochenblatt" und ähnlichen Weltblättern über genannten Herrn veröffentlicht, von dem Gelobten sorgfältig aufgehoben und von Zeit zu Zeit in irgend einem neuen Werk reproducirt werden. Da durch solches Thun des Dichters Ruhm doch noch nicht genug festgestellt zu sein scheint, beeilen sich zwei Schriftsteller, die gewiß dazu berufen sind — sie hatten sich bisher in ihrer Bescheidenheit von literarischen Productionen ferngehalten — sein Leben zu schildern, Gustav Jentsch u. d. T.: „Ein deutscher Dichter in Italien" und H. Schatzmayer in einem zweibändigen Werke: „Julius Schanz, sein Leben und Wirken im In- und Auslande". Auch das vorliegende Schriftchen, ein Separatdruck aus der „Heimath" — „Nachdruck nur mit Erlaubniß des Verfassers gestattet" — ist nichts als eine Selbstbeweihräucherung, es enthält außer den Uebersetzungen zweier Oden Imbriani's, Briefe und Zeugnisse, in denen Herr Schanz sich von anderen loben läßt, oder Erzählungen, in denen er sich selbst Lob spendet. Diese Manier, sich mit aller Gewalt in den Mund der Leute zu bringen, richtet sich selbst. Herr Schanz mag ein vortrefflicher Lyriker sein — die Kritiker wenigstens sagen es, deren Besprechungen er abdruckt —; aber hat ein Professor der deutschen Literatur in Rom wirklich nichts Besseres zu thun, als von Zeit zu Zeit ein mäßiges Gedicht zu machen und durch hilfsbereite Trabanten den Ruhm desselben verkünden zu lassen?

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. September zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abhandlungen, Staatswirthschaftliche. — Herausgegeben von Dr. R. F. Seyfferth. I. Serie. Heft 9. 10. April — Mai 1880. Leipzig, E. Koschny.

Allan. — Fluch der Liebe. Novellen von George Allan. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1881.

Amyntor. — Der neue Romanzero. Von Gerhard von Amyntor. Hamburg, F. F. Richter. 1881.

Auerbach. — Deutsche illustrirte Volksbücher von Berthold Auerbach. Mit ca. 400 Bildern nach Originalzeichnungen von K. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, A. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, L. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. A. Lfg. 1. Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchhandlung.

Aus alter Zeit. — Eine Gedankensammlung aus der ersten Blüthezeit deutscher Literatur. Für Freunde des Mittelhochdeutschen herausgegeben von Jean Bernard. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1880.

Becquer, ausgewählte Legenden und Gedichte. Aus dem Spanischen übersetzt von A. Meinhardt. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1880.

Bernardini. — Novellen von Francesco Bernardini. Vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1881.

Besse. — Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römisch-deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. Von Oberlehrer Dr. P. Besse. 4. Lfg. Leipzig, J. H. Webel. 1880.

Biblioteca moderna italiana. Für den Unterricht im Italienischen herausgegeben von Dr. H. Vockeradt, Gymnasial-Oberlehrer in Paderborn. IV. Perchè al Cavallo gli si Guarda in Bocca? Commedia in tre atti di Leopoldo Marenco. — V. Il più bel giorno della vita. Bozzetto della vita militare di Edmondo de Amicis. — VI. VII. Le coscienze elastiche. Commedia in cinque atti di T. Gherardi del Testa. Leipzig, Veit & Comp. 1880.

Catalogo dell' archivio della magnifica comunità di Este. 1880.

Centralblatt, Botanisches. Referirendes Organ für das Gesammtgebiet der Botanik des In- und Auslandes. Herausgegeben unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrten von Dr. Oscar Uhlworm. I. Quartal 1880. Kassel, Theod. Fischer. 1880.

Chevalier. — Börsen-Silhouetten von Chevalier. Berlin, W. H. Kühl. 1880.

Classics, The Ancient. English reading book containing pieces selected and translated from the greek and latin classic authors. In two volumes. Volume I. Greek classics. Compiled and partially annotated by Dr. Albert Wittstock. Bremen, M. Heinsius.

Comfort. — Nero. A tragedy by Richard Comfort. Philadelphia. 1880.

Deutsch. — Erzählungen von Karoline Deutsch. 2 Bde. Hamburg, O. Meißner. 1880.

Durdik. — Ueber das Gesammtkunstwerk als Kunstideal. Von Prof. Dr. J. Durdik. Prag, Gregr & Dattel.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. — Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg., 12. Lfg. Enthält: Handbuch der Botanik. 3. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

Erholungsstunden. Neue deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 19—22. Breslau, S. Schottlaender.

Esselborn. — Ein Heirathsgesuch. Schwank in einem Aufzug von Karl Esselborn. Leipzig, O. Mutze. 1880.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke. 2. 3. Lfg. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Falke. — Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 27—30. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Farina. — Mio figlio s'innamora. Novella. — Coraggio e avanti! — Novella di Salvatore Farina. Torino, Roux e Favale. 1880.

Faulmann. — Illustrirte Cultur-Geschichte. Für Leser aller Stände. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimile-Beilagen und ca. 300 in den Text gedruckten Illustrationen. Lfg. 1. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Frauenpflicht, Auch eine. — Von einer deutschen Frau. 2. Aufl. Zürich, Trüb'sche Buchhdlg. (Th. Schröter). 1880.

Gachard. — Histoire de la Belgique au commencement du XVIIIe siècle par M. Gachard. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von A. H. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. XLII. Lief., 1. Abth. Geschichte Baierns. Von Sigmund Riezler. II. Band. (Bis 1347.) Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Gesellschafter, Der. Volkskalender auf das Jahr 1881. Mit vielen Illustrationen. 41. Jahrgang. Mit der Zugabe eines Notiz-Taschenbuchs. Oldenburg, G. Stalling.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 8, 9. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Grove. — A. dictionary of Music and Musicians (A. D. 1450—1880) by eminent writers, english and foreign. With illustrations and woodcuts. Edited by George Grove, D. C. L. Vol. II. Part. XI. (Opera to Palestrina). London, Macmillan & Co. 1880.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, herausgegeben von P. K. Rosegger. IV. Jahrg. Heft 11, 12. August — September 1880. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hersing. — Der Ausdruck des Auges. Vortrag von Dr. Hersing, Augenarzt. Mit einer Tafel. Stuttgart, Ferd. Enke. 1880.

Herten. — Hof und Herz, Roman von W. Herten. Breslau, S. Schottlaender. 1881.

Herzog. — Ueber die „Reorganisation der aargauischen Bezirksschulen im Sinne einer Umgestaltung derselben zu Vorbereitungsanstalten für's praktische Leben, nicht nur für höhere Schulen" und moderne Schulbildung überhaupt. Von Joh. Adolph Herzog, Seminarlehrer in Wettingen. Aarau, H. R. Sauerländer. 1880.

Jacquinet. — Fragments d'études et notes prises dans une bibliothèque par M. Jacquinet. Paris, E. Plon & Cie. 1880.

Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. Gegründet von Bruno Hildebrand, herausgegeben von Prof. Dr. Johannes Conrad. Neue Folge. I. Band. 1. und 2. Heft. Jena, G. Fischer. 1880.

Ilwof. — Das Postwesen in seiner Entwicklung von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart. Drei Vorträge von Franz Ilwof. Graz, Leuschner & Lubensky, k. k. Univ.-Buchhdlg. 1880.

Karlowitsch. — Die Entwickelung des Nihilismus. Von Nicolai Karlowitsch. 3. stark verm. Aufl. Berlin, B. Behr's Buchhdlg. 1880.

Klassiker, Militärische, des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von v. Scherff, v. Taysen, v. Boguslawski, v. d. Goltz und Anderen, herausgegeben von G. v. Marées. 3. 4. Heft: Carl von Clausewitz: „Vom Kriege" II. III. erläutert und mit Anmerkungen versehen durch W. v. Scherff. Berlin, Schneider & Co., Königl. Hofbuchhandlung. 1880.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé. Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 8—20. Stuttgart, W. Spemann.

Koch. — Ueber die rechte Gestalt des individuellen Daseins, mit besonderer Berücksichtigung der Religion. Eine welt- und menschenfreundliche Betrachtung von B. M. W. Koch. Berlin, H. Th. Mrose. 1880.

Kohler. — Das Autorrecht, eine civilistische Abhandlung. Zugleich ein Beitrag zur Lehre vom Eigenthum, vom Miteigenthum, vom Rechtsgeschäft und vom Individualrecht von Prof. Dr. J. Kohler. Jena, G. Fischer. 1880.

Konversations-Lexikon, Illustrirtes, der Gegenwart. Nachschlagebuch für Haus und Familie zum täglichen Gebrauch. Mit etwa 1500 Textabbildungen, 20—25 Extrabeigaben, Karten, Plänen ꝛc. Lfg. 5. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Kossuth. — Meine Schriften aus der Emigration. I. Bd. Die Periode des 1859er italienischen Krieges. Lfg. 10—12. Autorisirte deutsche Ausgabe. Pressburg, O. Stampfel. 1880.

Kreiss. — Theophilosophie. Vereinigung der Theologie und Philosophie. Von Kreiss, evangelischer Prediger z. Z. pastor emeritus. I. Band. Grundzüge der Theophilosophie. 1. Lfg. Berlin, H. Th. Mrose. 1880.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 4. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der

Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 5. 6. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Lessing. — Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel und G. G. Gubrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. Bd. 2—6. Berlin, Th. Hofmann. 1880.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 11—14. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Nadler. — Fröhlich Pfalz, Gott erhalts! Gedichte in Pfälzer Mundart von Karl Gottfried Nadler. Herausgegeben von Ludwig Eichrodt. Mit 21 Holzschnitten von A. Oberländer. Lahr, M. Schauenburg. 1880.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte, die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Naumann, K. Prof. und Hofkirchenmusikdirektor. Heft 4. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Neuzeit, Die. Lesehalle für Alle. Redacteur und Herausgeber: Werner Große. VI. Jahrg. Nr. 1—6. Berlin, W. Große.

Nolte. — Marco und Maria. Eine Erzählung in Versen von W. Nolte. Selbstverlag des Verfassers. Frankfurt am Main. 1880.

Peters. — Die Entwickelung geologischer Anschauungen im Volke. Ein populär-wissenschaftlicher Vortrag gehalten von Prof. Karl F. Peters. Graz, Leuschner & Lubensky, k. k. Univ.-Buchhdlg. 1880.

Plinius. — Die Naturgeschichte des Cajus Plinius Secundus. Ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Prof. Dr. G. C. Wittstein. Lfg. 1. Leipzig, Gressner & Schramm. 1880.

Polko. — Ein Familien-Ideal. Roman von Elise Polko. Breslau, S. Schottlaender. 1880.

Quellen und Forschungen zur Sprach- und Culturgeschichte der germanischen Völker. Herausgegeben von H. ten Brink, E. Martin, W. Scherer. 42. Heft. Zur Gralsage. Untersuchungen von Ernst Martin. Strassburg, K. J. Trübner. 1880.

Rebelle ou non Rebelle à la loi fédérale de 1874 contre le mariage chrétien? Ou bien: Le citoyen, suisse, Théodore Paul, doit-il se présenter devant le tribunal civil de Lausanne le 7. Septembre 1880 pour chercher à obtenir quelque chose de juste de cette loi sacrilege et criminelle? Genova. 1880.

Rechtsanwalt, Der, im Hause. Ein Hand- und Hülfsbuch für Gewerbetreibende, Kaufleute, Beamte, Landwirthe, Haus- und Grundbesitzer, Techniker etc. Mit zahlreichen Formularen zur selbstständigen Anfertigung aller möglichen Eingaben, Klagen, Gesuche, Verträge, sowie mit Anleitungen zur selbstständigen Führung von Klagen jeder Art, nach der Reichs-Civil-Proceßordnung. Herausgegeben von einem praktischen Juristen. 2. vermehrte und verb. Aufl. Heft 1—3. Berlin, H. Liebau. 1880.

Roeder. — Italienische Dichter- und Künstler-Profile. Kritische Essays von Martino Roeder. Leipzig, Louis Senf.

Revue de l'école d'Alger. Section des lettres. — Section orientale. Paraissant tous les trois mois. Première année. No. 1. Alger P. Fontana & Cie. 1880.

Rist. — Johann Georg Rist's Lebenserinnerungen. Herausgegeben von G. Poel. 2. Theil. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und **Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Karl Kreutzl in München. II. Jahrg. Heft 11. 12. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Salinger. — Eine Wahlverwandtschaft. Novelle in Briefen von S. Salinger. Breslau, S. Schottlaender. 1881.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 59. Gletscher und Eiszeit. Von Dr. Albrecht Penck in München. Nr. 60. Die Götterwelt der alten Deutschen. Von Dr. W. Kaiser.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. XV. Serie. Heft 348. Aus der Culturgeschichte Europa's. Von Dr. F. Hoffmann. Heft 349. Heinrich der Löwe. Von Oberlehrer Dr. G. Boetzer. Berlin, C. Habel. 1880.

Sammlung von Vorträgen. Herausgegeben von W. Frommel und Friedr. Pfaff. IV. 1. Christenthum und bildende Kunst. Von Professor W. Frommel. — IV. 24. Siebenbürgen. Reisebeobachtungen und Studien. Nach Vorträgen von Geh. Bergrath Prof. G. vom Rath. IV. 5. Bücher. Ein Charakterbild. Von Professor Dr. Theodor Schott. — IV. 6. Ueber die modernen Alpenreisen. Von Professor Dr. Gustav Claß. Heidelberg, C. Winter's Univ.-Buchhandlung. 1880.

Schöberl. — Das Oberammergauer Passions-Spiel mit den Passionsbildern von A. Dürer. Von Franz Schöberl, Pfarrer in Laibstadt. Mit Titelzeichnung von Alois Eßmayr.

— „ —. Das Oberammergauer Passions-Spiel. Text, Erklärung der lebenden Bilder und die Handlung selbst enthaltend. Eichstädt, Krüll'sche Buchhdlg.

Schweiger-Lerchenfeld. — Das Frauenleben der Erde. Geschildert von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. Lfg. 7—12. Wien, A. Hartleben. 1880.

Sierke. — Kritische Streifzüge. Lose Studienblätter über das moderne Theater von Eugen Sierke, Dr. phil. Braunschweig, Friedr. Vreden. 1881.

Skizzen, Neue **Rumänische.** Uebersetzt von Mite Kremnitz. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1881.

Sprachschatz der Sassen. Wörterbuch der plattdeutschen Sprache in den hauptsächlichsten ihrer Mundarten. Gesammelt und herausgegeben von Dr. Heinrich Berghaus. Heft 11. Brandenburg, Ad. Müller. 1880.

Straß. — Einige Lehren des modernen Spiritualismus für das größere Publicum zum Troste für kommende Zeiten von Dr. Fr. Straß. Freiburg i. B., L. Schmidt-Vogler. 1880.

Temme. — Gleich und ungleich. Roman von J. D. H. Temme. 3 Bde. Breslau, S. Schottlaender. 1881.

Verdendorp. — The Verdendorps. A Novel. By Basil Verdendorp. Chicago, Charles M. Hertog. 1880.

Volksbote. — Ein gemeinnütziger Volks-Kalender auf das Jahr 1881. Mit einem Notizkalender als Gratis-Zugabe. 24. reich illustrirter Jahrgang. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg.

Volksschauspiele. In Bayern und Oesterreich-Ungarn gesammelt von August Hartmann. Mit vielen Melodien, nach dem Volksmund aufgezeichnet von Hyacinth Abele. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Wanderbilder, Europäische. No. 11. Baden in der Schweiz. Von R. Fricker. Mit 26 Illustrationen von J. Weber nebst einer Karte. Zürich, Orell Füssli & Co.

Wachsoldt. — Ein Wintermärchen. Von Stephan Wachsoldt. Hamburg, O. Meißner. 1880.

Welt, Illustrirte. Deutsches Familienblatt. 1881. 29. Jahrg. Heft 1. Stuttgart, Ed. Hallberger.

Werner. — Erinnerungen und Bilder aus dem Seeleben von Reinhold Werner. Centralmittel a. D. Berlin, A. Hofmann & Comp. 1880.

Wyl. — Passage in Oberammergau. Eine artistische Pilgerfahrt von W. Wyl. Mit dem zum ersten Male veröffentlichten Texte des Passions-Textes, drei Proben aus Tedler's Passionsmusik und den Bildnissen der Hauptdarsteller. 2 Theile. Zürich, C. Schmidt. 1880.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Jahrg. IX. Heft 138. Das Römische Recht in Deutschland. Von Landgerichtsdirector Dr. Carl Stammler. Berlin, C. Habel. 1880.

Zeitschrift, Historische. Herausgegeben von Heinrich von Sybel. Jahrgang 1880. 5. Heft. München, R. Oldenbourg. 1880.

Zelle. — Theorie der Musik. Ein Leitfaden für den wissenschaftlichen Unterricht von Dr. F. Zelle. Berlin, H. Th. Mrose. 1880.

Zeller. — Katechismus des Deutschen Reiches. Ein Unterrichtsbuch in den Grundsätzen des Deutschen Staatsrechts, der Verfassung und Gesetzgebung des Deutschen Reichs. Von Dr. Wilhelm Zeller. Zweite vielfach umgearb. und erw. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Der Gast vom Abendstern.

Novelle

von

Adolf Wilbrandt.

I.

Die merkwürdige Frau, von der ich erzählen möchte, hab' ich fast immer nur am Meer, in meiner Heimat gesehn; im Sommer oder Herbst, wenn sie in unserm Ostseebad Warnemünde einige Wochen oder Monate verlebte. Denn so sehr sie Süddeutsche war, im Blut, im Herzen und im Temperament, so hatte sie doch — ich weiß nicht, durch welchen Zufall sie hinkam — das kleine norddeutsche Hafenstädtchen liebgewonnen. Die Treuherzigkeit des Dialekts, die „grandiose Einfachheit" aller Verhältnisse (sie war Großstädterin), die seelenberuhigende Harmlosigkeit des Verkehrs thaten ihr wohl. Sie kam immer wieder. Sie gab Ostende und Scheveningen auf, wo sie „vor lauter Europäern keinen Eingeborenen mehr sah". Ja sie versuchte sogar Plattdeutsch zu lernen. Sprechen lernte sie's nicht; aber verstehn. Wie sie Alles mit Leidenschaft ergriff, so vertiefte sie sich auch in diesen Dialekt, in die „Sprache Fritz Reuter's", und hatte ein feines Ohr für die Unterschiede zwischen Reuter'schem und Rostock'schem, zwischen Rostocker und Warnemünder Platt. Noch merkwürdiger war es, zu sehn, wie diese feurige, phantasievolle Frau sich in die nüchternen, verschlossenen, still humoristischen, abergläubischen Menschen unseres Seestädtchens versenkte. In ihrer vornehmen, jüdischen Schönheit (sie stammte aus einem alten Geschlecht jüdischer Aristokratie) nahm sie sich unter diesen Lootsen und Schifferfrauen wie eine ausländische Fürstin aus; denn eine so fürstliche Erscheinung wie sie hab' ich selten gesehn. Sie ruderte aber mit den alten und jungen Lootsen um die Wette; oft weit in die See hinaus. Am schönsten war sie, wenn sie von so einer Ruderfahrt heimkam, durch die Anstrengung geröthet, die großen melancholischen Augen von Lebensfreude strahlend, das üppige braune Haar etwas verweht und verwirrt. Sitzend und die Ruder lenkend schien ihre Gestalt tadellos; wenn sie stand und ging, war der sehr bedeutende Kopf wol etwas zu groß, und der Wuchs nicht schlank genug für seine Fülle. Doch überall und

zu jeder Stunde gehörte sie zu den, so zu sagen, festlichen und feierlichen Schönheiten, deren Anblick veredelt. Der Umfang, gleichsam die Scala ihrer Eigenschaften war so groß, wie man es selten findet: bei einer fast männlichen Kühnheit des Geistes, des Willens, der Phantasie (auch wollte sie von Allem wissen, und wußte viel) war sie oft von einer wunderbaren Weichheit des Gefühlslebens, von einer träumerischen, zerstreuten, sich an die Welt hingebenden Entschlußlosigkeit. Ihre Freunde neckten sie zuweilen durch ernsthaftes Grübeln und Streiten über die Frage, was in ihr größer sei: die Seelengüte, der Verstand, die Unvernunft, oder die Zerstreutheit. Die Frage blieb unentschieden, und so, wie sie war, lebte sie zur Freude der Menschen weiter.

Sie war übrigens schon vermählt, als ich sie kennen lernte; mit einem hervorragenden, höheren Beamten, den man schätzte und achtete, der mir aber für diese ungewöhnliche Frau zu nüchtern erschien. Damals erzählte man mir, zwar nicht aus Zerstreutheit, aber aus Herzensgüte habe sie ihn genommen. Er sei leidenschaftlich verliebt gewesen, sie nicht. Eines Tages habe dieser sonst ruhige Mensch ihr bestimmt erklärt, es sei für ihn werthlos und nutzlos, ohne sie zu leben, und er sei entschlossen, aus der Welt zu gehn, wenn sie nicht seine Frau werde. Dies habe er auf eine so fürchterlich überzeugende, schlichte, männliche Art gethan, daß sie, ganz in ihre angeborene Weichheit aufgelöst, nicht im Stande gewesen sei, ihm ihre Hand länger zu versagen. Wie es sich damit verhielt — ob es halbe oder ganze Wahrheit, oder gar keine war — hab' ich nie erfahren. Es war eine Ehe, wie man sie häufig sieht: gegenseitige Achtung, vielleicht nur einseitige Liebe; das eigentliche Glück schien zu fehlen. Frau Johanna ward Mutter eines Kindes, das ihr nach wenigen Monaten starb. Als ich sie danach wiedersah, war eine beängstigende Melancholie über sie gekommen. Ich erinnere mich, daß, als sie einmal gegen Abend allein und weit in die See hinausgefahren war und lange nicht wiederkam, ihr Mann und ihre Schwester in eine Unruhe geriethen, die mich tief beklemmte. Sie schienen das Aergste zu fürchten, das man fürchten konnte. Diese Gefahr — wenn sie wirklich bestand — ging indeß vorüber. In leidlich gebessertem Gemüthszustand kehrte Frau Johanna im Herbst nach Oesterreich zurück. Etwa ein halbes Jahr später hörte ich vom Tode ihres Gatten. Einen Tag vor seinem Ende — nach längerer, hoffnungsloser Krankheit — hatte er ein Testament aufgesetzt, worin er ihr, der einzigen Erbin, mit Worten, die aus seinem Munde überschwänglich klangen, seinen Dank sagte „für den Anblick des edelsten und liebevollsten Herzens, das Gott ihn gewürdigt habe auf Erden kennen zu lernen". Sie habe ihm das Siechbett zum Paradies gemacht. Und doch glaube ich, daß sie nur als Freundin für ihn fühlte; daß aber Freundschaft und Mitleid schon bei ihr vermochten, was bei Andern nur die elementare Leidenschaft der Liebe vermag.

Hierauf erfuhr ich lange nichts von ihr. Im nächsten Sommer kam weder sie, noch ich nach Warnemünde. Später hörte ich wol einmal, daß sie noch Wittwe sei. Briefe wechselten wir nicht; die Schuld lag an mir. Es gibt so viele gleichgültige Menschen, die den Schriftsteller zu Correspondenzen der Höflichkeit, des Geschäfts oder des Mitleids zwingen, daß für Freundschaftsbriefe fast keine Zeit mehr bleibt. Dieses traurige Uebel wächst bei mir von Jahr zu

Jahr, weil die Geschäfte sich dehnen, aber die Jahre nicht! — Uebrigens kam ich auch in dem zweiten Sommer nicht in meine Heimat; aber im Herbst, im September besuchte ich meine Verwandten und fuhr auch auf einige Tage nach Warnemünde hinunter. Um diese Jahreszeit ist der Ort nicht mehr überfüllt; die Tage werden kurz, und das Meer wird kalt. Die lange Reihe der kleinen Häuser am „Strom" hinab bis zur See, mit den bedeckten, gläsernen Vorhallen, starrt nicht mehr von frühstückenden Hausvätern in Schlafröcken und von männersuchenden Töchtern mit langen, offenen, langsam trocknenden Haaren. Man kann am Leuchtthurm oder auf dem „Spill" in der Sonne sitzen, ohne die kleinstädtischen Badegespräche über den lieben Nächsten zu hören, die ich ebenso gern vermeide, wie den lieben Nächsten. Zuweilen wird die Luft wieder so frühlingsklar, daß man fern im Meer, gegen den dänischen Norden zu, die Südspitze von Falster zu erkennen glaubt; oder Wandervögel ziehen in rauschenden Geschwadern über uns hin und wecken in der beschwichtigten Brust die süße Unruhe auf, die man Wandertrieb nennt. Das leise Branden des Meeres aber wiegt sie wieder ein. Das sind die Tage träumenden Genießens, eh der Winter der Arbeit kommt; das ist meine Zeit.

An einem dieser Tage sollte ich Frau Johanna wiedersehn, und zugleich von der verhängnißvollsten Entscheidung ihres Lebens Zeuge werden.

Ich war Nachmittags auf den Hafendamm hinausgegangen, der, von einem zweiten rechts begleitet, in das Meer hinauswächst, um den ausfließenden „Strom" zu verlängern und die Einfahrt der Schiffe zu erleichtern. Das Ende dieses Damms wird „das Spill" genannt; man errichtet dort in jedem Frühjahr, für die Badegäste, einen hölzernen Aufbau in mehreren Stufen, mit Sitzbänken, zu geselligem oder einsamem Genuß der Seeluft, der Brandung, der Ferne, des Sonnenuntergangs im Meer, der Sternennächte. Ich war diesmal ganz allein, und so ziemlich gedankenlos. Das Meer sang so leise gegen die Granitblöcke, daß es zuweilen kaum mehr zu vernehmen war. Die stille, wasserkühle Luft ward von der Sonne durchwärmt, die den herbstlichen Nebelduft besiegt hatte und mir himmlisch wohl that. In diesem tiefen Schweigen erklang endlich ein Rauschen, das ich zuerst, im Halbtraum, für den Flügelschlag dahinziehender Reiher oder Seeadler hielt. Es war aber ein Dampfer, der hinter mir heranfuhr, aus dem Strom in die See hinaus. Als ich mich ihm zuwandte, erkannte ich den „Vorwärts", einen unserer Flußdampfer, der aber auch seetüchtig ist und wenigstens kleinere Fahrten ins Meer unternimmt. Eine Gesellschaft hatte ihn offenbar gemiethet: auf dem Verdeck sah ich etwa ein Dutzend Herren und Damen, die mit einander plauderten oder um sich blickten. Plötzlich ward ich bei meinem Namen gerufen, von einer Frauenstimme. Frau Johanna erhob sich von der Bank, auf der sie saß, und winkte mit dem Taschentuch zu mir hinüber.

Sie sprach mit einem der Herren, und dann mit dem Kapitän. Man rief mir zu, ich solle mitfahren; von dem Steg, der am Ende des Dammes etwas in das Wasser vortrat, solle ich auf das Verdeck springen. Das Schiff bekam Rückdampf und näherte sich langsam. Ich hatte unterdessen gesehn, daß fast die

ganze Gesellschaft mir bekannt war. Ich schwang mich vom Steg auf das Schiff hinab, und begrüßte zunächst die Freundin, Frau Johanna.

Die beiden letzten Jahre hatten sie verändert: ihre eigenthümliche Schönheit war vielleicht noch anziehender, geistiger geworden, an ihren Schläfen zeigten sich aber vollständig silberne Löckchen, was dem noch so jugendlichen Antlitz wunderbar widersprach. Sie lächelte liebenswürdig elegisch, sobald sie sah, daß ich das bemerkte. Dann beeilte sie sich, den „Schiffsherrn", wie sie ihn nach der Analogie von „Hausherrn" nannte, mit mir bekannt zu machen: den Professor Hamann, der den Dampfer gemiethet habe und sie alle bewirthe, um seinen Geburtstag und Frau Johanna's Ankunft zu feiern. Sie sei von Berlin, wo sie sich gegenwärtig aufhalte, auf zwei Tage herübergekommen, aus Sehnsucht nach dem Meer und dem „Spill". Professor Hamann, einer ihrer alten Freunde, habe zufällig erfahren, daß sie komme, und sogleich diese festliche Ueberraschung improvisirt. Jetzt Meerfahrt; dann Abend auf dem Spill; dann nächtliche Heimfahrt nach Rostock, mit bengalischem Licht, Leuchtkugeln und Raketen, wie man ihr bereits verrathen habe; übrigens wolle, aus besonderer Freundlichkeit, auch der Mond dabei sein.

Während sie dies mit einer gewissen aufgeregten, übertriebenen Heiterkeit erzählte, die mir in diesem Augenblick an ihr auffiel, betrachtete ich den Professor, eine der seltsamsten Erscheinungen, die ich jemals gesehen hatte. Eine schmale, schmächtige Gestalt trug einen länglichen, schmalstirnigen Kopf, der gleich auf den ersten Blick an Christus erinnerte; nur waren alle Formen verkleinert, und das lange, wellige Haar, der gekräuselte Bart, die milden Augen, Alles war schwarz, statt blond. Ein sanftes, wohlwollendes, liebevolles, leise trauerndes Lächeln schwebte, während Frau Johanna sprach, um seine Lippen. In dem langsamen Aufblick der an sich schönen, aber gleichsam verschleierten Augen lag eine zart zurückhaltende, bescheidene, doch, wie mir vorkam, etwas süßliche Schwermuth, die den Charakter des Gesichtes geistiger, aber nicht männlicher machte. Als er die Freundin einmal unterbrach, und als er dann nach ihr das Wort ergriff, sprach er leise, mit einer angenehmen, wohlklingenden, aber halb singenden und einschläfernden Stimme. Es war mir Anfangs, als käme sie aus der Ferne.

Uebrigens begrüßte er mich so herzlich und so liebenswürdig, daß ich nicht umhin konnte, herzlich zu erwidern. Mit einer anmuthigen, vielleicht zu künstlichen Wendung dankte er mir für die Freude, die ich unsrer gemeinsamen Freundin durch mein unvermuthetes Erscheinen gemacht hätte; denn der einzige Zweck dieser Fahrt sei, sie zu erfreuen, und wenn für alle *übrigen* Veranstaltungen, die dahin zielten, er selber die Ehre der Urheberschaft in Anspruch nehme, so scheine mein plötzliches Auftreten auf ihrem geliebten „Spill" eine *höhere* Veranstaltung zu sein. Er wandte sich dann wieder seiner „Gefeierten" zu, mit einer Mischung von ritterlicher Ehrerbietung und schüchterner Zärtlichkeit, die einen zwanzigjährigen Jüngling aus ihm machte; obwol ich aus den Falten um seine Augen und aus einer gewissen akademischen Gemessenheit seines Wesens schloß, daß er schon an vierzig vorbei sei.

Wer ist dieser Professor? fragte ich etwas später, als wir schon mitten im

Meer schwammen und ich mit einem liebenswürdigen Landsmann, den ich von früher kannte, einem Herrn von Barnow, vorne am Bug stand. Ich habe bis heute nie von ihm gehört!

Hat Ihnen die schöne Frau nicht von ihm erzählt? sagte Herr von Barnow. Sie kannte ihn ja schon in ihrer Mädchenzeit. Er soll sogar damals auch um sie geworben haben; — fragen Sie mich nicht, ob es wahr ist, denn ich weiß es nicht. Wir unter uns nennen ihn den „schwarzen Christus"; warum, das begreifen Sie. Man sagt, er war früher katholischer Theolog; aber vielleicht sagt man ihm das nur nach, weil er so „geistlich" aussieht. Jetzt ist er jedenfalls Professor der Philosophie; und ein leidenschaftlicher Astronom, wie man mir erzählt hat. Er hat das Gesicht und die Augen eines Sterndeuters; eines „Chaldäers"; finden Sie nicht auch? Uebrigens soll er auch hübsche Verse machen, artige Märchen erfinden und erzählen . . . Er liebt es überhaupt, wie Sie wol schon bemerkt haben, sich poetisch und sinnig auszudrücken! Ich werde immer unwillkürlich robust in meinen Aeußerungen, wenn ich in seiner Gesellschaft bin und ihn sprechen höre; durch den Geist des Widerspruchs, des Gegensatzes. Ein ganz außerordentlich guter Mensch soll er sein; — aber sehen Sie, Doctor, wie schmachtend er den Kopf auf die Seite legt und zu der Angebeteten aufblickt . . .

Sie meinen, er liebt sie —? fragte ich. Ueberrascht war ich nicht; ja ich fühlte jetzt, daß ich etwas Ueberflüssiges fragte: so sehr hatte das ganze Verhalten des „schwarzen Christus" schon sein Herz verrathen.

Herr von Barnow suchte zu lächeln. Nun, warum sollte er sie auch nicht lieben? gab er mir zur Antwort. Das wäre nicht das Schlechteste, was er thun könnte . . .

Er brach hiervon ab, ging langsam zur Gesellschaft zurück, und ich that das Gleiche. Der „Chaldäer", wie Herr von Barnow ihn genannt hatte, saß jetzt zwischen Frau Johanna und deren Rostocker Gastfreundin, einer reizenden Blondine, die aber neben der vornehmen, halb orientalischen Schönheit unbedeutend aussah. Sie gähnte eben verstohlen, der Professor schien sie zu langweilen; er sprach von einem philosophischen Thema und erörterte die sogenannte „Unendlichkeit" des Weltraums. Die Blondine sah auf das Meer hinaus, das offenbar für ihre Bedürfnisse schon „unendlich" genug war; Frau Johanna aber folgte der fließenden, leisen, gleichsam geheimnißvoll gedämpften Rede mit der hingebenden Theilnahme, die ich an ihr kannte. Ihre großen, wißbegierigen Augen leuchteten. Sie schien ebenso wie der Professor zu vergessen, daß sie sich auf einer Luftfahrt und auf dem Meer befand. Statt der irdischen Heiterkeit, mit der sie mich begrüßt hatte, sah ich nun einen grübelnden, weltfremden, wittwenhaften Ausdruck auf ihrem Gesicht entstehn, der sie fast dem „Chaldäer" etwas ähnlich machte. Unser Dampfer führte uns unterdessen über den stillen, glänzenden Wasserspiegel fort, gegen Norden zu; einige weiße Möwen, die uns begleiteten, flogen auf und nieder.

Bitte, bücken Sie sich nicht so tief gegen das Wasser vor, sagte die Blondine nach einiger Zeit zu Herrn von Barnow, der am Schiffsbord stand. Ich kann das nicht sehn!

Würde es Ihnen Leid thun, wenn ich hinunterfiele? sagte Barnow scherzend.

Er machte eine etwas muthwillige Bewegung (denn als Mecklenburger neckte er gern), wie wenn er schon in Gefahr wäre, über Bord zu fallen. In demselben Augenblick fuhr Frau Johanna aus ihren Gedanken auf, wurde blaß, und stürzte vor, um ihn festzuhalten.

Pardon! sagte er, etwas verlegen lächelnd. Ich — — ich heuchelte nur. Es konnte mir nichts geschehn!

Wie haben Sie mich erschreckt! erwiderte Johanna.

Ich bitte tausendmal um Vergebung — —

Sehen Sie, das kommt von diesen bösen Späßen! sagte die Blondine. Nun hätten Sie nur wirklich hinunterfallen müssen, so war das Unglück fertig: denn wie Johanna ist, die wäre Ihnen augenblicklich nachgesprungen, um Sie zu retten!

Welche Ehre für mich! entgegnete Herr von Barnow, der zu scherzen suchte. Ich bemerkte aber, daß ihm eine starke Röthe ins Gesicht stieg, und daß ihn eine eigenthümliche Freude überflog.

Bitte, überheben Sie sich nicht! sagte die Blondine. Es handelt sich nicht um Ihre werthe Person. Nur weil Sie im Allgemeinen ein Mensch sind — oder wenn Sie auch nur ein Hund gewesen wären — — Johanna kann ja nicht anders. Sie muß immer helfen. Sie hätte von innen einen Ruck gekriegt, wäre nachgesprungen, und sehr edel ertrunken.

O nein, ich kann schwimmen! sagte Johanna lächelnd.

Das allein hätte Ihnen wol nicht geholfen, gnädige Frau, erwiderte Barnow, der nun ernsthaft wurde; denn Ihre Frauenkleider hätten Sie bald hinabgezogen —

Ich bitte, verlassen wir dieses abscheuliche Thema! fiel der Professor ein, der einen ängstlichen Blick auf Johanna warf; einen Blick, der beinahe lächerlich und doch rührend war. Wie kommen wir auf so schwarze Gedanken. Ich beantrage, daß Herr von Barnow verurtheilt wird, neben dem Rauchfang zu sitzen, damit er die Gemüther der Damen nicht mehr beunruhigen könne. Unser Ehrengast soll sich dieses Tages freuen; nichts weiter als freuen! — Schauen Sie lieber hin, meine Damen, wie außerordentlich anziehend dieses Zusammenfließen von Meer und Himmel ist; und diese Klarheit des Lichts — so ins Grenzenlose —

Ja, ja! sagte die schöne Frau entzückt, und mit einem dankbaren Blick auf Professor Hamann, als hätte er auch das veranstaltet.

Es war in der That die schönste Beleuchtung des Meers, die man in unserm Norden sehen konnte. Was für ein Perlmutterglanz auf dem Wasser liegt! sagte ich zu Hamann, der seine mystischen Augen in das Meer vertiefte. Wunderbare Töne schillern da durcheinander: sehen Sie dieses blasse Blau und dies Rosenroth —

Hm! murmelte er. Mit einem eigenen Lächeln hob er dann die Schultern und sah in die Ferne.

Er soll farbenblind sein, oder rothblind, oder so etwas dergleichen! flüsterte mir Herr von Barnow zu.

Der Professor entfernte sich, der Blondine folgend. Die andern Damen und Herren hatten sich aufs Vorderdeck begeben, wo sie dem Fischfang unsrer Möwen zuschauten. Auch Barnow verließ uns, ich war mit Frau Johanna allein. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr „Wittwengesicht" zu betrachten; denn nur diesen Namen wußt' ich ihm zu geben. Eine wehmüthige, vornehme Resignation lag darüber, die mich traurig machte; die halbgesenkten Lider, die matt geöffneten Lippen sagten mir mehr über ihr Schicksal, als sie bis dahin mit Worten ausgesprochen hatte. Sie ist einsam und müde! dacht' ich.

Perlmutterglanz — — Sie haben Recht, sagte sie nach einer Weile. Und auch auf den Wölkchen da hinten, was für ein rosiger Hauch ... Ob Sie das nun wol auch fühlen, was ich dabei fühle?

Was, Frau Johanna? fragt' ich.

Es ist schwer zu sagen ... So eine sonderbare Unbefriedigtheit der Seele; so eine Art von Schmerz, daß man immer nur sagen kann: was für ein Perlmutterglanz! was für schöne Wolken! Aber haben, fassen, behalten kann man sie nicht; nie mit ihnen Eins werden — nie sie ganz genießen. Auch die schönste Natur, und den schönsten Tag, sehn wir nur so von ferne! Wir sagen: da ist es — und bewundern es — und sehnen uns nach ihm hin. Wir bleiben für uns, und die Welt für sich ... Lachen Sie mich aus, oder fühlen Sie mir das nach?

Ich denke, jeder feinere Organismus fühlt das, wenn auch unbewußt, gab ich ihr zur Antwort. Betrifft das aber nur die Wolken und die Berge? Fühlen Sie nicht auch, daß Sie von jedem Menschen, auch dem vertrautesten, ewig etwas trennt? Daß er ewig für sich bleibt, — nun, und Sie desgleichen? Keiner kann zu Keinem! Wir können einander körperlich umfassen, wir können seelisch mit einander fühlen; weiter bringen wir's nicht. Jedes Ich bleibt Ich, jedes Du bleibt Du. Jede Creatur, jede Zelle, jedes Atom ist eine Welt für sich. Darauf beruht das Ganze; das ist seine Möglichkeit, sein Reiz und sein Fluch! — — Uebrigens, wie kam ich dazu —

Mir das jetzt zu sagen? beendete sie selbst. Denken Sie, ich hätte umsonst so viel erlebt? ich hätte nicht denken gelernt? — Ach, Sie haben ja Recht. Jeder ist ewig vereinzelt — ewig unergreifbar — und unverschenkbar ... Darum sollten wir wenigstens einander so gut sein, wie wir irgend können; einander so viel Liebes thun, wie wir irgend können. Damit der „Fluch", von dem Sie sprachen, kleiner wird; und das Weltglück größer! Und aus seinem einsamen Ich heraus den andern Einsamen recht viel Freude machen — ihnen Glück bereiten — sich zum Opfer bringen — —

Sie wurde roth und verstummte; offenbar aus einem zarten, feinen Gefühl: weil sie fürchtete, zu große Worte zu machen, denen ihr Thun auf Erden nicht entspräche. Ich kannte sie genug, um das zu errathen. Ich brach gleichfalls ab, mit einigen allgemeinen, überleitenden Worten. Jedenfalls machen Sie heute Jemand eine große Freude! setzte ich hinzu.

Wem? fragte sie.

Ich hab' in diesem Augenblick nicht an mich gedacht, antwortete ich; denn

die Freude, daß ich Sie wiedersehe, dank' ich ja dem Zufall. Aber der Professor, der da vorne steht — der so glücklich ist, daß er Sie „feiern" darf —

Glücklich? unterbrach sie mich. Mit einem kaum bemerkbaren, wahrscheinlich unbewußten Kopfschütteln, und indem ihre Stirnhaut sich elegisch hob, sah sie in den Schooß.

Uebrigens haben Sie mir nie von diesem alten Freund erzählt, Frau Johanna —

Ich fürchtete, daß Sie nur über ihn lächeln würden! antwortete sie. Er ist aber bedauernswerth ... Sehen Sie, das ist einer von den guten, von den edlen Menschen, denen man Liebes thun sollte; denen man so viel Liebes thun sollte, wie man irgend kann — —

Sie sprach nicht weiter, denn in diesem Augenblick trat er heran, und mit ihm die Andern.

Frau Bertha, die heitere Blondine, hatte unterdessen, da sie die Stelle der Hausfrau, oder der „Schiffsfrau", übernommen hatte, in der Kajüte das „Festmahl" vorbereitet. Man stellte jetzt auf dem Hinterdeck mehrere Tische auf; sie wurden mit Allem geschmückt, was der September noch an Blumen hergab, die Gläser waren bekränzt, auf jedem Tisch erschien eine Bowle. Mit uns zugleich „setzte sich der Meerhunger" an die Tafel, wie Herr von Barnow sagte: denn die Seeluft hatte „dieses Ungeheuer" geweckt. Es entstand bald eine allgemeine, fast kindliche Heiterkeit, die sich auch in Tischreden entlud. Professor Hamann sprach in Versen, die der ganzen Gesellschaft, insbesondere aber doch Frau Johanna galten. Er erinnerte sie in feinen, zierlichen Wendungen an ihre Mädchenzeit, wo er fern von hier, am Fuß österreichischer Berge, ihr schüchterne Huldigungen dargebracht und dafür zum Lohn manches grausame Lächeln empfangen, das, wie ein sonniger, himmelblauer, aber scharfer Nordost, manche junge Blüthe in seinem Innern zu Tode gelächelt habe. Wie man von „unverstandenen Frauen" spreche, so scheine es auch zuweilen „unverstandene Männer" zu geben, die sich mit dem gleichen Schicksal ihrer jedenfalls schöneren und besseren Genossinnen trösten müßten. Er breche hier ab, um „unverstanden" zu bleiben; denn das sei der ungewöhnliche Zweck dieser seiner Rede ...

So ungefähr war der Sinn dessen, was er sprach. Die heiteren Wendungen, mit denen er ihn umkleidete, hatten bei seiner sanft vibrirenden Stimme und seinem byzantinischen Heiligengesicht einen etwas melancholischen Klang. Indessen schien das Niemand zu bemerken. Man stieß lustig mit den Gläsern an, und scherzte weiter. Die Sonne sank allmählich gegen das Meer, der „Vorwärts" wendete und hielt wieder auf die Küste zu, von der wir uns eine Meile, oder anderthalb, entfernt hatten. Wir fuhren langsam zurück. Die Damen bekränzten sich mit den Gewinden, mit denen man die Gläser geschmückt hatte. Die Heiterkeit nahm nach und nach in der Abendstille einen sanfteren, poetischeren Charakter an. Auf den Wunsch der Damen ließ sich der Professor aus der Kajüte eine Zither heraufholen, die man mitgebracht hatte, und spielte einige Volkslieder, mit leidlicher Kunst und mit zartem Ausdruck. Sie waren aber von der ernsten, wehmüthigen Art. Frau Johanna schien dadurch sehr bewegt zu werden; worauf Herr von Barnow, ohne ein Wort zu sagen, die Zither

nahm und wieder hinuntertrug. Wir näherten uns endlich der Einfahrt und dem „Spill", und es ward beschlossen, dort den Untergang der Sonne zu erwarten.

Der Dampfer fuhr in den „Strom" und legte an der nächsten Landungsstelle an; wir stiegen aus und gingen auf dem Mol bis zum „Spill" zurück. Auf den hölzernen Rundbänken und der niedrigen, steinernen Schutzmauer, die daneben hin läuft, ließen wir uns nieder; Einige auch unten auf den bemoosten Blöcken, an denen die leise Flut, ohne zu branden, hin und wieder spielte. Hamann und auch Johanna waren ganz still geworden. Die Andern sprachen unwillkürlich leise; Barnow, dessen unruhiges Gesicht mir zuweilen auffiel, summte etwas vor sich hin. Die Sonne sank hinter einem röthlichen, vergrößernden Schleier in das blasse Meer. Eine sanfte Kräuselung flog über den Wasserspiegel. Gleich darauf ward in einiger Entfernung von der Stelle, wo die große rothe Scheibe versunken war, mehr nach Norden zu, der goldene Abendstern sichtbar. Er stieg aber nicht, er schien auch hinabzugleiten. Noch war kein Gestirn außer ihm zu sehen. Es war ein wunderbarer Frieden über die Welt gekommen. Auch Herr von Barnow hörte auf, zu summen. Die ganze Gesellschaft hatte sich, ohne es zu wissen, dem Abendstern zugewandt, und wir schwiegen alle.

Das ist eigentlich die „Venus", nicht wahr? fragte endlich die helle Stimme der Blondine.

Ja, sagte Hamann, dem die Frage galt. Venus ist sie immer; von Zeit zu Zeit aber ist sie „Abendstern", dann wieder „Morgenstern", je nach ihrer Stellung zwischen der Sonne und uns.

Schönster aller Sterne! sagte Johanna leise.

Sie ist also näher an der Sonne als wir? fragte Frau Bertha wieder.

O ja! So viel näher, daß sie nur ungefähr zweihundertundfünfundzwanzig von unsern Tagen braucht, um ihren Lauf um die Sonne zu vollenden. Also wer dort nicht mehr „Jahre" erlebt als Sie, der hat nicht lange gelebt!

Aber es ist dort sonst ähnlich wie bei uns?

O ja — und o nein! antwortete der Professor mit seinem mystischen Lächeln. Unsern Frühling und unsern Herbst würden Sie dort nicht finden; bei den „Venuskindern" geht es rascher von Warm zu Kalt, und von Kalt zu Warm. Auch gibt es da nur die heiße und die kalte Zone; und die Berge wachsen dort höher in den Himmel: bis zu vier Meilen und mehr. Sonst aber ist die Venus offenbar eine Blutsverwandte, eine Schwester der Erde; ja beinahe wie eine Zwillingsschwester: denn sie ist fast ebenso groß. Auch hat sie eine Atmosphäre, ebenso wie die Erde; sie dreht sich um sich selbst, wie die Erde, und nur wenig rascher —

Woher wissen Sie das alles? fiel ihm Frau Bertha ins Wort. Oder erzählen Sie uns da eines Ihrer Märchen?

Nein, ich sage Ihnen nur, was die Astronomen der Venus abgelauscht haben, erwiderte der Professor. Sie sehen, nicht nur unsolide Leute wie Tannhäuser waren im Venusberg — —

Es könnte also dort ähnliche Wesen geben, wie auf unsrer Erde? fragte

Frau Johanna. Wesen, die man ebenso gut Menschen nennen könnte? Die denken und empfinden wie wir?

Hamann lächelte auf seine stille Weise vor sich hin. Er schlug dann die schwarzen Augen langsam zu Johanna auf und sagte: Warum nicht? Sie wären ja Schwesterkinder, die von dort und von hier. Freilich würden sie auch ihre Unterschiede haben; und wenn die Natur es zum Beispiel zuließe, daß Sie auf die Venus kämen — oder ein Venuskind auf die Erde — so würden die Unterschiede vielleicht tragisch werden ... Ich könnte Ihnen mehr davon erzählen, wenn es Sie nicht langweilte; wenn Sie's hören wollten. Die ganze Geschichte eines Venuskindes — —

Was sagen Sie? rief Frau Bertha aus. Die ganze Geschichte eines Venuskindes? Jetzt sind Sie nun aber wirklich beim Märchen angelangt!

Der Professor blickte sie unbestimmt und geheimnißvoll an, sagte aber nichts.

Frau Johanna suchte auf seinem Gesicht zu ergründen, was er im Sinne habe. Necken Sie uns? fragte sie nach einer Weile.

Er schüttelte den Kopf. O, es ist eine ernste Geschichte, gab er ihr zur Antwort. Vielleicht viel zu ernst für diesen Abend —

Warum für diesen Abend? Sind wir nicht in der besten Abendstimmung, die man wünschen kann? Alle sind ja still; also bessere Zuhörer werden Sie wol so bald nicht finden. So lange die Venus noch über dem Wasser ist, sollten Sie's erzählen ... Sagen Sie nur erst: Sie haben die Geschichte erdacht?

Hamann lächelte. — So zu sagen, ja! — So zu sagen, nein!

Jetzt hören Sie auf, Professor, oder fangen Sie an, sagte Herr von Barnow; denn Sie haben mich nun endlich richtig neugierig gemacht! — Wie heißt Ihre Geschichte?

„Der Gast vom Abendstern", sagte Hamann langsam, indem er die mageren Hände ineinanderlegte. Er sah von seinem Steinsitz auf der Schutzmauer mit einem fragenden Blick zu Johanna auf, die etwas höher auf einer der Rundbänke saß. Seine magere, schmächtige Figur, wie aus einem alten Heiligenbild, mit dem langhaarigen, vergeistigten Gesicht, machte mir in diesem Augenblick einen wunderbaren Eindruck. In der Gesellschaft dieser blühenden, lebensfrischen, größtentheils blonden Menschen kam er mir wie ein gestrandeter Fremdling aus unbekannten Gegenden vor, den man eben aufgefordert, von seiner Herkunft und seinem Schicksal zu erzählen. Auf den fast demüthig fragenden Blick antwortete ihm Frau Johanna mit einem herzlichen Nicken. Damit zufrieden wandte er sich an die Gesellschaft, als hätte sie zugestimmt, murmelte noch einmal „Der Gast vom Abendstern", und begann in seiner verhaltenen Weise zu erzählen.

II.

Nach neuen Berichten vom Abendstern, meine verehrten Gäste — Berichten, an deren Glaubwürdigkeit gewiß nicht zu zweifeln ist — gibt es dort menschenähnliche Wesen, wie ich Ihnen schon sagte; Wesen, die Ihnen äußerlich so ähnlich sind, daß Ihnen ein unterscheidendes Merkmal wahrscheinlich fehlen würde. Dennoch fehlen natürlich die Unterschiede nicht! Die Vennsbewohner haben zum Beispiel Augen wie Sie, aber sie sehen anders; und wenn das Menschenauge

auf die Farben des sogenannten Regenbogens beschränkt ist und weder jenseits des Roth, noch diesseits des Violett die Strahlen des Sonnenspectrums als Farben zu empfinden vermag, so ist das Auge des Venuskindes darin noch beschränkter: es sieht gar kein Roth, es sieht auch die andern Farben nicht so rein wie Sie, sondern die „schöne Welt" erscheint ihm ungefähr wie eine gute, bräunliche Photographie, mit Licht und Schatten, Linien und Formen, aber schwach gefärbt. Kurz, der Venusmensch ist —

Farbenblind, wie auch manche Menschen auf der Erde! fiel ihm Herr von Barnow ins Wort.

Der Professor verzog das Gesicht, und setzte einen Augenblick seine kleinen, schmalen Zähne auf die Unterlippe. Gleich darauf hatte er aber wieder sein mildes, liebenswürdiges Lächeln; er blickte auf Johanna, die sich nicht bewegte, und nickte Herrn von Barnow zu. Ja wol, ja wol! sagte er, und fuhr dann fort:

Der Venusmensch ist also „farbenblind", wie Freund Barnow sagte; so einfach im Nachtheil gegen den Erdenmenschen ist er aber nicht. Nämlich auch der Erdenmensch ist ein armes Geschöpf: er hat nur fünf Sinne, wie Ihnen bekannt ist, und das ist viel zu wenig; für unzählige Schwingungen der Materie und des Aethers, die beständig auf ihn einwirken — für den Magnetismus, die Elektricität, die chemischen Verwandtschaften, die allgemeine „Anziehung", und so weiter und so weiter — hat er keine Sinne. Was er davon weiß, oder zu wissen glaubt, sagt ihm nur sein Verstand! Dem Venusmenschen ist aber noch ein Sinn gegeben: der „Aethersinn" oder der „Fernsinn", wie sie ihn dort nennen — — bitte, lachen Sie nicht. Mit diesem wunderbaren, räthselhaften Sinn erfassen sie diejenigen Schwingungen des Aethers, durch den ganzen Weltraum, auf denen die gegenseitige Anziehung aller Atome, aller Körper beruht. Sie fühlen diese Anziehung; sie erleben sie im genießenden Bewußtsein; — und das hat dann freilich auch eigene, sonderbare Wesen aus ihnen gemacht. Sie leben gern in die Ferne, weil sie gleichsam auch das Fernste noch leibhaftig fühlen. Sie kümmern sich nicht viel um die kleine Venus, an der sie kleben; sie beschäftigen sich lieber mit dem Universum, sie grübeln, träumen, messen und berechnen, sie sind ein Volk von Astronomen und Denkern. Darin haben sie es weiter gebracht als die stolzen, eingebildeten Erdenmenschen; aber sie sind dafür auf der Venus nicht so recht zu Hause . . .

Nun, wir haben ja wohl auch dergleichen Leute! bemerkte Herr von Barnow mit einem flüchtigen Lächeln.

Ja wol, ja wol; gewiß! sagte der Professor.

Einer von diesen Grüblern auf der Venus entdeckte nun eines Tages, durch Experimente, die ich hier nicht wiederholen will, denn es würde Sie langweilen — — er entdeckte eines Tages, daß er die merkwürdige Fähigkeit habe, die allgemeine Kraft der „Anziehung" in seinem Körper nach Belieben zu schwächen oder zu verstärken; sodaß er im Stande war, sich so leicht zu machen, daß er auffliegen konnte, und dann wieder so schwer, daß fünf der stärksten Venusmänner ihn nicht vom Boden emporzogen. Ob diese Eigenschaft, die ihn natürlich sehr überraschte, auch in den andern Venuskindern schlummere und nur noch nicht entdeckt worden sei, darüber behielt er sich für eine spätere Zeit genaue Unter-

suchungen vor; zunächst kam dieser Glückliche auf einen kühnen Gedanken. Er hatte sich seit Jahren viel mit unsrer Erde beschäftigt. Für diesen hellglänzenden Stern, den sie dort den „Schwesterstern" nennen, hatte er eine ähnliche Vorliebe, wie Manche von uns für die Venus haben. Ein unendliches Verlangen kam nun über ihn, den Versuch zu machen, ob er vermöge seiner neu entdeckten Eigenschaft sich von der Venus abstoßen und durch den Aether bis zum „Schwesterstern" gelangen könnte. Er überlegte sich dieses gewagte Unternehmen eine Weile nach allen Seiten; endlich setzte er es auf folgende Weise ins Werk. Heimlich, ohne irgendwem seinen Plan zu verrathen — denn er fürchtete, daß man ihn sofort als wahnsinnig einsperren würde — begab er sich eines Morgens auf den höchsten Venusberg, den „Himmelssporn", der fünf Meilen hoch ist. Er brauchte zwei Tage, um hinaufzukommen. Wie er ganz richtig gedacht hatte, fühlte er, daß in dieser ungeheuren Höhe die Anziehungskraft der Venus lange nicht mehr so stark auf ihn wirkte, wie vorher im Thal, das er vom Gipfel aus nicht mehr erkennen konnte. Er hatte schon eine leichte, behagliche, elastische Empfindung; ungefähr wie ein Erdenmensch, der im Haschischrausch sich so körperlos leicht fühlt, wie wenn er gegen die Zimmerdecke emporschweben oder aus dem Fenster fliegen könnte. Nachdem er also die Nacht abgewartet hatte, und die Erde, der „Schwesterstern", in goldenem Glanz aufgestiegen war, stellte er sich oben auf die höchste Spitze; empfahl sich dem höchsten Gott, dem „Aethergeist", mit einem kurzen Gebet, machte auf Stirn und Brust das Zeichen des Sterns — was ungefähr dem Kreuzschlagen unsrer Katholiken entspricht — vernichtete das Gefühl der Schwere in sich, so viel er konnte, und flog in die Höhe.

Ich brauche nicht zu sagen, daß er sich vorher die Richtung auf die Erde und ihre Bahn gegeben hatte; und daß er fortfuhr, in dieser Richtung zu steuern, wobei ihn der angeborene „Fernsinn" unterstützte. Sobald er die immer dünner gewordene Atmosphäre der Venus ganz verlassen hatte und sich in dem großen Weltmeer des sogenannten Aethers befand, wuchs auch die Kraft dieses sechsten Sinnes. Er flog rüstig weiter; mit einer Geschwindigkeit, für die er gar keinen Maßstab mehr hatte; die ihn allerdings zuerst etwas ängstigte — doch der Mensch gewöhnt sich an Alles, auch der Venusmensch. Nach und nach gewöhnte er sich auch daran, daß die Nacht nicht aufhörte; denn er hatte dafür die Freude, den „Schwesterstern" bald größer und größer zu sehn. Da er als guter Astronom in der Richtung flog, in der sich dieser „Schwesterstern" um die Sonne bewegt — wie ein guter Schütz auf die Stelle zielt, wohin der fliegende Vogel gelangt sein wird, wenn die Kugel eintrifft — so ersparte er sich unnütze Umwege, und seine Berechnung erwies sich auch als richtig. Er hatte sich zur rechten Zeit wieder schwerer gemacht, um die Anziehung der sich nähernden Erde zu verstärken. Endlich ward es heller; er kam in die Atmosphäre des beleuchteten Schwestersterns. Die mächtige Halbkugel, ein gewiß wunderbarer Anblick, wuchs gegen ihn heran. Er unterschied — nur mit einer Geschwindigkeit, die ihn fast verwirrte — Meere und festes Land, Berge und Ebenen; die blitzenden Fäden der Flüsse, die dunklen Wälder und die hellen Kornfelder, bräunliche Häuserhaufen — so weit sein Farbensinn ausreichte — Heerden auf

den Wiesen, Menschen auf Weg und Steg, endlich den Rauch, der von den Dächern aufstieg, und den Dampf, den Schiffe und Lokomotiven in die Luft hinausbliesen. Er hörte das Schmettern von Trompeten, da Soldaten unter ihm vorbeizogen; Trommelschlag, Kühe-Gebrüll, Jodeln von Hirtenbuben, Hufschlag von Pferden, die vorüberjagten, rauschende Waldbäche, singende Vögel in den hohen Bäumen. Wie wunderbar ihm das alles war, brauch' ich nicht zu sagen . . . Plötzlich hörte er dann auch das helle Lachen einer Mädchenstimme. Er hatte es nie so gehört; denn die Venusmädchen lachen nicht so lieblich. Es ward ihm sehr eigen und sehr weich zu Muth. Er vergaß beinahe, die übergroße Schwere seines Körpers wieder aufzuheben. Erst im letzten Augenblick raffte er sich zusammen, machte sich so leicht, wie ihm in der Eile noch gelingen wollte, fiel aber doch etwas unsanft, zwischen Bäumen, ins Gras.

Als er nach einer Weile wieder zu sich kam — denn im Anfang verging ihm das Bewußtsein — sah er sich in einem Garten, der weiter hinaus in einen Wald überging. In der Gegend, von wo er das Mädchenlachen gehört hatte, hing eine Hängematte zwischen zwei jungen, starken Bäumen; in der Hängematte lag ein junges weibliches Wesen, ohne Zweifel dasselbe, das vorhin gelacht hatte. Mittlerweile war es aber eingeschlafen, und die Hände unter den Kopf geschoben lag es gar lieblich da. Ein offenes Buch, in dem es früher gelesen, über dessen Inhalt es vielleicht gelacht, lag auf seinem Schoß. Der Fremdling vom Abendstern trat leise und schüchtern näher, um dieses merkwürdige Wesen zu betrachten. Ein so schönes und reizendes Geschöpf hatte er nie gesehn; seine Schwestern, seine Mutter, und die andern Venusfrauen, die er kannte, waren mager, schmächtig und etwas schattenhaft wie er selbst, hatten schmale, kluge, blaßgraue Gesichter, dünne Arme und Hände. Wie anders waren die halbnackten, blühenden Arme dieses Erden-Mädchens; dann die edle, herrliche Kopfform, die freie Stirn mit den geschwungenen Brauen, die vornehme Nase und die vollen Lippen. Er betrachtete das schöne Wesen lange, und zu seinem Unglück. Es schien ihm, als wenn noch ein siebenter Sinn in ihm erwachte; es war aber nur das Gefühl der Liebe, das er noch nicht kannte. Hätte er sich in diesem Augenblick wieder leicht gemacht und die Erde verlassen, es wäre ihm besser gewesen . . . Statt dessen vertiefte er sich ohne Ende in diese Wohlgestalt und in sein neues Gefühl, seufzte vor Glück und vor Unverstand, und kniete endlich neben der Hängematte nieder.

Die Schöne erwachte und war sehr erstaunt, als sie sich mit diesem Unbekannten allein sah. Seine Erscheinung schien sie aber mehr zu befremden, als zu erschrecken. Sie fragte ihn, wer er sei und was er hier wolle.

Er gestand ihr sogleich, auf welche unschuldige Weise er in diesen Garten gekommen war, und woher, und warum.

Mit vielem Kopfschütteln — so sehr verwunderte sie das alles — hörte sie ihn an. Sie sind also ein sonderbarer Gast! sagte sie dann endlich, indem sie sich in der Hängematte auf einen ihrer schönen Arme aufstützte. Ein Gast vom Abendstern! Wer hätte das gedacht! — Sie sehen aber auch wirklich aus wie von einem andern Stern. Sie sehen aus wie eine Schattenpflanze. Es scheint, man gedeiht hier besser, hier auf unsrer Erde!

O ja! O gewiß! sagte er verliebt.

Wie heißen Sie? fragte sie.

Er nannte ihr seinen Namen; darauf lachte sie aber laut. Das kann ich nicht aussprechen, sagte sie. Das klingt mir wie Mathematik!

Nun, so nennen Sie mich, wie Sie wollen, sagte er, den ihr Lachen — er erkannte es wieder — um den letzten Rest von Vernunft brachte. Machen Sie überhaupt mit mir, was Sie wollen; ich bin so fremd auf der „Erde", wie Sie sagen; stoßen Sie mich nicht fort! Lassen Sie mich in Ihrer Nähe bleiben; sonst wird mir auf diesem fremden Stern unheimlich, wie einem Kind!

Was soll ich mit Ihnen anfangen? sagte sie, nun doch auch etwas verlegen.

Was Ihnen beliebt! Ich werde Alles für Sie thun, was Sie verlangen. Ich will Ihnen zu Diensten sein, Sie brauchen nur zu befehlen. Haben Sie nur so viel Güte, mich nicht fortzustoßen!

Gut — ich will es versuchen, sagte die junge Schöne, die wirklich ein gutes Herz hatte. Ich will mir Mühe geben, Sie sonderbares Wesen, Sie auf unsrer Erde etwas heimisch zu machen. Ich will Sie „Hesperus" nennen. Sehen Sie mich nun aber nicht mehr so schmachtend an; das gefällt mir nicht! — Sie können in einem Häuschen dort am Walde wohnen, da wo es den Berg hinan geht; ich werde dafür sorgen, daß man Sie da duldet. Meine Eltern sind gut, werden Ihnen helfen. Wenn Sie uns besuchen, werd' ich von Ihnen lernen, wie es bei Ihnen auf dem Abendstern aussieht, und was Sie sonst noch wissen; und Sie sollen von mir lernen, wie man sich bei uns auf der Erde benimmt. Zum Beispiel, Sie knieen noch immer, und das schickt sich nicht. Also stehen Sie auf!

Hesperus gehorchte; und das Mädchen verließ die Hängematte. Am obern Ende des Gartens, an einer ländlichen Straße, stand ihrer Eltern Haus. Dahin nahm sie ihn mit. Und so begann denn sein Leben auf der Erde; für den Anfang poetisch und wunderbar genug; auf das Bittere sollte er aber auch nicht lange warten.

Nicht daß es ihm an des Leibes Nahrung auf der Erde gefehlt hätte: der Vater seiner jungen Freundin, ein gelehrter und guter Herr, nahm sich des wundersamen Gastfreunds mit allem Wohlwollen an, nährte und kleidete ihn, bis er auf diesem fremden Stern sich etwas eingewöhnt und durch seine Kenntnisse, zumal in Mathematik und Astronomie, sich Beschäftigung und Lebensunterhalt zu verschaffen gelernt hatte. Auch schien es ihm nicht übel, auf der Erde zu leben; wenn nur nicht die so schnell erwachte Neigung zu dem Mädchen — wir können sie „Stella" nennen — den armen Hesperus mehr gequält als getröstet hätte. Zwar hielt Stella ihm Wort: sie erlaubte ihm, sie häufig zu besuchen und ihr die irdischen Sitten und Gebräuche abzulernen; sie beehrte ihn mit dem Namen „ihres Lehrers und Meisters", den sie ihm gab, wenn sie sich in seinen Kenntnissen und Wissenschaften von ihm unterrichten ließ; sie gestattete ihm, auf ihren Wanderungen über Berg und Thal ihr Begleiter zu sein und ihr den Schirm, den Mantel und das Täschchen zu tragen, wenn er es wünschte und es ihr beliebte. Nach und nach aber — wol etwas spät, weil er als Venusmensch ein Träumer war — fiel ihm auf, daß das schöne Kind oft (und

reizend) gähnte, wenn er neben ihrer Hängematte saß und ihr von seinem einförmigen, grüblerischen Venusleben erzählte. Dann bemerkte er, daß sie gerne bergan floh, wenn sie ihn von seinem Waldhäuschen kommen sah, um wieder als ihr „Lehrer und Meister" sie zu unterrichten; und endlich, daß ihm in seinem Dienst als Mantelträger ein Nebenbuhler erschien, der ihn tief beschämte. Dieser Nebenbuhler hieß „Hektor" und war ein Neufundländer; ein großer und schöner Hund, der jungen Herrin ebenso ergeben wie Hesperus, ebenso liebe-bedürftig, und „fast ebenso klug", wie Stella zuweilen in herzlicher, grausamer Heiterkeit erklärte. Er lernte mit der Zeit, Stella's Schirm im Maul, Stella's Tasche um den zottigen Hals, Stella's Mantel wie eine Schabracke auf dem Rücken zu tragen; und je mehr Hektor in diesen Künsten vorrückte, desto seltener rief die Schöne den Hesperus, sie auf ihren Wanderungen zu begleiten. Was Hesperus ferner im Stillen bekümmerte und schmerzte, war die Fülle von seltsamen Kosenamen, mit denen sie ihn beehrte: ob sie ihn nun den „Sterngucker", oder „ihren bleichen Hesperus", oder „Schattenpflänzchen", oder — wie zum Unterschied von Hektor — ihren „getreuesten Pudel" nannte. Zu guter Letzt kam er denn dahinter, daß er überhaupt ungefähr in gleicher Höhe neben Hektor stand, nur als ein zweibeiniger und redender „Hektor" eine Stufe höher; daß er ihr aber vielleicht noch besser gefallen hätte, als er ihr gefiel, wenn er ebenso schön wie Hektor an ihr hinaufgesprungen wäre, oder ebenso klangvoll gebellt hätte.

Dies alles aber waren noch nicht seine größten Leiden; sondern das größte war, daß dabei seine Liebe zu der schönen „Herrin" nicht schwand, sondern wuchs. Wie schmerzlich erstaunte er, als er eines Morgens, vor seinem Häuschen sitzend — weil er von dort zu Stella's Fenster hinübersehen konnte — in dem Buch eines Erdenmenschen las: „mit den Frauen leben ist schwer; ohne sie unmöglich". Er fühlte, daß dieses Wort ihn traf, wie für ihn geschrieben; daß es vielleicht keinen der Erdbewohner so sehr treffe, wie ihn. Wie oft sagte er sich seit diesem Morgen — wenn er sich schlaflos Nachts auf seinem Lager wälzte, oder wenn er Abends, in der Dämmerung, den aufblinkenden „Abendstern" erwartete und nicht mit Heimweh, aber mit Erdenjammer sich zu dem verlassenen Heimats-Stern hinüberdachte — wie oft sagte er sich, den Kopf traurig schüttelnd: „Ohne sie unmöglich!" — Kam er dann wieder zu Stella, und fand sie in ihrem dunkelbraunen Kleid träumend am Kamin — denn es war Winter geworden — oder in einem rosafarbenen Ballkleid (man sagte ihm, es sei rosafarben: selber sah er es nicht), die unbedeckten Schultern von Jugend und Schönheit strahlend, die Augen leuchtend, Alles an ihr Freude und Erwartung, auf den Ball zu gehn und mit den staunenden Erdenjünglingen zu tanzen: so verkroch sich wieder seine stumme Liebe in den tiefsten Winkel seines Herzens; denn sie lächelte ihn an, wie sie Hektor anlächelte, oder sie sah durch seine „Schattengestalt" hindurch in die weite Ferne. Sie ging dann zum Ball, und er blieb zurück; denn ihr zu Liebe hatte er zwar versucht, tanzen zu lernen wie die Erdenmenschen; aber „es geht nicht, Schattenpflänzchen", sagte sie ihm damals, mitleidig lachend: „Sie springen immer zu hoch, es nimmt sich aus, als wollten Sie in die Luft fliegen und wieder zu Ihrem Abendstern zurück; — lassen Sie es gut sein!" — An diese Worte gedenkend, wagte er's nicht wieder.

O ja! dachte er wohl, das Beste wäre für dich, armer Hesperus, in die Luft zu fliegen und wieder zu deinem Abendstern zurück. Aber was willst du dort? Stella verlassen? „Ohne sie unmöglich!"

So verging wol noch eine gute Zeit; endlich sollte sein trauriges Schicksal sich vollenden. Eines Tages zog er mit seinem Nebenbuhler Hektor und der gemeinsamen Herrin zum Spaziergang aus. Die Erde hatte ihr Schneegewand wieder abgelegt und sich in das jungfräuliche Frühlingsgrün gehüllt, dessen Reize er aus den Gedichten der irdischen Poeten und aus den schwärmerischen Entzückungen seiner Stella kannte: er selber, der „Farbenblinde", fühlte es nicht. Heimlich aber that ihm wohl, daß zum ersten Mal nach langer Zeit die „Herrin" wieder geruht hatte, ihn zum Mitwandern aufzufordern; ja es schien, als hätte sie diesmal ein besonderes Verlangen, mit ihm zu sprechen, und ihm schlug das Herz. So zogen denn die Drei auf die Berge zu; Jeder die neugeborene Welt betrachtend, Jeder mit anderen Augen: Hektor wie ein Hund, der die Farben fühlte und vor Freude bellte, ohne zu wissen, warum; Stella wie ein poesievolles Kind dieser schönen Erde, jede Brechung des Lichts, jeden Glanz der Farbe schwelgerisch genießend; Hesperus wie ein denkendes Venuskind, dem Himmel und Erde wie eine angenehme, warm bräunliche Photographie entgegenkam und allerlei Betrachtungen über Licht und Schatten, über Nah und Fern in ihm erweckte. Die Sonne aber that ihm wohl und machte ihm Muth. Er fühlte nicht nur ihre Frühlingswärme; er dachte auch: ist sie nicht die große Mutter der Planeten, ist sie nicht die Mutter *ihres* Sterns und auch *deines* Sterns? Bist du nicht der Geliebten sonnenverwandt, geist- und blutsverwandt? Wenn ihr also ein Paar würdet, wär' es denn so seltsam? wär' es denn unmöglich? Warum sollte sie dir nicht ihr Herz zuwenden, wenn du nur treu und unermüdlich wirbst? Warum willst du verzweifeln?

Während er noch so dachte, zupfte sie auf einmal sanft an seinem Aermel, und er fuhr zusammen. Sie träumen wieder! sagte sie, mit einem ernsthaften, liebenswürdigen Lächeln. Gott weiß, wie lange Sie nun schon wieder schweigen ... Hektor sagt *auch* nicht viel; ihr wetteifert, wer der Nachdenklichste und der Stillste ist. Aber es thut nichts ... Ich wollte Ihnen etwas sagen, lieber Hesperus. Sie waren uns immer gut, meinen Eltern und mir. Seit Sie mir damals so vom Himmel herunter in den Garten fielen, waren Sie mir ein so treuer, guter Kamerad ... Sie sollen der Erste sein, dem ich sage, was mir nun geschehen ist. Ich werde *heirathen*, Hesperus. Ich bin Braut. Wünschen Sie mir Glück!

Hesperus antwortete nichts; auch wenn er gewollt hätte, hätt' er nicht gekonnt. Aber er *wollte* nicht. Er wollte lieber sogleich in die Erde sinken. Oder wenn ein *Steinbild* aus ihm geworden wäre, hätte er es auch dankbar hingenommen. Er stand jedenfalls wie versteinert da, ohne sich zu rühren.

Was ist Ihnen? fragte sie nach einer Weile. Sind Sie wieder ganz von hier entrückt, auf Ihren Abendstern? Haben Sie nicht gehört, was ich eben sagte?

Doch, ich hab' es gehört, antwortete er, sich zusammennehmend. Ich wünsche Ihnen also auch Glück!

Und Sie sind nicht neugierig? Sie fragen nicht einmal, wessen Braut ich bin?

Er hatte in der That noch nicht daran gedacht, sie danach zu fragen. Es schien ihm so gleichgültig, wessen Braut sie war, wenn sie ihn nicht wählte. Er sah Hektor vorweglaufen, in den Wald hinein, und wäre ihm gern gefolgt, um Stella nicht mehr zu sehn und dieses Gespräch zu beenden. Doch als ein wohlerzogener Gastfreund dieser Erde nahm er sich abermals zusammen und heuchelte freundschaftliche Neugier. Eben wollte ich fragen, stammelte er. Wen werden Sie heirathen, Stella?

Nun, — den Präsidenten. Sie kennen ihn ja, lieber Hesperus; Sie haben ihn zuweilen, Abends, bei uns gesehn. Wie sonderbar verwundert mich Ihre Träumer-Augen anschauen. Dachten Sie das nicht? Wußten Sie nicht, daß er — — daß er das im Sinn hatte?

Ich wußte nichts, antwortete er und schüttelte den Kopf.

Sie leben immer noch halb auf einem andern Stern! sagte sie, freundlich lächelnd. Sie bleiben der „Hesperus"!

Ja, das mag wol sein! stammelte er und versuchte ebenfalls zu lächeln. Wie nutzlos, dachte er, war all mein Bangen und Grübeln, all meine Eifersucht: wenn diese jungen Herren kamen und ihr huldigten, vor jedem von ihnen habe ich gezittert. An diesen ernsten, reifen, ruhigen Mann, an den Präsidenten hab' ich nie gedacht ...

Lieben Sie ihn denn, Stella? fragte er auf einmal.

Sie wurde roth und sah auf den Weg vor ihren Füßen. Ihre irdische Erziehung, sagte sie dann, ist noch nicht vollendet; so fragt man nicht, Hesperus! — — Ich will Ihnen aber doch sagen, weil Sie mein treuer, guter Kamerad sind: ich ehre ihn von ganzem Herzen, und bin ihm sehr gut ... Und nun fragen Sie nichts mehr. Sie sind und bleiben ein gutes, närrisches Schattenpflänzchen: entweder sind Sie zu wenig neugierig, oder zu viel! Nun gehn wir nach Hause, denn es wird schon Abend. Sie sollten etwas besser auf den Weg achten, Sterndeuterchen: Sie strauchelten schon wieder. Sagen Sie noch zu Niemand, was ich Ihnen gesagt habe. Mir war es nur so ums Herz, zu Ihnen davon zu sprechen; — dieses Eine Mal, und nun lassen wir's ... Ich muß Sie noch führen, scheint mir; — da ist meine Hand!

Er stolperte wieder über einen Stein, der im Wege lag, und konnte nicht umhin, ihre ausgestreckte warme Hand zu fassen, um sich aufrecht zu halten. Es lief ihm warm und kalt durch die Glieder hin. „Da ist meine Hand!" dachte er, sich ihre grausam mitleidigen Worte wiederholend. So hat sie vielleicht auch zu ihm gesagt, aber in anderm Sinn: „da ist meine Hand!" — Mir also gibt man so eine warme Hand nur um mich zu stützen? Ich bin und bleibe also der „Hesperus"? Ich bin auf diese unglückselige Erde nur herabgefallen, um zuzusehn, wenn die Andern lieben und geliebt werden? Für mich gibt's kein Glück? — Warum bin ich denn hier? Kann ich nicht wieder fort? Ich will fort! Ich will fort!

Als er vor Stella's Haus sich von ihr getrennt hatte und die Nacht hereinbrach, kletterte er stracks auf den nächsten Hügel, sah der versinkenden „Venus"

in das goldne Auge, sprach ein verzweifelndes, halb unsinniges Gebet zum „Aethergeist," machte das Zeichen des Sterns auf Stirn und Brust, und versuchte dann, sich wieder wie damals zu heben, end' es wie es wolle. Eine dumpfe Angst hatte ihn zwar den Hügel hinauf begleitet: wird es denn gelingen? Seit er auf der Erde war, hatte er oft mit Erstaunen und Beklemmung wahrgenommen, daß jene seine Fähigkeit, sich nach Belieben leichter oder schwerer zu machen, ihn mehr und mehr zu verlassen schien; ja es war ihm, als schwände sie in demselben Maße, in dem seine unselige Neigung zu Stella, dem Erdenmädchen, wuchs. Er schien zugleich der Spielball fremder Kräfte zu werden: ohne sein Zuthun kam es plötzlich über ihn, als solle er emporschweben (so auch damals, als er tanzen wollte), oder als müsse er wie ein Bleiklumpen zu Boden sinken. Diese gelegentlichen, sonderbaren Zustände hatten ihn zuweilen geängstigt: sie fielen ihm jetzt wieder ein; — aber „ich will! ich will!" sagte er vor sich hin. „Der Wille der Verzweiflung ist stark, und ich bin in Verzweiflung, und es wird gelingen!"

Einen Augenblick schien es auch, als erwache wieder seine alte Kraft; das Gefühl der Schwere begann ihn zu verlassen, die wunderbare, tröstliche Empfindung, als habe er keinen Körper mehr, tauchte in ihm auf. Schon glaubte er aufzufliegen, als eine thörichte Weichheit und Schwäche seines Herzens ihn verleitete, noch einmal den Kopf zu wenden und zurückzublicken: nach dem Hause nämlich, in dem Stella wohnte. Das weiße Haus leuchtete aus der graudunkeln Nacht hervor. Hesperus sah auch ein Licht; er wußte, daß es aus dem Fenster ihres Zimmers kam. Dort ist sie nun, dachte er ... Er seufzte auf; all seine Liebe zu ihr ward in ihm lebendig. Plötzlich empfand er wieder, daß die Erde ihn zog; jedes seiner Glieder schien sich gleichsam mit Schwere zu füllen. Ein jämmerliches Gefühl drückte ihn zu Boden; ihm war, als könne er sich nicht mehr aufrecht halten. Vergebens rang er, sich wieder loszumachen, sich emporzuschwingen. Er blieb wol auf den Füßen, er fiel nicht; aber es hielt ihn fest. Vergebens rief er alle Götter seiner Heimat an; vergebens starrte er zu den Sternen auf, als sollten sie ihn befreien. Kalter Schweiß brach aus ihm hervor; er stieß Verwünschungen aus, er stampfte die verhaßte Erde mit den Füßen; er zerfloß endlich in Thränen. Ich bin gefangen! gefangen! rief er in Verzweiflung. Auf ewig getrennt von meinem Stern! Ewig hierher verbannt, ewig hier gefangen! — Er warf sich zuletzt auf den Boden hin, der ihn wie mit unsichtbaren Ketten fesselte, und so blieb er liegen.

Wie lange er so lag, weiß Niemand zu sagen. Wie er am nächsten Morgen der Sonne ins Gesicht sah, die noch wieder die Erde, ihn und sein Elend beschien, hat man nicht erfahren. Lebt er noch? Leidet er noch? Was ist aus ihm geworden? Dieses alles ist dunkel; Gewißheit darüber kann man nicht erlangen.

Einige wollen wissen, nach und nach habe der unglückliche „Hesperus" sich daran gewöhnt, diese für ihn so traurige Erde nicht mehr zu verlassen; er habe „Vernunft angenommen", wie unsre populäre Moralphilosophie sagt, sich ganz und gar den Wissenschaften ergeben, und in einem andern Erdenland, fern von seiner Stella, lebe er als Lehrer der Jugend, die ihn zwar den „Sterngucker"

und wegen seines sonderbaren Blicks den „Fernseher" nenne, aber sich gern und mit Nutzen von ihm unterrichten lasse. Andre — wie es zu gehn pflegt — wollen Andres wissen. Der „Gast vom Abendstern" hab' es nicht ertragen, auf unsrer Kugel zu bleiben. Zwar den Sommer und Herbst habe er noch so fortgelebt; als aber im November Stella's Hochzeitstag kam, sei auch ein neuer Muth der Verzweiflung, oder eine neue Kraft über ihn gekommen. Er habe sich in der Nacht, die diesem Tage folgte, auf denselben Hügel neben ihrem Hause begeben; habe aber diesmal nicht wieder zurückgeschaut. Und da er dann allerdings wahrgenommen, daß jene seine verlorene Eigenschaft wieder erwachte, aber daran verzagt habe, den Heimatsstern zu erreichen, so habe er die Stunde erwartet, wo der bekannte große „Novemberschwarm" von „Sternschnuppen" durch und über unsere Atmosphäre zieht; habe sich aufgeschwungen, und dem größten dieser Meteore, das ihm in den Weg kam, sich auf den Rücken gesetzt. Auch sei er gerade in den mächtigsten dieser Schwärme gerathen, in eine jener ungeheuren Ansammlungen von Sternschnuppen und Feuerkugeln, die, den Geschwadern von Wandervögeln vergleichbar, durch den Weltraum ziehn, in höchst excentrischen Bahnen um die Sonne kreisen, und bei uns für „Kometen" gelten, wenn wir sie in weiter Entfernung auf ihrer leuchtenden Wanderung erblicken. Mit diesem endlosen Schwarm ziehe er nun dahin. Einsamer als je ein Mensch, da keiner dieser kleinen Weltkörper bewohnt sei; und sich dadurch ernährend, daß er sich zuweilen von einem Meteor auf das andre schwinge, es so zu sagen „abweide", bis der kärgliche und nicht sehr irdische Nahrungsstoff erschöpft sei, — dann dessen Nachbar aufsuche, und so fort und fort. So ziehe er gleichsam wie ein Hirt mit seiner Heerde, oder wie der „fliegende Holländer" des Aethers, durch die weite Ferne, die seinem „Fernsinn" gefällt. Wie weit aber diese Ferne ist, werden Sie ermessen, wenn ich Ihnen sage, daß der „Novemberschwarm", in den er gerieth, erst in mehr als dreiunddreißig Jahren seinen Umlauf um die Mutter Sonne vollendet. Ebenso lange Zeit wird also auch vergehn, eh' Hesperus mit seiner „Heerde" wieder an der Erde vorbeikommt — wenn es wahr ist, daß er sich bei dieser Heerde befindet. Dann widersteht er vielleicht einer gewissen Erden-Sehnsucht nicht, und schwingt sich noch einmal von einem seiner Meteore auf den „Schwesterstern", auf Stella's Kugel herab ... Aber was findet er dann? Dreiunddreißig Jahre sind vorbeigegangen, Stella ist alt geworden, oder lebt nicht mehr; und auch seine Jugend ist dahin ...

Doch dies alles sind ja Träume, Phantasieen. Wie dort im Meer der Abendstern untergegangen ist, während ich diese Geschichte erzählt habe, so ist vielleicht auch der „Gast vom Abendstern" schon ins „Meer des Nichts" hinab, und es ist nutzlos, die Wiederkehr dieses traurigen Wanderers zu erwarten.

III.

Der Professor hatte geendet. Alle saßen still. Er selbst, dessen Stimme zuletzt, wie mir schien, etwas gezittert hatte, während sein Gesicht denselben stillen, melancholisch-mystisch-ruhigen Ausdruck behielt, ließ jetzt den Kopf wie in einer gewissen Müdigkeit gegen seine Brust sinken und rührte sich nicht. Nur

einmal blickte er, langsam und halb verstohlen, zu Johanna auf. Er erstaunte wol ebenso sehr, wie ich: Frau Johanna, die auffallend blaß war und offenbar sehr bewegt, hatte zwei große Thränen in den Augen. Als ich diese Beobachtung machte, stand mir die Zunge still: ich hatte eben ein Wort über das phantastische Märchen des Professors sagen wollen, sagte nun aber nichts. Eine gewisse Beklommenheit ergriff mich ... Den Andern mochte es ebenso gehn, wie mir; wenigstens schwiegen Alle.

Es schien, als versetzte dieses Schweigen Frau Johanna in Unruhe. Plötzlich stand sie auf, ging dann langsam fort. Ich sah ihr nach, wieder überrascht. Sie ging den Damm entlang, gegen die Stadt zurück. Sie bewegte sich aber in einer zögernden, träumerischen Weise, wie wenn sie das, was sie gehört, still bedenken wollte. Als ich mich wieder zu Hamann wendete, sah ich eine gewisse Röthe auf seinem bleichen Gesicht, und eine Unruhe, die er zu verbergen suchte. Mit aufgerissenen Augen starrte er ihr nach. Er schien sich zu fragen, ob sie mit ihm unzufrieden sei, ob sie aus Unwillen fortgehe. Ein heller Klang kam darauf herüber: sie war auf einen der großen eisernen Ringe getreten, die hier und da an den Granitblöcken des Damms befestigt sind. Bei diesem Klang fuhr der Professor leicht zusammen. Er öffnete die Lippen, fuhr sich mit einer Hand über die Stirn, und ging Frau Johanna nach.

Sonderbar! hörte ich hinter mir Herrn von Barnow murmeln. Es war das erste Wort, das gesprochen wurde. Johanna's Freundin, Frau Bertha, die noch auf der Steinbank saß, verfolgte die Beiden mit ihren hellen Augen; dann versuchte sie endlich, etwas Harmloses zu sagen. Ich bin noch wie betäubt, fing sie an, wie um das allgemeine Schweigen zu rechtfertigen; all diese phantastischen Erfindungen haben mich „benommen". Was alles in so einem Denkerkopfe steckt! — — Armer Hesperus!

Herr von Barnow murmelte etwas, das ich nicht verstand.

Noch zu guter Letzt der „fliegende Holländer" des Aethers, mit den unzähligen Sternschnuppen! fuhr Frau Bertha fort. Ist denn das auch nur eine Erfindung des Professors, daß die Kometen nichts als solche Sternschnuppen-Schwärme sind, oder ist das wirklich?

Einer der Herren nickte: Es soll sich wirklich so verhalten, gnädige Frau. Die Astronomen wollen es entdeckt haben; erst vor kurzer Zeit. In einer Zeitung hab' ich davon gelesen ... Ja, Sie haben Recht: das Ganze war eine wunderbare, tolle Phantasie!

Eine Taktlosigkeit war's! sagte Herr von Barnow.

Die hübsche Blondine sah ihn sehr erschrocken an.

Jawohl, gnädige Frau; eine Taktlosigkeit! — Sie wollen mir durch Ihren Blick sagen, der Taktlose sei jetzt ich; aber warum soll ich denn der Wahrheit nicht die Ehre geben. Professor Hamann erzählt da eine Geschichte, die mit all ihren astronomischen Umhüllungen so durchsichtig ist, daß noch lange nicht der Geist einer Frau Johanna dazu gehört, um bis auf den Kern zu sehn; und er bringt diese edle Frau so außer Fassung, daß sie — —

Er deutete mit dem Kopf dorthin, wo sie ging, als wollte er sagen: daß sie fliehen muß.

In diesem Augenblick aber bewegte sich Frau Bertha an ihm vorbei — sie war aufgestanden — und so im Vorübergehen sagte sie rasch und leise, aber ich hörte es:

Schweigen Sie doch! Haben Sie denn nicht gesehn, daß Johanna weinte?

Herr von Barnow schüttelte ganz verwirrt den Kopf. Er gerieth in eine merkwürdige Bestürzung; sein schönes, bräunliches Gesicht wechselte mehrmals die Farbe, zwischen Blaß und Roth. Barnow hatte eine so offene, stolztreuherzige Art, zu sein, daß man ihn in Momenten der Aufregung leicht durchschauen konnte. Nachdem er eine Weile geschwiegen und den beiden Vorausgegangenen nachgesehen hatte, sagte er mit leidlicher Fassung, doch indem die unruhigen Brauen sich noch bewegten: Uebrigens ist es Frau Johanna's Sache, wie sie es aufnehmen will . . . Hat ihr die Geschichte vom Hesperus gefallen, so kann sie auch mir gefallen. Ich für meine Person würde nur nie — — nie in dieser Weise — — Ich habe freilich auch nicht das Talent, Märchen zu erfinden . . . Gehn wir also auch? Der Mond wird bald da sein: unsre große Laterne für die Rückfahrt. Es wird hier kühl für die Damen. Gehn wir?

Eine Unruhe schien ihn dem Professor und Johanna nach zu ziehn, die jetzt, nicht weit vor uns her, mit einander gingen. Frau Bertha erwiderte nichts, sie nahm aber seinen Arm, und unsre Gesellschaft setzte sich in Bewegung. Nicht weit vom Ende des Hafendamms befindet sich die „Spindel" (oder das „Spill"), wonach man mißbräuchlicher Weise den ganzen Ausläufer des Damms benennt. Sie dient dazu, Taue aufzuwinden, mit denen man Schiffe, die sich in der Mündung festgefahren haben, allmählich wieder flott macht. Neben dieser Spindel standen jetzt Hamann und Johanna, als wir vorüberkamen. Er schien etwas schüchtern, aber eindringlich zu sprechen, sich zu entschuldigen. Johanna sah in einer wehmüthig weichen Rührung vor sich nieder, ohne auf uns zu achten.

Ja, sagte sie, als dann seine leise Stimme schwieg; wunderbar haben Sie's gemischt — aus Wahrheit und Dichtung . . .

Ich war so bewegt, darum ging ich fort, setzte sie leiser hinzu. Wie kamen Sie zu dieser wundersamen Geschichte — —

Ich trug sie schon lange in mir, sagte der Professor. Und wie nun heute der Abendstern erschien — —

Mehr hörte ich nicht, denn wir gingen weiter. Frau Bertha zog den zögernden Barnow mit sich fort. Seine Unruhe schien zu wachsen; ich sah, daß er seinen Bart biß und auch einen seiner Finger zwischen die Zähne brachte. Wir kamen endlich auf das feste Land und bis an die Stelle, wo der Dampfer im „Strom" lag. Der Kapitän und seine Leute waren eben beschäftigt, Lampions aus farbigem Papier an beiden Seiten des Schiffs auf Stricken entlang zu ziehn, sodaß sie über dem Bord hin und wider schwankten. Jenseits des andern Hafendamms stieg der Mond, mit fast noch gefüllter Scheibe, groß, röthlich und langsam über dem fernen, flachen Meeresufer herauf. Es war so still um uns her, daß ich von einem Boot, das weit aufwärts über den schmalen Strom hinüberfuhr, den Ruderschlag hörte. In unsrer Nähe am Ufer standen nur einige alte Lootsen, die uns und den „Vorwärts" schweigend betrachteten.

Ein frischer, kühler Hauch kam aus dem Strom herauf und von der See herüber; er bewegte uns aber nicht einmal die Haare, die Luft schien zu schlafen.

Sie gehen wieder zurück, sagte Frau Bertha leise.

Ich wendete mich um. In der noch immer sanft leuchtenden Dämmerung konnte man in der That die beiden Gestalten, Hamann und Johanna, sich langsam bewegen sehn, wieder auf das Spill zu. Der Mond begann seinen Lichtschleier um sie her zu weben. Gott weiß, wie es kam, aber während ich hinsah, war mir, als hörte ich Frau Johanna's Stimme, die vorhin auf dem Schiff so weich zu mir gesagt hatte: „Darum sollten wir einander wenigstens so gut sein, wie wir irgend können ... Und den andern Einsamen recht viel Freude machen — *uns zum Opfer bringen*“ ... Auch was sie über Hamann gesagt hatte, fiel mir wieder ein. Die Beiden schienen nun, neben der hölzernen Bake des Spills, wieder stillzustehn. Es kam auch über mich eine Unruhe, ich wußte nicht recht, warum. Ich dachte an „den guten, den edlen Menschen“, wie sie ihn genannt hatte; und daß er einer von Denen sei, „denen man so viel Liebes thun sollte, wie man irgend könne“ ...

Unterdessen schien die Gesellschaft ungeduldig zu werden; Frau Bertha setzte sich auf eine Bank, die in der Allee nahe am Ufer stand, und fing an zu gähnen. Barnow, dessen Arm sie losgelassen hatte, starrte noch eine Weile den Hafendamm hinunter; dann schritt er auf den Dampfer zu, trat über den Landungssteg und ging auf dem Verdeck ruhelos auf und ab. Der Mond stieg in die Höhe und schwamm nun wie blasses Gold in der fast farblosen Luft. Endlich bewegten sich vom Spill her wieder die beiden Gestalten. Langsam, fast unmerklich — es stimmte ganz zu dieser feierlichen, träumerischen Stille — kamen sie heran. Erst als sie sich näherten, sah ich, daß sie *Arm in Arm* gingen. Die schmächtige Erscheinung des Professors, die der Mond nun hell beleuchtete, nahm sich seltsam aus neben der vollen, fast üppigen Gestalt der schönen Frau. Sie lächelte aber, als sie an seinem Arm auf mich zu trat. Es war ein Lächeln, das ich nicht vergesse. Das sind Stella und Hesperus! dachte ich auf einmal.

Lieber Freund! sagte sie zu mir, während er nur die Lippen bewegte, als könne er nicht sprechen. Sehen Sie — — wir sind einig!

Sie sagte weiter nichts; und sie sagte es so weich und leise, daß ich im ersten Augenblick noch nicht ganz verstand, was sie damit meinte. Barnow aber, der jetzt zwischen den Lampions am Schiffsbord stand und herübersah, schien es desto besser zu verstehn, obwol er die Worte kaum hatte hören können. Er machte eine eigenthümlich zuckende Bewegung, und schien wieder die Farbe zu verändern; indessen da er im Schatten stand, konnte ich mich täuschen. Ich hatte ihn aber grade vor den Augen, und nahm wenigstens wahr, daß etwas in ihm vorging, und daß er nach Fassung rang. Nach Allem, was ich bisher an ihm gesehen hatte, war es auch nicht überraschend.

Dies war übrigens das Letzte, was ich noch bemerkte; denn ich gestehe, mir selber nahm es die Fassung, unsre Frau Johanna und den „schwarzen Christus“ so „einig“, *fürs Leben* einig zu sehn. Es überfiel mich ein Schreck, den ich in der ersten dumpfen Verwunderung nicht empfunden hatte. Professor Hamann lächelte so sonderbar; so mystisch-verklärt ... Ich weiß nicht mehr, was sich

dann begab. Ob ich einen Glückwunsch hervorbrachte, oder was ich sagte, hab' ich ganz vergessen. Ich weiß nur, daß nach und nach Alle auf das Schiff stiegen; daß ich es ablehnte, mitzufahren; und daß endlich der „Vorwärts" abstieß. Die Lampions waren mittlerweile angezündet worden; mit den bunten Farben mischte sich das bleiche Mondlicht; vom Vorderdeck stiegen Raketen in die Höhe. Am Ufer hatte sich allerlei Volk versammelt. Ich sah noch Johanna und Hamann zwischen zwei Lampions neben einander stehn; sie war röthlich, er bläulich angeleuchtet. Sie standen Hand in Hand. Mir war's wie ein Traum . . . Der Dampfer rauschte stromauf; seine farbigen Laternen leuchteten noch lange, bis er hinter den letzten Häusern von Warnemünde verschwand.

IV.

Nach diesem verhängnißvollen Abend habe ich Frau Johanna mehr als anderthalb Jahre lang nicht gesehn; erst im Mai des zweiten Jahres danach sollte ich ihr wieder begegnen. Inzwischen hatte ich gehört, daß sie Frau Hamann geworden, daß sie heiter und, wie es schien, ganz zufrieden lebe. Er nenne sie lieber Stella als Johanna, sei ihr dankbar und überaus ergeben, und arbeite an einem großen, etwas mystischen, astronomisch-theosophischen Werk. Er war Professor an einer norddeutschen Universität, wo aber seine „poetisirende", nicht rein wissenschaftliche Richtung viel bespöttelt wurde. Hierüber hörte ich zuweilen Dies und Das. Wie man sich an Alles gewöhnt, so gewöhnte ich mich nach und nach auch an den Gedanken, daß eine Frau, die einen so feurigen und emporstrebenden Geist hatte, sich an diesem bescheidenen Opfer-Glück genüge: denn für etwas Anderes konnte ich's nicht halten. Wie oft sieht man Frauen von bedeutenden Eigenschaften, die zuletzt die Krone ihres Lebens darin finden, einem liebebedürftigen, guten, unbedeutenden Gatten das zu sein, was die Sonne der Erde ist. Schön wäre es freilich, könnten sich immer Zwillingssterne finden, die sich gegenseitig Licht und Wärme zustrahlen; wenn man aber dieses höchste, seltenste Glück lange vergebens gesucht hat, mag man es freilich würdiger und begehrenswerther finden, ein kleines Gestirn zu wärmen, als in's Nichts zu strahlen. Und so leuchtet nun diese edle, schöne Stella ihrem Hesperus, dacht' ich . . .

Es blieb aber doch im Grunde meiner Seele ein widerstrebendes, ablehnendes Gefühl.

Im Anfang des Winters hatte sie sich vermählt; den nächsten Sommer verlebte sie, wie ich erfuhr, wieder in Warnemünde, mit ihm. Ich kam aber erst im zweiten Jahr wieder in die Heimat; diesmal früh, im Mai; im sogenannten „Wonnemonat", den man aber noch nicht an unserm rauhen nordischen Meer zuzubringen pflegt. Es war sogar Anfang Mai; nur der Postdampfer fuhr täglich, Nachmittags, von Rostock nach Warnemünde, und früh Morgens zurück. An einem sonnigen Nachmittag, bei frischem Ostwind, ging ich im Rostocker Hafen auf und ab; die Wintergeschwader der großen Zwei- und Dreimaster waren schon stark gelichtet und die letzten rüsteten zur Ausfahrt. Mich überkam ein Verlangen, auch ans Meer zu gehn. Ich stieg auf den „Kurier",

den Postdampfer, dessen Glocke eben läutete. Auf dem Vorderdeck saßen alte und junge Warnemünderinnen, die ihre Fische in der Stadt verkauft hatten und müde in ihre leeren Körbe oder in die Luft starrten. Sonst war das Schiff fast leer. Ich ging auf das Hinterdeck und genoß die belebende Frische der Wasserluft und die Wärme der Sonne. Endlich schäumte der Fluß unter den Rädern auf, und wir fuhren abwärts.

Nach einer Weile hörte ich eine leise, wohlklingende, aber sonderbare Stimme, die mich anzureden schien. Auf einer der Bänke erhob sich eine schmale, unbedeutende Gestalt, die ich bisher nicht beachtet hatte, und kam auf mich zu. Als ich sie ansah, erstaunte ich. Es war Hamann. Seine „Chaldäer"-Augen blickten etwas von unten zu mir auf, da er den Kopf vorneigte; er begrüßte mich mit seinem überverbindlichen Lächeln. Kommen Sie, uns das Vergnügen Ihres Besuchs zu schenken? fragte er.

Ich gestand, daß ich von seiner Anwesenheit in Rostock oder Warnemünde bisher nichts gewußt hatte. Und wie kommen Sie um diese Zeit an die See? fragte ich zurück.

Er lächelte melancholisch; legte die schmale, stubenbleiche Hand an seinen schwarzen Kinnbart, der sich in unzähligen Löckchen kräuselte, und stieß einen resignirt sanften Seufzer aus. Es liege an *ihr*, sagte er. Seine Frau sei leidend. Nicht eigentlich krank; aber auch nicht gesund. Sie habe durchaus, sobald der Frühling gekommen sei, aus der Stadt gewollt; und, da das Meer „ihre Liebe" sei, ans Meer. Und da man ja immer den Willen der Frauen thue, sei es auch geschehn. Seit acht Tagen sei sie in Warnemünde; mit ihrer Dienerin, sonst ganz allein; Einsamkeit sei es grade, was sie suche. Ich diene einer *andern* Pflicht, setzte er in seiner geschmückten Redeweise hinzu: der Pflicht, den Studenten etwas zu sagen, das sie noch nicht wissen. Ich kann meine Frau nur von Zeit zu Zeit besuchen; dies ist mein erster Besuch.

Er setzte hinzu, er rechne auch auf den *meinigen*; es werde seiner Frau eine Freude sein. Selbstverständlich war ich entschlossen, Frau Johanna zu sehn. Warum ist sie leidend? dachte ich. Sie, die immer gesund war? — — Als wir in Warnemünde ans Land stiegen, trennten wir uns zunächst; Hamann ging zur „Seestraße", wo Johanna wohnte, ich weiter den Strom hinab und ans Spill, wo mich die alte See in ihrer alten Sprache „lautaufrauschend" begrüßte. Jugendgefühle aus halbvergessenen Zeiten wachten wieder auf. Zwischen den Menschen meiner Jugendzeit, die aus der Brandung heraufzusteigen schienen, tauchte aber immer wieder der „Chaldäer" auf; der schmalstirnige, schmalbrüstige, zartlächelnde Mensch, der „Gast vom Abendstern" mit dem „fernen" Blick. Er war mir noch fremder als damals, an dem ersten Abend. Ich fühlte fast eine Scheu, die Frau wiederzusehen, die ihn geheirathet hatte . . . Endlich machte ich mich auf und ging zurück, und am Leuchtthurm vorüber auf die Seestraße zu. Noch waren hier alle Häuser wie im Winterschlaf, nur an einem waren die großen Schiebfenster der Vorhalle und des Balcons gelüftet, und grünende Gewächse sichtbar. Es war das Haus, in dem Frau Johanna wohnte. Ich stieg die Treppe hinauf, denn sie wohnte im ersten Stock. Schon in der Thür kam sie mir entgegen, in einem dunkeln, winterlichen Kleid. Sie gab mir eine

kühle, beinahe kalte Hand, aber sie begrüßte mich in ihrer liebenswürdig warmen, freudestrahlenden Weise.

Ich sah sie etwas befremdet an, sie war sehr viel magerer geworden und hatte dunkle, bläuliche Ringe um die Augen. Beides stand ihr gut, aber es fiel mir doch auf. Aus einer Nebenthür kam „Hesperus"; er lächelte wieder ebenso verbindlich, wie bei der ersten Begrüßung, verfiel dann aber bald in ein vor sich hin träumendes Schweigen. Frau Johanna erschien mir desto aufgeregter. Sie fragte viel und erzählte viel; dabei vermied sie es fast, den Professor mit ins Gespräch zu ziehn, und überließ ihn seinen eigenen Gedanken. Von den Menschen kam sie bald auf Literatur, Politik, auf Alles, was ihren lebhaften Geist interessirte und beschäftigte. Sie hatte eine Menge von Büchern mitgebracht, die alle Tische bedeckten. Sie sprach aber von Büchern, Menschen und Ereignissen nicht so wohlwollend wie sonst; ihre gebleichten Wangen rötheten sich leicht, Manches, über das sie sonst zu lächeln gewohnt war, erregte ihren Unwillen. Ein gewisser cholerischer Eifer verzog ihr dann die Lippen; einmal stieß sie sogar mit der Hand heftig gegen den Tisch, sodaß ein Buch auf die Erde fiel. Als ich es aufhob, wollte sie dafür danken; aber sie seufzte nur. Sie brach dann ab und trat auf den geöffneten Balcon. Als sie wieder zurückkam, lag wieder ein liebenswürdiger, weicher Ausdruck auf dem edlen Gesicht; aber ich entdeckte auch ein leises Frösteln an ihr, das ich schon mehrmals bemerkt hatte und das mich verwunderte, denn die Luft war nicht heiß, aber auch nicht kühl.

Sind Sie erkältet? fragte ich.

O nein! sagte sie, und mit einem trüben Lächeln schüttelte sie den Kopf.

Professor Hamann begann jetzt ein gleichgültiges Gespräch; nach einiger Zeit unterbrach er sich mitten in der Rede und sah mich wie um Entschuldigung bittend an. Verzeihen Sie, sagte er; schelten Sie mich nicht unhöflich, wenn ich mich diesem schönen Beisammensein für eine Weile entziehe und in meine Arbeitszelle gehe. Ich habe — er lächelte — ich habe ein Gelübde gethan, den ersten Theil meines Werkes noch in diesem Monat zu vollenden. Diese Art von Gelübde lassen Sie ja wol gelten! Ich hoffe bestimmt, Sie noch zu finden, wenn ich wiederkomme. Eine gewisse Idee — er legte zwei seiner schmalen Finger an die Stirn — macht mir „Denkerweh", wenn Sie den Ausdruck gestatten. Und gewisse Berechnungen . . . Sie verzeihn!

Ich bitte sehr! sagte ich.

Er verneigte sich, als hätte ich etwas besonders Gutes und Dankenswerthes gesagt, und ging aus der Thür.

Wo ist diese Arbeitszelle? fragte ich.

Dort! sagte sie und deutete nach oben. Da ist noch eine Kammer, die er gleich entdeckt hat, als er vorhin kam und draußen stand, um unser Haus zu suchen. Da will er arbeiten, wenn er mich besucht. Nicht wahr, Sie entschuldigen ihn; Arbeit ist das Beste, — das Einzige, was er hat. Wenn man ihn denken und schreiben läßt, ist er ganz zufrieden. Und Zufriedenheit — — was will man mehr auf der Welt!

Ich erwiderte nichts.

Sie sah mich plötzlich an, und in den groß aufgeschlagenen, braunen, tiefblickenden Augen lag eine solche Fülle und Energie der Traurigkeit, daß es mich verwirrte. Lieber Freund! sagte sie langsam. Sie wollte fortfahren und stockte. Mehrere Male bewegte sie die Lippen und hob das Kinn; zuletzt aber schwieg sie doch. Sie nahm ein Buch in die Hand und blätterte. Ich war gleichfalls still, denn etwas Gleichgültiges wollte ich nicht sagen. Das Buch fiel endlich aus ihrer Hand auf den Tisch, und sie setzte sich.

Ueber Einiges muß ich doch mit Ihnen reden, fing sie möglichst ruhig und gelassen an; denn es widersteht mir, daß zwischen uns gewisse Dinge unberührt bleiben sollen; und warum könnten so gute Freunde wie wir nicht offen davon sprechen ... Zum Beispiel, daß ich mich damals, dort auf dem Spill, so plötzlich entschloß, wieder zu heirathen ...

Und zwar *ihn* zu heirathen, setzte sie nach einer Weile hinzu.

Ich glaube, ich sagte etwas, oder *begann* vielmehr etwas zu sagen. Sie unterbrach mich sogleich. Ein so plötzlicher Entschluß mußte Sie überraschen, sagte sie; er hat ja auch *alle Welt* überrascht ... Wenn Sie aber bedenken, wie sehr ich an jenem Abend all die Leiden fühlte, die ich dem armen Hamann in meinen Mädchenjahren zugefügt hatte; und wie sein stiller, noch immer nicht abgestorbener Kummer, seine rührende Treue mir zu Herzen ging! — Ich war in einer so weichen, aufgelösten Verfassung; ich fühlte mich überhaupt so zwecklos auf der Welt; hatte ein so inniges Verlangen, noch irgend einen Menschen recht, recht glücklich zu machen ... Da kam seine Erzählung. Sie ahnen wol nicht, wie sie mich ergriff ... Alles, was der Arme einst mit mir erlebt hatte, war darin so wunderbar treu und wahr geschildert, und doch so ganz mit dem Märchen vom „Abendstern" verschmolzen, daß Augenblicke kamen, wo ich selber dachte: hab' ich wirklich diesen Hesperus gekannt? Wo hört denn die Wirklichkeit auf, wo fängt denn das Märchen an? — Ja, lächeln Sie nur; es *ist* so. Ich war in einem so träumerischen, nachtwandlerischen, aufgeregten Zustand ... Und die ganze phantastische Erfindung, dieses Hinüber und Herüber von Stern zu Stern, diese Leiden des ewig fremden, armen Hesperus — das alles wirkte so poetisch auf mich — bewegte mich ...

Doch darum *heirathet* man freilich noch nicht, sagte sie plötzlich in einem andern Ton; und ein leiser Seufzer folgte diesen Worten. Aber wenn Sie sich recht in die Seele einer Frau versenken — — — Auch mein *Gewissen* schlug. Mir war, als hätte ich gegen diesen Mann etwas gut zu machen. Ich hatte ihm zwar nie geflissentlich weh gethan; meine Schuld war es nicht, daß er mich damals so wehrlos und so hoffnungslos — — nun ja, daß er mich liebte, und ich ihn nicht. Aber in meiner Weichheit sagte ich mir nun: hab' ich nicht vielleicht doch mit ihm *gespielt*? Hätt' ich ihn nicht früher von mir entfernen müssen? Fühlte ich nicht recht gut, daß er zu sehr an mir hing? Und soll das ganze Lebensglück dieses armen „Fremdlings auf der Erde" — denn das war er wol — und das ist er wol — —

Sie stutzte und erschrak, als ihr diese letzten Worte so unwillkürlich entschlüpft waren. Sie wurde roth und sah flüchtig zu mir hinüber. Ich bemühte

mich, keine Miene zu verziehn, um ihre Verlegenheit nicht zu vermehren. Sie stand aber doch auf.

Nun, und ich will ja auch nicht vor Ihnen heucheln, sagte sie nach einem Schweigen, das nur ihre langsamen Schritte zum Fenster hin unterbrochen hatten. Jedenfalls wär' es auch thöricht, nutzlos; was Sie heute nicht sehn, würden Sie morgen sehn; — und ich hab' es immer so lächerlich, so unwürdig gefunden, seinen Kopf wie der Vogel Strauß in den Sand zu stecken. Ja, — er ist nicht ein Mensch wie die andern Menschen. Er wußte es ja sehr gut, er schilderte es ja selbst, als er das Märchen vom Hesperus erzählte. Ich aber dachte bei mir: du sollst nicht länger über „Stella" klagen; du sollst auf dieser Erde doch noch glücklich werden — —

Sie brach wieder ab. Sie legte eine Weile die Stirn gegen eine Fensterscheibe. Als sie mir dann aber ihr edles, blasses Gesicht wieder zuwandte, sah sie mich so erwartend, fragend, fast bittend an, drückte sich so lebhaft ihr Verlangen aus, mich etwas sagen zu hören, daß ich meine Abneigung, zu sprechen, überwand.

Kurz, sagte ich, Sie haben es damals so gemacht, liebste Frau Johanna, wie edle Frauen es zu machen pflegen. Sie haben Ihr reines Gewissen mit Gewalt beunruhigt, um ganz Mitleid zu werden; und weil Sie sich opfern wollten, haben Sie's auch gethan.

Als ich das Wort „opfern" auszusprechen wagte, fuhr es leicht durch sie hin. Sie blickte mir ins Gesicht, dann zum Fenster hinaus. Ein schwermüthiges Lächeln stand einen Augenblick auf ihren Lippen. Ich fühlte mehr, als ich wußte; aber ich fühlte ein beklemmendes Mitleid.

Jedenfalls haben Sie's erreicht, fing ich wieder an: Sie haben Jemand glücklich gemacht. Diesem „Fremdling", wie Sie sagten, ist es noch gut geworden auf der Erde! Er hat durch seine Erzählung vom „Abendstern" die Frau gewonnen, die es ihm angethan hatte, — und um die er ganz gewiß zu beneiden ist. Sie haben seine Lebenslust, seinen Schaffenstrieb wieder angefeuert —

Ja! sagte sie mit einem eigenthümlichen Auflachen und blickte nach oben: nach der Kammer, wo er jetzt saß und schrieb. Doch wie um sich zu verbessern, ward sie dann sogleich wieder ernst und schüttelte sanft den Kopf. Denken Sie nicht zu groß von seinem Glück, sprach sie so vor sich hin. Wir sind immer nur Zwei . . . Ein Kind, das ihn recht ans Leben fesseln könnte, ist uns nicht geworden. Und ich — ich bin leidend. Sehen Sie mein Winterkleid an, bei dem milden Wetter. Ich fröstele so oft — — und weiß nicht, warum. Was hat man an so einer Frau, die schon im Mai davongeht, um für ihre Gesundheit zu leben? — Ich sollte auch lieber zu Hause bleiben, werden Sie denken; sollte für meinen Mann leben, statt für mein liebes Ich. Aber — — wenn Sie wüßten — — glauben Sie mir, lieber Freund, er entbehrt mich nicht. Er studirt, er arbeitet. Er lebt wirklich im „Universum", nicht auf unsrer Erde. O, Sie kennen ihn nicht . . . Sie versuchte zu lächeln und zu scherzen. Sehen Sie, fuhr sie fort: Sie sagen, mit diesem poetischen Märchen hat er mich gewonnen . . . Es ist ihm damit gegangen, wie

den Singvögeln im Frühling: sie singen, bis sie sich den Minnelohn ersungen und ein Hauswesen gegründet haben; dann werden sie still. Er ist auch — ganz still. Er lebt nun wieder „zwischen Himmel und Erde", seinen Lebenstraum . . . Aber ich rede so viel von ihm und mir; und was red' ich alles; — was werden Sie denken. So ein Wiedersehn nach langer Zeit ist gefährlich, lieber Freund; man wird viel zu redselig; — und wenn man obendrein einsam ist wie ich — —

Nun genug von uns! Fürs ganze Leben genug! — — Damit ging sie an die offene Thür, die zu ihrem Balcon führte, und trat hinaus.

Es hatte sich mittlerweile am Himmel Merkwürdiges begeben: ein starker Nebel war plötzlich hereingebrochen, ich glaube von Norden her — einer von diesen späten Nebeln, die zuweilen der Mai noch bringt — und er schien das Meer gleichsam zu verschlingen. Die Sonne, die gegen Nordwesten sank, war nur noch eine rothglühende Scheibe, wie im Winternebel. Eine feuchte Kühle zog von der See herüber, die, kaum hundert Schritte entfernt, grade vor uns lag. Frau Johanna schüttelte sich fröstelnd. Aber sie blieb stehn.

Wollen Sie nicht hineingehn? fragte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

Ich ging in das Zimmer zurück, holte ein wollenes Tuch, das auf dem Sofa lag, und legte es ihr über die Schultern. Sie dankte leise. Die ungeheure Oede, die uns so nebelgrau anstarrte, das einsame Ufer — es war nirgends ein Mensch zu sehn — der nackte, sandbleiche Strand, an dem die Wellen sich brachen, wirkten nach diesem Gespräch sonderbar beklemmend. Das rothe Auge der Sonne schien die schöne Frau neben mir melancholisch-mitleidig zu betrachten. Wie weiße Lichter flogen nur einige Möven dicht über dem Wasser hin; bis sie meerwärts zogen und der heranwachsende Nebel sie verschluckte.

Dann erschien aber eine dunkle Gestalt auf dem Ufersand, die von der kleinen Anhöhe des Leuchtthurms herkam. Es war die Gestalt eines Mannes, groß, in ein joppenartig hängendes Gewand gekleidet. Der Mann stand bald wieder still und blickte ins Meer hinaus. Als ich schärfer hinsah, glaubte ich ihn zu erkennen. Ich bemerkte nun, daß auch Johanna's Kopf sich nach ihm gewandt hatte, und daß sie eine unwillkürliche Bewegung machte.

Das ist ja Herr von Barnow! sagte ich verwundert.

Ja, antwortete sie.

Wie kommt er um diese Zeit nach Warnemünde? — Lebt er denn nicht mehr in Doberan?

Doch, sagte sie. Aber dieser gute Mensch — sowie er hörte, daß ich wieder käme, ist er auch gekommen. Das ist auch ein wahrer Freund; ein treuer, anhänglicher Mensch . . . Als wir im vorigen Sommer hier so lange lebten, war er unsre beste Gesellschaft; er blieb ebenso lange wie wir. Sein gesunder, mecklenburgischer Humor wirkt auf mich so erfrischend; und dabei fühlt er so zart . . . Eben hat er herauf gegrüßt. Er kommt heute Abend, bei uns sein Glas Wein zu trinken. Kommen Sie nicht auch? Oder Sie bleiben gleich hier?

Ich mußte verneinen, denn ich war nicht frei. Ich sollte den Abend, und

dann die Nacht, bei alten Freunden bleiben, die Sommer und Winter in Warnemünde lebten. Die sinkende Sonnenscheibe erinnerte mich an das Versprechen, das ich diesen „Gastfreunden" ein für allemal gegeben hatte, nicht zu spät zu kommen. Ich muß schon fort! sagte ich. Leben Sie denn wohl!

Und wann kommen Sie wieder? fragte sie. Bald? Oder nie?

Ich lächelte. Wie können Sie fragen . . . Bald!

Ich bin Ihnen nicht verleidet, seit ich so — — so müde und leidend, mein' ich — — seit ich nicht mehr die Alte bin? — Fürchten Sie nicht, daß ich wieder klagen, wieder von so unfruchtbaren Dingen sprechen werde. Ich bin nun auch — ganz still . . . Also gute Nacht!

Ich drückte ihr stumm die Hand; sie war nicht mehr kalt. Fast vergaß ich, einen Abschiedsgruß für Hamann zu hinterlassen. Sie nickte still. Ich ging fort.

Auf der Straße kam Barnow mir entgegen. Der feuchte Nebel hatte seine lockigen blonden Haare aufgelöst, einige Tropfen hingen in seinem Bart. Die schöne Gestalt war unruhig; er bewegte die Schultern, auch zuckte es ihm zuweilen um die Lippen. Sowie er mich erreicht hatte, nahm er meine Hand, ohne etwas zu sagen, wandte sich und kehrte mit mir um. Nun? sagte er, so im Weitergehn. Sie waren bei dieser Frau?

Ja; ich komme von ihr —

Ich weiß es; ich habe Sie gesehn . . . Nun? Was sagen Sie?

Ich blickte ihn etwas verwundert an. Es war so ein aufgeregter, schmerzlicher Klang in seiner Stimme. Ich finde, sagte ich, daß sie ein recht trauriger Anblick ist —

Das glaub' ich! erwiderte er. Wenn man diese Frau so lange nicht gesehn hat, wie Sie, muß man das wol finden . . . Da hat sich viel verändert, lieber Doctor; mehr, als Sie wissen. Denn sie zeigt es nicht. Aber ich seh's. Denn ich hab' ja Augen. Und ich sage Ihnen, mein ganzer Humor geht dabei zum Teufel . . .

Er blieb stehn und sah mir mit seinen feurigen blauen Augen (die etwas geschwollen waren) treuherzig-offen, wie immer, ins Gesicht. Sie sind ja auch ihr Freund . . . Da geht viel zu Grunde, Doctor. — — Lieber Doctor, es geht da zu viel zu Grunde . . . So eine Frau!

Ich weiß nicht mehr, was ich darauf sagte. Er mochte unterdessen in meinen Augen etwas lesen, das ihn nachdenklich machte; denn er fiel mir ins Wort. Indem er meinen Arm ergriff und ihn drückte, sagte er mit gedämpfter Stimme, — obwol wir ganz allein auf der Straße waren: Glauben Sie mir, es ist nicht gemeiner Egoismus — oder so was dergleichen . . . Aber all diese Unnatur — denn Sie sehn das ja auch wie ich — diese ganze unmögliche Existenz geht mir sehr zu Herzen. Die Leiden dieser Frau gehn mir sehr zu Herzen . . . Ich soll jetzt hinaufgehn. Ich mag nicht. Ich mag diese Frau nicht leiden sehn. Ich mag ihn nicht sehn. Ich werde ja doch hinaufgehn, denn ich hab's versprochen; — — aber es ist schwer!

Sie sehn es vielleicht doch tragischer, als es ist, erwiderte ich, um etwas

zu sagen. So ein einziges Mißverhältniß ist ja nicht das Leben; und wer allerlei in sich hat, weiß sich auch zu helfen . . .

Ja, ja! murmelte er. Er sah mich von der Seite an, nahm dann meinen Arm und ging noch eine Strecke, bis zu dem Platz vor dem Leuchtthurm, mit mir weiter. Er richtete einige gleichgültige Fragen an mich; zeigte dann auf den Nebel und auf die Windkugeln beim Leuchtthurm, die sich jetzt hastiger drehten. Ja, ja, ja! sagte er, nachdem er einen Augenblick geschwiegen hatte: so ist es. Wie Sie sagen, Doctor (ich hatte nichts gesagt): eine herrliche Frau . . . Ich hab' sie im vorigen Sommer kennen gelernt; wirklich kennen gelernt; so eine Frau muß man verehren, Doctor! — — Wenn ich nun dann an ihn denke — den sogenannten „Mann", mein' ich — — Das erste Lächeln flog wieder über sein Gesicht. Sie waren ja damals dabei, als er uns die Abendstern-Geschichte, die Geschichte von dem herübergeflogenen Hesperus erzählte . . . Ich sage Ihnen, die Geschichte ist wahr! Ich hab' hier diesen Mann drei Monate lang gesehn: er ist wirklich vom Abendstern gekommen; er ist Keiner von uns. Sehn Sie doch nur in seine verschleierten, schwarzen Stern- und Ferngucker-Augen . . . Stundenlang saß er da, auf dem Spill oder irgendwo, und „wirkte in die Ferne"; er war gar nicht mehr in sich, er war mindestens eine gute Million Meilen von hier entfernt, bei den „Schattenpflanzen" seiner Heimat. Darum lebt er nur halb . . . Er hat etwas Menschenähnliches, das bestreit' ich ja nicht; er ist sogar der Versuch zu einem schönen Mann, der schmalgewordene Schatten eines edlen Christus. Auf der „Venus" mag er einer von den Schönsten sein! Aber ein Schatten ist er; Alles, was er sagt, Alles, was er thut, Alles nur ein Schatten. Sehen Sie doch sein Lächeln; so lächelt kein wirklicher Mensch, das reden Sie mir nicht ein. Er ist vom Abendstern gekommen — und da hätte er bleiben sollen . . . Der aber hat diese Frau! — — Gute Nacht!

Er zog seinen Arm aus dem meinen, drückte mir die Hand, lächelte mir liebenswürdig-melancholisch zu, und kehrte um.

V.

Früh am andern Morgen fuhr ich nach Rostock zurück. Hier blieb ich aber noch längere Zeit, tief in den Juni hinein; und mindestens einmal wöchentlich kam ich nach Warnemünde. Der Mai war milde, nicht so regnerisch wie gewöhnlich; es gab eine Reihe wundervoller Tage; Frau Johanna aber war glücklich, wenn man kam, so einen Tag mit ihr zu verleben. Sie war dann fast mehr auf dem Wasser, als zu Lande; stundenlang ruderte sie, oder ließ das Boot auf den Wellen treiben, oder segelte weit hinaus und nach „Stolteraa" oder zur „Rostocker Heide" hin, wo man dann im Waldesschatten lagerte und träumte. Sie schien bei diesem Leben gesünder zu werden, etwas aufzublühen. Das krankhafte Frösteln verlor sich nach und nach. Als im Juni das Meer sich hinlänglich erwärmt hatte, daß sie baden konnte, war es ihre Leidenschaft, weit hinauszuschwimmen, auch bei Wellenschlag, der ihre kühne Seele reizte, ihre Verwegenheit weckte. Es war, als sei sie dazu geboren, mit der See zu kämpfen, auch wenn sie gegen die Wellen ruderte oder segelte, kam eine gewisse Wild-

heit der Freude über sie, und eine Furchtlosigkeit, die keine Gefahr mehr zu kennen schien. Sie war dann bezaubernd, fast erschreckend schön; — was liegt denn am Leben, schien ihr glühendes, ganz von Leben erfülltes Angesicht zu sagen. Sie sang in die Wellen, und lachte . . . Kamen wir dann heim, so überfiel sie freilich wieder stärkere Traurigkeit, oder Leblosigkeit. Zuweilen, wenn ich unerwartet erschien, fand ich sie in Thränen. Sie erröthete dann vor Scham, daß ich sie so schwach gesehen hatte. Ihre starke Seele wollte nicht zeigen, daß sie litt; auch daß sie kämpfte, sollte man nicht sehn. Aber an ihrer Ruhelosigkeit sah man, daß sie immer kämpfte. Es war ein tief wühlender, heldenmüthiger Kampf, dessen Anblick mir oft die Brust beklemmte; von dem ich kein anderes Ende sah, als ein tragisches: denn ihre Leidenschaftlichkeit wuchs mit ihren Kräften, und ich sah eine neue Leidenschaft heranwachsen, die ihr edles Herz ergriffen hatte und im Kampf verzehrte.

Mit der Zeit begann sich der stille Ort mit Frühsommergästen zu füllen; Johanna aber wich jeder Anknüpfung aus, sie wollte nur mit den Freunden leben, also mit mir, wenn ich kam, und mit Barnow, der nicht mehr fortging. Er hatte nicht weit von ihr eine kleine Wohnung gemiethet und lebte da, oft einsiedlerisch, seinen Studien. Er war einer von den Menschen, die nie vom Arbeiten sprechen, aber sehr ernsthaft arbeiten; einen bestimmten Beruf hatte er aber nicht gewählt, Dies und Das schwebte ihm als wünschenswerth vor, und ich glaube, daß er — da ihn sein Vermögen unabhängig machte — zu vielerlei betrieb, um sich ganz für Eines zu entscheiden. Nun kam die Neigung hinzu, die ihn so unglückselig zu Johanna zog; von der er ebenso wenig sprach, wie von seinen Arbeiten, die aber seine offene Seele nicht verbergen konnte, die durch ihn hindurchleuchtete, wie der Wein durch ein schwach gefärbtes Glas: sie hatte wol die Farbe des Mitleids angenommen, aber die Natur des feurigen Elements verleugnete sich nicht. Nur der „Fernseher" sah, wie es schien, nichts von alledem . . . Er kam von Zeit zu Zeit, und so oft er konnte. Er blieb dann so lange, als es irgend anging, zumal in der Pfingstzeit, die den Mai beschloß. Immer war er der Gleiche, zuvorkommend, rücksichtsvoll, verbindlich, in seiner Art wirklich liebenswürdig; er zog sich aber bald mit einem elegischen Lächeln in seine „Dachkammer" zurück, um ungesehen zu grübeln oder zu schreiben, und Johanna sich selbst oder den Freunden zu überlassen.

Ich muß hier bemerken: eine Frau von reinerem Pflichtgefühl als Frau Johanna hab' ich nie gekannt; ich glaube sogar, daß der Stolz, ihre Pflicht zu thun, und der Opfersinn die beiden stärksten Kräfte ihrer Seele waren, die sich bis zum letzten Tag so in ihr bewährten. Es war aber auch ein Feuer in ihr, das nach Glück verlangte; das mit der Entsagung kämpfte, wie das Feuer mit dem Wasser kämpft; ein glühendes, zärtliches Verlangen nach Entfaltung und Ausstrahlung aller ihrer Kräfte, nach vollkommener Hingebung ihres ganzen Herzens, auf die Gefahr, alles zu verlieren. Nun sah sie täglich, stündlich die unwandelbare, stumme, fast ehrfurchtsvoll verschwiegene Zuneigung Barnow's, eines Menschen, an dem auch die Schwächen liebenswürdig waren, und der ebenso sehr ein wahrer, ganzer, echter Erdenmensch war, wie Hamann das Gegentheil zu sein schien. Zwischen diese Beiden gestellt, gerieth sie in eine

wachsende Unruhe; ihr Geist floh von einem Gegenstand zum andern, um sich abzulenken, nur so konnte sie sich in einer Art von Gleichgewicht erhalten. Noch mehr als sonst suchte sie sich für Alles zu interessiren, was sie umgab: von den Menschen an, ihren Lootsenfahrten, ihrem Ballasttragen, ihren Heringsfischereien mit den großen Netzen, bis zu den Milliarden winziger, ausgetrockneter Schneckchen, die, wie der Same auf der Rückseite des Farnkrauts, an den herangeschwemmten Seegrasblättern klebten. Alles beobachtete sie mit liebevollem Auge; an Alles suchte sie gleichsam eine Faser ihrer Seele zu heften, — als ringe sie doppelt leidenschaftlich danach, an die Erde anzuwachsen, da sie mit diesem „Erdenfremdling" zusammengekettet war. Es war seltsam und herzbewegend, alledem zuzusehen, und sich im Stillen zu fragen: was wird daraus werden?

Ich erinnere mich eines Abends, — Hamann war in Warnemünde, aber auf seinem Zimmer, Barnow war für einige Stunden nach Rostock gefahren, ich mit Johanna allein. Ich fand sie am Meer, wo sie im Sande lag; ein so zufriedenes Lächeln, wie man selten an ihr sah, verklärte ihr Gesicht, während die Augen sich schlossen. Was ist Ihnen so Gutes geschehen, fragte ich, daß Sie so glücklich aussehn? — Was soll mir geschehn? fragte sie zurück. Ich horche nur... Woher kommt das, daß, wenn man so im Ufersand liegt und das Wasser rauscht, man das absolute Gefühl hat, als rausche das Wasser rings um Einen her? Ein schönes Gefühl... Ach, wie gut das wäre, wenn man wirklich so daläge: rings von einem märchenhaften Meer umflossen, das uns still und geduldig auf seinem Rücken trüge, so lange es uns gefällt! Von der Erde und all den Erdensorgen wüßte man nichts mehr... Endlich, wenn man dieses Glück ausgenossen hätte und müde würde, sänke man langsam unter . . .

Warum schweigen Sie? fragte sie nach einer Weile und öffnete die Augen.

Was soll ich sagen? gab ich ihr zur Antwort.

Sie murmelte etwas, suchte zu lächeln und richtete sich auf. Wir gingen in dem feuchten Sand neben dem Wasser hin. Es war windstill, die Abendsonne schien; die seichte Brandung warf nur schwache Wellen, die einen schmalen Ufersaum bedeckten und dann wieder zurückflossen, bis die nächste heranschäumte. Wir beobachteten die unzähligen winzigen Insecten, die sich auf diesem überflutheten Ufersaum wie ein schwärzliches Band hinzogen, die hier lebten und starben, als hätten sie auch gelebt. Ein schwarzer, langgehörnter Käfer fiel uns auf, der mit unbegreiflicher Unermüdlichkeit den brandenden Wellen entgegenwanderte, von jeder ergriffen, scheinbar ersäuft und zurückgeworfen wurde, immer wieder sich aufraffte und vorwärts ging, ohne je etwas Anderes als einen neuen Wassersturz zu erreichen. Ob der nicht wahnsinnig ist? sagte ich endlich scherzend.

Ja — in unsern Augen, antwortete sie. Machen wir es anders? Immer wandern wir auch auf die Brandung zu; die aber spielt mit uns; wir kämpfen einen nutzlosen, unsinnigen Kampf, den wir in unsern großen Worten „heroisch", „tragisch" nennen . . . Sie fing an, tief und schwer zu athmen, als käme

wieder dieser Geist des Kampfes über sie; sie biß die Zähne zusammen, die Nasenflügel öffneten sich weit, die Augen glühten.

Ihre Füße werden naß, sagte ich; Sie stehn zu nahe am Wasser. Wollen wir nicht auf die Düne gehn?

Sie erwiderte nichts. Wir gingen quer über den festen Sand, dann über lose Sandwehen, dem langen, niedrigen Uferrücken zu, den das Meer im Laufe der Zeiten aufgebaut hat. Man hatte ihn jetzt durch allerlei sandfesselndes Geflecht gegen die Zerstörungswuth der Sturmfluthen zu schützen gesucht; allmählich ging diese unfruchtbare Düne landeinwärts in gemischteres Erdreich über, wo schon allerlei genügsame Pflanzen sich in Scharen angesiedelt hatten. Auch wilde Stiefmütterchen blühten; blaßviolette Schnecken krochen über den bleichen Grund. Von den Wiesen her, die auf dieses Uebergangsgebiet folgten, aus unsichtbaren Gräben und Teichen quakten die Frösche durch die Abendstille. Ein kleiner Friedhof, neu angelegt, offenbar noch fast unbewohnt, lag zwischen den Wiesen und uns, an ein junges Birken- oder Erlenwäldchen angelehnt, in schweigender Einsamkeit. Die Sonne, die bereits in die See hinabging, beschien uns noch, aber nicht den hinter der Düne versteckten Friedhof; er lag tief im Schatten.

Das wäre wol ein Platz für mich! sagte Johanna leise.

Was?

Sie deutete mit dem Gesicht, auf dem eben die Sonne starb, auf den Friedhof hin. Lieber da liegen, murmelte sie, als den Verstand verlieren . . .

Sie werden ihn nicht verlieren, Frau Johanna, erwiderte ich. Sie werden immer gesunder werden, und ihn nicht verlieren. Wenn Sie vorhin sagten, daß wir einen nutzlosen und unsinnigen Kampf kämpfen: Frieden zu haben, sind wir nicht auf die Welt gekommen. Leben heißt ja kämpfen. Und starke Seelen wie die Ihre werden stärker im Kampf. Glück werden Sie das nicht nennen, aber Ihr Ruhm wird es sein!

Ich kann nicht ewig so kämpfen, lieber Freund, entgegnete sie leise. Ich werde nicht stärker . . . Schwächer werd' ich, setzte sie fast unhörbar hinzu. Ich kann so nicht leben . . .

Der Abendstern! sagte sie auf einmal etwas lauter. Ueber der blaßgrauen Meeresfläche, hinter der die Sonne weggeschmolzen war, funkelte jetzt der goldene „Hesperus". Sein Licht zitterte stark.

Wir sahen ihn schweigend an. Ein dumpfer Druck lag mir auf der Brust.

Wie nannten Sie ihn doch damals? sagte ich endlich unwillkürlich, ohne nachzudenken. „Schönster aller Sterne" —

Hab' ich das je gesagt? fiel sie mir ins Wort. Ein wildes Lächeln flog über ihr Gesicht. So werden Sie mich das wol nie mehr sagen hören . . . Ich hasse ihn. Schrecklich ist mir sein Anblick. Hätt' ich ihn nie gesehn . . . Ich bin aber toll, daß ich Ihnen das sage. Warum sieht er mir auch gerade heute so ins Gesicht? — Kommen Sie, gehn wir; ich darf heute nichts mehr reden. Mir ist — — Ich weiß nicht. Lassen Sie uns gehn! — —

Aber nicht diesen Weg! sagte sie plötzlich, als wir uns gewendet hatten, auf den Rückweg zu. Nicht sehr weit von uns, da wo die Düne in die öffent-

lichen „Anlagen" von Warnemünde überging, saß ein Mann im Sand, zwischen dem Dünengras, den Johanna früher erkannt hatte als ich. Es war Hamann. Er saß mit dem Gesicht gegen den Abendstern, den er unverrückt zu betrachten schien. Uns sah er offenbar nicht. Seine zusammengesunkene, unbewegliche Gestalt machte mir den Eindruck — — wie soll ich sagen; „Weltentfremdung" wäre vielleicht wirklich das zutreffendste Wort. Er kam mir in diesem Augenblick wie der Hesperus seines Märchens vor; ich mußte an Barnow's wild humoristischen Ausbruch denken. Auch die letzten Worte Barnow's fielen mir wieder ein: „Der aber hat diese Frau!"

Kommen Sie! sagte Johanna etwas ruhiger und hängte sich in meinen Arm, wieder an den Strand hinunter und von da nach Haus! — Stören wir ihn nicht. Er ist ja lieber allein . . . Verlassen nur Sie mich nicht; bleiben Sie heute da, — und morgen auch; morgen auch, wenn es möglich ist. Mein Kopf ist so heiß . . . Man hat zuweilen Zeiten, wo man Hülfe braucht; wo Einen die guten Freunde nicht verlassen dürfen. Und nun aber nach Haus!

Wir gingen dem Wasser zu, und im Sand zurück. Ich warf noch einmal einen verstohlenen Blick auf den „Hesperus"; doch erst aus der Ferne. Er saß immer noch auf der Düne, auf derselben Stelle. Er schien aber sein Taschenbuch hervorzuziehn und darin zu schreiben. Dann richtete sich wieder sein Gesicht auf den Abendstern, der ins Meer versank.

VI.

Auf diesen Abend folgte der Tag, den ich so lange kommen gesehn und gefürchtet hatte; der die angesammelte Schwüle entlud und zu verhängnißvoller Klarheit führte.

Was sich zunächst begab, hab' ich nicht selber erlebt, erst nachher erfahren. Ich war in Warnemünde geblieben, aber am Morgen mit meinen alten Freunden über den Strom gefahren, um in die „Haide" zu gehn. Unterdessen arbeitete Hamann (der Abends abreisen wollte) oben in seiner Zelle; und der zurückgekommene Barnow erschien bei Johanna und forderte sie zu einer Segelfahrt auf. Sie sträubte sich eine Weile, was sie noch nie gethan hatte; sie war blaß und aufgeregt. Da er ihr aber die schönen, schäumenden Wellen zeigte, die das Meer bedeckten, gab sie nach und ging. Sie hatten ein gutes, festes Boot, einen vortrefflichen Segler. Als sie aus dem Strom ins offene Wasser kamen, merkten sie jedoch, daß die See noch unruhiger war, als sie vom Fenster aus gesehen hatten, daß der scharfe Wind immer höhere Wellen warf und zuweilen plötzlich hin und her sprang. Barnow wollte umkehren, oder wenigstens den Mast niederlegen und zu den Rudern greifen. Johanna aber schüttelte den Kopf. Ein gewisser wilder Trotz gegen die Gefahr kam wieder über sie. Sie fragte ihn, ob er sich fürchte, und segelte gleichgültig in die hohe See hinein. Die Wellen bespritzten sie, daß sie fast durchnäßt wurde; das Boot lag so schief, daß der Rand beinahe ins Wasser schnitt. Endlich kam ein Windstoß, der so in das Segel schlug, daß das Boot in die See tauchte und Barnow sich wunderte, daß es nicht völlig umgeschlagen war. Er war blaß geworden, weniger an sich als an Johanna denkend. Auf ihrem erregten, glühenden Gesicht aber änderte sich

nichts; nur eine flüchtige Zuckung fuhr darüber hin. Ja sie schien zu lächeln. Ohne ihn anzusehn, den Blick aufs Wasser gerichtet, die losen Schläfenhaare im Wind, steuerte sie gegen Norden weiter, schräg durch die Wellen.

Sie sind unvernünftig, sagte Barnow, den eine plötzliche Angst um sie befiel. Sie sind toll, wenn Sie mir erlauben das zu sagen. Bitte, machen Sie das Segel los; hören wir auf!

Warum? fragte sie.

Weil ich nicht will, daß Sie untergehn . . . Wenn Sie auf meine Bitte nicht achten, werde ich Gewalt brauchen. Sie sollen nicht weitersegeln; ich will es nicht, Frau Johanna. Ich duld' es nicht, daß Sie so muthwillig in die Gefahr hineinstürmen —

Und warum denn nicht?

Weil ich Sie liebe, gab er ihr zur Antwort. Darum nicht . . .

Er erschrak, als er es gesagt hatte, als ihm der Klang dieser Worte vor den Ohren schwebte. So viele Wochen hatte er sie nicht über die Lippen gelassen . . . Er ward glühend roth. Sie sah es, und sah daran, wie er es meinte, was er für sie fühlte.

Steht es wirklich so? sagte sie mit einem Ton der Stimme, der ihn erschütterte. Dann will ich mit Ihnen sterben . . .

Sie ließ das Segeltau etwas lockerer, daß der pfeifende Wind sich noch mächtiger in das Segel werfen und das Fahrzeug niederbeugen konnte, und fing an, das Boot quer vor die Wellen zu legen.

Jetzt sprang Barnow auf; das Boot schlug fast um. Er kam bis zu Johanna's Bank am Steuerruder, riß die Schote los, kämpfte mit dem Wind, der ihm das flatternde Segel ins Gesicht schlug, und warf das Steuer, das Johanna noch festhielt, mit Gewalt herum. Das taumelnde Fahrzeug gewann wieder seinen Curs gegen die Wellen an. Barnow rollte das Segel ein, so schnell er konnte; dann setzte er sich hart neben Johanna auf den schmalen Sitz und führte das Steuer, das ihre Hand zitternd fahren ließ. Nun? fragte er. Wollen Sie jetzt rudern? Oder versprechen Sie mir, so zu steuern, wie ich es verlange, während ich rudere?

Thun Sie denn, was Sie wollen, sagte sie, blaß wie der Tod. Ich gehorche Ihnen.

Also wenden Sie, nach dem Lande zu!

Er ergriff die Ruder, und während sie steuerte, wie er es gebot, kamen sie in guter Wendung herum und hielten dann auf das Ufer zu. Eine Weile ruderte er so fort; Beide waren stumm. Sie sah ihn zuweilen heimlich an, und er bemühte sich, es nicht zu bemerken. Das Herz schlug ihm aber übermäßig. Endlich fragte er: Frau Johanna! Warum wollten Sie mit mir sterben?

Sie antwortete nicht.

Hören Sie mich wenigstens an . . . Ich habe lange geschwiegen, nun ist es heraus . . . Ich habe Sie immer verehrt, — ohne an Erwiderung und an Glück zu denken; Sie standen mir immer so hoch; über mir: denn wer bin ich, dacht' ich, gegen diese Frau . . . Als Sie dann aber ihm Ihre Hand gaben — diesem Mann — — Verzeihen Sie mir, Frau Johanna: nie

bis auf diesen Tag hab' ich es begriffen. Und wenn ich noch hundert Jahre lebe, ich werde es nie begreifen ... Ich werde aber, Gott sei Dank, nicht hundert Jahre leben; — denn ich weiß, daß Sie unglücklich sind — so unglücklich wie ich — ja, so unglücklich wie ich — — und das ist genug!

Sie erwiderte nichts, aber ihre Thränen fingen an zu fließen.

Glauben Sie mir, fing er wieder an, meine Liebe zu Ihnen war immer rein und voll Ehrerbietung ... Gern hätt' ich mich für sie aufgeopfert ... Sagen Sie mir nur — —

Er brach wieder ab, da er bemerkte, daß er die Ruder in der Hand hielt, ohne sie zu bewegen, und daß sie wieder Gefahr liefen, in die Gewalt der Wellen zu gerathen. Mit verdoppelter Anstrengung trieb er das Boot weiter, gegen die Einfahrt zu, bis sie in ruhigeres Wasser kamen. Langsam fuhr er dann in den „Strom" hinein. Einen Blick auf das Spill werfend, wo sich ihr Schicksal damals entschieden hatte, und nach einem tiefen Seufzer wiederholte er: Sagen Sie mir nur —! Theuerste Frau Johanna! Hab' ich Sie nicht umsonst geliebt? — Sind Sie mir gut?

Sie war eine Weile still. Endlich sagte sie: Hätt' ich denn sonst mit Ihnen sterben wollen?

Die Worte verwirrten ihn; erst ein Blick aus ihren Augen sagte ihm Alles, was sie meinten. Blaß vor unerwartetem Glück, ließ er die Ruder sinken; und während sie so dahintrieben, athmete er still. Sie schloß die Augen und bewegte sich nicht. Endlich fuhr sie zusammen, als er sagte: Frau Johanna! — Johanna! — Ich war nie so glücklich; so unendlich glücklich ... Warum wollten Sie sterben? Wenn es also wirklich wahr ist, was Sie mir da sagten — warum sollten wir nicht leben — womit haben wir uns denn den Tod verdient? Was Sie da gethan haben — damals, auf diesem Spill — war ein Irrthum Ihres edlen Herzens; fast bis zum Sterben haben Sie dran gelitten; — ist er denn unheilbar? Ich beschwöre Sie, hören Sie mich ruhig an: hat man die Ehen denn unlösbar gemacht? Warum sollten zwei unglückliche Menschen wie wir nicht noch glücklich werden — —

Johanna zitterte so sehr, daß er von selber verstummte. Ihre Thränen flossen unaufhörlich. Sie sah, daß auf dem Hafendamm, neben dem sie hintrieben, Menschen näher kamen; seien Sie still! bat sie leise. O mein Gott, was ist uns geschehn; nun kann ich auf Erden nie mehr ruhig werden ... Sagen Sie jetzt nichts mehr. Mein Kopf faßt nichts mehr; ich verstünde doch nicht ... Lassen Sie mich hier aussteigen; bleiben Sie im Boot.

Johanna! sagte er leise, ehe er zu der Landungsstelle lenkte, ich thue ja, was Sie wollen; ich gehorche Ihnen. Sagen Sie mir nur — —

Ich kann nicht, unterbrach sie ihn, eine Hand am Kopf. Heut will ich Sie nicht mehr sehn; kommen Sie heute nicht mehr. Ich beschwöre Sie. Morgen ... Morgen!

Sie stieg aus, seine Hülfe ablehnend. Auf einen letzten, bittenden Blick von ihr blieb er im Boot zurück. Sie sah ihn voll Liebe an, ein erster unbestimmter Strahl der Hoffnung schien in ihren Augen aufzuleuchten. Morgen also! flüsterte sie noch einmal.

In all seinem Glück behielt er doch etwas Fassung; er sah Häuser, Menschen, und Johanna's thränennasses Gesicht. Sie hatte nach ihrer Art vergessen, sich die Thränen zu trocknen. Durch eine Bewegung, einen Blick deutete er darauf hin. Sie nahm ihr Taschentuch und mechanisch trocknete sie das ernste Gesicht und die großen Augen. Dann schwankte sie hinweg.

VII.

Ich war mittlerweile von der „Haide" schon zurückgekehrt und saß, Frau Johanna erwartend, auf der Esplanade, einem aufgehöhten Damm, der sich zwischen der Seestraße und der See entlang zieht. Es war wol Mittag geworden. Johanna kam langsam vom Leuchtthurm her; sie stand zuweilen still, sah vor sich hin und hob eine Hand zum Kopf. Ich bemerkte, daß sie auffallend erregt war; die Ursache freilich ahnte ich noch nicht. Als sie mich sah, richtete sie sich fester auf und kam auf mich zu.

Haben Sie — Hamann schon gesehn? fragte sie, nachdem wir uns begrüßt hatten.

Ich schüttelte den Kopf.

Sie setzte sich auf die Bank, von der ich aufgestanden war, und nach einigen Worten ohne Bedeutung schloß sie wie ermattet die Augen. Ich hatte das oft an ihr gesehn; es befremdete mich nicht. Ich blieb vor ihr stehn, und schwieg. Indessen mochte ich doch wol eine Bewegung machen, die sie falsch verstand; denn sie hob einen Arm, ohne die Augen zu öffnen, und sagte bittend: Gehn Sie nicht fort. Gehn Sie nicht fort!

Gewiß nicht, antwortete ich.

Die See war unruhig, sagte sie nach einer Weile, offenbar um etwas zu sagen.

Ich *seh'* es ja, erwiderte ich und lächelte.

Ja richtig: Sie sehn es ja. — Und Sie *hören* es auch. — Ich war wieder zerstreut; bitte um Vergebung! — Nehmen Sie mir auch nicht übel, daß ich die Augen schließe, während der Wind mich so anbläst. Nur dann thut mir's gut . . .

Wie war doch das, was Sie uns neulich von den Birmanen erzählten? fuhr sie gleich darauf fort.

Von ihrer Ehescheidung?

Ja.

Ich stutzte einen Augenblick. So unbefangen wie möglich sagte ich dann: Wenn in Birma Mann und Frau sich zu trennen wünschen, so schließen sie sich in ihrer Hütte ein, zünden zwei Lichter an, setzen sich und warten. Der, dessen Licht zuerst niederbrennt und ausgeht, steht auf und verläßt das Haus. Nur die Kleider, die er am Leibe trägt, darf er mit sich fortnehmen; alles Andre behält der Andre.

Dann aber sind sie frei!

Ja.

Wie einfach das ist . . .

Sie öffnete die Lippen, athmete und seufzte. Eine Weile saß sie noch so da, zurückgelehnt und den Kopf im Nacken. Es gingen allerlei schmerzliche, leise Bewegungen über ihr Gesicht. Dann drückte sie die knirrenden Zähne wie zu einem Entschluß zusammen. Die braunen Augen aufschlagend, die sich gefeuchtet hatten, fragte sie mit weicher Stimme: Wollen Sie mich für eine kurze Zeit entschuldigen, lieber Freund? Ich will nur einmal zu — Hamann hinauf . . . Ich komme wieder. Thun Sie mir aber die Liebe, gehn Sie mir nicht fort!

Wie sollte ich fortgehn, antwortete ich.

Sie stand mit einiger Anstrengung auf, ging dann etwas unsicher ihrem Hause zu, das uns grade gegenüber lag. Ich setzte mich auf die Bank und wartete. Damals wußte ich nicht, was sie bei Hamann wollte; jetzt aber glaube ich, daß sie in seine Kammer hinaufging, um ihm Alles zu sagen, und ihn zu fragen, ob er sich von ihr trennen könne . . . Ich wartete lange, sie kam nicht zurück. Ein Herr, den ich kannte, ging an mir vorüber und redete mich an. Er war eben von Rostock gekommen. Zufällig sagte er mir, auf einem andern Dampfer, der nach Rostock fuhr und ihm begegnete, habe er den Professor Hamann gesehn. Ich war erstaunt . . . Als ich wieder allein war, stand ich auf. Nicht daß Hamann nach Rostock fuhr, befremdete mich; er hatte das schon öfter gethan, wenn ihm plötzlich einfiel, daß er dies oder jenes Buch für seine Arbeit brauchte. Aber wenn er nun also nicht zu Hause war, weshalb kam Johanna nicht zurück? — Ich stand noch unschlüssig und wartete; endlich ging ich ins Haus und die beiden Treppen hinauf.

Als ich in Hamann's Zimmer eintrat, sah ich Johanna am Tisch auf dem Sofa sitzen; ein beschriebenes Heft lag aufgeschlagen vor ihr. Sie hatte die Arme aufgestützt, den Kopf in die Hände gelegt, und weinte laut.

Ich fragte, was geschehen sei. Ohne etwas zu sagen, nahm sie das Buch in die Hand, das vor ihr lag, deutete hinein, und hielt mir's hin. Ich sah eine Reihe von Blättern, klein und eng beschrieben; es war Hamann's Handschrift. „Der Gast vom Abendstern" stand auf dem ersten Blatt. Die ganze Erzählung war in diesem Heft zu Papier gebracht, wie ich im Blättern sah. Lesen Sie das Letzte! sagte Johanna, mit halbgeschlossenen Augen zu mir aufblickend. O lesen Sie das, lieber, lieber Freund!

Nach dem Schluß der Erzählung, auf dem nächsten Blatt, stand mit anderer Tinte geschrieben: „Hesperus' Abschiedsworte an den Abendstern". Das Datum stand obenan; das des gestrigen Tages, oder vielmehr der Nacht nach diesem Tag. Es waren offenbar die Gedanken Hamann's, als er am Abend auf der Düne saß und den Abendstern ansah; vielleicht dieselben Gedanken, die er — zunächst — in sein Taschenbuch schrieb, als ich im Weggehn zurückblickte.

Es klang hier und da wie Verse; doch es waren keine. In einer eigenthümlichen, lyrisch-melancholischen Steigerung des Ausdrucks (den Wortlaut kann ich nicht geben, ich besitz' ihn nicht) wendete sich Hamann als „Hesperus" an den Abendstern, wie in einem Epilog zu dem Sternen-Märchen. „Und nun nehm' ich von dir Abschied, schöner, geliebter Stern! hieß es ungefähr. Ewigen Abschied nimmt Hesperus von dir; nie kommt er zurück; heimisch geworden ist er auf der

fremden Erde, durch Stella, sein Glück. Ja, sie ist noch sein Glück! — Aber schweigend und einsam sitzt er auf der Düne; — armer Hesperus! Du hast nur vor den Sternen Muth, nicht vor den Menschen; hast das Herz nicht mehr, Stella zu sagen, daß sie dich glücklich macht. Du fühlst so sehr, armer Hesperus, deine Mängel, deine Seltsamkeit; fühlst, daß es dir nicht gelang, Stella glücklich zu machen; daß ihr mildes Auge nun fremd und kalt auf dich niederblickt . . .

Doch lebe wohl, schöner Abendstern! Nie kommt er zu dir zurück. Leben und sterben will er auf der Erde! Mit Stella will er leben oder sterben; denn ohne sie kann er nicht mehr sein. Wird sie sich ganz von ihm abwenden? Ach! Wird sie ihn verlassen? Wird er zum zweiten Mal durch sie elend werden? Dann ist Alles aus . . . Dann gibt es keine Venus und keine Erde mehr; dann gibt es nur noch den Tod!

Dunkel ist es oft um ihn, schöner Abendstern. Aber du, leb wohl. Da sinkst du hin . . . Gute Nacht!" — —

Ich hatte diese sonderbaren „Abschiedsworte" gelesen, blickte auf Johanna und schwieg. Sie lag in der Ecke des Sofa's, starrte gegen die Decke, legte sich dann die Hände vor die Augen. Da wir so still waren, las ich es noch einmal, und mein Schmerz um Johanna wuchs. Ich fühlte sehr wohl, was sie fühlte, — auch ohne daß ich wußte, was geschehen war. In einer dumpfen, hoffnungslosen Empfindung legte ich das Heft endlich auf den Tisch.

Sehen Sie, es ist aus, sagte sie, wie durch dieses Geräusch erweckt. Ich hab's also nicht geahnt, wie es in ihm aussah . . . Er kann nicht ohne mich leben — will nicht ohne mich leben. Ich kann ihn also nicht verlassen! Ewig nicht! Es ist aus!

Sie richtete sich auf, und ich erschrak über den offenen, grenzenlosen Jammer in ihrem Gesicht. Sie erzählte mir, was sie mit Barnow heute Morgen erlebt hatte. Es brach aus ihr hervor. Ihre Liebe, ihre Hoffnungen lagen hinter jedem ihrer Worte, ohne daß irgend eines davon sprach; sie sprach nicht davon, als verstünde es sich von selbst. Alle Wünsche des Lebens lagen ihr in den Augen, auf den geschwellten, halbgeöffneten Lippen, wie ich es nie an ihr gesehen hatte. Sie ging durch das Zimmer hin, zum Fenster, wieder zurück, wie eine Gefangene in ihrer Zelle. Sie sah mit einem hülflosen, irren Blick auf mich, dann aufs Meer hinaus. Dann stand sie wieder vor dem offen daliegenden Blatt mit den „Abschiedsworten", starrte es an und schüttelte den Kopf. Es ist aus, wiederholte sie. O, wie gut, wie wahr hat er das geschildert, in dem Märchen da: wie Hesperus verzweifelt, als er Stella verliert, wie er fort will, nach seiner Heimat, von der Erde fort; aber sie läßt ihn nicht los, er kann nicht, er ist gefangen! So bin ich gefangen . . . Ich gab ihm mein Wort, und ich muß es halten! Ich kann ihm nicht sagen: ich will dich verlassen! Dieser unglückliche Mensch — so schuldlos — so gut — er kann seine Stella nicht zum zweiten Mal verlieren; ich seh' es ja ein, es ist ja unmöglich. Will er „mit Stella leben oder sterben", so muß auch sie mit ihm leben oder sterben. Ich bin ja nicht schlecht . . . Es ist aus!

Plötzlich faßte sie sich; strich sich die verwirrten Haare aus der Stirn, nahm

das Heft vom Tisch, und trug es still wieder auf den Platz, auf dem sie's gefunden hatte: auf Hamann's Schreibtisch am Fenster, neben seiner Mappe. Sie glättete es mit denselben Händen, die es etwas verbogen und zerknittert hatten, sah es noch einmal an, und nickte fast unmerklich darauf hinab. Dann kam sie zu mir zurück. Mit einem Blick, den ich ebenso wenig vergesse wie ihr Lächeln damals, als sie als Hamann's Verlobte an seinem Arm auf mich zu trat, sagte sie, ohne jedes Pathos: Dies ist nun abgemacht. Ich bleibe also bei ihm, — bis ich daran sterbe. Er soll aber nie erfahren — — Schwören Sie mir das. Ich schwöre hier vor Ihnen, daß ich ihn nicht betrügen werde. Kommen Sie; gehn wir nun hinunter!

VIII.

Am Nachmittag kam Hamann aus der Stadt zurück. In Johanna's Wohnzimmer hatte er vor der Abfahrt einen Zettel zurückgelassen, auf dem er ihr mittheilte, daß er fortgehe, und warum, und wie lange. Sie hatte diesen Zettel erst gefunden als sie aus seinem Zimmer in das ihre kam. Ich war über Mittag dort geblieben, weil sie es verlangte; wir hatten gegessen, ohne viel zu sprechen. Dann zog sie sich in ihr Schlafgemach zurück, und ich blieb allein, mit einem Buch, bis Hamann erschien. Er war von dem Sturm zerzaus't, der sich mittlerweile erhoben hatte und donnernde Wellen gegen das Ufer warf; und nachdem eine gewisse Wind- und Wetter-Röthe von seinen schmalen Wangen verflogen war, erschien er mir geisterhaft bleich. Zum ersten Mal fiel mir auf, daß er mit einiger Unsicherheit oder Befangenheit nach Barnow fragte; und daß er etwas unruhig wurde, als er hörte, seine Frau wünsche allein zu sein. Ich sagte mir aber, daß ich vielleicht diese Bemerkungen nur deshalb machte, weil ich seine Selbstbekenntnisse gelesen hatte; diese Bekenntnisse, die mich überraschten, die mich fast beschämten, weil sie Vorgänge in ihm enthüllten, die uns allen fremd waren. Ich betrachtete ihn heimlich mit einem neuen, melancholischen Interesse. Mitfühlender als sonst beobachtete ich die weichliche, aber nicht unedle, vielmehr ideale Traurigkeit, die diesen sonderbaren Christuskopf verklärte. Er sprach herzlich zu mir, und legte mir sogar einmal eine Hand auf die Schulter. Von Zeit zu Zeit ging er leise an Johanna's Thür und horchte; dann kam er ebenso leise mit wehmüthiger Resignation zurück. Johanna rührte sich nicht. Seltsam, fast unheimlich contrastirte zu dieser Stille in den Zimmern das Getöse der Brandung draußen und das Geheul des Windes, der die Häuser schüttelte und die jungen Bäume an der Straße bog. Unter einem grauen, wolkenschweren Himmel lag das Meer, aus dem unzählige weiße Wellenköpfe aufstiegen, wie eine drohende, schäumende, brodelnde Masse da. Irgend etwas Unmenschliches, Ungeheuerliches schien sich heranzuwälzen . . . Ich ward unruhig auf meinem Stuhl; mir war übel ums Herz. Ich hatte kein Vorgefühl, keine Ahnung von dem, was geschehen sollte; ich fürchtete eher alles Andre als das, was geschah; aber die Zukunft dieser Menschen, ihre Gegenwart, ihre Vergangenheit, Alles lag auf mir, und die Wildheit der Elemente, diese sinnlose, empfindungslose Wuth, nahm mir fast die Besinnung.

Endlich sagte Hamann: Mir wird das Zimmer zu eng . . . Der Wind ist zwar toll; aber ich gehe hinaus. Bitte, sagen Sie meiner Frau — falls sie nach mir fragte — ich sei auf das Spill gegangen, den Wellenschlag noch zu sehn, eh' ich wieder abreise. In einer halben Stunde komme ich zurück. Dann hab' ich bis zur Abfahrt noch eine Stunde Zeit. Sie bleiben so lange hier?

Ja, sagte ich. Er ging. Er wollte, wie gewöhnlich, mit dem letzten Schiff nach Rostock hinauf fahren, und dann mit dem Abendzug weiter. Draußen nahm er einen Ueberrock, den er bis oben zuknöpfte, um seine zarte Gestalt gegen den Wind zu schützen; so sah ich ihn vom Fenster aus die Straße hinuntergehn, nach dem Leuchtthurm zu.

Er war noch nicht lange fort, als Johanna eintrat. Sie schien nicht geruht zu haben, ihre Augen waren offenbar nicht vom Schlaf geröthet. Eine vornehme Fassung lag aber in ihrem Ausdruck, in ihren Bewegungen. Sie erinnerte mich an ihre Erscheinung bei unserm Wiedersehn, damals im September, auf dem Dampfschiff: etwas ähnlich Weltfremdes, Entsagendes, ja ich möchte sagen: Wittwenhaftes, hatte sich über die schönen Linien ausgebreitet. Wo ist mein Mann? fragte sie ruhig. Ich sagte ihr, was er für sie hinterlassen hatte. Als sie hörte, zum Spill sei er gegangen, schien sie ein besonderer Gedanke zu ergreifen. Sie sann vor sich hin. Ich werde ihm nachgehn, murmelte sie endlich. Ja — ich werde ihm nachgehn . . . Sie verzeihen mir wohl, daß ich Sie heute schon zum dritten Mal verlasse —

Liebe Frau Johanna —! sagte ich.

Sie nickte mir herzlich, in stiller Bewegung, zu — es war das Letzte von ihr, das ich sehen sollte — und mit einem Tuch, das sie um den Kopf wand, ging sie langsam hinaus.

Sie ging die Straße entlang — was nun noch folgte, hab' ich nicht mehr gesehn — und am Leuchtthurm vorbei auf den Hafendamm, den das „Spill" beschließt. Es war ein harter Kampf, den sie mit dem Wind zu kämpfen hatte; einzelne Wellen schlugen schon über den Damm hinüber; an der Schutzmauer des Spills spritzte der Schaum hoch in die Luft hinauf. Sie ging aber darauf zu, um ihren Mann zu suchen; der mittlerweile am Spill gestanden oder gesessen hatte, jetzt auf den Steg hinaustrat, welcher vom Rücken des gewölbten Damms bis an die Strom-Mündung vorspringt, und von hier auf die langen Wogen niedersah, die sich mit tiefen Thälern in den Fluß hineinwälzten. Als er aber bis an den äußersten Rand vorgegangen war, wo er nun gleichsam in der Luft über dem Wasser schwebte, und der heulende Wind ihn schüttelte, die wellengepeitschten Pfähle unter ihm zu zittern schienen, der weiße Schaum so unheimlich heraufzüngelte — so verließ ihn die Fassung. Ein Schwindel überfiel ihn. Er sah plötzlich Wasser um sich her, an seinen Füßen, das eine riesige Woge heraufgespritzt hatte. In demselben Augenblick entdeckte er Johanna, deren unerwartete Gestalt wie ein Geist in diesem Sturm daherkam. Von einem sinnlosen Schreck ergriffen, vom Bewußtsein verlassen, glitt er auf den überschwemmten Brettern aus und sank in den Strom hinab.

Johanna sah es; mit einem Schrei stürzte sie vorwärts, warf sich dann, wie es scheint, über den Damm hinunter in die Wellen, um ihren Mann, der

nicht schwimmen konnte, zu retten. Sie ergriff ihn auch, als er wieder auftauchte; von den heranrollenden Wasserbergen fortgezogen, schwamm sie mit ihm bis zu dem hölzernen Aufbau, der die „Spindel" trägt und den Damm überbrückt, und es gelang ihr, sich hier festzuhalten. Als Hamann mit wachem Geist aus einem dieser Wasserberge auftauchte, die die Beiden überflutheten, sah er sich an die Bretterwand unter der Spindel gelehnt, noch bis an die Hüften im Wasser; vor sich Johanna, die ihm mit fast erstickter Stimme zurief: Lehn' dich dort an! Halt' dich fest! — Der abschüssige Damm unter seinen Füßen schien ihm wegzusinken; den Rücken gegen die Holzwand stemmend kam er aber langsam aufwärts, und auch Johanna begann die Böschung hinanzuklettern. Die steigenden und sinkenden Fluten sogen an ihren Kleidern, zogen sie zurück. Eine mächtige Woge, höher als die andern, kam in ihrem Rücken heran, stieg an ihr hinauf, überschlug sich schäumend über ihrem Haupt, und riß sie dann mit sich in den Strom hinab. Wie in ihr Grab sah er sie versinken. Noch einmal erschien ihr Gesicht in dem Wellenschaum; einen letzten Blick warf sie ihm noch zu, dann zogen die langen, wasserschweren Kleider sie hinunter. Vielleicht versuchte sie auch nicht mehr, um ihr Leben zu kämpfen. . .

Der verzweifelnde Hamann wollte sich ihr nachstürzen; doch ihn hielt der Gedanke zurück, sie sei noch zu retten. Er schrie Hülfe! Hülfe! Er schob sich an seiner Schutzwand weiter, bis er oben war, stand nun auf dem Damm, schwenkte sein Taschentuch — da er Menschen sah — und schrie immer von neuem in den Sturm hinein. Von den Häusern her eilten Leute herbei, Lootsen, Fischer, Knaben, Alles was ihn hörte. Man stieg in die Boote, die am Ufer lagen, man ruderte gegen die Wellen an, rief nach Johanna, hoffte sie noch irgendwo wieder auftauchen zu sehn. Es war längst zu spät. Sie erschien nicht wieder. Erst nach langen Stunden, als der düstere Tag schon zu Ende ging, gelang es den Hunderten, die sich versammelt hatten, wenigstens die Todte zu finden und heraufzuziehn, und man trug sie nach Haus.

Ein wunderbarer Anblick war es, diese edle Gestalt so still, so entfremdet und so furchtbar friedlich in demselben Zimmer daliegen zu sehn, in dem sie so viel gekämpft und gelitten hatte . . . Es dämmerte schon, und in diesem ungewissen Zwielicht, das allmählich schwand, schien sie wieder in eine Art von Leben zu erwachen; zu einem Leben, das nicht Leben war und auch nicht Tod; Bewußtsein und Schlaf. Etwas Kühnes, Stolzes war in ihren Zügen; und ein Ausdruck der Zufriedenheit wie nach harter Arbeit. Ihr Gesicht schien zu fragen: hab' ich meine Pflicht gethan? — Es schien aber auch zu sagen: Und nun bin ich frei . . .

Ich mußte mich abwenden.

Hinter mir stand Hamann, immer noch fassungslos, obgleich er still war und sich kaum bewegte. Zuweilen zitterte er, und seine Augen sahen wie verglast auf Johanna hin. Unglücklicher, dachte ich: weißt du, wie wohl ihr ist? — — Was ist das für eine dämonische Kraft, mußte ich auch denken, die zuweilen in unscheinbaren, schwach scheinenden Menschen steckt, daß sie Andere, Stärkere in ihre Welt und in ihr Schicksal hineinziehn . . .

Lange sah Hamann wie der Welt entrückt, wie ein Todter, der aufrecht steht, auf die blasse Frau. Dann warf er sich über sie hin und weinte laut; sonderbar, wie ich noch nie einen Mann hatte weinen hören: jedes Aus- und Eingehen des Athems begleitete ein klagender, schluchzender Ton seiner Stimme. Dennoch war es erschütternd, ihn zu hören. Ich ging endlich hinaus.

In tiefer, weltscheuer Einsamkeit hat „Hesperus" noch fast ein Jahr gelebt, eh' er seiner „Stella" folgte. Sein großes, mystisches Werk hat er nicht mehr vollendet; nach einem langsamen Hinsiechen gab er das Leben auf, das sie ihm gerettet hatte.

Barnow ging ins Ausland, und ist ganz verschollen.

Mir aber ist es immer ein seltsames, schwer zu beschreibendes Gefühl, wenn ich den „Abendstern" sehe . . . Ich sehe ihn nicht mehr gerne.

Prinz Albert.

Von

F. Heinr. Geffcken.

The life of H. R. H. the Prince Consort by Theod. Martin. 5 vols. London, Smith, Elder & Co. 1880.[1])

Erst mit einem starken fünften Bande hat Th. Martin die Lebensbeschreibung des Prinzen Albert vollendet, welche er ursprünglich auf drei Bände angelegt hatte. Wir haben dies nicht zu beklagen, da das Werk uns die reichhaltigsten Belehrungen über die neuere Zeitgeschichte gibt; nur scheint uns der Verfasser daneben oft zu sehr in das Gebiet des Chronisten zu gerathen, der gewissenhaft alle Bewegungen des Hofes und jede Beschäftigung oder Meinungsäußerung des Prinzen verzeichnet. So vielseitig und umfassend die Thätigkeit desselben war, so kann doch der Leser allen diesen einzelnen Grundsteinlegungen, Einweihungen, Toasten bei Zweckessen schwerlich mit gleichem Interesse folgen und ebensowenig läßt sich behaupten, daß durch diese Aufzählung von Einzelheiten seines unermüdeten Wirkens das Gesammtbild des Prinzen gewinnt.

Wir haben den Charakter und die Stellung desselben nach Erscheinen des ersten und zweiten Bandes eingehend gewürdigt (D. Rundsch. Bd. XI, S. 84 ff. 1877); wir sahen, wie er sich durch Takt und Festigkeit die ihm zukommende Position erobert und schließlich dieselbe, als erster und dauernder Berather der Krone, nicht mehr bestritten ward. Nur vorübergehend flackerte noch einmal die thörichte Eifersucht auf fremden Einfluß in dem Roebuck'schen Comité während des Krimkrieges auf; die Minister selbst anerkannten, wie richtig oft die Rathschläge und die Kritik ihrer Maßregeln seitens des Prinzen waren, auch Lord Palmerston, dessen Antagonismus zu demselben anfangs scharf hervortrat, mußte, je mehr er als Premier mit Prinz Albert verkehrte, seine Bedeutung zugeben. Dabei verfuhr das königliche Paar durchaus constitutionell; im Gegensatz zu

[1]) Eine deutsche Uebersetzung unter folgendem Titel: Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England, von Theodore Martin. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria übersetzt von Emil Lehmann. Band I–IV. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1876—1880.

Napoleon, der hinter dem Rücken seiner Minister mit fremden Gesandten sprach, mit Souveränen und Staatsmännern correspondirte, unterbreitete die Königin jeden Brief, den sie von auswärtigen Fürsten empfing oder den sie an solche richtete, ihren Ministern; aber sie verlangte ebenso entschieden von allen Maßregeln des Cabinets in Kenntniß gesetzt zu werden und ließ es sich nicht nehmen, ihre Ansichten über das, was geschehen müsse, in sehr bestimmter Weise auszusprechen. Zahlreich sind die durchgängig von Prinz Albert entworfenen Briefe und Memoranden, in welchen sie ihren Wünschen und Ansichten deutlichen Ausdruck gibt, und durchgängig wird man sagen müssen, daß beide weiter sahen, als die so oft in Parteirücksichten befangenen Minister, und daß ihr Einfluß auf die Verwaltung im hohen Grade wohlthätig war.

Wie in den beiden ersten Bänden, so empfingen wir auch in den folgenden die erquicklichsten Eindrücke von dem ungetrübten häuslichen Glück des königlichen Familienlebens, innige Liebe verbindet die Gatten wie Eltern und Kinder untereinander, jeder Erfolg, jede Anerkennung des Prinzen wird von der Königin als ihre eigene Ehre gefeiert und glücklich ist sie, als sie 1857 dem geliebten Manne durch den Titel Prince Consort seine richtige officielle Stellung geben kann. Und wie wird diese Neigung vom Prinzen erwidert, der keinen Tag von seiner Gemahlin getrennt sein kann, ohne ihr über alles die genaueste Rechenschaft zu geben!

Das wichtigste Ereigniß in dem wachsenden Familienkreise war die Verlobung und Vermählung der Prinzeß Victoria mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, unserem heutigen Kronprinzen. So glücklich beide Eltern über die Verbindung waren, welche trotz eines giftigen Artikels der „Times", rasch sehr populär ward, so mußte ihnen doch die Trennung von der in erster Jugendblüthe stehenden Tochter schwer werden. „Mein Herz war schwer," schreibt der Prinz derselben am Tage nach ihrer Abreise, „als Du gestern die Stirn an meine Brust lehntest, um Deinen Thränen freien Lauf zu lassen. Ich bin nicht demonstrativ in meinem Wesen, Du kannst daher kaum wissen, wie theuer Du mir stets gewesen bist und was für eine Lücke Du in meiner Seele zurückgelassen hast: doch nein, nicht in meinem Herzen, denn darin wirst Du sicherlich auch in Zukunft wohnen, wie Du es bisher gethan, sondern in meinem täglichen Leben, das mein Herz immerdar an Deine Abwesenheit erinnert."

Mit der lebhaftesten Spannung und Freude begleiteten die Eltern die Fortschritte des jungen Paares, ein eifriger Briefwechsel hielt sie von allem, was demselben begegnete, unterrichtet und die Briefe des Prinzen zeigen, wie unablässig er bemüht ist, die junge Frau gut zu berathen. „Du hast jetzt Dein neues Heim erreicht," schreibt er am 11. Februar, „und bist von allen Seiten mit der größten Freundschaft und Herzlichkeit bewillkommnet worden. Dies freundliche und vertrauensvolle Entgegenkommen eines ganzen Volkes einer völlig Fremden gegenüber muß in Dir den Entschluß erzeugt und befestigt haben, Dich solcher Gefühle in jeder Weise würdig zu erzeigen und sie durch den festen Entschluß zu erwidern und zu lohnen, daß Du Deine ganze Lebenskraft diesem Volk Deiner neuen Heimath widmen willst." Einen noch festeren Ton schlägt ein Brief am 17. Februar an. „Deine Festzeit, die Tage Deiner Flitterwochen gehen heute zu Ende und ich erlaube mir, Dir dazu Glück zu wünschen, so gefühllos dies auch

klingen mag. Ich ersehne jetzt für Dich die nöthige Zeit und Ruhe, um die vielen Eindrücke zu bewältigen, welche Du empfangen hast und welche sonst gleich einem wilden Traum zuerst berauschen und dann betäuben, nur eine dumpfe, empfindungslose Erschöpfung zurücklassend. Deine Anstrengungen und die an Dich gestellten Ansprüche sind ganz gewaltig gewesen, Du hast Dein Bestes gethan und hast die Herzen Aller, oder was man die Herzen zu nennen pflegt, gewonnen. Der Natur der Sache nach müssen wir jetzt eine kleine Reaction erwarten. Das Publicum wird, gerade weil es bis jetzt entzückt und begeistert war, nun peinlich kritisch werden und Dich anatomisch zerlegen. Dies muß im Auge gehalten werden, obgleich es Dir keine Unruhe zu bereiten braucht, denn Du bist Deiner natürlichen Neigung gefolgt und hast nichts äußerlich „affichirt", was der Wahrheit Deiner inneren Natur nicht entspräche. Nur der, welcher der Welt ein künstliches Wesen zeigt, muß fürchten, entlarvt zu werden."

Mehr zwischen als in den Zeilen des Martin'schen Buches läßt sich lesen, daß die junge Fürstin trotz ihres häuslichen Glückes in dem neuen Kreise mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, die ihr wol Seufzer des Heimwehs entlockten. Auf eine Aeußerung dieser Art scheint der folgende Brief des Prinzen vom 28. April zu gehen: „Was Du jetzt durchlebst, beobachtest und thust, das sind die wichtigsten Erfahrungen, Eindrücke und Handlungen Deines Lebens, denn es sind die ersten eines unabhängigen und nur sich selbst verantwortlichen Lebens; daß neben und in naher Nachbarschaft mit Deinem wahren und beruhigenden Glück mit unserem lieben Fritz Dein Lebenspfad kein völlig ebener ist, betrachte ich als einen höchst günstigen Umstand für Dich, da derselbe Dich nöthigt Deine Geisteskräfte anzuwenden und zu stärken. Nur halte strenge Wache über Dich und laß Dich nicht zur Billigung dessen verleiten, was die Vernunft, so lange es Dir fremd gewesen, weder als gut noch als zweckmäßig anerkennen konnte. Darin besteht der Unterschied zwischen einer schwachen und einer starken Seele, daß, während jene sich zum Sclaven der Umstände machen läßt, die letztere sich ihnen aus Vernunftgründen anpaßt und ihr Urtheil unbefangen erhält. — Ich freue mich herzlich aus Deinem Brief vom 24. zu erfahren, daß Du ernsthaft über Dein Budget nachdenkst und ich werde es mit Vergnügen durchsehen, wenn Du es mir schickst; es ist dies die einzige Art, sich selbst eine deutliche Vorstellung davon zu machen, wie viel man hat, wie viel man ausgibt und wie viel man ausgeben sollte. Da es ein Geschäft ist, in welchem ich eine reiche Erfahrung erworben habe, will ich Dir eine Regel zu Deiner Leitung darin geben, es ist die, eine gewisse Summe bei Seite zu setzen: pour l'imprévu. Dieser Herr ist der kostspieligste Gast im Leben und es wird sehr kahl um uns aussehen, wenn wir ihm nichts vorzusetzen haben."

Neben diesem fortwährenden Austausch aber wurden bald Pläne zum Wiedersehen gemacht und ausgeführt, in Potsdam wie in Coburg begegneten sich Eltern mit Tochter und Schwiegersohn, zwischen denen bereits die ersten Sprossen neuen Familienglückes ausgeschlagen waren. Diese Besuche brachten denn auch ein Wiedersehen mit dem alten Freunde Stockmar, der sich seit 1857 die Reise nach England nicht mehr zumuthen durfte. „In diesem Jahre," schrieb er damals, „werde ich 70 Jahre alt und bin weder körperlich noch geistig länger

im Stande, das mühsam und erschöpfende Amt eines väterlichen Freundes und Vertrauten zu verwalten. Ich muß Lebewohl sagen und diesmal auf immer, so will es der Lauf der Natur. Wohl mir, daß ich es mit reinem Gewissen thun kann, ich habe gewirkt, so lange ich Kraft dazu hatte und für einen Zweck, den Niemand mißbilligen kann. Dies Bewußtsein ist mein Lohn, der einzige, nach dem ich gestrebt habe."

Brieflich blieb der edle und tüchtige alte Mann der treue Berather des Prinzen bis zu dessen Ende, und dieser stattete ihm genauen Bericht ab über alle großen und kleinen Ereignisse seines Lebens.

Wenden wir uns nun zu der politischen Seite des Werkes, so dürfen wir wol den Krimkrieg, welcher den dritten Band füllt, übergehen, da die kürzlich in der Rundschau veröffentlichten Mittheilungen über denselben jene Quelle bereits so ausgiebig benutzt haben.

Die Zeit vom Friedensschluß bis Mitte 1857 verging ziemlich ruhig, der von Palmerston wegen der Besetzung Herats mit Persien höchst unverständig begonnene Krieg war durch den Pariser Frieden beendet, der Prinz konnte sich ungestört seinen Bemühungen für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Classe hingeben. Arbeiterwohnungen wurden gegründet, Erholungslocale eingerichtet, welche Stätten gesunder und sittlicher Erfrischung boten; die Lastträger und Auflader des Londoner Hafens entzog der Prinz dem Elend durch die Abschaffung des Truck-Systems, das dort noch herrschte; allen Leidenden stand sein warmes Herz und sein klarer Kopf zu Gebote. Besonderes Interesse verwandte er auf die im Frühling 1857 eröffnete Ausstellung aller in England vorhandenen Kunstschätze in Manchester und auf eine verbesserte Anordnung der Galerien und Museen Londons. Aber schon im Frühsommer kamen die ersten düsteren Nachrichten von dem drohenden Aufstand aus Indien. Der Prinz und die Königin hatten auf's äußerste das Verlangen bekämpft, das sich im Parlament kund gab, die während des Krimkrieges mühsam aufgebaute Militärmacht Englands sofort wieder so zu reducieren, daß keine Hilfsquellen für unvorhergesehene Fälle blieben. Lord Palmerston hatte wol ein Gefühl, daß dieser Widerstand richtig und mahnte das Parlament, daß für ein großes und reiches Land es das schlechteste Mittel den Frieden zu bewahren sei, wenn man es der Vertheidigungsmittel beraube; aber er hatte nicht den Muth sich entschlossen der Strömung entgegenzustellen, welche vor Allem Verringerung der Ausgaben und Herabsetzung der Einkommensteuer forderte und stimmte einer Reduction der Armee zu, die er wenige Monate darauf bitter bereuen mußte. „If we had not reduced in such a hurry this spring, we should now have all the men wanted" schrieb die Königin mit Recht ihrem Minister, als die ersten Unglücksnachrichten kamen, aber auch dann konnte sich das Ministerium nicht zu der Energie aufraffen, welche die Lage forderte; es leugnete die Größe der Gefahr und begnügte sich damit, langsam kleine Truppenabtheilungen nach Indien zu senden. Der Prinz und die Königin, welche sofort die Gefahr erkannten, waren durchaus nicht einverstanden mit diesem „Schritt vor Schritt Verfahren" und die letztere richtete ein energisches Schreiben an das Ministerium, in dem sie forderte 1) daß Indien nicht wieder ohne hinreichende europäische Armee gelassen werde, 2) daß die europäische Armee

Indiens unmittelbar unter die Krone gestellt werde. Beides wurde nach harten Kämpfen durchgesetzt. Aber erst nach langem Drängen wurden im Juli die entsprechenden Streitkräfte nach Indien gesendet und dem tüchtigen Sir Colin Campbell der Oberbefehl übertragen, und erst am 20. Sept. wurde durch die Einnahme Delhi's dem sich bis dahin stets ausbreitenden Aufstande ein erster Dämpfer aufgesetzt. Neun Monate hielten sich die Aufrührer in Luknow, bis endlich im April 1858 Campbell die Einnahme gelang, welche die Königin ihm mit dem Peers-Titel belohnte. Vorzüglich schön ist der Brief derselben, in dem sie ihren tapfern General für seine Siege lobt und ihn sanft tadelt, daß er sein kostbares Leben zu sehr aussetze (IV p. 148). Bereits im Herbst 1857 hatte Palmerston den Entwurf einer neuen Ordnung der Dinge gemacht, durch welche die Herrschaft über Indien aus den Händen der Handelsgesellschaft in die der Krone übergehen sollte. Sein Sturz Anfang 1858 hinderte die Durchführung seines Planes und das Ministerium Derby hatte die Sache weiterzuführen; es schien in gewisser Weise besonders hierzu berufen, da sein Führer im Unterhause, Disraeli, schon bei Ausbruch des Aufstandes verlangt, daß die Beziehungen zwischen der Bevölkerung von Indien und der Krone enger gezogen werden müßten. Aber das Ungeschick des Ministers für Indien, Lord Ellenborough's, verfuhr die Sache gründlich: Palmerston's Bill legte durchaus zweckmäßig die Regierung Indiens in einen Rath, der von der Krone frei aus solchen ernannt wurde, die mindestens eine zehnjährige Erfahrung im Indischen Dienste hatten. Ellenborough dagegen machte den unglücklichen Vorschlag, daß vier Mitglieder des Rathes von den Inhabern Indischer Fonds und von Civil- und Militärbeamten gewählt werden sollten, welche mindestens 10 Jahre im Indischen Dienste gewesen, fünf weitere Mitglieder sollten von den im Indischen Handel beschäftigten Kaufleuten London's, Manchester's, Liverpool's, Glasgow's und Belfast's gewählt werden. Die Königin erhob den entschiedensten Widerspruch gegen das ganze Wahlprincip, besonders gegen die willkürliche Begünstigung jener fünf Städte; aber Lord Ellenborough bestand auf seinem Sinn und zog dadurch der Regierung eine entscheidende Niederlage im Parlamente zu, welches die ganze Idee der Wahl beseitigte. Und damit nicht genug, brachte Lord Ellenborough bald nachher die Regierung in eine durchaus schiefe Lage, indem er eine Proclamation des General-Statthalters von Indien, Lord Canning, der sich während des ganzen Aufstandes mit ebenso großer Energie als Umsicht benommen, in einer ohne Wissen seiner Collegen veröffentlichten Depesche einer herben Kritik unterwarf. Dies schlug dem Fasse den Boden aus und der ungeschickte Minister mußte zurücktreten. Die Opposition wollte die Verantwortlichkeit des Cabinets für diesen Mißgriff benutzen, um dasselbe zu stürzen, es gelang ihr jedoch bei ihrer innern Zersplitterung nicht und dasselbe führte nunmehr die India-Bill im Wege von Resolutionen des Hauses durch. Im Juni konnte Disraeli der Königin melden, daß das Gelingen der Bill gesichert sei; „aber sie ist nur das Vorzimmer eines kaiserlichen Palastes und Ew. Maj. würden wohl thun, wenn Sie geruhen wollten die Schritte in Erwägung zu ziehen, welche jetzt nothwendig sind, die Meinungen der Indischen Bevölkerung zu beeinflussen und auf ihre Einbildungskraft zu wirken. Der Name Ew. Maj. sollte dem Leben der

Eingeborenen eingeprägt werden." — Ein deutliches Zeichen, daß der Verfasser des „Tancred" schon damals seine Idee des Indischen Kaisertitels durchzuführen bestrebt war. Wie die Königin die Uebernahme ihrer neuen Würde auffaßte, zeigt ihre Instruction an Lord Derby für die Proclamation an die Eingeborenen. Er möge sie mit dem Gedanken abfassen, daß eine Frau als Herrscherin zu mehr als hundert Millionen Asiaten bei Uebernahme der unmittelbaren Herrschaft nach einem blutigen Bürgerkriege rede und diesen die Grundsätze ihrer Regierung verkünde. Ein solches Document muß die Gefühle des Edelmuths, des Wohlwollens und der religiösen Bildung athmen und den Eingeborenen die Vortheile auseinandersetzen, welche die Indier durch ihre Gleichstellung „mit den Unterthanen der britischen Krone erlangen, nicht minder auch die Schwächen, welche im Gefolge der Civilisation sind. J. M. wünscht, daß ihren Gefühlen des Schreckens und Bedauerns über den blutigen Bürgerkrieg, ihrer Dankbarkeit über dessen nahe Beendigung Ausdruck gegeben werde und ist der Ansicht, daß die Proclamation mit einer Anrufung der Vorsehung schließen sollte, ein großes Werk zu einem großen und guten Zwecke zu segnen."

Ueber die verschiedenen Reformbills jener Jahre können wir hinweggehen, da sie obwol von tactisch-parlamentarischem Einfluß, doch sämmtlich todtgeboren waren und lediglich persönlicher Parteipolitik ihren Ursprung verdanken, während die Bevölkerung sich durchaus gleichgültig dazu verhielt. Wir wenden uns vielmehr zu dem Verhältniß Englands mit Frankreich, das für diese Jahre namentlich durch die italienische Frage von der entscheidensten Bedeutung ward und über das die beiden Bände Martin's sehr merkwürdige Aufschlüsse geben.

Der Krimkrieg war beendet, aber weder England noch Frankreich waren durch die Früchte ihres Sieges wahrhaft befriedigt. England war der Frieden überhaupt zu früh gekommen; der Kaiser hatte denselben durchgesetzt, weil sein Verbündeter nicht auf seine weiteren Pläne hinsichtlich Polens eingehen wollte. Die Allianz aber beruhte stets mehr auf den persönlichen Gefühlen und Interessen Napoleons III. als auf einem wirklichen Einverständniß der beiden Nationen und sie mußte schwächer werden, als die ruhelose Phantasie des Kaisers neue Allianzen und Umwälzungen der Karte Europa's verfolgte und Rußland mit allen Mitteln der Schmeichelei denselben zu umgarnen suchte. Die erste Mißhelligkeit entstand bei Constituirung der Donaufürstenthümer. Dem Kaiser war die Unabhängigkeit der Türkei, für die er das Schwert geführt, ganz gleichgültig geworden[1]); er war, nachdem sein Plan gescheitert, die Fürstenthümer Oesterreich gegen die an Sardinien abzutretende Lombardei zu geben, unter rumänischem Einfluß zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Fürstenthümer am zweckmäßigsten unter einem auswärtigen Fürsten vereinigt würden, welcher die Oberhoheit der Pforte anzuerkennen hätte. Rußland war ebenso für die Vereinigung, aber unter

[1]) Auf die Frage, welche Prinz Albert ihm in Osborne stellte, ob er wirklich noch für die Erhaltung der Integrität der Pforte, welche England mit aller Energie aufrecht zu halten entschlossen sei, einstehen wolle? erwiderte der Kaiser, daß persönlich ihm dieselbe gleichgültig sei und er keine Sympathie für eine so traurige Nation wie die Türken haben könne; aber wenn er ihn als Politiker frage, so sei das etwas Anderes und er sei natürlich nicht geneigt, den ursprünglichen Zweck der Allianz aufzugeben, für den Frankreich so große Opfer gebracht habe.

einem einheimischen Fürsten, was den russischen Intriguen Thor und Thür geöffnet hätte. Sardinien und Preußen neigten sich gleichfalls der Einigung zu, die Oesterreich und die Pforte entschlossen bekämpften. England war ihr anfangs geneigt gewesen, hatte sich dann aber überzeugt, daß das Project zur Schwächung der Türkei ausschlagen müsse. Die Wahlen für den Moldauischen Divan, welche dem Pariser Frieden gemäß ausgeschrieben waren, um die Wünsche der Bevölkerung hinsichtlich der Verfassung kundzugeben, führten zur Ernennung solcher Mitglieder, von denen die französischen Agenten wußten, daß sie einer Verschmelzung beider Provinzen unter einem Oberhaupt der Mehrzahl nach abhold waren. Frankreich klagte daher die Pforte parteiischer Beeinflußung der Wahlen und anderer unredlicher Manipulationen an, forderte Cassirung der vollzogenen und Ausschreibung neuer Wahlen. In Constantinopel weigerte man sich dessen, wie Napoleon behauptete lediglich auf Lord Stratfords Betrieb; Frankreich, Rußland und Sardinien drohten mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen.

Die so hoch gediehene Spannung ward einigermaßen gelöst durch einen Besuch des Kaiserpaares in Osborne (Aug. 1857), ein Gedanke, den Palmerston lebhaft aufgriff, „da Prinz Albert dem Kaiser manches sagen kann, was wir nicht sagen können". Dies that denn der Prinz auch in rückhaltlosester Weise; er stellte Napoleon vor, daß er durch seine Politik in den Fürstenthümern Rußlands Spiel spiele, dessen Ziel stets bleibe die Türkei aufzulösen und das sich über seinen Streit mit England die Hände reibe. Der Kaiser leugnete dies: wenn jene beiden Länder befriedigt und unter einem auswärtigen Fürsten vereinigt seien, so würden sie eine wirkliche Schranke gegen Rußland bilden, während ihr jetziger unbefriedigender Zustand demselben stets Gelegenheit zur Einmischung gebe. Er warf England seine Verbindung mit Oesterreich vor, von dessen Doppelzüngigkeit er noch kürzlich durch Rußland neue Beweise erhalten habe; während es den Westmächten betheuert, daß es die Fürstenthümer besetze um die Russen aus denselben herauszuhalten, habe es Rußland versichert, daß es nur so handle, um die russische Armee frei zu machen, gegen die Verbündeten zu operiren (IV. p. 107). Prinz Albert erwiderte, dies wundere ihn durchaus nicht, aber wenn Oesterreich unaufrichtig sei, sei Rußland es noch zehnmal mehr, übrigens habe England kein Bündniß mit Oesterreich, sondern treffe nur in der Behandlung dieser Frage mit demselben zusammen. Unter Betheiligung der beiderseitigen Staatsmänner, der Lords Palmerston und Clarendon, Walewski's und Persigny's wurde dann ein Uebereinkommen getroffen, daß die moldauischen Wahlen annullirt und neue Wahllisten unter der Aufsicht der europäischen Commission aufgestellt werden sollten, daß dagegen der Plan der Vereinigung der Fürstenthümer aufgegeben werde. Als Palmerston auf Anregung des Prinzen den Inhalt dieser Verhandlung in ein Memorandum zusammenfaßte und dies Walewski vorlegte, anerkannte derselbe zwar dessen Correctheit, aber weigerte es zu unterzeichnen, oder es als officielles Document zu betrachten, da die Regierung wünschen müsse, die vom Sultan zu erhaltende Genugthuung von dem Arrangement hinsichtlich der Fürstenthümer getrennt zu halten, und es nicht so aussehen dürfe, als ob Frankreich durch letzteres erstere erkauft habe. Walewski's

spätere Haltung zeigte, daß für seine Weigerung noch andere Gründe maßgebend waren; denn bereits im nächsten Jahre kam Napoleon auf die Vereinigung der Fürstenthümer mit der Behauptung zurück, daß er nicht auf diese selbst, sondern nur auf die Einsetzung eines auswärtigen Fürsten verzichtet habe, während englischerseits in Osborne nur eine administrative, nicht eine politische Verbindung zugestanden war. Noch einmal kam es zu einem Ausgleich durch die von der Pariser Conferenz im Aug. 1858 vereinbarte Verfassung der Fürstenthümer, welche gleiche Institutionen in beiden Ländern ausführte, aber durch Errichtung eines Ministeriums und einer Legislative für jedes die politische Trennung aufrecht hielt. Indeß beide Provinzen vereitelten dieselbe, indem sie dieselbe Person, den Major Couza zum Hospodaren wählten, und von da an ging die Unification unaufhaltsam vorwärts. Man darf wol bezweifeln, ob die Politik Englands und Prinz Albert's in dieser Beziehung eine glückliche war, alles kam darauf an, die Fürstenthümer Rußlands Einfluß zu entziehen. Da die wirksamste Weise dies zu thun, die Einverleibung in Oesterreich, gescheitert war, so war es gewiß angezeigt, den Ländern möglichste Unabhängigkeit zu sichern und eben deshalb widerstrebte Rußland der Einsetzung eines auswärtigen Fürsten. Erst mit dem Fürsten Karl hat Rumänien Selbständigkeit gewonnen, wogegen das gezwungene Bündniß von 1877 in keiner Weise spricht; denn daß ein kleiner Staat, der von allen übrigen Großmächten im Stich gelassen wird, nicht im Stande ist, den Conflict der beiden großen Nachbarn zu hindern, liegt auf der Hand.

Bedeutsamer noch als der Austausch über diese Frage war die allgemeine politische Unterhaltung des Prinzen mit dem Kaiser. Er verschwieg diesem nicht, daß das Werben Rußlands um Frankreichs Gunst in England mit Mißtrauen betrachtet werde, und daß dies Mißtrauen durch Napoleon's projectirte Begegnung mit dem Kaiser Alexander in Stuttgart neue Nahrung finden werde. Der Kaiser versicherte, dies sei unbegründet; er habe das vielfache Entgegenkommen Rußlands so kühl hingenommen, daß dieses über die Aufnahme seiner bono procédés wol verletzt sein könne, im Gegentheil aber habe der Kaiser Alexander auf einen Aussöhnungsantrag Oesterreichs geantwortet, daß obwol er keine Rancune fühle, doch eine Verständigung nicht gegen Frankreich gerichtet sein dürfe, welches er als seinen Freund betrachte, c'était il faut le dire très bien de la part de l'Empereur. Der Prinz erwiderte nur, er möge bei seiner Begegnung mit dem Kaiser bedenken, wie alt die Verbindung der nordischen Höfe sei und daß denselben sicher alles, was er in Stuttgart sagen werde, bekannt werden würde. Oesterreich könne, wenn es seine Interessen gefährdet sähe, binnen drei Tagen Frieden mit Rußland schließen, der Kaiser habe also alle Ursache Oesterreich zu schonen. Diese Gefahr der Erneuerung des Bündnisses der Nordmächte gegen Frankreich brachte den Kaiser auf seinen eigentlichen Plan, die nach seiner Ansicht nothwendige Revision der Verträge von 1815, welche ein Denkmal der Coalition Europa's gegen Frankreich seien. Der Prinz sprach sich auf das entschiedenste hiegegen aus; die Verträge seien das Ergebniß eines Krieges, der fünfundzwanzig Jahre lang Europa verwüstet. Sie seien nicht unantastbar, wie das Beispiel Belgiens, Neuenburgs und seine eigene Erhebung auf den Kaiserthron

zeigten; aber eine allgemeine Revision derselben müsse alle bösen Leidenschaften entfesseln und könne nur zum Krieg führen, denn Jeder werde mit entgegengesetztem Verlangen auftreten. Keine der europäischen Mächte werde die Gefahr laufen wollen, den gegenwärtigen Zustand des Festlandes zu ändern, außer wenn ihr dadurch ein erheblicher Vortheil erwachsen solle. Wenn nun aber Jeder Vortheile erlangen wolle, woher sollten diese genommen werden, ohne daß es mit einem Kriege Aller gegen Alle ende? Der Kaiser gab die Schwierigkeiten zu und bemerkte, daß der Kaiser Alexander, den er deshalb durch Graf Morny habe sondiren lassen, es mit Bezug auf die Unterhaltungen seines Vaters mit Sir Hamilton Seymour abgelehnt habe, auf den Gegenstand einzugehen, doch sei er überzeugt, es lasse sich manches machen. So sei z. B. der Herzog von Braunschweig ohne Erben, die Skandinavische Union sei der Wunsch des Nordens; wenn Dänemark mit Schweden vereinigt und England nicht eifersüchtig auf die Erwerbung Kiels sei, so könne Holstein an Preußen kommen. Der Prinz erwiderte, Braunschweig falle rechtlich an Hannover, gegen eine Stärkung Preußens fühle England keine Eifersucht, aber die Holsteiner wollten nicht preußisch werden, sie gehörten bereits zu Deutschland und forderten, daß ihre Verbindung mit Schleswig aufrecht erhalten werde. Der Kaiser bemerkte, diese Frage sei sehr complicirt, er glaube auch, daß außerhalb Europa's bessere Mittel zu finden seien „pour rendre de grands bienfaits au monde", so z. B. in Afrika; er wolle das mittelländische Meer nicht zu einem französischen, aber zu einem europäischen See machen. Spanien könne Marocco bekommen, Sardinien einen Theil von Tripolis, England Egypten, Oesterreich einen Theil Syriens — et que sais je? alles das seien herrliche Länder, die durch ihre abscheulichen Regierungen für die Civilisation unfruchtbar gemacht würden, auch Frankreich brauche einen Abzug für seine unruhigen Geister. Der Prinz fühlte sich erleichtert, als der Kaiser auf verhältnißmäßig phantastische Pläne kam und bemerkte nur, daß der Besitz Algeriens nicht für die Wirksamkeit eines solchen Abzugs spreche und schwerlich die unruhigen Geister von Paris absorbirt habe; die Franzosen hätten eben kein Talent zur Colonisation, was der Kaiser nicht zugeben wollte. — Im Ganzen aber diente der Besuch zur Wiederbefestigung der Beziehungen und der Kaiser schrieb der Königin in wärmster Weise über den Prinzen, auch verhielt er sich bei der Begegnung in Stuttgart den Russen gegenüber kühl und zeigte sich durchaus unzugänglich für ihre Bemühungen, die englische Allianz zu lockern, so daß das „Nous sommes très contents", welches Fürst Gortschakoff stets wiederholte, erheblich nach sauern Trauben schmeckte. Um so mehr betonte der Kanzler bei der Begegnung seines Gebieters mit dem Kaiser von Oesterreich, daß dieselbe nur auf des Letztern ausdrücklichen Wunsch zugestanden sei, „Pour faire bien comprendre à l'Empereur d'Autriche que désormais ce traité (de Paris) est lettre morte!" (IV. p. 133.)

Von dem entschiedensten Einfluß auf die napoleonische Politik wurde das Orsini'sche Attentat, welches auf eine Zeit das ruhige Urtheil und die Selbstbeherrschung des Kaisers auf das Tiefste erschütterte und ihn unheilvollen Rathschlägen Gehör geben ließ; drohende Forderungen wurden an Sardinien, die Schweiz und Belgien gerichtet. — Gegen England wagte man zwar nicht in

ähnlicher Weise aufzutreten, aber Walewski richtete doch eine Depesche an Persigny, französischen Botschafter in London, die sich in starken Ausdrücken darüber beklagte, daß das englische Asylrecht den Plänen von Mördern zu Gute komme und die bestimmte Erwartung aussprach, daß die britische Regierung gegen die Wiederholung solcher verbrecherischer Unternehmungen Bürgschaften geben werde, welche kein Staat andern befreundeten Nachbarn weigern könne. Lord Palmerston kam diesem Verlangen entgegen und brachte eine Bill ein, welche Complott zum Morde als Verbrechen qualificirte, das mit 3—5 Jahren schwerer Zwangsarbeit zu strafen sei. Die Bill ward in erster Lesung mit 299 gegen 99 Stimmen angenommen; aber die Veröffentlichung der England offen befeindenden Adressen der französischen Obersten im „Moniteur" rief einen großen Umschwung in der öffentlichen Meinung hervor, die annahm, die Regierung sei vor Drohungen zurückgewichen und obwol der Kaiser sein Bedauern über jene Veröffentlichung aussprechen ließ, blieb sie bei der zweiten Lesung in der Minorität. Lord Derby übernahm die Bildung eines neuen Ministeriums, er ließ die Complott-Bill fallen und wies die Anklagen der Walewski'schen Depesche in würdiger Weise zurück. So tief dies den Kaiser verdroß, so mußte er sich doch überzeugen, daß kein Ministerium jene gewünschten Maßregeln durchsetzen könne und suchte daher gute Miene zum bösen Spiel zu machen; als Persigny sich von seinem Posten zurückzog, ersetzte er ihn durch den Herzog v. Malakoff, der die militärischen Bravaden offen getadelt und bei der Freisprechung Bernard's, des Mitschuldigen Orsini's, dem Prinzen sagte: „il faut rester impassible pour ces sortes de choses et laisser couler l'eau sous le pont."

Aber der Eindruck des Attentats haftete tief beim Kaiser; der Appell Orsini's, er möge der Befreier Italiens werden, hatte großen Eindruck auf ihn gemacht und gerne hätte er denselben begnadigt. Fortan stand er, wie der Prinz-Regent es später treffend bezeichnete, unter dem Druck des „la guerre ou le poignard". Diese Disposition wußte Cavour zu benutzen und in einer geheimen Zusammenkunft in Plombières wurde zwischen beiden, ohne daß die französischen Minister eine Ahnung davon hatten, ein Abkommen getroffen, daß Frankreich im gegebenen Falle die Errichtung eines norditalienischen Königreiches unterstützen und zu diesem Zwecke Sardinien bei einem Kriege gegen Oesterreich zu Hilfe kommen solle. Als Kampfpreis wurde dem Kaiser dafür Savoyen und Nizza in Aussicht gestellt, eine Heirath zwischen dem Prinzen Napoleon und der Tochter Victor Emanuel's sollte dies Bündniß besiegeln, dem der Kaiser ein erhöhtes Gewicht beilegte, da der Czar ihm in Stuttgart gesagt, in Bezug auf Italien möge er thun, was ihm gut dünke, er seinerseits werde sich keinesfalls darein mischen. Von dieser folgenschweren Begegnung verlautete damals nichts; aber als kurz darauf die Königin und der Prinz einer dringenden Einladung Napoleon's nach Cherbourg folgten, fanden sie trotz aller Höflichkeit und aller Versicherungen, daß er an der Allianz festhalten werde, seine Haltung doch gezwungen. Der Pact, den er soeben geschlossen, und den, wie er wußte, die Königin und der Prinz mißbilligen mußten, war ein Bann, der die alte Offenheit hemmte. Zuerst gab der Kaiser über seine Absichten einige Andeutungen

in einer Unterhaltung, die er mit dem englischen Botschafter Lord Cowley bei Gelegenheit heftiger Artikel der Londoner Presse über seine Rüstungen hatte; er bemerkte, daß diese Polemik Angesichts seiner freundschaftlichen Absichten die Fortdauer der Allianz unmöglich machen könne. Er habe keine ehrgeizigen Absichten; aber wenn andre Länder etwas gewännen, könne Frankreich nicht zurückbleiben. Er sei bei dem Kriege mit Rußland der Ueberzeugung gewesen, daß kein Friede ohne die Herstellung Polens befriedigend sein könne und sei Oesterreich in der Hoffnung entgegengekommen, daß es ihm bei diesem großen Werke helfen werde. „Es ließ mich im Stich und daher beschäftigte ich mich nach dem Frieden mit der Verbesserung Italiens, weshalb ich mich Rußland näherte." Auf eine Frage Cowley's mußte der Kaiser zugeben, daß letzteres ihm positiven Beistand nicht versprochen habe[1]), und wie die Ereignisse bald zeigten, war Rußland entschlossen, ruhig zuzusehen, sich an Oesterreichs Verlegenheit zu weiden und es fühlen zu lassen, wie viel es an seiner Freundschaft verloren; aber es hütete sich wohl, der auf die Gründung eines italienischen Königreichs gerichteten Politik, geschweige den auf das linke Rheinufer gerichteten französischen Gelüsten, seine Unterstützung zu leihen. Während der Minister Lord Malmesbury noch nicht geneigt war, diese Symptome ernst zu nehmen, war der Prinz überzeugt, daß der Kaiser Krieg beabsichtige, um so mehr als er erfuhr, daß derselbe bei einem Besuch Palmerston's mit diesem die Vertreibung der Oesterreicher aus Italien erörtert habe. Es folgte in dem Neujahrsbriefe die Ankündigung der Heirath des Prinzen Napoleon, unmittelbar darauf die seltsame Begrüßung des Baron Hübner und die Thronrede Victor Emanuel's. Es will uns bedünken, daß die Politik Englands und auch des Prinzen in diesem Stadium der italienischen Frage keine besonders glückliche gewesen ist. Daß die Lage in Italien auf die Dauer unhaltbar war, schien klar. „Oesterreich," schrieb Stockmar, „ist in meinen Augen nur eine geographisch-politische Nothwendigkeit der Verträge von 1814/15. Kann bei dem Wechsel, dem alle menschlichen Dinge unterliegen, diese Nothwendigkeit für immer bestehen bleiben?" Ebenso klar aber war der Entschluß Napoleons einzugreifen[2]). Hier gab es für England nur eine Alternative: entweder ihn gewähren zu lassen, wenn auch nur in gewissen Grenzen und unter bestimmten Bedingungen; oder ihm in Ansehung der Gefahren, welche ein solcher Krieg bringen konnte, entschlossen entgegenzutreten, wofür man der Unterstützung Preußens sicher war. England that keines von beiden; es erschöpfte sich in Ermahnungen an Napoleon von seinem unheilvollen Vorhaben abzustehen, es sprach laut für die Heiligkeit der Verträge, die es doch nicht entschlossen war, mit den

[1]) Später (20. Jan. 1859) sagte er Cowley, Rußland habe versprochen, im Kriegsfalle eine Armee an seiner Grenze aufzustellen, die Oesterreich und Preußen im Schach halten würde. Der russische Gesandte in Berlin, Baron Budberg, bestätigte dies auf eine Frage von Schleinitz; da Rußland nie leiden könne, daß Oesterreich aus einem Kriege mit Frankreich siegreich hervorgehe, weil es sich niemals mit demselben über die türkischen Angelegenheiten verständigen könne (IV, 426). Die Versuche Rußlands, für diese Unterstützung später diejenige Frankreichs für seine orientalischen Pläne zu gewinnen, blieben erfolglos (V, p. 14).

[2]) Der französische Gesandte in Turin, Prinz Latour d'Auvergne, erklärte im Februar: „Non seulement nous prendrons la première occasion pour faire la guerre, mais nous chercherons un prétexte." (Sir J. Hudson an Malmesbury Febr. 28.)

Waffen aufrecht zu halten, es versuchte eine Vermittelung durch die Sendung Lord Cowley's nach Wien, die scheitern mußte, weil sie die eigentliche schwebende Frage ganz ungelöst ließ[1]) und erreichte so nichts als Oesterreich zu hemmen und Napoleon gründlich zu verstimmen, dessen Argwohn darauf verfiel, daß der Prinz mit dem König der Belgier und dem Herzog von Coburg ein geheimes Gegenbündniß Englands, Oesterreichs und Preußens gegen ihn betriebe. Er beklagte sich, daß England, stets egoistisch, ihn verleumde und auf alle Weise mißhandele, beantwortete ein bezügliches Schreiben der Königin in gewundener und gereizter Weise über die feindlichen Elemente, die unter Berufung auf die Verträge Frankreichs legitimen Einfluß in Europa verkümmern wollten. Nicht glücklicher scheint uns Prinz Albert bei seiner Berathung Preußens gewesen zu sein; von Frankreich gedrängt, sich neutral zu erklären, hatte der Prinz-Regent den Grafen Perponcher nach London gesandt, um sich für gewisse Eventualitäten mit England zu verständigen und zu erfahren, was dasselbe in solchen thun werde? Der Prinz erwiderte, daß eine Unterstützung Frankreichs außer Frage sei, übrigens aber England sich nie auf derartige bindende Erklärungen für mögliche Fälle einlasse. Preußen möge rüsten, auf die Organisation der Bundeskriegsmacht dringen und so Gewehr beim Fuß die Ereignisse abwarten, die gewöhnlich anders kämen, als man erwarte. Die wahre Stärke und Sicherheit der Regierungen liege heute in der öffentlichen Meinung, die durch freie Discussion gebildet und erleuchtet sei. In ihr sei der Leitstern und zugleich die Bürgschaft für die Handlungen der Regierung zu suchen. Daß Preußens Stimme laut und fest sei, sei die Hauptbedingung seiner Sicherheit und Stärke. „Mein Rath ist also, rufen Sie diese Macht in's Spiel; sie ist es, die Frankreich und Rußland im Zaume halten, Deutschland einigen und die endgültige Entscheidung in Ihre Hände legen wird."

Diese Rathschläge bewährten sich im Fortgang der Ereignisse sehr wenig. Was half es, daß, wie der Prinz es gewünscht, Baron Schleinitz Preußens Stellung in dem bevorstehenden Conflict in der angegebenen Weise mit lebhafter Betonung der deutschen Aufgabe der Regierung darlegte, da letztere nicht entschlossen war zu handeln? Für Preußen konnte es sich, sobald der Entschluß Napoleons in Italien einzugreifen feststand, nur darum handeln, ihm entweder entschieden entgegenzutreten oder ihn gewähren zu lassen und die Frage der Herzogthümer unter seiner Connivenz in die Hand zu nehmen; indem es sich zu keinem von beiden entschloß, setzte es sich zwischen zwei Stühle, erbitterte das im Stich gelassene Oesterreich und seine Anhänger und führte durch seine unklare Politik der bewaffneten Vermittelung den halbschlächtigen Frieden von Villafranca herbei. Der Prinz gestand selbst im Herbst, daß Preußen ganz discreditirt sei und doch war es nur seinen Rathschlägen gefolgt; er vertraute hier offenbar zu sehr blos auf die Macht liberaler Principien, während diese für die auswärtige Politik ohne entschlossenes Handeln unfruchtbar bleiben. Die fortwährenden Vermittelungsversuche Englands, die Rußland dann im Einverständ-

[2]) „Ne vous offensez pas, ceci n'aboutira à rien," sagte Napoleon dem sardinischen Gesandten.

niß mit Napoleon durch den Vorschlag eines Congresses, der alles in Verwirrung bringen mußte[1]), kreuzte, ließen den Kaiser nur Zeit für seine Rüstungen gewinnen und erleichterten sein Spiel, die Lage für Oesterreich so unerträglich zu machen, daß es sein Ultimatum stellte. Welche Wirkung konnte es in solcher Lage haben, daß die Königin die Kaiserin-Regentin beschwor, der Kaiser möge doch den Krieg nicht über Sardinien hinaus verfolgen und sich damit begnügen, dasselbe von der österreichischen Invasion zu befreien? Die Stellung Englands ward noch kritischer dadurch, daß die Führer der Opposition, Russell und Palmerston, welche durchaus italienisch gesinnt waren, wenn auch der erstere das Vertrauen des letzteren auf Napoleon keineswegs theilte, das Ministerium Derby stürzten und nun eine durchaus andere Haltung einschlugen, indem sie die vollständige Vertreibung Oesterreichs aus Italien zu ihrem Programm machten und sich über Villafranca, das die Hoffnungen der Italiener so enttäuscht, sehr erbittert zeigten. Noch schärfer trat diese Mißstimmung hervor nach der Flugschrift „le Pape et le Congrès" und der Annexion Nizza's und Savoyens. Der Kaiser war über den Widerstand Englands gegen letztere so erbittert, daß er versuchte, den Lord Cowley bei einem Empfang persönlich anzugreifen, indem er ihm in Gegenwart des russischen Gesandten Vorwürfe über die Haltung seiner Regierung machte, was sich aber der Botschafter nicht gefallen ließ, indem er dem Kaiser bemerkte, er sei zu jeder Erörterung bereit, aber es sei gegen seine Würde zu hören, daß der Kaiser seine Regierung gegen den russischen Gesandten kritisire, so daß er es hören müsse oder dies gegen ihn selbst so thue, daß der russische Gesandte es hören müsse. Indeß da England auch hinsichtlich Savoyens nicht entschlossen war zu handeln, so half sein Mißmuth nichts; der Kaiser nöthigte Cavour durch die Drohung, Bologna und Florenz zu besetzen, nachzugeben und erst vier Monate nach der Abtretung ward die Komödie der Abstimmung in's Werk gesetzt, nachdem die französischen Agenten Zeit gehabt, die Wähler zu bearbeiten. Cavour aber, nachdem er die bittre Pille hatte schlucken müssen, sagte zu Benedetti nach der Unterzeichnung mit Recht „et maintenant vous voilà nos complices", Frankreich konnte den Italienern nicht mehr entgegentreten. Für England wie für Deutschland war der savoyesche Präcedenzfall so bedrohlich, weil er die erste Verwirklichung der Theorie der natürlichen Grenzen sur le versant des Alpes war und man in Frankreich offen von der Fortführung derselben auf die Rheingrenze sprach. Aber es hatte schwerlich irgend welche Aussicht auf Erfolg, daß der Prinz, um die Einigung Deutschlands zu befördern, Russell rieth, daß England suchen solle, den kleinen Höfen Vertrauen auf Preußen beizubringen, welches ihnen allein Schutz gewähren könne. Jene Höfe wußten zu wohl, daß jede Einigung nur auf Kosten ihrer Souveränetätsrechte zu Stande kommen könne und eben deshalb war dieselbe nur durch Blut und Eisen möglich.

Am 1. Juni brachte der „Moniteur" ein Manifest Napoleon's, dessen Zweck war, das erschütterte Vertrauen in Frankreichs Friedfertigkeit herzustellen; allein,

[1]) „Die Folge," sagte Napoleon, „muß der Krieg oder eine glänzende Genugthuung für mich sein."

wie Prinz Albert sagte, ist es nicht Jedermann gegeben, einmal Verlorenes wieder zu erwerben. Unter dem Vorgeben die Besorgnisse Deutschlands zu zerstreuen, lud der Kaiser den Prinz-Regenten zu einer Begegnung in Baden-Baden ein; man vermuthete damals, die wahre Absicht sei ihm die Rheingrenze gegen eine Vergrößerung Preußens in Deutschland plausibel zu machen, aber erst später erfuhr der Prinz Albert zuverlässig, daß der Kaiser seinen Plan einer Vergrößerung Frankreichs auf eine neue Territorialveränderung im Orient begründete, nämlich die Abtretung der Donaufürstenthümer an Oesterreich, ohne daß er an den nothwendigen Widerspruch Rußlands dachte, welches naturgemäß ein entschiedenes Veto einlegte. Der Prinz-Regent in richtiger Erkenntniß der Lage vereitelte jedes Mißtrauen der deutschen Fürsten gegen die Begegnung, indem er ihre Betheiligung an derselben veranlaßte, so blieb dem Kaiser nur übrig die nachdrücklichsten Friedensversicherungen zu geben, da ihm nichts ferner liege, als deutsches Gebiet in Frankreich einverleiben zu wollen; er leugnete jede Theilhaberschaft an der Flugschrift „L'Empereur et la Prusse", welche die Rheingrenze forderte und bedauerte ihr Erscheinen, von dem man gleichwol wußte, daß es unter Connivenz der Regierung stattgefunden, die öffentliche Meinung Deutschlands sei aber so parteiisch aufgeregt, daß er nicht wisse, was er thun solle um sie zu beruhigen. Nichts sei leichter als das, war die Antwort des Prinz-Regenten, er möge nur allen in Baden anwesenden Fürsten dieselben friedlichen Erklärungen geben, so würden seine Absichten allgemein genug bekannt werden.

Diese kluge und würdige Politik Preußens fand natürlich lebhaften Beifall in England. Man sah, daß der Kaiser sich wenigstens für dieses Jahr genöthigt fühle Frieden zu halten; aber das Vertrauen auf ihn wurde damit nicht hergestellt. Im Gegentheil wurden die Arbeiten für die Vertheidigung Englands eifrig fortgesetzt, das Parlament votirte 9 Mill. £., wovon 2 Mill. für das laufende Jahr, um Befestigungswerke und Vertheidigungsmittel aller Art auf einen der Würde und Sicherheit des Landes entsprechenden Fuß zu bringen. Die Begeisterung der Nation für diese Unternehmung war so groß, daß bereits im Juni 1860 130,000 Freiwillige abtheilungsweise auf ihre eigenen Kosten nach London kamen, um in Gegenwart der Königin Proben ihrer Waffenfertigkeit abzulegen. Der Prinz betrieb diese Bewegung mit allen Kräften, da er zuerst erkannt hatte, wie groß die Mängel der Organisation des englischen Heeres und der Flotte waren; mehrere wesentliche Verbesserungsvorschläge, besonders für die letztere, gingen von ihm aus und wurden durch die mit überraschender Sachkenntniß gearbeiteten Denkschriften von seiner Hand in's Leben geführt. Den Manchestermännern Bright und Cobden, welche die Sicherheit Englands allein auf den mit Frankreich geschlossenen Handelsvertrag gründen wollten und die kostspieligen Anstalten als eine Herausforderung angriffen, erwiderte Palmerston unter lautem Beifall des Hauses, daß diese Werke die einzige Grundlage für ein wirklich freundschaftliches Verhältniß mit Frankreich bildeten. „So lange wir verwundbar sind, bieten wir eine Versuchung zum Angriff. Machen wir diesen nicht nur gefährlich, sondern hoffnungslos, so wird er nie versucht werden."

Den Fortgang der italienischen Bewegung, welcher einen großen Platz im 5. Bande einnimmt, brauchen wir hier nicht zu verfolgen. Lord Russell schwankte zwischen seinen italienischen Sympathieen, die ihn trieben noch viel weiter zu gehen als Napoleon, und dem Mißtrauen gegen letztern. Als zu Folge der reißend fortschreitenden Vergrößerung der jungen apenninischen Macht das Gerücht entstand, Frankreich fordere ein neues Aequivalent in der Insel Sardinien, erklärte der englische Gesandte in Turin, daß seine Regierung diese Abtretung, die übrigens nie beabsichtigt war, als Kriegsfall betrachten werde. Die Idee dagegen, welche Napoleon Anfang 1861 Lord Cowley nahe legte, Oesterreich möge Venetien an Italien verkaufen und für die Hälfte der Summe Bosnien und Herzogewina von der Pforte erwerben, billigten die beiden englischen Italianissimi-Minister, (our two old Italian masters nannte sie Lady William Russell) lebhaft, und beklagten es in naiver Weise sehr, als die österreichische Regierung den Plan als gänzlich indiscutabel zurückwies.

Anscheinend wohl war der Prinz nach einem irischen Ausfluge von Balmoral nach Windsor im October 1861 zurückgekehrt; der Tod der Herzogin von Kent hatte ihn wie die Königin tief erschüttert, sonst aber gestaltete sich das Leben seines häuslichen Kreises so schön wie möglich. Die Prinzessin Alice war die glückliche Braut des Prinzen Ludwig von Hessen, der Prinz von Wales war von einer Reise nach Canada und den Vereinigten Staaten, wo er eine begeisterte Aufnahme gefunden hatte, zurückgekehrt und hatte die Universität Cambridge bezogen, Prinz Alfred hatte nach wohl bestandener Prüfung seine Uebungsfahrten angetreten. Aber die Gesundheit des Prinzen Albert war schon länger erschüttert; gar manchmal hatte er über fiebriges Unwohlsein zu klagen und diese Anfälle zehrten um so mehr an seiner Kraft, als er nicht gewohnt war sich zu schonen, vielmehr trotz alledem sein regelmäßiges Tagewerk fortsetzte und aller Geselligkeit beiwohnte, so schwer ihm dies oft ward. Der plötzliche Tod des Königs Pedro von Portugal, den er wie einen Sohn liebte, erschütterte ihn auf das Tiefste. „Das schreckliche Ereigniß kommt mir nicht aus den Augen," schrieb er seiner Tochter in Deutschland zu ihrem 21. Geburtstag. „Schone Dich, ohne Gesundheit ist es unmöglich etwas Dauerhaftes zu Stande zu bringen." Es war das letzte Zeichen, das die Prinzessin von der Hand ihres Vaters erhielt, eine Durchnässung bei einem Besuch in Sandwich brachte ihm heftige rheumatische Schmerzen, von einem Ausflug nach Cambridge zu seinem Sohne kam er noch kränker zurück. Noch wehrte er sich mit aller Kraft gegen den andringenden Feind. Die Trent-Affaire mit den Vereinigten Staaten erfaßte er in ihrer ganzen Wichtigkeit und er widmete ihr sein letztes treffliches Memorandum, welches wesentlich beitrug die schwierige und gefahrdrohende Frage in das Bette eines möglichen Ausgleichs zu leiten; aber seine Kraft war erschöpft, das Fieber nahm zu. Lord Palmerston, der ihn am 3. December sah, war erschreckt über sein Aussehen und verlangte, daß andere Aerzte zugezogen würden. Es kamen bessere Tage, wo der Prinz sich aus Walter Scott vorlesen ließ, aber am 11. trat eine entschiedene Verschlimmerung ein, die Lunge war in Mitleidenschaft gezogen, der Kranke begann zu phantasiren. In einem lichten Augenblick erkannte er noch einmal die Königin und nannte sie sein „gutes Frauchen"; am Abend des 14. trat

das Ende ein. Die Königin, am Bette knieend, hielt seine linke Hand, die schon erkaltete, auf der andern Seite war Prinzeß Alice, zu den Füßen knieten der Prinz von Wales und die Prinzessin Helena, gegen 11 Uhr entschlummerte er. Unerforschlich sind die Wege der Vorsehung; in kurzer Frist waren nach einander zwei Männer abgerufen, welche nach menschlicher Berechnung für ihr Vaterland und Europa fast unentbehrlich schienen, Cavour und Prinz Albert. Ein reiches Leben war hier früh geschlossen, verwaist standen die Kinder, denen seine Leitung so wichtig war, gebrochen war die hohe Frau, deren Gatte, Freund, Rathgeber und Führer er mehr als 20 Jahre lang gewesen war. Alle Staatsmänner, die mit ihm in ernstere Berührung gekommen waren, erkannten, daß England, in dessen Dienst er seine Kraft verzehrt, ihm unendlich viel verdankte und in ihm einen unersetzlichen Verlust erlitten hatte; die Stimmen des Neides waren verstummt, die ganze Nation trauerte mit ihrer Königin um Albert den Guten. Vielfach erhebt sich in England in Stein und Erz sein Bild; aber das beste Denkmal hat die Königin ihrem entschlafenen Gemahl gesetzt, indem sie die Anregung zu der Lebensbeschreibung Martin's gab, welche durch ihre Mitwirkung ein so reiches und fesselndes Bild des edeln Staatsmannes am Throne gibt, den England wie Deutschland stets mit Stolz den ihren nennen werden.

Eine russische geheime Denkschrift,

betreffend den türkisch-griechischen Streit von 1868/69.

Umfang und Tragweite der großen Veränderungen, welche sich während der letzten Jahre in der politischen Lage unseres Welttheils vollzogen haben, können deutlicher nicht illustrirt werden, als durch einen Vergleich zwischen den Verhältnissen, welche die gegenwärtig zum Austrag kommenden griechisch-türkischen Grenzstreitigkeiten begleiten, und den für die europäische Conferenz vom Winter 1868/69 maßgebend gewesenen Umständen. — Damals wie heute handelte es sich um die Lösung des Problems, das Bedürfniß nach Erhaltung des Friedens im Orient mit den Aspirationen griechischen Ehrgeizes und mit den Forderungen des sog. Nationalitätsprincips in einen gewissen Einklang zu bringen; ähnlich wie vor elf Jahren laufen den Wirren im europäischen Südosten auch dieses Mal Friedensgefahren für den Westen parallel, deren Abwendung das vornehmste Ziel der deutschen Politik bildet. Auch in dem Verhältniß Rußlands zu dem hellenischen Königreich hat sich trotz der inzwischen erfolgten Zuspitzung der Gegensätze zwischen panhellenischen und panslavistischen Bestrebungen Wesentliches nicht verändert; gerade wie zur Zeit des Candioten-Aufstandes sieht das Petersburger Cabinet sich auch gegenwärtig genöthigt, den ihm sonst so antipathischen Bestrebungen des Hellenenthums einen gewissen Vorschub zu leisten und seine Wünsche für Erweiterung slawischen Einflusses auf die Balkanverhältnisse in das Gewand großmüthiger Gönnerschaft für seine sämmtlichen Glaubensgenossen zu kleiden. An der Spitze der Mächte, welche der Erhaltung des orientalischen Status-quo ihre Sorge widmen, steht auch dieses Mal der österreichische Kaiserstaat, während Frankreichs gegenwärtiges Verhalten der Hauptsache nach als neue Auflage der im J. 1868 befolgten Politik des dritten Napoleon bezeichnet werden kann; in beiden Fällen ist Frankreich durch west- und centraleuropäische Rücksichten veranlaßt worden, die anfänglich von ihm beschützte griechische Sache just in dem entscheidenden Augenblick aufzugeben und aus einer treibenden zu einer hemmenden Macht zu werden. Und trotz dieser Aehnlichkeiten bietet die heutige Weltlage ein von derjenigen des Jahres 1869 so total verschiedenes Bild, daß die großen Veränderungen der letzten Jahre nicht deutlicher, als durch einen Vergleich zwischen Damals und Jetzt zur Anschauung gebracht werden können.

Diese Verschiedenheit ist auf zwei Umstände zurückzuführen, die nicht nur nicht in innerem Zusammenhang stehen, sondern einen geradezu gegensätzlichen Charakter tragen. An der Spitze derselben Whigpartei, welche vor elf Jahren die Aufrechterhaltung der alten Traditionen britischer Orientpolitik für selbstverständlich ansah, steht seit dem April d. J. ein Staatsmann, dessen überschwengliche Phantasie sich zu dem Wahnglauben an die Möglichkeit einer den englischen und den europäischen Interessen entsprechenden slavischen Regeneration der Balkanhalbinsel verirrt hat. Im Bunde mit der Macht, welche seit 150 Jahren consequent dem Ziele nachgeht, durch die Besitznahme Constantinopels zur Weltherrscherin zu werden, gedenkt Mr. Gladstone das heutige türkische Reich in eine „freie", von Rußland und Oesterreich gleich unabhängige Conföderation christlicher Balkanstaaten zu verwandeln, auf solche Weise die orientalische Frage definitiv zu lösen und die Gefahr einer slavischen Ueberfluthung Mitteleuropa's abzuwenden. Es braucht dieses Unternehmen nur um einen thatsächlichen Schritt weiter gefördert zu werden, damit die Unvereinbarkeit desselben mit den wahren Interessen Englands (geschweige denjenigen des europäischen Festlandes) auch Denen verständlich werde, die sich aus Rücksichten innerer britischer Politik in die Gefolgschaft des heutigen Premierministers der Königin Victoria begeben haben. Mit solcher Erkenntniß der wahren Lage der Dinge wird zugleich das Geschick der Abenteuer-Politik entschieden sein, die jenseit des Canals ihr Wesen treibt und allein durch die sprichwörtliche Unkenntniß continentaler Dinge erklärt werden kann, an welcher die Masse englischer Wähler laborirt. Englands Rückkehr zu den wahren Traditionen seiner Politik ist als bloße Frage der Zeit anzusehen und wesentlich dadurch erleichtert, daß sich dieser Politik seit dem Herbst des Jahres 1879 Stützpunkte dargeboten haben, wie sie kaum jemals früher in gleich ausreichender Weise vorhanden gewesen sind. Am Vorabende jenes britischen Systemwechsels, der zu der Anomalie russisch-englischen Zusammengehens in der orientalischen Frage geführt hat, war Mitteleuropa zum Schauplatz einer Veränderung geworden, welche ein Jahrzehnte lang gestört gewesenes Verhältniß wiederhergestellt, dem Frieden und der Sicherheit Europa's einen Dienst von unermeßlicher Tragweite erwiesen hatte: die Aussöhnung und der Zusammenschluß Oesterreichs und des deutschen Reichs waren zur vollendeten Thatsache geworden! Mit dieser Thatsache wird jede diesen Namen verdienende britische Politik hinfort in erster Reihe zu rechnen haben.

Der Bedeutung gerecht zu werden, welche die österreichisch-deutsche Alliance für unser Verhältniß zu Frankreich und zu Rußland hat, ist hier nicht der Ort. Da das Actenstück, das zu den vorliegenden Bemerkungen die Veranlassung gegeben, ausschließlich auf den Orient Bezug hat, beschränken wir uns auf eine Erinnerung daran, daß erst die Verständigung zwischen den beiden Reichen der europäischen Mitte unserem Volke die Möglichkeit geboten hat, auf eine von heterogenen Rücksichten unabhängige, unsern bleibenden Interessen entsprechende Lösung der orientalischen Frage, d. h. darauf hinzuwirken, daß die Erbschaft der Türkei in einem andern, als dem panslavistischen Sinne regulirt werde. Einem mit uns versöhnten, uns verbündeten Oesterreich dürfen und müssen wir die

Mittel bieten, auf eine seinen Interessen entsprechende Gestaltung der Balkanzustände bestimmend einzuwirken und dadurch die Gefahr abzuwenden, welche unsere gesammte Race bedrohen würde, wenn eine vom Weißen Meer bis zum Bosporus, dem Gelände des adriatischen Meeres und dem Donauufer reichende slavische Kette den Leib des Germanenthums umspannte. Auf dieses Ziel ist die deutsche Politik seit dem October 1879 gerichtet gewesen, diese Absicht ist von dem Fürsten Bismarck auf der Conferenz vom Sommer d. J. und nach Abschluß derselben verfolgt worden, während der türkisch-griechische Streit vom Jahre 1868—1869 uns an der Seite Rußlands und in der Reihe der Gegner Oesterreichs und des westlichen Europa gefunden hatte. Wir waren damals zu einer Zurückhaltung genöthigt, deren letzten Grund die widerspruchsvolle Eigenthümlichkeit unserer Lage bildete: nach unseren bleibenden Interessen im Orient zu fragen, waren wir gar nicht in der Lage, solange unser nächstes Interesse uns gebieterisch nöthigte, an der Seite Rußlands gegen die Feindseligkeiten Frankreichs und Oesterreichs Stellung und Sicherheit zu gewinnen.

Die Geschichte jener ersten die sog. griechische Frage betreffenden Conferenz, zu welcher der kandiotische Aufstand des Jahres 1866—1868 die Veranlassung gegeben hatte, ist ihren Hauptzügen nach längst bekannt. Zu ihrer Kenntniß im Einzelnen glauben wir durch die Veröffentlichung der bisher geheim gehaltenen vertraulichen Note, welche das St. Petersburger Cabinet unmittelbar nach getroffener Entscheidung und noch vor Schluß der Conferenz an seine auswärtigen Vertreter richtete, einen nicht unwichtigen Beitrag liefern zu können. — Die Verhältnisse, welche jene Conferenz begleiteten, dürfen der Hauptsache nach als bekannt vorausgesetzt werden — sie sind in dem vorliegenden Actenstück außerdem so eingehend erörtert, daß es weiteren Ausführungen über dieselben nicht bedarf. Nur daran wird noch erinnert werden müssen, daß die Miene der Unschuld, welche das russische Cabinet in dieser Note annimmt, indem es alle Schuld an der türkisch-griechischen Verwickelung auf den Minister Bulgaris häuft, zu den bekannten Thatsachen in Widerspruch steht, daß der Candiotenaufstand von St. Petersburg aus längere Zeit hindurch direct ermuthigt worden war (den zur Auffüllung der Insurgentenkasse in der russischen Hauptstadt veranstalteten öffentlichen Ball hatte die kaiserliche Familie besucht) und daß der damalige Botschafter in Constantinopel, General Ignatiew, die Thatenlust des Hellenenthums durch Vermittelung seiner fanariotischen Freunde eifrig geschürt und in der ihm eigenthümlichen zweideutigen Weise den großgriechischen Agitatoren russische Unterstützungen in Aussicht gestellt hatte. — Danach werden die a. a. O. enthaltenen Angaben über die Schwere der österreichischen Verschuldung und über Rußlands unverbrüchlich neutrales Verhalten zu corrigiren sein.

Der Vollständigkeit wegen sei schließlich noch erwähnt, daß Griechenland der Conferenzentscheidung nach einigen Zögerungen allerdings Folge leistete (das Ministerium Bulgaris war durch den Ausfall der im Januar 1869 vorgenommenen Wahlen zum Rücktritt genöthigt und durch eine von Zaimis gebildete Regierung ersetzt worden), daß in den Herzen der Hellenen indessen eine lebhafte Verstimmung gegen Rußland zurückblieb, dem man Schuld gab, durch die anfängliche Ermuthigung und spätere Preisgebung der großgriechisch-candiotischen Aspirationen

dem Hellenenthum absichtlich eine Demüthigung zugefügt zu haben. Diese Feindseligkeit wurde durch den in die folgenden Jahre fallenden bulgarischen Kirchenstreit und Rußlands Parteinahme gegen das ökumenische Patriarchat noch gesteigert und die alte, auf die „orthodoxe" Glaubensgemeinschaft gegründete russisch-griechische Freundschaft im Jahre 1874 anscheinend für immer dem modernen Nationalitäts-Princip und der Theilnahme Rußlands für die kirchlichen Emancipationsbestrebungen der Bulgaren geopfert. Daß das St. Petersburger Cabinet den griechischen Ansprüchen gegenwärtig die lebhafteste Unterstützung zu Theil werden läßt, ist zum einen Theil auf den engen Zusammenhang zwischen den hellenischen und den montenegrinischen Grenzansprüchen, zum andern Theil aber auf die Absicht zurückzuführen, die peinliche Enttäuschung vom Jahre 1869 in Athen vergessen zu machen.

Die Echtheit unserer „confidentiellen Note" wird durch den Inhalt derselben so unwidersprechlich bescheinigt, daß wir der nachstehend mitgetheilten genauen Uebersetzung derselben Nichts weiter hinzuzufügen brauchen.

St. Petersburg, d. 15. Jan. 1869.

„In den ersten vierzehn Tagen des November (1868) schien das Wiener Cabinet Rumänien zum Haupttummelplatz seiner aufgeregten und aufregenden Politik gewählt zu haben. Wie bereits die letzte geheime Denkschrift vom 10. Nov. constatirt hat, erschöpfte Graf Beust sich in Versuchen, die vermeintlichen Umtriebe Preußens und Rußlands in der Moldau-Walachei vor den occidentalen Cabineten zu enthüllen. In einer, der Militär-Commission des Reichsraths gehaltenen Rede, suchte der k. k. Reichskanzler sodann die Nothwendigkeit eines auf 800,000 Mann bezifferten Effectiv-Bestandes der österreichischen Armee nachzuweisen, und mit den Gefahren des „rumänischen Arsenals" zu motiviren; eine bald darauf veröffentlichte Sammlung officieller Documente erging sich in den schwersten Beschuldigungen gegen den Minister Bratiano.

Diese durch eine fortwährende Bearbeitung der öffentlichen Meinung verstärkten Umtriebe blieben nicht ohne Erfolg. In Paris wie in London, besonders aber in Constantinopel fing man an sich zu beunruhigen und von der Nothwendigkeit einer Repression in Rumänien zu reden. Das Berliner Cabinet wußte diese Intrigue sehr geschickt zu pariren, indem es dem Fürsten Karl von Hohenzollern den Minister Bratiano zu verabschieden und seine Mäßigung und Nachgiebigkeit gegen die Pforte zu verdoppeln rieth.

Graf Beust, dem dringend daran gelegen war, Complicationen im Orient hervorzurufen und Ungarn gegen Preußen anzustiften, war jetzt zu einer veränderten Aufstellung seiner Batterien genöthigt — ein Unternehmen, zu welchem die Ungeschicklichkeiten der griechischen Regierung ihm eine außerordentlich günstige Gelegenheit darboten. Das Ministerium Bulgaris, das Fehler über Fehler begangen, sich zu der nationalen Bewegung in Gegensatz gebracht und eine dem Candiotenaufstande geradezu feindliche Stellung beobachtet hatte, fühlte sich bedroht und nahm, um sich dadurch in der Macht zu erhalten, eine ebenso brüske wie unüberlegte Frontveränderung vor. Herr Bulgaris wollte seine verloren gegangene Popularität durchaus wiedergewinnen; in dieser Absicht ging er von

einem Extrem zum andern über, indem er eine Demonstration zu Gunsten der Candioten ins Werk setzte, welche geradezu als Herausforderung der Pforte angesehen werden mußte.

Der Minister des Auswärtigen, Herr Delyanis, erklärte von der öffentlichen Tribüne herab, daß die Annexion Candia's ein anerkanntes Ziel seiner Politik sei. Gleichzeitig duldete und erleichterte die hellenische Regierung die Bildung von Freiwilligen-Banden. Eine dieser Banden, diejenige, an deren Spitze Herr Petropaolis stand, marschirte bei Trommelschlag und mit entfalteten Fahnen durch die Straßen von Athen, um die ottomanische Gesandtschaft zu beleidigen.

Das war nur nöthig gewesen, um den durch die lange Dauer des candiotischen Aufstandes erbitterten Sultan aufs Höchste aufzubringen und dem Wiener Cabinet den geeignetesten Vorwand zu einer Complication zu liefern. — Dem Anschein nach war diese Regierung aber nicht die einzige, welche eine Trübung der orientalischen Wasser wünschte. Ob die Absicht, eine auswärtige Diversion aus den ihn umgebenden inneren Schwierigkeiten zu finden, oder ob der Wunsch, uns von Preußen zu trennen, dabei maßgebend gewesen, mag dahin gestellt bleiben: genug daß Kaiser Napoleon die Umtriebe des Grafen Beust und seines Botschafters in Constantinopel zu begünstigen schien und daß der französische Botschafter sich dem k. k. Internuntius zugesellte, als dieser die Pforte zu einem diplomatischen Bruch mit Griechenland und zu einer Reihe höchst gewaltsamer Maßregeln anzustiften suchte. Diese unseligen Rathschläge wurden von der Pforte befolgt und mit einer Eile in Ausführung gebracht, welche deutlich die Absicht verrieth, etwaigen Vorstellungen der übrigen europäischen Mächte durch vollendete Thatsachen zuvorzukommen.

Ein fünf Punkte umfassendes Ultimatum, welches in peremptorischen Ausdrücken Auflösung der Banden, Sistirung der Freiwilligenzüge nach Candia, die Entwaffnung dreier der Verproviantirung Kretas angeschuldigter Schiffe, Genugthuung für angeblich beleidigte türkische Officiere und das Versprechen künftiger Innehaltung der Verträge verlangte, wurde der hellenischen Regierung überreicht und dem türkischen Minister in Athen gleichzeitig der Auftrag ertheilt, alle diplomatischen Verbindungen abzubrechen und seine Pässe zu verlangen, wenn diesen Forderungen nicht innerhalb achttägiger Frist vollständig entsprochen worden.

Ohne auch nur den Ablauf dieser Frist abzuwarten, ergriff die Pforte sodann die folgenden Maßregeln:

Ein von Hobart-Pascha geführtes Flottengeschwader wurde eiligst in die griechischen Gewässer abgefertigt und mit dem Auftrage versehen, sich aller Fahrzeuge zu bemächtigen, welche die candiotische Insurrection verproviantirten. Gleichzeitig wurde eine bereits zuvor in Epirus concentrirte 40,000 bis 50,000 Mann starke Truppenabtheilung unter den Befehl Omer-Paschas gestellt, um an der griechischen Grenze eine drohende Aufstellung zu nehmen. In Voraussicht einer griechischen Ablehnung kündigte die Pforte endlich eine allen völkerrechtlichen Grundsätzen zuwider laufende Vertreibung sämmtlicher in der Türkei angesessener

hellenischen Unterthanen, sowie die Sperrung der türkischen Häfen gegen die hellenische Flagge an.

Sobald die Nachricht von der Ergreifung dieser Maßregeln dem kaiserl. Cabinet durch unsern Botschafter in Constantinopel telegraphisch mitgetheilt war, stellte dasselbe sich — den Befehlen Sr. Maj. entsprechend — auf den Standpunkt der strictesten Neutralität, indem es sich zugleich unverzüglich anschickte, einem Conflict zuvorzukommen, der eine unberechenbare Tragweite hätte annehmen können. Umgehend wurde der griechische Minister in St. Petersburg aufgefordert, dringende Ermahnungen zur Mäßigung telegraphisch nach Athen zu senden und in freundschaftlicher Weise mitzutheilen, daß man sich in Griechenland schweren Enttäuschungen aussetzen würde, wenn man darauf rechnete, uns von den Bahnen abziehen zu können, die uns durch unsere Interessen und durch die entschiedene Absicht, den allgemeinen Frieden aufrecht zu erhalten, vorgeschrieben worden seien. Weiter wurde Graf Metaxa ersucht, seinem Hof die Erfüllung derjenigen türkischen Forderungen anzurathen, welche mit der Verfassung des Landes in Einklang gebracht werden könnten und durch das Völkerrecht gerechtfertigt erschienen.

Aehnlich war die Sprache, welche wir dem türkischen Geschäftsträger gegenüber führten. „Wir bestreiten nicht," — so wurde ihm gesagt — „daß Ihrer Regierung das Recht zusteht, ihrem Belieben gemäß die diplomatischen Beziehungen zu andern Regierungen abzubrechen, wir bedauern aber, daß die Türkei sich — indem sie zu dergleichen Maßregeln gegenwärtig ihre Zuflucht nimmt — inneren Verlegenheiten aussetzt, deren Tragweite sich nicht vorausberechnen läßt. Es wird Ihrerseits nicht wol bestritten werden können, daß unter der christlichen Bevölkerung des Orients eine beinahe allgemeine Erregung besteht: sollte es dem gegenüber weise sein, in diese entzündbaren Elemente einen Feuerfunken zu werfen?"

Als der General-Adjutant Ignatjew uns einige Zeit darauf berichtete, daß die hellenische Regierung ihre Nationalen unter den Schutz unserer Gesandtschaft stellen wolle, wurde er telegraphisch angewiesen, eine solche Schutznahme zu vermeiden und dieselbe erforderlichen Falls abzulehnen.

Die ersten den türkisch-griechischen Streitfall betreffenden Nachrichten waren in Paris eingetroffen, während unser Botschafter als Gast bei dem Hoflager von Compiègne verweilte. Kaiser Napoleon nahm diese Kunde mit scheinbarer Gleichgültigkeit auf; als Graf Stackelberg ihn dringend ersuchte, französischer Seits in Constantinopel wie in Athen auf eine maßvolle Handlungsweise hinwirken zu lassen, vermied der Kaiser, sich auszusprechen, indem er sich lediglich auf die Stipulationen von 1856 berief.

Diese scheinbare Ruhe war indessen von nur kurzer Dauer. Herr von Moustier wandte sich in dringendster Weise an uns, sobald er in Erfahrung gebracht hatte, daß man in London wie in Berlin und Florenz die Erhaltung des Friedens um jeden Preis wünsche. Am 29. November sagte er dem Grafen Stackelberg, „daß die Unterzeichner der Verträge von 1856 sich über die zu führende Sprache verständigen und gemeinsame Schritte zur Vorbeugung eines Conflicts unternehmen müßten." Vier Tage später kam er in bestimmten

Ausdrücken darauf zurück, indem er den außerordentlichen Ernst der Lage anerkannte und den Grafen Stackelberg beauftragte, dem Fürsten Gortschakow den dringenden Wunsch nach einer Verständigung mit Rußland auszusprechen, damit ein in Athen und in Constantinopel gleich annehmbares Programm aufgesucht würde. Er fügte hinzu, daß allein eine intime Verständigung (entente) zwischen Rußland und Frankreich, schweren Complicationen vorzubeugen im Stande sein würde.

Obgleich dieses Entgegenkommen zu dem Verhalten des französischen Botschafters in Constantinopel und zu der von diesem bekundeten Absicht, die Türkei in gewaltsame Bahnen zu drängen, in zu ausgesprochenem Gegensatze stand, als daß dasselbe uns allzuviel Vertrauen hätte einflößen können, gaben wir dem Grafen Stackelberg auf telegraphischem Wege zur Antwort, „daß wir gern bereit seien, im Interesse des Friedens mit Frankreich zusammen zu wirken, daß es aber, wenn den bezüglichen Dispositionen eine praktische Bedeutung gesichert werden solle, einer gewissen Zeit bedürfe, um innerhalb derselben ein gemeinsames, für beide Theile annehmbares Programm zu vereinbaren; Allem zuvor werde darum Herrn Bourée die peremptorische, jede Zweideutigkeit und jeden Ungehorsam ausschließende Weisung ertheilt werden müssen, die Pforte zu keinerlei extremen Schritten anzustiften."

Während der Dauer dieser Verhandlungen mit dem Tuilerien-Cabinet hatten wir nicht verabsäumt, Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen, um uns mit Preußen und Italien zu verständigen und um das Cabinet von St. James von der Aufrichtigkeit unserer Wünsche für Erhaltung des Friedens und für billige Ausgleichung der türkisch-griechischen Differenz zu überzeugen.

Die Berliner Regierung hatte seit Beginn dieser Differenz ziemlich befriedigende Dispositionen gezeigt und uns bis zu einem gewissen Grade ihre Unterstützung geliehen. Insbesondere hatte diese Regierung keinen Anstand genommen, die österreichischen Umtriebe in London und an anderen Orten aufzudecken. Ein analoges Verfahren war seitens der Regierung von Florenz beobachtet worden; General Menabrea hatte uns auf telegraphischem Wege die besten Zusicherungen ertheilt.

Nicht ganz so war von Seiten Englands verfahren worden. Lord Clarendon hatte sich von den Traditionen der Palmerston'schen Politik beeinflussen lassen, alle Schuld an dem Vorgefallenen auf Griechenland geschoben und den österreichisch-französischen Captivirungsversuchen einen nur schwachen Widerstand geleistet.

So lagen die Dinge, als ein vom 4. December datirtes Telegramm die Mittheilung brachte, daß die diplomatischen Beziehungen zwischen Griechenland und der Türkei wirklich abgebrochen worden seien, daß die Minister beider Mächte ihre Pässe erhalten hätten, daß das Geschwader Hobart-Pascha's innerhalb der griechischen Gewässer auf die „Enosis" geschossen habe, daß die griechischen Unterthanen binnen zwölftägiger Frist aus der Türkei vertrieben werden sollten, und daß die Pforte den Vicekönig von Aegypten, den Fürsten von Rumänien und die serbische Regentschaft aufgefordert habe, in entsprechender Weise gegen die in diesen Staaten lebenden Griechen vorzugehen. — Vierundzwanzig

Stunden nach Eingang dieser Nachrichten richtete das kaiserliche Cabinet eine vom 5. December datirte Depesche an unsern Botschafter in London (der zwei Tage darauf eine andere Depesche folgte), in welcher wir die dringende Aufforderung zu einer Verständigung und gemeinsamen Action der Großmächte aussprachen, um auf solche Weise einem Ausbruch im Orient zuvorzukommen. In dieser Depesche hieß es u. A. wie folgt:

„Alle Wünsche und alle Bedürfnisse sind auf Erhaltung des Friedens gerichtet. Dieser Frieden wird ebenso durch die privaten Interessen, wie durch die öffentliche Meinung verlangt, weil er Allen zu Gute kommt. Einzelberechnungen zu Liebe dürfen die Cabinette diese Forderung nicht überhören. Sie haben demgemäß das Recht und die Pflicht, den geheimen Einflüssen nachzuspüren, welche im Gegensatz zu den allgemeinen Bemühungen um Erhaltung des Friedens, diesen durch unaufhörliche Krisen zu stören versuchen. Vor Allem werden die Regierungen aber das Recht und die Pflicht haben, die Mittel zur Beendigung dieser Agitationen und zur Befestigung des Friedens aufzusuchen, der sie sich gewidmet haben."

Noch nachdrücklicher war der Vorschlag, eine gemeinsame Action der Großmächte herbeizuführen, in der zweiten, vom 7. December datirten Depesche zum Ausdruck gebracht worden. Dieselbe enthielt u. A. nachstehende Sätze:

„Nach Meinung Sr. Majestät des Kaisers haben die Großmächte die Pflicht und das Interesse, derart diplomatisch einzuschreiten, daß die Pforte auf dem Wege, den sie beschritten hat, aufgehalten und daß die Entwickelung einer Krisis verhindert werde, welche den allgemeinen Frieden bedrohen würde. Sie werden die Regierung, bei welcher Sie accreditirt sind, darum darauf aufmerksam zu machen haben, in wie hohem Grade eine Verständigung und eine sofortige Action durch den Ernst des Augenblicks gefordert werden."

Gleichlautende Mittheilungen wurden an dem nämlichen Tage an die Cabinette von Berlin, Florenz, Paris und Wien gerichtet.

Während das kaiserl. Cabinet auf solche Weise die erste Initiative zu einem gemeinsamen Vorgehen sämmtlicher Großmächte ergriff, brachte der britische Botschafter in St. Petersburg eine telegraphische Botschaft Lord Clarendon's zu unserer Kenntniß, in welcher „ein auf den Wortlaut des türkischen Ultimatums gegründetes Einverständniß der drei Schutzmächte" vorgeschlagen wurde, durch welches der erste Staatssecretär Ihrer Großbritannischen Majestät der von ihm als „unqualificirbar" bezeichneten Aufführung des griechischen Cabinets ein Ende machen wolle („un accord destinée à mettre un terme à ce que le principal Secretair d'État de S. M. Britannique croyait devoir appeler l'inqualifiable conduite du Gouvernement Grec").

Für uns galt es jetzt — ohne Gefährdung des von uns verfolgten Friedenswerkes — die Falle zu vermeiden, welche in einem Vorschlage solcher Art enthalten und kaum mehr verborgen zu nennen war: hatte derselbe doch offenbar eine vollständige Verurtheilung Griechenlands und die Absicht zur Voraussetzung, uns von einer englisch-französischen Verständigung abhängig zu machen.

Ein sofort an unsern Londoner Botschafter gerichtetes Telegramm benachrichtigte denselben davon, daß der Kaiser eine der weiteren Entwickelung des

türkisch-griechischen Conflicts zuvorkommende europäische Verständigung für dringend geboten halte, daß diese Verständigung aber nicht auf die Garantiemächte beschränkt werden dürfe, sondern auf Oesterreich, Preußen und Italien ausgedehnt werden müsse, und daß die drei Schutzmächte ihren Repräsentanten in Athen und Constantinopel ein Schiedsgericht sämmtlicher Großmächte ankündigen, die Pforte zur Zurücknahme der von ihr angeordneten extremen Maßregeln, Griechenland zur Enthaltung von jedem weiteren Vorgehen einladen sollten.

Ein von demselben Tage (7. Dec.) datirtes, an den Baron Brunnow gerichtetes Schreiben führte den Gedanken des kaiserl. Cabinets näher aus. Mit besonderem Nachdruck wurde auf die Nothwendigkeit hingewiesen, beiden in Betracht kommenden Theilen die Erhaltung des Status-quo-ante zur Pflicht zu machen, d. h. dieselbe Maßregel zu ergreifen, welche einen Monat später von der ersten Conferenzsitzung angeordnet wurde. Dann hieß es weiter:

„Grade im Sinne der Billigkeit vermögen wir das von Lord Clarendon im Voraus gefällte Verdammungsurtheil, welches die Aufführung Griechenlands für „unqualificirbar" erklärt — nicht zu unterschreiben; das Vertrauen beider in Betracht kommender Theile wird sich nicht wol erwerben lassen, wenn man sich vor stattgehabter Prüfung gegen einen derselben ausspricht."

Während dieser Verhandlungen hatte die Pforte den Regierungen von Serbien und Rumänien Noten zugehen lassen, in welchen sie die Ausweisung der Consuln und griechischen Unterthanen verlangte. Unser General-Consul in Bucharest machte uns davon telegraphische Mittheilung, indem er um Instructionen bat. Da es ebenso darauf ankam, dergleichen schwere Eingriffe in die Unabhängigkeit der genannten Staaten nicht zu dulden, wie jeden Anschein eines excitatorischen Verfahrens zu vermeiden, erhielt Baron Offenberg ein in die folgenden Ausdrücke gefaßtes Telegramm:

„Wir haben keinen Anstand genommen, die Austreibung der Hellenen öffentlich als eine den Gewohnheiten aller civilisirten Völker zuwiderlaufende äußerste Gewaltmaßregel zu kennzeichnen. Werden Sie darnach gefragt, so dürfen Sie sagen, daß dieses die Meinung des kaiserlichen Cabinets sei." Dieselbe Sprache wurde in Belgrad geführt; die Folge davon war, daß die Pforte durch die feste und maßvolle Haltung der beiden Regierungen veranlaßt wurde, ihre Noten zurückzuziehen, und daß sie in der Folge den Versuch machte, die Existenz derselben zu leugnen.

Auf diesen Culminationspunkt war die Krisis gelangt, als Kaiser Napoleon die Entlassung des Marquis de Moustier und dessen Ersetzung durch Herrn von Lavalette für nothwendig hielt. Diese Veränderung ist zum einen Theil auf die Rechnung localer Intriguen und des beständigen zunehmenden Einflusses, den Herr Rouher übte, zu setzen, zum andern Theil aber unzweifelhaft aus der durch die Friedlichkeit der übrigen Mächte bedingten Nothwendigkeit zu erklären, eine Politik abzuleugnen, welche sich durch die Intriguen Oesterreichs hatte zu Abenteuern drängen lassen.

Auf telegraphischem Wege meldete Graf Stackelberg, der preußische Geschäftsträger habe ihm am Tage von Herrn von Lavalette's Amtsantritt eine zu Paris abzuhaltende Conferenz vorgeschlagen, an welcher die Signatarmächte des Ver-

trages von 1856 Theil nehmen sollten. — Diese Nachricht wich wesentlich von einer gleichzeitig (am 8. December) einlaufenden telegraphischen Meldung unseres Ministers in Berlin ab, in welcher es hieß, daß Preußen eine „ad hoc abzuhaltende Conferenz der sechs Höfe" in Paris beantragt habe. Diese letzte Version wurde dadurch bestätigt, daß Baron Oubril uns zwei Tage später (11. December) telegraphirte, Lord Clarendon habe im Princip der Conferenz zugestimmt, indessen das Programm derselben kennen zu lernen gewünscht, weil er an den Transactionen von 1856 nicht gerüttelt sehen wollte. Diesem Telegramm war die folgende Mittheilung hinzugefügt:

„Herr von Lavalette wünscht, daß Preußen die formelle Initiative ergreife. Herr von Bismarck erkennt des Fürsten Gortschakow Priorität in dieser Combination an, er glaubt indessen, daß Preußen ganz besonders geeignet sein werde, namentlich in England eine Conferenz vorzuschlagen. Haben Ew. Excellenz keine Einwendungen zu machen, so wird er (sc. Herr von Bismarck) Frankreich in aller Form auffordern, die Conferenz nach Paris zu berufen. Allein zuvor wünscht er sich Ihrer Zustimmung zu dieser Maßregel zu versichern."

An demselben Tage berichtete Baron Brunnow aus London, daß Lord Clarendon, obgleich er eine Conferenz zu Dritt' vorgezogen haben würde, aus Zuvorkommenheit gegen die Meinung unseres erhabenen Gebieters dem Project eines europäischen Schiedsgerichts und einer zu Paris abzuhaltenden Conferenz zugestimmt habe. Es sei ihm indessen daran gelegen, den Gegenstand der Berathung abgegrenzt und die Grundlage derselben genau bestimmt zu sehen; behufs Erreichung dieser Absicht glaube er, daß man sich auf die Discussion der fünf Punkte des türkischen Ultimatums zu beschränken und darauf zu richten haben werde, daß dieselben gemildert und mit der griechischen Verfassung vereinbar gemacht würden.

Graf Stackelberg berichtete, daß auch der Kaiser Napoleon dem Conferenzproject zustimmen und daß Herr von Lavalette Ali Pascha telegraphirt und denselben „als alter Freund" ersucht habe, alle Acte der Strenge und Feindseligkeit gegen Griechenland zu suspendiren.

So wenig sich leugnen ließ, daß das Princip der beabsichtigten europäischen Vereinigung sich in einer — vielleicht absichtlich gewollten — Unbestimmtheit bewegte, so war die Griechenland drohende Gefahr doch eine so eminente, daß es vor Allem darauf ankam, den Zusammentritt der Conferenz nach Möglichkeit zu beschleunigen und eine spätere Feststellung der constitutiven Grundlagen derselben vorzubehalten. Ohne Zeitverlust wurde darum das Folgende nach Berlin geantwortet:

„Geschäftliche Angelegenheiten werden bei uns ohne Eigenliebe betrieben. Der Kaiser erkennt Preußen die Initiative zum Vorschlage einer nach Paris einzuberufenden Conferenz der Großmächte zu. Es wäre indessen gut, wenn Herr von Bismarck schon bei Beantragung der Conferenz auf die Nothwendigkeit einer durch telegraphische Sommation zu bewirkenden Einstellung aller feindseligen Maßregeln hinwiese, da andernfalls das Friedenswerk durch die Ereignisse gestört werden könnte."

Nachdem auf solche Weise und mit der nöthigen Beschleunigung unsere Zu-

stimmung zur Conferenz auf telegraphischem Wege ausgesprochen, auch mit dem erforderlichen Nachdruck geltend gemacht worden war, daß der Status-quo durch eine Sommation und nicht durch freundschaftliche Aufforderungen aufrecht erhalten werden müsse, schickte das kaiserliche Cabinet sich an, den Inconvenienzen zuvorzukommen, welche aus einer Bezugnahme auf die Verträge von 1856 hätten hervorgehen können. Es wurde zu diesem Behufe das Folgende nach Paris, London und Berlin telegraphirt:

„Die Absicht der Conferenz geht dahin, das türkische Ultimatum durch einen nach genauer Prüfung durch die Großmächte zu erlassenden Schiedsspruch zu ersetzen. Unserer Meinung nach sollte die Conferenz aus Oesterreich, England, Frankreich, Italien, Preußen und Rußland bestehen. Will man außerdem noch die Türkei zulassen, so muß in gleicher Weise Griechenland zugelassen werden. Da die Conferenz ein Schiedsgericht sein soll, würde es aller Billigkeit zuwiderlaufen, wenn nur eine der beiden betheiligten Parteien zugelassen würde. Will man beide ausschließen, so mag das geschehen — wird dagegen eine Partei zugelassen, so muß die andere des gleichen Vorzuges theilhaftig werden."

Um jede erdenkliche Vorsicht zu üben, wurde noch ein zweites, wie folgt gefaßtes Telegramm nach Paris gesendet:

„Macht Herr von Bismarck in Paris den formellen Congreßvorschlag, so müßten unserer Meinung nach die Namen der sechs einzuladenden Höfe genannt, nicht die Bezeichnung „die Signatarmächte von 1856" gebraucht werden, da solchen Falls die Türkei mit eingeschlossen wäre."

Eine Klarstellung dieser Hauptpunkte erschien um so dringender geboten, als das Tuilerien-Cabinet sich bereits auf die bei ihm herkömmlichen krummen Wege zu begeben angeschickt, und als Graf Stackelberg uns berichtet hatte, Herr v. Lavalette habe einige Stunden zuvor erklärt, „daß die Türkei sich den Conferenzbeschlüssen nur fügen werde, wenn sie in ihrer Eigenschaft als Unterzeichnerin des Vertrages von 1856 mitzugelassen werde." Unser Botschafter gab Herrn v. Lavalette zur Antwort, „daß solchen Falls in gleicher Weise Griechenland zum Mindesten mit berathender Stimme zugelassen werden müsse".

Diese Phrase suchte das Tuilerien-Cabinet eifrig auszubeuten und den griechischen Repräsentanten lediglich in consultativer Eigenschaft zuzulassen. Trotz wiederholter und dringender Vorstellungen von Seiten unseres Botschafters blieb das Tuilerien-Cabinet dabei, diese Ungleichheit in der Stellung der Repräsentanten der beiden in Betracht kommenden Staaten als conditio sine qua non zu behandeln; es wurde sogar geltend gemacht, daß, wenn dem nicht zugestimmt würde, die Consequenz davon sein könne, daß die Pforte die candiotischen Kriegsgefangenen erschießen lasse.

Gleichzeitig benützte Herr v. Lavalette den Telegraphen dazu, dem formellen preußischen Antrage zuvorzukommen und in Berlin zu versichern, wir hätten einer Zusammenkunft der Vertragsmächte von 1856 unsererseits bereits zugestimmt; es geschah das, um uns glauben zu machen, daß auch die übrigen Höfe der Meinung seien, es dürfe der griechische Bevollmächtigte lediglich mit berathender Stimme zugelassen werden.

Obgleich das kaiserliche Cabinet diesen Kunstgriff vollständig durchschaute

und demselben nach Möglichkeit zu begegnen suchte, durften wir die Conferenz nicht scheitern lassen, weil die Lage im Orient von Tag zu Tage gespannter wurde und weil Alles darauf ankam, einem Zusammenstoß zuvorzukommen und die für unsere nationalen Interessen zu einer absoluten Nothwendigkeit gewordene Erhaltung des Friedens zu sichern.

Da die Conferenz ursprünglich auf den 25. December / 2. Januar einberufen worden war, mußte unser Bevollmächtigter so rasch wie möglich mit genauen Instructionen versehen werden. Diese Instructionen wurden am 14. December abgesendet und enthielten außer einer Feststellung über die Grundsätze, welche wir geltend machen wollten, eine eingehende Analyse der türkischen Forderungen. Es war diese letztere Auseinandersetzung auf den Fall berechnet, daß die Conferenzmächte daran festhalten sollten, diese Forderungen zur Grundlage ihrer Berathungen zu machen, und demgemäß genau angegeben, welche Punkte auf Billigkeit und Völkerrecht gegründet seien. „Die Großmächte," so hieß es, „sind nicht in der Absicht, die Mittel zur Ausführung der türkischen Forderungen zu berathen, sondern zum Behuf der Fällung eines Schiedsspruches zusammengetreten, durch welchen eine obschwebende Streitigkeit im Interesse der allgemeinen Ruhe ausgeglichen werden soll. Demgemäß würde es würdiger und billiger sein, wenn man sich überhaupt nicht auf den engen Boden der von einer Seite gestellten Forderungen begeben wollte."

Für den — allerdings kaum zu hoffenden — Fall, daß dieser Wunsch erfüllt, d. h. daß die Candia-Frage selbst (die letzte Ursache des türkisch-griechischen Streits) in Erwägung gezogen werden sollte, war unser Bevollmächtigter mit einer genauen Richtschnur ausgerüstet worden.

Während diese Instructionen dem Grafen Stackelberg durch einen Courier zugesendet und Sr. Majestät Repräsentanten in London, Berlin und Florenz die entsprechende Mittheilung gemacht wurde, versuchte das kaiserl. Cabinet auf telegraphischem Wege darauf hinzuwirken, daß der griechische Bevollmächtigte in dem türkischen Repräsentanten paritätischer Eigenschaft zugelassen werde. Ein vom 14. December datirtes neues Telegramm besagte darüber das Folgende:

„Die Conferenz ist ein Tribunal, dazu bestimmt, einen Streit zu entscheiden, den selbst England mit dem Pariser Vertrage nicht zusammengeworfen zu sehen wünscht. Nach den elementarsten Grundsätzen der Billigkeit müßten beide Parteien vor diesem Tribunal die nämliche Stellung haben. Fahren Sie darum fort, auf diesem Punkt zu bestehen. Sollte indessen wider Erwarten alle Gerechtigkeit mit Füßen getreten, oder aber der Zusammentritt der Conferenz gefährdet werden, so geben Sie sich mit einer consultativen Position für Griechenland zufrieden, nachdem Sie zuvor alle Argumente erschöpft haben."

Trotz wiederholter dringender Bemühungen unseres Botschafters blieb das Tuilerien-Cabinet in diesem Punkte unbeugsam. Für diese offenbare Rechtsverweigerung wußte Herr v. Lavalette schließlich kein besseres Argument anzuführen, als daß er sagte, der Repräsentant Griechenlands, Herr Rangabe, sei ein vorzüglicher Redner und an und für sich Djemil Pascha gegenüber im Vortheil, da dieser nicht zu reden verstehe.

Gegenüber einer so definitiv gefaßten Entschließung und Angesichts der

ungenügenden Unterstützung, welche die Vertreter Preußens und Italiens unserem Pariser Botschafter gewährten, blieb uns Nichts übrig, als nachzugeben und uns etwa eine protokollarische Feststellung darüber vorzubehalten, daß wir allein das Princip der Gleichheit geltend gemacht hätten — oder aber unsere Zustimmung zur Conferenz zurückzuziehen. Eine Entscheidung im letzteren Sinne wäre in Constantinopel wie in Wien mit der größten Freude aufgenommen worden, da man hier wie dort den Zusammentritt der Conferenz mit nur schlecht verhehltem Mißtrauen aufgenommen hatte. Die Pforte brannte förmlich vor Begier, gegen Griechenland einen schweren Schlag zu führen; trotz der freundschaftlichen Ermahnungen Lavalette's bestand sie auf der Ausführung der den griechischen Unterthanen angedrohten Maßregeln und blockirte Hobart Pascha den Hafen von Syra, indem er sehnlich nach der Gelegenheit zu einem Gewaltstreich ausschaute.

Aber auch davon abgesehen, daß wir das höchste Interesse an der Beseitigung eines Conflictes hatten, den unsere Gegner geradezu herbeiwünschten, hätte unser Rücktritt von der Conferenz (zumal, wenn die übrigen Mächte zu verhandeln fortfuhren) einen schweren Uebelstand im Gefolge gehabt: die griechische Sache wäre dem übeln Willen einer für die Türkei durchaus parteiischen Mehrheit überlassen geblieben. — Daß just in diesem Augenblick die höchst unwillkommene Unterwerfung der candiotischen Insurrection, die Uebergabe der Bande Petropolachi's und die Gefangennehmung der Glieder der provisorischen Regierung der Insel erfolgten, machte den Zusammentritt der Conferenz noch dringender nothwendig, als er bereits an und für sich gewesen war. Das kaiserliche Cabinet sah darum von weiteren Anstrengungen ab und antwortete durch eine Annahme der formellen Einladung, deren Uebermittelung der französische Botschafter am 22. December übernahm.

So lagen die Dinge, als der Zusammentritt der Conferenz am 28. December / 2. Januar stattfand. Der griechische Bevollmächtigte, Herr Rangabe, war zu derselben mündlich eingeladen worden, ohne daß eine Bezeichnung der Stellung stattgefunden hatte, die er annehmen sollte. Bis zum Abend des 7. Jan. schien er sich, unter der Angabe, daß er von seinem Hofe keine Instruction erhalten habe, in die Stellung eines blos berathenden Mitgliedes zu schicken — im Augenblick der Conferenzeröffnung aber erklärte Herr Rangabe dem Marquis de Lavalette, daß er den bestimmten Auftrag erhalten habe, eine paritätische Stellung zu beanspruchen und im Falle der Nichtgewährung derselben die Conferenz zu verlassen. Diese in eine Note niedergelegte Erklärung, welche Herr Rangabe persönlich verlas, ehe er sich aus der Conferenz entfernte, rief einen wahren Sturm hervor. Herr v. Lavalette sprach seine Unzufriedenheit in den bittersten Ausdrücken aus, Fürst Metternich machte den Vorschlag, über den griechischen Protest zur Tagesordnung überzugehen und im Protokoll den Tadel (le blâme) der Conferenz auszusprechen — ein Vorschlag, den der englische Bevollmächtigte unterstützte, und den die Herren Graf Solms und Ritter Nigra nur höchst matt (très-mollement) bekämpften. Djemil Pascha trat dem natürlich bei und fügte hinzu, daß er den Auftrag erhalten habe, sich seinerseits zurückzuziehen, wenn der griechische Bevollmächtigte mit beschließender Stimme zugelassen werden sollte.

So war der Botschafter Sr. Majestät seit Eröffnung der Conferenz in der Lage, einer Griechenland ungünstigen Mehrheit ganz allein die Spitze bieten zu müssen. Er that das mit Tact und Energie. Obgleich er den verspäteten griechischen Protest seiner Form wegen mißbilligen mußte, machte er den gerechten und billigen Kern derselben nach Möglichkeit geltend. Indem er den Vorschlag des österreichischen Bevollmächtigten nachdrücklich bekämpfte, hob Graf Stackelberg hervor, daß das kaiserliche Cabinet seit Beginn der Einberufung der Conferenz immer wieder auf einer paritätischen Stellung der beiden in Betracht kommenden Parteien bestanden habe. — Nach sehr heftigen Debatten einigte man sich endlich darüber, statt des vom Fürsten Metternich vorgeschlagenen Wortes „Tadel" die vom Grafen Stackelberg empfohlenen Worte „Bedauern und Ueberraschung" in das Protokoll aufzunehmen. Gleichzeitig erkannte die Conferenz die Dringlichkeit der Maßregeln an, welche wir behufs Vorbeugung eines Conflictes bereits einen Monat früher empfohlen hatten: sie entschloß sich, nach Athen und Constantinopel das folgende Telegramm zu richten:

„Die Bevollmächtigten derjenigen Höfe, welche den Pariser Vertrag von 1856 unterzeichnet und sich in der Absicht versammelt haben, Mittel zur Beilegung des zwischen Griechenland und der Türkei entstandenen Conflictes aufzusuchen, sehen es als ihre erste Pflicht an, beiden betheiligten Parteien von dem heute erfolgten Zusammentritt der Conferenz Mittheilung zu machen. Der Prüfung dieser Conferenz sind gegenwärtig die Forderungen unterbreitet, welche das von dem türkischen Gesandten in Athen dem griechischen Minister des Auswärtigen übergebene Ultimatum enthält. Die vereinigten Mächte sind überzeugt, daß die Regierungen Sr. Majestät des Sultans und Sr. Majestät des Königs der Hellenen sorgfältig Alles vermeiden werden, was den Status quo beeinträchtigen oder die von der Conferenz übernommene Aufgabe erschweren könnte. Die vereinigten Mächte nehmen darum keinen Anstand, an die Mäßigung der hohen Pforte zu appelliren und dieselbe darum zu ersuchen, daß sie bis zum Schluß der Conferenzarbeiten die Ausführung derjenigen Drohmaßregeln beanstanden möge, welche in dem Ultimatum vom 11. December enthalten sind. Ebenso glauben die Mächte die hellenische Regierung dazu auffordern zu müssen, daß sie alle Maßregeln ergreife, welche zur Verhinderung feindseliger Kundgebungen innerhalb Landes, sowie zur Verhütung aller Expeditionen zu Lande und zu Wasser erforderlich sind, durch welche ein Zusammenstoß mit den türkischen Behörden herbeigeführt werden könnte."

Sobald die Ergebnisse dieser ersten Sitzung dem kaiserlichen Cabinet telegraphisch mitgetheilt worden waren, erhielt Graf Stackelberg die nachstehende Antwort:

„Unserm Wunsch gemäß hat der hiesige griechische Minister gestern auf telegraphischem Wege in Athen den Rath ertheilt, auf der Parität nicht länger zu bestehen. Nichtsdestoweniger finden wir, daß die griechische Forderung auf den elementarsten Grundsätzen der Billigkeit beruht. Machen Sie darum nochmals darauf aufmerksam, daß ein Tribunal, welches die betheiligten Parteien in ungleiche Position versetzt, den gerechten Tadel der öffentlichen Meinung herausfordert. Ziehen Sie den Kürzeren oder erhält Rangabe nochmals den Auftrag,

der Conferenz fern zu bleiben, so muß im Interesse des Friedens darüber zur Tagesordnung übergegangen werden. Unsere Lage und Ihre Rolle würden durch die Abwesenheit Rangabe's wesentlich erschwert werden, da in solchem Falle die Aufgabe, Griechenland innerhalb der Grenzen des Möglichen zu vertheidigen, wesentlich Ihnen zufallen würde."

Diese Aufgabe wurde in der That immer schwieriger, da die übrigen Mitglieder der Conferenz im Voraus entschlossen schienen, Griechenland durch die caudinischen Engpässe des türkischen Ultimatums gehen zu lassen. Behufs Erreichung dieser Absicht legte Herr v. Lavalette den Entwurf einer Erklärung vor, in welcher gesagt war, „daß Griechenland die Gesetze der Neutralität nicht beobachtet habe, — daß dergleichen flagrante Verletzungen des Völkerrechtes nicht geduldet werden dürften, und daß die Mächte (ohne sich weiter auf eine Prüfung der localen Einrichtungen einzulassen) Griechenland aufforderten, Maßregeln zu ergreifen, welche die Erneuerung solcher Dinge verhinderten."

Diese in außerordentlich strengen Ausdrücken abgefaßte Erklärung belegte Griechenland mit einem uneingeschränkten Tadel, der weder die Würde seines Herrschers, noch das Selbstgefühl und die Empfindung des hellenischen Volkes schonte. Graf Stackelberg war darum entschlossen, sich dieser Erklärung auf das Energischste zu widersetzen. In richtiger Würdigung der Schwierigkeit einer Discussion, welche innerhalb einer Conferenz gepflogen werden sollte, deren sämmtliche Mitglieder die Meinung unserer Gegner unterstützten, und die ihn genöthigt hätte, eine gehaltene und maßvolle Sprache zu führen, entschloß der Botschafter sich, die Sache persönlich mit Herrn v. Lavalette auszufechten.

Nachdem ihm am Vorabend der entscheidenden Sitzung eine Unterredung bewilligt worden war, machte Graf Stackelberg damit den Anfang, Herrn v. Lavalette auf das Nachdrücklichste zu erklären, daß er niemals eine Declaration unterzeichnen werde, durch welche Griechenland „a priori" und auf Grund von Thatsachen verurtheilt werden sollte, deren Richtigkeit die griechische Regierung bestreite, und die von der Conferenz nicht hätten festgestellt werden können. Dann fuhr er fort: „Ein Recht darauf, daß Dingen ein Ende gemacht werde, deren Fortsetzung zu einem für Griechenland unglücklichen, für Europa schädlichen Kriege führen könnte, haben die Türken in der That. Zur Erreichung dieses Zieles würde es angemessen sein, gewisse, für alle Mächte verbindliche Grundsätze aufzustellen; die Zustimmung Griechenlands zu diesen Grundsätzen würde dazu ausreichen, die auf die beiden ersten Punkte bezüglichen Schwierigkeiten zu beseitigen; — rücksichtlich der übrigen Punkte mache die griechische Regierung überhaupt keine ernsthaften Einwendungen. Ihre Aufstellung führt aber in der Consequenz dazu, daß Sie allein Griechenland und nicht allen Cabinetten Verpflichtungen auferlegen wollen. Auch bezüglich dieses Punktes kann ich nicht mit Ihnen übereinstimmen."

Marquis de Lavalette gab zur Antwort, daß er bereit sei, seinem Erklärungsentwurf hinzuzufügen, daß die in demselben erwähnten Verbindlichkeiten für alle Mächte die nämlichen seien — anlangend die Würdigung der geschehenen Dinge könne er dagegen nicht nachgeben, weil diese Würdigung das einzige Mittel zur Rechtfertigung der türkischen Forderungen sei. „Was wir Alle wünschen," sagte

er, „ist, Griechenland eine Schädigung zu ersparen und den Frieden des Orients durch einen ehrenvollen Compromiß sicher zu stellen. Es wird das vielleicht nicht mehr als ein Pflaster auf die Wunde sein (un replâtrage) — zum Wenigsten den dringendsten Bedürfnissen des Augenblickes werden wir dadurch aber entsprochen, sozusagen den Fuß auf die brennende Lunte gesetzt haben: in einem Zeitabschnitt wie dem jetzigen kann mehr als das nicht verlangt werden."

„Nein," gab Graf Stackelberg zur Antwort, „auf solche Weise werden Sie die drohende Feuersbrunst nicht aufhalten. Wenn Sie dem König Georg Dinge auferlegen, welche der Verfassung zuwiderlaufen und deren Verantwortung kein Ministerium auf sich nehmen könnte, so treiben Sie diesen jungen Fürsten zu Entschließungen, deren Tragweite Sie selbst nicht voraus zu berechnen vermögen. Dankt König Georg ab, so finden Sie keinen Fürsten mehr, der diese Dornenkrone aufzusetzen Lust hätte, und Griechenland würde zur Republik: eine griechische Republik aber wäre mit der Stellung der orientalischen Frage gleichbedeutend. Daß Griechenland schwach ist und daß es keine Vertheidigungsmittel besitzt, will ich nicht bestreiten: dafür besitzt es elf Millionen Religionsgenossen in der Türkei, und wenn Sie diese latenten Kräfte in Bewegung bringen, so stecken Sie ganz Europa in Brand."

„Sie meinen also," rief Herr v. Lavalette jetzt aus, „daß die Türkei sich Alles gefallen lassen müsse, weil die griechische Verfassung Nichts taugt, und weil diese Verfassung kein Mittel zur Unterdrückung von Ausschreitungen bietet, welche von der ganzen Welt verurtheilt werden. Nachdem sie drei Jahre lang Geduld geübt hat, ist die Pforte zornig geworden, und wir werden sie nur dann zu beruhigen vermögen, wenn wir ihr Bürgschaft dafür bieten, daß die Dinge endlich aufhören, über welche sie Klage führt, und die nirgends in der Welt geduldet werden würden."

„Meiner Wahrnehmung nach," erwiderte Graf Stackelberg, „tragen dergleichen Dinge sich allenthalben zu. Seit zwanzig Jahren schleichen türkische Schiffe sich, unsern Kreuzern zum Trotz, an das tscherkessische Ufer, ohne daß wir jemals in Constantinopel Klage darüber geführt hätten, daß diese Schiffe die Blockade brechen, indem sie die Tscherkessen mit Pulver und Blei versorgen. Ebenso wurden während des letzten polnischen Aufstandes in Galizien und Posen fortwährend Banden gebildet, ohne daß wir jemals in Wien oder in Berlin darüber Beschwerde geführt hätten. Allein dadurch, daß wir die Zahl unserer mobilen Colonnen verdoppelten, sind wir des Aufstandes Herr geworden. Ihr Vorschlag geht dahin, Griechenland neue Grundsätze aufzuzwingen; einer Empfehlung derselben an die griechische Regierung werde ich nur dann zustimmen, wenn diese Grundsätze als für alle Welt verbindlich verkündet werden."

„Wir sind nicht dazu berufen," erwiderte Herr v. Lavalette, „Dinge zu beurtheilen, die sich zu anderen Zeiten zugetragen haben — unsere Aufgabe beschränkt sich vielmehr darauf, den griechisch-türkischen Streitfall zu prüfen und diejenigen Ursachen desselben zu beseitigen, welche zur Verlängerung oder Wiederkehr desselben führen könnten. Soll der Krieg verhindert werden, so bedarf es der in Rede stehenden Garantien — eines Bekenntnisses zu den Gesetzen der

Neutralität und einer Feststellung darüber, daß das hellenische Cabinet diese Gesetze bis jetzt nicht beobachtet hat."

Graf Stackelberg gab darauf das Folgende zur Antwort: „Zu der letzten Behauptung werde ich mich niemals bestimmen lassen, da dieselbe nicht bewiesen werden kann. Wie sollten wir Griechenland mit einem Tadel für Handlungen belegen dürfen, die anderswo allgemein gebilligt worden sind? Oder ist etwa die Verwandlung Piemonts in das Königreich Italien etwas Anderes gewesen als eine fortgesetzte Kette von Verletzungen des Neutralitätsgesetzes? Als Graf Cavour Garibaldi's Expedition von Marsala mit zahlreichen Gewehren und einer Million Francs ausrüstete, fanden Sie das ganz vortrefflich (charmant), weil Sie die Bourbonen verabscheuten — heute wollen Sie Griechenland wegen weit geringfügigeren Contraventionen verurtheilen, weil diese Contraventionen die Ruhe der von Ihnen beschützten Türkei stören. Da es zweierlei Maß und Gewicht einmal nicht gibt, so wäre es am passendsten, offen einzugestehen, daß in Ihren Augen alle Mal der Schwächere Unrecht hat, und daß Sie die Absicht hegen, denselben durch caudinische Engpässe zu treiben."

„Und Sie," erwiderte Herr v. Lavalette, „sollten an Stelle des Versuches, das Unrecht der Hellenen abzuleugnen, die öffentliche Erklärung abgeben, daß Sie jedes den Griechen unangenehme Abkommen verwerfen. Es würde das dem Versuch gleichkommen, die Conferenz scheitern zu machen."

„Sie können das um so weniger sagen," gab Graf Stackelberg zur Antwort, „als es mein Souverän gewesen ist, der diese Conferenz zuerst vorgeschlagen, der im Sinne der Versöhnlichkeit bezüglich der Paritätsfrage nachgegeben und schließlich seine Zustimmung dazu gegeben hat, daß ich trotz der Abwesenheit des griechischen Repräsentanten an den Conferenzverhandlungen theilgenommen habe."

Einer Reihe mit großer Schärfe gegebenen Ausführungen darüber, daß dem Kaiser Napoleon wesentlich daran gelegen sei, zum Behuf der Verzierung seiner dem Corps législatif zu haltenden Thronrede einen einstimmigen Conferenzbeschluß herbeizuführen, fügte der Botschafter Sr. Majestät sodann das Folgende hinzu:

„Sie wollen mich zum Nachgeben zwingen, weil Sie selbst nicht frei und in die Nothwendigkeit versetzt sind, in der am 18. d. M. zu haltenden Rede ein Resultat anzukündigen. Wohl denn! Auch *wir* haben Rücksichten zu nehmen, und *Sie* müssen die eigenthümliche Lage in Betracht ziehen, in welcher wir uns einer glaubensverwandten Nation gegenüber befinden, die bei uns lebhafter Sympathien genießt, und deren Souverän der kaiserlichen Familie verwandt ist. Wollen Sie eine lebhafte Discussion in der Conferenz vermeiden und sich mit mir vorläufig verständigen, nun, so gilt es einen Handel (c'est un marché). Geben wir *Beide* nach." — Indem Graf Stackelberg sodann den Gegenvorschlag zu einer Erklärung vorlegte, welche in einem den Interessen und der Würde Griechenlands durchaus günstigen Sinne abgefaßt war, bezeichnete er diesen Gegenvorschlag als das noc plus ultra derjenigen Zugeständnisse, die er überhaupt machen dürfe.

Als Herr v. Lavalette dieses Actenstück gelesen hatte, konnte er seinen Aerger kaum verbeißen und rief er laut aus: „Europa solle erfahren, daß Rußland einen Mißerfolg der Conferenz verschuldet hat."

Nach Zurückweisung dieser Aufstellung entfernte der Botschafter Sr. Majestät sich. Auf einen neuen, im Schoß der Conferenz auszufechtenden Streit gerüstet, war er entschlossen, seinen Namen nicht unter die Declaration zu setzen, die Herr v. Lavalette aufrecht erhalten zu wollen schien.

Glücklicher Weise konnte er sich wenig später davon überzeugen, daß das Ergebniß der stattgehabten Unterredung ein durchaus befriedigendes gewesen sei. Die am 2./14. Januar abgehaltene Sitzung wurde von Herrn v. Lavalette mit der Verlesung eines neuen, dem Gegenentwurfe unseres Botschafters in allen Punkten entsprechenden Entwurfs eingeleitet, der wie folgt lautete:

„Mit den Gefahren beschäftigt, welche die Abbrechung der Beziehungen zwischen Griechenland und der Türkei zur Folge haben könnte, haben die Signatarmächte des Vertrages von 1856 sich über eine Beilegung des zwischen den beiden genannten Staaten ausgebrochenen Streites verständigt und zu diesem Behuf ihre bei Sr. Majestät dem Kaiser der Franzosen accreditirten Gesandten ermächtigt, zu einer Conferenz zusammenzutreten.

„Nach genauer Prüfung der zwischen den beiden Regierungen gewechselten Schriftstücke haben die Bevollmächtigten ihr Bedauern darüber aussprechen müssen, daß Griechenland, einer patriotischen Ueberstürzung nachgebend, sich zu denjenigen Ausschreitungen hat drängen lassen, welche in dem Ultimatum enthalten sind, das die ottomanische Pforte dem hellenischen Minister des Auswärtigen am 11. December 1868 hat überreichen lassen. Nach den Principien des Völkerrechts steht fest, daß Griechenland, wie jede andere Nation, dazu verpflichtet war, nicht zu dulden, daß auf seinem Gebiet Banden gebildet und in seinen Häfen Schiffe ausgerüstet wurden, welche zu Angriffen auf einen Nachbarstaat bestimmt waren. Im Uebrigen davon überzeugt, daß das Cabinet von Athen den Gedanken nicht mißverstehen wird, welcher diesem Urtheil der drei Schutzmächte und der übrigen Unterzeichner des Vertrages von 1856 zu Grunde liegt, erklärt die Conferenz, daß die griechische Regierung gehalten sei, in ihren Beziehungen zur Türkei diejenigen Regeln zu beobachten, welche für alle Regierungen verbindlich sind, daß sie auf solche Weise den auf die Vergangenheit bezüglichen Reclamationen der hohen Pforte zu entsprechen und dadurch zugleich Sicherheiten für die Zukunft zu bieten haben wird.

„Demgemäß wird Griechenland sich in Zukunft davon enthalten müssen:

1. Auf seinem Gebiet die Bildung solcher Banden zu dulden oder zu begünstigen, welche Angriffe gegen die Türkei beabsichtigen.
2. In seinen Häfen die Ausrüstung von Fahrzeugen zu dulden oder zu begünstigen, die irgend welche Unterstützung in den Besitzungen Sr. Majestät des Sultans ausgebrochenen Aufstände beabsichtigen.

„Anlangend die von der Pforte geforderte Rückwanderung der auf hellenisches Gebiet ausgewanderten Candioten nimmt die Conferenz von den seitens des Athenischen Cabinets abgegebenen Erklärungen Act, indem sie überzeugt ist, daß dasselbe, soweit an ihm ist, die Abreise solcher candiotischen Familien erleichtern werde, welche in ihr Vaterland zurückzukehren wünschen.

„Anlangend die von türkischen Unterthanen geforderten Privatentschädigungen bestreitet die hellenische Regierung der türkischen nicht das Recht, etwa gerecht-

fertigte Schadloshaltungs-Forderungen auf gerichtlichem Wege zu verfolgen. Von türkischer Seite wird die bezügliche Zuständigkeit der griechischen Gerichte anerkannt, und glauben die Bevollmächtigten demgemäß, von einer Prüfung der bezüglichen Thatsachen absehen zu dürfen, indem sie der Ueberzeugung sind, daß das Cabinet von Athen kein legales Mittel unbenutzt lassen werde, damit das Werk der Gerechtigkeit den gehörigen Gang nehme.

„Die Conferenz bezweifelt nicht, daß die hellenische Regierung gegenüber der einstimmigen Meinungsäußerung der Bevollmächtigten über die ihnen unterbreiteten Fragen sich angelegen sein lassen werde, seine Handlungsweise den vorstehend verkündeten Grundsätzen anzupassen, und daß die in dem Ultimatum der Pforte aufgeführten Ausschreitungen auf solche Weise allendlich beseitigt sein werden.

„Innerhalb gegebener Frist soll diese Erklärung zur Kenntniß des Cabinets von Athen gebracht werden. Es sind die Bevollmächtigten der Meinung, daß die hohe Pforte auf die als Folgen des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen bezeichneten Maßregeln verzichten werde, wenn die hellenische Regierung der Meinung der Conferenz entspricht und Solches zur Kenntniß derselben bringt.

„Indem die Bevollmächtigten an dieselben friedlichen und versöhnlichen Absichten appelliren, welche die von ihnen vertretenen Höfe beseelen, geben sie der Hoffnung Ausdruck, daß die beiden in Betracht kommenden Regierungen ihre früheren Beziehungen erneuern und in dem gemeinsamen Interesse ihrer Unterthanen auf solche Weise jede Spur des Conflicts verwischen werden, der zu dem Zusammentritt der Conferenz Veranlassung gegeben hatte."

Zieht man das Uebelwollen fast sämmtlicher europäischer Cabinette gegen die hellenische Regierung, die Notorietät der derselben zur Last gelegten Thatsachen und die bei dem Beginn der Conferenz bezeugten Absichten in Betracht, so wird man den Werth der durch die Anstrengungen des kaiserlichen Cabinets erzielten Resultate gehörig zu würdigen wissen.

Griechenland ist der unmittelbaren Gefahr eines vernichtenden Kampfes mit einem sehr überlegenen Gegner entrückt worden. Die Regierung König Georg's, welche nur zwischen der erniedrigenden Nothwendigkeit einer Unterwerfung unter das türkische Ultimatum oder neuen abenteuerlichen und verderblichen Complicationen die Wahl zu haben schien, — hat sich lediglich nach einer Erklärung von Principien zu richten gebraucht, welche allen Mächten gemein sind. Die gerechtfertigte Empfindlichkeit der griechischen Nation ist geschont und seitens der Conferenz ausdrücklich von der Hitze (entrainements) des hellenischen Patriotismus Act genommen worden. Griechenland wurde lediglich eingeladen, sich der Bildung von Banden auf seinem Grund und Boden und der Ausrüstung von Schiffen in seinen Häfen zu enthalten, soweit dieselben der Türkei feindselig waren. Es hat sich demgemäß um zwei Acte gehandelt, die unter dem Gesichtspunkt der Billigkeit, wie demjenigen des Völkerrechts nicht zu vertheidigen waren und überdies seit dem Aufhören der kandiotischen Insurrection jeden Sinn verloren hatten. Endlich wurde die Türkei zur Zurücknahme aller derjenigen Maßregeln genöthigt, welche die hellenischen Interessen gefährdeten. —

Nachdem diese Erklärung ihrem ganzen Umfange nach telegraphisch mitgetheilt worden war, wurde der Botschafter Sr. Majestät zu sofortiger Unterzeichnung derselben ermächtigt, gleichzeitig aber das nachstehende Telegramm an unsern in Athen accreditirten Geschäftsträger gerichtet:

„Unser erhabener Gebieter rechnet mit Sicherheit darauf, daß der König keinen Anstand nehmen werde, die einstimmig von den Großmächten gefällten Entscheidungen anzunehmen, welche die ihm vorzulegende Erklärung enthält. Se. Majestät hat den Grafen Stackelberg zur Unterzeichnung dieser Erklärung erst ermächtigt, nachdem der telegraphisch anher mitgetheilte Wortlaut derselben geprüft worden war. Die Würde der griechischen Regierung wird durch die einstimmige Meinung der Großmächte gesichert. Ueber die Energie, welche der Kaiser hat anwenden müssen, um die vorliegenden Bedingungen durchzusetzen, wird Se. Majestät der König durch ihren Bevollmächtigten unterrichtet worden sein."

Die Conferenz trat noch zweimal zusammen, um die Mittel zur Mittheilung ihrer Entscheidung an die interessirten Parteien und um die Wiederanknüpfung diplomatischer Beziehungen zwischen denselben zu berathen. Nachdem die Pforte allen gefaßten Beschlüssen telegraphisch zugestimmt hatte, richtete der Vorsitzende der Conferenz eine in passende Ausdrücke gefaßte Depesche an den Minister des Auswärtigen Sr. hellenischen Majestät, um die Zustimmung Griechenlands nachzusuchen. Zur Stunde ist diese Zustimmung noch nicht erfolgt: die letzten aus Athen eingegangenen Nachrichten reden von einer Uebererreizung des öffentlichen Geistes. Das kaiserliche Cabinet hält indessen an der Hoffnung fest, es werde der König die Dringlichkeit einer Entschließung im Sinne des Friedens und einer Rückkehr zu minder bedenklichen Wegen abzusehen wissen."

Adolf Erik Nordenskiöld
und die Auffindung der nordöstlichen Durchfahrt.

Von
Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

Der Name Adolf Erik Nordenskiöld tönt fast überall wieder. Nicht blos in Schweden etwa, in der Heimath Nordenskiöld's und seiner Expedition, oder in Rußland, dem in erster Linie das durch ihn Gewonnene zu Gute kommt: es ist in England, Frankreich, Deutschland und Oesterreich nicht anders. Eine förmliche Literatur hat sich schon jetzt um ihn gebildet, da er und die Seinen kaum ihre ersten, übersichtlichen Nachrichten mitgetheilt haben; in einem wahren Triumphzug ist Nordenskiöld und seine Begleiter durch Europa nach Hause zurückgekehrt.

Aber haben nicht auch andere Entdecker, sei es am Pol oder am Aequator, das Gleiche geleistet, ja in Dulden und Entbehren mehr noch als Nordenskiöld? Und ferner, haben nicht die verschiedensten Nationen ihre Nordpolfahrten ausziehen und wieder heimkehren sehen — warum gerade Nordenskiöld und den Seinen diese so besonderen Ehren? Es sind dies Fragen, welche hervorgerufen und doch im Gegensatz zu jener Literatur, zu jenen Ehrenbezeugungen laut werden, ja berechtigt sind, und auf welche genauer einzugehen wissenschaftliche Pflicht des Fachmannes und zu gleicher Zeit im hohen Maße lohnend ist. Was hat die Nordenskiöld'sche Expedition gewonnen und geleistet? Läßt sich dies jetzt schon, wenn auch nur annähernd, nur im Ueberschlag beurtheilen, ehe noch irgend eine der wissenschaftlichen Veröffentlichungen, welche Leiter und Mitglieder der Expedition verheißen haben, wirklich erschienen ist?

In großen Zügen geben uns die bis jetzt zugänglichen Mittheilungen so viel Material, daß wir uns auch heute schon ein orientirendes Urtheil über Werth und Tragweite des Geleisteten wol bilden können. Die Arbeiten, auf welche die nachfolgende Besprechung sich stützt, sind zunächst die Berichte und Abhandlungen in Petermanns Mittheilungen von 1878 an, in welchen alle irgend wichtigen Originalberichte schwedischer Zeitungen aufgenommen sind; ferner die Lettres de A. E. Nordenskiöld, avec une préface par M. Daubrée (Paris,

Dreyfous 1880), sodann das Werk von Al. Leslin, die Nordpolarreisen Ad. Er. Nordenskiöld's in englischer und deutscher (Brockhaus, 1880) Ausgabe; der Bericht des Lieut. Palander, des Commandirenden der Vega, in Blackwoods Edinburgh Magazine (The North-East Passage, 1880, März) und eine Reihe anderer Veröffentlichungen von minderer Bedeutung. Die genannten Werke und Abhandlungen, obwol fast alle auf die Originalberichte Nordenskiöld's an den Gothenburger Großhändler Dr. Osc. Dickson basirt, sind keineswegs identisch: man muß sie, um die Expedition ganz zu verfolgen, einander ergänzen lassen.

I.

Schon die älteste Menschheit, so weit wir sie zurückverfolgen können, zeigt gemeinschaftliche Ideenkreise, Anschauungen, Auffassungen der Dinge, Einrichtungen des Lebens, deren Gleichförmigkeit den heutigen Betrachter im höchsten Maße frappirt, weil man in denselben weithin über den Erdball geistige Gleichheit auch da anerkennen muß, wo uns bei der geographischen Getrenntheit der Völker verwandtschaftliche Einheit völlig unnachweislich ist. Diese Uebereinstimmungen beruhen auf der Gleichheit der menschlichen Anlagen, des ganzen menschlichen Wesens und der Gleichheit der mächtigsten Factoren des äußeren Lebens, welche auf die Menschheit einwirkten. Auffallender und schwieriger zu erklären ist es, wenn wir auch in der heutigen civilisirten Menschheit Gedankenkreise, auch wissenschaftliche, und Lebensauffassungen auftreten sehen, welche in ihren ersten Anfängen unbemerkt, scheinbar plötzlich die sämmtlichen Culturnationen beherrschen. Sie sind um so beachtenswerther, als sie zu Zeiten das einzige, zu jeder Zeit ein sehr wichtiges Band sind, welches die Einheit der civilisirten Menschheit darstellt. Was gibt nun diesen Ideen ihre Verbreitung, ihre Herrschaft? Wie kommen sie auf? Sie sind, so scheint es, auf einmal da, kein Mensch weiß, woher.

Doch dem ist nicht so. Es ist ein bekannter Satz, daß große Ereignisse ihre Schatten lange vor sich herwerfen, bis sie selber in's Leben treten. Dasselbe gilt auch von großen, weltbewegenden Ideen. Hierin liegt der Schlüssel für das psychologische Verständniß derselben. Das, was von neuen Ideen aufkommt, was von neuen Thatsachen entdeckt wird, steht in einem sehr bestimmten Zusammenhang mit dem ganzen Entwickelungszustand der Menschheit, und zugleich wieder mit der Einwirkung der Außenwelt auf den gerade erreichten Entwickelungsgrad, wenn auch einzelne besonders hoch und historisch früh entwickelte Menschen solche neuen Ideen früher aussprechen, lange bevor sie sich zu weltbeherrschender Macht aufschwingen, oft noch schief, mit Unhaltbarem gemischt, aber im Kern gesund und richtig.

Zweierlei ist hierbei wohl zu beachten. Einmal, daß keines von solchen zu früh ausgesprochenen Worten verloren geht: die Menschheit bewahrt sie wie der Acker die Saat, und zur guten Zeit entwickeln sie sich. Zweitens, die Menschheit ist sich selbst ein höchst strenges Correctiv ihrer Ideen. Natürlich nimmt sie nicht auf das Individuum, welches diese oder jene zuerst aussprach, irgend welche Rücksicht; der Einzelne gilt hier ebensowenig, wie überhaupt in der Ent-

wickelung des Ganzen als Ganzes; die Geltung und Bedeutung des Individuums liegt nur in der ethischen Kraft, mit der es sich selber aufrecht hält. Aber jede falsche Hülle, jede falsche Zeitbeimischung irgend eines wahren, fruchtbringenden Gedankens streift die Menschheit in unaufhörlicher Weiterbearbeitung desselben allmälig ab, bis das Werthvolle und Richtige desselben in eigenem freien Lichte leuchtend heraustritt. So konnte Newton die längst bearbeitete und theilweise schon vor ihm ausgesprochene Idee der Gravitation reif wie jener Apfel vom Baum in den Schoß fallen. Denn auch der Menschheit wird, ebensowenig wie dem Einzelnen, durch plötzliche geniale Aperçüs etwas dauernd Großes geschenkt; das wirklich Bleibende und Bedeutende will in harter, mühevoller, langer, prosaischer Arbeit errungen werden. Auch das scheinbar plötzlich vom Himmel Gefallene ist ein irdisch mühevoll Errungenes, ein allmälig Gewordenes; nur daß sich auch hier der Proceß des Werdens unsern Augen gern entrückt.

Solche Erwägungen hinsichtlich der Entwickelung des geistigen Besitzes und Lebens der Menschheit liegen nahe, wenn man in frischem Eindruck einer neuen ähnlichen Errungenschaft steht. Eine solche aber ist Nordenskiöld's Umsegelung des nördlichen Asiens. Auch sie ist zunächst der Abschluß einer Reihe von Bemühungen und Versuchen, welche seit dem ersten Aufkommen des Gedankens, seit mehr als drei Jahrhunderten die Menschheit bewegt — ein Engländer, angeregt von einem Italiener, begann die Ausführung, Holländer, Russen setzten sie fort, einem Schweden ist sie gelungen. Die Fesseln nationaler Abgeschlossenheit sind also hier gesprengt: diesem Ziele gegenüber fühlt sich die Menschheit als eine einheitliche mit gemeinsamen Aufgaben und Zwecken. Schon hieraus erkennt man die volle Bedeutung des erreichten Zieles.

Nordenskiöld und Palander geben uns die wichtigsten Punkte der Geschichte der nordöstlichen Durchfahrt selber an, und daß sie es thun, ist für ihr ganzes Verfahren höchst charakteristisch. Der große venetianische Meereskenner Seb. Cabot gab als Vorsteher der englischen Company of Merchant Adventurers, welche sich späterhin Muscovy- oder Russia-Society nannte, die Anregung zur Ausrüstung dreier Schiffe, welche 1553 zur Aufsuchung eines nordöstlichen Seeweges nach China unter Sir Hugh Willoughby, Rich. Chancelor und Cap. Durforth absegelte. Sie kamen bis Kola, von wo sie, nachdem Sir Hugh und der größte Theil seiner Begleiter während der Ueberwinterung gestorben waren, nur in dürftigen Trümmern nach Hause kehrten — sie, die mit Jubel und unter großen Festlichkeiten ihre Fahrt angetreten hatten. Eine ganze Reihe von Expeditionen rüstete die Russia-Company ferner aus, so 1555, 1556, 1580, alle ohne den gewünschten Erfolg und nur für die genauere Kenntniß Novaja-Semlja's von Bedeutung. Dann schickten die Holländer, denen es bei den ewigen Kriegen mit Spanien und Portugal sehr auf einen neuen sicheren Seeweg zu ihren ostindischen Besitzungen ankam, ihre berühmten drei Expeditionen unter Barents' Schiffsleitung aus, dessen Namen ja gerade jetzt durch neue holländische Unternehmungen so hoch gefeiert wird. Barents setzte durch seine Ueberwinterung auf der Nordspitze Novaja Semlja's die ganze damalige Welt in höchstes Erstaunen, aber das erstrebte Ziel erreichte auch er nicht, er starb während jener Ueberwinterung, nachdem er nicht weiter als in die Anfänge des karischen Meeres vorgedrungen war.

Dann übernahm der Seefahrer die schwere Aufgabe, „der besser als alle Zeitgenossen das Seewesen verstand, dessen Muth bei allen Begebenheiten bewährt, dessen Fleiß unermüdet war": Henry Hudson fuhr 1607 im Dienste der Russia-Company direct nach Norden, bis zum 82. Grad, 1608 nach Nordosten bis nach Novaja Semlja, wo ihn das Eis weiter vorzudringen hinderte; 1609 im Auftrag der holländisch-ostindischen Compagnie wollte er abermals durch das karische Meer nordöstlich vordringen, allein die völlige Vereisung desselben ließ ihm diesen Weg so unmöglich erscheinen, daß er im folgenden Jahr, wieder in englischen Diensten, die nordwestliche Durchfahrt aufzufinden suchte, bei welchem Unternehmen er seinen tragischen Tod fand.

Auch die ferneren Expeditionen der Holländer unter Cornelis May (aus Horn) und Cornelis Bosmann (1611 und 1625), bei welchen sie mit der besseren Einsicht ihrer Zeit die früheren englischen Fehler vermeiden wollten, blieben ohne Erfolg; aber man sieht, mit welcher Festigkeit sie ihr Ziel erstrebten. Dennoch trat jetzt eine längere Pause ein. Der Nächste aber, welcher sich auf Nordosten wandte, John Woods 1676, stützte sich wieder auf Barents — auch er hatte historisch und naturwissenschaftlich seine Aufgabe zum Voraus studirt und gibt eine Reihe Gründe für die Möglichkeit derselben an, nach den Kenntnissen seiner Zeit. Allein da er an Novaja Semlja Schiffbruch litt, so hatte auch seine Reise keinen Erfolg.

Man gab nun die Versuche nach Nordost vorzudringen auf, und namentlich das karische Meer kam in den schlimmsten Ruf, als berühmte russische Seefahrer und Gelehrte, unter ihnen Admiral Lütke und K. E. von Bär, dasselbe unzugänglich fanden und für durchaus vereist erklärt hatten. Dennoch aber blieb auch das karische Meer praktisch immer im Gebrauch. Holländische Wallroßjäger des 17. und 18. Jahrhunderts, russische Fischer befuhren es zu wiederholten Malen und auch in unserem Jahrhundert verödete es nicht; in den letzten Jahrzehnten drangen namentlich Norweger des Fischfanges wegen in dasselbe ein.

Die älteren Nachrichten über Küstenschiffahrten östlich von der Nordhalbinsel Asiens zur Lenamündung, zur Behringsstraße sind dürftiger. Hier handelt es sich um zahlreiche, aber oft kaum aufgezeichnete Fahrten der Promyschleniks von der Kolymamündung um die Ostspitze von Asien; dann um wissenschaftliche Reisen russischer Forscher. Ueber beide gibt Nordenskiöld selber manche interessante Nachrichten. Ausführlicheres findet man in einem schönen Aufsatz von Lindeman in Petermann's Mittheilungen 1879, S. 161 f. Alle diese letzteren Fahrten und Reisen sind nicht, wie jene zuerst erwähnten, auf das große Problem der nordöstlichen Durchfahrt gerichtet; sie sind nur local, zu Stande gekommen theils aus Handelsinteressen, theils aus vorzugsweise politisch-statistischen Gründen, um Sibirien nach Umfang und Producten kennen zu lernen.

Auch diese Localfahrten beweisen das Bedürfniß des nordöstlichen Seeweges sehr wohl; mit endlichem Gelingen fand ihn an der Spitze einer schwedischen Expedition Adolf Erik Nordenskiöld auf, der, aus schwedischem Geschlecht in Finland geboren, weil man ihm in Rußland das Leben politisch verleidet hatte, nach Schweden übergesiedelt war.

Er und die Seinen haben ein Ziel erreicht, welches von drei bedeutenden

Völkern, den zwei mächtigsten seefahrenden Nationen und der nächstbetheiligten Landmacht, mit stets erneutem Interesse mehr als dreihundert Jahre lang verfolgt wurde. Der hohe Werth, welcher der großen Aufgabe gleichsam instinctiv von so zahlreichen und so verschiedenen Generationen beigelegt ist, zeigt die Wichtigkeit ihrer Lösung im klarsten Licht.

Aber auch die Art und Weise, wie Nordenskiöld diese Lösung zu Stande gebracht, ist von höchster Bedeutung. Sein Erfolg ist ein Triumph der Wissenschaft, kaum geringer, als die Vorherberechnung des Neptun und dessen Auffindung durch Leverrier und Galle. Nordenskiöld ist der erste, welcher durch allseitiges und streng methodisches Verfahren zeigt, wie die moderne Erdwissenschaft arbeiten soll und was sie leisten kann.

Wie die Holländer des 17. Jahrhunderts sich ihres vermehrten Wissens zu bedienen strebten, wie John Wood eine Reihe von theoretischen Gesichtspunkten für die Ausführbarkeit seines Planes zusammenstellte, so hat auch Nordenskiöld, natürlich als Sohn unserer Zeit mit ganz anderen Kenntnissen und Hilfsmitteln, sich durch lange Studien zur Lösung seiner Hauptaufgabe vorbereitet, um alle Kraft der Geographie für dieselbe anwenden zu können. Zunächst ist er praktisch bemüht, streng wissenschaftlich an dem Object seiner Studien, an der Erde und zwar der arktischen Erde, zu lernen, an ihrem Körper unmittelbar zu operiren. So finden wir ihn, den 26jährigen Geologen, 1858 als Torells Begleiter, 1861 neben Torell als Mitführer der Expedition, 1864 an der Spitze derselben in Spitzbergen; 1868 bringt er mit einer neuen Expedition, deren zweiter Officier Palander war, über Spitzbergen hinaus bis zu 81° 42′ vor; 1870 studirt er in Grönland die Gletscher und zugleich auch das Eisen von Ovifak; 1872 finden wir ihn — Palander ist jetzt Commandant des Schiffes — abermals in Spitzbergen, wo er überwintert. Nun wendet er sich dem Osten zu: 1875 führt er eine wissenschaftliche Expedition von Novaja Semlja durch das karische Meer bis zur Jenisseimündung und gleich im folgenden Jahr, 1876, wiederholt er diesen Zug mit gleichem Erfolg.

Man sieht, er ist nicht müßig gewesen. Und was er auf seinen so mühevollen Reisen am Object, an Ort und Stelle selbst beobachtete, das arbeitete er in wissenschaftlicher Verwerthung aus. Zunächst sind seine Reiseberichte zu nennen; dann eine Reihe speciell fachwissenschaftlicher Arbeiten geographischen, geognostischen, meteorologischen Inhalts, seine Karte von Spitzbergen, seine astronomischen Ortsbestimmungen, seine Erklärung der sog. Meteoriten zu Ovifak, die er als tellurisch-vulkanische Massen kennen lehrte, seine Arbeiten über den kosmischen Staub, über die fossile Flora des Nordens.

Alle diese Studien ergänzt nun die Fahrt nach dem Osten, die wissenschaftliche Erschließung des nordsibirischen Meeres auf das Wesentlichste und vielen der wichtigsten Fragen läßt sich jetzt erst überhaupt nahe treten. Die Specialarbeiten der Gelehrten, welche Nordenskiöld begleiteten, werden das beweisen. Aber auch der große Reiz, den die ganze Expedition auf uns ausübt, beruht auf diesen Studien. Denn was uns so besonders anzieht, ist — wenn man so sagen darf — die Eleganz der ganzen Fahrt. Da wird eins der schwierigsten Probleme unternommen, seine Möglichkeit theoretisch dargethan, das Re-

sultat bis ins Einzelne vorhergesagt; es wird ein Schiff streng für die Erfordernisse der Reise gebaut, wie man zu einem physikalischen Versuch einen Apparat construirt, der leisten muß, was man verlangt; dann geht die Reise vor sich, fast auch wie ein physikalisches Experiment, Punkt für Punkt so, wie sie vorhergesagt, mit allen Erfolgen, welche erwartet waren. Und was war nicht alles bei diesem Experiment mit in Rechnung zu ziehen! Wenn man die Geographie als die Wissenschaft von der Wechselwirkung der tellurischen Kräfte bezeichnen kann, so mußte der Complex dieser Kräfte zur Vorberechnung herangezogen werden, Luft, Wasser, Bildung der Continente, Flußlauf, Vertheilung der Wärme u. s. w. Alles dies hat Nordenskiöld wohl beachtet. „Es handelt sich nicht bloß darum," sagt er in einem seiner Briefe, „in einer noch unbekannten Gegend die Anwesenheit einer größeren oder geringeren Anzahl von Pflanzen und Thierformen nachzuweisen, oder die allgemeine Anordnung des geologischen Aufbaues zu bestimmen, vielmehr boten sich wissenschaftliche Probleme einer sehr viel höheren Ordnung der Forschung dar." Er weist nur darauf hin, daß die Behringsstraße als schmaler, leicht überschreitbarer Kanal die alte und die neue Welt von einander trenne, daß sie zugleich die einzige Verbindung zwischen zwei Oceanen sei. „Diese eigenthümlichen Umstände geben der ethnographischen, geologischen, zoologischen, botanischen und hydrographischen Forschung in dieser Gegend ein ganz besonderes Gewicht. Sind die Länder der Behringsstraße Ueberreste einer alten Landbrücke zwischen beiden Continenten oder will sich jetzt erst eine solche bilden? Ist das sibirische Eismeer ein altes Binnenmeer, das sich erst neuerdings geöffnet hat oder ein alter Golf des stillen Oceans, welcher jetzt im Begriff ist, sich zum Binnenmeer abzuschließen? Die Behringsstraße selber, scheidet sie zwei verschiedene Regionen des Pflanzen- und Thierlebens? In welchem Continent ist das Bildungs-Centrum der divergirenden Pflanzen- und Thiergruppen? Welche dieser Gruppen sind von der alten in die neue oder von der neuen in die alte Welt gewandert?" Diese für die Erdgeschichte und also für unsere Kenntniß des Wesens der Erde höchst wichtigen Fragen sind es, für welche Nordenskiöld Material sammeln wollte. Ob sie so oder so zu beantworten sind, ist gleichgültig; der Geist, in welchem sie von Nordenskiöld gestellt wurden, ist von höchster Bedeutung. Er ist zugleich der Geist der ganzen Expedition. Von ihm ist auch der Plan der Expedition, wie ihn Nordenskiöld behufs Ausrüstung derselben entwarf, in seinen praktischen sowol als seinen wissenschaftlichen Theilen durchdrungen. Denn die Entdeckungen der „Vega", welche für Schiffahrt und Handel die größte Wichtigkeit haben, sind nicht minder wichtig für die wissenschaftliche Erforschung der Erde, wiewol aus leicht begreiflichen Gründen Nordenskiöld bei seinen Berichten das praktisch Erreichbare in die erste Linie gestellt hat.

Wenn der rationelle Plan des Unternehmens mit zu dessen Gelingen beitrug, so konnte den vollen Sieg doch nur ein Charakter wie derjenige Nordenskiöld's erringen. Fest und ausschließlich auf das eine Ziel gerichtet, besonnen und weitblickend in den Voranschlägen, sicher, unablässig, muthvoll, aufopferungsfähig, völlig selbstlos, dabei klar und energisch im Handeln, Wagen und Ertragen, so steht er vor uns, ausgerüstet wie wenige und zugleich gehoben durch jenen idealen Sinn, der alles hingibt für das Ziel seiner Begeisterung. Mit

dem strengen kraftvollen Ernst des strebenden Mannes eint sich in ihm eine Liebenswürdigkeit, Ruhe und Bescheidenheit, ja ein gewisser zarter Sinn, der sich in allen seinen Berichten äußert und uns zu seinen großen Leistungen mit besonderem Interesse hinzieht.

Nicht wenig endlich haben sich um den Erfolg verdient gemacht die übrigen Mitglieder der Expedition, die vortreffliche Schiffsführung Palander's, der Eifer, die bedeutenden Leistungen der Officiere, der Gelehrten der „Vega", die Hingabe der Mannschaft, welche nur Freiwillige zählte, neunzehn im Ganzen, auserlesen aus den Vielen, die sich gemeldet hatten. Außer dem Commandirenden der „Vega", Lieutenant Palander, bestand die Mannschaft aus dem zweiten Commandirenden, Lieutenant F. Brusewitz, aus dem Maschinisten F. A. Pettersson, dem Steuermann R. Nilson, drei Heizern, deren einer als zweiter Maschinist functionirte, vier geübten und vier Leichtmatrosen, sieben Bootsmännern und einem Zimmermann. Dazu kamen die Gelehrten und sonstigen Freiwilligen der Expedition, Nordenskiöld selbst, dann Lieutenant A. Hovgaard von der dänischen, Lieutenant G. Bove von der italienischen Marine, letzterer zugleich Hydrograph; Dr. R. Kjellmann, Botaniker, Dr. A. Sturzberg, Zoolog, Dr. S. Almquist, Schiffsarzt und Botaniker, Lieutenant O. Nordquist, von den russischen Scharfschützen, Zoolog und zugleich Dolmetscher der Expedition. Das Schiff, die „Vega", war 1872—1873 in Bremen für den Walfischfang, also für die Polarmeere gebaut; ihr Gehalt ist 500 Tonnen, die Länge des Oberdeckes beträgt 150, die des Kiels 130, die größte Breite 29, die Tiefe des Kielraums 16 brem. Fuß. Die Maschine, von 60 Pferdekraft, gibt 7 Knoten Geschwindigkeit; der Kohlenverbrauch war 3 cwt. pro h.; die Flagge die des königlich schwedischen Yacht-Clubs. —

Aber haben wir nicht übertrieben? ist denn die Expedition so ganz glatt zu Ende gekommen? ist sie nicht, nahe ihrem Ziele, eingefroren, stecken geblieben? Gewiß ist sie das. Aber was liegt daran? Dies Einfrieren ist so wenig ein Mißlingen der Expedition, daß man dasselbe vielmehr als eine Art Glücksfall anzusehen hat. Sehr begreiflich ist, daß es allen Fahrtgenossen einige schwere Tage der Enttäuschung, der Sorge bereitete. Aber wissenschaftlich ist die Fahrt das, was sie ist, wesentlich mit durch diese Verzögerung geworden, denn durch sie erst wurden die so wichtigen Gegenden Nordost-Asiens mit in den Kreis der Untersuchung gezogen, der größte Theil der ethnologischen Studien erst ermöglicht, die zoo- und phyto-geographischen Arbeiten auf das Lehrreichste ergänzt — kurz, wissenschaftlich ist diese Verzögerung als wahrer Segen zu betrachten. Praktisch aber hat sie, wenn man ihr nicht den Werth einer Warnung beilegen will, Nordenskiöld's Unternehmung nicht für allzuleicht anzusehen, keine weitere Bedeutung und namentlich gibt sie nicht die mindeste Veranlassung zu irgend welchen Bedenklichkeiten. Nordenskiöld hatte sich überall auf seiner Fahrt zu wissenschaftlichen Arbeiten länger aufgehalten; kam er drei, vier Tage früher, was leicht zu bewerkstelligen war, so fand er den Weg noch frei. Handelsschiffe aber halten sich auf ihrer Fahrt nicht auf; auch werden sie in den meisten Fällen nur einen kleineren Theil des Wegs unternehmen, den Nordenskiöld und die Seinen durchliefen.

Dieser Unfall, besser gesagt dieser (auch schon im Voraus berechnete) Aufent-

halt hat die Freude vom Erfolg nirgends getrübt, ja die Festlichkeiten des Empfangs eher noch erhöht. Der Glanz solcher Feste erlischt nur allzurasch. Das Geleistete aber bleibt: wollen wir also diese „Helden des Nordens" mit unverwelklichen Kränzen schmücken, so können wir das nur, wenn wir von den Blumen nehmen, welche sie selbst gepflückt haben, wenn wir uns klar machen, worin ihre Erfolge bestehen.

II.

Zuerst nun ist unsere Kenntniß von der Gestalt und Vertheilung der Continente und Meere, die Topographie der Erde, die Geographie im engeren und eigentlichen Sinne durch Nordenskiöld sehr bedeutend gefördert worden. Es ist erstaunlich zu sehen, welche Wandelungen die Küste von Nordasien noch in den letzten zwanzig Jahren auf unseren Karten durchzumachen hatte. Man vergleiche nur die Gestalt derselben in unserem Deutschen Normal-Atlas von Stieler, wie sie die Ausgabe etwa von 1858, dann von 1876 und die jetzige von 1880 bieten, letztere nach Nordenskiöld und Palander. So ist, um im Westen zu beginnen, die Insel Taimyr 1858 noch jene lange, spitz hervorragende Halbinsel, wie man sie auf Middendorff's Karte (ethnogr. Karte des Reg.-Bez. Turuchansk, Atlas zu Middendorff's großem Reisewerk) angegeben findet, trotzdem Middendorff selber die Vermuthung hegte, diese Spitze sei eine Insel. Geographisch ist überhaupt die Middendorff'sche Karte heute schon ganz veraltet. Allerdings finden wir diese Insel 1873 auf Petermann's Karte von Nordasien, allein noch war die Sache nicht entschieden, so daß z. B. H. Kiepert 1875 noch die alte Zeichnung als Halbinsel bewahrt. Die Expedition Nordenskiöld's hat nun ein für allemal entschieden, indem Palander und Hovgaard den allerdings nur schmalen Sund, welcher die Insel vom Festland trennt und am Westende so eng, seicht und felsig ist, daß ihn die „Vega" nicht passiren konnte, mit einer Dampfbarkasse vollständig durchfahren haben. Merkwürdig ist die starke Strömung (3—5 Knoten in der Stunde), welche den Kanal nach West durchfließt. Auch die Küste südlich der Insel ist berichtigt; sie ist namentlich durch eine Bucht im Osten der Insel nicht uninteressant. Ebenso entdeckte Nordenskiöld eine Reihe kleiner Holme und Eilande um die Taimyrinsel, welche bis jetzt auf allen Karten fehlen, und besonders beachtenswerth ist seine Vermuthung, die Insel sei durch einen abermaligen ganz schmalen Sund in zwei Theile zerlegt. Solche Bildungen, ein solches Zerfallen scheinbar einheitlicher Inseln in ein Inselsystem finden wir in den großen Inselgegenden der Erde auch sonst wiederkehren, wie die Holländer sie erst ganz vor Kurzem in Timorlaut (Malaisien) entdeckt haben, wie die Aru-, Kei- und andere Inseln ebenda dieselbe Erscheinung zeigen. Besonders häufig ist sie in den arktischen Archipelen und die Analogie z. B. von Novaja Semlja so wie vieler arktisch-amerikanischer Inseln zu dieser Bildung des Taimyreilandes sehr beachtenswerth. Wie die Bildung zu erklären, darüber läßt sich Endgültiges noch nicht sagen, denn die großen arktischen Expeditionen bringen zunächst nur das Beobachtungsmaterial zusammen. Auch die Frage nach Hebung oder Senkung der sibirischen Küstengegenden ist noch eine ganz offene; doch scheint es, als ob man eher eine Hebung des Festlandes anzunehmen habe.

Zu den Glanzpunkten dessen, was Nordenskiöld und die Seinen geleistet haben, gehört namentlich die Untersuchung der Nordspitze der alten Welt, der merkwürdigen drei Nordhalbinseln Asiens, deren wahre Gestalt — auf Einzelnheiten, welche noch der Ergänzung harren, kommt es nicht an — zuerst durch die Gelehrten der „Vega“ erforscht worden ist. Von den drei Nordhalbinseln war die westlichste bisher (man vergleiche Petermanns Karten bei Stieler bis 1876 mit der von 1880, v. Middendorffs schon genannte Karte und den Aufsatz von E. Behm in Peterm. Mittheil. 1879, 11 f.) um 5° zu weit nach Osten zurückgedrängt, sodaß sie ihren Charakter als vorgewölbte Halbinsel ganz verlor. Nordenskiöld und Palander haben ihr denselben jetzt hergestellt. Getrennt von ihr durch die Taimyrbucht, den Taimyrfluß mit seiner gewaltigen Mündung und den merkwürdigen Taimyrsee folgt nun der östliche Theil des Taimyrlandes, der selbst wieder in zwei Halbinseln zerfällt, eine schmälere, weit nach Norden vorspringende und eine zweite, welche breit nach Osten vorgewölbt ist. Diese letztere fehlt bei Middendorff (und den Darstellungen, welche sich auf ihn stützen) ganz und gar, die Küste verläuft vom Nordkap Asiens, dem Kap Tscheljuskin, wie wir es heute nach seinem Entdecker, oder dem Nordostkap (Sjewerow Wostotschnyi Nos) wie Tscheljuskin selbst es nannte (1742), nur wenig ostwärts vortretend bis zur Chatangabucht. Was aber bei diesen Darstellungen zu wenig war, das wird plötzlich, von 1873, von Petermanns neuer Karte an, die nach Sokolows 1851 veröffentlichter Karte gezeichnet ist (Behm a. a. O.), ein unförmliches Zuviel. Die nördliche Halbinsel bleibt ganz klein und schmal, die östliche dagegen tritt in kolossaler Ausbauchung nach Osten vor, etwa 12°, bis über 117° östl. L. v. Gr.! Ich gestehe, daß mir diese Bildung immer fremdartig, unnatürlich, unorganisch erschienen ist. Alle Formen unserer Erdoberfläche zeigen eine gewisse Uebereinstimmung, d. h. sie gehen über gewisse Umrißlinien nicht hinaus und der Geograph bekommt wie der Zoolog oder Botaniker einen bestimmten Formensinn, der ihm dies oder jenes Ueberlieferte sofort als zweifelhaft, ja als unmöglich erscheinen läßt; ein jeder von uns würde Gebilde, wie sie z. B. Scaparelli's Marskarte zeigt, sofort als unserer Erde durchaus fremdartig fühlen. So stand auch jene übermächtige Anschwellung des Ost-Taimyrlandes ganz isolirt da, sie hatte weder in den Polarländern noch überhaupt auf Erden ihres Gleichen: Nordenskiöld's Expedition, Palander's Küstenzeichnung gibt uns für diese Unform eine durchaus natürliche, im Norden sich mehrfach wiederholende Bildung. Wol aber konnten die Reisenden berichten, daß sie auf weite Strecken Landes der bisherigen Karten zu Schiff gefahren, im Westen, daß sie auf den Meeren derselben zu Fuß gegangen seien. Dazu kommen eine Reihe von Einzelnberichtigungen der Küste im Westen, welche vermuthen lassen, daß auch im Osten noch manches im Einzelnen festzulegen sein wird. Es bleibt also auch für die Zukunft noch Arbeit übrig.

Eine genaue Küstenaufnahme, ja in manchen (östlichen) Gegenden überhaupt ein Annähern an die Küste war unmöglich, weil wegen großer Seichtigkeit des Ufers und vieler Sandbänke das Schiff sich auf hohem Meere halten mußte. Dies führt uns zu einer neuen Entdeckung der Expedition, welche ebenso wichtig für die Wissenschaft als unbequem für die Schiffahrt ist. Wie im Osten Sandbänke,

so liegen im Westen von der Jenisseimündung bis zur Taimyrinsel kleine Eilande und Holme in langer Kette schärenartig der Küste des Festlands vor, welche auf unseren bisherigen Karten sogut wie ganz fehlen. So ist gleich die große Insel, welche den von Nordenskiöld benannten Dicksonhafen bildet, mit den Nachbarinseln, die sie rings umgeben, von Nordenskiöld theils auf früheren Fahrten, theils jetzt genau bestimmt worden; die Kammenyje-Inseln am Piasinagolf waren bekannt, die übrigen unentdeckten Eilande schildert Palander als Schärenbildungen, welche zum Theil aus Granitblöcken bestehen und sich 30 Meilen (engl.) nordwärts von der Taimyrinsel erstrecken. Auch ostwärts von der Nord- und Osthalbinsel liegen solche Holme vor, aber nur in einzelnen Gruppen, nicht reihenweise. Und überall, weit in die See hinaus, ist die Küste außerordentlich flach; an Sandbänken fehlt es nirgends.

Was für ein Bild hat man sich nun landschaftlich von diesem äußersten Polarpunkt der Continente zu machen? Im Ganzen ein sehr eintöniges; von den prachtvollen Landschaften Grönlands oder Spitzbergens ist hier keine Spur. Dazu sind Alles einhüllende Nebel ebenso häufig als lästig; doch fehlt es auch nicht an hellen Ausblicken. So gibt Lieutenant Hovgaard eine Schilderung aus dem Norden von Cap Sterlegow, westlich von der Taimyrinsel: „es war eine unvergleichliche Fahrt; im Süden stand das Taimyrland feuerroth in der Mitternachtsonne, welche von der Refraction hoch über dem nördlichen Horizont gehoben wurde, während das Eis sich in den Lüften spiegelte und phantastische Formen annahm. Ueber die spiegelblanke Fläche glitten die Schiffe weiter, mehrere kleine Holme passirend, an deren Küsten noch Eis lag." Mit der größten Spannung erwartete man den Anblick des Nordcaps. „Wir gingen den ganzen Tag," so heißt es in einem Brief des Dr. Stuxberg, „auf dem Deck auf und nieder, neugierig nach Nordosten spähend, um nicht des ersten möglichen Anblicks von Cap Tscheljuskin verlustig zu gehen, dem Ziel unserer geistigen Träume, dem Gegenstand unserer täglichen Unterredungen und Studien." Nordenskiöld theilte die Spannung. „Der Nebel," sagt er, „verhinderte die Fernsicht und ich befürchtete schon, die nördlichste Spitze Asiens sei so von Eis umgeben, daß wir auf derselben nicht landen könnten. Bald schimmerte jedoch eine eisfreie Spitze im Nordosten durch. Eine kleine, gegen Norden offene, zur Zeit eisfreie Bucht schnitt hier in's Land hinein. In dieser warf das Fahrzeug am 19. Aug. 6 Uhr Nachmittags unter Flaggen und Salutschüssen Anker. Wir hatten das erste Ziel unserer Expedition erreicht, die nördlichste Spitze der alten Welt." Cap Tscheljuskin wird von einer niederen Landzunge gebildet, welche durch jene Bucht in zwei Vorsprünge getheilt ist. Die Spitze der westlichen hat 77° 36′ 37″ n. Br. und 103° 25′ 30″ ö. L. v. Gr.; die des östlichen 77° 41′ n. Br. und 104° 1′ ö. L. nach Nordenskiöld, während Palander in einem Brief an Capitän Edelfelt (Pet. Mitth. 1879, S. 19) die Breite auf 77° 43′ angibt. Die Bucht zwischen beiden Vorsprüngen ist also 35′ 35″ breit, was zu Tscheljuskin's Darstellung durchaus nicht, allerdings auch nicht ganz zu Palander's Karte (Pet. Mitth. eb. Taf. 2) paßt, auf der die Entfernung der beiden Nordpunkte gerade 1° beträgt. Den nördlichsten derselben, Nordost-

spitze von Tscheljuskin im Gegensatz zu dem zweiten, westlicheren Cap genannt, umsegelte die Vega am 20. August 1878.

Vom Nordostcap zieht eine Berghöhe, die sehr allmälig zum Ufer abfällt, parallel mit der Ostküste nach Süden; „über das Küstenflachland hin, weiter ins Land hinein, scheint der Bergrücken sich bis zu einer Höhe von 1000 Fuß zu erheben. Sowol diese Höhe als das Flachland waren fast schneefrei. Nur hier und da sah man große weiße Schneefelder auf den Vertiefungen oder in der einen oder der anderen tieferen schmalen Kluft auf der Ebene. Am Strande selbst lag jedoch das Eis noch in den meisten Stellen fest. — Der Boden des Flachlandes besteht aus Thonfeldern, welche zum Theil kahl und in mehr oder weniger sechsseitige Stücke aufgesprungen waren." Ganz ähnlich fand Wetzstein die sonnenglühenden Lavafelder des arabischen Hauran in polygone Flächen in Folge der Hitze, der Trockenheit, zersprungen, wie hier Trockenheit und Kälte den Thon geformt hatte. „Die Gebirgsart war jedoch hier nicht Granit, sondern aufrechtstehende, keine Versteinerungen führende Schieferlager, reich an Schwefelkieskrystallen, an der äußersten Spitze des Vorgebirges von mächtigen Quarzgängen durchschnitten. Von Phanerogamen konnte Dr. Kjellmann nur 24 Arten entdecken"; auch die niedere Vegetation war einförmig, obwol reich entwickelt. „Es schien fast" — und diese Stelle ist eine sehr merkwürdige — „als ob die Pflanzen der Halbinsel Tscheljuskin versucht hätten, weiter nach Norden zu wandern, als ob sie aber, an der Meeresküste angekommen, auf der äußersten Spitze Halt gemacht hätten. Hier fand man nämlich auf einem sehr kleinen Umkreise fast alle Pflanzen, sowol Phanerogamen als Kryptogamen, welche das Land darzubieten hat und manche von ihnen suchte man vergebens weiter ins Land hinein." Jedenfalls ist es hier die Nähe des Meeres und die in Folge derselben großen Gunst der Umstände für Keimen und Gedeihen, welche diese reichere Entwickelung veranlaßt hat. — Das Thierleben war von gleicher Eintönigkeit; nur Ringelgänse und Schwimmschnepfen waren zahlreich. Landsäugethiere gab es gar nicht, auch Meersäugethiere nur wenige, dagegen Fische und niedere Seethiere in Menge. Auch größere Meeralgen fanden sich „und dies war insofern von Interesse, als dadurch ein weiterer Beweis für das Verkehrte der lange herrschenden Ansicht geliefert wurde, als entbehre das sibirische Eismeer die höheren Algen." Und die Schilderung, die Dr. Sturzberg von dem verschiedenartigen Eifer der rasch gelandeten Mannschaft gibt, wie ist sie heiter und charakteristisch! „Hier war einer mit Quecksilberhorizont und Sextant beschäftigt, die geographische Lage der Landspitze genau zu bestimmen; dort ein Anderer, sein Inclinatorium aufzustellen, um Inclination, Declination und Intensität der Magnetnadel zu erforschen. Hier sah man Jemanden mit Meißel und Hammer in der Hand fleißig aus Steinen Stücke herausarbeiten; dort einen Anderen, mit einer großen Botanisirbüchse auf dem Rücken, Alles nehmend, was an phanerogamen Pflanzen zu nehmen war; hier ging Jemand mit einem halben Dutzend spritgefüllter Flaschen vorsichtig die Steine wendend und nach Staphylinen (Käfern) u. s. w. suchend; dort am Strande ein Anderer mit der Büchse in der Hand, um einen Sandläufer oder andere Vögel zu schießen, und dort hinten auf einem aufgethürmten Eisblock sah man endlich einen mit

gierigen Blicken nach einem fortgelaufenen Bären spähen. Und gleichzeitig besorgte ein Theil der Mannschaft die Schleppnetzzüge aus der See, um womöglich die Algo- oder Zoologen mit einem oder dem anderen guten Fund zu überraschen."

Die Ostküste der Osthalbinsel, an welcher „Vega" und „Lena" hersegelten, schildert uns Nordenskiöld als von etwas reicherer Bodenbeschaffenheit. „Das Wetter hatte sich geklärt. Eine Nordwestbrise führte das Fahrzeug rasch über die vollständig glatte See. Die Höhen am Strande nahmen bald zu und zeigten jene eigenthümlichen, in pyramidenähnliche Spitzen zerrissenen Formen, welche dem östlichen Strande des unteren Jenissei eigen sind. Etwas weiter landeinwärts zeigten sich tüchtige Berge von wenigstens 2000—3000 Fuß Höhe. Wie der Strand, so waren Abhänge, Spitzen und Kronen der Berge eisfrei, wenige kleine Eisanhäufungen in den Klüften der Berge ausgenommen. Auch einige kleine Gletscher schienen vorhanden zu sein, die jedoch auf einer Höhe von etwa 800—1000 Fuß über dem Meere endeten." In die tiefeinschneidende Chatangabucht drang die Expedition nicht ein; dagegen besuchte sie die Insel Preobraschenski, Palanders Chatanga-Island. Sie besteht aus horizontalen Kalk- und Sandsteinschichten, deren ganz spärliche Versteinerungen sie in silurische Zeit verweisen; nach Nordosten zu erhebt sie sich jäh 300 Fuß hoch aus dem Meere, nur mit einem schmalen Vorstrand, der durch Verwitterungsproducte der Insel gebildet und mit zahllosen Seevögeln, Alken, Möven, Teisten belebt war; die grasbewachsenen südlichen Abhänge entwickelten eine sehr üppige, artenreiche Vegetation. Auch an Insekten fehlte es nicht, eine Staphylinusart, eine Chrysomele wurden gefunden (Käfer); außerdem Mücken, Spinnen und Poduren.

Gehen wir nun von diesem so fesselnden Punkt weiter nach Osten, so ist hier auf eine lange Strecke weit weniger zu berichten, denn die schon erwähnte Beschaffenheit des Meeres hielt die Reisenden ab, sich der Küste und andererseits den sibirischen Inseln zu nähern, welche letzten sie vorzugsweise gern besucht hätten. Sie bestätigen nur das Vorhandensein der Preobraschenski-Halbinsel und der Nordwik-Bucht, welche in sie eindringt, von der Beschaffenheit der Strecke aber, um welche durch die Westverschiebung des Taimyrlandes die Küste zwischen dem Nordwik und der Anabaramündung verlängert werden muß, sagen sie nichts. Auf keinen Fall bietet dieselbe irgend eine auffallende Erscheinung.

Dagegen ward östlich von der Tschaunbai die Fahrt durch die Eisverhältnisse des Meeres wieder dicht an die Küste herangedrängt, und so ist diese letztere bis zum Ueberwinterungspunkt der „Vega" vom Lieut. Bove aufgenommen. Seine Aufnahme, deren Resultate wir der schönen Karte B. Hassenstein's entnehmen, welche als Taf. 17 in Petermanns Mittheil. 1879 die Berichte der schwed. Expedition begleitet, zeigt ebenfalls beträchtliche Abweichungen von der bisherigen kartographischen Darstellung. Die wichtigste Neuerung betrifft die Koliutschinbai, welche mehr nach Osten gerückt und die sog. Tschuktschen-Halbinsel, welche nicht unbedeutend verkleinert ist. Oestlich von der Tschaunbai ist die Küste bis etwa zu 179° 10′ ö. L. südlicher gelegt, von da aber über das Nordkap hin — für welchen heute nichts mehr bedeutenden Namen Cooks Nordenskiöld sehr passend den einheimischen Namen Irkaipi vorschlägt — also,

über das Kap Irkaipi hin bis zum scharf rechtwinkeligen Eingang in die Koliutschinbai (Cap Onman) sehr stark nach Norden vorgerückt, auch die Umrisse ganz anders gezeichnet, als wir sie kennen. Die nördliche Küste der Tschuktschen-Halbinsel ist wieder südlicher, dabei aber das Cap Serdze-Kamen viel weiter westlicher und nördlicher gelegt. Mag auch hier manche Einzelheit noch der Bestätigung bedürfen, die Hauptpunkte jener Abänderung sind gewiß richtig, so namentlich die Lage und Gestalt der Koliutschinbai. Wie über das Taimyrland, so berichtet Nordenskiöld auch über die bisher wenig bekannte physische Beschaffenheit der östlichsten Halbinsel Asiens: sie bildet in der Nähe der Ueberwinterungsstelle des Schiffes, also von der Nordküste aus, eine weite, wellige Ebene, die fern im Süden in langsam ansteigende Hügel, weiter landeinwärts aber, nach den Aussagen der Eingebornen in ansehnliche Berge übergeht. Und wirklich fand Nordquist auf einer Reise in das Innere Berge von etwa 1000' Höhe. Die Ebene ist vielfach durch weite Lagunen unterbrochen, welche vom Meer durch Eisbänke und hohe Dünen getrennt sind. Auch hier, wie am Cap Tscheljuskin war die Flora in der Nähe des Strandes viel reichlicher, als landeinwärts, bis dieselbe an den Gebirgshöhen sich wieder vermehrte und hier — verhältnißmäßig — wirklich reich wurde. Ende September, als die Vega einfror, war auch der Boden des Festlands gefroren, aber noch schneefrei.

Auch sonst glich diese Gegend den Taimyrgegenden. Gletscher fehlen gänzlich, vom weißen Meer bis zur Behringsstraße. Die östliche Küste der Halbinsel war, wie die Nordhalbinsel Asiens, mit jener ruinenartigen Klippenbildung versehen, deren oft hohe Felsen aus der Ferne wie verfallene Städte, zertrümmerte Tempel und Paläste aussehen. Auch hier ist das höhere Thierleben schwach vertreten, die Vögel deshalb selten, weil es bei der fehlenden Schären- und Holmbildung an der Küste an geeigneten Brutplätzen fehlt. Dagegen flogen im Frühling große Vogelschwärme nördlich über das Meer hin und sehr mit Recht zieht aus dieser scheinbar so unbedeutenden Thatsache Nordenskiöld den wichtigen Schluß, daß zwischen Wrangel-Land und den Polarinseln Amerika's große Landstrecken mit hohen Bergen, Thälern voll Gletschern und Felsen sich finden müßten.

III.

Wie sehr diese höchst bedeutenden Berichtigungen der Continentalgrenze ein Gewinn für unsere Kenntniß der Erdoberfläche sind, leuchtet ohne Weiteres ein; ihre Wichtigkeit rückt aber erst dann in das rechte Licht, wenn man die Bedeutung, welche der Polargrenze des Festlandes als solche zukommt, eingehender erwägt.

Die Entstehungs- und Formgesetze der Continente und ihrer Gliederung gehören bis jetzt noch zu den schwierigsten Problemen der Erdkunde, mag man dieselbe nun Geologie oder Geographie nennen. Unser Planet zeigt, ganz abweichend von der Bildung des einzigen Planeten, den wir außer der Erde noch etwas näher kennen, des Mars, die vielbesprochene Eigenthümlichkeit, daß die Continente nach Süden zu schmal und spitz, nach Norden dagegen breit ausladen, wodurch beide Polarkarten (die wir den Leser zur Hand zu nehmen bitten,

etwa in Stielers Atlas; ein guter Globus ist noch lehrreicher) ein so eigenthümliches, wesentlich verschiedenes Gepräge zeigen. Dabei gliedern sich beide Continentalmassen, Europa-Asien und Amerika nach Norden zu in so ganz auffallend entsprechender Weise, daß wir für diese gleichen Erscheinungsformen bestimmte, wenn auch noch unbekannte Gesetze anzunehmen durchaus gezwungen sind. So hat z. B. die Halbinsel Kola ihr Analogon in der östlichen Taimyrhalbinsel, wie sie jetzt in ihrer wahren Gestalt erkannt ist; ebenso in der Nordosthalbinsel Asiens und die westliche Taimyrhalbinsel scheint der Anfang einer ähnlichen Bildung zu sein. Kanin wiederholt sich in der Preobraschenski-Halbinsel.

Sehr auffallend ist es ferner, wie sich in Nordasien alles, Insel und Halbinsel, nach Osten wendet, nach Osten öffnet; in Nordamerika aber streichen die Küsten, öffnen sich die Buchten alle in westlicher Richtung. Am reichsten gegliedert, am reichsten mit Inseln umlagert ist die Ostküste Nordamerika's, im Westen ist sie kahl und einfach; kahl und einfach ist Asien im Osten, um sich nach Westen hin immer reicher zu gliedern. Und diese nördliche Vorlagerung der zahlreichen und höchst merkwürdigen Inselbilde gehört ferner zu den Uebereinstimmungen der arktischen Bildungen. Die Inseln selbst sind durch verhältnißmäßig schmale Straßen (innerhalb denen die nordwestliche und nordöstliche Durchfahrt verläuft) polwärts von den Continenten abgegrenzt. Die Inselwelt über Amerika ist mit Ausnahme ihrer noch ganz unbekannten Polargrenze in Folge des großen Eifers für die Aufsuchung der Nordwest-Durchfahrt schon ziemlich eingehend erforscht; die über Asien, da sie ärmer entwickelt und erst in höheren Breiten zu beginnen scheint, ist uns bis jetzt noch völlig fremd. Nordenskiöld (und er nicht zuerst) macht folgenden sehr wichtigen Schluß: wenn die winterliche Eisdecke der sibirischen Küsten im Sommer aufgegangen ist, so wird sie nicht selten von Südwinden ins Meer hinausgetrieben, nie aber so weit, daß sie nicht, wenn ein paar Tage lang Nordwind weht, wieder zurückkehre. Hieraus ergibt sich, und ich wüßte nicht, was man einwenden könnte, „das Vorhandensein einer Reihe von Inseln, welche das sibirische Festland vom eigentlichen Polarmeer abschneiden und von denen wir nur Wrangelsland und Neusibirien kennen". Auch Franz Joseph's Land würden wir zu diesem nordasiatischen Archipel zu rechnen haben, dessen übrige Inseln sich zwischen dem genannten Lande, den sibirischen Inseln und Wrangelsland finden müßten. An das von der Tschuktschen-Halbinsel nördlich gelegene Land, nach welchem Nordenskiöld die Vögel fliegen sah, mag hier nochmals erinnert werden. Der Gedanke es mit Wrangelsland zu verbinden, liegt nahe.

Auch die Eigenthümlichkeiten der uns bis jetzt bekannten arktischen Inseln sind sehr groß und stimmen genau untereinander überein. Das Zerschnittensein derselben durch einzelne ganz schmale Sunde erwähnten wir schon, wir sahen es bei vielen polar-amerikanischen Inseln (z. B. Baffinsland) bei Novaja Semlja, vermuthlich bei der Taimyrinsel. Ganz anders geartet, aber ebenfalls unter sich übereinstimmend sind die schmalen Nord-Süd-Canäle zwischen diesen Inseln, z. B. Smith Sund und zahlloses Aehnliche im polaren Amerika, die Hinloopenstraße und Aehnliches in Spitzbergen, in Franz Josephland, vielleicht die Ostküste des

Wrangellandes. Von anderen merkwürdigen Bildungen reden wir hier nicht; will man aber irgend welche Analogien zu Sciaparelli's Marskarte finden, so kann das nur in dieser polaren Inselwelt geschehen, welche vor den übrigen Inselbildungen der Erde ganz bestimmte Eigenthümlichkeiten voraus hat.

Natürlich sind für diesen Kreis von Betrachtungen auch die geologischen Befunde, welche Nordenskiöld und die Seinen gemacht haben, von Wichtigkeit, obwol sie der Natur der Sache nicht sehr zahlreich sein konnten. So haben wir die Angabe, daß die Umgegend vom Cap Tscheljuskin aus Schiefer, die Insel Preobraschenski aus silurischen Ablagerungen (jenen Schiefern wol gleichaltrig) bestehe, durch welche Angaben frühere Forschungen bestätigt werden, daß ferner in den Gegenden östlich von der Tschaunbai das Tiefland aus Sand- und Thonlagern gebildet ist, welche augenscheinlich in sehr junger Zeit über das Meer emporgehoben sind; auf ihnen fehlen die erratischen Blöcke, welche im Norden Asiens und Europas so häufig sind, auffallender Weise vollständig, und dies scheint anzudeuten, „daß Eisbewegungen in den letzten geologischen Epochen hier keine Rolle gespielt haben". Auch vulkanisches Gestein fehlt nicht, es herrscht an Cap und Bucht Irkaipi überall vor, ist aber durch Kälte und Temperaturwechsel in eckige Blöcke zerfallen, welche die ganze Oberfläche des Gesteins bedecken — auch hier also dieselbe Erscheinung, welche Wetzstein in Folge der Hitze und Strahlung auf den Lavafeldern des Hauran beobachtete. Sehr merkwürdig ist die Erklärung, welche Nordenskiöld von einem auffallenden Fund mikroskopisch kleiner Kryställchen gibt, die er beim Suchen nach dem kosmischen Staub, den er anderwärts im hohen Norden gefunden hatte, bei Westtaimyr auf einer Meereis-Scholle entdeckte. Er identificirt diese Krystalle keineswegs mit dem von ihm benannten Kryokonit, dem merkwürdigen trachytisch-vulkanischen Staub der Gletscher Grönlands, über dessen Herkunft nichts Sicheres bekannt ist, sondern glaubt in ihm ein neues Mineral gefunden zu haben, „welches am Grunde des Meeres in Folge der Kälte aus dem Wasser herauskrystallisirt". Diese Erklärung bedarf natürlich sehr der weiteren Ausführung und Begründung und müssen wir über sie wie über so vieles Andere die speciellen Arbeiten der Expeditionsmitglieder abwarten.

Auch die hydrologischen Untersuchungen derselben gehören in so weit direct zu den Untersuchungen über die Erdgestaltung, als sie sich auf die Tiefe des Meeres beziehen. Ueberall fanden Nordenskiöld und sein Begleiter dasselbe seicht, selbst noch in großen Entfernungen von den Küsten. Die Polarmeere scheinen im Allgemeinen nicht tief zu sein, wie dies die arktischen Fahrten bis jetzt überall dargethan haben. Von den antarktischen scheint das Gleiche zu gelten. Ueber sie wird Lieutenant Bove hoffentlich in Bälde die werthvollsten Resultate gewinnen. Denn wir wünschen auf das Lebhafteste und haben für diesen Wunsch gewiß die Zustimmung aller unserer Leser, daß die Südpolarfahrt, für welche er seit seiner Rückkehr von der Vegaexpedition arbeitet, zu Stande kommt. Ist sie doch eines der dringendsten Bedürfnisse der geographischen Wissenschaft! Zeigen aber wirklich, wie es den Anschein hat, die Kugelkappen der Erde übereinstimmend eine nur geringe Tiefe der Meeresbecken, so würde dies eine sehr wichtige Thatsache sein. Die schwierige Untersuchung über Hebung und Senkung, Bildung

und Umbildung der Küsten und Continente muß gerade sie besonders berücksichtigen. Sie hat überhaupt, nach allem was wir schon gesehen, eins ihrer wichtigsten Felder in den arktischen Gegenden — wenn nicht überhaupt im Norden der Erde der Schlüssel zu ihrer Lösung zu finden ist. Der Hauptschwerpunkt der bisherigen Mittheilungen, welche wir von Nordenskiöld und der Expedition haben, liegt ohne Zweifel in den vielen neuen Nachrichten über diese Küsten-, Festlands- und Bodenverhältnisse des hohen Nordens.

Die zahllosen anderen hydrologischen Untersuchungen, über Salzgehalt, Strömungen, Gezeiten u. s. w., die über Meteorologie, über Magnetismus und Nordlicht übergehen wir, weil gerade über sie die Specialuntersuchungen abzuwarten sind. So interessant und wesentlich die einzelnen schon jetzt gegebenen Notizen sind, z. B. das über die Bildung der mächtigen Spalten Gesagte, die mehr oder weniger breit und lang sich in dem Eis, welches die „Vega" gefangen hielt, bildeten, die Untersuchungen über den Salzgehalt des Eises, welchen die Expedition in jungem Eis noch ziemlich stark und erst in altem geschwunden fand — sie stehen jetzt noch vereinzelt und erhalten ihre ganze wissenschaftliche Bedeutung nur durch den Zusammenhang mit allem Zusammengehörigen. Praktisch am wichtigsten ist die Erforschung der Masse und Stärke des Eises in den arktischen Meeren. Es ist bekannt, wie Nordenskiöld die Sachlage gefunden hat. Die Jugor- und karische Straße hafenlos und leicht versperrt durch Eis, die Matotschkinstraße aber als die für die Passage günstigste, freilich erst vom Anfang August an. 1875 hatte er die Jugorstraße zum Eingang in das karische Meer gewählt. Dasselbe war in seinen südlichen Theilen, trotz heftiger Nordwinde, welche längere Zeit geweht hatten, gänzlich eisfrei und erst unter 75° 55′ n. Br. traf er unpassirbare Eisfelder; schon am 15. Aug. war er im Dickson-Hafen gelandet. Härter war der Kampf mit dem Eis 1876, in welchem Jahre Nordenskiöld durch die Matotschkinstraße in das karische Meer eingetreten war: doch glückte es ihm auch bei dieser Fahrt, auf welcher er die Insel Sibiriakow entdeckte, abermals am 15. Aug. in Dickson-Hafen einzulaufen. Die Rückfahrt (vom 2.—22. Sept.) nach Tromsoe war durchaus günstig. In demselben Jahre wurden auch andere Fahrten durch das karische Meer von und nach Nordeuropa glücklich vollendet. Die Eisverhältnisse des Jahres 1878 schildert Nordenskiöld folgendermaßen: „zwischen Norwegen und Jugorschar kein Eis; zwischen Jugorschar und dem Jenissei (31. Juli bis 6. August) unbedeutendes Eis; zwischen dem Jenissei und den Bäreninseln (3. Sept.) längs der Küste fast kein Eis; östlich von den Bäreninseln Eis, welches, je weiter man nach Osten kam, dichter und dichter ward, bis dasselbe in Verbindung mit neu gebildetem Eis unser Fahrzeug an der Grenze des stets eisfreien Westens des stillen Meeres in Fesseln schlug" (27. Sept.). Dies Einfrieren so nahe am Ziel kann wunderbar erscheinen, denn man hatte — wir lassen nun Nordenskiöld selbst reden — „wol Ursache, anzunehmen, daß die hauptsächlichsten Schwierigkeiten bei der Ankunft an der Lena überwunden sein würden. Schon vor Abgang der Expedition sprach ich jedoch die Befürchtung aus, daß die Schwierigkeiten eigentlich östlich der Kolyma beginnen würden, da hier nur unbedeutende Flüsse sich ins Meer ergießen und man daher nicht darauf rechnen könne, hier dem warmen

Küstenstrom zu begegnen, welcher westlich im Spätsommer ein verhältnißmäßig eisfreies Meer bewirkt. Die Befürchtung hat sich leider, obgleich wir sie einige Tage während des ersten Theiles unserer Reise, der so sehr vom Glück begünstigt war, außer Acht ließen, als vollständig begründet gezeigt."

Es liegt auf der Hand, daß diese Darstellung der Eisverhältnisse namentlich des karischen, sodann des sibirischen Meeres einen hohen wissenschaftlichen Werth hat. Resultirt doch das Werden, Bleiben und Schwinden, das Kommen und Gehen des Eises aus den meteorologischen Zuständen der ganzen Gegend und zugleich aus der Configuration von Land und Meer, so weit wir dieselbe kennen oder vermuthen, ja das Kommen und Gehen des Eises bildete für Nordenskiöld einen Hauptgrund zur Annahme nördlicher bis jetzt noch nicht gesehener Landmassen.

Das reiche ethnologische Material, welches in den bisherigen Berichten vorliegt, ist zugleich von nicht geringer praktischer Bedeutung, zunächst für den Verkehr mit den berührten Völkern, Samojeden und Tschuktschen, für den Handel mit ihnen — auf die von den Tschuktschen meist begehrten Gegenstände geht Nordenskiöld im Interesse späterer Reisenden ausführlich ein — dann aber auch für die Beurtheilung und eventuelle Benutzung der kulturellen Leistungsfähigkeit der noch so unbekannten Tschuktschen, welche für die Entwickelung eines festen Handelsweges um Nordasien wichtig genug sein dürfte. Dem Ethnologen vom Fach bieten die vorliegenden Mittheilungen zwar manchen interessanten und neuen Zug und namentlich ist auch für ihn das Gesammtbild von Interesse, welches von der geistigen Art und Begabung der asiatischen Tschuktschen sich aus den Berichten entwickelt. Allein bis jetzt ist in denselben nur was das äußere Leben, der kurze, unterbrochene Verkehr ergab, geschildert und dazu wird nirgend scharf genug zwischen den asiatischen, den sog. Rennthier-Tschuktschen und den erst später über die Behringsstraße in Asien eingewanderten amerikanischen Tschuktschen, den sog. Namollo geschieden. Unzweifelhaft sind nach allem über sie Gesagten die Bewohner von Jintlen, einem Zelt-Dorfe bei der Ueberwinterungsstelle der „Vega", asiatische, Rennthier-Tschuktschen; die amerikanischen, die Namollo traf die Expedition erst südlich vom Ostcap. Vielleicht auch, daß jener aus der Gegend von Jintlen vertriebene Stamm der Onkilon zu den Namollo gehörte, doch läßt sich hierüber, wenigstens nach den bisherigen Veröffentlichungen der Expedition, durchaus nichts Sicheres behaupten. Wenn Nordenskiöld die Ichthyophagen Nearchs von der Küste Beludschistans zur Vergleichung mit seinen Tschuktschen heranzieht, so beweist die Aehnlichkeit in der Lebensweise beider Völker nicht mehr, als daß uncultivirte Stämme, die nur auf das Meer, bei höchst ungünstigen Landverhältnissen, angewiesen sind, auf gleicher und sehr tiefer Stufe der Entwickelung zurückgehalten werden. Auch wird kein Ethnolog Nordenskiöld's Vermuthung beistimmen, nach welcher die Sitte der Tschuktschen, in ihren (überhitzten) Zelten oder Hütten fast nackt zu gehen, daher sich erklärt, daß sie ursprünglich in warmer Zone lebend immer nackt gegangen seien.

Lieutenant Nordquist hat nun während des Winteraufenthaltes der „Vega" möglichst eingehende linguistische Forschungen unter den Tschuktschen angestellt,

Wortverzeichnisse angelegt, die Grammatik der Sprache von Jintlen und Umgebung studirt und wird die Früchte seiner Studien hoffentlich recht bald und in aller Reichhaltigkeit veröffentlichen. Sie werden zu den wichtigsten der Expedition gehören, da sie über ein bisher noch ziemlich unbekanntes Volk berichten und jedenfalls über die ethnologische Stellung desselben und über viele mit derselben zusammenhängende Fragen grundlegend entscheiden werden.

Auch hinsichtlich der zoologischen und botanischen Ergebnisse der Expedition muß man die ausführlichen Arbeiten der Specialgelehrten abwarten, um den Gewinn der Reise wirklich schätzen zu können. Praktisch wird derselbe von keiner großen oder doch nur von negativer Bedeutung sein, indem sich zunächst eine große Armuth an Thieren und Pflanzen für das Festland, dann aber auch an großen Seesäugethieren für das nordsibirische Meer ergibt. Um so wichtiger aber werden die Ergebnisse für die Wissenschaft sein, zunächst für die Zoologie und Botanik selbst, da eine große Anzahl wie es scheint ganz neuer Arten aufgefunden sind, allerdings nur aus dem Kreise der niederen Lebensstufen; für die Botanik wol nur aus der Welt der Flechten und Algen. Den Hauptgewinn aber trägt auch hier wieder die Geographie davon, und zwar diejenige Disciplin derselben, welche man Geographie der Organismen nennen mag. Hier ist namentlich der Reichthum der arktischen Meere an Lebensformen sehr wichtig, wie ihn die Schleppnetze der „Vega" fast überall auffanden, ferner die merkwürdige gruppenweise Vertheilung bestimmter Organismen des karischen Meeres und vor allen Dingen das Verhältniß der Lebensformen (Thiere und Meerpflanzen) des karisch-sibirischen Meeres zunächst zu den übrigen arktischen Meerestheilen, dann aber zum atlantischen und stillen Ocean. Die Untersuchungen, welche Lieut. Bove jetzt plant, werden dann auch die hochwichtigen antarktischen Meeresformen zur Vergleichung herbeibringen, durch welche der Ring des tellurischen Lebens erst geschlossen wird. Ob sich nun aus Vertheilung und Entwickelung der Organismen Schlüsse auf die geologische Entwickelung der arktischen Meeresbecken ergeben, vielleicht auch auf ihre Gliederung zum Pol hin, die wir jetzt noch gar nicht kennen, das ist aus den bisherigen Mittheilungen, so wahrscheinlich es auch an und für sich erscheint, nicht ersichtlich. Ganz Aehnliches wird für die Landbildungen die Betrachtung der Phanerogamen lehren. Hier sind einige Gegenden von besonderer Wichtigkeit: zunächst Ostasien neben Westamerika, dann Ostasien neben dem Taimyrland sowie den Ufern des karischen Meeres und ferner die Inseln. Schon jetzt, aus den vorläufigen Mittheilungen, kann man manches wichtige Resultat entnehmen, auf welches wir hier jedoch nicht weiter eingehen.

IV.

Wenden wir uns nunmehr zur Betrachtung der eigentlich praktischen Bedeutung der Expedition, ihre Erfolge für Handel und Verkehr, so glauben wir, daß dieselben nicht hoch genug geschätzt werden können.

Zwar Nordenskiöld selbst drückt sich in dieser Hinsicht sehr bescheiden aus; er hält es für unmöglich, jetzt schon zu entscheiden, ob die Reise der Vega jedes

Jahr wiederholt werden könne; er glaubt, daß der Seeweg vom atlantischen bis zum stillen Meere längs der Nordküste Sibiriens von einem tüchtigen Fahrzeug wol öfters in wenigen Wochen zurückgelegt, daß er aber kaum von wirklicher Bedeutung für den Handel werden dürfte; daß dagegen dem Handelsweg Jenissei-Europa keine Schwierigkeiten entgegenständen; daß auch der Seeweg zwischen Lena und Jenissei und Lena und Europa als Handelsweg gebraucht werden kann, wenn auch letzterer hin und zurück nicht in einem Sommer; und schließlich daß der Weg Lena-Behringsstraße als Handelsweg aller Wahrscheinlichkeit nach immer zu verwenden ist.

Man ist sehr geneigt, ein so großes Ereigniß, als die Eröffnung Sibiriens für ausgedehnten Seehandel, mit Enthusiasmus zu begrüßen, ja in der Freude des ersten Erreichens eines so lange von der Menschheit erstrebten Zieles zu überschätzen. Der kritische Gelehrte darf sich dieser Begeisterung, welche für die Geschichte der Leistungen des Menschengeschlechtes so hohe Bedeutung hat, wol freuen, aber nicht hingeben; und so hebt auch Nordenskiöld, wie wir eben sehen, manches Bedenken hinsichtlich seiner Erfolge selbst hervor: er, als echter Forscher, überschätzt durchaus nicht, was er erreicht hat. Bedürften wir noch einen Beweis für die wissenschaftliche Größe Nordenskiöld's, so haben wir ihn hier. — Daß zunächst das Einfrieren der „Vega" keinen irgend gewichtigen Einwand gegen den Handelsweg zwischen Lena und Pacific geben kann, haben wir schon oben ausgesprochen. Nordenskiöld hat eine ganze Reihe Zeugnisse über die Eisverhältnisse der nordostasiatischen Küste aus dem Munde der Tschuktschen gesammelt, welche in der That glaubwürdig erscheinen und die alle dahin lauten, daß die Bahn im Sommer, vom Mai oder Juni bis zur zweiten Hälfte des September oder zum Beginn des October eisfrei zu sein pflegt, und das ist allerdings ausreichende Zeit, um vom Ocean bis zur Lena und von da wieder durch die Behringsstraße zurückzukommen.

Aber freilich wird auch hier der Wechsel der Jahre immer sich sehr fühlbar machen. Ebenso im karischen Meer, wo gleich im Jahre unmittelbar nach Nordenskiöld's Expeditionen mehrere gut geplante und gut geleitete Fahrten in Folge der Eisverhältnisse nicht bis zu den sibirischen Strömen durchdringen konnten. Dabei darf man auch die ganz besonders vorzügliche Ausrüstung der „Vega" nicht außer Acht lassen: nicht jede Handelsfahrt kann mit solchen Schiffen gemacht werden, und ob mit anderen, ob ferner eine wirklich geregelte Schiffahrt einzurichten sein wird, ist fraglich. Nur eine solche aber hat für den Handel Werth; ein einmaliges Glücken, einzelne ab und zu unternommene Fahrten bedeuten wenig. Ueber die Fahrt um Cap Tscheljuskin läßt sich, da wir noch keine Kenntnisse über das nordsibirische Meer haben, noch gar nichts sagen, als daß sie in Ansehung der einmal gut geglückten Umsegelung allerdings auch fernerhin möglich scheint. Ungefährlich ist sie auf keinen Fall und da diese ganze Nordgegend Asiens so gut wie keinen mercantilischen Werth hat, da ferner im Innern des Landes Wasserverbindungen zwischen Jenissei und Lena herzustellen sind, so können wir wegen seiner geringeren Wichtigkeit von diesem Theil der Bahn Nordenskiöld's ganz absehen.

Allerdings werden die beiden mercantilisch wichtigsten Theile dieser Bahn, der Handelsweg von Europa nach Nordwestsibirien und der von Nordamerika nach Nordostsibirien immer ihre Schwierigkeiten behalten. Dennoch aber bin ich keineswegs mit Bernhard von Struve einverstanden, welcher in seinem Aufsatz über die Möglichkeit eines inneren Handelswegs durch Sibirien (Peterm. Mitth. 1880) ausruft: „Die Schiffahrt über's karische Meer ist und bleibt für den gewöhnlichen Schiffer eine Frage des Zufalls. Bei den Mitteln, die dem Professor Nordenskiöld zu Gebote standen, waren seine glücklichen Reisen nur Ausnahme von der Regel." Namentlich die letztere Behauptung erscheint übertrieben. Jedenfalls haben wir Folgendes zu erwägen: Nordenskiöld's Fahrten sind der erste, wiederholte Versuch, das karische Meer zu bewältigen und gleich dieser ist gelungen. Dabei war von irgend welchen durchgreifenden Hilfsmitteln, wie sie eine langjährige Kenntniß eines Meeres, ein andauerndes Studium der meteorologischen Verhältnisse, wie sie ferner ein geregelter Küstenverkehr, Telegraph, bequeme Hafenbauten u. s. w. bieten, gar nicht die Rede. Ebenso wenig natürlich im Osten. Soll aber Sibirien von Norden her dem Handel dauernd erschlossen werden, so sind eine Menge Vorarbeiten natürlich ganz dringend nothwendig, wie sich dieselben an anderen Küsten sehr allmälig entwickelt haben. Zunächst einmal und vor allen Dingen meteorologische Stationen, zu deren Bedienung sicher auch die einheimisch-asiatischen Völker bei guter Behandlung und Belohnung sich anlernen ließen. Diese Stationen auf Küsten und Inseln mit dem nöthigen Telegraphendienst verbunden würden namentlich über die Winde zu berichten haben, von deren treibender Thätigkeit Kommen und Gehen des Eises abhängt. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß sich hiernach eine völlig geregelte Sommerschiffahrt einrichten ließe, nur daß dieselbe keineswegs immer denselben Weg zu fahren hätte; sie würde nach den jedesmaligen Eisverhältnissen ihre Bahnen für jeden Sommer wählen. Die Schiffahrt selber müßte sich den geographischen Verhältnissen anpassen, sich in Handelsflotten mit besonders gebauten Schiffen zur bestimmten Zeit über das Meer bewegen; wenn sich hier auch kein Handelsverkehr entwickeln kann, wie man ihn in leicht zugänglichen Meeren kennt, so ist doch Ausfuhr und Einfuhr aus und nach Sibirien möglich, und das ungeheuere und so außerordentlich reiche Land kann von Norden her zur See dem Welthandel erschlossen werden. Allerdings sind zu diesem gewaltigen Erfolg alle Mittel unserer Technik und Wissenschaft in Anwendung zu bringen: daß mit denselben aber auch jene nördlichen Meere zu bezwingen sind, das eben hat ja Nordenskiöld's Fahrt so glänzend bewiesen. Diese Bezwingung der arktischen Schwierigkeiten, diese Erschließung Nordsibiriens wird langsam von Statten gehen, sie wird nicht gleich in den nächsten Jahren vollendet sein. Aber ihre Möglichkeit und zugleich ihre Vortheile werden sich immer mehr und mehr herausstellen, je genauer man die betreffenden arktischen Meere kennen lernt. Daß hierbei auch der Lauf der großen Ströme Asiens und seine Correction von höchster Bedeutung ist, liegt auf der Hand. Namentlich die Lena verlangt strenge Arbeit in Folge ihres Deltas; allein diese Arbeit wird trotz allen Schwierigkeiten, trotz allem Kostenaufwand eine höchst lohnende sein, nur darf man den Lohn nicht unmittelbar erwarten.

Rußland ist natürlich hierbei in erster Linie interessirt. Sein unablässiges Bemühen ist schon seit Jahrzehnten darauf gerichtet, brauchbare Handelswege im Innern Sibiriens herzustellen; mehrere derselben schildert B. v. Struve in Petermann's Mittheilungen von diesem Jahre, und zwar im Gegensatz zu den durch Nordenskiöld neuerschlossenen Seewegen. Nun ist gar kein Zweifel, daß jedes Land guter innerer Communicationswege auch neben allen Seeverkehr bedarf, um seine Reichthümer zu verwerthen, Fehlendes allwärts hinzubringen und sich allseitig zu entwickeln. Aber je mehr es solcher Verbindungs- und Verkehrswege hat, um so rascher und reicher entwickelt es sich. Schon deswegen sind die neuen Seewege für Sibirien unschätzbar. Dazu kommt, daß die Wege im Innern keineswegs gefahrlos, ja kaum gefahrloser sind, als jene so schwierigen Seeverbindungen; daß die Kosten ihrer Herstellung sich noch viel höher belaufen, als alles Das, was für die Erschließung der Seewege gethan werden muß. Die Wasserverbindung z. B., welche v. Struve vorschlägt und welche das weiße (d. h. das „murmanische" Meer nach Nordenskiöld's Erneuerung eines alten Namens, das Meer zwischen Nordeuropa und Nowaja Semlja) und das stille Meer verbinden soll, geht zunächst durch die Petschora, dann durch ein ganzes System von Nebenflüssen über den Ural hin zum Ob, von diesem abermals durch Canalverbindung der Nebenflüsse zum Tas, dann ebenso zum Jenissei, von letzterem durch die Angara zur Lena, von der Lena durch Aldan und Maja zum Stanowoigebirge, um endlich über dieses auf einem Landweg nach Ajan zu kommen. Natürlich ist dieser Weg durch seine ungeheure Länge, sodann durch den eingeschalteten Landtransport, sowie ferner durch die verschiedene Größe und Wasserkraft, namentlich aber durch die verschiedene Richtung der benutzten Ströme — bald würden die Schiffe mit, bald gegen das oft sehr reißende Wasser fahren — im hohen Maße zeitraubend und schwierig. Dabei ist doch auch er nur im Sommer zu gebrauchen und auch dann noch, bei der eigenthümlichen Grundeisbildung der sibirischen Ströme, wie sie v. Middendorff schildert, wol öfters gefährdet, ja gehemmt. Was auf dem Seeweg durch directes Seeunglück oder in einem und dem anderen Jahre durch völliges Verschlossensein der Seebahnen — zugegeben, daß ein solches eintrete; nachgewiesen ist es nicht — von Schädigungen des Handels statt haben kann, das wird eher weniger als mehr sein im Vergleich zu den Schädigungen und Verlusten, welche der so weitläufige und so höchst unbequeme Binnenlandtransport mit sich bringen muß. Um sich von den Herstellungskosten der eben beschriebenen Bahn desselben einen Begriff zu machen, denke man nur an die höchst bedeutenden und stets weiter zu führenden Correctionen dieser so verschiedenen, mächtigen und reißenden, bis jetzt noch völlig im Naturzustande befindlichen Ströme. Und dabei sehen wir davon ab, was der Transport bei seiner Länge selbst kosten muß, wobei natürlich keineswegs stets an ein Durchlaufen des ganzen Weges zu denken ist. Unmöglich können diese Binnenwege den Seeverkehr weder für den Import noch für den Export ersetzen. Auch etwaige Eisenbahnanlagen oder Karawanenzüge nicht. Letztere, für unsere heutigen Handelsbedürfnisse überhaupt wenig brauchbar, können nun gar da, wo die Holz- und Mineralschätze eines so ungeheuern Landes

wie Sibiriens dem Welthandel eröffnet werden sollen, gar nicht in Betracht kommen; ebenso wenig da, wo ein bevölkertes oder immer mehr sich bevölkerndes Land einer reichlichen Einfuhr bedarf, um durch dieselbe sich für die stets bedeutender werdende Ausfuhr zu kräftigen.

Der unschätzbare Werth der neuen, wenn auch schwierigen Meeresverbindungen für Sibirien bleibt daher unanfechtbar. Die Riesenflüsse Sibiriens mit ihren weitverzweigten Wassersystemen, aber auch kleinere Flüsse, wie Tas, Kolyma u. a., kommen durch sie erst zu ihrer wahren Geltung für den Wohlstand des Landes. Sie werden früher als das Meer schiffbar, sie schließen sich erst später; auf ihnen also können die Waaren schon zu den Seestapelplätzen hingeschafft sein, wenn die arktische Schiffahrt angeht; sie können dann noch in demselben Herbst weit in das Innere hinein die Waaren stromaufwärts führen. Dann erst, wenn auf diese Weise die natürlichen Wasserbahnen benutzt sind, können die inneren Verkehrs- und Verbindungswege in ihre wahre Wirksamkeit treten.

Für Rußland ist eine der größten Schwierigkeiten seine allzu continentale Lage, seine Absperrung von den Meeren, den großen intercontinentalen tellurischen Verkehrsbahnen. Daher strebt es mit aller Kraft stets nach neuen Verbindungen mit dem Meer an. Jede neue Möglichkeit einer solchen ist die größte Wohlthat für das Reich; und ist es eine seltsame Verkettung der Dinge, daß der ursprünglich russische Staatsbürger, den man durch allerlei Chicanen aus seiner Heimat hinausgedrängt hatte, dem russischen Reich den so hochwichtigen Dienst der Nord-Erschließung Sibiriens geleistet hat. So sehr man nun auch Seitens der russischen Regierung diesen Dienst und seinen Werth anerkannt hat, so scheint es doch Strömungen in Rußland zu geben, welche in allzu lebhaftem Nationalgefühl diese Eröffnung ihres Landes eher mit ungünstigem Auge betrachten; welche durch dieselbe ein unbequemes Eindringen des Fremden, zunächst der nicht russischen Waaren zu befürchten scheinen.

Allerdings ist mit einer wirklichen Erschließung Sibiriens auch ein wichtiger, ja wol der wichtigste Wendepunkt in seiner Geschichte gegeben. Wird im Laufe der Jahre durch den fortgesetzten Eifer der seefahrenden Nationen wirklich jener Nordweg zum Ob und Jenissei von Westen und zur Lena von Osten her fahrbarer und reichlicher befahren, so wird sich Hand in Hand mit dieser Entwickelung des Weltverkehrs auch Sibirien mehr und mehr umgestalten. Zunächst wird das größere Bedürfniß des aufblühenden Handels eine raschere Besiedelung, eine dichtere Bevölkerung nach sich ziehen; diese Bevölkerung wird sich über das ganze Land ausbreiten, denn überall ist in diesem so reichen Land viel zu verwerthen, viel zu gewinnen. Jetzt erst werden aber auch die Schätze des Landes, die man jetzt nur stellenweise kennt, erschlossen und benutzt werden, und diese Erschließung wird ihrerseits, je reichlicher sie von Statten geht, um so stärker wieder auf die Zunahme der Bevölkerung einwirken. Auch die Urbevölkerung Sibiriens wird dadurch gewinnen. Diese Stämme, meist türkischer oder finnischer Verwandtschaft, sind hochbegabt, sind ferner der Landesbeschaffenheit, dem Klima angepaßt, sie sind zum Theil schon fast ansässig, es ist nicht zu befürchten, daß sie vor den Russen „hinschwinden" werden, um so weniger, als die russische Cultur

des Ostens, der russischen Volksmenge der Bildungshöhe z. B. der Samojeden keineswegs allzufern steht. Nordenskiöld erzählt selbst ein ergötzliches Beispiel von einem Russen, welcher in samojedischer Umgebung trotz scheinbarer Aufgeklärtheit den religiösen Glauben oder Aberglauben der Samojeden fast vollständig angenommen hatte. Aber jedenfalls werden alle diese Völker, wie das jetzt schon massenhaft eingeleitet ist, sich immer mehr mit dem Russen mischen und schließlich mit den Einwanderern eine neue Bevölkerung bilden, in welcher, je nach den Landschaften, bald das einheimische, bald das russische Blut vorherrschen und sich im Allgemeinen eine Cultur entwickeln wird, wie sie schon heute an vielen einzelnen Plätzen Sibiriens herrscht. Diesen Gang wird die ethnologische oder historische Entwickelung Sibiriens unter allen Umständen nehmen: bilden sich aber wirklich die Bahnen Nordenskiöld's zu dauernden Handelswegen aus, so wird der Gang der Dinge ein beschleunigter werden. Ob dann in späteren Zeiten ein stark bevölkertes Sibirien wirklich mit Rußland eine staatliche Einheit bilden kann, ob eine politische Einheit von so ungeheurer Ausdehnung überhaupt und wie sie möglich ist, muß die Zukunft lehren. Daß eine wirkliche Erschließung der nordsibirischen großen Ströme politisch auch bei etwaigen asiatischen Verwickelungen Rußlands und Englands von großer Bedeutung sein könnte, ist selbstverständlich.

Es ist jedenfalls ein auffallendes Zusammenstimmen, daß während Asien zugleich von Osten her durch die Entwickelung in Japan, das Vordringen Rußlands zur Amurmündung, Frankreichs am Mekong, von Westen durch die Ereignisse in Chiva, im Inneren durch die Forschungen der Russen, Engländer und Deutschen (es genügt, v. Richthofen zu nennen) erschlossen wird, daß nun auch von Norden her durch Nordenskiöld's Fahrten eine ähnliche, ja vielleicht noch bedeutendere Erschließung stattfindet. Die gewaltigen weltgeschichtlichen Bewegungen, welche dereinst von Asien ausgehend Bildung und Schicksale der Menschheit bestimmten, wenden sich jetzt wieder zu Asien zurück; und so bereitet sich gerade in unserem Jahrhundert ein ganz neues Leben der Menschheit vor. Dazu die Erschließung Afrikas, Australiens, des westlichen Nordamerikas — es sind dies aus gleichem Grund erwachsende Ereignisse, deren Bedeutung unberechenbar, deren Ursachen und Veranlassungen wol begreiflich, darum aber nicht minder tief im innersten Wesen der Menschheit wurzeln. Man mag sie daher nicht sowol historische als anthropologische Ursachen nennen.

Als letzte und höchste Bedeutung von Nordenskiöld's Leistungen sehen wir also, wie dieselben ihren Platz einnehmen in der großen Gesammtentwickelung der Menschheit, die gerade in diesem Jahrhundert einen so merkwürdigen Schritt vorwärts thut. Damit stellen wir Nordenskiöld sehr hoch; ob nicht zu hoch?

Zu der Frage, von welcher wir ausgingen, sind wir durch den Gang unserer Betrachtungen ganz unwillkürlich zurückgeführt worden. Wir stellen Nordenskiöld nicht zu hoch. Seine Bedeutung besteht darin, daß er nicht etwa nur einen Zug einer großen Aufgabe glücklich durchgeführt, daß er vielmehr etwas Ganzes geschaffen hat. Er hat ein längst von vielen Völkern angestrebtes Ziel

wirklich erreicht; er hat ein wissenschaftlich wie praktisch gleich hochbedeutendes Problem so vollständig gelöst, als die Lösung überhaupt möglich war; er hat die Wissenschaft der Erdkunde in ihrer ganzen Bedeutung und Wichtigkeit entfaltet und gezeigt, zu welchen Resultaten dieselbe in ihren praktischen und theoretischen Leistungen zu führen vermag.

Aber er hat ferner gezeigt, daß die eigentliche, die charakteristische Waffe der Menschheit, mit welcher sie ihre Siege über die Natur und dadurch Glück und Freiheit gewinnt, nicht das Schwert, sondern geistige Kraft ist, die sich auf das Engste verbündet mit einem reinen, selbstlosen, festen Charakter. Beides, geistige Kraft und selbstlosen Charakter haben wir nicht blos an Nordenskiöld, dem Führer der Expedition, vielmehr an allen Mitgliedern derselben, gelehrten und nichtgelehrten, zu bewundern.

Aus Kaliforniens frühen Tagen.

Von

Bret Harte[1]).

Dem Chronisten, welcher die einfachsten Ereignisse der amerikanischen Besitzergreifung von Kalifornien aufzuzeichnen hätte, würde es schwer fallen, die Form und Würde, ja auch nur die pünktliche Genauigkeit des Geschichtschreibers zu wahren. Er würde in dieser aufregungsreichen und halbpoetischen Epoche eine eigenthümlich anziehende Aehnlichkeit mit der Sage vom goldenen Vließ und den Argonauten von Kolchis entdecken und versucht sein, seine Chronik in Verse zu kleiden. Der Verfasser dieser Zeilen, der weder ein Dichter noch ein Geschichtschreiber zu sein beansprucht, zieht es vor, mit der Schwierigkeit der Aufgabe ein Compromiß zu schließen; er wird bestrebt sein, alles Thatsächliche festzuhalten, dagegen in den Schilderungen sich einige Freiheit gestatten und, um bei der Erzählung von Begebenheiten, welche so jung sind, daß viele von seinen Helden noch leben, Persönlichkeiten zu vermeiden, die letzteren einfach „die Argonauten von 1849" nennen. Er hegt die Zuversicht, daß eine solche Behandlung eines Kreuzzuges — ohne Kreuz, einer Exodus — ohne Propheten nicht für unehrerbietig gehalten werden wird. Es ist zweifelhaft, ob diese Chronik irgend eine Moral hat. Sie enthält die Geschichte einer Wirklichkeit, von welcher vielleicht nichts Besseres gesagt werden kann, als daß sie nicht mehr besteht.

Es ist erforderlich, daß der Leser eine Vorstellung hat von dem Lande, welches diese Menschen neu schufen und von der Civilisation, die sie beseitigten. Mehr als drei Jahrhunderte war Kalifornien von allen christlichen Ländern das unbekannteste. Der Glanz und der Schimmer der spanischen Tradition und Entdeckung schwebte darüber. Es gab eine alte englische Landkarte, auf der es als eine Insel dargestellt war! Da war der Rio de los Reyes — eine Art prächtiger Mississippi, welcher direct in das Herz des Festlandes führte und dessen Entdeckung de Fonte für sich in Anspruch nahm. Da war die „Anianische

[1]) Obige Skizze des berühmten amerikanischen Autors ist bisher in englischer Sprache nicht erschienen und vorläufig nur zur Publication in der „Deutschen Rundschau" bestimmt.

Die Redaction.

Durchfahrt", — ein prophetischer Hinweis auf die Pacific-Eisenbahn — durch welche Moldonado zum nordatlantischen Ocean gesegelt sein wollte. Ein anderer spanischer Entdecker brachte seine lügenhafte Persönlichkeit unmittelbar vom Großen Ocean durch den Columbiafluß nach dem Ontariosee, wo er, wie ich mich freue mittheilen zu können, ein Yankeeschiff aus Boston fand, dessen Capitän ihm berichtete, daß er nur wenige Tage vor ihm vom Atlantischen Ocean heraufgekommen sei. Die lange Linie der Felsenküste entlang jagten die alten Freibeuter die furchtsamen Philippinischen Gallionen, und in ihrer größten Bucht, neben dem jetzigen Thor des Ostens, San Francisco, lag Sir Francis Drake vierzehn Tage und schabte die Entenmuscheln von seinen abenteuernden Kielen ab. Erst in dem letzten Jahrzehnt stieß eine Gesellschaft Goldgräber beim Durchsuchen des Meersandes in der Nähe von Port Umpqua auf etliche große Wachskuchen, welche eingebettet lagen in den zerbrochenen und vom Feuer zerfressenen Rippen eines alten Schiffswracks. Das kalifornische Herz stand bei dieser Entdeckung in Flammen, und in wenigen Wochen gruben, wühlten, scharrten hundert Mann und mehr nach dem verlorenen Schatz der Philippinischen Gallionen. Endlich fanden sie — ja was! ein paar Hirschfänger mit dem breiten Pfeil der Königin auf ihren Klingen! Der unternehmende und tapfere Sir Francis war vor ihnen da gewesen!

Doch das waren friedlich idyllische Tage für Kalifornien. Durch das große Mittelthal ergoß der Sacramento seine ungetrübten Fluthen in eine majestätische, von keinem Schiffskiel gekräuselte, von keiner Werfte beunruhigte Bucht. Das Läuten der Angelus-Glocke in San Bernardino und weiter von Missionsort zu Missionsort die dämmernde Küste entlang rief die guten Menschen zu Gebet und Schlaf vor neun Uhr allabendlich. Meilenweit ließ wilder Hafer — der Vorfahr der großen Weizenfelder, welche jetzt Europa's Märkte überschwemmen — das träge Haupt herabhängen auf die Hügelrücken, mächtige Herden ungezähmten Rindviehs, dessen Haut und Hörner den dürftigen Handel jener Tage ausmachten, durchzogen die unbegrenzten Ebenen, keine andere Menschengestalt kennend als die des alljährlich erscheinenden Vaquero auf seinem ungebändigten Mustang — den sie wenigstens dafür ansahen. Um die weißen Mauern der Missionsgebäude reihten sich die Hütten der indianischen Neophyten, die sich zierlich, wenn auch nicht kostspielig, in Schmutz kleideten! Presidios mit einer Besatzung von einem Dutzend roher Milizen als Dragoner hielten die weltliche Ordnung aufrecht, und in den zerstreuten Pueblos spendeten Dorf-Alcaldes den bukolischen Rechtsuchenden sprichwörtliche Weisheit und praktische Gerechtigkeit wie Sancho Pansa. Als ich einst in eine Anzahl spanischer Proceßacten einen Blick warf, stieß ich auf ein merkwürdiges Beispiel des Scharfsinnes eines Alcalden Felipe Gomez von Santa Barbara. Eine Frau hatte ihren Mann verklagt, weil er der Frau eines Andern Abendständchen bringe. Der treulose Gatte mußte sammt seiner allzu verführerischen Guitarre vor Gericht erscheinen. „Spiele," sagte der Alcalde zu dem lustigen Lothario. Der unglückliche Mann sah sich gezwungen, seine verliebte Leistung vom vorhergehenden Abend zu wiederholen. „Ich finde hier," sagte der vortreffliche Alcalde nach kurzem Besinnen, „nichts Anderes, als eine nichtswürdige Stimme und einen

abscheulichen Stil. Ich weise die Klage der Señora zurück, werde jedoch gegen den Señor wegen niederträchtiger Störung des Friedens von Santa Barbara vorgehen."

Nichtsdestoweniger waren das glückliche, ruhige Tage. Die Eigenthümer der alten „Ranchos" regierten in patriarchalischem Stil und erreichten ein patriarchalisches Alter. Auf einem Boden von halbtropischem Charakter, in einem völlig eigenartig wirkenden Klima schlief und rauchte eine weichhändige lateinische Race das halbe Jahr Sonnenschein weg und glaubte ein neues Spanien entdeckt zu haben. Sie erwachten aus ihrem Traume nur, um sich auf ihrem eigenen Boden fremd zu finden, — Fremdlinge in ihrem eigenen Lande, — unkundig selbst des Schatzes, zu dessen Hütung sie gesandt waren. Schließlich erschütterte ein politisches und sociales Erdbeben, gewaltiger als die natürlichen Convulsionen, die sie jemals kennen gelernt hatten, die Fundamente des Landes, und in den zerrissenen Schichten und klaffenden Spalten schimmerte dieser Schatz plötzlich vor ihren Augen.

Obwol die Veränderung auf einmal über sie kam, hatte doch schon eine Kette von Ereignissen darauf hingedeutet, deren logische Verknüpfung künftigen Geschichtschreibern nicht entgehen wird. Es waren nicht die paar Goldkörner, die ein Tagelöhner bei Sütters Mill gefunden hatte; schon Jahre vorher war ihnen, denen diese Entdeckung zu statten kommen sollte, der Weg nach und nach geöffnet und die Thüren aufgeschlossen worden. Die wahren Pioniere der gesetzlos irreligiösen Schar, deren Geschichte ich schreibe, waren die älteste und die jüngste der bekannten Religionen. Denken die Amerikaner wol jemals daran, daß sie ihr Recht auf Kalifornien der katholischen Kirche und der Mormonen-Genossenschaft verdanken? Und doch waren Vater Junipero Serra, als er in der heidnischen Wildniß Hoch-Kaliforniens seine Glocke läutete, und Brigham Young, als er seine halbverhungerten Legionen von Nauvoo nach dem Salzsee führte, die beiden großen Befehlshaber der Argonauten von 1849. All jene westwärts Ausgewanderten, welche vor der Entdeckung des Goldes in die Thäler von Oregon und Kalifornien eindrangen und die Küste halb amerikanisirten, würden ohne die providentielle Oase der Salzsee-Stadt auf dem Wege umgekommen sein. Die Halt machenden Züge Alkali-vergifteter Ochsen, die wegemüden und verzweifelnden Viehtreiber fanden Rast und Hilfe in der Mormonenniederlassung. Die britische Fregatte, welche einen Tag zu spät in den Hafen von Monterey einlief, sah die amerikanische Flagge vom Kreuz der Kathedrale wehen.

Machten auf unsere Freunde, die Argonauten, alle diese Fügungen irgend welchen Eindruck? Ich glaube nicht. Sie hatten für eine südliche, weichsprachige Race jene herrenmäßige Verachtung, welche ihre angelsächsische Herkunft mit sich brachte. Sie waren keiner abergläubischen Pietät ergeben, von keiner besonderen Mission erfüllt, von keinem hohen Ehrgeiz beseelt, und sie waren skeptisch selbst gegen die Existenz dieses „goldenen Vließes", bis sie es sahen. Ihrem Schicksal gewachsen nahmen sie hin, was immer es bringen mochte, mit einer Art heidnischer Philosophie. „Was willst Du denn mit den Goldwaschtrögen anfangen, wenn gar kein Gold da ist?" sagte ein kürzlich angekommener Auswanderer zu seinem Freunde. „Sie werden vortreffliche Särge geben," antwortete

dieser mit der umstandslosen Aufrichtigkeit eines Mannes, welcher alle seine Chancen berechnet hatte. Wenn sie auch ihre Fahrzeuge nicht wie Pizarro hinter sich verbrannten, so ließen sie doch das gute Schiff „Argo" abgetakelt und verfaulend an ihrem kolchischen Ankerplatz. Die Mannschaft war nur für die Hinfahrt eingeschifft. Heimzukehren erwartete Niemand, auch die nicht, welche ein Mißlingen voraussahen. Erfinderisch in Auskunftsmitteln machten sie aus dem Mißlingen selbst eine Art Erfolg. Noch kürzlich stand in San Francisco ein Haus aus jenen frühen Tagen, dessen Fundamente ganz aus Kautabak in Kisten gebaut waren. Der Verkäufer hatte den Tabaksmarkt mit Waare überschwemmt gefunden, wogegen der Preis des Fundirungsholzes enorm hoch war. Ein eben anlangender Argonaut war erstaunt, in dem Schiffer, der ihn an Land fuhr und für diese Leistung die bescheidene Summe von fünfzig Dollars von ihm verlangte, einen Oxforder Classencameraden zu erkennen. „Waren Sie nicht im Jahre 1843 Senior in Mathematik?" fragte er lebhaft. „Ja," sagte der Andere nachdrucksvoll, „aber ich war auch erster Ruderer bei der Regatta!" Wenn jahrelanges Fachstudium zuweilen ohne pecuniären Erfolg blieb, so halfen Liebhabereien, dann und wann sogar körperliche Eigenthümlichkeiten. Der Verfasser erinnert sich, wie er bei seinem ersten Frühstück in einem Restaurant auf Long Wharf während des Essens von einer schattenhaften Aehnlichkeit verfolgt wurde zwischen dem Kellner, der ihn bediente, und einem Herrn, zu welchem er in seiner Knabenzeit als dem Spiegel der Eleganz, Urbanität und gesellschaftlichen Vollkommenheit empor geblickt hatte. Aus Furcht, den Kellner, der einen Revolver trug, durch eine Andeutung solcher Erinnerungen zu beleidigen, sagte er Nichts zu ihm; eine spätere Erkundigung bei dem Wirthe bewies aber, daß er richtig vermuthet hatte. „Ist 'n geschickter Kerl," sagte der Mann, „weiß elegant mit den Gästen zu reden, wenn sie auf ihren Eierkuchen warten. Vergessen dann, daß sie nicht bedient werden." In dem ernsten Verlangen, seinem alten Freund wieder zu seiner früheren Stellung zu verhelfen, fragte der Verfasser, ob es nicht möglich sein würde, seinen Platz von einem Andern ausfüllen zu lassen. „Ich fürchte nein," sagte der Wirth, in dem ein plötzlicher Argwohn aufstieg, und bedeutsam fügte er hinzu: „ich glaube nicht, daß Sie dazu passen."

Diese merkwürdige Anpassungsfähigkeit war es, die ihnen, unterstützt vielleicht von einem Klima, welches Früchte vor der Zeit reifte, zu Erfolgen verhalf oder ihre Mißerfolge milderte. Ein jetzt angesehener Advocat von herkulischem Körperbau sah sich beim Landen ohne einen Pfennig oder vielmehr ohne die zur Beförderung seines Koffers in das Hôtel erforderlichen zwanzig Dollars. Er nimmt ihn auf die Schulter und wankt damit ab, als ein Fremder auf ihn zuschreitet, mit der Bemerkung, er habe noch keine halbe Last, seine eigene Reisetasche einfach zu dem Gepäckstück des Juristen hinzufügt, und ihm zehn Dollars in die Hand drückend und seine Adresse sagend, verschwindet, ehe noch der gesetzeskundige Herr sich von seinem Erstaunen erholen konnte. Nichtsdestoweniger wurde die Reisetasche pünktlich abgeliefert, und mehr als einmal wünschte der Advocat sich Glück zu der verhältnißmäßigen Leichtigkeit, mit welcher er sein erstes Honorar verdient hatte.

Zum großen Theil kam diese leichte Anpassungsfähigkeit auf Rechnung des

Charakters der Leute. Was das für ein Charakter war, wäre vielleicht besser, nicht zu sagen. Wenigstens würde der Verfasser es vorziehen, mit seinem Urtheil zu warten, bis er zur Ruhe die sichere Entfernung des Historikers hinzufügen könnte. Der Leser Shakespeare's wird etliche von ihren Eigenthümlichkeiten in den offenherzigen Autobiographien der beiden Herren geschildert finden, welche einen kleinen Auftrag Macbeth's ausführten, der sich auf Banquo bezog.

Fern auf dem Festland hatten sie Familien, Gläubiger, in mehreren Fällen selbst Criminalbeamte bestürzt und jammernd zurückgelassen. Da waren Ehemänner, welche ihre eigenen oder wol auch Anderer Frauen verlassen hatten, um diesen Rettungshafen aufzusuchen. Es war auch nicht möglich, aus ihrer äußeren Erscheinung oder ihrem täglichen Handel und Wandel zu erkennen, ob sie auf der Liste der Angeklagten standen oder nicht. Etliche der Besten hatten die schlimmsten Antecedentien, etliche von den Schlimmsten erfreuten sich eines makellosen puritanischen Stammbaumes. „Die Jungens haben alle zusammen ein neues Spiel angefangen," sagte Mr. John Oakhurst eines Tages mit dem sicheren Selbstgefühl eines Mannes, der sich seiner Fähigkeit bewußt ist, den Zuhörern ihr Geld abzunehmen, „und da kann man nicht wissen, ob einer Bube oder König aufdeckt." Es kommt bei dieser Anekdote in Betracht, daß Mr. John Oakhurst selber einer Familie angehörte, deren Vorfahren Hazardspiele für sündhaft hielten, weil sie nichtig und vergnüglich seien, dagegen niemals daran gedacht hatten, daß sie ein Werkzeug erfolgreicher Speculation und tragischen Ernstes werden könnten. „Ist es zu glauben," sagte Mr. John Oakhurst, als er sich eines Abends nach einer zehn Minuten langen Sitzung, einen Gewinn von fünftausend Dollars in der Tasche, erhob, „ist es zu glauben, daß es Menschen gibt, welche Kartenspielen für einen Zeitverlust halten!"

So war der Charakter, und so waren die Antecedentien der Menschen, welche dem Leben dieser Periode Ton und Farbe gaben. Gewiß, die Personalregister der antiken Argo hatten einen sauberern Bestand moralischer Gesundheit aufzuweisen, aber ebenso gewiß keinen ausgeprägteren oder originelleren Abenteurertypus. Ich möchte nicht so verstanden werden, als hätte es nicht auch eine moralisch und auch numerisch ansehnliche Classe unter ihnen — wenngleich getrennt von ihnen — gegeben. Hier aber bilden sie nur den Hintergrund für die scharfgeschnittenen, festumrissenen Argonautengestalten. Charakter war die Losung, und der stärkste war nicht immer der beste.

Ich möchte sie dem modernen europäischen Leser etwas näher bringen. Ich möchte ihm zwei Bilder von ihnen skizziren, eines von ihren Versammlungen in der Küstenstadt, das andere von ihren einsam verstreuten Hütten in den Lagern der Sierra's. Es ist der denkwürdige Winter von 1852 — der Typus eines Kalifornischen Winters; ein Winter, der mit keinem den Bewohnern Europa's bekannten die entfernteste Aehnlichkeit hat; ein Winter, aus dessen Schneenest in den Sierra's der flatternde, neugefiederte Frühling sich ohne Kampf befreite. Es ist die Jahreszeit des herabfallenden Regens und des aufsprießenden Grases; auf lange Regenschauernächte folgen Wolken- und Sonnenscheintage. Stunden gibt es da, wo die auflebende Erde unter unsern Füßen zu pulsiren scheint, und die blauen Augen des Himmels zublinken durch ihre feuchten

Wimpern. Sonnenlose Abgründe von Schnee hoch oben in den Sierra's bildeten, wenn warme Frühlingsregen sie schmelzten, die mächtigen Reservoirs, welche später die Ebenen überflutheten. Der heimwehkranke Wanderer im Flachland blickte mit ehrfurchtsvollem Schauder auf eine weit umher ergossene Wassermasse — auf einen See, so groß, daß er England sammt Schottland in seinen gelben Tiefen hätte begraben können. Aber in buntem Blumenschmuck prangten zur selben Zeit die Hügelrücken und wie im alten Märchen kam jedes Wort des holden Lenzes in Rubinen und Diamanten von seinen Lippen. Nichtsdestoweniger nannte man es eine schwere Jahreszeit und das Faß Mehl kostete fünfzig Dollars!

In San Francisco hat es vierzehn Tage unaufhörlich geregnet. Die Straßen sind beinahe unpassirbar vor Schmutz, und über einige ihrer gefährlichen Tiefen sind Bretter gelegt. Nur wenige Straßenlaternen gibt es, aber die Läden sind noch erhellt, und die Straßen sind voll von Männern in langen Bärten und langen Stiefeln, welche begierig nach irgend einer neuen Aufregung ausspähen, der einzigen Erholung vom fieberhaften Kampf des Tages, die sie kennen. Die Aufregung ist vielleicht eine vorüberfahrende Equipage — eine phänomenale Equipage — eine von dem halben Dutzend in der Stadt — welche hoffnungslos im Kothe festsitzend augenblicklich von einer Schar hilfsbereiter Hände umgeben ist, deren Besitzer überglücklich sind, durch den flüchtigen Anblick eines weiblichen Gesichtes vom Fenster aus belohnt zu werden, wenn es auch ein hageres, geschminktes oder einfach häßliches Gesicht ist. Vielleicht ist es in dem kleinen Theater, wo das Geschrei eines kleinen Kindes im Zuhörerraum das ganze Haus zu geräuschvollen Dacapo-Rufen veranlaßt. Vielleicht ist es in dem vergoldeten Wirthshaussaal, in den ein Mann, die Arme rechtwinklig ausgestreckt, hereingestürzt kommt und mit dieser einen Pantomime das Signal des großen Semophon-Telegraphen auf Telegraph-Hill wiedergibt, daß ein Seitenraddampfer eingelaufen ist und Briefe aus der Heimath da sind! Vielleicht ist es die lange Queue, welche sich eine Viertelmeile lang vom Postamt hinzieht. Vielleicht ist es der Eifrige, welcher sie eilig hinunterläuft und fünfzig, hundert, zweihundert, dreihundert, ja fünfhundert Dollars für gute Plätze in der Reihe bietet. Vielleicht ist es der hagere Mensch, welcher mit nervöser Hast seinen Brief aufreißt und nach einer kurzen, athemlosen Pause ohnmächtig wird und bewußtlos neben ihnen hinsinkt. Oder vielleicht ist es ein Auflauf und ein Schuß auf der Straße — aber im Jahre 1852 war das kaum eine Aufregung.

Der Spielsaal ist immer der Mittelpunkt des Interesses. Es sind ihrer vier, die größten öffentlichen Gebäude in der Stadt, und sie sind die ganze Nacht hindurch gedrängt voll. Kein heimlicher Weg führt zu ihnen, kein bewachter Eingang, sie liegen ganz offen an der Straße und locken überdies durch Vergoldung, Lichter, Wärme und Musik. Etwas Sittsam-Nettes umgab sie merkwürdiger Weise. Es sind die ruhigsten Säle in San Francisco. Weder getrunken wird da, noch gezankt; kaum läßt sich Freude oder Enttäuschung wahrnehmen. Menschen, welche bei der Auswanderung selbst schon Gesundheit und Vermögen eingesetzt haben, werden von dem geringern Einsatz auf Roth oder Weiß, oder der Aufdeckung einer Karte nur wenig afficirt. Geschäftsleute, die

den ganzen Tag in ihren legitimen Unternehmungen gespielt haben, finden hier Nichts, was sie sonderlich aufregen könnte. In den Pausen der Musik herrscht eine nachdenkliche Stille in der zahlreichen Versammlung — die Menschen bewegen sich geräuschlos von Tisch zu Tisch, als ob Fortuna ebenso nervös wäre, wie sie wankelmüthig ist; ein Stock, der zu Boden fällt, macht Jedermann aufblicken, lautes Lachen oder laute Bemerkungen rufen ein Erstaunen tugendhafter Entrüstung hervor. Die angesehensten Bürger konnte man Abends hier sehen, wenn sie auch nicht spielten. Alte Freunde, welche sich vielleicht an der Kirchenthür in ihrer Heimath getrennt hatten, trafen sich hier ohne Furcht und ohne Vorwurf wieder. Unter den Spielern selbst waren alle Classen und Berufsarten vertreten. Eines Abends fiel an einem Farotisch ein Spieler plötzlich todt zu Boden. Drei Aerzte, ebenfalls Spieler, erklärten nach kurzer Untersuchung ein Herzleiden für die Ursache. Der Leichenbeschauer, welcher rechts neben dem Kartengeber saß, nahm sofort das Verzeichniß der übrigen am Tische Sitzenden auf, welche, ihre Karten einen Augenblick hinlegend, dem Thatbestand gemäß ihren Spruch abgaben — und dann zu spielen fortfuhren.

Ich möchte nicht so verstanden werden, als ob unter dieser äußeren Ruhe nicht oft die allerstärksten Empfindungen sich verborgen hätten. Ein Mann aus dem Westen kam mit den paar Tausend, welche er in den Minen verdient hatte, nach San Francisco, um mit dem ostwärts segelnden Dampfer nach Hause zurückzukehren. Am Abend, bevor er sich einzuschiffen gedachte, trat er in den Arkaden-Saal, nahm an einem der Tische Platz und setzte aus purer Langeweile ein Zwanzigdollar-Goldstück. Er gewann. Er gewann wieder, ohne seinen Einsatz zurückzunehmen. Kurz, es war die alte so oft erzählte Geschichte, wie er in zwei Stunden ein Vermögen gewann, wie er eine Stunde später, ein ruinirter Mann, vom Tische aufstand. Genug, der Dampfer ging ohne ihn ab! Es war ein einfacher Mann, der wenig von der Welt wußte, und sein plötzliches Vermögen und eben so plötzlicher Verlust beraubte ihn fast des Verstandes. Er wagte es nicht, seiner Frau, die ihn erwartete, zu schreiben; er hatte nicht Energie genug, um wieder zu den Minen zurückzukehren und sein Glück von Neuem aufzubauen. Ein verhängnißvoller Zauber hielt ihn am Orte fest. Er fand eine bescheidene Beschäftigung in der Stadt und verlor regelmäßig seinen dürftigen Verdienst ebenda, wo zuvor sein Reichthum geblieben war. Seine zerlumpte Gestalt mit dem bleichen Gesichte erschien so regelmäßig, wie die Kartengeber an dem Tische. So verging ein Jahr. Aber wenn er die harrende Frau vergessen hatte, sie hatte ihn nicht vergessen. Nach unendlicher Mühe gelang es ihr endlich, die Ueberfahrt nach San Francisco zu ermöglichen, und ohne einen Pfennig landete sie mit ihrem Kinde. In ihrer bittern Noth erzählte sie ihre Geschichte einem vorübergehenden Fremden — dem letzten vielleicht, dem sie hätte begegnen sollen — Mr. John Oakhurst — einem Spieler! Er ging mit ihr in ein Hôtel und sorgte ohne Weiteres für ihre unmittelbaren Bedürfnisse. Zwei oder drei Abende darauf gewann der Mann aus dem Westen, der noch immer an demselben Tische spielte, einen kleinen Einsatz dreimal hinter einander, und es schien, als schickte Fortuna sich an, sich wieder zu ihm zu neigen. In diesem Augenblick klopfte Mr. Oakhurst ihm auf die Schulter und sagte ruhig: „Ich

will Ihnen dreitausend Dollars für Ihr nächstes Spiel geben." Der Mann war unschlüssig. „Ihre Frau ist an der Thür," fuhr Mr. Oakhurst sotto voce fort. „Wollen Sie sie nehmen, schnell!" Der Mann nahm an. Aber der Geist des Spiels war mächtig in ihm und, wie Mr. Oakhurst vielleicht mit Sicherheit vorausgesehen, er blieb, um das Ergebniß des Spieles abzuwarten. Mr. Oakhurst verlor. Mit einem dankbaren Blick wandte der Mann sich zu ihm, griff nach den dreitausend Dollars und stürzte hinaus, als fürchtete er, anderen Sinnes zu werden. „Das war ein recht dummer Streich von Dir, Jack," sagte unschuldig ein Freund, dem es entgangen war, wie der Kartengeber und Jack einander zugelächelt hatten. „Ja," sagte Jack kaltblütig, „aber ich hatte es satt, den Menschen herumstehen zu sehen." — „Aber," sagte der Freund beunruhigt, „Du willst doch nicht sagen, daß Du —" und er stockte. „Ich will sagen, mein alter Junge," erwiderte Jack, „daß das kleine Spiel eine zwischen dem Kartengeber und mir abgemachte Sache war. Es ist das erste Mal," fügte er feierlich mit einem Fluche hinzu — den der buchführende Engel ihm, denke ich, augenblicklich zu Gute schrieb — „es ist das erste Mal, daß ich ein Spiel gespielt habe, welches kein ehrliches war."

Eigenthümlich war das gesellschaftliche Leben jener Zeit. Die Herren machten Neujahrsbesuche in hohen Stiefeln und rothen Flanellhemden. Die Frau eines alten Pioniers pflegte später einen Stuhl mit einem Loch im Kissen zu zeigen; es rührte von einem Herrn her, dem, als er eines Tages zum Besuch bei ihr war und in seiner blöden Verlegenheit plötzlich Platz nahm, sein Revolver losgegangen war. Die bestgekleideten Männer waren Spieler, die bestgekleideten Damen hatten auf diese Bezeichnung kein Recht. Auf Bällen und in Gesellschaften war in Folge der unglücklichen Verwickelungen, welche aus der unverhältnißmäßigen Zahl der Tänzer zu der geringen der anwesenden Damen entstanden, der Tanz ein verbotenes Vergnügen. Die ingeniöse Auskunft, beim Contretanz jede neue Tour mit einem anderen Herrn zu tanzen, entsprang dem fruchtbaren Gehirn einer arg umworbenen Schönen aus San Francisco. Die Gattin eines Officiers erzählte einst dem Verfasser, daß es ihr nie eingefallen sei, mit derselben Begleitung nach Hause zu gehen, und daß sie nicht selten eine ganze Compagnie, wie sie sich ausdrückte, auf ihrem Wege um sich gehabt habe. „Ich habe vorher nie gewußt," sagte sie, „was sie mit dem ‚Vergnügen Ihrer Gesellschaft' meinten." In der Vielfältigkeit solcher Aufmerksamkeiten lag ohne Frage eine gewisse Sicherheit.

So war das Leben in der Stadt der Argonauten, nur daß die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten desselben durch den beständigen Zufluß aus dem Osten und dem Abfluß nach dem Innern etwas gemildert und gedämpft wurden. Da jeder neue Dampfer frische Gesichter aus dem Osten brachte, fand eine entsprechende Veränderung in dem Typus, wie in den Sitten und Manieren statt. Als elegante Kleider auf den Straßen häufiger, und Flüche im Munde der Männer seltener wurden, begannen die Leute ihre Thüren mit Schlössern zu versehen und Mobilien nicht länger des Nachts draußen zu lassen. Als schöne Häuser gebaut wurden, stieg der Werth von Grund und Boden, und die Bewohner der alten Zelte wurden aus der Nähe ihrer reicheren Brüder verdrängt.

San Francisco sah sich nackt und schämte sich. Die alte Argonautenbrüderschaft mit ihrer grimmigen Aufrichtigkeit, ihrer schrecklichen Unumwundenheit, ihrer pathetischen Einfachheit löste sich auf. Etliche von ihnen ergaben sich darein, in einem Circeischen Palast voll materieller und sinnlicher Genüsse zu bleiben, der Typus aber wanderte in die Berge, und eben dahin möchte ich jetzt den Leser führen.

Es ist eine Landschaft, keiner anderen vergleichbar. Die Natur ist hier so roh, so unangefangen und unvollendet wie das Leben selbst. Ein Jahrtausend zu früh scheinen die Menschen hierher gekommen zu sein, und ehe noch die große Wirthin zu ihrem Empfange bereit war. Die ungeheuren, stillen, feuchten Wälder mit ihrem Unterholz von gigantischen Farren gemahnen an eine weitzurückliegende Steinkohlenperiode. Die Bäume sind riesengroß, düster und von monotoner Aehnlichkeit. Alles ist neu, unfertig und fremd. Die Grashalme sind von enormer Höhe und stehen weit auseinander. Kein Teppich schmückt die Erde; die spärlichen Alpenblumen sind duftlos und bizarr. Nichts Sanftes, Zartes oder Idyllisches in der Landschaft. Die Natur strebt weniger nach dem Bukolischen, als nach dem Heroischen. Schwerlich hätte Theokrit den Reden dieser ätnäischen Hirten mit ihren Dornstrauchpfeifen und um den Rücken geschlungenen Revolvern Melodie verleihen können. Unabsehbare Reihen von Felsen und Klippen, dazwischen lange Schluchten und Cañons, und plötzliche furchtbare Abstürze. Licht und Schatten war Rembrandtisch, und von diesem Hintergrund hob der leiseste Umriß einer menschlichen Gestalt sich kräftig ab.

Anfangs lebten sie in Zelten, dann in Hütten. Das Klima war mild, und hätten sie nicht gegen den Winterregen nothdürftigen Schutz gebraucht, so hätten sie das ganze Jahr, wie Etliche auch thaten, im Freien schlafen können. Als sie anspruchsvoller wurden, wurde vielleicht ein schmaler Fleck eingehegt und bebaut, für die ersten paar Jahre jedoch betrachteten sie sich als „Pächter auf beliebige Zeit" und hüteten sich wol, Etwas anzubringen, was sie nicht wieder abnehmen konnten. Schornsteine in ihren Hütten wurden, da sie diese fehlerhafte Eigenschaft haben, lange Zeit vermieden. Noch heute sind verlassene Goldgräberlager an den einsamen Schornsteinen aus ungebrannten Ziegeln kenntlich, welche stehen blieben, während das Holzwerk der ursprünglichen Hütte an irgend einen anderen Platz verlegt wurde. Ihre Art zu wirthschaften war die allerroheste. Viele Monate bildete die Bratpfanne ihr einzig brauchbares Kochgeräth. Der wandernde Goldgräber trug sie auf seinen Rücken geschnallt, wie der Troubadour seine Guitarre. Er briet sein Brod, seine Bohnen, seinen Speck, und kochte sich gelegentlich seinen Kaffee in diesem seinem einzigen Gefäß. Hätte die Natur ihn nicht mit ihrer balsamischen Luft und ihrer stärkenden Frische unterstützt, er hätte unterliegen müssen. Zum Glück waren seine Mahlzeiten nicht häufig; zum Glück befriedigten die Erfindungen des mütterlichen Ostens seine Bedürfnisse. Sein Weg durch diese Vergeinsamkeiten war der ganzen Länge nach durch Blechbüchsen bezeichnet mit der Aufschrift: „Buchtaustern", „Shakermais", „Bäumepulver", „Bostoner Biscuit" u. dgl. Aber in der Stunde des Mißgeschicks und im Augenblick der Noth waren seine eigentliche Zuflucht Bohnen.

Sie waren das einzige Vermächtniß des spanischen Kaliforniens, Eroberer und Eroberte fraternisirten über ihnen „frijoles".

Eigenthümlich war auch die Kleidung des Argonauten. Er war mit seiner Nadel flink, wenn auch nicht geschickt und liebte es seine Sachen zu flicken, bis der ursprüngliche Stoff unter einer Wolke von Amendements verschwand. Auf seinen Mehlsack verließ er sich vor allem andern. Wenn der Inhalt desselben den inneren Menschen ernährt und erquickt hatte, so kleidete seine Hülle den äußeren Menschen. Zwei ehemals respectable Herren verloren in den etwas auffallend auf ihren Beinkleidern getragenen Etiquetten thatsächlich ihre Identität und hießen im Lager alles Ernstes: „Genesee-Mühle" und „Adler-Sorte". In den südlichen Minen wurden eine Anzahl von der Marineverwaltung ausrangirter und verauctionirter Seemannsanzüge aufgekauft. Das folgende Jahr erhellten sich die dunkeln Waldschatten von Stanislaus und Merced beim Lichte der weißen Segeltuchhosen und blauweißen Hemden dieser Landmatrosen. Seltsamerweise war das einzige bischen pittoreske Farbe an ihrer Kleidung dem Zufall und einer nachlässig trägen Gewohnheit zu verdanken. Sie knüpften nämlich bei großer Hitze die Enden ihrer rothen, blauen, grünen oder gelben Taschentücher aus grobem Bandana zu größerer Bequemlichkeit zusammen und warfen sie sich wie Shawls über die Schultern, was auf dem Olivenlaub-Hintergrunde allemal von frappanter, kaleidoskopischer Wirkung war. Der weiche breitkrämpige Filzhut — nachmals als der „kalifornische Hut" bekannt — war ihre einzige Kopfbedeckung. Ein hoher Hut war ein ausreichender Grund, dem, der ihn trug — es hätte denn ein Geistlicher oder ein Spieler sein müssen — einen Schlag zu versetzen.

Allesammt waren sie merkwürdig schöne Männer, und zwar nicht allein in Bezug auf die Entwickelung ihrer Muskulatur und jene antike Grazie, die sie der Bewegung in der frischen Luft und der unbehinderten Freiheit ihrer Glieder verdankten, sondern oft auch in der Farbe, im Ausdruck, ja selbst in der Weichheit der Linien. Meist waren es junge Männer, mit jungfräulichen, weichseidenen, lockigen Bärten. Sie hatten nicht immer Zeit, sich das Haar zu schneiden, und oft fiel es in den Liebeslocken Karl's II. auf ihre Schultern herab. Gesichter waren darunter, welche an Delaroche's Heiland hätten erinnern können; feurige Gestalten, deren kühner Blick, deren kokette Insolenz, deren chevalereske Verwegenheit das Entzücken Meissonnier's gewesen sein würden.

Nimmt man hinzu das fremde chilenische und mexikanische Element, so ergibt sich eine Combination von Form und Licht und Farbe, wie keine andere englisch redende Gesellschaft der neueren Zeit sie kennt. —

Bei Sonnenuntergang bewegt sich ein Zug mexikanischer Lastthiere auf röthlichem Bergweg langsam der Ebene zu. Unter dem Packsattel trägt jedes Thier eine buntfarbene Decke; der voranziehende Maulesel ist mit Glocken behängt und glänzend aufgezäumt. Die Treiber tragen die nationale Tracht, roth und schwarz gestreiften Serapa und von den Knien abwärts offene, mit Gold- oder Silberknöpfen besetzte Rehfellbeinkleider; an jedem Hacken haben sie einen silbernen Sporn mit Rädchen drei Zoll im Durchmesser.

So malerisch in ihrer äußern Erscheinung, waren sie nicht minder romantisch in ihrer Ausdrucksweise und in ihrem Charakter.

Ihre Gastfreundlichkeit war barbarisch, ihre Freigebigkeit spontan, ihre Schätzung des Verdienstes nahm allemal eine pecuniäre Form an, ob es nun die Schenkung einer Kirche und eines Pfarrhauses an einen beliebten Prediger galt oder den Danae-gleichen Goldregen, der sich über die hübsche Persönlichkeit einer beliebten Schauspielerin ergoß. Kein Bettler brauchte zu betteln; irgend ein mitleidiger Nachbar veranstaltete alsbald eine Sammlung in seinem Hute. Ihre Freigebigkeit war Wetteifer und Ueberbietung. Die während unseres großen Bürgerkrieges im Schatze des Gesundheitsamtes aufgehäuften Millionen hatten ihren Ursprung in einem Wirthshause von San Francisco. „Haben's schwer genug die armen Burschen, die verwundet sind," sagte ein zufällig daselbst Anwesender, „thun mir leid." — „Wie leid thun sie Ihnen?" fragte ein Spieler. „Fünfhundert Dollars," sagte der Erste herausfordernd. — „Die fünfhundert Dollars will ich sehen, und tausend dazu legen," sagte der Spieler, indem er das Geld hinlegte. In einer halben Stunde waren 15,000 Dollars von San Francisco nach Washington telegraphirt, und das große nationale Liebeswerk, das Nord und Süd in gleichem Maß zu gute kam und nachmals um drei Millionen kalifornischen Goldes verstärkt ward, trat in's Leben.

In ihrer anscheinend gedankenlosen Offenhändigkeit war doch oft eine Ader praktischen Scharfsinns. Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß nach dem großen Brand in Sacramento der erste Beitrag zum Wiederaufbau der Methodistenkirche von einem berüchtigten Spieler gegeben wurde. Der gute Pastor konnte, indem er die Gabe annahm, nicht umhin, den Geber zu fragen, warum er das Geld nicht lieber behalte, um ein neues Spielhaus dafür zu errichten. „Das hieße die Dinge hier draußen etwas einförmig machen, alter Mann," antwortete der Spieler, „und Abwechselung thut vor Allem noth in einer großen Stadt." —

In ihren Freundschaften bewiesen sie die herrlichste Treue. Vielleicht lenkte der Mangel an weiblichem Umgang und häuslichen Banden den Strom ihrer Zärtlichkeit und ihres Gefühls gegen einander. Jemandes Compagnon sein, bedeutete etwas mehr als ein gewöhnliches Geld- oder Geschäftsinteresse; es hieß sein Freund sein im Guten und Bösen, im Glück wie im Mißgeschick, an ihm und an keinem Andern hangen und selbst eifersüchtig auf ihn sein. Es gab Argonauten, welche ihren Gefährten treuer waren, als sie es, fürchte ich, jemals ihren Frauen gewesen waren. Es gab Geschäftsgenossen, die auch das Grab nicht trennen konnte, welche einsam blieben und dem Gedächtniß eines todten Mannes die Treue bewahrten. Jemandes Compagnon beleidigen hieß ihn selbst beleidigen, und zwischen streitende Geschäftsgenossen treten, war nicht weniger gefährlich und unsicher, als in ehelichen Zwisten Frieden stiften wollen. Die heroischen Möglichkeiten eines Damon und Pythias waren immer vorhanden. Es waren da Männer, welche alle jene Bedingungen erfüllt hatten und, was mehr ist, ohne von ihrer Classicität etwas zu wissen oder zu glauben, ohne eine Mythologie, an welche sie sich hätten anlehnen können, ohne bewußten Hinblick auf einen späteren Glauben, dessen Symbol das Opfer ist.

In diesen Freundschaftsbündnissen kamen dieselben seltsamen Combinationen vor, wie man sie oft in Ehen wahrnimmt: ein langer und ein kurzer Mann, ein zarter, kränklicher Jüngling und ein kräftig gebauter Mann in mittleren Jahren, eine ernste, schweigsame und eine spontane, überschäumende Natur. „Mein Compagnon hat mich neulich verlassen," sagte ein untröstlicher Mississippier zu dem Verfasser, „und hat mit einem pratschigen Yankee in Gold-Hill angebunden. Nun," fügte er tiefaufseufzend hinzu, „hätte mir's denken können, er war immer wetterwendisch und in Juwelen und Kleider vernarrt!" Aber trotz derartiger Gegensätze hielten sie einander allezeit dieselbe blinde, nicht weiter überlegende Treue. Allerdings ging ihr Eifer zuweilen mit ihrer Besonnenheit durch. Man erzählt sich, wie einmal ein Fremder in San Francisco, der einige freimüthige kritische Bemerkungen über religiöse Secten hatte laut werden lassen, sich plötzlich auf allen Vieren auf dem Fußboden liegend fand, einen ergrimmten Kentuckier, den Revolver in der Hand, über sich. Als die Anwesenden eine Erklärung verlangten, steckte der Kentuckier nachdenklich den Revolver in seinen Gurt. „Ich habe nichts gehabt gegen den Fremden, aber er hat vorhin etwas gegen Quäker gesagt, und ich will ihm begreiflich machen, daß mein Genosse ein Quäker und ein — ein — friedlicher Mann ist!" —

Ich würde hier gern eine Schilderung ihres häuslichen Lebens folgen lassen; aber der Frauen waren wenige und der Familienherde und -Altäre noch weniger. Hausfrauentugenden wurden im höchsten Grade ausgenutzt, die Musterfrau hielt regelmäßig eine Pension und bediente ihres Mannes Gäste. Ja in einzelnen Fällen wusch die Frau, die „ihres Gatten Krone" war, sogar für Andere. Es war eine Frau dieser Art, welche in einem kleinen Goldgräberlager in den Sierras lebte. Ihr Mann war aus Texas, ein gutmüthiger Riese, der die Achtung des Lagers vielleicht eben so sehr durch seine liebenswürdige Schwäche, wie durch seine große physische Kraft gewonnen hatte. Sie selber stammte aus dem Osten, war, glaube ich, Schullehrerin gewesen und hatte bis zu ihrer Verheirathung und Auswanderung in Städten gelebt. Sie war persönlich vielleicht nicht anziehend, sie war nicht hübsch und sah abgearbeitet aus, und ihre wenigen persönlichen Vorzüge — einige Kenntnisse im Französischen und Italienischen, Musik, die lateinischen Pflanzennamen, Physik und Blair's Rhetorik — waren bei den männlichen Bewohnern von Ringtail Cañon nicht unmittelbar wirksam. Dennoch liebte sie Jedermann, und „Tante Ruth", so hieß sie, oder „die alte Ma'am Richards" wurde als die ideale Verklärung sämmtlicher Tanten, Mütter und Schwestern jedes Goldgräbers im Lager verehrt. Sie erwiderte das auf tausend freundliche Arten: sie besserte die Kleider aus, stand den Kranken bei und beantwortete sogar die langen Briefe, welche die Männer aus der Heimath bekamen.

Bald darauf wurde sie selbst krank. Niemand wußte genau, was mit ihr war, aber sie siechte langsam dahin. Als die Last der häuslichen Geschäfte von ihren Schultern genommen war, begann sie lange Spaziergänge zu machen; sie wanderte über die Hügel, und oft sah man sie, wenn die Sonne unterging, auf dem höchsten Kamm, die Blicke nach Osten gerichtet. Hier wurde sie eines Tages bewußtlos gefunden, wie es hieß, in Folge der übermäßigen Anstrengung,

und es wurde ihr angerathen, zu Hause zu bleiben. So blieb sie denn zu Hause und endlich auch im Bette. Eines Tages starb sie zu Jedermanns Ueberraschung. „Weißt Du, woran sie sagen, daß die alte Ma'am Richards gestorben ist?" sagte Juba Bill zu seinem Geschäftsgenossen. „Nein," war die Antwort. „Der Doctor sagt, daß sie an Nostalgie gestorben ist," sagte Bill. „Was für ein verdammtes Ding ist das, Nostalgie?" fragte der andere. „Nun es ist eine Art Sehnsucht in den Himmel zu kommen." Vielleicht hatte er Recht. —

Im Allgemeinen waren die Argonauten nicht überladen mit Gefühl und völlig frei waren sie von dessen gefährlicherer Verbündeten, der Sentimentalität. Es machte ihnen ein sardonisches Vergnügen, ihre Rede alles unechten Putzes zu entkleiden. Sie hatten eine sarkastische Art, Alles, was nicht Thatsache war, aus poetischen oder imaginativen Erzählungen zu entfernen. Wenn sie bei der schrecklichen Umstandslosigkeit der Ausdrucksweise, welche ihnen eigen war, einmal andeutende Wendungen gebrauchten, dann waren diese von ganz besonderer Grausamkeit und Schärfe. In jenen frühen Tagen bestrafte das Lynch-Gesetz Pferdediebstahl mit dem Tode. Eines Tages wurde ein Mann dieses Vergehens wegen verhaftet und verhört. Nach der Beweisaufnahme zogen die Geschwornen sich vorschriftsmäßig zurück, um über ihr Verdict zu berathen. War es die Unzulänglichkeit der Beweise, waren es Motive der Menschlichkeit, oder wiesen die Zählungslisten bereits eine beunruhigende Abnahme der männlichen Bevölkerung auf, kurz, aus irgend einem Grunde ließ die Jury Zeichen des Schwankens wahrnehmen. Die Menge draußen wurde ungeduldig. Nachdem sie eine Stunde gewartet hatten, steckte der Rädelsführer den Kopf in das Geschwornenzimmer und fragte, ob sie einen Wahrspruch gefällt hätten. „Nein," sagte der Obmann. „Na, lassen Sie sich nur Zeit, meine Herren," antwortete der Führer, „nur denken Sie daran, daß wir auf dies Zimmer hier warten, um die Leiche hinein zu legen!"

Humor verriethen sie häufig, wenn es auch kein schäumender, spontaner war, und immer barg er unter seinem sardonischen Aeußeren etliche Procente eines derben Rechts- und Moralsinnes. Scherz und Sarkasmus waren dazumal die einzigen Formen sittlicher Belehrung. Ganze Lager konnten durch ein Epigramm in Bewegung gesetzt werden, ein Witzwort konnte von Einfluß sein auf Richter Lynch's rohe Gerechtigkeit. Selbst ihr mehr oder weniger dramatisches Pathos theilte diese Eigenthümlichkeit. Der seltsame Ausdruck, das wunderliche Spiel ihrer Phantasie oder auch die grotesken Geberden, welche die Oberfläche Eures Geistes mit einem Lächeln kräuselten, ergriffen einen Augenblick darauf die Tiefen Eures Herzens mit einem Gefühl unendlicher Traurigkeit.

Mit poetischer oder bildlicher Ausdrucksweise waren sie sparsam, und nur ihre rohe und unvollkommene Form, das „Slang", gebrauchten sie. Dies aber war, ungleich den sinnleeren Schlagworten einer älteren und stumpferen Civilisation, die epigrammatisch verdichtete Illustration einer Thatsache, Phantasie oder Wahrnehmung. In der Regel hatte es irgend eine significante locale Beziehung. Die halbjährliche Trockenheit brachte die populäre Mahnung auf „dry up" (werde trocken) zur Bezeichnung des natürlichen Höhepunktes des Redeflusses. „Played out" (ausgespielt) war eine Reminiscenz des Spieltisches

und drückte jenen hoffnungslosen Stand der Dinge aus, wo selbst Glück und Zufall ihre Wirksamkeit einstellen. „To take stock“ (auf Lager nehmen) war eine pecuniäre Bezeichnung für thörichte Leichtgläubigkeit. Kaum kann man es Slang nennen, wenngleich es zuerst aus eines Spielers Munde kam, was die dereinstige Abrechnung so lebendig veranschaulicht, wie der Ausdruck „handing in your checks“ (seine Scheine einreichen).

Der Gebrauch des Slang war ein ganz allgemeiner. Keine Gelegenheit war zu feierlich oder zu heilig dazu. Thomas Starr King, ein wohlbekannter unitarischer Geistlicher in San Francisco hörte eines Sonntags, nachdem er eine apologetische Predigt gehalten hatte, folgendes Gespräch zwischen einem seiner Pfarrkinder und dessen Freund mit an. „Nun,“ sagte das enthusiastische Pfarrkind, „was denkst Du nun von King?“ „Ich denke,“ erwiderte der Freund, „er hat wahrhaftig jeden Stich genommen“.

Oft bekam die Ausdrucksweise von dem Geschäft oder der Arbeit des Sprechenden etwas Malerisches. Ein Ingenieur erzählte dem Verfasser eines Tages die näheren Umstände des Todes eines seiner Kameraden, der an der Schwindsucht gestorben war. „Der arme Gim,“ sagte er, „er lief immer langsamer und langsamer, bis er eines Tages auf seiner Achse stehen blieb!“ Was für ein Bild des hülflosen Nichtweiterkönnens in dieser müden menschlichen Maschine! Zuweilen war die Veranschaulichung der Thätigkeit des Andern entlehnt. In dem Lager eines Feldmessers war zwischen diesem selbst und einem seiner Leute ein Streit entstanden. „Wenn ich an Ihrer Stelle wäre,“ sagte ein theilnehmender Fuhrmann zu dem Vermesser, „ich hätte den Kerl gepackt und zum Lager hinaus theodolitet!“ Zuweilen war das Slang nur das Echo oder die Wiederholung irgend welcher lebhaften Ausdrucksweise religiös erregter Phantasie. Zur Zeit eines „camp meeting“ (Lagergottesdienstes) in den Bergen wurde ein Fuhrmann, der über sein Vieh geflucht hatte, von einer jungen Frauensperson, welche eben von der Versammlung zurückkehrte, seiner Gottlosigkeit halber zur Rede gestellt. „Aber Fräulein,“ sagte der erstaunte Fuhrmann, „Sie werden das doch nicht fluchen nennen? Da sollten Sie erst mal Bill Jones seinen unbußfertigen Maulesel vermahnen hören!“

Bisweilen bekamen gewisse Wörter in Folge der nationalen Gewohnheit komischer Uebertreibung oder nicht minder grotesker Verkleinerung einen neuen Sinn. Der Verfasser erinnert sich, wie er die erste Nacht in Virginia City in einem kurz vorher eröffneten Hôtel zubrachte. Als er eine Weile behaglich im Bett gelegen hatte, wurde er durch ein lautes Getrampel und Geschrei aufgeschreckt, welches, von gelegentlichen Pistolenschüssen unterbrochen, von unten heraufdrang. Am Morgen ging er in die Wirthsstube und fand den Wirth hinter dem Schenktisch mit einem zerschlagenen Auge, einem Heftpflaster über Backen und Stirn, aber trotz alledem mit einem freundlichen Lächeln auf seinem Gesicht. An dieses anknüpfend sagte der Verfasser zu ihm: „Nun, Herr Wirth, es ist vergangene Nacht hier wol recht munter zugegangen?“ „Ja,“ erwiderte jener freundlich, „es ging in der That recht munter zu.“ „Haben Sie viele so muntere Nächte in Virginia City?“ fuhr der Verfasser, von der Fröhlichkeit des Andern ermuthigt, fort. „Doch nicht,“ antwortete er nachdenklich, „die Sache ist die:

wir haben eben erst eröffnet, und die vergangene Nacht war eigentlich das erste Mal, daß die Jungens wirklich recht bekannt mit einander zu werden schienen."

Der Mann, der die Theilnahme an einer Bärenjagd ablehnte, weil er „neuerdings keinen Bären verloren hätte," und der Mann, der auf die Frage des Touristen, ob in dieser Gegend kein Getreide gebaut würde, die Antwort gab: „nicht das allergeringste, wirklich kaum etwas," bieten naheliegende Beispiele jener charakteristischen Antiklimax und Uebertreibung. Oftmals verband sich ein zarter Hauch von Philosophie damit. „Natürlich möchte ich lieber keine Maulesel treiben," sagte ein Mauleseltreiber eines Tages. „Natürlich würde ich lieber eine Bank halten oder Präsident sein; aber wenn Sie so lange gelebt haben werden wie ich, mein Herr, so werden Sie finden, daß in dieser Erdenwelt ein Mann nicht allemal seine „Liebers" bekommt!"

Können wir dem Argonauten aber völlig verzeihen, daß er sein Slang ohne Weiteres permanent gemacht hat, daß er der Nachwelt, welche diese mildernden Umstände vergessen könnte, solche Titel aufdrängt, wie „One Horse Gulch", „Poker Flat", „Greaser Cañon", „Fiddletown", „Murderers Bar" und „Dead Broke"? Noch jetzt machen solche unheilige Benennungen die Karte von Kalifornien zu einer unheimlichen. Ein Tourist könnte wol zaudern „Dead Broke" über seine Briefe zu schreiben, und keinem Fremden dürfte man es verargen, wenn er eine Einladung zu „Murderers Bar" ablehnte. Dem Kalifornier jener frühen Tage scheint aber gerade der Contrast dieser Namen mit dem Wohlklang der alten spanischen Benennungen ein sardonisches Vergnügen verursacht zu haben. Bekanntlich haben die Grafschaften des Staates mit wenigen Ausnahmen noch immer in ihren Namen die weichen kastilianischen Labialen und die sanften Vocale: Tuolumne, Tulare, Yolo, Calaveras, Sonoma, Jehama, Siskigou und Mendocino, um nichts zu sagen von der glorreichen Schar der Apostel, welche den ganzen spanischen katholischen Kalender hindurch Kalifornien beständig preisen. Aber wo immer der Segen eines Heiligen ruhte, ließ sich bald auch ein Sünder mit einem Epitheton nieder. Gegensätze stießen oft hart an einander. Die Omnibusse in San Francisco fuhren von „Glücksthal" nach „Mission Dolores". Ehe man nach „Purissima" kam, mußte man „Feuer und Flammen" passiren. Die rohe Directheit solcher Namen war aber, wie mir scheint, immer noch besser als die Tombakeleganz von „Copperopolis" und „Argentinia", als polyglotte Ungeheuerlichkeiten wie „Oroville" und „Placerville" oder so erlesene Sentimentalitäten wie „Romeosburg" und „Julienstadt". Bisweilen machte sich die verbreitete Neigung zu Abkürzungen auf's Seltsamste geltend. „Jamestown" bei Sonora wurde immer „Jimtown" genannt, und „Moquelumun Hill" gar erfuhr zuerst die phonetische Tortur mit einem k geschrieben zu werden, wurde dann ausgeweidet und geviertheilt und erscheint jetzt als Mok Hill auf den Postkutschen. Etliche Namen gab es da, welche jedwede Conjectur zu Schanden machten. Die „Pionierpostwagen" wechselten die Pferde an einem Orte Namens „Paradox". Warum „Paradox", hat Niemand je gewußt. —

Ich wollte, ich könnte sagen, daß es dem Spanier in den Händen der Argonauten irgend besser erging als seiner Sprache. Sie nannten ihn „Schmierer" (Greaser) — eine salbungsvolle Reminiscenz aus dem mexikanischen Kriege,

welche irrthümlich auf den spanischen Kalifornier, der kein Mexikaner war, angewendet wurde. In seinen Adern floß reines kastilianisches Blut. Er besaß seine Ländereien bisweilen auf Grund königlicher Patente von Karl V. Er war ernst, schlicht und zutraulich. Er nahm die Ironie des Argonauten für Ernst, er ließ es geschehen, daß er sich auf seinem Besitzthum niederließ, er gab ihm seine Tochter zur Frau und fand sich nach wenigen Jahren verhöhnt, besitzlos und allein. In seiner bitteren Noth schloß er mit etlichen seiner Verfolger ein Defensivbündniß und nahm eine höchst eigenthümliche Rache. In allen auf ehemalige Landverleihungen bezüglichen Fragen galt allein sein Gedächtniß, war sein Zeugniß das einzig gesetzliche im Lande. Vielleicht durch die vielen Uebungen gestärkt, wurde seine Erinnerungskraft eine ganz außerordentliche, wurden seine Zeugenaussagen die reichhaltigsten und bestätigungslustigsten, von denen menschliche Erfahrung weiß. Er erinnerte sich an Gespräche, officielle Erlasse, Präcedenzfälle von vor fünfzig Jahren, als hätten sie gestern stattgefunden. Er brachte Schenkungen, deseños, Unterschriften und Briefe auf's Schleunigste und Pünktlichste zum Vorschein. Er holte die Beweismittel aus seinem innersten Bewußtsein heraus, und in weniger als drei Jahren gingen spanische Besitztitel in hoffnungsloser Verwirrung und einer Wolke von Zeugen verloren. Die schlauen Argonauten verwünschten die Gelehrigkeit ihres Schülers!

In geselliger Beziehung hielt er an seinen alten Gewohnheiten fest. Er hatte seinen regelmäßigen Fandango, spielte seine Guitarre und tanzte die Sembicuacua. Allsonntäglich nach der Messe hatte er seine Stiergefechte. Aber der schlaue Argonaut führte den Breakdown in den Fandango ein, vertauschte Guitarre mit Banjo und Aquadiente mit Bourbon Whisky. Er ging sogar so weit, in die Stierkämpfe einzugreifen, nicht sowol aus moralischen Bedenken als in der Absicht, „dem Stier eine Chance zu lassen". Er ließ etliche Male statt seiner einen Bären kämpfen, welcher nicht nur augenblicklich die Arena säuberte, sondern auch noch vergnüglich die beiden ersten Bankreihen wegfegte. Er lernte von dem Spanier reiten und machte sich mit dessen Vieh davon!

Bevor wir aber von dem spanischen Amerikaner Abschied nehmen, möchte ich noch eine Figur dem Leser in's Gedächtniß zurückrufen. Es ist die des früheften der kalifornischen Geschichte bekannten Pioniers. Ueber südliche Ebenen wandert er mühsam zu uns, ein alter schwacher Mann, abgezehrt, freundlos und allein. Er hat seine müden Eseltreiber und Begleiter eine Meile hinter sich gelassen und ist weiter gewandert, ohne Sack und Geldbeutel, nur ein Crucifix und eine Glocke in der Hand. Es ist ein ganz eigenartiger Boden, wie unsere Touristen ihn nicht betreten, verbrannt und kahl, vom Sturm gefegt, bis in seine Tiefen verwüstet und gedörrt und in gähnende Klüfte geborsten. Wenn die unbarmherzige Sonne untergeht, wankt der alte Mann weiter und sinkt erschöpft zu Boden. Die ganze Nacht liegt er da; gegen Morgen wird er von Indianern gefunden — einer schwachen, einfältigen Race — welche ihm in ihrer ungeschickten Freundlichkeit Speise und Trank anbieten. Aber bevor er annimmt, erhebt er sich auf seine Kniee und betet Matina und Prima und tauft sie im katholischen Glauben. Und dann erst denkt er daran, sie zu fragen, wo er ist, und er gewahrt, daß er in das unbekannte Land eingedrungen ist. Der

alte Mann war Padre Junipero Serra, und die Sonne ging an jenem Morgen über dem christlichen Kalifornien auf! Nach den üblichen Maßstäben des Erfolges gemessen, war seine Mission verfehlt. Der Heide stahl seine Vorräthe und massacrirte seine Begleiter. Es heißt, die guten Väter verwechselten selbst zuweilen Taufe und Knechtung und legten den Grund zur Sclaverei des Indianers in Kalifornien, aber in der blut- und thränenbefleckten Chronik Altkaliforniens gibt es keine heroischere Gestalt als dieser wandermüde, auf sich ruhende, selbstverleugnende Franziskanerprior. —

Wenn ich es bisher unterlassen habe, die Tugenden einer andern ebenfalls charakteristischen Gestalt zu preisen, so geschah es nur, weil sie später kam. Der heidnische Chinese („Chinee") war kein Argonaut. Aber er brachte in das neue Leben der Argonauten einen heilsamen Conservatismus, still, ruhig, fast philosophisch, niemals aufdringlich oder herausfordernd. Niemals warf er seine dreitausend Jahre Civilisation den Männern von heute in's Gesicht, und seine Mythologie, umfassender als die der Griechen und Römer, behielt er für sich und versuchte es nicht, Proselyten zu machen. Er schickte sich von Anfang an mit Würde und Selbstachtung in eine dienende Stellung. An jedem fließenden Wasser in den Goldgräberbezirken richtete er eine Waschanstalt ein und bewies den Goldsuchern, daß es gesünder und wohlfeiler sei, ihre Hemden für 10 Cent das Stück waschen, als sie wie eine zweite Haut sich abschälen zu lassen und dann neue zu kaufen. Er war ein vortrefflicher Bedienter; er verband Geräuschlosigkeit mit Fleiß, er war ruhig und intelligent, er war niemals neugierig oder unverschämt, denn er kümmerte sich in der That wenig um die Erfolge oder Privatangelegenheiten der unter ihm Stehenden — wofür alle Chinesen die Kaukasier ansahen. In allem Aeußerlichen ahmte er die kaukasische Civilisation nach, bekehrt aber oder von ihrer inneren Bedeutung berührt ward er nie. So sehr er sich auch in die Umstände schickte, in die er geworfen war, er blieb allezeit gründlich orientalisch und fremd. Geselligen Verkehr hatte er nur mit seinen Landsleuten, mit ihnen hauptsächlich trieb er Handel, er kaufte Reis von China, lebte in der Hoffnung nach China zurückzukehren und wenn er starb, hatte er dafür gesorgt, daß seine Gebeine nach dem heiligen Boden des Heimathlandes zurückgeschickt wurden. In Politik mischte er sich nicht, auch nicht zu seinem eigenen Schutze, bürgerliche Rechte beanspruchte er nicht und er verlangte keine Freiheit. Gelassen nahm er seine regelmäßigen Schläge von kaukasischen Grobianen hin und ließ sich ruhig die skandalöse Ausnutzung von Staat und Einzelnen gefallen, er ließ sich berauben und selbst tödten mit stoischer Tapferkeit. Und vielleicht war es gut so. Eine christliche Civilisation, welche sein Zeugniß für ungültig erklärte, deren Lehren zu Folge dieselben Laster bei einem Heiden schlimmer sind als bei einem Christen, welcher die Fehltritte seiner Frauen als besonders abscheulich ansah und seine eigenen Neigungen zum Spiel als etwas erbsündenmäßig Schlechtes, lehrte ihn wenigstens, wir wollen es hoffen, die christlichen Tugenden der Geduld und Ergebung.

Nicht daß er gegen diese Behandlung völlig unempfindlich gewesen wäre oder der Brutalität der Einheimischen nicht eine gewisse Verschlagenheit und orientalische Geschmeidigkeit entgegengesetzt hätte. Er war ein gewandter

Schmuggler, er hatte eine flinke Hand und verstand sich trefflich auf Ausflüchte. Er entschlüpfte vielen Schwierigkeiten um so leichter, als sein Scharfsinn und seine Intelligenz von den Kaukasiern beständig unterschätzt wurden. Die Schwächen der „höhern Race" erkannte und benutzte er schnell, und es trat diese Fähigkeit nirgends sonst so klar zu Tage wie in der wohlbekannten Geschichte von dem chinesischen Arzte in San Francisco. Dieser begann eines Tages seine Praxis in einem der belebtesten Theile der Stadt. Mit Hilfe geschickter Bundesgenossen und leichtgläubiger Opfer wurden Wunderkuren „nach chinesischer Methode" im Lande ausposaunt, bis die Leute in Scharen in sein Haus kamen. Seine Thür wurde schließlich von einem Heer von Kranken belagert. Zwei Dolmetscher hörten, gleich den Engeln in der alten Legende, Tag und Nacht die Leidensgeschichten an, welche die in den Tempel der Gesundheit sich Drängenden erzählten. Sie übersetzten die Worte der Weisheit, welche den orakelnden Lippen des schlitzäugigen Apollo entflossen. Doctor Li-po-tai, wie er genannt wurde, hatte einen außerordentlichen Erfolg. Nicht lange darauf jedoch — eine Erfahrung, die man bei jedem wirklichen Erfolge machen kann — fanden sich gefährliche Rivalen ein, chinesische Nachahmer an jeder Straßenecke. Ein Schild mit den geeigneten Einsilblern — welche oft nicht einmal den Namen des angeblichen Arztes, sondern irgend eine Sentenz, ein Sprüchwort oder ein Motto bezeichneten, — ein Zopf und ein Dolmetscher waren das einzige dazu erforderliche Betriebsmaterial. Der Chinese wußte wohl, daß Niemand sich damit aufhalten würde, darüber nachzudenken. Diesem unwissenden Heiden entging nicht, daß Niemand Betrachtungen darüber anstellen würde, worin eigentlich die Ueberlegenheit der Chinesen — deren anatomische Begriffe nur aus der Theorie flossen und durch ihren religiösen Glauben von jeder praktischen Beobachtung vom Leichnam fern gehalten wurden — über die Aerzte seines eigenen Landes bestehe. Dieser entartete alte Götzendiener wußte, daß diese klugen Christen es für Magie halten und kommen würden. Und er hatte Recht. Sie kamen. Und er gab ihnen grünen Thee gegen Lungenschwindsucht, Ingwer gegen Geschwüre, und ließ Wassersuchtkranke an brennendem Schwamm riechen. Doctor Li-po-tai hatte eine sonderbare Art mit seinen Patienten zu sprechen. Es war ein Flüstern. Es hätten Kundgebungen des Apollo sein können, doch war es oft die Ausdrucksweise des Panurge. Auf ein Mal veröffentlichte ein wohlbekannter Orientalist in einer San Franciscoer Zeitung ein Verzeichniß der Heilmittel, welche in der Chinesischen Medicinalpraxis regelmäßig zur Anwendung kamen. Es war ein unschmackhafter Katalog, etwas frei und rückhaltlos selbst für kalifornischen Journalton. Er reichte hin, um die gewöhnlichen Symptome der Seekrankheit bei den Patienten des Doctors hervorzubringen. Der Stern des himmlischen Reiches begann zu erbleichen, das Orakel hörte auf befragt zu werden. Die Sibyllen stiegen von ihrem Dreifuß, und Doctor Li-po-tai kehrte mit einer halben Million in der Tasche zu seinem heimathlichen Reis und der naiven Einfachheit seines Chinesischen Lebens zurück.

Seltsam genug — von den vielen Gestalten, welche in dieser Frühzeit kalifornischer Geschichte auf- und hervorgetreten sind, hält der bescheidene langzopfige Asiat am längsten die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gerichtet. Die

Pioniere von 1849, die Argonauten, sind vergessen, aber der Chinese bietet dem amerikanischen Staatsmann noch immer ein ernstes Problem. Politische Parteien sind auf ihn gegründet, die Zukunft des Pacific-Gestades ist in geheimnißvoller Weise mit seinem Sein oder Nichtsein verknüpft. Hat er für vergangene Kränkungen Groll gehegt, so hat er seine Rache genommen.

Aber nichtsdestoweniger ist er die zurücktretende Gestalt in diesem Vorbeizug, in dieser Heerschau der Argonauten von 1849. — Es sind Lücken allenthalben in den Reihen. Es gibt Häuser allenthalben in der Welt, in denen leere Plätze niemals ausgefüllt werden können, denn es gibt Gräber allenthalben in Kalifornien, an deren namenlosen Hügeln niemand weinen wird. Ich habe gesagt, daß es keine fröhliche Geschichte ist. Gern möchte ich sie mit dem üblichen Trompetentusch begleiten; aber die Musik ist schon voran, und der Staub der Landstraße beginnt die Argonauten unsern Blicken zu entziehen. Sie wandern hin zu ihrer Stadt am Meer — zu jenem großen Magnetberg, welchen Sindbad sah; den sie den „Kirchhof des einsamen Gebirges" nennen. Hier liegt, an seinem Fuße harrend, das gute Schiff Argo — vielleicht ein wenig abgenutzt und schadhaft. Und wenn der letzte Argonaut herein sein wird, dann wird auch sie die weißen Flügel entfalten und unbemerkt durch das goldne Thor gleiten, das in der Ferne sich öffnet und winkt.

Eine Wanderung nach Paris (1801).

Aus Karl Benedict Hase's handschriftlichen Aufzeichnungen mitgetheilt
von
O. Heine,
Director des Magdalenengymnasiums in Breslau.

II.

Paris, den 20. October 1801.

Müde saß ich den Abend meiner Ankunft, den 18., in dem Hinterstübchen der Auberge des Bürger Arnault und schrieb. Der Lärm auf den Straßen verlor sich hier in ein dumpfes Gesumme, das nur zuweilen durch das abscheuliche Geschrei einiger Pfauen in den nahen Höfen unterbrochen wurde. Die fille des Hauses brachte mir für zehn Sous mein Abendessen und eine Flasche Bier, ich schlief bald ein.

Vos bottes, vos bottes, vos bottes, monsieur! schrieen mir den andern Morgen schon die Decrotteurs entgegen, als ich um neun Uhr aus dem Hause trat. Von ihnen gereinigt drängte ich mich durch die fluthende Menge die lange Straße St. Martin hinab bis an die Seine am pont de notre dame; von da ging ich den Quais hinab durch die Tuilerien bis in die Champs Elisées: Wie soll ich Dir beschreiben, was in mir vorging, als ich zum ersten Mal hinab auf die Seine sah. Der breite Strom mit Schiffen und arbeitenden Menschen bedeckt, die stolzen Brücken eine neben der andern, und die prächtigen Gebäude, die sich in langen Perspectiven von seinen beiden Ufern erheben, alles das bildet eine Ansicht, die einzig ist.

Als ich am pont neuf vorbei ging, hüpfte mir in einem leichten bis an die Kniee aufgehobenen Mousselinkleide, das die rothseidenen Pantalons deutlich sehen ließ, eine stark geschminkte Dirne entgegen. Tiens, tiens mon ami, tu es jeune, tu es étranger, tu en auras besoin, sagte sie, drückte mir die Hand, steckte mir einen Zettel hinein und verlor sich in dem Gedränge. Ich glaubte eine Adresse bekommen zu haben, sehe das Papier an und was lese ich? — eine Ankündigung eines Arztes, der alle möglichen Krankheiten in kurzer Zeit heilen will. — — Aus dem Garten der Tuilerien ging ich hinüber nach dem Palais Royal und sah die Stelle, wo eine Revolution ausbrach, die Europa in Flammen gesetzt hat; durch die rue du Mail und rue de Clery kehrte ich wieder zu meiner Herberge zurück.

Den Nachmittag wandte ich an, nach Hanquet's Adresse die femme d'or zu suchen; aber ich glaube, ich hätte vielleicht eher einen Louisd'or in den vollgedrängten Straßen finden können, als diese femme. In zwanzig Kaufmannsladen fragte ich nach Msr. de la Marlière, marchand des gazes; kein Mensch wußte von ihm. Ich werde nach einem café allemand gewiesen, der rue des mauvais garçons sein soll. Ich gehe hinüber, und trinke in zehn Kaffeehäusern nach einander Kaffee, die Tasse für fünf Sous, ohne den café allemand zu finden. Ermüdet schleppe ich mich mit einbrechender Nacht in meine rue du vert bois zurück, ohne eine einzige Adresse ausfindig gemacht zu haben. Als die Sonne unterging und die hohe Kuppel des Palastes der Tuilerien vergoldete, saß ich in dem Garten bei dem großen Bassin und dachte über mein wunderliches Schicksal nach. Ich konnte aber nicht lange da bleiben; die Mädchen wurden gar zu zudringlich. Il est Anglais, il est Anglais hörte ich hinter mir zischeln, und das war immer das Signal zu einer Jagd, die mit sehr groben Manieren angestellt wurde.

Heute Morgen glückte es mir besser. Ich finde einen Kaufmann, der den Namen de la Marlière gehört hat und mich an einen andern weist, der ihn näher kennt. Dieser schickt mich an einen dritten in der rue St. Honoré, der seine Wohnung wissen würde. Dieser dritte schickt mich in ein Haus in der rue St. Martin, wo er ehemals einen Laden gehabt hatte. Aber er war ausgezogen, zum Glück, nachdem ich mich durch zwanzig naseweise Elegantinnen durchgeschlagen hatte, treffe ich einen Mann, der seine jetzige Wohnung wußte und mir aufschrieb. So nach vierstündigem Suchen fand ich endlich Herrn de la Marlière und seine etwas betagte Gattin im zweiten Stock des Hauses. Aber, o wehe, seine Tochter, die eigentliche femme d'or und sein Schwiegersohn Monsieur Müller waren längst von Paris weggezogen und wohnten in der Picardie. Man war sehr freundlich gegen mich, ich aß meinen Thee aus einer großen Schaale mit Löffeln, erzählte von Monsieur Hanquet, den sie übrigens fast gar nicht kannten, was ich wußte, und dann ging der Herr vom Hause aus mir ein Quartier zu suchen. Ich begleitete ihn hinüber in den faubourg St. Germain, dort mietheten wir eine Stube für drei Laubthaler — 18 Franken!!? — den Monat. Es war nicht anders zu machen. Diesen Nachmittag wandte ich an, in mein altes Logement zurückzugehen und meine Habe herüberzuschaffen.

So bin ich denn endlich in Paris ansässig. Mein Wirth ist ein Deutscher aus Luxemburg, ein Fleischer und Traiteur, eine sehr gutherzige Seele, ebenso liberal, als seine Frau, eine feine Pariserin, es nicht ist. Mein Zimmer ist recht gut; es fehlt ihm zwar an zwei Dingen, die man bei uns als wesentliche Erfordernisse einer Stube betrachten würde, es hat nämlich keinen Ofen und kein Licht; aber die Leute versichern mir, für drei Laubthaler des Monats könne man es nicht besser haben und es wohne ein junger Officier neben mir, der gleichfalls bis Morgens neun Uhr und von Nachmittags drei Uhr an Licht brennen müsse, und dieser gebe zwanzig Franken den Monat. Auf meine gehorsamste Anfrage, wie ich mich denn im Winter erwärmen solle, ist mir replicirt worden, ich könne in der cuisine bei den Leuten unten schreiben, da koste es mich noch dazu kein Licht.

Wie es nun gehen wird, weiß der allmächtige Gott. Morgen gehe ich zu dem Präfect der Polizei, zu Millin und den Buchhändlern.

Den 21. October, Abends.

Mit dem festen Entschluß bei den Buchhändlern mein Heil zu versuchen und Millin für mich in Bewegung zu setzen, gehe ich aus, durch die Cité nach dem Louvre hin. Der Gedanke kommt mir bei, einmal mitten durch das Louvre zu ziehen; ich verliere mich in den weiten Höfen und stoße auf einen Strom von Menschen, dem ich mechanisch folge, durch einige Portale hindurch, in einen kleineren Hof, wo allerlei Bildwerke neuerer Künstler standen, noch durch ein großes Thor an der Wache vorbei und — sagt Dir Dein Herz nichts? — die Geister der Griechen umwehten mich. Da stand ich in den prächtig verzierten Galerien, von den Wänden herab, wie von hohen Thronen, blickten die Götter der alten Welt auf das neue Geschlecht. Ich war in den Sälen der Antiken.

Ach wie soll ich ausdrücken, was in mir vorging; mein Herz klopfte, still setzte ich mich neben das Piedestal des Apollo von Belvedere nieder, unten am Ende der Galerie, und sah hinab und verlor mich im Genusse. Das Ganze macht einen Eindruck der unbeschreiblich ist. Die Höhe der Zimmer, die erst neulich aus Italien angekommenen Säulen von Porphyr und Verde antico, die die Säle abtheilen, das klug vertheilte Licht, das auf jede Statue wie eine Glorie des Himmels herabfällt, und die blendend weißen Gestalten von so edelm Ausdruck und so entzückender Schönheit — kurz ich war im Olymp und nicht in Paris. Wenn ich mit geschlossenen Augen gesessen hatte und sie auf einmal öffnete, um sie sogleich wieder zu schließen, da schienen mir alle Figuren in Bewegung, da schritt der Apollo über mir wirklich vorwärts, da schrieb Demosthenes mir zur Rechten in seiner Rolle, da rang Laokoon wirklich mit den Schlangen, die ihn in tausend Krümmungen umwinden; ich war in einer belebten Welt. Ich weiß, daß es unrecht ist, sich so zu täuschen, aber ich konnte es nicht lassen. Diese Wiederauferstehung der Götter war zu schön. Endlich fing ich an einzelne zu betrachten. Zweihundert und acht Bildsäulen, Büsten und Basreliefs sind es zusammen, alle antik. Das Detail aber mußt Du mir schenken; ich will Dir bald — sobald ich es auswendig kann und das wird bald sein — die Notice des statues, bustes et basreliefs de la galerie des antiques du musée central des arts schicken, ein Büchelchen von 116 Seiten, das 75 Centimen kostet.

Citoyen, s'il vous plaît, on va fermer sagte mir ein Aufseher, und ich war fast allein da, es war Nachmittags 4 Uhr. Ich flog in der Eile noch die Marmortreppen hinauf, wo in zwei Galerien die Werke der Pariser Maler für dieses Jahr (720 Stück) und in einer Galerie, die über das ganze Louvre längs der Seine hinläuft, 945 große Gemälde der italienischen Schule (Correggio, Michael Angelo, Raphael ꝛc.) stehen. Diese habe ich nur einen Augenblick gesehen, in jener war ich wohl eine halbe Stunde. In der Menge von Schlachtstücken zeigt sich die kriegerische Tendenz der Nation. Da siehst Du überall die blauen Röcke der Republikaner aus den vergoldeten Rahmen herabschimmern; zwölfmal ist der Uebergang über den Bernhard, dreimal die Eroberung des Fortes El Bardo abgebildet; hier sind Schlachten mit den Mameluken und dem

Großvezier, dort die Einschiffung nach Aegypten. Die Schlacht bei Marengo hat besonders die Künstler beschäftigt; ein ungeheueres Stück von wenigstens fünfzehn Fuß Länge und neun Fuß Höhe mit mehr als achthundert Figuren, unter denen fünfzig bis sechzig Porträts sein sollen, ist mit erstaunlicher Kraft und einer Klugheit in der Anordnung gearbeitet, die alles, was ich von dieser Art gesehen habe, weit hinter sich läßt. Wenn ich vor diesem herrlichen Bilde die französischen Soldaten truppweis stehen und sich die Stellen zeigen sah, wo sie gefochten hatten, so mußte ich an Miltiades denken, dessen einzige Belohnung für den Sieg bei Marathon war, sich in der Pökila in der Mitte des Schlachtgewühls gemalt zu erblicken.

Jetzt will ich meine notice des statues durchlesen. Schlaf wohl.

Den 22. October Abends.

Wieder ein Tag verloren. Mir wird nicht wohl bei diesem Zaudern. Um zehn Uhr Morgens fand ich Millin, einen lebhaften Franzosen, klein, blatternarbig, mit pechschwarzen krausen Haaren, in seinem prächtig decorirten Cabinete. Aber die verfluchte Sprache, die mich in solche Fesseln legt. Wir blieben uns fremd; mit meinem eigentlichen Anliegen wagte ich gar nicht herauszurücken; ich entdeckte mich nicht, Millin nahm mich für einen reichen Fremden, der ihn benutzen wollte und ich ging nach einer Stunde wieder, wie ich gekommen war, mit dem Versprechen, jeden Septidi, wo sich die Pariser Gelehrten bei Millin versammeln, wieder zu kommen und bei ihm zu Abend zu essen. Ich will es auch thun, wenn ich bis dahin nicht verhungert bin.

Es fiel mir ein von da mein Heil bei dem Bürger Gail, professeur du grec zu versuchen und ich fand ihn im College de France. Mit Gail, den ich eben bei dem Dejeuner in großer Gesellschaft traf, glückte es schon besser; denn mit dem konnte ich doch Griechisch reden, das ging bei Millin nicht. Er versprach mir leçons allemandes zu verschaffen und ich soll in einer huitaine de jours wieder nachfragen.

Es war zwei Uhr Nachmittags, als ich von ihm kam; den Rest des Tages habe ich im Louvre zugebracht und dann bei Buchhändlern und in Cafés einem gewissen Neugriechischen Doctor Coray, aber vergeblich nachgespürt. Der soll mich retten.

Es geht mit mir stark auf die Neige; es gehört mein Leichtsinn dazu, um ruhig zu bleiben.

Den 23. October.

Mittags traf ich den Neugriechen Coray, einen kränklichen fünfzigjährigen Mann in seinem Zimmer am Kamin. Ich sprach offenherzig mit ihm; er erschrak über meine Lage. Unbekannt mit der Stadt und ihr fast so fremd wie ich, that er für mich, was er konnte; er schrieb mir an den Buchhändler Fuchs (die Pariser nennen ihn Füsch oder vielmehr F'sch ohne das ü hören zu lassen) ein langes Billet. Das sollte ich ihm um vier Uhr bringen. Da war er zu Tische. Ich will morgen wieder hingehen zu einer gelegeneren Zeit.

„Die Stadt ist groß, Hilfsquellen sind gewiß genug da; das Unglück ist nur, daß wir sie nicht wissen", sagt Coray auf Griechisch zu mir. Ich habe zu dem

Bürger Fuchs noch einiges Zutrauen, er ist der erste Buchhändler in der Republik und der Sprache nach mein Landsmann, ein Straßburger. Kann der mir auch nicht helfen, dann bleibt mir noch ein Zufluchtsort; es wird in einem Monat eine neue Conscription eröffnet und man nimmt Fremde. Aber wenn Du auch in Zukunft Deine Briefe in die Straße Grenelle adressiren mußtest, ich bereue nichts. Ein Blick in das Louvre und die Olympier belohnen mich.

Diese Nacht war ich sehr krank. Ich schlief erst nach zwölf Uhr ein, um zwei weckte mich eine heftige Uebelkeit. Zugleich nimmt in meinem Gesicht eine gewisse liebliche gelbe Tinte überhand, welche mein Kolorit, eben nicht zu meinem Vortheil, mit einer gelinden Häßlichkeit versehen hat. Du kennst doch Leuthofes Jenaischen Mistfinken; ich bin der Parisische.

Die hiesigen Menschen zerfallen in Rücksicht meiner in zwei Theile, in solche, die mich für einen Engländer halten und in solche, welche glauben, ich wär ein Polake, und noch dazu ein emigrirter. Gott weiß, was den Leuten zu dieser Conjectur Veranlassung gibt. Die Elegantinnen in den Cafés, die Portiers in den Hotels, selbst der erwähnte französische Officier, mein Nachbar, alle fragen mich: N'avez-vous pas servi sous les troupes polonaises du général Dombrowsky? Und wenn ich dann versichere, dem sei nicht so, heißt es: ah excusez, nous vous avons pris pour un militaire. Oder spukt mein zukünftiger Stand als Consulargardist etwa schon im voraus auf meinem Gesicht?

Den 24. October.

Erst heute war ich bei Fuchsen, der schickte mich auf die Nationalbibliothek an einen gewissen Winkler, Winkler an den Buchhändler Vogel, Vogel an einen gewissen Ferkelspecht Oberlin. Und überall blutwenig Hoffnung und Trost; doch soll ich in einigen Tagen wieder nachfragen.

Ueberhaupt ist die Lesesucht hier nicht so arg wie in Deutschland und folglich sind die Buchhändler und alles was von ihnen abhängt, nicht so geehrt und nicht so bezahlt als bei uns. Selten, daß jemand ein Honorar erhält, dazu gehört schon ausgebreiteter Ruf. Die Galerien der Buchhändler, wo alle Bücher, alte und neue, schon gebunden zu haben sind, sehen wegen der verschiedenen Farben der Einbände aus wie unsere Kramladen; der Hauptzweig ihrer Industrie ist Vertrieb der Journale. Du siehst, wie schlecht die Sachen stehen. Die leçons allemandes werden gut bezahlt, eine Stunde drei Franken; aber sie sind schwer zu bekommen.

Hier im Hause wohnt noch ein Brabanter, Mons genannt, angeblich Student der Chirurgie, ein ganz erbärmlicher Mensch, der vor einigen Wochen 150 Louisdor verthan hat, und jetzt krumm liegt. Dieser sucht auf allerlei gelinde Manier Geld von mir zu ziehen, hat auch schon von mir geborgt. Die Leute im Hause warnen mich erschrecklich vor ihm. Ueberhaupt lassen es die Pariser an gutem Rath nicht fehlen. Heute morgen frühstückte ich in dem Café des étudiants rue St. Mathurin; ich war allein, plötzlich dringt die Frau vom Hause auf mich ein, setzt sich so nahe, daß sich unsere Knie berührten und mir nach der alten Noth alles trübe vor den Augen wird, und fängt an auseinander zu setzen, wie sie meine innocence und jeunesse schon seit einigen Tagen — ich war öfter dagewesen — mit großer Freude beobachtet habe und vielen

Antheil an mir nähme; daß ich mich doch ja vor mauvaises compagnies hüten möchte, vor escroqueurs, welche den jungen Leuten das Geld abnähmen — N.B. wenn sie welches haben, dachte ich — und daß ich besonders nicht Abends spät im Palais Royal verweilen möchte; da sei schon manche Unschuld gescheitert. Als ich endlich ging, zahlte ich für eine Collation Kaffee und Gebäck sechs Sous, pour vous attirer plus souvent und werde eingeladen mit Ende des Brumaire ein Cabinet im Hause zu beziehen, das mich nur dix francs monatlich kosten soll. Dergleichen kleine Abenteuer sind mir mehrere passirt.

Man rüstet sich hier allgemein den 18 Brumaire den Frieden durch ein großes Fest zu feiern. Die Seine zwischen den pont neuf und pont national ist mit Schiffen bedeckt; dort wird mitten im Strome ein Tempel errichtet, der Tempel der Eintracht. Es ist sonderbar, daß die Eintracht hier so wenig festen Grund hat.

Den 3 Brumaire (25 Octbr.).

Ich sehe überall noch keine Hoffnung und bin völlig ohne Geld. Heute Morgens sieben Uhr höre ich meinen Nachbar, den Officier aufstehen und über den dunkeln Gang der Treppe zutappen. Madame, Madame, ruft er wol eine Viertelstunde lang. Endlich stehe ich auf und trete hinaus, da finde ich ihn eben an der Treppe, im Hemde, todtenbleich an die Wand gelehnt, einer Ohnmacht nahe. Juste ciel, j'ai crié une demi-heure et ils ne m'écoutent point sagte er und weinte. Ich brachte ihn in sein Bett zurück und lief hinunter, der Traiteur mußte ihm eine Suppe machen. La sœur du premier Consul est ma cousine sagte mir mein Kranker, als ich wieder hinauf kam und mit ihm in's Gespräch gerieth. Es kam zu Entdeckungen; er ist aus Genua und hält sich in Paris auf um bei dem Kriegsminister Alexander Berthier um eine Pension zu sollicitiren. Wie er dazu kommt, diese zu verlangen, ferner wie er mit der Schwester des Consuls verwandt ist, hat er mir weitläufig demonstrirt, ich habe es aber, da er immer dazwischen hustete, nicht verstanden. Ich deckte ihn warm zu und ging in meine concentrirte Finsterniß zurück.

Monsieur, Monsieur, hörte ich nach einer Viertelstunde wieder. Ich gehe hinüber, nach einer langen Einleitung bittet mich mein Ligurier, ihm, weil er sich une planche — ich weiß bis diese Stunde nicht, ob dies eine Platte, ein Kupferstich, Diele, Brett oder Bohle ist — kaufen wolle, vingt-quatre francs zu leihen. Ich sah, die Bitte kam ihn sauer an. Es war ein hartes Stück, in diesem Augenblick etwas herzugeben, aber er sah so entsetzlich blaß aus, sein Haar ist so schwarz, sein ganzes Gesicht Bonaparten so ähnlich, daß es Barbarei gewesen wäre, ihm etwas abzuschlagen. Ich gab ihm, was ich hatte, 2 Laubthaler und etliche Sous, die nun freilich wol nicht zur planche, sondern zu ganz andern Dingen verwendet werden mögen, die er aber doch nöthiger brauchte als ich. Er mochte lange kein Geld gesehen haben; er war wenigstens ungeheuer froh über meine Bereitwilligkeit; ich hatte eine glückliche Viertelstunde. Ob er mich betrügt, weiß ich nicht; es ist sehr leicht möglich; aber ich bin bezahlt genug.

Gegen Mittag ging der Ligurier zum Kriegsminister, ich fiel indeß einigen Buchhändlern in's Haus. Ich will ihm wünschen, daß er in seinem Gesuch

glücklicher gewesen ist, als ich in dem meinigen; ich bin durchaus ohne Hoffnung. Uebersetzungen sind schlechthin nicht zu bekommen; deutsche Stunden für den Augenblick auch nicht. Morgen will ich noch einmal zu Fuchsen gehen, um ihm meine Noth zu klagen, kann der mir nicht helfen, so seid mir gegrüßt, ihr Embleme meines neuen Standes, du o Livree oder du o Muskete.

Abends 10 Uhr.

Ich bin in eine dumpfe Apathie versunken, die mich über mein Schicksal nicht weiter nachdenken läßt und ich erwache nur zuweilen, aber diese Augenblicke sind schrecklich. Um sieben Uhr stand ich auf dem quai des théatins und genoß eines herrlichen Anblicks. Um den Tempel der Eintracht vor den 18. Brumaire zu vollenden, arbeitete man auch die Nacht hindurch. Da war der ganze Fluß vom Louvre an bis zum Collége des quatre nations herüber mit Schiffen bedeckt und in jedem Schiff brannten mehr als zwanzig Lichter. Dies und die prächtigen, wie die Sonne strahlenden Reverberen auf dem hohen pont neuf und pont de la révolution, die glänzenden Lichter aus den Fenstern des Palastes der Tuilerien, die erleuchteten Fenster im Louvre und die unendliche Häuserreihe, die sich längs den Quais hinunterzieht, alles von dem Fluß im Widerschein zurückgeworfen, gab einen herrlichen Anblick in der nebligen Nacht. Ich lehnte mich auf die Brustwehr des Quais, da schlug es im Louvre sieben Uhr und in demselben Augenblick wirbelten die Trommeln jenseits in den Tuilerien bei den Kasernen der Consulargarde, dicht neben mir, wo die 63. Halbbrigade steht und nach der Seite der Invaliden zu im Quartier der neunten leichten. Man schlug den Zapfenstreich. Ich habe nie etwas gehört, was mich so erschüttert hätte.

Den 5. Brumaire, Nachmittags.

Alles geht besser als ich dachte. Gestern Abend warf ich mich auf eine Bank im Palais Royal und saß lange da, die Boutiken wurden verschlossen um mich her, die Lichter verloschen in den Galerien; es war halb elf Uhr: Da kam zwischen den Säulen eine lange Gestalt auf mich zu mit einem schwarzen Barte; es war einer der Mameluken, die Bonaparten aus Aegypten hierher gefolgt sind. Ein langer Schwarm von Freudenmädchen lief hinter ihm her und neckte ihn, das arme Thier wußte vor Angst nicht wo hinaus. Ich grüßte ihn auf arabisch; das freute ihn, wir gingen zusammen die rue Traversière hinab nach den Tuilerien zu, wo er mit seinen Landsleuten wohnt. Er erzählte mir mancherlei; es war das erstemal, wo ich arabisch reden hörte, aber ich verstand ihn besser, als ich geglaubt hätte. Ich fragte nach seinen Bekannten und erfuhr, daß er mit der Umgebung des türkischen Gesandten hier Umgang pflege; er rieth mir zu dem Dollmetscher der Gesandtschaft zu gehen, an den er mir einen Gruß auftrug. Wir waren am Portale des Palastes und trennten uns.

Heute Morgen ging ich zu dem türkischen Dollmetscher, der Kodrikas heißt, ein Grieche und zu Athen geboren ist. Ich wurde von einigen bärtigen, in Kaftan gekleideten Kerls, von oben bis unten beschaut — das Hotel hatte mir Jussuf, der Mameluk, angegeben — und zu dem neugriechischen Manne hineingelassen. Kodrikas saß auf einem kleinen Rohrstühlchen am Kamin, das ganze

Zimmer war voll Rauch. Ich fing an Griechisch zu klittern, kurz, es gelang mir, ihn zu gewinnen. Kodrikas schrieb mir ein Billet an Villoison, den Herausgeber des Homer; Villoison nahm mich mit aller französischen Artigkeit auf, ließ mich heute Mittag bei sich essen, versprach mir Arbeiten auf der Nationalbibliothek im Copiren griechischer Manuscripte zu geben, bat mich jede Dekade einen Morgen zu ihm zu kommen, um mit ihm Neugriechisch zu reden — er war selbst sieben Jahre in Griechenland und hat einen Monat in Agias Dimitrios, drei Stunden von Ampelakia gewohnt — und fuhr am Ende mit einigen Laubthalern Vorschuß für diese griechische Stunde, wie er so human war es zu nennen, vor. Davon habe ich eine Woche meine Nahrung vorausbezahlt und bin nun ein Weilchen vor Mangel sicher; wenn ich nur nicht so entsetzlich frör. In meiner Stube ist es fast so kalt wie auf dem Tripsteine, schrecklichen Andenkens.

Es sind mir schon unterschiedliche honorable Vorschläge gethan, wie ich mein Unterkommen gewinnen könnte. Gambs, Prediger bei dem schwedischen Gesandten, wollte mich zum — Vorsänger in seiner Kapelle haben, weil ich ihm eine gute Stimme zu haben schien. Fuchs trug mir an, sein Commis zu werden; ich sollte auch einiges Geld, 400 Francs, bekommen, aber mich verpflichten, acht Jahr bei ihm zu bleiben und die Buchhandlung zu erlernen. Es saß eine ganze Reihe niedlicher Mädchen im Comptoir, während diese Verhandlung vorging; sie konnten kein Wort Deutsch und sahen mich immer mit Verwunderung an; es waren vermuthlich Fuchse's Verwandte. Ich kann nicht leugnen, die 400 Francs und die Mädchen lockten mich; aber ich habe es doch ausgeschlagen. Endlich trug mir heute der Ligurier, der mir einen Besuch machte, als ich noch im Bette lag, den Vorschlag vor, Soldat zu werden und geradezu mich bei dem Generalstab der hier liegenden Division anstellen zu lassen, für's erste nur als Schreiber. Er wollte mir selbst ein Schreiben machen und mit der famosen Cousine deshalb reden. Ehe ich mich aber durch Cousinen, sie mögen große oder kleine Köpfe haben, befördern lasse, will ich lieber verhungern.

Hole der Henker das oft erwähnte honette Ansehen, das mich nie verläßt und mir tausend Ungelegenheiten verursacht, indem mich die Leute, ich mag sagen und thun, was ich will, für einen Millionär halten. Gehe ich in's palais Égalité und verweile mich ein wenig, so rennen Mädchen auf mich zu und machen mir Anträge, fliehe ich durch die Straßen, so verfolgt mich Mons und will von mir ein Dreißigsousstück borgen, das ich nebst den zwölf Franken, die er mir schon schuldet, in drei Stunden wieder haben soll, erbietet sich auch dafür, wenn ich in einem lateinischen Buche einen schweren Ausdruck fänd, hinreichende Auskunft zu geben; rette ich mich auf meine Stube, so dringt der Wirth vom Hause herein und will ein Capital von 1200 Livres geliehen haben; bin ich bei Buchhändlern, so behandeln sie mich wie ihresgleichen, sprechen von Politik und sind so artig, daß ich vergesse, daß ich nicht weiß, wo ich diesen Mittag essen soll; kurz, ich wollte, ich sähe aus wie der ärgste Lump; ich würde es bequemer haben.

Dem Himmel sei Dank für mein erstes Verdienst. Ich hoffe es soll gehen.

ah ça ira, ça ira, ça ira
tout le peuple sans cesse répète.

Den 7. Brumaire.

Gestern war ich wieder bei Villoison, der indessen hin und her gesonnen hatte, wie er mir eine Art von Unterhalt verschaffen sollte. Venez, je m'en vais vous présenter à une dame savante, sagte er, als ich kam. Wir gingen durch den Platzregen in die rue Sorbonne in ein Hotel. Madame vient de sortir, rief uns der Portier zu. Villoison stieß einige gelinde Flüche aus und wir trennten uns; ich sollte heute wieder kommen. Um elf Uhr war ich bei ihm, er schickte mich mit einem Billet an madame ci-devant duchesse de Breteuil, deren Mann Finanzminister unter Ludwig XVI. war. Ich komme hin und warte eine halbe Stunde in dem mit Marmor getäfelten Antichambre. Madame war noch im Bett. Endlich lassen mich die Lakaien hinein, die ci-devant Herzogin empfängt mich, auf einer Ottomane liegend, mit junonischen Anstand. Es ging mit dem Sprechen über alles Erwarten gut. Wir wurden eins, ich soll ihrer Tochter täglich eine deutsche Stunde geben und damit morgen halb elf Uhr anfangen.

Darauf wurde ich in das Cabinet von mademoiselle geführt, die eben Lection auf dem Clavier hatte. Ich fand ein Mädchen, an der freilich nichts schön ist, als ein paar große brennende Augen, die ziemlich hager und bleich aussieht, die aber die ganze gelehrte Erziehung des ehemaligen französischen hohen Adels genossen hat. Sie spricht italienisch und englisch, liest latein und lernt jetzt griechisch. Ich verordnete frisch von der Leber weg die erste deutsche Grammatik, die mir einfiel, die von Gottsched. Die junge Dücheſſe schrieb den Namen — Quodechèdt nach ihrer Orthographie — auf einen Zettel und der Kammerdiener wurde nach einer librairie geschickt, das Buch zu holen. Darauf empfahl ich mich.

Ich würde ungerecht sein, wenn ich nicht die außerordentliche Schonung und Delicateſſe der Franzosen, mit der sie mich behandeln, erkennen wollte. Um eine Gelegenheit zu haben mir etwas geben zu können, ohne mich zu beschämen, gibt sich Villoison, der zwanzigmal mehr neugriechisch versteht als ich, jede Dekade einen Vormittag mit mir ab und nennt das leçons de grec, die ich ihm gebe. Hier bei Breteuils wissen sie wahrscheinlich recht gut, daß mir das Feuer auf die Nägel brennt, dem ungeachtet thut man als wenn man mir auf's höchste verbunden wäre. Vous pouvez demander tout ce que vous voulez, monsieur le professeur, sagte die Mutter; ich habe 30 Sous für die Stunde gefordert, und man bat mich, jeden Morgen zum Dejeuner eine Viertelstunde vor der leçon zu kommen pour causer un peu.

Es ist überhaupt mit den französischen Gelehrten eine ganz eigne Sache. Männer wie Villoison, dem Europa die Untersuchungen über Homer verdankt, deren leicht zu findendes Resultat Wolf's bekannte, jetzt aufgestellte Meinungen sind, findest Du des Morgens zehn Uhr in zerrissenen weißen Ueberröcken, niederhängenden Strümpfen und nacktem Halse vor dem Kamin auf der Erde hockend und

in Folianten lesend; dagegen ist in dem Cabinet um sie her alles so sauber, alles so geschmackvoll mit Spiegeln, Statuen, Basreliefs verziert, daß Du wol siehst, der Mann hat Zeit gehabt an alles zu denken, nur an sich nicht. Dabei haben sie alle die unruhige Regsamkeit der Nation; Millin konnte nicht zehn Worte mit mir sprechen, ohne mit dem soufflоir das Feuer im Kamine anzublasen oder in der Asche zu wühlen. Statt des Feuerstörers nahm Gail sein kleines Kind, hob es auf die Kniee und küßte es, wenn ich redete, beständig auf die Nasenspitze. Uebrigens kannst Du Dir kaum vorstellen, wie äußerst artig sie manche kleine Gefälligkeiten anzubringen wissen. Ich lasse bei Millin einige Worte fallen, daß ich Figuren zeichnete und auch hier mich wol an den Antiken versuchen würde; zwei Tage darauf schickt er mir ein gedrucktes Billet in's Haus, das mir zu allen Zeiten den Einlaß in die Galerie verschafft. Die Deutschen, welche hier von meinem Entschlusse und meiner Lage hörten, drückten sich mitunter ziemlich hart darüber aus: „Sie glaubten, junger Freund," sagte Fuchs, „die gebratenen Tauben würden Ihnen hier in's Maul fliegen, aber sehen Sie, sie sind noch nicht gefangen, wenigstens noch nicht gerupft." Von keinem Franzosen habe ich Aeußerungen der Art gehört. C'était une petite étourderie de vous de vous jeter dans la foule d'une ville égoïste et corrompue; mais vous y êtes actuellement et vous ne serez pas perdu war das stärkste, was mir gesagt worden ist. Es sind Gail's Worte.

Ueberhaupt, um über das Ganze zu urtheilen, verdanke ich meine Rettung hier nicht sowol dem Talent, das ich haben mag und meiner innern Kraft, als meiner Polyhistorie und dem Geschick mit Allen über Alles sprechen zu können. Die Nation ist erstaunlich leicht zu blenden. Comment? même le grec moderne? schrie jedermann, wenn ich erwähnte, daß ich neugriechisch konnte, — oui, l'Allemagne est très fertile en Hellenistes. Und bei alle dem bleibt es mir fast unbegreiflich, wie ich gerettet werden konnte. Eben weil dieses Volk so sehr nach dem Aeußern urtheilt, konnte ich, dessen stockende Sprache und daraus entspringende ewige Verlegenheit gar sehr gegen die manières dégagées und légères der Franzosen und Französinnen abstach, unmöglich unter ihnen mein Glück machen, wenn nicht außerordentliche Umstände eintraten. Mich rettete eine Sache, auf die ich nie sonderlichen Werth gelegt habe, mein Neugriechisch, und das war natürlich sehr zufällig. Jetzt habe ich das härteste überstanden; ich werde mit Mangel und Noth zu kämpfen haben diesen Winter; aber bringe ich es dahin, mich einigermaßen bequem einrichten zu können, wer ist dann glücklicher als ich? Welcher Reichthum, welche Fülle von Schätzen jeder Art, in jedem Gebiete des Wissens, welche Menge unbekannter Manuscripte, welche Hilfsquellen für jedes Studium. Ueberall sind die Bibliotheken, Galerien, Naturaliencabinete, botanischen Gärten geöffnet, überall unentgeltliche Vorlesungen, einzig in ihrer Art. Daß der ungeheure Zusammenfluß von Menschen, das unaufhörliche Reiben und Drängen einer unruhigen Menge jedem Einzelnen einen Anstrich von Cultur gibt, ist natürlich, aber die Empfänglichkeit für das Schöne und Gute, die Du auch unter dem gemeinsten Pöbel triffst, muß jeden Fremden in Erstaunen setzen.

Was ich mit dem achtzehnjährigen Mädchen anfangen soll, das ich unter

die Hände bekommen habe, weiß, im Vertrauen gesagt, monsieur le professeur selbst noch nicht. Ich werde morgen in aller Frühe ausgehen, um von irgend einem Buchhändler, den ich kenne, Quodechèdt's Grammatik zu expressen — kaufen kann ich sie jetzt nicht — und mich dann in vollem Ernste auf meine Stunde präpariren. Leider habe ich auf der Oberlippe einen so abscheulichen Schnurrbart, daß ich verzweifeln möchte und gleichwol keinen Sous, um ihn abnehmen zu lassen. Ich muß damit warten, bis Villoison wieder vorschießt. Kodrikas war so unvorsichtig gewesen, mir kein Wort von Villoison's politischer Meinung zu sagen und ich war heute in Gefahr, durch eine Lobrede auf die Republik alles zu verderben. Er fiel mir zum Glück mit Hastigkeit in die Rede, ich merkte seine Denkungsweise und lenkte geschwind ein. Villoison ist ein wüthender Royalist, so sehr, daß er selbst in dem Cirkel der ci-devants unter dem Namen Sans-raison bekannt ist. Die Consuln sind äußerst freundlich gegen ihn; er hat eine Besoldung von 7000 Francs und ißt alle Dekadis bei Bonaparte, aber er haßt die Republik dennoch. Es geht hier das wunderliche Gerücht, der Dauphin, Ludwig's XVI. Sohn, sei nicht todt! das Kind, das 1794 im Tempel starb, sei ein untergeschobenes, fremdes gewesen. Der Dauphin sei heimlich gerettet worden, lebe noch im Verborgenen und würde seiner Zeit hervortreten. Und dies alberne Märchen glaubt Villoison. So schwach macht die Menschen der Parteigeist. Sonst hat er viel Gutherzigkeit und eine wahre Wuth, den Leuten zu dienen. Ich hoffe, wenn ich erst mehr reden kann, noch vertrauter mit ihm bekannt zu werden.

Einiges gefällt mir in Paris freilich nicht. Und zwar erstens kann man die Boten nicht los werden. Fragen muß man nach der und jener Straße; da kommt gleich das halbe Quartier in Aufregung, hunderte weisen Dich zurecht, hunderte bieten sich an, es sei fast ihr Weg, sie wollten mitgehen. Besonders sind die Mädchen mit diesem Antrage gleich bei der Hand; und wenn Du sie auch durch alle ersinnlichen Mittel Dir vom Halse hältst, so ziehen sie von ferne hinterdrein und willst Du etwa in eine unrechte Gasse einbiegen, siehe, da erschallen, oft in dem Augenblicke, wo Du Dich befreit glaubtest, aus dem Hintergrunde Stimmen, welche Dich von der Nähe dieser Ungeheuer nur zu deutlich überzeugen. Es ist manchmal um rasend zu werden. Zweitens gibt es keine Oefen in den Stuben. Das lodernde Feuer in den Kaminen blendet mir die Augen, zumal Abends und wärmt mich nicht. In meinem Zimmer ist nicht einmal ein Kamin und ich würde selbst diesen angenehmen Aufsatz nicht zu schreiben die Ehre haben, wenn ich nicht diesen Abend am Kamin des Liguriers (Jérome Cattane aus Genua) zubrächte, wo ich einigermaßen erwärmt bin. Er sitzt mir gegenüber und schreibt an einem grand plan pour l'organisation des troupes françaises proposé au premier Consul, den er drucken lassen will. Es friert hier eben so arg als in Deutschland, und ich weiß schlechterdings nicht, was diesen Winter aus mir werden soll. Doch es lebe Villoison. Kommt Zeit, kommt Rath.

Paris, den 9. Brumaire 10.

Villoison ist für mich durch die Stadt gelaufen; er hat mir bei einem Doctor der Medicin, Jauffret, der einen Deutschen bei sich haben will, mit dem

er zu Mittag essen kann, freien Mittagstisch ausgemacht. Ich habe heute zum ersten Male dort gegessen, bin noch ganz trunken von der Freundlichkeit der Leute und ihrem Wein. Es lebe Paris, es leben die Pariser.

Auch habe ich meine ersten leçons überstanden, ob mich gleich die schwarzen Augen hundertmal irre gemacht haben. Großer Gott; ich muß doch wol etwas werth sein, weil die Menschen hier so viel aus mir machen. Die Thätigkeit Aller zu meinem Besten zersprengt mir fast die Brust. Heute hatte ich nach der löblichen Manier, an die wichtigsten Sachen nicht zu denken, vergessen zu Villoison zum Dejeuner zu kommen und er läßt mich durch den Kammerdiener in meinem Loche aufsuchen und hinbringen.

Die Philologin, Mademoiselle Breteuil, war heute in die herrlichsten Faltenwürfe gekleidet. Sie hat mir ihre Zeichnungen gewiesen, sie zeichnet nach den Antiken im Louvre, hatte mich auch schon dort gesehen, ehe Villoison mich in's Haus schickte. Sie spricht englisch; ich will es auch lernen. Aber entweder traut man mir oder uns beiden nicht recht; denn während der Lection sitzt immer eine alte Kammerjungfer mit im Zimmer, die, wenn ich gehe, mit hinuntersteigt. Wenn ich nur mehr schwatzen könnte; aber so lerne ich von dem Mädchen mehr französisch als sie von mir deutsch. Und die ungeheure Freundlichkeit! — es ist doch gut, daß die alte Kammerjungfer dasitzt.

Wäre nur der Schnurrbart nicht und fing der Consularrock nicht an, an dem Ellenbogen durchzugehen, so nähme ich es mit den Olympiern selbst auf. Ich muß alle meine Kräfte zusammennehmen, um Villoison mit seinen Empfehlungen nicht stecken zu lassen, der mich in den Billets, die er, um mich zu poussiren, an Gott und alle Welt schreibt, un jeune homme, qui va être un des plus grands savants du monde littéraire nennt und die Unvernunft begeht, mich das Zeug vorher lesen zu lassen.

Den 10. Brumaire.

Ich füge noch den Auftrag bei, mir mit umgehender Post auf jeden Fall Schiller's Gedichte und womöglich auch den Wallenstein zu schicken. Mademoiselle Breteuil, die mit unglaublicher Leichtigkeit lernt, und jetzt (in der dritten Lection) Geßner's Idyllen übersetzt, hat die Kühnheit gehabt mir zu sagen: mais ce monsieur est un peu fade avec ses moutons et ses toits de paille. Warten Sie, meine Theure, wir wollen mit dem schweren Geschütz unserer Nation vorfahren. Hier kennt kein Mensch Schillern oder seine Werke; Millin, der sieben Jahre deutsch gelernt hat, spricht beständig von Utz, Hagedorn, Zacharias, Gellert als unsern besten Köpfen. Die Buchhändler selbst kennen Wieland nicht und erinnern sich blos, einige Traditionen von monsieur Schoet (Göthe) gehört zu haben; auch dauert das Verschreiben eines Buchs immer Vierteljahre. Laß uns die Ehre unsrer Nation retten.

Den 13. Brumaire.

Endlich bin ich für 30 Sous geschoren und rasirt worden; mein Kopf hat die genaue Gestalt eines echten pariſischen Zierbengels. Alles ist ganz kurz geschnitten; nur hängen drei enorm lange Schwänze auf die Augen und zwei Büschel (mèches in der Kunstsprache) von den Ohren herab. Das Ganze gibt bei schwarzen Haaren ein gewaltig martialisches Ansehen, das jetzt — wo eben,

da ich dies schreibe, eine neue Conscription unter ungeheurem Zulauf des Volks unter meinen Fenstern proclamirt wird und alles von zurückgekommenen conscripts wimmelt — jeder junge Mensch zu affectiren sucht.

Ich engagire mich vielleicht für einen gewissen Bode in Berlin, der Herausgeber des Euripides werden will, Manuscripte auf der Nationalbibliothek zu collationiren, wenn er mich gut bezahlt. Villoison, den ich heute besuchte, hat mich gescholten, daß ich für meine leçons nicht mehr gefordert habe; aber er weiß nicht, daß ich sie nöthigenfalls ganz umsonst geben würde. Je crois que vous êtes content de votre écolière savante, sagte er mir — Content?!

Je divine tout, sagt mir gestern die savante écolière, vous n'avez pas vainement étudié à Jénes; vous n'êtes pas venu pour rien à Paris, vous êtes Jacobin. Ich wollte das nicht zugeben. Ça ne fait rien, je suis bien impartiale, mais — il ne faut pas dire cela à ma mère. Ich hätte das Mädchen umarmen mögen. Ainsi vous croyez qu'on nous enseigne des principes républicains à Jénes? Oui, oui; Monsieur de la Tige (ein zurückgekommener Emigrant) a raconté à ma mère, que Jénes était la vraie pépinière de la propagande allemande. Et vous avez étudié à Jénes, monsieur, ma mère le sait. Daß Jena hier in einem so guten Rufe steht, hätte ich nicht geglaubt. Uebrigens dauern die Verwechselungen mit Genua noch immer fort und machen mich fast rasend.

Soeben ist der Ligurier vorgefahren und hat mir von neuem alles Geld abgepreßt, was ich hatte. Den 25. Brumaire holt er sein Geld, wie er sagt, aber bis dahin ist es noch lange; und ich bin in beständiger Unruhe, nicht ob ich betrogen werde, sondern ob mir jemand morgen etwas leihen wird oder nicht. Man macht sich dadurch bei den Leuten verächtlich, und ich brauchte es nicht, wenn ich nicht selbst auslieh.

Den 15. Brumaire.

Gestern aß ich bei Cramern zu Mittag, Gail, der Staatsrath Duteuil, ein Deutscher und ein Pariser, die ich nicht kannte, waren von der Gesellschaft. Ich gefiel mir ganz ungeheuer daselbst; auch waren die Leute erstaunend artig.

Ich presse Geld, wo ich kann und die Leute sind auch mit den Vorschüssen gleich bei der Hand. Die ganze deutsche Landsmannschaft gibt Geld, Bücher, Landkarten um die Wette her — ich habe noch nie so schwelgerisch gelebt. Der deutschlernende Doctor Jauffret setzt mich heute Mittag hinter eine petite soupe de riz, ein bouilli ragoûté, ein petit morceau d'anguille fricassée, ein petit dessert de raisins, de bonbons etc., lauter herrliche Sachen, wovon ich aber vor Angst kaum einen Bissen habe essen können, weil ich beständig sagen sollte, wie all das Zeug, das ich in meinem Leben nicht gesehen habe, deutsch heißt. Da habe ich entsetzliche Mythen gemacht, zum Theil recht boshaft, und Doctor Jauffret lallt jetzt von gepreßten Enten und gepumpten Pasteten, daß es eine Lust ist.

Mit Bode werde ich mich nicht einlassen, er scheint nicht genug daran wenden zu wollen; vielleicht fange ich an, für Cramer zu übersetzen.

Den 16. Brumaire.

Der Landsleute ungeheure Vorschüsse haben mich in den Stand gesetzt — wer faßt mein Glück — einen Ofen zu kaufen. Als es dunkel wurde, bin ich nicht ohne gelinde Lebensgefahr die rue Dauphine hinabgeeilt, über den pont national und habe von dem Tempel, der dort gebaut wird, eine ganze Tracht Holz aufgelesen.

Den 19. Brumaire.

Ich bekomme Händel mit Madame Breteuil, denn sie sucht welche und bricht die Ursachen vom Zaune. Es ist ein garstiges, altes, adelstolzes Weib, das durch die Revolution immer unvernünftiger geworden ist. Aber die Tochter. Ich habe der Französinnen Freundlichkeit nie liebenswürdiger gesehen.

Ach das Fest, das Fest! das Ganze liest Du vielleicht in den Zeitungen. Es waren drei Acte des großen Schauspiels, die Maneuver auf dem Flusse um den Tempel des Handels her, die große Pantomime im Tempel des Friedens und die Illumination mit dem Feuerwerke. Ich lief bis Mitternacht durch die Straßen, freudetrunken unter der freudetrunkenen Menge und las die Inschriften, die aus jedem Fenster, von jedem Portale herableuchteten. Einige waren gar schön. An der Façade des Pantheons las ich:

Il a tenu parole.

Bonaparte hatte nämlich beim Antritt des Consulats in zwei Jahren den Frieden versprochen. Diogenes mit der Laterne auf Bonaparten zeigend:

Je l'ai trouvé.

An dem Palast der Tribunen:

Hommes libres voyez votre ouvrage.

An dem Hôtel des Consul Lambacérès:

Le peuple sait trop bien sa liberté à défendre
Et n'obéira qu'aux lois,
Et l'heureux Bonaparte est trop grand à descendre
Jusqu'au trône des rois.

An einem andern:

Pour asservir le Tibre
Annibal employa seize ans,
Mais pour le rendre libre
Bonaparte a mis un printemps.

Paris, den 15. Frimaire (6. December) 1801.

Ich begreife wol, daß Deine Briefe noch nicht da sein können; aber dennoch bin ich unruhig. Es wär ein möglicher Fall, daß wenigstens das erste Paket, von Rüdesheim datirt, nicht an dich gekommen wäre.

Wie die Sachen jetzt stehen, kommt der Entschluß zur Reife, den ich Dir früher nur verstohlen zu äußern wagte; ihr werdet mich in Deutschland wahrscheinlich nie wieder sehen. Ich bin einem Volke, das mich mit einer Freundlichkeit aufgenommen hat, die meine kühnsten Erwartungen übersteigt, alle meine Kräfte schuldig, sobald ich ihm werde nützlich sein können. Wollen mich die Thessalier haben, gut — so reise ich in die Barbarei, um mich vielleicht von einem Pascha stranguliren zu lassen. Hat aber dieser Kreuzzug in das gelobte Land nicht statt, dann — und es muß sich ja wol binnen Jahresfrist aus-

weisen — will ich eilen, mich zu fixiren. Und der nächste Weg, französischer Bürger zu werden, ist ja bekanntermaßen die Heirath mit einer Französin.

Villoison wollte mir vor einigen Tagen eine unverhoffte Freude machen, indem er mir die Möglichkeit zeigte, bei dem jetzt organisirten Prytaneum zu St. Cyr als professeur de la langue allemande angestellt zu werden und mir erzählte, wie er mit dem Minister des Innern, Chaptal, schon einiges davon gesprochen hätte. Trotz der 3000 Franken und dessen, daß man freies Brot und freies Bier, freies Bier und frei Losier, frei Losier und frei Revier u. s. w. hat, mochte ich doch von der Sache nichts wissen. Thessalien liegt mir an der Seele und Basilika. Und überdem wäre in diesem Augenblicke die Entfernung von Paris ein harter Schlag für mich.

Die Regierung macht große Pläne, die griechischen Hundsfötter ein wenig zurecht zu bringen. Saint Croix, derselbe, der wie Wilhelm Schwabe in Secunda so gut wußte, de mysteriis veterum — sprich fetterum — geschrieben, soll große Stereotypausgaben aller griechischen Classiker veranstalten, die man zu spottwolfeilen Preisen im Orient losschlagen will. Ich soll die Correctur der Probebogen besorgen. Die Sache ist ganz gut; ich habe zwar die bescheidne Einwendung gemacht, daß von 50 Griechen wenigstens 49 von der poetischen Anschauung des Unendlichen, die gewisse Leute in Jena so sehr vertheidigten, so viel bekommen haben, daß sie keinen Buchstaben lesen können und lieber Oliven fressen als den Oelbaum der Pallas pflegen; aber man sagt, angefangen müsse doch einmal werden. Und sobald man die Sache nicht als Speculation, sondern als politische Maxime betrachtet, ist sie auch tadellos.

Die Oeconomica haben einen plötzlichen Umschwung zu meinem Vortheil erhalten. Ich habe nicht nur einen neuen Ueberrock erschwungen, sondern bin auch in einem café für Frühstück und Journallectüre auf ein Vierteljahr versorgt, und — wer kann mein Glück übersehen — habe einen Ofen im Zimmer und Holz. Geht das immer so fort, wie bisher, so gerathe ich in eine Opulenz, gegen welche die Helmstädtische eine wahre Bettelarmuth war. Ich habe außer der Breteuil noch zwei Lectionen, eine im Griechischen, die andere im Deutschen, von denen jede mit drei Franken bezahlt wird. Das ist der Hauptfond meiner Einnahme. Zwischendurch arbeite ich für Saint Croix. Wenn ich nur besser französisch schreiben könnte. Das Sprechen geht schon recht gut, aber es gibt noch viele Menschen, die ich nicht recht verstehe. Dahin gehört Barbié du Bocage, der die Karten zum Anacharsis geliefert hat, Berthollet, Villoison selbst, wenn er ißt, welches mit einer ungemeinen Avidität geschieht, und vorzüglich der Bruder der Breteuil.

Wenn ich einmal, statt mich in einer Helmstädtischen Canzlei todt füttern zu lassen, wie es hätte kommen können, in irgend einen türkischen Kerker mein abenteuerliches Leben ausschmachte und Du mein Biograph werden solltest, so vergiß nicht den Einfluß in Anschlag zu bringen, den der Umgang mit Villoison auf mein ganzes Wesen gehabt hat. Ich fühle, daß die Zeit, die ich hier zubringe, für mein Leben entscheidend ist; mein Geist erweitert sich mit jedem Tage in dieser Hauptstadt der Welt, in diesem Gewühl der Hunderttausende, wo jeder mit dem zusammentrifft, der für ihn paßt. Ich habe unter den jungen

Franzosen meines Alters herrliche Köpfe kennen gelernt, besonders, was die ganze Nation auszeichnet, mit gewaltiger Kraft und Behendigkeit im Ausdruck und mit feuriger Phantasie, aber die Campagnen, die sie alle in Italien und Deutschland mitgemacht haben, und der gänzliche Mangel des Unterrichts während der Schreckenszeit, haben die meisten mehr oder weniger zurückgesetzt. Es ist überall viel Anlage, aber wenig Ausbildung.

Ich bin endlich so weit gekommen, den Abend von sieben bis Mitternacht, die ganze Dekade[1]) hindurch glücklich unterzubringen. Primedi ist großer republikanisch-protestantischer Club bei dem dänischen Gesandtschaftsprediger, meist Deutsche, Duodi conversation des savants bei Clavier, Tridi bei Larcher, Uebersetzer des Herodot, Quartidi esse ich bei Cramer, einem wüthenden Republikaner, Quintidi ist Disputation bei Villoison, der folgende Tag fällt aus und ist mir darum der liebste. Den Septidi versammelt sich die Gesellschaft bei Bürger Millin, Octidi bei Barbié du Bocage, der mir von allen Parisern der wertheste ist, weil er fast noch weniger glaubt als ich, den Nonidi bei Bertholet, den Dekadi gehe ich — darf ich es sagen? — in ein gewisses Haus der rue de Sorbonne. Breteuils geben da Gesellschaft. Es ist eine angenehme Manier, in diesen flimmernden Cirkeln um die Kamine her, sein Leben hinzubringen; man lernt die Sprache; aber man lernt nicht viel Sachen.

Paris, den 8. Nivose 10. (27. December 1801).

Du läßt mich so lange ohne ein Wort des Trostes und der Erinnerung aus der Heimath, daß es nicht entschuldigt werden kann. Baue nicht zu sehr auf mein gutes Gedächtniß; das Gewühl dieser Haupt- und Weltstadt verwischt alle Eindrücke aus jedem Busen. Doch ein Leben in einem unaufhörlichen Taumel verbracht, hat auch seine Reize. Die Vormittage (9—3) sitze ich am Kamin Französinnen gegenüber; ich sage vor: ich, sie sagen nach: ick oder itsch — so gehen die Stunden in der edelsten aller Beschäftigungen vorüber. Nach Tische (von 7 an) treibt der Teufel der Gesellschaften sein Spiel; so fehlt mir der Augenblick des ruhigen Nachdenkens und ich schreibe dies zu einer Zeit, wo Du wahrscheinlich einen kleinen Morgenspaziergang durch den Hagen machst, d. h. Nachts 3 Uhr.

Leugnen will ich es nicht, daß es mich freut, auch durch meine Existenz den Geschmack für deutsche Sprache und Literatur sich hier immer weiter verbreiten zu sehen. Bekannt unter dem mythischen Namen le jeune Saxon habe ich ob meiner sogenannten méthode philosophique eine Art von Reputation erworben, die mir zwar unbegreiflich ist, denn ich spreche noch jetzt nicht 10 Worte französisch ohne Sprachfehler und bleibe zuweilen ganz stecken, die mir aber doch interessante Bekanntschaften die Menge und Lectionen, mehr, als ich geben kann, verschafft. Ich gebe einem der schönsten Weiber in Paris Stunde, der Wittwe des Revolutionärs Condorcet. Welche Freundlichkeit, welche Grazie! Und was lese ich mit ihr? Werther's Leiden. — Bleibe ich länger in Paris,

[1]) Der Monat war nach dem republikanischen Kalender, statt unserer vier Wochen, in drei Dekaden abgetheilt, d. h. je zehn Tage, deren Namen sich im Texte angegeben finden, Primedi, Duodi ꝛc.

so mache ich vielleicht der gelehrten Welt ein Geschenk mit einer Ausgabe Theophrasts de plantis. Ich habe ein Manuscript auf der Nationalbibliothek gefunden, das uns einen ganz neuen Text gibt. Doch davon ein ander Mal.

Vom Jahre 1802 an werden die Mittheilungen Hase's an seinen Freund Erdmann seltener, sie sind weniger eingehend und bieten minder allgemeines Interesse. Wir begnügen uns deshalb einiges auf die politischen Zustände des damaligen Paris bezügliche zum Schluß mitzutheilen.

Den 16. Ventose 10. (7. März 1802).

Ich muß die Augenblicke ergreifen, wo ich Zeit habe, etwas für Dich niederzuschreiben, sonst sehe ich wol, kommt bei diesem ewig wogenden Wirbel von Sachen und Geschichten nie etwas Vernünftiges zu Stande.

Wenn Dir, mein Theurer, die Ueberzeugung frommen kann, daß Du den glücklichsten aller Sterblichen zum Freunde hast, so habe sie. Daß mein Herz so vielfachen Genüssen Raum geben könnte, hätte ich nie gedacht. Und es muß eine Stadt sein, wie diese, wo alle meine Wünsche Befriedigung finden sollen. Ich komme eben aus dem théâtre de la république, wo wir uns fast die Hälse ausgeschrieen haben, um den Applaus zu übertäuben, den die aristokratische Partei dem Stücke gab, das aufgeführt wurde. Es hieß l'antichambre. Die Scene ist im Vorzimmer eines Pariser Reichen, im Carneval. Seine Bedienten und die Bedienten anderer Herrschaften verkleiden sich in das Costüm ihrer Herren, spinnen Gott weiß welche Intriguen an und werden endlich wieder aus ihrem ephemeren Zustande durch die Rückkehr ihrer Herrschaften herabgestürzt und nach Gebühr gezüchtigt. Solltest Du glauben, man hatte die Frechheit, alle Stellen, die einigermaßen zweideutig waren und von der Arroganz des Gesindes handelten, das an Stelle seiner Herren tritt, auf wen zu beziehen? — auf den ersten Consul. Das Klatschen, das bis, bis Rufen nahm kein Ende; alles, was von jungen Leuten republikanisch dachte, schrie dagegen, man lärmte, pochte, pfiff, sprang auf die Bänke und ich glaube wahrhaftig, man wäre im Parterre noch handgemein geworden, wenn nicht die hereinrückende Wache den Frieden hergestellt und einige der ärgsten Schreier von beiden Parteien mit weggenommen hätte.

Den 20. Germinal (10. April).

Da haben wir die Concordate mit dem Papst, wovon ihr in Deutschland lesen werdet. Das geht weit. Ist je ein Schritt der Regierung gegen die Meinung des vernünftigen Publicums gewesen, so ist es der. Und wie soll das zusammen bestehen, die Republik und der Papismus? Sie haben die Erziehung in die Hände des Clerus gelegt und mit der Erziehung die schreckliche Macht, Begriffe in dem werdenden Menschen zu bilden; die längst mögliche Dauer des jetzigen Systems ist 20 Jahre, wo die Generation in die Höhe gekommen sein wird, der man jetzt den ärgsten Haß gegen Freiheit, Vernunft und Nachdenken einflößt. Ai-je donc volé? fragt ein Knabe von sechs Jahren, dem sein Onkel den Titel citoyen gibt. Diesen trait d'un esprit supérieur erzählte mir gestern der Erzieher des Knaben, ein abbé. Ach man könnte hunderte solcher Anecdoten sammeln über die Art, wie jetzt das mühsam aufgeführte Werk zehn blutiger Jahre wieder eingerissen und ein mächtiges Volk

seinen Bischöfen zur Beute hingegeben wird; den Liebhabern des Anschauens des Unendlichen in Jena würde das Herz im Leibe über alle diese Herrlichkeiten lachen. Und meine Stimmung. So muß einem Verdammten zu Muthe sein, der alle Herrlichkeiten des Himmels gekostet hat und nun zurücksinkt in die ewige Qual. Ach, wie bin ich allein in Paris; ich arbeite fast den ganzen Tag.

Den 22. Germinal.

Gestern wäre Dein Freund beinahe arretirt worden. Ich war im théâtre de la république, man gab Corneille's Cinna. Es kommt eine Scene vor, wo Augustus seine Alleinherrschaft niederlegen will und darüber mit seinen Vertrauten rathschlagt. Cinna räth ihm, Herr zu bleiben; die Freiheit, sagt er, taugt nicht für Römer:

Le pire des États c'est l'État populaire.

Kaum war das Wort gesprochen, so scholl aus allen Logen der zurückgekehrten ci-devants das schreckliche Jauchzen und stürmischer Beifall, man ließ den Vers drei-, viermal wieder sprechen, und nach einer viertelstündigen Pause ging erst das Stück wieder fort. Nun sprach Maximus und bestärkte August in seinem Vorsatz: die öffentliche Meinung ist für die Freiheit, alle in ihrem Namen begangene Verbrechen haben das Volk nicht getäuscht und

Et le seul consulat est bon pour les Romains.

Das faßte nun die Gegenpartei auf und schrie laut vor Jubel. Denk Dir den Rest; man schimpfte zuerst, warf dann mit Obst und Citronenschalen und im Parterre wäre man trotz des Zetergeschreis der Weiber fast handgemein geworden, bis die Wache einrückte.

Den 24. Germinal (16. April 1802).

Künftigen Sonntag — es kommt mir gar wunderlich vor, wenn in der Republik von Sonntagen die Rede ist; wir hatten es ganz verlernt — ist großes Tedeum in der Cathedrale, wo die Consuln hinziehen werden. Ich gehe auch hin — ich fürchte, ich werde nach und nach selbst katholisch.

Es wird jetzt jährige Zeit, wo ich von Helmstädt aus zu Dir kam und wir zusammen über den Harz zogen. Wenn doch jetzt Dein Freund bei Dir wär, er, der indessen

Vieler Menschen Städte gesehen und Sitte erkannt hat,
Viel auch, irrend durch's Land, herzkränkender Leiden erduldet,
Um Aegypten besorgt und Menon's traute Genossen.

Nichts in der Welt geht doch über Homer und seine köstliche Einfalt.

Das von Lucae erbaute Neue Opernhaus zu Frankfurt a/M.

Das vom verstorbenen Lucae erbaute Frankfurter Theater liegt auf einem genügend freien Platze vor dem Bockenheimer Thor und verleugnet seine Herkunft aus der Schule Schinkel's nicht. Man fühlt sich dieser Architektur gegenüber sofort kritisch angeregt, aber man gesteht sich zugleich ein, daß der Bau einen großen und festlichen Eindruck mache. Er thürmt sich in prächtigem Materiale empor. Mit Vergnügen ruht das Auge auf den Sandsteinquadern und der reich verwandten Bronze. Der Pegasus auf der First des Daches und der Apoll über dem Vorbau deuten zwar genugsam an, daß man vor einem Theater stehe (mehr als die Inschrift: „Dem Wahren, Schönen, Guten", welche Spielraum für Vermuthungen offen ließe), aber auch ohne das würde der Bau aus sich selber die Zwecke verrathen, denen er geweiht ist. Die über dem Haupteingange liegende, gewölbte Loggia, innen bunt ausgemalt und von ihrer Höhe den Ausblick in die Bäume gegenüber gewährend, sagt, daß Menschenmassen hier aufgenommen werden sollen; die monumentalen Candelaber auf dem Platze, daß Abends Helligkeit hier herrschen werde. Von allen Seiten öffnet sich freier Zugang und von weit her ist der Bau sichtbar, sei es auch nur, daß man ihn über Baumwipfel oder über die Häuser ragen sieht.

Den Zuschauerraum, in den wir durch eine Nebenthüre, zwischen eifrig beschäftigten Arbeitern her, zuerst eindrangen, zeichnet Einfachheit aus. Die Logenreihen liegen leicht und elegant übereinander und ihre in Weiß und Gold ornamentirten Brüstungen sind in den Schwingungslinien vortrefflich gezogen. Ebenso einfach bei trotzdem reichen Vergoldungen wirkt das Proscenium, in welchem dem Orchester ein auffallend weiter Raum zu Theil geworden ist. Die innere, flache Wölbung des Proscениums trägt eine anmuthige Composition Steinle's (von Donner ausgeführt), Main und Rhein darstellend, denen von beiden Seiten die personificirten Nebenflüsse zuziehen, etwa in der Art, wie Schwind ein ähnliches Thema in dem Gemälde der Sammlung Raczynski behandelt hat. Den Plafond, um den Kronleuchter, bedecken eine Anzahl concentrisch angeordneter Gestalten, die Instrumente des Orchesters in idealen Figuren verkörpernd. Unangenehm wirkt, daß als Einfassung dieser Malereien, welche als Kunstwerke voll ihren Rang einnehmen, allerlei anderes Figurenwerk: Masken, allegorische Gestalten ꝛc. angebracht worden sind, decorative Stücke, welche offenbar weder von Steinle erfunden, noch von Künstlern seiner Schule ausgeführt wurden. Sie dürften unerwähnt bleiben, wenn nicht in Deutschland durch die böse Neigung, die künstlerische innere Decoration eines einzigen Raumes verschiedenen Künstlern zu übertragen, welche unbekümmert um einander vorgehen, so mancher schöne Saal verdorben worden wäre. Für den Zuschauerraum des Frankfurter Theaters hat die Sache keine allzugroße Bedeutung, da Steinle's Schöpfungen den Rest der Malerei zurücktreten lassen. Es war ein günstiger Zufall für Frankfurt, in Steinle einen eigenen Künstler zu besitzen, der für symbolisirende Ornamentik dieser Art vorzugsweise begabt ist und dergleichen mit Leichtigkeit producirt. Man betrachte, wenn man etwas ganz Frisches sehen will, Steinle's Allegorie „Die Jagd nach dem Ruhme" in dem Treppenraume des hinter dem neuen Museum liegenden Künstlerhauses.

Wie reichlich Steinle für Lucae's Theater zu geben wußte, zeigen außerdem die Deckenmalereien des an der inneren Haupttreppe gelegenen, für das Büffet bestimmten Saales, dessen leichtgewölbte, von goldenen Guirlanden getragene Decke eine Fülle einzelner Scenen zeigt, welche Comödie und Tragödie in Schauspiel und Oper

charakterisiren. Figaro's Hochzeit, Don Juan, König Lear und Was ihr wollt sind in den entscheidenden Scenen dargestellt. Unter anderen Portraitmedaillons, welche gleichfalls diese Decke zieren, ist hier auch das Lucae's angebracht. Vielleicht wird dieser Saal später einmal als das Liebenswürdigste gelten, was Lucae geschaffen hat.

Ueberhaupt ist das Treppenhaus mit den anstoßenden Räumen der Theil des Gebäudes, in dem man sich wohl fühlt. Dies Gefühl wird beeinträchtigt, sobald man einen Schritt weiter in die Foyers und die verbindenden Treppen thut. Man meint sich bücken zu müssen. Es ist seltsam, daß die Erbauer von vielen Theatern so wenig gefühlt zu haben scheinen, in wie beträchtlichem Maße die hinter den Sitzplätzen sich erstreckenden freien Räume zum Genusse dessen, was das Theater bietet, beitragen. Wie überaus angenehm sind z. B. die geräumigen Foyers in Leipzig, während die des Berliner Schauspielhauses — hier allerdings ohne Schinkels Schuld — das Gefühl einflößen, als befinde man sich in einem Gefängnisse. Die Logen des Frankfurter Theaters sind nach rückwärts ohne die nöthigen Vorräume, die Gänge nicht breit genug, die Treppen so niedrig, daß man bei dem unvermeidlichen Gedränge mit dem Kopfe an die Gasflammen anstoßen wird.

Unvollendet noch war, als wir das Theater sahen, der Vorhang, welcher, wie uns berichtet wurde, abermals nach einer Composition Steinle's eine das Vorspiel zu Faust gebende Darstellung tragen wird. Der Gedanke erscheint um so glücklicher, als übrigens nichts in dem Gebäude an Goethe erinnert, dem Frankfurt doch einen so großen Theil seines Ruhmes verdankt. Wir möchten behaupten, auch dieser Vorhang, mag Steinle's Composition noch so schön sein, genüge dem Materiale nach nicht, um an Goethe würdig zu erinnern. Der Vorhang ist der lustigste, dem Verderben von vornherein am meisten geweihte Theil eines Theaters. Wo so viel Wandflächen für Malerei vorhanden waren, wo so viel Stein und Bronze für Figuren verwandt wurde, hätte Goethe in soliderer Weise verewigt werden können, soweit bei einem Theater von irdischer Ewigkeit die Rede sein darf. Vielleicht aber, da Goethe's Gestalt fast geflissentlich übergangen worden ist, hat man im Sinne, nachträglich noch etwas zu thun.

Die kritischen Gedanken, welche, wie wir sagten, der Anblick des Lucae'schen Theaters sofort anrege, werden wahrscheinlich Jedem kommen, der unbefangen davortritt. Aus mehr als einem Merkmal ersehen wir, daß Schinkel nicht selbst der Erbauer gewesen sei. Schinkel's Vorbild würde nicht direct die altgriechische Architektur, sondern die unter den Kaisern in Rom aufkommende Nachahmung der griechischen Bauten gewesen sein. Da thürmte man Stockwerke übereinander und mußte luftiger sein, als die Griechen gewesen waren. Schinkel's Schüler dagegen gehen mehr unmittelbar wieder auf die Griechen zurück und werden dadurch oft schwer. Und zweitens, Schinkel vermischte die von ihm erfundene neueste antike Bauweise niemals mit Ornamenten der italienischen Renaissance. Auch dies thun seine Schüler zuweilen. Das Frankfurter Theater bildet eine hier und da seltsame Vereinigung altgräcisirender und im Sinne des Cinquecento italianisirender Ornamentik und da diese Ornamentik selber — dies ist der dritte Punkt, worin die Schule vom Meister abweicht — sich vordrängt, tritt die Vermischung der heterogenen Elemente um so stärker hervor. Am auffallendsten ist das Uneinheitliche dieser Methode bei dem reichlich verwandten statuarischen Schmucke unseres Theaters sichtbar. Neben der Antike einfach abcopirten Musen von Sandstein z. B. sehen wir bronzene, lebhaft bewegte, ganz naturalistisch gehaltene Kindergestalten, und diese wieder um griechische Candelaber herum. Diese Vermischung macht sich in demselben Maße innerhalb und außerhalb des Hauses bemerkbar und führt zu oft hart aneinander stoßenden Contrasten. Doch haben wir beim Hinweis darauf keinen Tadel im Sinne, sondern möchten sie lieber als Eigenthümlichkeiten betrachten, welche dem Bau sein besonderes Gepräge ertheilen.

Ein anderes, gleichfalls eben vollendetes monumentales Frankfurter Bauwerk

weist Nichts von diesen Widersprüchen auf, und flößt trotzdem bei Weitem geringeres Interesse ein: die neue Börse (von Sommer und Burnitz, wie der im Innern auf eine Marmortafel eingegrabene Grundriß besagt). Man findet Nichts daran auszusetzen. In grandiosen Verhältnissen zeigt sie, daß wir in ihren Erbauern mit Architekten zu thun haben, welche genau wußten, was man von ihnen wollte, und was sie selber leisten konnten. Der Stil ließe sich als eine wohlverstandene Nachahmung der vom ersten Napoleon für seine italienischen Bauten angewandten Renaissance bezeichnen, mit Zuthat neuerer pariser Formen. Allen französischen Bauten läßt sich decoratives Vermögen und verständige Anwendung der architektonischen Formen nachrühmen. Verbunden aber ist unauflöslich mit diesen bedeutenden Vortheilen ein eigenes ordnungsmäßiges, auf Symmetrie drängendes, an Examen erinnerndes officielles Gepräge. Man merkt den Bauten dieser Art zu sehr das Approbirte an. Wir sagen uns, vergeblich werde es sein, innerhalb dieser Formen individuelles Streben entfalten zu wollen, irgend eine problematische Form zu wagen, unbekümmert um das, was Publicum und Fachgenossen sagen könnten. Der Stil erlaubt es nicht. Es kann nichts Planeres, Bequemeres verlangt werden, als die Treppe, welche zu der den großen Saal der Börse umgebenden Galerie führt, und als diese Galerie selber. Die mächtigen, geschmackvollen Pfeilerbauten mit den Säulen davor, die richtige Höhe und Tiefe, die sichere, solide Deckenconstruction, das Maßhalten in der Ornamentik und das kenntnißvolle Innehalten der hier mehr an die Formen des 16./17. Jahrhunderts erinnernden italienischen Art erwecken unsere volle Zustimmung. Und doch bietet sich als letzter Extract aller anerkennenden Gedanken nur, daß man die geniale Geschicklichkeit der Erbauer anerkennt. Auch darin haben sie Recht, daß sie eine Börse anders bauten, als sie etwa ein Theater erbaut haben würden. Der reiche und voll hervortretende statuarische Außenschmuck der Börse ist gänzlich aus ein und demselben Geschmacke hervorgegangen und von vorzüglicher Ausführung, aber auch hier wird der Kritik, indem sie zustimmend nickt, ein wenig theilnahmslos zu Muthe. Wir nennen Lucae's Theater und die neue Börse so nebeneinander, weil der Vergleich in Frankfurt selbst oft angestellt zu werden pflegt. Lucae würde mit diesem Werke nicht abgeschlossen haben. Sein Theater ist ein schönes Denkmal für sein auf das Große gerichtetes Streben.

Frankfurt hat sich in den letzten Jahren mit einer Reihe monumentaler Bauten selbst beschenkt, welche der Stadt ein eigenthümliches neues Gepräge geben. Während andere große Städte um volkreiche Quartiere anschwellen, in denen sich ein colossaler, so billig als möglich hergestellter Menschenbehälter an den anderen anschließt, geht man in Frankfurt sorgfältiger zu Werke. Die neuen Stadttheile enthalten das nöthige Grün, in Gärten wie in Plätzen, und die Anlage der Straßen schließt sich in erfreulicher Weise den vorhandenen Elementen an. Die Mainquaies sind breit und einer Großstadt würdig, die Brücken leicht und nicht zu sparsam, die öffentlichen Gebäude in den verschiedensten Stilen mit Reichthum und Freiheit aufgeführt, und die Privathäuser größeren oder geringeren Umfanges überraschen durch originelle und zugleich solide Aufführung. Die in Berlin noch kaum sichtbare deutsche Renaissance mit ihren phantastischen, unendliche Abwechslung bietenden Formen hat in Frankfurt festen Fuß gefaßt. Ueberraschende Façaden, von den größten bis zu den behaglich niedlichsten, sehen wir in diesem Stile aufwachsen, dessen Nachahmung Niemanden theoretisch verwehrt werden sollte. Frankfurt, wie es in alten freien Zeiten eng und eingeschlossen dalag, hatte einen eigenen Glanz von Reinlichkeit und Solidität, der Jedem auffiel, der in die Stadt eintrat. Von diesem alten Frankfurt ist wenig mehr übrig. Der Reichthum aber und der Sinn für das Gediegene haben der erweiterten, verwandelten Stadt wiederum ein ganz besonderes Ansehen geschaffen, auf das sie mit Recht stolz ist. Lucae's Theaterbau bildet einen der Glanzpunkte des neuen Frankfurts.

B. K. F.

Die Berliner Theater.

Berlin, 10. October 1880.

In der Geschichte des deutschen Theaters wird der Sommer dieses Jahres einen hervorragenden Platz einnehmen; die Aufführung des Passionsspiels in Oberammergau und das Gesammtgastspiel bedeutender Schauspieler in München, vom 1. bis zum 21. Juli, gaben ihm ihre Signatur. Aus allen Ländern Europa's und von jenseit des Meeres hatte das Volksschauspiel in den baierischen Bergen Neugierige herbeigezogen. Es war natürlich, daß es den Fremden, in erster Reihe den Franzosen und den Engländern, einen unverlöschlichen Eindruck machte. Obgleich das mittelalterliche Mysterientheater in Frankreich und England viel tiefere Wurzeln geschlagen und viel reichere Blüthen getrieben hat, als in Deutschland, hat sich in beiden Ländern kein, auch noch so dürftiger Rest desselben in unmittelbarer Wirksamkeit und Berührung mit dem Volke erhalten. Die französischen Mysterien der Passion und des alten Testaments, die englischen Mirakelspiele leben nur noch in Manuscripten und Büchern und gehören durchaus der Gelehrtenwelt an. Hier in Oberammergau steht das alte Spiel in lebendigstem Zusammenhang mit der Gegenwart und schöpft aus ihr eine Fülle von Anregungen, die der Vervollkommnung des Ganzen oft wesentlich zu Nutzen kommen. Von einem Einfluß dieser Darstellungen auf die eigentliche Schauspielkunst kann selbstverständlich nicht die Rede sein; ihr Reiz besteht gerade in ihrer Naivetät, wo sie sich aus der Harmlosigkeit in die Absichtlichkeit der Kunst verirren, versagt ihre Kraft. So schön und originell italienische oder spanische Volkstänze an sich, in der ihnen nothwendigen Umgebung sind — auf der Kunstbühne verlieren sie allen Schimmer und Duft. Dasselbe würde der Fall sein, wollte man das Oberammergauer Volksschauspiel aus seinen Bergen in ein Opernhaus oder auch nur in das Bayreuther Theater übertragen.

Dem Münchener Gesammtgastspiele lagen jene sogenannten Mustervorstellungen als Grundschema vor, die Franz Dingelstedt im Jahre 1854 an derselben Stelle mit so großem Erfolge geleitet und durchgeführt hatte. Den Lesern der „Deutschen Rundschau" ist aus Dingelstedt's eigener anschaulicher und geistvoller Darstellung jenes Ereigniß wohl bekannt. Die Leiter des diesjährigen Unternehmens waren die Herren Baron von Perfall und Ernst Possart, der Intendant und der Director des Münchener Theaters. Zur Aufführung kamen: von Shakespeare „Julius Cäsar", „Hamlet", „Macbeth", „Das Wintermärchen"; von Lessing „Nathan", „Emilia Galotti", „Minna von Barnhelm"; von Schiller „Wallenstein", „Kabale und Liebe", „Wilhelm Tell"; von Goethe „Clavigo", „Torquato Tasso", „Egmont"; von Heinrich von Kleist „Der zerbrochene Krug". Um die vier größten deutschen Künstler: Charlotte Wolter, Minona Frieb-Blumauer, Adolf Sonnenthal und Friedrich Haase — jeder und jede eine volle, originale Individualität — hatte sich eine Schar mannigfaltiger, charakteristischer und anmuthiger Talente gesammelt: Josephine Wessely, Franziska Ellmenreich; Lewinsky, Dettmer, Robert, Barnay, Friedmann und Berndal. Die Vielgestaltigkeit unseres künstlerischen Lebens verhindert nicht nur die Vereinigung all' dieser Kräfte an einem Orte, sondern auch ihre gleichmäßige Ausbildung. An Material, an Talent nimmt es der deutsche Schauspielerstand mit dem französischen, dem englischen, dem italienischen auf; er ist ihnen sogar an Innerlichkeit, Vielseitigkeit und Verwandlungsfähigkeit zum Theil überlegen, aber er steht namentlich dem französischen in allen Eigenschaften, welche mehr dem Kunsthandwerk als der Kunst der Menschendarstellung gehören und die Schaffung eines vollendeten Ensemble's, eines künstlerischen Stils erst möglich machen, weit nach. Unser Theaterleben hat zu viele Mittelpunkte; hier Wien, dort Berlin, daneben Dresden, München, selbst kleinere Theater wie Meiningen, geben für große Kreise den Ton an. Statt sich eng an eine Gemeinschaft anzuschließen, in einem Ganzen ein Glied zu sein, streben unsere Künstler danach, nur auf sich allein zu beruhen,

ihre Eigenart unabhängig von jeder Beschränkung durch ein Ensemble herauszuarbeiten. Eine ganze Reihe hervorragender Talente vagabundiren und ziehen von einem Gastspiel zum andern. Nicht wie Salvini und Rossi mit einer geschlossenen Gesellschaft, die nach ihrer Spielweise gestimmt ist, sondern allein. Als Virtuosen, unbekümmert um ihre Mitspieler, um den Gesammtinhalt des Stücks, treten sie auf und scheiden sie. Das Schicksal der Bühne, auf der sie eine Weile erscheinen, ist ihnen ebenso gleichgültig, wie die Entwickelung der Kunst im Allgemeinen. Durch all' diese Momente entsteht eine Zerrissenheit des Spiels, eine Gegensätzlichkeit der Auffassung hinsichtlich der Grundsätze, nach denen die Einrichtung und Darstellung eines classischen Schauspiels geregelt werden müßte, die sich in München nur allzu fühlbar machten und Schuld waren, daß jede Vorstellung sich in Mosaikstücke auflöste und keine einen einheitlichen Charakter trug. Noch dazu bot das ausschließlich „classische" Repertoire manchen der Geladenen gar keine Gelegenheit, seine wahre Kraft, sich selbst zu zeigen. Was würde herauskommen, wenn Salvini nur Alfieri, wenn die Schauspieler des Théâtre français nur Corneille und Racine spielen wollten! Sollen diese schauspielerischen Wettkämpfe von Nutzen für die dramatische Dichtung und die Schauspielkunst sein, so muß man künftig ihr Repertoire erweitern und die moderne Dichtung, soweit sie auf der Bühne lebt, in dasselbe hineinziehen und nicht mehr die einzelnen Schauspieler, sondern die verschiedenen Bühnen-Ensemble's auftreten lassen. Sie brauchen ja nicht mit „Wilhelm Tell" oder „Julius Cäsar" zu kommen, Wien kann „Emilia Galotti", Berlin „Minna von Barnhelm" aufführen.

Berlin hat während des Sommers nur ein theatralisches Ereigniß zu verzeichnen gehabt: die Aufführung beider Theile des Goethe'schen „Faust" in der Bearbeitung Otto Devrient's. Zwei Monate hindurch, im Juli und September, haben diese Vorstellungen im Victoria-Theater eine immer wachsende Menge angezogen, die Sprödigkeit und der anfängliche Zweifel des Publicums ihnen gegenüber verloren sich bald und verwandelten sich in freudige Zustimmung. Wie oft man es auch schon früher versucht hatte, den zweiten Theil der Dichtung für die Bühne zu gestalten: erst mit der Bearbeitung Otto Devrient's ist die Möglichkeit einer dauernden Einbürgerung des Ganzen auf dem Theater gegeben. Ich habe seiner Zeit, im Maiheft 1876 dieser Zeitschrift, im Anschluß an die ersten Aufführungen dieser Bearbeitung in Weimar, in ausführlicher Schilderung darüber berichtet und auch der Aenderungen gedacht, die mir nothwendig erscheinen, um dem Gedicht eine noch tiefere und lebendigere Wirksamkeit von der Bühne herab zu sichern. Den Vorstellungen im Victoria-Theater gegenüber könnte ich das dort Gesagte nur einfach wiederholen. Im Stil des Ganzen, in Decorationen und Gruppirungen, im Aufbau der alten Mysterienbühne hielten sie sich genau an das Weimarer Vorbild. Zur Ausführung der Musik, mit der Eduard Lassen die Dichtung, für mein Gefühl zu üppig und verschwenderisch, ausgestattet hat, war ein Theil der Mitglieder des Weimarischen Orchesters herübergerufen worden; auch die Hauptdarsteller: Otto Devrient: Mephistopheles; Brock: Faust; Frl. Gündel: Margarethe waren dieselben wie in Weimar. Im Allgemeinen freilich entbehrten die Vorstellungen des poetischen Duftes, der sie in der kleinen Musenstadt umschwebt. Für die um so viel größere und tiefere Bühne des Victoria-Theaters, für die unvergleichlich bedeutenderen Mittel dieses Theaters war die Ausstattung in Decorationen und Costümen keineswegs glänzend und einheitlich genug. Nach dieser Richtung hin ist für die Bühnengestaltung des „Faust" noch Vieles zu thun. Es gilt das Ganze im Stil der deutschen Renaissance um den Anfang des 16. Jahrhunderts auszuführen. Bei den phantastischen Vorgängen des zweiten Theils darf nichts gespart werden, den Märchenduft und die Märchenbeleuchtung hervorzuzaubern. Die griechischen Landschaften, der Tod Euphorion's, das Versinken der Helena, der Meeresstrand, die Halle, in der die Sorge Faust entgegenschwebt, der Schloßhof mit den Lemuren, die ihm das Grab graben, müssen von bedeutenden Malern erfunden und ausgeführt werden, alle Künste sich vereinigen, der Dichtung ein vollkommenes Gewand zu verleihen. Jedenfalls ist mit diesen Vor-

stellungen auch für die Hauptstadt des Reiches, vor einer kritischen und kühlen Menge, der Beweis der Bühnenfähigkeit des „Faust" geführt worden; wenn dies mit so unzulänglichen Kräften geschehen konnte, wie mächtig würde der Eindruck bei einer annähernd vollendeten Darstellung sein?

Unter den neuen Werken der dramatischen Dichtung, die seit meinem letzten Bericht vom 8. März zum ersten Male auf einer Berliner Bühne erschienen, ragt Adolf Wilbrandt's Schauspiel in 3 Acten „Die Tochter des Herrn Fabricius" — Sonnabend den 27. März im Residenz-Theater aufgeführt — weitaus als das originellste hervor. Wilbrandt ist ein berufener Dramatiker, ein scharf ausgeprägter Charakterkopf, voll beweglicher Phantasie und einer seltenen Vielseitigkeit. Wie lang und wie verschlungen ist der Weg, der von seinem Ritterschauspiel „Der Graf von Hammerstein" zu seinen Tragödien „Arria und Messalina" und „Nero", von seinen anmuthig geistreichen Lustspielen „Jugendliebe" und „Unerreichbar" zu den problematischen Schöpfungen „Natalie" und „Die Tochter des Herrn Fabricius" führt. Ein verwandlungsreicher Proteus, in dessen Antlitz und Wesen nur immer schärfer ein leidender Zug, mit der Blässe des Gedankens eine krankhafte Ueberreizung und Verirrung des Gefühls hervortritt. Nie hat man es bei Wilbrandt mit dem glücklichen Handwerk, mit der Selbstgefälligkeit der Mittelmäßigkeit und dem unerschütterlichen Selbstbewußtsein des Machers zu thun, der, weil er die allbekannten Harmlosigkeiten, Späße oder Weinerlichkeiten, vorbringt, des Erfolges sicher ist; immer fühlt man in seinen Werken den tastenden, suchenden, ringenden Dichter heraus, den Denker, dessen grüblerischer Sinn die naive Empfindung durch- und zersetzt, dem es sich zunächst um den poetischen Vorwurf und erst in zweiter Linie um die Zerstreuung und das Ergötzen des Publicums handelt. So glatt und fein seine dramatische Form ist, das neue Schauspiel ist ein durchaus fragwürdiges Werk. Es entläßt den Zuschauer mit getheilten Empfindungen. Auch darum, weil ihm in der Handlung zu viel des Wunderlichen und Herausfordernden geboten wird und er in dieser Fülle den leitenden Gedanken vermißt. Wilbrandt schadet sein Reichthum an Ideen, Einfällen und Spitzfindigkeiten beinahe eben so sehr als andern Dramatikern ihre Armuth an diesen schätzenswerthen Dingen.

Agathe Stern ist eine noch junge, vielfach vom Schicksal hin- und hergeworfene, mißhandelte Wittwe. Die Tochter einer berühmten Sängerin, von dieser während ihres Triumphzuges über die Bühnen vernachlässigt, ohne Kunde von ihrem Vater, der sich schon in ihrem Kindesalter von seiner Frau getrennt hat, in einer Pension erzogen, hat sie nie die Wohlthat und den freundlichen Schutz elterlicher Liebe, eines elterlichen Hauses empfunden und früh gelernt, nur sich selbst zu vertrauen. Wie ihren Vater hat sie zuletzt auch ihre Mutter so aus den Augen wie aus dem Herzen verloren. Sie heirathet den Mann, den sie liebt; nach kurzer glücklicher Ehe stirbt er und läßt sie mit einem Knaben arm und hülflos zurück. Agathens Willenskraft aber überwindet das Unglück; sie hat jetzt in dem Geschäft des wohlhabenden Fabrikanten Rolf eine sichere Stellung als Buchführerin gefunden und wohnt mit ihrem Kinde in stiller Bescheidenheit in der Fabrik. Der Herr des Hauses, noch in jüngeren Jahren, schützt die fleißige und treue Arbeiterin und hat an ihrer Anmuth wie an ihrer Unermüdlichkeit und ihrem feinen Wesen sein Wohlgefallen. Ein Zufall bringt beide näher. Eines Tages erscheint Frau Ida Reinhold, eben jene Sängerin, bei ihm, sich nach Agathe Stern zu erkundigen. Frau Reinhold ist alt und theatermüde geworden; in ihrer Verlassenheit hat sie sich auf ihre Tochter zurückbesonnen, den Aufenthalt, die Lage derselben erforscht und ist nun gekommen, sie in ihre Arme zu schließen und aus allem Elend zu befreien. Aber sie hat sich gründlich in Agathens Charakter verrechnet; in einem leidenschaftlichen Gespräch weist die Tochter das Anerbieten der Mutter, ja selbst jede Gemeinschaft mit derselben von sich, eine Mutter, die sich zwanzig Jahre lang nicht um ihr Kind gekümmert, hat kein Recht mehr auf dessen Liebe und Leben. Verzweifelnd geht Frau Reinhold davon, während Agathe im Anblick ihres Sohnes ihre Ruhe nach einer so aufgeregten Scene wiederfindet.

Rolf ist ihr gefolgt, seine Theilnahme für sie ist gestiegen, er bietet ihr statt der engen und beschränkten Räume, die sie in der Fabrik inne hat, ein kleines Gartenhaus zur Wohnung an und sie willigt, schon um der Gesundheit ihres Knaben wegen, ein. Ein bescheidenes Klopfen an der Thür läßt sich hören, ein Mann von scheuem Wesen, im ärmlichen Anzuge tritt ein; er wünscht Herrn Rolf zu sprechen, der an der Spitze eines Vereins zur Unterstützung entlassener Sträflinge steht. Agathe entfernt sich und der Fremde, Herr Fabricius, trägt dem Fabrikanten, der ihm mitleidig und in ernster Milde entgegenkommt, sein Anliegen vor. Er ist aus dem Zuchthaus nach vielen Jahren entlassen worden, mit guten Zeugnissen über sein Wohlverhalten während seiner Strafzeit, er will jetzt mit dem Gelde, das er sich durch seine Arbeit im Zuchthaus erspart hat, ein kleines Geschäft anfangen, er bedarf noch einer kleinen Summe dazu, ob sie ihm Herr Rolf leihen, ihn fördern wolle? Das Wesen des Mannes, in seiner Weltfremdheit und Aengstlichkeit, macht einen guten, Vertrauen erweckenden Eindruck. Rolf befragt ihn nach der Ursache seiner Bestrafung: arm, hungrig, elend an Leib und Seele, mit Allem zerfallen, hat Fabricius einen Einbruch gewagt und als man ihn festhalten wollte, mit dem Messer seinen Angreifer verwundet. So schwer die Verschuldung ist, gewinnt Rolf doch die Ueberzeugung, es in Fabricius mit einem gebesserten, einer an sich nicht bösen Natur zu thun zu haben. Er verspricht ihm seinen Beistand. Als Fabricius sich aus dem Zimmer entfernen will, bemerkt er auf der Kommode eine Photographie im Rahmen: Himmel und Erde! es ist sein Abbild, er selbst vor zwanzig Jahren. Da erscheint Agathe wieder, in einem bewegten Hinüber und Herüber angsterfüllter Fragen und Antworten erkennen sich Vater und Tochter. Die stolze Tochter, die von der reichen und geachteten Mutter nichts wissen wollte, sinkt dem armen, aus dem Zuchthause entlassenen Vater an's Herz. Dies in Umrissen der Inhalt des ersten Acts, der einen überraschenden, ergreifenden Eindruck hervorbringt; durchaus das Werk eines Dichters, original in der Erfindung und lebensvoll in der Charakteristik. Weitab von der breitgetretenen Bahn des Alltäglichen wird der Zuschauer geführt, eine Seite des Menschenlebens ihm gezeigt, die sein Mitgefühl und seine Sorge in ganz anderer Weise in Anspruch nimmt, als die Frage nach dem Schicksal eines Liebespaares aus dem Lustspiel. Das vortreffliche Spiel des Herrn Keppler als Fabricius, der eigenartige Zug, den Frau Wilbrandt-Baudius der Agathe gab, kamen der Absicht des Dichters auf das Glücklichste entgegen.

Leider verflacht sich in den beiden folgenden Acten die Handlung. Statt sich zu gipfeln, senkt sie sich mit jeder Scene mehr und mehr in die Rührseligkeit hinab. Fabricius sowol wie Frau Reinhold können sich nicht von dem Orte entfernen, wo ihre Tochter und ihr Enkel weilen. Heimlich, spät Abends schleichen sie sich in den Garten, um Agathe oder den kleinen Hugo noch einmal zu sehen. Erst Frau Reinhold, dann Fabricius. Natürlich ist der seltsam scheue Mann, der schon öfters in den Abendstunden sich in der Nähe des Hauses umhergetrieben hat, dem Gärtner aufgefallen. Auch diesmal ist es geschehen; mit seinem Burschen geht der Gärtner dem Eindringling nach. Als dieser sich in das Haus flüchten will, stößt Agathe, einen Dieb vermuthend, einen Hilfeschrei aus: Fabricius wird ergriffen. Und damit nicht genug: man findet bei ihm ein Medaillon, das Frau Reinhold im Garten verloren, ihr Bild enthaltend, das sie ihrem Enkel hatte zum Andenken zurücklassen wollen. Im letzten Act, der in der Gerichtsstube vor dem Gerichtsrath Eulenstein spielt, entwirrt sich nun durch die Aussagen der Betheiligten der Knoten. Die Scene ist nicht nur mit den Formen unseres Gerichtsverfahrens unvereinbar, sie ist auch innerlich unwahr. Fabricius' Sehnsucht nach dem Zuchthaus ist für mein Empfinden ebenso übertrieben und falsch, wie die Liebe und Verehrung, womit ihn Agathe, seine geschiedene Frau und der Fabrikant behandeln. Um den Zuchthäusler wird ein Glorienschein des Martyriums gebreitet, der das Gefühl verwirrt. Was er auch gelitten, was auch die treulose Frau an ihm verschuldet haben mag, er ist doch immer ein Einbrecher, einer, der zum Messer gegriffen, der jetzt vor unseren

Augen abermals unrecht gehandelt und sich mit dem Gesetz in Widerspruch gesetzt hat. All seine Ergebung in das Unvermeidliche, sein Wunsch, wieder aus der Gesellschaft zu verschwinden, die Thränen Agathens löschen die Thatsachen nicht aus. Gewiß hat der dramatische Dichter das Recht auch einmal einen besonderen Fall, eigenthümliche Verhältnisse und Charaktere darzustellen, deren Entwickelung und Ausgang sich nicht unter ein allgemein gültiges und verständliches Gesetz der poetischen Gerechtigkeit bringen läßt, aber dann muß dieser Fall einfach und folgerichtig sich vollziehen, die Lösung des Knotens aus der Leidenschaft der Figuren entspringen und darin ihre Wahrheit und ihr Zwingendes haben. Wilbrandt's Fabel hat etwas Verzwicktes; die Tochter des Herrn Fabricius ist nicht allein seine Tochter — und dies Verhältniß verknüpft mit der Neigung des Fabrikherrn zu ihr wäre gerade ausreichend für ein Drama gewesen — sie ist auch die Tochter der Frau Reinhold, und diese Frau schiebt sich bald mit ihrer Vergangenheit bald mit ihrer Gegenwart so stark in die Handlung hinein, daß sie das eigentliche Motiv des Ganzen verdunkelt. Die wunderliche Liebe Agathens für den Vater, den sie im Grunde gar nicht gekannt hat, erhält in ihrem Haß gegen die Mutter, die doch nur leichtsinnig, nicht verbrecherisch gehandelt hat, eine unerfreuliche Kehrseite. Das Zusammenschweißen der Drei zu einer glücklichen Familie entspringt mehr aus der Thränenseligkeit des Dichters, der um jeden Preis einen versöhnenden Schluß haben will, als aus der innersten Natur der Gestalten. Wie können diese Mutter und diese Tochter je neben einander leben! Welch' klägliche Rolle wird der ehemalige Zuchthäusler zwischen ihnen spielen! Ich glaube wie das ungeschriebene Sittengesetz, das wir alle in unserer Brust tragen, erforderte auch die dichterische Gerechtigkeit eine tragische Lösung des Conflicts.

Mit der Tiefe des Vorwurfs in diesem Schauspiel, mit der Schärfe seiner Charakteristik kann sich Hugo Bürger's neuestes Lustspiel „Auf der Brautfahrt", das am Donnerstag den 18. März auf der Bühne des Schauspielhauses zum ersten Male zur Aufführung kam, nicht messen. Seit seinem Schauspiel „Der Frauenadvocat" hat sich Bürger einen festen Platz auf den deutschen Bühnen erobert; „Gabriele", „Die Frau ohne Geist", „Auf der Brautfahrt" sind rasch auf einander gefolgt und haben so für den strebenden Fleiß wie für das Talent ihres Verfassers vollgültiges Zeugniß abgelegt. Hugo Bürger ist ein findiger Kopf, mehr geneigt und auch gewandter, mit den Verwickelungen des Zufalls zu arbeiten, als mit den Leidenschaften und den Verhängnissen eigenthümlicher Charaktere. Daher haben alle seine Handlungen, die sich durch große Beweglichkeit und die Fülle der Vorfälle auszeichnen, trotz ihrer dramatischen Form, einen novellistischen Zug. Den verständnißvollen Schüler der modernen französischen Dramatiker merkt man überall in diesen wohlgefügten Compositionen; ist auch in dem Gerüst nicht Alles von festem Holz, sondern jenes Brett und diese Stange nur von Pappe, das Ganze stellt sich gefällig dar und läßt einen Zweifel an seiner Haltbarkeit im ersten Anschauen nicht aufkommen. Was auf der einen Seite Bürger's Vorzug, ist auf der andern seine Schwäche: die erfinderische, spielerische Phantasie hindert ihn, seine Fabel zu vereinfachen, seine Figuren zu vertiefen. Statt die Herzen seiner Helden und Heldinnen zu ergründen, verwickelt er durch die Laune des Zufalls, die ihm immer zu Gebote steht, ihre äußeren Verhältnisse und führt dann mit einem kühnen oder abenteuerlichen Streiche die Lösung herbei. So auch in diesem vieractigen Lustspiel „Auf der Brautfahrt". Ein junges, geistvolles und munteres Mädchen Marie Delmont erscheint das ganze Stück hindurch in einem zweideutigen Lichte. Ihr Bruder ist ein leichtsinniger Spieler, ihre Mutter, welche die Tochter von einem Badeorte zum andern, vom Genfer See nach St. Moritz führt, um sie in einem dieser internationalen Vergnügungsorte an einen reichen Mann zu verheirathen, schillert bedenklich in die Halbwelt der Vicomtesse von Verrières in Alexander Dumas Schauspiel hinein. Niemand weiß, von welchen Mitteln die Familie, die überall stattlich auftritt, lebt; der Geschäftsfreund des verstorbenen Herrn Delmont, Herr Potter aus Amsterdam, weiß sogar auf das

Sicherste, daß die Delmont's überhaupt kein Vermögen mehr haben, um ihren Luxus bestreiten zu können. Das Räthsel dieser zweideutigen Existenz beunruhigt den gutmüthigen Potter, der mit seinem übergroßen Reichthum den Hinterbliebenen seines Freundes gern helfen möchte, sich aber kalt und vornehm von dem Fräulein zurückgewiesen sieht; beunruhigt nicht minder Herrn Paul Gersdorf, der „auf der Brautfahrt" nach Fräulein Hildegard Potter, auf dem Wege ist, sich sterblich in Marie Delmont zu verlieben, um so stärker, als er von einem ein wenig fragwürdigen und verrufenen Badegast in St. Moritz eine Geschichte gehört hat, in der Fräulein Delmont und ein junger Mann eine Rolle spielen. Der Irrthum Bürger's scheint mir nun darin zu liegen, daß er dies Abenteuer, das Räthselhafte um Marie Delmont tragisch genommen hat, nur im tragischen Tone davon redet, während doch des Pudels Kern kein reicher Liebhaber ist, aus dessen Börse das Fräulein ihr kostspieliges Leben bestreitet, sondern ein harmloser Versicherungsagent, bei dem Marie ihr kleines Vermögen in Leibrenten auf ihre Mutter angelegt hat. Zwischen der Lösung und unserer Erwartung entsteht so ein unbehagliches Mißverhältniß; wir, die Zuschauer, sind nicht, wie wir es von Anfang an sein sollten, im Vertrauen des Dichters, wir werden gespannt und überrascht, nicht durch das Verhalten und den Zusammenstoß der Figuren auf der Bühne, sondern durch eine verjährte Geschichte, die hinter den Coulissen sich abgespielt hat. Wir begreifen wohl die Heimlichkeit, in die sich Marie ihrer Mutter und Herrn Potter's Fragen gegenüber hüllt, aber die leidenschaftliche Erregung, mit der sie denselben begegnet, der romantische Mondschein, die blüthenduftige Nacht, worin der Versicherungsagent erscheint, berühren uns bei der geschäftlichen Prosa des Vorgangs halb komisch, halb unnatürlich. Wie vortrefflich hätte der Versicherungsagent, von vornherein als humoristische Figur eingeführt, in den Rahmen des heiteren Lustspiels, zu der im Grund ihres Wesens muthwilligen Marie gepaßt! Eine gefällig gezeichnete Mädchenfigur, aus der Mitte der modernen Gesellschaft gegriffen, klug, verständig, zum Scherz aufgelegt, ein großmüthiges Herz, ein empfindungsreiches Gemüth, dem die Gefühlsüberreizung, wenn von Geld gesprochen wird, und die Seephantastik gar nicht zu Gesichte stehen wollen. Das Ganze keine bedeutendere Schöpfung, an innerem Gehalte der „Frau ohne Geist" nicht gewachsen, aber voll zierlicher Einfälle, mannigfaltig in den scenischen Spielen und Wendungen des Dialogs, unterhaltend in dem Auf und Nieder der dramatischen Bewegung, angemessen in der Zeichnung der Figuren, die keinen Anspruch auf besondere Originalität erheben, und natürlich in der Sprache.

Gerade in dem Originellen, theilweise selbst Absonderlichen liegt der Reiz eines vieractigen Schauspiels „Ambrosius" von dem dänischen Dichter Chr. Fr. F. Molbech, das in einer Uebertragung von dem verstorbenen Adolf Strodtmann Donnerstag, den 13. Mai ohne nachhaltigen Erfolg auf der Schauspielhausbühne dargestellt wurde. Der dramatische Inhalt des Stückes, das eine Episode aus dem lieder- und abenteuerreichen Leben des dänischen Dichters Ambrosius Stub behandelt, ist gering. Ambrosius Stub — eine gewisse Aehnlichkeit seines Wesens und seiner Schicksale mit denen unsers Christian Günther's ist unverkennbar — kommt als fahrender Student, um das Jahr 1731, auf den Hof eines dänischen Barons auf der Insel Fühnen, ihm als Schreiber zu dienen, verliebt sich in die schöne, hochmüthige und gefallsüchtige Tochter desselben, findet mit seinem Witz, seinen Kenntnissen und seinen Liedern eine Weile Gnade vor ihr, bis sie halb des Spielwerks überdrüssig, halb von den Verhältnissen gezwungen, als sie von ihrem Vater und dessen Gesellschaft im Garten mit ihm, dem von Wein und Leidenschaft Trunkenen, überrascht wird, ihn schnöde von sich weist. Enttäuscht und gedemüthigt verläßt er den Hof, während die eitle Leonore die Hand eines adeligen geckenhaften Junkers annimmt, in dem sie als ihrem zukünftigen Gatten mit reuerfülltem, traurigen Herzen „ihre Strafe" ahnt. Ein idyllischer Hauch umweht das Ganze; ein sauber gemaltes Genrebild höfischer und ländlicher Sitten, im Rococostil, das ohne Zweifel auf seinem heimathlichen Boden noch anders verstanden und genossen wird, als in der Fremde. Die originellen

Figuren des Barons, Leonorens, der alten Geheimräthin und ihres Sohnes, der Diener des Hofes fesseln und ergötzen den Blick, Ambrosius selbst, der im ersten Auftreten durch seine Keckheit und Munterkeit unsere Theilnahme gewinnt, verliert zu bald seine Eigenart in sentimentalischer Schwärmerei, und der Liebeshandel, mit einem Anflug von Humor in seinem Beginn, dehnt sich zu lang und spannungslos aus: Jeder sieht das entsagungsvolle Ende voraus. Es ist ein eigenes Ding mit diesen Schauspielen aus dem dänischen und norwegischen Leben auf der deutschen Bühne. Ich will die Tugend der Gastfreundschaft, mit der wir den Schöpfungen Ibsen's, Björnson's und Molbech's die Pforten unserer Theater oft bereitwilliger, als den Werken unserer Dichter öffnen, nicht tadeln, aber einen Lohn haben wir nicht davon. Heimisch werden diese Stücke auf unserer Bühne niemals werden. Sie sind und bleiben Absonderlichkeiten darauf. Der Erdgeruch des Fremden läßt sich nicht von ihnen tilgen, soll auch nicht von ihnen getilgt werden, denn zuerst und zuletzt sind es nationale Dichtungen, die entweder an die Historie anknüpfen oder eine in Norwegen oder Dänemark gerade viel besprochene Frage dramatisch behandeln. Ohne diesen engen, norwegischen Hintergrund sind z. B. Schauspiele wie: „Ein Fallissement", „Das neue System", „Stützen der Gesellschaft" gar nicht zu verstehen. Dasselbe gilt von Molbech's „Ambrosius". Wenn man Stub's Lieder nicht kennt, nie seinen Namen gehört hat, rührt das halbwegs verdiente Schicksal eines Studenten, der ein gut Stück von einem Vagabunden ist, doch nur mäßig. Besser wäre es nach meiner Meinung von unsern deutschen Bühnenleitern die deutsche dramatische Dichtung zu pflegen und ihr nicht durch die Begünstigung der Fremden, die ja keineswegs wie die französischen Dramatiker etwas Unvergleichliches und durchaus Eigenthümliches in ihrer Kunst geschaffen haben, Licht und Luft zu nehmen. Will ein Volk ein Nationaltheater haben, darf es nicht damit anfangen, seine Bühne den dramatischen Versuchen anderer Völker zur Verfügung zu stellen. Ohne Nationalstolz — scheltet ihn immerhin dumm — gibt es keine nationale Kunst.

Nach diesem Rückblick, den ich den hervorragendsten Neuigkeiten des Frühjahrs schuldig zu sein glaubte, wende ich mich denen der neuen Herbstsaison zu. Das Schauspielhaus, seit dem Ausgang des Augustmonats wieder eröffnet, führte als erste Neuigkeit am Montag den 27. September ein Schauspiel in vier Acten von Karl von Moy „Ein deutscher Standesherr" auf. Nicht mit dem lauten, anhaltenden Erfolge, der im vergangenen Jahre, ungefähr um dieselbe Zeit, dem Putlitz'schen Schauspiele „Rolf Berndt" zu Theil ward. „Ein deutscher Standesherr" ist das Werk eines feinsinnigen, kunstverständigen Dilettanten, dem zum Theaterdichter vor Allem die Kühnheit, „der Teufel im Leibe" — wie es Voltaire ausdrückte — fehlt und der es weder zu einem Conflict noch zur Zeichnung eines „bösen" Menschen bringen kann; eines Aristokraten, der mit einer gewissen Wärme seine Freiheit von Standesvorurtheilen und seinen Liberalismus betont. Die Tochter eines deutschen Standesherrn, des Grafen Stolzenwart, den es wie eine Beleidigung dünkt, von dem Fürsten seines Landes „zur Tafel befohlen" zu werden, da seine Ahnen schon im Lande erbangesessen waren, als die des Fürsten noch draußen herum freibeuterten, liebt einen jungen, berühmten und reichen Maler, der sich durch Fleiß und Talent emporgeschwungen, und wird nach wiederholten Begegnungen und Erwägungen die glückliche Braut des bürgerlichen Mannes. Im Anfang vermuthet der Zuschauer einen Conflict zwischen dem Anspruch des Talents und dem Geburtsstolz, allein der Graf denkt nicht daran, auch nur mit einer Bemerkung der Neigung der beiden jungen Leute hindernd entgegen zu treten, und die Gräfin Anna ist so weit von jedem Stolze, von jedem Wunsche nach einer hervorragenden Lebensstellung entfernt, daß sie selbst die Werbung des regierenden Fürsten um ihre Hand, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, ablehnt. Das einzige Hinderniß, welches die Verbindung der Liebenden aufhält, rührt von der Mutter des Malers her. Frau Thüring ist die Tochter eines Musiklehrers, der vor Zeiten dem Standesherrn Musikunterricht ertheilt; dabei haben sich die jungen Leute kennen und lieben gelernt, das

Mädchen aber hat sich muthig und brav gefaßt und die Hand, die ihm Graf Stolzenwart angetragen, ausgeschlagen, um den Geliebten nicht für immer in eine schiefe und unhaltbare Stellung zu seinen Standesgenossen durch eine ungleiche Ehe zu bringen. Dasselbe Opfer verlangt sie jetzt von ihrem Sohn: wie sie einst dem Vater, soll er der Tochter entsagen. Zum Glück für diesen ist so viel Hochherzigkeit gar nicht nöthig, leider für den Zuhörer auch nicht, der von dem guten Ausgang überzeugt ist und darum von diesen zwecklosen Erwägungen, diesen Edelmuthsbetheuerungen, die sich nicht zu bethätigen brauchen, ermüdet wird. Damit auch nicht das kleinste Wölkchen am Himmel aufsteige, schickt der Graf seine Schwester, die billiger Weise mit der wunderlich übereilten Verbindung ihrer Nichte, der letzten Stolzenwart, mit einem Herrn Thüring nicht einverstanden ist, auf das Land. Merkwürdig genug finden sich in dieser Fabel, die auch nicht die leiseste dramatische Bewegung zeigt, zwei episodische Figuren: ein wilder, ungeberdiger Lieutenant, ein Neffe des Standesherrn, der hinter den Coulissen, während eines Zwischenactes, über die Grenze flüchtet, und ein General, über die Fünfzig hinaus, von frischestem Reiterhumor, in denen der Kern zu dramatischen Gestalten steckt, und deren Physiognomien und Erlebnisse uns stärker anziehen, lebendigere Verwickelungen, sei es komischer, sei es tragischer Art verheißen, als die guten, weichmüthigen Menschen im Vordergrund der Handlung.

Einen größeren Treffer als das Schauspielhaus mit diesem Werk hat das Wallner-Theater mit dem Lustspiel in fünf Acten, „Krieg im Frieden" von Gustav von Moser und Franz von Schönthan gezogen. Seit Sonnabend den 11. September spielt es sich allabendlich vor einem wohlgefüllten Hause ab. Wie das Frühjahr auf diesen Brettern der Jacobson'schen Posse „Der jüngste Lieutenant" gehörte, so scheint „Krieg im Frieden" den Herbst beherrschen zu wollen. Wenn es noch einen Zweifel geben könnte, daß wir ein kriegerisches Volk mit allgemeiner Dienstpflicht sind, dem das Soldatenspiel Vergnügen macht, in dem Jeder unwillkürlich, beim Klang der Trommeln, in alter Angewöhnung Schritt hält — der Jubel, der diese Bilder aus dem militärischen Leben begrüßt, das Echo, das sie in der Versammlung wecken, würde ihn zu nichte machen. Von dramatischem Gehalt kann dem lustigen Stücke gegenüber nicht gesprochen werden, kaum von einer dramatischen Handlung. Die Leiden und Freuden, die Liebesabenteuer, die eine Einquartierung während der Herbstübungen, in der unausgesetzten Berührung vom „Militär" und „Civil" hervorbringt, werden in ergötzlichen Scenen dargestellt. Daß ein „interessanter Mädchencharakter" — diesmal ist es eine Ungarin, Fräulein Ilka Eötvös, die sich bei ihren deutschen Verwandten aufhält — nicht dabei fehlen darf, versteht sich von selbst. Die beiden Verfasser sind nicht nur Kriegs- und Dienstkundige im besten Sinne des Wortes, sondern auch witzige und erfahrene Theaterdichter. Eine lustige Scene lassen sie von einer noch lustigeren abgelöst werden, und wenn es einmal mit der Handlung gar nicht mehr von der Stelle will, wird zum Apell geblasen und mit den Soldaten und Officieren ist auch der Beifall der Zuschauer da. Von den beiden Officieren ähnelt der erstere, Kurt von Folgen, Ulanenlieutenant, dem allbekannten „Veilchenfresser", er ist offenbar sein Stiefbruder; aus dem überschüssigen Humor des Veilchenfressers, mit dem Kurt Nichts anzufangen wußte, ist eine neue Figur geworden, Herr von Reif-Reifligen, Lieutenant der Infanterie, eine köstliche Charge, lebenswahr und bei aller Schrullenhaftigkeit und einem leisen Geckenthum liebenswürdig, die in der frischen Darstellung durch Hrn. Engels zur vollsten Wirkung kam. Die photographische Abbildung der Wirklichkeit aus einer mittleren Bildungssphäre, die von dem Wesen und der Erscheinung der wahrhaft gebildeten Gesellschaft durch eine nicht genau festzustellende und zu beschreibende, wohl aber stets empfundene Schranke getrennt ist, gelingt den Dichtern wie den Schauspielern des Wallner-Theaters, den L'Arronge's und Moser's, wie den Lebrün's, Kadelburg's, Blencke's und Engels', mit seltener Treue, Schärfe und Vortrefflichkeit.

Karl Frenzel.

Literarische Rundschau.

Das Goethe-Jahrbuch.

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Dr. Ludwig Geiger. Erster Band. Frankfurt a. M., literarische Anstalt Rütten u. Loening. 1880.

Ein längst erwünschtes, periodisches Unternehmen, das die vielfach zerstreuten Einzelforschungen an Einem Ort zusammenfassen und allseitig gute Dienste leisten wird. Denn keineswegs ist die Goethe-Wissenschaft, wie man vielfach hören kann, schon am Endpunkt ihrer Thätigkeit angelangt; einen so großen Umfang sie auch bereits angenommen hat, so Werthvolles immer in rein biographischer Hinsicht wir in der Folge der Jahre gefunden haben — die wirklich eindringende Arbeit an Goethe hat erst begonnen, und das bei weitem Wichtigste für die tiefere künstlerische Erfassung seines Genius bleibt noch zu thun. Wie wenig wissen wir über die Technik der Goethe'schen Dichtung! Wie wenig von seinem Stil, von der Sprache! Wie spärlich sind ästhetische Beobachtungen angestellt worden, welche wissenschaftlichen Werth beanspruchen können! Wer hat noch näher untersucht, was Goethe von seinen Vorgängern gelernt hat, von den Anakreontikern, von Klopstock, von Lessing?

Wie sehr wir gerade in dieser Hinsicht im Argen liegen, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit der Aufsatz des Freiherrn von Biedermann in dem neuen Jahrbuch: „Goethe und Lessing", der den Beweis liefert, welche durchaus schiefe Vorstellungen noch über das Verhältniß der beiden großen Männer möglich sind. Auf jeder Seite fordert diese Abhandlung des verdienten Goethe-Freundes zum Widerspruch heraus; das Historische ist in ihr gänzlich vernachlässigt, einfach die Aeußerungen Lessing's über Goethe und Goethe's über Lessing werden einander gegenüber gestellt, und daraus die ungeheuerliche Folgerung gezogen: Lessing sei Goethe gegenüber „neidisch" und „nicht ehrlich" gewesen. Daß Goethe leichter gerecht gegen Lessing's Größe sein konnte, als dieser gegen jene — diese naheliegende Betrachtung hat Herr v. Biedermann nicht angestellt; er verlangt ohne Weiteres von Lessing, dem fertigen Schriftsteller, der bereits am Ende seiner Laufbahn stand, daß er trotz aller Extravaganzen dieser jugendlichen Stürmer Goethe nicht mit seinen eigenen Augen, sondern mit denen des 19. Jahrhunderts hätte anschauen sollen, er verurtheilt Lessing in aller Form dazu, in dem jungen Goethe bereits den Dichter des „Faust" und der „Iphigenie" zu ahnen. Gerade Lessing, so durfte Biedermann argumentiren, mußte am Peinlichsten von den Ausschreitungen der Genies sich berührt finden; der Liberale, welcher die Revolutionäre über die von ihm innegehaltene Linie hinausschreiten sieht — wird er nicht stets jene eben so scharf, ja schärfer noch verurtheilen, als der Conservative?

Im Vorbeigehen wird dann noch von Biedermann der alte Satz Friedrich Schlegel's aufgewärmt, daß Lessing „eben kein echter Dichter war", ohne daß indeß der Verfasser etwas Neues über den Punkt vorzubringen hätte. Will man überhaupt eine solche, an sich wol wenig ersprießliche Frage zur Erörterung bringen, so wäre

doch das Erste: nach Kriterien zu suchen, an denen man den „echten" Dichter erkennt. Ein solches Kriterium ist beispielsweise für mich die Fähigkeit, Charaktere zu schaffen, lebendige, volle, abgerundete Gestalten, und diese Fähigkeit hat in jedem Falle Lessing reichlich besessen.

Biedermann's Aufsatz ist der Rubrik „Abhandlungen" eingereiht, welche, nach dem Vorwort des Professor Geiger, „namentlich dem größeren gebildeten Publicum, das noch immer an eine oberflächliche Art der Literaturbehandlung gewöhnt ist, durch formvollendete und inhaltreiche Aufsätze die Möglichkeit gewähren soll, in das Getriebe der ernsten Arbeit hineinzublicken". In der Theorie ist gegen diese Bestrebung gewiß Nichts einzuwenden; nur daß leider weder Biedermann's Arbeit, noch die darauf folgende von Bobertag: „Faust und Helena" sehr geeignet sind, dem Publicum eine vortheilhafte Vorstellung von unserer „ernsten Arbeit" beizubringen. Gegen den Inhalt der Bobertag'schen Abhandlung ist eigentlich Nichts einzuwenden; sie ist wenig eindringend und ohne neue Resultate, aber sie lehrt doch nichts geradezu Verfehltes. Desto mehr habe ich gegen die Form auf dem Herzen, gegen diese breiten, behaglichen, witzig sein sollenden Sätze, diese banalen Selbstverständlichkeiten, dieses ganze inhaltslose Gerede.

Ich gebe nur zwei Beispiele. Numero Eins: „Eine sehr schöne Person erinnert uns viel weniger an eine andere ihr ähnliche, welche ihr an Schönheit gleichkam, wol aber an eine weniger schöne oder sogar häßliche, welche ihr ähnlich war." Numero Zwei: „Daß die geschlechtliche Sinnlichkeit den Geschmack nicht verbessert, ist allbekannt, ja es ist eine von Vernünftigen nicht bestrittene Thatsache, daß große, ideale weibliche Schönheit das Thierische im Manne fesselt."

Es wäre die entschiedene Pflicht des Herausgebers gewesen, wenn er den Aufsatz überall acceptirte, derartige Trivialitäten rücksichtslos auszumerzen; wir hoffen bestimmt, daß er in den folgenden Jahrgängen dieser Pflicht eifriger nachkommen werde.

Ein Glück noch, daß die Ehre der „ernsten Arbeit" auf das Glänzendste wiederhergestellt wird durch den Aufsatz, der verdientermaßen die erste Stelle des Bandes einnimmt, durch die wundervolle Abhandlung Herman Grimm's: „Bettina von Arnim". Außer der Nachschrift Herman Grimm's zu der Rede seines Vaters Wilhelm, „Auf Jacob Grimm", kenne ich Nichts von dem Autor, das in edler Einfachheit und Wärme der Empfindung an diese Darstellung heranreichte.

In dem zweiten Abschnitt des Jahrbuches, den „Forschungen", gibt zunächst Wilhelm Scherer werthvolle Nachträge zu seinen fruchtbaren Aufsätzen „Aus Goethe's Frühzeit", welche für die Deutung des Satyros auf Herder, die Scherer versuchte, gewiß neue Anhänger werben könnte; Karl Bartsch liefert eine nützliche Untersuchung über Goethe's Alexandriner, Wilmanns schreibt, geistreich und scharfsinnig wie immer, aber, auch wie immer, nicht sehr überzeugend, über „Goethe's Belinde". Es folgt ein Aufsatz Düntzer's mit dem langathmigen Titel: „Die Zuverlässigkeit von Goethe's Angaben über seine eignen Werke in Dichtung und Wahrheit", den wir bedauern, ablehnen zu müssen; er ist geeignet, alle Chronologie in Verwirrung zu bringen und entschieden Düntzer's nicht würdig.

Die schätzbarsten Gaben bringt der dritte Abschnitt, die „Mittheilungen": sechsunddreißig neue Goethe-Briefe, die Straßburger Handschrift des „Prometheus", herausgegeben von Erich Schmidt, lehrreiche „Mittheilungen von Zeitgenossen über Goethe", endlich sieben prächtige Briefe der Frau Rath. Das sind schöne Funde, die kein Goethefreund wird entbehren wollen. Möchte jeder Jahrgang in dieser Rubrik gleich werthvolle Veröffentlichungen bringen — und möchten die selbständigen Forschungen bald denselben Werth erlangen, wie die „Mittheilungen": das ist das Beste, was ich dem aller Sympathien werthen Unternehmen wünschen kann.

Otto Brahm.

ν. **Das deutsche Ritterdrama des achtzehnten Jahrhunderts.** Studien über Joseph August von Törring, seine Vorgänger und Nachfolger von Otto Brahm. (Quellen und Forschungen, Heft 40.) Straßburg, K. J. Trübner. 1880.

Der Verfasser erneuert das Andenken einer vergessenen Berühmtheit der deutschen Theatergeschichte, der im vorigen Jahrhundert mit vielem Beifall gegebenen und noch in diesem Jahrhundert von Otto Ludwig und Hebbel mit Achtung genannten Tragödie „Agnes Bernauerin" und ihres Autors des Bayerischen Ministers Joseph August von Törring. Aber Törring und seine Dramen stehen nur im Vordergrunde. Wichtiger ist uns der weite Hintergrund: das Ritterdrama des vorigen Jahrhunderts überhaupt, Goethe's Götz und seine literarischen Wirkungen. Noch niemals sind mit so eingehender Sorgfalt diese Dinge erörtert worden. Hat sich ihnen das Interesse der literarisch-historischen Forschung in letzter Zeit wiederholt zugewandt, haben insbesondere die Monographieen von Erich Schmidt über Heinr. Leop. Wagner, über Lenz und Klinger, von Bernh. Seuffert über Maler Müller uns die Epoche des Sturmes und Dranges wieder nahe gebracht, sind auch schon ganz unbedeutende Genossen jener literarischen Revolution mit besonderen Darstellungen bedacht worden, so galt es nunmehr, für ein begrenztes damit zusammenhängendes Gebiet zu einer Art von Abschluß zu gelangen, das Ritterdrama bis kurz nach 1800 mit statistischer Vollständigkeit zu schildern und uns eine Bewegung übersichtlich vorzuführen, welche mit Goethe's „Götz" beginnt und mit Schiller's „Jungfrau von Orleans" und Heinrich von Kleist's „Käthchen von Heilbronn" zwar nicht endigt, aber sich noch einmal zu bedeutenden Kunstwerken erhebt. Die Betrachtungen, welche der Verfasser anstellt, sind nicht blos Beiträge zur Literaturgeschichte, sondern auch historische Beiträge zur Technik des Dramas. Es herrscht darin jene Schärfe der Analyse, jene Aufmerksamkeit auf die Kunstmittel der Poesie, welche zu den Aufgaben des Aesthetikers wie des Philologen gehört, aber gleichweit entfernt ist von der phrasenhaften Salbaderei, welche sich vorzugsweise für ästhetisch, und von der geistlosen Kehricht-Anhäuferei, welche sich vorzugsweise für philologisch auszugeben pflegt.

οβ. **Richtig und flüchtig.** Skizzen von Ferdinand Groß. Leipzig, Heinrich Pfeil. 1880.

Eine Sammlung von Feuilletons, wie sie von hervorragenden Wiener und Berliner Tagesschriftstellern in letzter Zeit mehrfach dem Publicum dargeboten wird. Man hat an der Berechtigung solcher Sammlungen zuweilen Zweifel erheben wollen; allein wenn sie in so bescheidener Form auftreten, wie die vorliegende, und zugleich so ansprechende Gaben bringen, wird man sie gewiß überall dankbar acceptiren. Ferdinand Groß gehört der Feuilletonistenschule an, welche in Anlehnung an Pariser Muster hauptsächlich auf dem Wiener Erdreiche gedeiht; er ist geistreich und witzig, wie viele seiner Collegen, aber er unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von einigen unter ihnen, daß er nicht allezeit auf der lärmenden Suche nach Witz und Geist um jeden Preis ist. Das kleine Buch zerfällt in fünf Abtheilungen, unter denen die umfangreichste und werthvollste diejenige „Aus der Theaterwelt" ist; eine Anzahl wichtiger Bühnenangelegenheiten, wie das Verhältniß von Theater und Presse, der Toilettenluxus, der Zwischenvorhang, werden in ihr an der Hand der Erfahrung mit eindringendem Ernst und ohne Voreingenommenheit erörtert. Besonders gelungen erscheint uns der Aufsatz über „Laube und Dingelstedt", der die Individualität der beiden Bühnenleiter sorgsam und treffend gegen einander abwägt. Daß der Verfasser auch gemüthvoll und mit liebenswürdiger Wärme zu erzählen weiß, zeigen die „Weihnachtsbilder" und die „Geschichten"; durch die schlichte Anspruchslosigkeit, in der diese einfachen Skizzen zum Vortrag kommen, wirken sie nur um so rührender. Wir würden uns freuen, dem Autor bald auf einem größeren Gebiete zu begegnen.

γγ. **Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1880.** Herausgegeben von einer Gesellschaft Zürcherischer Geschichtsfreunde. Zürich, Orell Füßli & Comp. 1880.

Die Hauptabhandlung dieses mit zwei Abbildungen — eines von Felix Frei 1519 gestifteten, jetzt im Privatbesitz befindlichen Glasfensters und eines bunten Blattes aus dem Stammbuche des Jost Meyer von Knonau, 1607 — gezierten Taschenbuchs ist der Auszug einer 1822 von David Heß verfaßten biographischen Skizze des Joh. Casp. Schweizer und seiner Gattin Anna Magdalena Heß. Dieselbe hat nicht nur ein speciell zürcherisches, sondern ein allgemeines Interesse, denn Schweizer (1754—1811), der den größten Theil seines Lebens in Frankreich zubrachte, hat einen merkwürdigen Antheil an den politischen und merkantilen Verhältnissen Frankreichs, und Magdalena (1751—1814), welche die drei Jahre ihrer Wittwenschaft in Zürich verweilte, in ihrem Wesen und Denken aber durchaus französisch erscheint, ist eine originelle Persönlichkeit, wie sie nur aus den seltsamen Bewegungen der Aufklärungs- und Revolutions-Epoche hervorgehen konnte. Doch hätte der Herausgeber der Abhandlung, F. O. Pestalozzi, noch manches Ueberflüssige und Weitschweifige streichen können. — Ein gar lieblicher Beitrag ist Gottfried Keller's poetische Arbeit: „Die Johannisnacht, Ein Festspiel zur Becherweihe der Zunftgesellschaft zur Schmieden in Zürich 15. Nov. 1875", ein sinnniges Stück, in welchem frischer Humor und würdiger Ernst mit einander wechseln. In der Johannisnacht erscheinen die Geister der Zürcher aus verschiedenen Jahrhunderten, die sich in ihren kurzen Reden trefflich charakterisiren: aus dem 13. und 14. die muthigen Kämpfer gegen Oesterreichs Herrschgelüste, aus dem 15. die rohen, thatenlosen Räuber, aus dem 16. und 17. die feilen Söldner, aus dem 18. die wandernden Gelehrten (der Chirurgus aus dem Heere Friedrich d. Gr.), denen dann der Wirth die veränderten Zustände des 19. Jahrhunderts auseinandersetzt, bis alle sich in dem Lobe des auf dem Becher dargestellten, für die Glaubensfreiheit 1531 bei Kappel gefallenen Bannerherrn vereinen, die Geister aber vor der hereinbrechenden Morgenröthe in ihr

Nichts zerstieben. — Schon dieser echt poetischen Gabe wegen verdiente das Taschenbuch in weitere Kreise zu dringen.

ϱ. **Illustrirter Kalender für 1881.** Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 36. Jahrgang. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

Weber's Illustrirter Kalender ist so fest eingebürgert beim gebildeten deutschen Publicum, daß es zu seiner Empfehlung nur der Anzeige seiner Wiederkehr bedarf, an die wir uns, wie an eine feststehende Institution gewöhnt haben. In allen seinen Abtheilungen vortrefflich gearbeitet, ist der stattliche Band eines der nützlichsten Nachschlagebücher, welche der Politiker und der Geschäftsmann und Jeder, mit Einem Wort, der an dem regen Leben der Gegenwart Theil nimmt, sich nur wünschen mag. Die Reichhaltigkeit dieses Kalenders ist so groß, daß wir darauf verzichten müssen, alle Rubriken desselben aufzuzählen; aber wir glauben, daß nicht leicht Jemand, welchem Zweige der Berufsthätigkeit er auch angehöre, darin umsonst nach Information suchen wird, so weit sie sich auf Actualitäten, Personen und Dinge, bezieht. Die Ausstattung, Papier, Druck und Illustrationen sind, wie bei allen Weber'schen Verlagswerken, ausgezeichnet.

ϱ. **Erlauchte Geister.** Ein Citatenschatz als Geburtstags-Chronik. Zugleich Gedenk- und Tagebuchblätter für jeden Tag des Jahres. Von D. A. Schmidt. Zweite vermehrte Auflage. Bremerhaven, Verlag von L. von Vangerow.

Ein feiner Sinn und eine feine Hand haben dieses Buch geschaffen, welches jedem Tag des Jahres zugleich ein historisches und ein poetisches Merkzeichen gibt. Fürsten und Feldherren, Dichter und Musiker, Künstler und Gelehrte, große Männer und große Frauen, berühmte Namen von allen Gebieten menschlicher Thätigkeit sind hier nach ihren Geburtstagen verzeichnet, an deren jeden sich als dichterische Arabeske ein Citat schließt, welches das Wesen des Gefeierten charakterisirt. Wir können die außerordentliche Belesenheit und den Tact, mit welchem diese Citate gewählt sind, nicht hoch genug rühmen. Mit einem Verständniß, welches nicht selten Intuition genannt zu werden verdient, bringt der Blick der Herausgeberin in das Innerste ihrer „Erlauchten Geister", und nicht minder bewundernswerth ist die Sicherheit, mit welcher sie aus dem Schatze deutscher Dichtung grade den Vers oder die Strophe zu greifen weiß, welche der Anschauung einen vollendeten dichterischen Anblick gibt. Knapp gefaßte, aber wiederum in Bezug auf alles Wesentliche zuverlässige biographische Notizen schließen dieses Werkchen ab, welchem wir in seinem festtäglichen Gewande einen bevorzugten Platz auf den Geburtstagstischen namentlich der Damenwelt wünschen.

ν. **Lieder des hellenischen Mirza-Schaffy.** Athanasios Christopulos nebst einer Auswahl von Liedern und Gedichten hellenischer Zeitgenossen. Im Versmaße der Originale übertragen von August Boltz. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1880.

In einer Zeit, in welcher die Geschicke Griechenlands einer neuen, für ganz Europa bedeutsamen Entwickelung entgegen gehen, verfolgt man mit doppeltem Interesse die Erzeugnisse literarischen und wissenschaftlichen Geistes, welche auf jenem vor Alters unendlich fruchtbaren Boden nach Jahrhunderte langer Unterdrückung wieder gezeitigt werden. Denn mehr als alle statistischen Berechnungen sind sie der Prüfstein für die innere Kraft der Nation, und die mehr oder minder sichere Bürgschaft, daß man die großen Ziele, die man in's Auge gefaßt hat, erreichen werde. Daß die Griechen mit Talent und Eifer gerade in den letzten Jahrzehnten zunächst auf geistigem Gebiete schätzbare Eroberungen ausgeführt haben, läßt sich nicht in Abrede stellen. Eine frische, regsame Literatur sucht an die uralten Ueberlieferungen der Heimath wieder anzuknüpfen und zugleich an den modernen Errungenschaften fremder Völker sich zu bilden. Nicht zum wenigsten an dem, was in Deutschland geleistet wurde. Beinahe auf allen deutschen Universitäten begegnen wir jungen Griechen, die an Talent, Eifer und Liebe zum Vaterlande nicht leicht übertroffen werden. Ganz vor Kurzem, als man in Athen die Uebersetzung von Lessing's Nathan dem Weisen als Preisaufgabe stellte, liefen nicht weniger als fünfzehn Uebersetzungen ein, während die beste, welche den in Berlin seit Jahren verehrten Gesandten Griechenlands, Alexander Risos Rangabé zum Verfasser hat, nicht einmal in den Wettstreit eintrat. Ein anmuthiges Zeugniß griechischen Geistes gibt auch das kleine Buch, welches über diesen Zeilen genannt wurde. Professor August Boltz, als gelehrter und geschmackvoller Kenner des Neugriechischen öfters bewährt, bringt uns in getreuer Uebersetzung die Gesänge des Athanasios Christopulos, den er nicht mit Unrecht als den hellenischen Mirza-Schaffy bezeichnet. Der Dichter, schon 1770 geboren, reicht doch noch bis in die neuere Zeit, da sein Tod erst 1846 erfolgte. Seine Gedichte erschienen 1811, 1818, 1821 in Wien und seitdem öfters in Paris. Sie feiern die Liebe, den Gesang und den Wein mit einer Frische und Anmuth, die dem Boden, auf welchem Anakreon dichtete, nicht zur Unehre gereichen. Als Anhang folgt ein episches Gedicht von Rangabé, die Fahrt des Dionysos, eine Bearbeitung des homerischen Hymnus von dem Gotte, der die ihn bedrohenden Seeräuber in Delphine verwandelt. Den Schluß bildet eine Auswahl von Liedern und Gedichten hellenischer Zeitgenossen, darunter keines ohne einen feinen poetischen Gedanken. Der Uebersetzer hat die Schwierigkeiten der Sprache und des Versmaßes mit großem Geschick überwunden; einzelne Unebenheiten wird eine voraussichtlich bald bevorstehende neue Ausgabe leicht beseitigen. Die Uebersetzung hat nicht selten den vollen Reiz des Originals. „Alle Freunde heiterer Muße", nicht weniger alle Freunde neugriechischer Poesie werden die „Widmung" der anmuthigen Gabe gern und dankbar annehmen.

γγ. **Ausgewählte Gedichte von Giosué Carducci.** Metrisch übersetzt von B. Jacobson. Mit einer Einleitung von Karl Hillebrand. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1880.

Paul Heyse hat neuerdings mehrfach die

Aufmerksamkeit auf Carducci gelenkt, der außerhalb seines Heimathlandes mehr als feinsinniger Gelehrter und Literarhistoriker denn als Dichter bekannt war und ist. Nun gibt in vorliegendem sehr zierlich ausgestatteten Büchlein K. Hillebrand eine Charakteristik, die keineswegs durchaus lobend ist: „Carducci will," so heißt es einmal, „die gesitteten Leute skandalisiren; daher seine Gedichte denn auch meist einen Duft haben, der gesunden Geruchsnerven noch weniger zusagt als heikler Wohlanständigkeit;" und B. Jacobson, eine Schriftstellerin, die schon durch eine Uebersetzung von Dante's „Neuem Leben" ihr Talent erprobt hat, veröffentlicht die Uebertragung von 36 Gedichten, die sie in drei Abtheilungen, nach den drei selbständigen poetischen Veröffentlichungen des Dichters, zerlegt. Selbstverständlich gibt die Uebersetzerin von den cynischen Gedichten keins, von den satirischen wenig; die Verse, welche von ihr mitgetheilt werden, lehren Carducci kennen als begeisterten Verehrer des Alterthums, als eifrigen Patrioten und als Lobpreiser der Natur. Die Uebersetzung ist gewandt und geschmackvoll, doch hätte die Herausgeberin gut daran gethan, wenn sie diejenigen Gedichte, welche Heyse bereits veröffentlicht, ausgelassen hätte, denn das Publicum fragt nun einmal nicht nach der Priorität, sondern allein nach der Superiorität der Uebertragung.

aλ. **Die Frau auf dem socialen Gebiete.** Von Dr. Lorenz von Stein. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1880.

Der berühmte Wiener Wirthschaftsgelehrte hat neuerdings in Vorträgen und Aufsätzen, die neben seiner Hauptthätigkeit wie halbe Erholung hergehen, besonders den Frauen seine fördernde Aufmerksamkeit zugewandt. Auf den vorliegenden 162 Seiten eines allerdings sehr zierlichen Formats nähert er sich seinem Ziele so allmälig und von weitem, als ob er ihnen die eben herrschende Mode ausreden oder den Verzicht auf einen Theil ihres Nadelgeldes zumuthen wollte. Er spricht zwar höflich und beredt zugleich, aber doch fürchten wir etwas zu abstract, zu philosophisch-historisch für sein dermaliges Publicum. Das ist am meisten zu bedauern wegen der wirklich sehr gemeinnützigen Winke, welche er in den letzten Abschnitten der Schrift gebildeten, wohlgesinnten, mit Muße und Mitteln ausgestatteten Frauen ertheilt. Er will, daß die Besitzenden sich allesammt recht inne seien ihrer Pflicht, den Nichtbesitzenden um sie her, zu deren Haltung, wenn sie noch stehen, zu deren Wiedererhebung, wenn sie gesunken sind, eine hilfreiche Hand zu leihen; — daß die Frau an dieser ernsten socialen Aufgabe ihren vollen Antheil gleich dem Manne nehme; daß sie damit bei ihrem Gesinde anfange, gleichviel ob dieses ihr die Sache leicht oder schwer mache (denn nicht um Vergnügen handelt es sich ja, sondern um Pflicht, um Wohl nicht, sondern um Nothwendigkeit); daß sie aber Blick und Thätigkeit auch hinauserstrecke über ihr eigenes Hauswesen, das wohlversorgte, wohlgeordnete, und einem oder ein paar darin schlechter bestellten fremden Häusern die Ueberwindung der Nöthe und Gefahren des Lebens mit linder, beharrlicher Theilnahme zu erleichtern suche, wobei das Kind ihr die Pforte aufthun wird, wenn die Mutter zu stolz, zu scheu oder zu schuldbewußt sein sollte eine andere Frau hereinzulassen. In diesen Schluß-Abschnitten gibt Prof. v. Stein den Frauen der sorgenfrei lebenden Familien vortreffliche Rathschläge, die wol den Wunsch begründen können, seine kleine Schrift möge demnächst auf recht vielen Weihnachtstischen edeldenkender Frauen und ernsterer, strebsamerer jungen Mädchen gefunden werden.

Bei der bekannten Correctheit der Verlagshandlung sind uns mehr als sonst die ziemlich zahlreichen Druckfehler aufgestoßen, um derentwillen eine neue Auflage thunlichst beschleunigt zu werden verdient.

aλ. **Beiträge zur Geschichte des deutschen Handwerks** von Willibald Koch. Leipzig, Edwin Schloemp. 1880.

Aus sechs Büchern ein Buch! Die Vorrede sagt es uns selbst naiver Weise, ebenso daß mehrere der Abschnitte desselben schon im Feuilleton der „Rostocker Zeitung" ihren Dienst gethan haben, während sie fast errathen läßt, daß die hinzugefügten Abschnitte am Ende nicht einmal da den gewünschten Zutritt an die Oeffentlichkeit gefunden, und so den Entschluß ein Buch herauszugeben vielleicht gereift haben. Verhalte es sich damit aber auch wie es wolle, so muß eine bloße Verarbeitung fremden, noch dazu so wenig vollständigen Materials doch etwas ausgeprägtere formelle Vorzüge aufzuweisen haben, als diesem Verfasser zu Gebote stehen, um vor einer unbefangenen und gemeinnützigen Kritik zu bestehen. Herrn Koch's Beiträge, 262 Seiten fassend, besitzen nicht mehr Werth und Brauchbarkeit als die oberflächlichsten, zusammengerafftesten jener Vorträge, mit welchen in Bildungsvereinen, Gewerbvereinen, Vereinen junger Kaufleute, Kriegervereinen u. s. f. ein Abend ausgefüllt wird. Dann aber haben sie doch von Rechtswegen auf dem ohnehin so leidig überfüllten deutschen Büchermarkt nichts zu suchen, wo sie in ihrer hübschen äußeren Ausstattung genau jenen aufgeschmückten Eßwaaren gleichen, mit denen in gewissenlos geführten Victualienhandlungen die Käufer angelockt und hinter's Licht geführt werden.

βϱ. **Prolegomena zu einer anthropologischen Philosophie** von Dr. Friedrich von Bärenbach. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth. 1879.

Das Vorwort umfaßt 32 Seiten, dann beginnen die eigentlichen Prolegomena 25 Seiten, dann kommt die Einleitung in die Aufgaben der kritischen Erkenntnißtheorie S. 26–50, dann erst kommen die „Erkenntnißtheoretischen Untersuchungen". S. 234 beginnen unter No. XI Zusammenfassungen, S. 258 Erläuternde Zusätze und Ergänzungen: sie gehen bis S. 385. So äußerlich es scheint dergleichen zur Kritik heranzuziehen, so müssen wir diese Art zu disponiren mindestens als nachlässig bezeichnen. Vorliegendes Buch ist erster Band zu einer „Grundlegung der kritischen Philosophie". Wir haben unüberwindliches Mißtrauen gegen Grundlegungen; auf wieviel Bände mag der Verfasser seine Grundlegung mit ungezügelter Weitschweifigkeit berechnet haben? Der Verfasser ist unsäglich

weitschweifig, im Ausdruck zuweilen nachlässig. So S. 165 „den ewigen Fluß der Dinge der Herakliten amendirt eine exacte Philosophie". Unaufhörlich betheuert er, daß die Philosophie unentbehrlich sei; er hat sehr recht: aber wozu das erst sagen?

Was ist denn aber anthropologische Philosophie? Nichts Neues; es handelt sich um eine Wissenschaft des menschlichen Geisteslebens, des menschlichen Intellekts, deren Gegenstand die Untersuchung seiner Natur, die Erforschung und Aufstellung seiner „Naturgesetze" bildet (S. 262. 274.): eine Wissenschaft von menschlichem Erkennen und Wollen (S. 313). Man verwechsle also nicht die Philosophie des Verfassers, wenn sie auch auf Anthropologie beruht, mit der Anthropologie selbst. Das ist ganz schön; freilich vermochten wir nie und nirgend eine originale Idee beim Verfasser zu entdecken. Er zeigt sich als leidenschaftlicher Kantianer, nimmt seinen Standpunkt wie Descartes und Kant, kommt aber eigentlich über Reproduction und Ausführlichkeit in diesen Dingen nicht hinaus. Verfasser benutzt die Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft von Kehrbach: wir warnen jeden aufs dringendste vor Herrn Kehrbach. Herrn Kehrbach's Arbeit ist für uns eine mindestens werthlose. Eine wissenschaftliche und werthvolle Ausgabe der Kritik d. r. V. ist die neuerdings von B. Erdmann veranstaltete.

Haben wir nicht beobachtet, daß der Verfasser (der viel gelesen hat) nie Lotze citirt? Ist dies ein Zufall? Wir sehnten uns bei der Lectüre der „Prolegomena" oft nach nur einem einzigen Kapitel Lotze's wie nach den Inseln der Seligen.

γγ. **Das Lehrsystem Michael Servet's** genetisch dargestellt von H. Tollin. 3 Bände. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1876—1878.

Servet und die oberländischen Reformatoren. Quellen-Studien von H. Tollin. Bd. I: Michael Servet und Martin Butzer. Berlin, H. R. Mecklenburg. 1880.

Gibt es in Europa einen Menschen, der sämmtliche Schriften Tollin's über Servet gelesen hat? Die Frage ist weit ernster, als sie auf den ersten Anblick erscheint. Hr. Tollin begann nämlich seine schriftstellerische Thätigkeit im Jahre 1874; bis zum Jahre 1878 hatte er es, nach seinem eigenen Bekenntniß, auf 29 Schriften über dieselbe Persönlichkeit gebracht; seitdem sind manche hinzugekommen, u. a. zwei der oben angeführten Bände; die beiden Werke, die ich in der Ueberschrift nannte, umfassen mehr als 1000 Seiten. Fährt der Verfasser so fort, so kann er in einigen Jahren eine Servet-Literatur geschaffen haben, für die er nicht nur Verfasser, sondern auch der einzige Leser sein mag. Ich habe den größten Respect vor ernster wissenschaftlicher Forschung, aber gerade weil ich ihn habe, fühle ich mich veranlaßt, Protest einzulegen gegen die angebliche wissenschaftliche Kleinigkeitskrämerei, die namentlich in den historischen Forschungen einzureißen droht. Wir erhalten ungeordnete Collectaneen, statt durchgearbeiteter Bücher. Hr. Tollin's Bücher sind gewiß sehr fleißig: ich bin überzeugt, daß er von jedem Tag und jeder Stunde im Leben seines Heros Bescheid zu geben weiß, aber durch seine stete Beschäftigung mit demselben kommt er zu maßloser Ueberschätzung, z. B. dem Satz: „Einsam steht der aragonische Riese da, ein Fragezeichen an die Jahrtausende, für sich allein eine Welt!" und durch seine Vielschreiberei zu seltsamer Verballhornung der deutschen Sprache; das neueste Buch beginnt mit dem Satz: „Es ist ein Unbegriff, daß Jesus, der Herzog der Seligkeiten". Das Verhältniß von Servet und Butzer, die anfänglich gemeinschaftliche Sache machten, später sich trennten und in heftiger Fehde einander bekämpften, um endlich zu einem ruhigen Nebeneinanderleben zu gelangen, wird bis in seine kleinsten Details verfolgt; das „Lehrsystem", gespickt mit Fachausdrücken und überladen mit Citaten, ist für den Nichttheologen durchaus unverständlich. Hr. Tollin würde den Gebildeten einen wahren Dienst erweisen und der Wissenschaft nützen, wenn er die Detailstudien für sich machte und das Resultat derselben in einer tüchtigen immerhin ausführlichen Monographie über den bedeutenden und unglücklichen Reformator und Gelehrten niederlegte.

φ. **Stammbuch des Studenten.** Stuttgart, W. Spemann.

Die compilatorische Thätigkeit schafft heutigen Tags einen großen Theil unsrer Literatur. Zu den freundlichst aufgenommenen Compilationen gehören die Culturhistorischen Stammbücher, deren viertes das angezeigte Stammbuch des Studenten bildet. Der ungenannte Herausgeber hat in den Hauptabschnitten den Studenten im Alterthum, im Mittelalter und in der neuen Zeit in den Aufzeichnungen zahlreicher Schriftsteller gespiegelt. Die Quellenkenntniß des Compilators ist eine ganz vorzügliche und erstreckt sich vom grauen Alterthum bis auf die jüngste Journalliteratur. Deutschland ist ein besonders umfassender Raum gewidmet. Noch erhöht worden wäre das Interesse an dem vorliegenden, wie an der ganzen Folge der Stammbücher, wenn authentische Illustrationen sich zur Veranschaulichung des Dargestellten mit dem Text verbunden hätten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. October zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abhandlungen, Staatswirthschaftliche. — Herausgegeben von Dr. K. F. Seyffarth. II. Serie. Heft 1. 2. April — Mai 1880. Leipzig, E. Keschny.

Arzruni. — Die Hungersnoth in Türkisch-Armenien. Ein Vortrag von Dr. Gregor Arzruni. Tiflis. 1880.

Avenarius. — Wandern und Werden. Gedichte von Ferdinand Avenarius. Zürich, Meyer & Zeller. 1880.

Belgio-juso. — Brera. Studi e Bozzetti Artistici di Carlo Belgio-juso. Milano, U. Hoepli. 1881.

Bericht über die Verwaltung der Königlichen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft zu Dresden in den Jahren 1878 und 1879. Dresden. 1880.

Berichte, Literarische aus Ungarn. Herausgegeben von Paul Hunfalvy. IV. Band. 2. Heft. Budapest, C. Knoll. 1880.

Bewer. — Danton. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Max Bewer. Hamburg, Joh. Kriebel. 1880.

Bimbächer, Der Spenglermeister. Posse aus dem Gießener Volksleben in fünf Bildern. Zweite, mit Einleitung vermehrte Auflage. Gießen, E. Roth.

Braun. — L'enseignement primaire à l'Exposition internationale de Paris de 1878. Rapport adressé à M. le Ministre de l'Interieur de Belgique par Th. Braun, Inspecteur des écoles normales etc. Bruxelles, Muquardt. 1880.

Braun-Wiesbaden. — Von Berlin nach Leipzig. Reise-, rechts-, wirthschafts- und culturgeschichtliche Plaudereien von Karl Braun-Wiesbaden. Leipzig, G. Reißner. 1880.

Bulthaupt. — Das Münchener Gesammtgastspiel 1880. Von Dr. Heinrich Bulthaupt. Bremen, Rühle & Schlenker. 1880.

Burnett. — Louisiana. Von Frances Burnett. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Logge & Fritze. 1881.

Centralblatt, Musikalisches. I. Jahrgang. No. 1. Verantwortlicher Redacteur und Verleger Robert Seitz in Leipzig. 1880.

Charikles. — Reisebriefe eines Diplomaten. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhdlg. 1880.

Clausewitz. — Vom Kriege. Hinterlassenes Werk des Generals Karl von Clausewitz. 4. Aufl. 2. 3. Theil. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1880.

Dahn. — Odhin's Trost. Ein nordischer Roman aus dem elften Jahrhundert von Felix Dahn. 2. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Dardenne. — 1830—1880. Petite Histoire populaire contemporaine de la Belgique. Par E. J. Dardenne. Bruxelles, Muquardt.

Dichter, Deutsche, des sechzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Worterklärungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. 15. Band. Dichtungen von Johann Fischart, genannt Menzer. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Dichter, Deutsche, des achtzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. 14. Band. Lyrische Gedichte von Andreas Gryphius. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. — Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jager, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg., 13. Lfg. Enthält: Handbuch der Botanik. 4. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

Encyklopädie der Neueren Geschichte. In Verbindung mit namhaften deutschen und außerdeutschen Historikern herausgegeben von Wilhelm Herbst. Prof. Dr. theol. et phil., Rektor a. D. d'gl. Landesschule Pforta. Lfg. 1. 2. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Erholungsstunden. Neue deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 24. Breslau, E. Schottlaender.

Falke. — Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 32. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Frauenpflicht, Auch eine. — Von einer deutschen Frau. 3. Aufl. Zürich, Trüb'sche Buchhdlg. (Th. Schröter). 1880.

Freriep. — Anatomie für Künstler. Kurzgefaßte Anatomie, Mechanik und Proportionslehre des menschlichen Körpers. Von August Freriep. Mit 39 Tafeln, Abbildungen in Holzschnitt und theilweise in Doppeldruck gezeichnet von Rich. Heimert. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Gallerie, Internationale, enthaltend Autographien, Biographien und Portraits der berühmtesten Männer der Gegenwart. Herausgegeben von Prof. H. Reichardt. Deutsche Ausgabe. 1. Lfg. Lord Lytton. Feldmarschall v. Moltke. London, M. Ledchen & Co. 1880.

Gatti de Gamond. — Histoire de la Belgique par Mme J. Gatti de Gamond. Troisieme edition. Bruxelles, Muquardt. 1880.

Gerhard. — Gedichte. Roman in 2 Bänden von M. Gerhard. Berlin, Logge & Fritze. 1881.

Geschichte, Allgemeine, in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Dümichen ꝛc. herausgegeben von Wilhelm Onckeu. 21. 22. Abthlg. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Geschichtslexikon. — Tagebuch der Geschichte und Biographie. Supplement zu Meyer's Konversations-Lexikon. Heft 1. Berlin, Aug. Helm. 1881.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 10. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Goblet d'Alviella. — 1830—1880. Cinquante ans de liberté. Tableau du développement intellectuel de la Belgique. Tome I, 1re partie. La Vie politique, par M. le Comte Goblet d'Alviella, Membre de la Chambre des representants. Bruxelles, Weissenbruch. 1880.

Graeberger. — Zan Mitnehm. Von Hans Graeberger. Wien, L. C. Zamarski.

Gregorovius. — Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen von Ferdinand Gregorovius. 4. Aufl. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Hahn. — Schöne Frauen. Roman von R. Edmund Hahn. 2 Bde. Dresden, G. Pierson's Buchhdlg. 1881.

Heimgarten. Eine Monatsschrift, herausgegeben von P. K. Rosegger. V. Jahrg. Heft 1. October 1880. Graz, Leykam-Josefsthal.

Hellwald. — Naturgeschichte des Menschen von Friedrich v. Hellwald. Illustrirt von F. Keller-Leuzinger. Lfg. 1. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Hübbe-Schleiden. — Ueberseeische Politik, eine culturwissenschaftliche Studie mit Zahlenbildern von Hübbe-Schleiden D. J. C. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1881.

Hübner. — Ein Spaziergang um die Welt von Alexander Freiherrn von Hübner. Mit ca. 350 Abbildungen. Lfg. 1. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther. 1880.

Jahn. — Faust. Eine Satire von H. E. Jahn. Rostock, Carl Meyer's Buchhdlg. 1880.

Jahn. — Agnes Bernauer. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Hermann Eduard Jahn. Rostock, Carl Meyer's Buchhdlg. 1881.

Jensen. — Ueber die Vivisection, ihre Gegner und Herrn Richard Wagner. Von Wilhelm Jensen. Stuttgart, Levy & Müller. 1881.

L'Institut de Droit International. — Annuaire de l'Institut de Droit International. Troisieme et quatrieme années. Tome premier. Bruxelles, Muquardt. 1880.

Juste. — Charles Rogier. Ancien membre du gouvernement provisoire et du Congrès national, Ministre d'état etc. par Theodore Juste. Bruxelles, Librairie Muquardt. 1880.

Kaden. — Sommerfahrt. Eine Reise durch die südlichsten Landschaften Italiens von Woldemar Kaden. Berlin, O. Janke. 1880.

Katalog der Redactions-Bibliothek von „Sachs-Villatte encyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen, bezw. deutschen u. französischen Sprache etc. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Keck. — Anna. Ein Idyll aus der schleswig-holsteinischen Erhebung. Von Karl Heinrich Keck. 4. Aufl. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1880.

Kirchbach. — Salvator Rosa. Roman von Wolfgang Kirchbach. 2 Bde. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Klaczko. — Causeries Florentines par Julian Klaczko. Dante et Michel-Ange. — Beatrice et la poesie amoureuse. — Dante et le Catholicisme. — La tragedie de Dante. Paris, E. Plon & Cie. 1880.

Klassiker, Militärische, des In- und Auslandes. Mit Einleitungen und Erläuterungen von v. Scherff, v. Tayssen, v. Boguslawski, v. d. Goltz und Anderen, herausgegeben von G. v. Marees. 5. Heft: Carl von Clausewitz: „Vom Kriege" IV. erläutert und mit Anmerkungen versehen durch W. v. Scherff. Berlin, Schneider & Co., Königl. Hofbuchhandlung. 1880.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé. Seitenstück zu h. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 21. 22. Stuttgart, W. Spemann.

Kollewijn. — Ueber den Einfluss des holländischen

Dramas auf Andreas Gryphius von Dr. R. A. Kollewijn. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Kraepelin. — Die Abschaffung des Strafmaßes. Ein Vorschlag zur Reform der heutigen Strafrechtspflege. Von Dr. med. Emil Kraepelin, Irrenarzt. Stuttgart, Ferd. Enke. 1880.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 5. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Kürschner. — Jahrbuch für das deutsche Theater. Eine umfassende Rundschau über die Zustände und Ereignisse auf theatralischen und verwandten Gebieten während des letzten Theaterjahres. Nebst einem ausführlichen Register. Von Joseph Kürschner. 2. Jahrg. Leipzig, L. E. Foltz. 1880.

Lahure. — Souvenirs. — Indes Orientales. — L'île des célèbes. — Par Général Baron Lahure. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Langegg. — Segenbringende Reisähren. Nationalroman und Schilderungen aus Japan von Dr. F. A. Junker von Langegg. 2. Band. Schilderungen aus Japan. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Lassalle. — Das System der erworbenen Rechte. Eine Versöhnung des positiven Rechts und der Rechtsphilosophie von Ferdinand Lassalle. In 2 Theilen. 2. Auflage, herausgegeben von Lothar Bucher. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Laveleye. — Lettres d'Italie par Emile de Laveleye. Bruxelles, C. Muquardt. 1880.

Leitner. — Novellen und Gedichte von K. G. Ritter von Leitner. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 7. 8. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Lessing. — Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. W. Danzel und G. E. Guhrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. Lfg. 7. 8. Berlin, Th. Hofmann. 1880.

Leuthold. — Gedichte von Heinrich Leuthold. 2. verm. Aufl. Frauenfeld, J. Huber. 1880.

Loki. — The new Werther by Loki. London, C. Kegan. Paul & Co. 1880.

Lorm. — Wanderers Ruhebank. Erzählungen von Hieronymus Lorm. Leipzig, B. Schlicke. 1881.

Mannesherz. — Studien über das Glück in der Ehe. Von Eugen von Mannesherz. München, C. Fritsch.

Martens. — Recueil des Traités et Conventions, conclus par la Russie avec les puissances étrangères. Publié d'ordre du Ministère des affaires étrangères par F. Martens, Professeur à l'Université Impériale de St. Pétersbourg. Tome V. Traités avec l'Allemagne 1656—1762. St. Pétersbourg. 1880.

McCarthy. — Geschichte Englands von der Thronbesteigung Victoria's bis zum Berliner Congress (1837 bis 1878). Von Justin McCarthy, Mitglied des Englischen Parlaments. I. Band. Autorisirte deutsche Ausgabe, besorgt von Leopold Katscher. Leipzig, B. Schlicke. 1881.

Meurer. — Shakespeare für Schulen. Ausgewählte Dramen. Mit Einleitungen, erklärenden Anmerkungen und Abriss der Shakespeare-Grammatik. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Karl Meurer II. Julius Caesar. Köln, C. Roemke & Cie. 1881.

Militans. — Ben Sirah Militans. Abgebrochene Sätze für A-B-C-Kinder. Im Orient gesammelt von B. P. G. Stuttgart, J. B. Metzler'sche Buchhdlg. 1880.

Molière. — Ausgewählte Lustspiele von Molière. In fünffüßigen, paarweis gereimten Jamben übersetzt von Adolf Laun. Mit Molière's Portrait nach dem Original von Mignard. Leipzig, W. Friedrich. 1881.

Mohren. — Gedichte von Bruno Mohren. I. Vermischte Gedichte. II. Baltische Klänge. Zürich, Verlags-Magazin. 1880.

Müller. — Quintus Horatius Flaccus. Eine literarhistorische Biographie von Lucian Müller. Leipzig, B. G. Teubner. 1880.

Muster altdeutscher Leinenstickerei. 3. Sammlung. Alphabete. Gesammelt und herausgegeben von der Redaction der Modenwelt. Berlin, Frz. Lipperheide. 1880.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 15—16. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Naturhistoriker, Der. — Zeitschrift zur Verbreitung naturwissenschaftlicher, insbesondere naturhistorischer Kenntnisse. Für die Schule und das Haus unter Mitwirkung mehrerer Fachmänner und Pädagogen herausgegeben von Dr. Friedr. K. Knauer. III. Jahrg. Nr. 1. Wien. 1880.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwicklung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart von Emil Naumann, K. Prof. und Hofkirchenmusikdirector. Heft 5. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Neumann-Strela. — Prinz Lieschen. Humoristische Erzählung von Karl Neumann-Strela. Berlin, Alb. Goldschmidt.

Oetker. — Aus dem norddeutschen Bauernleben. Schildereien von Friedrich Oetker. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Pelz. — Katechismus der Auswanderung. Kompaß für Auswanderer von Eduard Pelz. Sechste, völlig umgearbeitete Auflage. Mit vier Karten und einer Abbildung. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Petőfi. — Liebesperlen von A. Petőfi. Mit Beiträgen namhafter Uebersetzer. Herausgegeben von Ludwig Aigner. Budapest, L. Aigner.

Pfister. — Chattische Stammes-Kunde. Volksthümliche, sprachliche und geschichtliche Arbeit von Hermann von Pfister. Mit genauer Karte des stammheitlichen Gebietes, sowie der sechs chattischen Gaue. Kassel, E. Hühn. 1880.

Potvin. — Essais de littérature dramatique en Belgique. Par Ch. Potvin. Première Série: Drames historiques (Jacques d'Arteveld. — Les Gueux. — Le doyen des Brasseurs. — La Mère de Rubens). Seconde Série: Scènes des mœurs (Les truffes. — La Comédie electorale. — Le luxe. — L'homme de génie. — Le patchouli. — Le soufflet). Bruxelles, Muquardt. 1880.

Preyer. — Naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme. Populäre Vorträge von W. Preyer, Professor der Physiologie und Director des Physiologischen Instituts der Universität Jena. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Ramann. — Franz Liszt. Von L. Ramann. 1. Band. Die Jahre 1811 bis 1840. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Rehmke. — Die Welt als Wahrnehmung und Begriff. Eine Erkenntnisstheorie von Johannes Rehmke. Berlin, G. Reimer. 1880.

Rethwisch. — Der Staatsminister Freiherr v. Zedlitz und Preußens höheres Schulwesen im Zeitalter Friedrichs des Großen von Dr. Conrad Rethwisch. Berlin, R. Oppenheim. 1881.

Ring. — Goldene Ketten. Eine Hofgeschichte von Max Ring. 4 Bde. Breslau, S. Schottlaender. 1881.

Rollin. — Neues Handbuch der französischen Conversationssprache von L. Rollin. Leipzig, B. Tauchnitz. 1880.

Roman, Le, des familles. Revue Bi-Mensuelle publiée sous la Direction de M. G. van Muyden, Docteur ès-lettres. Nr. 1. Berlin, L. Liepmannssohn. 1880.

Roßmann. — Vom Gestade der Cyklopen und Sirenen. Reisebriefe von Wilhelm Roßmann. 2. durchg. und verm. Aufl. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 1880.

Rundschau, Deutsche, für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. III. Jahrg. Heft 1. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Salomon. — Geschichte der deutschen Nationalliteratur des neunzehnten Jahrhunderts von Ludwig Salomon. Lfg. 6. 7. Stuttgart, Levy & Müller.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. XV. Serie. Heft 350. Leonardo da Vinci als Naturforscher. Von Fritz Raab in Wien. Heft 351. Die Reformation in Pommern. Von Dr. H. Schreiber. Berlin, C. Habel. 1880.

Sammlung musikalischer Vorträge. Herausgeber: Paul Graf Waldersee. Nr. 18. Goethe's Verhältniß zur Musik von W. J. von Wasielewski. — Nr. 19. Die geschichtliche Entwicklung der Sonate von S. Bagge. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Sanders. — Deutsche Sprachbriefe von Daniel Sanders. 2. Aufl. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg. 1880.

Sarauw. — Die Feldzüge Karl's XII. Ein quellenmässiger Beitrag zur Kriegsgeschichte und Cabinetspolitik Europa's im XVIII. Jahrhundert von Christian von Sarauw, Königl. Dän. Capitän a. D. Mit einer Uebersichtskarte des Nordischen Kriegstheaters und 6 lithogr. Tafeln. Leipzig, B. Schlicke. 1881.

Schatzmayer. — Triest und seine Umgebung. Fremden-

führer von Dr. E. Schatzmayer. Triest, Pastori & Dalbon. 1881.

Schrallwien. — Dichtungen von Rob. Schallwien. Magdeburg, Faber'sche Buchdr. 1880.

Schmid-Schwarzenberg. — Clytia. Eine pädagogische Novelle. Ein Beitrag zur Volkserziehung von F. Schmid-Schwarzenberg. Erlangen, Palm & Enke. 1880.

Schmitz. — Oesterreichs Scheyern-Wittelsbacher oder die Dynastie der Babenberger. Geschichtliche Studie, zur 700jährigen Wittelsbacher Feier veröffentlicht von Clemens Schmitz, Vicar am k. Hofstifte zu St. Cajetan in München. München, C. Fritsch 1880.

Schultz. — Das Höfische Leben zur Zeit der Minnesinger von Prof. Dr. Alwin Schultz. II. Band. Mit 136 Holzschnitten. Leipzig, S. Hirzel. 1880.

Schweiger-Lerchenfeld. — Das Frauenleben der Erde. Geschildert von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. Lfg. 13—20. Wien, A. Hartleben. 1880.

Sherer. — The Conjurer's Daughter. A Tale by J. W. Sherer. With Illustrations by Alfred T. Elwes and John Jellicoe. London, W. H. Allen & Co. 1880.

Simchowitz. — Der Positivismus im Mosaismus erläutert und entwickelt auf Grund der alten und mittelalterlichen philosophischen Literatur der Hebräer von S. Sch. Simchowitz. Wien, M. Gottlieb's Buchhdlg. 1880.

Spir. — Vier Grundfragen. Von A. Spir. Leipzig, J. G. Findel. 1880.

Sprecher. — Die Familie de Saß. Historischer Roman aus der letzten Pestzeit Graubündens (1629—1632) von Joh. Friedr. v. Sprecher. Basel, Fel. Schneider. 1881.

Spruchpoesie. — Wahl- und Wappensprüche. Ein Beitrag zur Spruchpoesie. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz. 1880.

Stern. — Die letzten Humanisten. Historischer Roman von Adolf Stern. 2. Aufl. Leipzig, B. Schlicke. 1881.

Stieler. — Hochland-Lieder von Karl Stieler. 2. Aufl. Stuttgart, Adf. Bonz & Comp. 1880.

Thiersch. — Ursprung und Entwicklung der Colonieen in Nordamerika 1496—1776. Von Heinrich W. J. Thiersch. Augsburg, A. Preyß. 1880.

Universum, Das neue. Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Jahrbuch für Haus und Familie, besonders für die reifere Jugend. Liefg. 1/2. Stuttgart, W. Spemann.

Vanderkindere. — Le siècle des Artevelde. Etudes sur la civilisation morale et politique de la Flandre et du Brabant. Par Léon Vanderkindere, professeur à l'université de Bruxelles. Bruxelles, Lebègue. 1879.

Van der Meere. — Mémoires du Général comte Van der Meere. Deuxième Edition. Bruxelles, Maquardt. 1880.

Voigt. — Die Wiederbelebung des classischen Alterthums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Von Georg Voigt. I. Band. 2. umgearb. Aufl. Berlin, G. Reimer. 1880.

Walcker. — Schutzzölle, laissez faire und Freihandel. Eine lehrbuchartige Erörterung der wichtigsten industriellen und landwirthschaftlichen Schutzzölle von Dr. Karl Walcker. Leipzig, Kossberg'sche Buchhdlg. 1880.

Wanderbilder, Europäische. No. 13. Konstanz und seine Umgebung. Mit 22 Illustrationen von J. Weber, einem Kärtchen und einem Tourenplane. Zürich, Orell Füssli & Co.

Weitbrecht. — Gedichte von Carl Weitbrecht. Neue Ausgabe. Stuttgart, Adf. Bonz & Comp. 1880.

Windelband. — Die Geschichte der neuern Philosophie in ihrem Zusammenhange mit der allgemeinen Cultur und den besonderen Wissenschaften dargestellt von Professor Dr. W. Windelband. II. Band. Von Kant bis Hegel und Herbart. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Wolf. — Das Unterrichtswesen in Oesterreich unter Kaiser Josef II. Nach einer Darstellung von Josef v. Sonnenfels von G. Wolf. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hof- und Univ.-Buchh. 1880.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XV. Band. Heft 4. 5. Berlin, Dietr. Reimer. 1880.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. IX. Heft 139/40. Biblische und profane Wunderthäter. Von Amort dem Jüngeren. — Heft 141. Das heutige Belgien. Von Cantier. Berlin, C. Habel. 1880.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Die Dichterin von Carcassonne.

Novelle

von

Paul Heyse.

Unweit von der Stadt Carcassonne in der schönen Provence lag die Burg Miraval, die seit Menschengedenken im Besitz desselben ritterlichen Geschlechtes geblieben war. Gegen die Neige des zwölften Jahrhunderts aber sahen ihre Mauern nicht mehr so fröhliche Feste und sorgenfreie Bewohner, wie sonst. Ihr letzter Herr wurde durch einen schier allzu reichen Kindersegen genöthigt, sein Hab' und Gut zu zersplittern, so daß auf den Einzelnen kaum so viel kam, um ihn vor Noth zu schützen, geschweige ihm ein Leben zu gewähren, in welchem er der Standesehre überall Genüge thun konnte. Mit der Zeit minderte sich freilich diese Enge und Bedrängniß, da einige von den Töchtern Männer fanden, andere den Schleier nahmen und von den Söhnen etliche frühzeitig wegstarben. Als aber der alte Herr selbst die Augen schloß, waren immerhin noch vier Söhne übrig, die sich in den Besitz der Burg zu theilen hatten.

Sie thaten dies nicht ganz ohne Murren und Streit, bis auf den jüngsten Bruder, Raimon von Miraval. Dieser hatte zum Ersatz für ein reiches Erbgut von der freigebigen Natur eine Mitgift empfangen, die er wohl auszubeuten verstand: die Gabe des Gesanges, die ihm die Gunst hoher Herren eintrug, also daß er nicht an der väterlichen Scholle zu kleben und ihren kargen Ertrag an seinem Theil zu schmälern brauchte. Er war frühzeitig an den Hof seines Oberherrn gekommen, des Grafen Raimon VI. von Toulouse, der an seinem Singen und seiner Person so großes Wohlgefallen fand, daß er ihn beständig in seiner Nähe haben wollte und ihn so vertraulich hegte und pflegte, wie einen jüngeren Bruder. Sie hatten sich nach der Sitte der Zeit sogar einen gemeinsamen Dichternamen erwählt, unter welchem sie sich in ihren Canzonen wechselsweise ansangen, und wenn diese überschwängliche Freundschaft auch hin und wieder in's Wanken kam, sorgten doch später die schweren Zeitläufte dafür, daß Einer des Andern sich in herzlicher Treue erinnern sollte.

So führte denn der junge Raimon, während seine Brüder dürftig und mißgelaunt sich nebeneinander hindrückten, ein freies und vergnügliches Dichterleben, von seinem brüderlichen Gönner in Waffen und Kleidern höfisch gehalten und durch seine Lieder überall wohlempfohlen, wo ritterliche Sitte gepflegt und Sänger geehrt wurden. Gleichwol verfolgte ihn ein eigener Unstern, gegen den er vergebens ankämpfte, da die Quelle dieses unholden Geschickes aus seiner eigenen Gemüthsart entsprang. Mehr als einmal wurde er von schönen Frauen, die seine dichterischen Huldigungen eine Zeitlang aufmunternd entgegengenommen hatten, auf eine empfindlich beschämende Weise hinter's Licht geführt und sah, wenn er aus dem Spiele Ernst machen und seinen lang erhofften und verheißenen Lohn endlich einfordern wollte, irgend einen heimlich Begünstigten, ganz unpoetischen Liebhaber sich vorgezogen, so daß ihm Nichts übrig blieb, als dieselbe schöne Dame, die er vorher als ein Musterbild edler Sitte in seinen Versen gefeiert, nun in heftigen Trutzliedern vor aller Welt als schnöde Verrätherin und gleißende Schlange darzustellen. Ein gewisser geckenhafter Zug in seinem Wesen, ein bedenklicher Hang, auf äußeren Glanz und höfische Ehren mehr Gewicht zu legen, als einem aufrichtig Liebenden geziemt, scheint ihn den Frauen verdächtig gemacht zu haben, da selbst die Hoffärtigste um ihrer selbst willen geliebt zu werden wünscht und einem Liebhaber nicht über den Weg traut, der ihrer Gunst nachtrachtet, um sie wie einen Helmschmuck von aller Welt bewundern zu lassen.

So hatte er es sich selber zuzuschreiben, daß ihm Gleiches mit Gleichem vergolten ward, indem schöne und kluge Frauen ihn an sich heranzogen, um durch seine Kunst verherrlicht zu werden, dann aber, sobald dieser Zweck erreicht war, ihn beiseite schoben, nicht besser als ein leeres Schminktöpfchen oder eine herabgebrannte Kerze. Wie blind er in solche Fallen ging, beweist statt vieler andern ein wohlbeglaubigtes Geschichtchen, das ihm mit der schönen Adalasia, der Gattin Bernhard's von Boisseson, Herrn des Schlosses Lombers im Albigensischen, begegnete. Dieser vornehmen Dame hatte er längere Zeit auf alle Weise gehuldigt und in hochtönenden Liedern ihre Gaben und Tugenden an Leib und Seele gepriesen, die noch in stetem Aufblühen begriffen seien, „wie die Schönheit der Rose und Schwertlilie zur Sommerszeit". Die kluge Frau, die ihren Vortheil verstand, war es sehr zufrieden, daß ihr Ruhm sich weit über die Nachbarschaft verbreitete und Fürsten und Barone sich herzudrängten, ihr den Hof zu machen. Sie wußte, indem sie mit der einen Hand wieder nahm, was sie mit der andern gab, ihren thörichten Anbeter immer stärker zu entflammen und die anderen Bewerber zugleich in so schicklicher Ferne zu halten, daß Raimon, obwol er immer nur mit Hoffnungen gespeist wurde, sich für den allein Begünstigten hielt und sich nicht scheute, sein Glück auf die gefährlichste Probe zu stellen. Er war wohl angeschrieben bei dem ritterlichsten Fürsten seiner Zeit, Petrus II. von Aragon. An diesen richtete er ein Lied, in welchem er ihn einlud, die Bekanntschaft seiner holden Freundin zu machen. „Wenn der König zu Lombers erscheint" — rief er darin aus — „so wird er Freude davontragen für immerdar, und wiewol er hoch erhaben ist, wird doch sein Glück sich verdoppeln; denn die Güte und Freundlichkeit der schönen Adalasia, ihre frische Farbe und ihr blondes Haar entzücken alle Welt." — Bei dieser

Einladung hegte er die geheime Hoffnung, seine eigene Sache durch den königlichen Besuch gefördert zu sehen. Die Schöne sollte erkennen, was sie an einem Freunde habe, der eines solchen Fürsten Gunst und Gnade genoß, ja er rechnete darauf, der König werde selbst ein Fürwort für ihn einlegen und endlich das Eis zwischen ihnen zum Schmelzen bringen. Ganz anders kam es. Zwar ließ sich der Aragoneser gern bewegen, Schloß Lombers zu besuchen, wo er mit Freuden und Ehren empfangen ward. Kaum aber sah er die reizende junge Wirthin, so ward er selbst von einer raschen Neigung zu ihr ergriffen, und statt für den Dichter, führte er in eigener Sache das Wort, das ein nur zu williges Gehör fand. Damals nicht minder als in späteren Zeiten und bis in die jüngste Gegenwart hinab schien vornehmen Schönen ein Liebeshandel mit einem königlichen Herrn eine allzugroße Ehre, um sie mit tugendhafter Strenge von der Hand zu weisen. Petrus erreichte Alles, was er wünschte und erbat, und schon am nächsten Tage war der Sieg des Fürsten und die Niederlage des Dichters so offenkundig, daß Miraval von Scham und Gram glühend das Schloß verließ und, eine Zeitlang allen Minnedienst verschwörend, sein unmuthiges Herz in Stille und Einsamkeit vergrub.

Diese Wunde war noch kaum vernarbt, als er eines Abends in schlichtem Kleide durch die Straßen der Stadt Carcassonne schlenderte, müßig und ruhelos und an Nichts weniger denkend, als an neue Abenteuer. Da hörte er aus einem geringen Hause, an welchem ein Rosenstock sich in die Höhe zweigte, eine liebliche, nicht gar laute Stimme ein Tanzliedchen singen, dessen zärtlich schalkhafte Worte ihm überaus gefielen. Auch die Weise war ihm unbekannt, und der etwas umflorte, helldunkle Ton der Sängerin schien ihm süßer als Laute und Flötenspiel.

Ihr Tanzliedchen aber klang so:

Hört den Kukuk schreien,
Höret das Schalmeyen
  Der Vögelein im Wald!
Kommt und schlingt den Reihen,
Singt und springt im Freien,
  Die Jugend schwindet bald
  Hei trallalei!
  Mein Herz ist frei —
Lieblich tanzt es sich im Maien.

Eine geht alleine,
Ach, die Süße, Feine,
  Führt Keiner sie zum Tanz?
Geht im Sternenscheine
Still einher am Raine —
  Wem windet sie den Kranz?
  Hei trallalei!
  Mein Herz ist frei —
Lieblich träumt es sich im Maien.

Wie im Bach, dem hellen,
Munter gehn die Wellen,
  So rieselt junges Blut.

Wem von all' den schnellen
Schmucken Junggesellen
Ist wol das Mägdlein gut?
Hei trallalei!
Mein Herz ist frei —
Lieblich liebt es sich im Maien.

Er war mitten auf der Straße stehen geblieben, dem Fenster gegenüber, hinter dem die Sängerin saß. Nur bis zum Gürtel herab konnte er sie sehen, sie kauerte auf einem Schemel und hatte ein Spinnrad zwischen den Knieen, das sie fleißig drehte, während sie vor sich hin sang. Sie war jung und im ersten Aufblühen ihrer schlichten Schönheit: lichtbraune Haare und sanfte schwarze Augen, dazu eine Wange wie Sammt, und wenn im Singen sich die Lippe ein wenig zurückzog, schimmerten ihre kleinen weißen Zähne, daß man es für eine Wonne halten mußte, ein wenig von ihnen gebissen zu werden.

Unwillkürlich, da das Liedchen zu Ende war, trat Raimon ein paar Schritte auf das Fenster zu, das Mädchen aber, da sie den Fremden sich nähern sah, erhob sich rasch, ihr Gesicht nahm einen ruhig stolzen Ausdruck an, und indem sie sich hinausbeugend ihm ihre schöne schlanke Gestalt zu schauen gab, schloß sie den Laden und deutete mit einem letzten Blick dem bestürzt Hinaufstarrenden an, daß sie für müßige Gaffer nicht zu singen pflege.

Raimon säumte nicht, bei dem nächsten guten Bürger, der des Weges kam, sich zu erkundigen, wer das Häuschen bewohne. Er hörte den Namen eines ehrsamen Handwerkers, der ehemals ein Schwertfegerlädchen gehalten, seit Jahren aber in seinen von der Gicht gekrümmten Händen das Werkzeug nicht mehr zu halten vermöge und nun seine letzten Lebenstage mit der einzigen Tochter, die ihm geblieben, hier in unbescholtener Stille und fast dürftig verbringe. Doch könne manch ein reicherer Vater ihn um dies Kind beneiden, da er an ihm einen wahren Schatz an kindlicher Liebe und Treue besitze und sie sein kümmerliches Alter auf alle Weise pflege und erheitere. Gaudairenca sei ihr Name, in der Stadt aber heiße sie nur „die Dichterin". Denn sie habe eine absonderliche Gabe, allerlei Tanzlieder, Coblas, Rundgesänge und Canzonetten zu dichten und sie nach eigenen Weisen zu singen, so daß sie, wenn sie sich ja einmal unter junge Leute mische und an einer ehrbaren Festlichkeit Theil nehme, immer um ein neues Lied bestürmt werde und nie darum verlegen sei. Was sie gedichtet, falle gleich in's Ohr und werde nicht so bald wieder vergessen, dazu komme ihre züchtige Anmuth, die Jedem das Herz abgewinne, so daß sie trotz ihrer mangelnden Mitgift schon oft eine vortheilhafte Heirath hätte machen können. Doch wolle sie ihren Vater nicht verlassen, der ein grilliger alter Knabe sei, so daß ein Eidam, der ihn mit in seine junge Wirthschaft bekäme, keine kleine Last an ihm zu tragen hätte.

Dieser Bericht war Oel in die rasche Flamme, die in Herrn Raimon's Brust durch den Anblick und Gesang seiner jungen Kunstgenossin entfacht worden war. Er konnte die ganze Nacht kein Auge schließen, ohne daß ein muthwilliger Traum das dichtende und singende holde Geschöpf an ihm vorüberführte, immer nur im Fluge, so daß der Aerger, daß sie ihm aus den Händen schlüpfte, ihn alsbald wieder erwachen ließ. Kaum war es Tag geworden, so

umschlich er von Neuem das Haus mit dem Rosenstock, dessen Läden der frühen Sonne geöffnet waren, ohne daß etwas Anderes sich im Innern zeigte, als ein grauer Haarbüschel auf einer vielgefurchten Stirn, hinter welcher der alte Schwertfeger seine unwirschen Morgengedanken ausbrütete. In der That war der Vater des dichtenden Mägdleins mehr einem Schuhu, als einem ehemals buntgefiederten alten Singvogel ähnlich und zwinkerte, während er ab und zu einen Zug aus der zinnernen Kanne that, so unheimlich blöde und giftig zugleich mit den gerötheten Augenlidern, daß er jeden fremden Gast von seiner Schwelle zurückschrecken mußte.

Herr Raimon indessen kümmerte sich wenig um diese Vogelscheuche, sondern schlug sich durch ein Seitengäßlein nach dem Flusse hinab, bis zu dem das Gärtchen hinter dem kleinen Hause sich erstreckte. Sein ahnendes Gemüth hatte ihn nicht getäuscht. Ueber den niederen Zaun hinweg sah er die schlanke Gestalt seiner jungen Collegin durch die grünen Büsche wandeln, ein rothes Tüchlein lose um's Haupt geschlungen, unter dem ihr die Augen und Wangen noch einmal so blühend hervorleuchteten. Sie sang nicht, schien auch nicht ganz leichten und heiteren Gemüthes, wie ein noch unerfahrenes Kind, das in der Morgenluft die Schatten ängstlicher Träume umflattern. Mit ihren Händen, die nicht eben geschont, aber von schlanker Form und leicht gebräunt waren, wand sie eine lose Guirlande aus Lorbeer- und Granatzweigen, die sie im Gehen von den nächsten Sträuchern brach, und blieb mit heftigem Erschrecken mitten im Wege stehen, als Herr Raimon ihr über den Zaun zurief, ob sie da einen Kranz winde für ihren eigenen Scheitel, sich damit zu schmücken, wie es einer berühmten jungen Dichterin gezieme.

Sie hatte sich rasch gefaßt und sah ihm jetzt mit ihren schwarzen Augen ruhig in's Gesicht.

„Ich habe mir Nichts dabei gedacht," sagte sie, „als ich die Zweige pflückte, aber nun ich es bedenke, ist es mir lieb, daß der Kranz wie von selber zu Stande gekommen ist. Denn wenn er nicht zu schmucklos ist für eine Dichterstirn, mögt Ihr ihn tragen, Herr Raimon von Miraval."

Damit verband sie die Spitzen der Lorbeerzweige, schlang den Faden herum, und indem sie mit leichter Befangenheit an den Zaun herantrat, überreichte sie das blühende Gewinde dem Ritter, der eine Weile zauderte, danach zu greifen, da er ganz in den Anblick des schönen Wesens versunken war.

„Ich dank' Euch, Gaudairenca," sagte er endlich. „Aber wie wißt Ihr meinen Namen?"

„Ich sollte eher fragen, wer Euch den meinen gesagt hat. Euch kenn' ich wohl. Als Ihr mit dem Grafen Raimon von Toulouse vor zwei Jahren durch Carcassonne geritten kamt, zeigten die Leute auf Euch als den Dichter der schönen Canzonen, die man hie und da singen hört, und da sie mir sehr gefallen hatten, betrachtete ich Euch aufmerksam und behielt Euch wohl im Gedächtniß, als den ersten Sänger, den ich je gesehen. Gebt Euren Hut her, Herr Raimon; ich will Euch den Kranz herumheften."

Er that, was sie von ihm verlangte. Ihn däuchte, er habe nie einen hol-

deren Dank für sein Singen erhalten, auch nicht an den reichsten Fürstenhöfen, noch von hochgeborenen Frauen.

„Und doch, da ich gestern Abend mich Eurem Fenster näherte," fuhr er fort, „verschloßt Ihr vor mir den Laden, als ob ein gräulicher Drache Euch angestarrt hätte."

„Das that ich, weil ich mich schämte," versetzte sie erröthend. „Ihr hattet mich singen hören, und es war ein einfältiges Lied, ohne Kunst und Sinn und Verstand; Ihr aber seid ein Meister, der die schönsten Reime findet und die trefflichsten Gedanken. — Da habt Ihr den Hut zurück, und nun geleit Euch unser Heiland! Ich muß in's Haus!"

„Gaudairenca!" rief er und hielt die Hand fest, die ihm den bekränzten Hut herüberreichte, „das schlichteste Wort, das deine rothen Lippen sprechen oder singen, ist köstlicher, als die gepriesensten Lieder des Herrn Bernard von Ventadour, oder Peirol's oder sonst eines berühmten Sängers, und seit ich jenes Tanzliedchen gehört, ist mir mein eigenes Singen so verleidet wie Pfauenschrei neben dem Schlag der Amsel oder Lerche. Du hast es mir so wundersam angethan, daß ich meine, ich müsse auf ewig verstummen, wenn ich deine Stimme nicht mehr höre."

Sie lachte ein wenig, indem sie immer tiefer erröthete. „Das wäre mir ewig leid um Euch und die Welt und mich selbst, da ich Eure Lieder liebe. Aber wenn Ihr dies nicht sagt, um eines ungelehrten Mädchens zu spotten, — die Straße vor unserm Hause ist frei, Herr Raimon, und ich singe immer, wenn ich arbeite, und da es mir an Arbeit nicht fehlt, ist auch an meinem Singen Ueberfluß. Nur freilich, wenn ich denken soll, es hört mir Einer zu mit so feinen Ohren, wie die Euren, werde ich noch ungeschickter singen, als sonst. Mein Vater schilt ohnehin oft genug, daß ihm das ewige Tireliren Kopfweh mache. Horcht! da ruft er nach mir. Lebt wohl und habet Dank!"

Sie riß sich hastig vom Zaun hinweg, und er sah sie das Gärtchen durcheilen, daß ihr die langen Zöpfe im Winde flogen. Dann nahm er in tiefen Gedanken den Hut ab und drückte eine der dunkelrothen Granatblüthen an seinen Mund. „Daß es deine Lippen wären, Gaudairenca!" murmelte er vor sich hin. Dann schritt er langsam, das Haupt zur Brust geneigt, seiner Herberge zu.

Desselbigen Abends fand er sich wieder vor dem Hause mit dem Rosenstocke ein, den Kranz kecklich um den Hut gewunden, so daß die Nachbarn auf ihn zeigten und sich zuraunten, es müsse unter diesem Hute nicht ganz richtig stehen. Bald aber erfuhren sie, wer der wunderliche Fremde sei, der Abend für Abend auf einem steinernen Bänklein dem Schwertfegerhaus gegenüber saß und an Nichts zu denken schien, als dem leisen Singen zuzuhören, das von drüben erklang; und da sie nicht wenig stolz waren auf die „Dichterin", die ihr Stadtkind war, hüteten sie sich, ihn zu stören mit neugierigem Hinzutreten und Anreden. So dauerte das eine Woche, ohne daß die Sängerin sich viel hätte blicken lassen, da sie darauf bedacht war, ihren Ruf zu hüten. Auch das Gärtchen hatte sie gemieden, so bald ihre scharfen Augen ihr anzeigten, daß der höfische Freund den Zaun umschlich, um wieder eine Zwiesprach mit ihr anzuknüpfen. Dies Alles that sie ganz ohne Arglist, nicht etwa um ihn durch ihr Fernhalten

nur fester anzuziehen, da sie so bescheiden war, wie klug, und im Traum nicht daran dachte, es könne dem ritterlichen Herrn im Ernst an ihr gelegen sein. Sie wußte ja auch, daß er in Fürsten- und Grafenschlössern ein gern gesehener Gast war, und was von seinem Liebesunstern verlautete, konnte ihr seinen Werth nicht schmälern, da sie es nicht zu fassen vermochte, wie ein Weib einem so vornehmen und trefflichen Manne mit Unglimpf begegnen könne, wenn es nicht ein Herz im Busen trüge, das taub sei für den Zauber süßer Gesänge.

Darum erschrak sie in allem Ernst, als eines Abends Herr Raimon in das kahle und ärmliche Zimmer ihres Vaters trat und mit schlichten aber nachdrücklichen Worten seine Tochter von ihm zum Weibe begehrte. Der grillige alte Mann, den Gicht und Armuth und die eigensinnige Zurückgezogenheit von der Welt mißtrauisch und menschenfeindlich gemacht hatten, glaubte nicht anders, als man wolle ein frevelhaftes Spiel mit ihm treiben, und erhob in blindem Zorn den Stecken, an dem er durch's Haus zu schleichen pflegte, wie um einen bösen Buben abzuwehren. Auch er kannte den Ritter dem Rufe nach, und obwohl Miraval kein reicher Besitz war, schien ihm doch die Werbung des höfischen Mannes um ein geringes Stadtkind ein Unding, nur zu Schimpf und Schmach ersonnen. Als aber Raimon seine redliche Absicht betheuerte, seine eigene Armuth gestand und erklärte, ihm thue eine häuslich und prunklos erzogene Hausfrau Noth, da er des Herumschweifens satt sei und in ehrbarer Stille auf der väterlichen Burg zu leben gedenke, auf welcher auch für den Schwiegervater Platz sei, blickte der Alte, ohne ein Wort zu sagen, seine Tochter an, die regungslos an einem Thürpfosten lehnte und röther glühte als die Granatblüthen in ihrem Garten. So schwiegen die Drei eine kleine Weile. Dann kam plötzlich Leben in die junge Gestalt. Ein schüchternes Lächeln ging über ihr zartes Gesicht, sie schlug die Augen mit einem strahlenden Blick zu dem theuren Manne auf und nickte ihm kaum merklich mit dem Haupte zu. Er aber, der trotz seiner Geburt und des Bewußtseins von seinem Dichterruhm verlernt hatte an Glück zu glauben, stürzte mit einem Aufschrei des höchsten Jubels zu ihr hin und umfaßte die reizende Geliebte, die in verworrenem Taumel ihm in die Arme sank und ihm zuflüsterte: „Wenn ich Euch nicht unwerth erscheine, nehmt mich hin; ich hab' Euch geliebt vom ersten Augenblick!"

Nun wurde in Kurzem eine stille aber fröhliche Hochzeit gehalten, bei welcher das alte Schwertfegerhaus in ein grünendes, blühendes Zauberschlößchen verwandelt erschien, da die Braut alle Sträucher und Beete ihres Gartens geplündert hatte und Freunde und Nachbarn, die geladen waren, es sich angelegen sein ließen, durch zierliche Hochzeitsgaben aller Art sich dankbar zu zeigen für die seltene Ehre, die ihrer jungen Mitbürgerin geschehen. Herr Raimon trug das Haupt hoch, als er an der Seite seines jungen Weibes aus der Kirche schritt. Er mußte in allem Liebesglück, das er wahrhaft empfand, mit stiller Schadenfreude daran denken, wie manche hochgeborene Frau bei der Nachricht von dieser Vermählung sich kränken würde, daß der Sänger, der ihren Ruhm hätte verbreiten können, ihr nun aus dem Netz gegangen und in einem bescheidenen Glück vor allen Ränken und Tücken höfischer Schönen geschützt sei. Als die junge Frau bei Tische von den Gästen gebeten wurde, zum Abschiede noch einmal eines ihrer

Lieder zu singen, und nun mit einem schalkhaft süßen Blick auf Raimon jenes Tanzliedchen anhob, das ihn zuerst an ihr Haus gefesselt hatte, kam es ihm vor, als sei aller Glanz des höfischen Kunstgesanges ein blasser künstlicher Schein gegen die reine Flamme, die hier alle Herzen hell und heiter machte, und er verschwor sich heimlich, keine Stunde seines Lebens mehr an diesen eitlen Tand zu vergeuden.

Auch hielt er dies Gelübde redlich die erste Zeit, die er mit seiner lieben Frau auf Miraval zubrachte. Zu ihrem Glücke fanden sie dort von den drei Brüdern, die gemeinsam die Burg bewohnt, nur noch den ältesten, einen harmlosen, gutherzigen Mann, der das Pflegeramt verwaltete, nachdem die beiden Andern, des ewigen Zankens und Mißgönnens müde, in fremdem Herrendienst ein reichlicheres Auskommen gesucht hatten. Der Zurückgebliebene, Gaucelm mit Namen, empfing die schöne junge Schwägerin mit brüderlicher Herzlichkeit und ließ sich auch die Zugabe des alten Schuhu's gefallen, für den in einem Thurmgemach ein ganz wohnliches Nest eingerichtet wurde. Nicht lange, so hatte die neue Herrin das verstaubte, verwahrloste alte Gebäude mit geringem Aufwande so sauber wieder hergestellt, daß die Gäste, die sich hin und wieder einfanden, es kaum noch zu erkennen vermochten. Auch sorgte sie dafür, daß die Felder ordentlich bestellt, der Wald nicht thöricht verwüstet, der Garten in gutem und einträglichem Stand erhalten wurde und es ihrem Raimon in Küche und Keller an nichts Wünschenswerthem gebrach. Nur verlernte sie über diesem scharfen Wirthschaften und Haushalten ihr Singen, und erst als sie ein Kind in der Wiege zu schaukeln hatte, ein Mägdlein mit goldhellem Haar und den schwarzen Augen der Mutter, fing sie an Schlafliedchen zu summen, die sie von Niemand gelernt hatte, als von ihrem eigenen Mutterherzen.

Auch ihre alten Tanzlieder fielen ihr wieder ein, als sie die Kleine die ersten Schritte machen lehrte, aber sie sang sie ihr nur, wenn sie mit dem Kinde allein war. Denn es war Etwas in ihr, das sie warnte, ihren Gatten nicht an alte Zeiten und seine alten Künste zu erinnern, die er über seinem ruhigen Hausvaterberuf glücklich vergessen zu haben schien. Das hatte nun etliche Jahre gewährt, und wer Herrn Raimon von Miraval heimsuchte und ihn auf dem Felde die Knechte anweisen oder im Obstgarten Edelreiser pfropfen oder mit dem Falken auf der Faust, seinen Bruder Gaucelm neben sich, auf die Jagd reiten sah, hätte sich schwerlich träumen lassen, dieser wettergebräunte, schlicht gekleidete Biedermann sei der nämliche Raimon, der zu den Füßen schöner Damen geschmachtet und einem Könige den Weg zu seiner eigenen Liebsten gewiesen hatte.

Da kam eines schlimmen Tages ein Brief vom Grafen von Toulouse, der in scherzenden Worten anfragte, ob über dem Honigtrank der Liebe der edle Wein der Freundschaft denn ganz vergessen oder verachtet werde. Der Brief war in Reimen abgefaßt und das „Geleit" (wie das kürzere Ströphchen am Schlusse genannt wurde) wandte sich an die Frau Dichterin mit der Bitte, ihrem Eheherrn die Zügel ein wenig lockerer zu machen, daß alte Freunde sich einmal wieder sein erfreuen könnten.

Gaudairenca erschrak bis in's innerste Herz, als ihr Gatte ihr diese Botschaft mittheilte, ohne selbst ein Wort hinzuzufügen. Aber als ein kluges Weib, wie

sie war, redete sie eifrig zu, sich nicht störrig und unhöfisch zu erzeigen, sondern der Ladung des erlauchten Freundes zu folgen. Erst da sie Raimon vom Söller aus nachsah, wie er hastig hinwegritt, als ob er fürchte, doch noch zurückgehalten zu werden, entlud sich ihr schweres Herz in bangen Tropfen, die auf das blonde Häuptlein ihres Kindes niederfielen, und sie drückte die kleine Constanze so fest an ihre Brust, daß auch sie zu weinen anfing und der gute Schwager, der wohl begriff, was den Himmel über Miraval so jählings trübte, genug an Mutter und Kind zu trösten hatte.

Leider wollte sich auch die Luft nicht wieder klären. Gaudairenca's kummervolle Ahnung traf allzu bald und allzu gründlich ein, Raimon schien am Hofe von Toulouse den alten Adam, den auszuziehen er gelobt, sofort wieder angezogen zu haben, und wenn er auch an Weib und Kind zurückdenken mochte, er ließ nie ein Wort von ihnen verlauten, so daß auch die Scherzreden, mit denen er empfangen worden war wegen seiner dichtenden Gattin aus bürgerlichem Hause, bald für immer verstummten. Es war zu jener Zeit nichts Seltenes, daß ein Troubadour im Geheimen eine unhöfische Verbindung schloß, die ihm zwar nicht vor Gott, aber vor den Menschen völlige Freiheit ließ, standesgemäße Abenteuer zu suchen und um Frauengunst zu werben. Also trieb er, nachdem er den Rost von seiner Leier ein wenig abgeschliffen, sein ungebundenes Wesen ganz wie vor Zeiten und als säße nicht daheim auf der Burg seiner Väter eine schöne junge Frau in bitterer Verlassenheit und Sehnsucht, und begnügte sich nur in großen Pausen, wenn ein Bote gerade in jene Gegend gesandt wurde, mit einem kurzen Gruß seiner Hausfrau sagen zu lassen, es gehe ihm wohl und er hoffe, auch ihr fehle es an Nichts, worauf regelmäßig die Antwort kam, es stehe unter Gottes und Schwager Gaucelm's Schutz Alles wohl im Hause, und die kleine Constanze blühe und gedeihe und lasse dem Vater gute Tage wünschen.

Von ihrem eigenen Zustande erwähnte sie nie ein Wort, theils aus Bescheidenheit und theils aus Stolz. Sie hatte es nicht vergessen, daß sie aus geringem Hause war und nicht den Anspruch erheben durfte, ihrem ritterlichen Geliebten seine ganze höfische Welt aufzuwiegen. Um so weniger aber wollte sie von seinem Mitleiden erbetteln, was seine Liebe ihr nicht aus freien Stücken gewährte, zumal sie ihres Frauenwerthes sich gar wohl bewußt war und sich getraut hätte, wenn er sie mit zu Hof genommen, neben den hochgeborenen Schönen, die ihr gleißendes Spiel mit ihm trieben, aufgerichteten Hauptes und hellen Auges einherzugehen und von Keiner überglänzt zu werden.

Herr Raimon, als ein eitler Mann, wie er war, und durch den neuen Ruhm, den er sich ersang, verblendet, verstand den schlichten, niemals klagenden oder flehenden Ton ihrer kurzen Briefe unrecht, vielmehr es kam ihm gerade gelegen, das herauszulesen, was ihn berechtigen konnte, noch länger fernzubleiben. Wenn er zurücksann, wie sie ihm ihre Liebe und ihr jungfräuliches Selbst zu eigen gegeben und die ersten Jahre mit ihm verlebt, konnte er sie freilich nicht der Herzenskälte zeihen. Er redete sich aber ein, wie so manchem Weibe sei auch ihr die Liebe zu dem Kinde vor die Sehnsucht nach anderm Liebesglück getreten und fülle ihr Herz so gänzlich aus, daß sie kummerlos den Gatten entbehre und ihr Strohwittwenthum nicht als eine Last empfinde. Das nahm er ihr nun

nicht wenig übel, da er sich als ein so trefflicher Mann und großer Poet erschien, und er beschloß bei sich, wenn sie es denn nicht besser haben wolle, seine Gedanken ohne jeden Scrupel ganz von ihr abzuwenden und einzig und allein seiner Kunst zu leben und dem Dank vornehmer Frauen nachzutrachten, der seinem thörichten Ehrgeiz verlockender schien, als ein Lächeln seiner holden Frau und ein Lallen seines jungen Kindes.

So war er schon in das zweite Jahr von Hause weggeblieben, als er in die Netze einer gefährlichen Dame fiel, Ermengarde von Castres im Albigensischen, der reizenden Gemahlin eines greisen ritterlichen Barons, der ihr bald genug den Gefallen that, das Zeitliche zu segnen und sie als unumschränkte Herrin seiner Güter und ihrer Person zurückzulassen. Diese Frau, die man gewöhnlich nur die schöne Albigenserin nannte, zog in der unbequemen Muße ihres Trauerjahres, das sie von geräuschvollen Festen ausschloß, unsern Poeten an sich und ließ sich von ihm in allen Tonarten besingen, ohne freilich ihm einen besonderen Lohn zu gönnen. Denn heimlich hatte sie schon aus den Jahren ihrer Ehe ein zärtliches Einverständniß mit einem gewissen Olivier von Saissac, der ein herabgekommener Junker, aber von verwegenem Muth und schöner Gestalt war und die lebensfrohe junge Wittwe besser zu trösten wußte, als der in seinen Ruhm verliebte Sänger mit seinen schmachtenden Canzonen. Sie war aber verschlagenen Sinnes und wollte neben dem heimlichen Feuer, das ihre kalten Wittwentage erwärmte, auch des Lichts nicht entbehren, das ihre Reize weithin sichtbar machte, munterte daher Herrn Raimon mit süßen, vielverheißenden Blicken und verstohlenen Geberden unverdrossen auf, ihr seinen singenden Hof zu machen, und verbreitete die Lieder zu ihrem Preise in vielen Abschriften, die Olivier von Saissac mit eigener Hand anfertigte, heimlich ins Fäustchen lachend, daß der Schreiberlohn freigebiger sei als der Sängerlohn.

Herr Raimon, als ein gebranntes Kind, hätte nun billig das Feuer scheuen und Verdacht schöpfen sollen, ob es mit der tugendhaften Zurückhaltung der trauernden jungen Wittwe auch ganz richtig bestellt sei. Wie eine wahrhaft liebende edle Frauenseele beschaffen sein müsse, konnte er überdies aus bester Erfahrung gelernt haben. Aber der Hochmuthsteufel machte ihn blind und taub gegen so manche Zeichen und Winke, die ihn hätten warnen können, und wie ein Knabe, der eine reife und süße Frucht wegwirft, um einen Baum zu erklettern, aus dessen Wipfel ihm ein wurmstichiger Apfel zuwinkt, trieb er es immer eifriger in seinem närrischen Minnedienst und hatte darüber seit vielen Monden versäumt, auch nur das dünne Fädchen fortzuspinnen, das ihn noch mit seinem eigenen Hause verknüpfte.

Doch mußte er endlich, widerwillig genug, der Rede eines guten Freundes Gehör geben, der ihm mit Gewalt die Augen zu öffnen suchte und ihn erinnerte, wie schmählich es ihm vor Zeiten ergangen sei. Selbst von dem Handel mit Olivier erfuhr er nun das erste Wort, ohne doch daran glauben zu wollen, und nur so viel fruchtete die Ermahnung, daß er beschloß, sich nicht länger mit schönen Worten hinhalten zu lassen, sondern da das Trauerjahr mit Nächstem zu Ende ging, seinen Dienst aufzukündigen, wenn der Lohn ihm auch ferner vorenthalten werden sollte.

Die schöne Albigenserin hörte den Dichter, der mit leidenschaftlicher Erregung vor sie hintrat und seine Sache auf Biegen oder Brechen stellte, mit scheinbarer Bestürzung über seine kühnen Wünsche an, ließ dann ihre zärtlichen Augen bittend und demüthig wie ein gescholtenes Kind auf ihm ruhen und entgegnete mit verstellter Beklommenheit: das Alles komme ihr so unerwartet, da sie bisher sein Werben nur für eine Dichterlaune genommen habe, daß sie sich nicht sogleich darein finden könne, an seinen Ernst zu glauben. Sie selbst habe noch nie daran gedacht, ihren Stand zu verändern, gestehe aber gern, daß sie gegen seine Vorzüge nicht blind sei und keinen wünschenswertheren Freund sich denken könne. Nur mache gerade das, was ihn vor anderen Männern auszeichne, sie wieder bedenklich, da man die Falternatur der Poeten kenne, die jede Kerze umflatterten. Sie aber könne sich nicht entschließen, den Besitz eines Mannes mit irgend einer Frau zu theilen.

Hier unterbrach sie Raimon mit stürmischen Betheuerungen, daß er ihr ganz und für ewige Zeit ergeben sein und ihre Gunst mit einer Treue vergelten werde, die jede Probe herausfordere.

„Nun denn, Herr Raimon," fuhr sie lächelnd fort, indem sie mit den Locken des vor ihm Knieenden spielte, „so beweist es mir, indem ihr eine sehr geringe und leichte Sache vollbringt, die ich von Euch fordern muß, eh' ich die Eure werde. Man sagt, Ihr seid vermählt, mit einem bürgerlichen Weibe, von dem der Ruf geht, sie sei in der Dichtkunst wohl erfahren. Wißt Ihr, daß ich manches Mal, wenn ich Eure Verse hörte, im Stillen dachte: ob seine Frau ihm dabei geholfen hat? Wenigstens waren die Gedanken oft so zart und blumenhaft, daß sie eher aus einem Frauenkopf als aus einem männlichen Geist entsprungen zu sein schienen. Einen Liebhaber zu besitzen, der hin und wieder nach Hause reitet, um, wenn ihm selbst nichts mehr einfällt, was er zu meinem Preise sagen könnte, die Gedichte seiner Gattin zu bestehlen, würde mir schimpflich dünken. Und überhaupt geht es mir gegen den Sinn, ein loses Band zu knüpfen, das jede Laune einer bösen Stunde zerreißen mag. Einen Gatten will ich mir nehmen, bei dem ich bis an mein Ende wohlaufgehoben wäre. Wenn Ihr mich also ernstlich und heiß genug liebt, um jede Probe zu bestehen, so eilt heim in Eure Burg und trennt Euch für immer von Eurer dichtenden Hausfrau, dann kommt zurück zu mir, und ich schwöre Euch bei meinem irdischen und himmlischen Heil, daß hier eine fröhliche Hochzeit gefeiert werden soll."

So sagte die Listige, und als sie ihn betroffen verstummen sah, erhob sie sich und fügte noch hinzu: „Ich sehe, daß Eure Treue und Sehnsucht nur ein Gedicht war. Gut denn! So nehmt auch meine Worte für nichts Besseres und lasset uns als Freunde scheiden."

Da haschte er nach ihrer Hand, drückte seine Lippen darauf, und indem er sich muthiger und entschlossener stellte, als ihm um's Herz war, rief er: „Rüstet nur immer die Hochzeit, holde Gebieterin, denn bei den sieben Wunden der Gnadenmutter, der Bräutigam wird nicht auf sich warten lassen!"

Sie nickte ihm mit einem triumphirenden Lächeln zu und flüsterte: „Geht! Ihr seid ein Dichter, Herr Raimon!" — dann eilte er von ihr hinweg, schwang

sich mit brennendem Kopf und verstörtem Herzen auf sein Pferd und sprengte die Straße dahin, die nach Miraval führte.

Zwei scharfe Tagesritte hatte er zurückzulegen, Zeit genug, den Kopf verkühlen zu lassen und den Aufruhr in seiner Brust zu stillen. Es wollte ihm aber nicht gelingen. Am ersten Tage freilich wirkte der Zauber der schönen Hexe noch genugsam nach, daß er jede Einrede der Vernunft und jede Klagestimme des Gewissens zum Schweigen brachte, wenn auch nicht ohne steten Kampf mit seinem besseren Selbst. Was verliere sein Weib, wenn sie ihn freigebe? Mehr nicht, als sie in den letzten Jahren schon entbehrt habe, ohne es sonderlich zu vermissen. Habe sie nicht hinlänglichen Ersatz an dem Kinde und ein reichliches Leben dazu, da er ihr auf Miraval zu wohnen auch ferner gestatten wolle? Und sei nicht Bruder Gaucelm da, sie in allen Fährlichkeiten, denen ein einsames Weib sich ausgesetzt sehe, zu schützen? Für den sei sie die rechte Frau, und wer könne wissen, ob er es nicht sei, der ihr die Trennung von dem Gatten so leicht gemacht habe! Nun denn, so möge er sie ganz hinnehmen, der wackere Hausvogt die gute Haushälterin! Er aber, Raimon, — ein Höllengeist müsse ihn verblendet haben, daß er das Carcassonner Schwertfegerkind zu seinem Weibe gemacht. Gleich zu Gleich, sage die Weisheit aller Völker und Zeiten. Als Gemahl eines stolzen adligen Weibes, wie Ermengarde, — wie anders könne er seine ritterliche Kunst pflegen, daß er die berühmtesten Troubadours der ganzen Provence überstrahle! Und liebe sie ihn nicht auch? Sei er es ihr nicht schuldig, zu beweisen, daß seine Huldigungen mehr gewesen als Gedichte? Jetzt endlich sei es in seine Hand gelegt, alle neidischen Kläffer, die ihm alte Geschichten aufmutzten, zu beschämen, und er könne noch Bedenken tragen, ein so geringes Hinderniß aus dem Wege zu räumen?

So sprach er am ersten Tage in tausendfachen Wiederholungen zu seinem anklagenden Herzen. Am zweiten aber wurden die aufmunternden Stimmen immer kleinlauter und verstummten endlich ganz. Eine öde unheimliche Stille war in seinem Innern, und nur von Zeit zu Zeit summte ihm die Weise des Tanzliedchens vor den Ohren, mit welcher sich Gaudairenca ihm in's Herz gesungen hatte. Dann stieß er dem Falben, den er ritt, die Sporenstacheln tief in's Fleisch und war froh, wenn der klirrende Hufschlag ihm die seltsam süße Melodie übertönte.

Als er dann am Abend die Zinnen von Miraval über den Wipfeln der hohen Ulmen und Nußbäume, die den Wall umstanden, herüberwinken sah, hielt er unwillkürlich den Zügel an. Ihm schwindelte der Kopf, und das Wiedersehen der alten Mauern, in denen er eine so schöne stille Zeit verlebt hatte, gab ihm einen Stich in's Herz. Auch war die ganze lange Rede, die er sich seinem Weibe zu halten vorgenommen, bis auf das letzte Wort aus seinem Gedächtniß verflogen. Dann aber schämte er sich, daß ein Weib, welches sich zwei Jahre ohne ihn zu behelfen vermocht, ihm solche Furcht einjagen könne, und sprengte in desto wilderer Hast den steilen Schloßberg hinan.

Das gute Roß strauchelte, als es über die lückenhaften Balken der Zugbrücke trabte; Herr Raimon aber, ohne des Vorzeichens zu achten, riß es mit Gewalt in die Höhe und: „Wo ist die Frau?“ herrschte er dem Knechte zu, der eilig

herbeigerannt kam und den unverhofft heimgekehrten Herrn mit lebhafter Freude begrüßte.

Sie sei mit dem Kinde in's Dorf hinabgegangen, eine Wöchnerin zu besuchen. Herr Gaucelm habe einen Ritt in die Stadt gemacht, einen Rechtshandel wegen eines Brückenzolls zu schlichten.

„Und meiner Frauen Vater?"

„Ist vor vierzehn Tagen unter der Linde auf dem Gottesacker bestattet worden. Wir hätten die Kunde Herrn Raimon sofort zu wissen gethan, aber Niemand konnte sagen, wo ein Bote ihn zu suchen hätte."

„Es ist gut!" murmelte der Heimgekehrte zwischen den Zähnen, mit einem so scheuen, düstern Blick, daß der Knecht sich Sorge machte, sein Herr sei krank und nur darum nach Hause gekommen, um sich von seiner Hausfrau pflegen zu lassen. Auf die Frage aber, ob man Frau Gaudairenca eilig herbescheiden solle, antwortete Raimon nur mit einem heftigen Kopfschütteln und trat, ohne nur Einen von dem herzulaufenden Gesinde zu begrüßen, in's Haus.

Es war ihm lieb, daß ihm noch eine Frist gewährt war, sich zu sammeln und seiner ersten weichen Bewegung beim Anblick der heimathlichen Stätten Herr zu werden. Den Hut auf dem Haupt, ohne den Reisestaub von den Kleidern zu schütteln, wie Einer, der an kein Rasten denkt, schritt er durch die wohlbekannten Gemächer, die in der letzten Tagesgluth ihn heimlich anlachten. Hier stand Jedes geordnet und gefestet an seinem Ort, während es in seinem Inneren unwirthlich und verstört aussah, wie in einem sturmdurchfegten Hause. An vielfachen Zeichen konnte er das liebliche Walten seiner klugen und umsichtigen Hausfrau wahrnehmen in der Halle drunten, wo die eichene Tafel stand und an den Wänden herum das blanke Zinngeschirr, die Becher und Schüsseln, das Linnen reinlich über den Tisch gebreitet zu dem einsamen Nachtmahl, neben dem Gedeck der Mutter ein kleines Tellerlein mit winzigem Becher und einem Hornlöffelchen für das Kind. So waren auch die übrigen Kammern, in die er hineinblickte, musterhaft gehalten und aufgeräumt, und in den Wohnzimmern standen in einfachen Krügen große Sträuße aus den schönsten Blumen, die das Gärtchen am Zwinger zu tragen pflegte. Eine wirthliche Hausfrau ist sie! mußte er sich eingestehen. Aber was ist sie mehr? — Er wappnete sich gegen die wohlige Empfindung, die ihn zu beschleichen suchte. So stieg er in's obere Geschoß hinauf, da war ihre eigene Kammer, daneben das Schlafgemach, wo das Ehebett stand, das kleine Bett des Kindes daneben. Hier aber warf er nur einen flüchtigen Blick hinein, er fürchtete, es möchte ein Geist ihm an der Schwelle entgegentreten, der ihn mit Gaudairenca's schwarzen Augen anblickte und ihn vollends entmannte. Mit einem schweren Seufzer schritt er zu dem kleinen viereckigen Fenster des Wohnstübchens, neben welchem ihr Sessel stand, das Spinnrad und ein Rahmen, an dem sie allerlei künstliche Stickereien zu machen pflegte. Das Fensterchen war geöffnet, von den Bäumen draußen drang der würzige Geruch des Nußlaubes herein, und tiefer unten lag das weite Land mit kleinen Häusern, Kornfeldern und rauchenden Meilern friedlich in der Abendsonne.

Der friedlose Mann wandte die Augen ab, als ob dieses sanfte Bild ihnen Schmerz mache. Ohne zu wissen, was er wollte und suchte, öffnete er einen

Schrank, der in der holzgetäfelten Fensternische stand und allerlei bescheidenen Frauenputz verschloß. Mechanisch zog er ein Lädchen nach dem andern auf und betrachtete die Nadeln und Spangen, die Gold- und Seidenfäden, die Hals- und Nastüchlein, die hier schön geordnet beisammen lagen. Im untersten Fach aber, das sich nur öffnete, wenn man auf eine verborgene Stelle drückte, sah er etwas, das ihn plötzlich aus seinem ziellosen Sinnen herausriß.

Ein ziemlich starkes Heft lag darin, aus derben Blättern, wie sie in gebundenen Büchern vorn und hinten eingefügt zu sein pflegen, sorgfältig zusammengenäht. Als er es herausnahm, erkannte er sofort die zierliche Handschrift Gaudairenca's und sah auf den ersten Blick, daß es Gedichte waren. Es fuhr ihm durch den Kopf, ob es etwa seine eigenen seien, die sie gesammelt und zu einem Bande für ihre eigene Erbauung vereinigt habe. Aber schon nach den ersten Zeilen mußte er diese eitle Vermuthung aufgeben. Minnelieder waren es freilich und in den Strophen und mit der kunstvollen Reimordnung, die er selbst anzuwenden pflegte. Aber nicht Liebesklagen eines Mannes und ritterlichen Sängers, sondern einer Frau, die nicht müde wurde, ihr sehnsüchtiges Gemüth in diese klingenden Zeilen zu ergießen, jetzt das Glück zweier zärtlich verbundenen Herzen preisend, jetzt das harte Loos beseufzend, den einzigen Mann, der ihr Tag und Nacht im Sinne liege, nicht in ihre Arme schließen zu können, weil böse Menschen und feindliche Sterne zwischen ihnen stünden, dann wieder den Entschluß aussprechend, sich aufzumachen und wenn sie barfuß gehen müßte über scharfe Kiesel und spitzige Dornen, um den Geliebten nur einmal mit Augen zu sehen und von Ferne mit der Hand ihm eine gute Nacht zuzuwinken.

Es war kein Zweifel, all diese Blätter hatte die einsame „Dichterin" beschrieben, sich mühend, nachdem sie in ihrer Mädchenzeit einfältige Volksweisen erfunden, jetzt die höfische Dichtersprache ihres Gatten zu reden und ihm Alles abzulernen, was ihn selbst berühmt gemacht hatte. Nur das schien minder klar, ob diese Blätter mehr zu bedeuten hatten, als Uebungshefte einer gelehrigen Schülerin. Es war in jener Zeit so völlig unerhört, daß ein noch so zärtlicher Ehemann und wäre er zehnmal ein warmherziger Poet gewesen, auf seine eigene Frau Liebste Gedichte machte, daß die Voraussetzung, ein eheliches Weib könne Liebeslieder an ihren eigenen Gatten richten, ein schier lächerlicher und gänzlich unsinniger Gedanke schien. Höfische Reime entsprangen einzig und allein im Verkehr der Geschlechter untereinander, die durch kein festes und geweihtes Band mit einander verknüpft waren. Wohl hatte man adlige Frauen gesehen, die auf das Werben eines Troubadours eine leidenschaftliche Erwiederung in zierliche Strophen gezwängt hatten. Warum sollte Frau Gaudairenca in der langen unbewachten Verlassenheit ihres Lebens nicht gleichfalls ihr Herz einem der vielen abenteuernden Gesellen zugewendet haben, die von Burg zu Burg schwärmten und die Besten und Schönsten für gerade gut genug ansahen, ihre verwegenen Wünsche zu erfüllen? Nirgend war Raimon's Name genannt, nirgend von der Gattentreue gesprochen, die der ersehnte ferne Freund allzulange schon gering achte. Nur die herzliche Trauer, mit dem Geliebten nicht nach Wunsch vereinigt zu sein, die Bitte, kein Hinderniß zu achten, um zu ihr zu eilen und ihre Sehnsucht zu stillen, klang sanfter oder stürmischer aus diesen Blättern, durchaus

nicht anders als eine Frau sich auszudrücken pflegte, die vom eifersüchtigen Gatten behütet ihren Liebsten ermahnt, um jeden Preis sich zu ihr zu stehlen. Wie, wenn Schwager Gaucelm von der heimlichen Liebschaft erfahren, dem gefährlichen Gast das Haus verboten und den Zutritt zu seiner schönen Schwägerin ihm erschwert hätte? Wol klang hin und wieder auch ein Ton des Argwohns mit durch, daß eine Andere den Geliebten fessele und ihr entfremde. Aber paßte das nicht auf einen Liebhaber so gut, wie auf den eigenen Mann, ja tausendmal besser, da nach der Sitte der Zeit die Untreue eines Liebenden, der seinen Lohn erst noch zu erwarten hatte, viel schwerer geahndet wurde, als der Wankelmuth des eigenen Mannes?

In solchen Zweifeln, die ihm das Blut sieden machten, hatte er das Heft, die Strophen hastig überfliegend, zu Ende geblättert, da fiel sein Auge auf die letzte Seite, die erst vor Kurzem beschrieben sein mußte, denn über dem letzten Liede stand mit kleinerer Schrift: Dies obitus patris delectissimi, dahinter das Datum. Dann folgte eine lange Canzone, in der ein schweres von Kummer bedrücktes Herz sich zu erleichtern gesucht hatte.

Die letzte Strophe aber mit dem Geleit lautete so:

Ich armes Weib, so jung und Wittwe schon,
Da mein Gemahl, obwol er lebt, mir starb,
Weh mir, daß Lust und Lachen mir entfloh'n,
Und Weinen meiner Wangen Flor verdarb!
Du wirst mich finden bleich und aschefarb,
Mein süßer Freund, und dann erschrickst du sehr.
Ach, wäreſt du geschieden nimmermehr,
Wer weiß, ob ich nicht beſſ'res Glück erwarb!

Zieh' hin, mein Lied, zu meinem blonden Freund,
Sag' ihm, ihn wiederseh'n sei all mein Glück.
Und seh' ich, wie er liebend mir erscheint,
Bringt er wol Lust und Lachen mir zurück.

Das Blut schoß Raimon in die Augen, daß die Zeilen vor seinem Blick verschwammen. Er drückte die Faust gegen das Heft, als ob er einen Verräther erwürgen wolle. Ein wunderlicher Kampf entbrannte in seinem Innern: die Freude, daß er eine blutige Anklage gegen die Frau zu erheben hatte, die ohne Ursache zu verstoßen ihm ein nagender Vorwurf gewesen wäre, rang in ihm mit dem Jähzorn über die erlittene Schmach und dem heimlichen bitteren Schmerz, daß ihr Herz sich von ihm gewendet hatte. Noch schwankte die Woge, welches Gefühl obsiegen würde, da hörte er ihren Schritt draußen vor der Kammer, er hatte nur noch Zeit, dem Tische, vor dem er stand, den Rücken zuzukehren, daß jenes Heft hinter ihm verborgen war, da wurde die Thür aufgestoßen und Gaudairenca, das kleine Mädchen an der Hand nachziehend, trat mit glühenden Wangen, Augen und Lippen von zärtlicher Freude leuchtend, in das Gemach.

„Raimon!" rief sie. „Du bist es! Lauf' zu ihm, Kind, heiß' den Vater willkommen! Raimon — endlich!"

Sie hatte die kleine Vierjährige, die sich schüchtern an die Falten ihres Kleides schmiegte, losgelassen und eilte mit ausgebreiteten Armen auf den lang Entbehrten zu. Der aber stand, die Arme fest über der Brust geschlossen, mit

finster gefurchter Stirn und flammenden Augen unbeweglich ihr gegenüber. Da stockte ihr Schritt, ihre Arme sanken wie gelähmt herab, der helle Schein in ihrem Gesicht erlosch. „Barmherziger Christ!“ rief sie, „was ist geschehen? Raimon — du bist krank — verwundet —“

„Führe das Kind hinaus!“ unterbrach er sie rauh. „Ich habe mit dir zu reden.“

In tödtlicher Angst, da die Stimme ihr fremd und unheimlich klang, wandte sich die Arme, beugte sich zu dem Kinde hinab und flüsterte: „Geh' zu Brunessinde, mein Liebling. Die Mutter holt dich, sobald der Vater es erlaubt.“

Die Kleine heftete einen großen Blick auf den fremden Mann, der ihr Vater sein sollte und sie nicht sehen wollte. „Mutter,“ sagte sie leise, „er hat uns nicht lieb, es ist nicht der Vater. Komm du mit mir!“

Die Frau drängte, keines Wortes mächtig, das zarte kleine Geschöpf von sich fort, rief nach der Dienerin, die neugierig herangeschlichen draußen auf der Stiege horchte, und übergab ihr das Kind. Dann schloß sie die Thüre und trat wieder vor ihren Gatten.

„Raimon,“ sagte sie mit einer Stimme, in der all ihre Liebe und Angst zitterte, „welch ein Wiedersehen! So lange getrennt, und dies dein Empfang! O, daß ich so dich wiederfinden muß! Aber nicht wahr, du leidest — du bist krank —“

Er sammelte mühsam seine Gedanken. „Ich leide,“ sagte er dumpf, „krank bin ich nicht. Ich habe gefunden, was ich nicht gesucht und erwartet hatte. Kennst du diese Schrift?“

Er hatte sich umgewendet und das Heft ergriffen. Nun hielt er es ihr entgegen, seine Hand bebte, seine Augen waren starr auf ihr Antlitz gerichtet. Das aber verfärbte sich nicht. Vielmehr erschien wieder ein leichter Schimmer von Heiterkeit auf ihren bangen Zügen.

„Ist es das?“ hauchte sie in einer lieblichen Verwirrung. „Gelobt sei Gott, daß es nichts Schlimmeres ist! Wie hast du mich erschreckt, lieber Mann! Mich und das unschuldige Kind!“

„Wer hat diese Blätter beschrieben?“ forschte er weiter, indem er das Heft zwischen ihnen zu Boden warf.

Sie sah ihn wieder befremdet an. „Ich denke, die Handschrift ist dir bekannt,“ erwiderte sie ruhig. „Hast du nicht manches Brieflein empfangen, das dieselbe Hand dir geschrieben hatte? Raimon, ich beschwöre dich, was hat dich angewandelt? Nun ja, es war ein müßiges Spiel, das ich trieb, mir die Weile zu kürzen, und es sind werthlose Verse. Eine gute Hausfrau, wenn sie auch in ihren Mädchentagen die Dichterin hieß, sollte keine Zeit verderben mit Künsten, die sie nur halb gelernt hat. Aber sieh' dich um im Hause und betrachte unser Kind und frage im Felde nach, ob ich wirklich über diesem armen Reimwerk etwas versäumt habe von meinen Pflichten, und wenn dein Bruder zurückkehrt, forsche auch bei ihm, ob er glaubt —“

Es war, als höre er nicht, was sie sagte. Seine Blicke bohrten sich in die offenen Blätter, die ihm zu Füßen lagen.

„An wen sind diese Lieder gedichtet und gesandt worden? Antworte mir, doch hüte dich, zu lügen!"

„Lügen, Raimon?" — und eine dunkle Röthe stieg ihr in die Wangen. „Es wäre meine erste Lüge gegen dich. Und warum sollte ich mein Herz verleugnen, das aus diesen ungeschickten Zeilen spricht? Ich weiß, daß es lächerlich erscheinen mag, wenn eine einsame Frau die Sprache höfischer Sänger nachstammelt, deine Sprache, Raimon. Verzeih', wenn ich Etwas gethan habe, was deinen Unwillen erregt. Nie will ich es wieder thun, an dir ist es, mir alle Lust und Versuchung dazu für immer zu entziehen, daß ich einer solchen thörichten Trösteinsamkeit nie mehr bedarf. Aber wenn du keinen anderen Fehler je an mir erfindest, als daß ich meine sehnsüchtigen Gedanken an dich in Reime gebracht habe —"

„An mich!" lachte er ingrimmig. Er bückte sich rasch, hob das Heft wieder vom Boden, und indem er die letzte Seite ihr dicht vor's Gesicht hielt, knirschte er: „An mich? Hat mein Haar sich verwandelt, seit ich von dir ging? Willst du, daß ich einen Maler rufen lasse, der sich auf Farben versteht und mir ein Zeugniß ausstellt, daß ich nicht dazu angethan bin, dein blonder Freund zu heißen? Antworte! — sprich! — was verstummst du? Nun, ich will dir Zeit lassen, ein Märchen auszusinnen. Sie nannten dich nicht umsonst die Dichterin."

Er warf das Heft auf den Tisch und that einen Schritt von ihr weg, dem Fenster zu. Die Sonne war indessen untergegangen, das weite Land draußen lag todtenstill in der ersten grauen Dämmerung; eine Fledermaus flatterte herein, schwirrte ängstlich unter der niederen Decke hin und wieder, und huschte endlich pfeifend wieder hinaus.

Raimon wandte sich um, er sah seine Frau regungslos mitten in der Kammer stehen, ihr feines Gesicht war ein wenig bleicher als sonst, ihre Augen von einem feuchten Flor verschleiert, sahen still gegen den weißen Abendhimmel.

„Nun?" sagte er. „Hast du dich besonnen?"

„Ich sinne noch immer," erwiderte sie langsam. „Ich sinne darüber nach, warum du mir diese großen Schmerzen machst. Du liebst mich nicht mehr, Raimon. Du willst mir weh' thun, darum bist du hergekommen. Was dein Herz so verwandelt hat — ich weiß es nicht, doch ahnt mir, ein Weib müsse im Spiele sein. Ich könnte mich hinter meine Frauenehre verschanzen und dir sagen: verkenne mich, wenn du es über's Herz bringst! Aber ich bin keine höfische Dame, die weiß, mit welchen Künsten man euch fesselt und betrügt. Ich bin selbst so thöricht, daß ich dir Wahrheit gebe, auch wo sie nicht wahr erscheinen wird, statt eine kluge Ausrede zu ersinnen, wie eine „Dichterin" wol könnte. Denn du hast mich schon einmal im Verdacht der Lüge gehabt und ich will dir nicht Recht geben, selbst auf die Gefahr, daß du meinem redlichen Worte nicht glaubst. Und freilich klingt es nach einem Märchen, daß ich einen blonden Bruder habe, der seit Jahren verschollen war, als du um mich warbst. Nun ist er plötzlich wieder aufgetaucht — er hat sein Glück gemacht in fernen Ländern mit der Handelschaft — von Mailand aus hat er mir einen Boten geschickt, daß er unterwegs sei nach Carcassonne — es war die letzte irdische Freude, die mein armer Vater —"

„Genug!“ unterbrach er sie heftig. Er mußte sich Gewalt anthun, sich von der schlichten Kraft der Wahrheit, die aus ihrer Stimme sprach, nicht überwinden zu lassen. Aber daß er beschämt vor ihr stand, seines argen Vorsatzes sich bewußt, machte ihn taub gegen alle Warnungen seines guten Geistes.

„Ein Bruder!“ höhnte er; „ich wünsche dir Glück zu diesem blonden Freunde, der jetzt deine Wittwenschaft dir erleichtern und deine einsamen Stunden trösten wird, denn wir Zwei haben hinfort Nichts mehr mit einander gemein. An Einem Troubadour ist es genug in einem Hause, und deine Lehrzeit bei mir hast du so gut benutzt, daß du nun ohne mich die „fröhliche Kunst“ betreiben kannst. Ich werde dafür sorgen, daß du keine Noth leidest, die Hälfte von Allem, was ich besitze, soll dir verbleiben. Wenn du auf Miraval ferner zu hausen wünschest und Gaucelm damit einverstanden ist, daß dein blonder Freund sich hier zu euch gesellt, so geschehe nach deinem Willen. Ich werde den Staub meiner Heimath von meinen Schuhen schütteln und nie wieder zurückkehren. Und somit lebewohl — und ich wünsche dir, daß es nicht lange dauere, bis „Lust und Lachen“ wieder bei dir einzieht.“

Er wollte an ihr vorbei zur Thür hinaus, sie aber vertrat ihm den Weg mit einer so hoheitsvollen Geberde, daß er ihren Blick nicht ertragen konnte.

„Bleibt!“ sagte sie mit einem herben Ton, den er nie von ihr gehört. „Ihr seid der Herr von Miraval, und wenn Ihr Grund zu haben glaubt, Euer getreues Weib zu verstoßen, so ist es an diesem, aus Eurem Hause hinwegzugehen. Nichts von Allem, was ich als Burgfrau besessen und hinzuerworben, nehme ich in mein einsames Leben mit, als mein gutes Gewissen und mein liebes Kind, das Ihr nicht einmal eines Blickes werth gehalten. Sorgt nicht um mich, Herr Raimon, wie ich es erhalten und aufziehen werde. Sorgt um Euch und Euern Frieden, der, wie mir ahnt, schwer gefährdet ist. Nicht, daß ich Euch wünschte, Ihr möchtet in Leid und Pein an diese Stunde zurückdenken und Eure Verblendung anklagen. Aber wenn es einen gerechten Richter über den Sternen gibt — nein, kein Wort mehr zwischen uns! Gott sei mit Euch und — mit mir!“

Sie wankte, da sie die letzten Worte mühsam hervorstieß. Als sie aber sah, daß er hinzutreten und ihre Hand ergreifen wollte, nahm sie ihre letzte Kraft zusammen und schritt mit einem Blick des Grames, der ihn in die Seele traf, über die Schwelle.

Er fühlte einen jähen Trieb, ihr nachzustürzen, sie zurückzuholen, Alles zu widerrufen, was er in seiner wahnwitzigen Selbstverhärtung ihr gesagt hatte. Aber eine zwiefache Scham, vor ihr als ein jammervoller Schächer dazustehen und jener schönen Schlange, die ihn umstrickt hatte, nie wieder begegnen zu dürfen, bannte ihn fest an die Stelle, wo sie ihn verlassen hatte. Im Hause blieb Alles still. Nur einmal hörte er das Stimmchen des Kindes von fern, das irgend eine Frage that, aber sofort beschwichtigt wurde. Er empfand plötzlich ein großes Verlangen, den lockigen Kopf der Kleinen zwischen seine Hände zu nehmen und die großen Augen, die ihn so vorwurfsvoll angestrahlt, recht mit Muße zu betrachten. Dann hörte er drunten im Hof den Hufschlag eines Pferdes, und in der Meinung, sein Bruder kehre zurück, trat er rasch an das Fenster. Da sah er unten einen alten Ackergaul mit einem schlechten Sattel

versehen, der eben aus dem Stall geführt war. Einige vom Gesinde standen herum, sie mußten aber nicht wissen, was geschehen sollte, denn Keines zeigte eine verwandelte Miene, weder der Trauer noch des Staunens, als Frau Gaudairenca das Pferd bestieg und die Kleine zu sich hinaufheben ließ, wo sie ihr einen bequemen Platz vorn am Sattelknauf zurecht machte. Es schien sich um nichts Größeres zu handeln, als um einen Ritt in der Abendkühle auf die Felder hinaus, auch wurde keinerlei Gepäck dem Klepper aufgebunden. Gelassen zurückwinkend, als werde sie bald wiederkehren, ritt die Herrin durch das hohe Thor, und als der Hufschlag über die Zugbrücke klapperte, kehrten Knechte und Mägde in's Haus zurück; nur der Mann oben am Fenster stierte unverwandt der Reiterin und ihrer kleinen Gefährtin nach, bis sie im Schatten des nahen Waldes verschwunden waren.

Da that er einen tiefen Seufzer, der fast wie das Stöhnen eines zu Tode Verwundeten klang. In wilder Flucht jagten ihm unselige Gedanken durch das Hirn, er war in den Sessel niedergesunken, wo sein verstoßenes Weib zu sitzen und wol manchen Tag hinauszuspähen pflegte, ob immer noch ihr Glück nicht wieder auftauchen und der Burg sich nähern wolle. Aber der Zauber über ihm wirkte noch so stark, daß er den dumpfen Unmuth über sein eigenes Betragen bald genug abschüttelte. Sie hat es hingenommen, sagte er bei sich selbst, als käm' es ihr wahrlich eher erwünscht als unlieb. Im Stillen mag sie frohlockt haben, so leichten Kaufs davongekommen zu sein. Das Märchen, traun, war zu ungeschickt ersonnen, und hätt' ich sie schärfer verhört, sie wäre mit Schimpf und Schmach bestanden. Nun mag es so gut sein. Ich neide ihr wahrlich ihre Freuden nicht, möge sie mir die meinen lassen, uns Beiden ist dann geholfen. Nur das Kind — aber wer weiß, ob nicht auch das — woher nahm es sein blondes Haar? O Schlangenlist der Weiber! Und ich, der ich drauf und dran war, mich anzuklagen, daß ich zu hart an ihr gethan! — —

So wogte es in ihm auf und ab. Der alte Burgpfleger pochte endlich an die Thür und fragte, ob er dem Herrn einen Trunk Wein heraufbringen solle, bis die Herrin zurückkehre zum Nachtmahl. Raimon schüttelte finster das Haupt. Er befahl, sein Pferd wieder zu satteln und vorzuführen, er könne diese Nacht nicht da bleiben. Er fürchtete, kein Auge zu schließen unter diesem Dach, aus welchem Glück und Ehre geflohen, zumal seinem Bruder scheute er sich wieder unter die Augen zu treten. So trug er dem Alten einen Gruß an Herrn Gaucelm auf und ritt unter dem Kopfschütteln, Rathen und Staunen des ganzen Gesindes davon, in die mond- und sternenlose Nacht hinein.

Erst da die Mitternacht vorüber war, mahnte ihn der lahme Gang seines Thieres, daß es wol Zeit zu rasten wäre. Er hielt bei einem Hirtenhaus am Wege an, klopfte den Besitzer heraus, ließ dem Pferde einen Arm voll Futter vorwerfen und streckte sich am Herde auf ein unsanftes Lager, das der Mann ihm in der Eile bereitet hatte. Doch fand er erst gegen Morgen ein wenig Schlaf. Wie er dann auf dem ausgeruhten Gaul in den frischen Morgen hineinsprengte, suchte er sich einzureden: was ihn gestern gedrückt und geängstigt hatte,

sei wie nächtliche Schwaden vom reifen Korn in der Sonne von ihm weggeweht. Er bemühte sich, das Glück sich vorzustellen, das seiner wartete. Es war aber seltsam, daß vor das glatte, lächelnde Antlitz der schönen Albigenserin alsbald sich das stille Gesicht der Verstoßenen stellte, das ihn mit dunklem Blick fragend und richtend ansah. Im Lauf der Stunden indessen stumpfte sich der Stachel dieses Unmuths ein wenig ab. Er fand allerlei weise Beschönigungen für sein häßliches Thun. Wer ein krankes Glied sich habe vom Leibe abtrennen müssen, spüre den Schmerz noch am gesunden Fleisch. Er habe dieser Frau ein paar gute Jahre, die sie ihm beschert, zur Genüge gedankt. Wenn sie jetzt einander fern blieben, habe er ihr nicht das Kind unbestritten überlassen? Auch das rechnete er sich nun zu einem großmüthigen Verdienst. Und dann, sie sei jung und noch in ihrer Blüthe. Es werde ihr an einem neuen Gatten nicht fehlen, ob es nun der blonde Freund sei, Herr Gaucelm oder irgend ein Anderer.

Mit solchen spinnenwebdünnen Betrachtungen stillte er das Blut, das aus seinem wunden Gewissen tröpfelte. Die nächste Nacht schlief er tief und sanft, und als er am zweiten Tage sich dem Schloß Ermengarde's näherte, konnte er wieder aus so kecken, leuchtenden Augen um sich blicken, wie nur je ein Bräutigam dem Hochzeitshause entgegensah.

Es war später Abend geworden, als er Castres erreichte. Das Wittwenschlößchen lag so von waldigen Wipfeln versteckt, daß er es erst sehen konnte, als er nur einen Speerwurf vom Thor entfernt war. Da aber erstaunte er und erschrak fast und hielt die Zügel an, um seiner bangen Ueberraschung Herr zu werden. Aus allen Fenstern schimmerten ihm Lichter entgegen, und der Schall von Flöten und Geigen wehte gedämpft zu ihm herüber. Sie hatte ihm freilich gelobt, wenn er wiederkehre, werde hier eine fröhliche Hochzeit gefeiert werden. Wie aber konnte sie Tag und Stunde so pünktlich vorauswissen? Er hatte ihr keinen Boten gesandt. Daß sein widriges Geschäft zu Hause so rasch und glatt sich werde abthun lassen, er selbst hatte es nicht zu glauben gewagt.

Nachdenklich und zögernd ritt er in den Burghof ein. Das Thor war unverschlossen, auch der Pförtner schien der hochzeitlichen Musik nachgeschlichen zu sein und für verspätete Gäste den Zutritt offen gelassen zu haben. Nur ein uraltes Weib, das für keine Arbeit taugte und hüstelnd neben der Hundehütte kauerte, fuhr in die Höhe, da es den reisigen Herrn erblickte, und humpelte am Stecken herbei, ihn zu bewillkommnen.

„Ihr habt auf Euch warten lassen, Herr Raimon von Miraval," rief sie ihm zu, während er sich aus dem Sattel schwang. „Aber das Beste habt Ihr noch nicht versäumt. Sie gehen eben zu Tische, dann beginnt der Reigen. Wo bleibt unser Herr Raimon? hab' ich den Bräutigam selber sagen hören, als er heut früh am Hochzeitmorgen mit seiner schönen Braut über den Hof schritt, sich draußen im Walde zu ergehen, eh' sie zur Trauung sich fertig machten. Und Frau Ermengarde: Er hat Geschäfte zu Haus! sagte sie und lachte dabei. Aber seid ohne Sorgen, Liebster, er bleibt nicht aus, und zu spät kommt er ja auf jeden Fall. Und da neigte sich Herr Olivier zu ihr herab und küßte sie auf die Augen, und sie lachten Beide — ein schöneres Paar hat die alte Barbara

nie gesehen. Nun werdet Ihr Freude machen, wenn Ihr plötzlich in den Saal tretet und ihnen ein Hochzeitslied singt. Ihr habt doch eines mitgebracht?"

Kein Wort kam von den Lippen des bleichen Mannes, der wie in einem bösen Traum die Augen auf die hellen Fenster gerichtet hielt und die eine Faust auf's Herz gepreßt hatte, als fürchte er, es springe ihm in Stücke. Mit der andern hielt er den Sattelknauf umkrampft, er lehnte an dem starken Pferde, seine Kniee drohten einzuknicken. Endlich warf er der Alten den Zügel zu und bedeutete sie mit einer stummen Geberde, ihm das Pferd zu halten, bis er wiederkomme.

Er schritt aber nicht nach dem Haupteingang. Ein Seitenpförtchen führte zu dem Gemach, das er hier manche Woche lang bewohnt hatte. Da stürmte er die Stufen hinauf und trat in seine Kammer, wo Alles lag und stand wie er es verlassen.

Er wühlte in wahnsinniger Hast in einer Truhe, die neben seinem Bette stand. Als er das Schwert, das er gesucht, endlich hervorzog und die scharfe Klinge aus der Scheide riß, überkam ihn plötzlich der ganze höhnische Jammer seiner Lage. Was sollte es ihm frommen, wenn er jetzt in die Hochzeithalle stürmte und den glücklichen Rivalen, der ihm die Braut geraubt, oder das arglistige Weib, das ihn so schnöde betrogen, vor allen Gästen niederstieß? Gewann er sich damit sein verscherztes Glück, seinen gestörten Seelenfrieden zurück? Konnte er den Schimpf, den er seinem edlen Weibe angethan, mit diesem Blute wegwaschen, oder auch nur eine der Thränen aufwiegen, die Gaudairenca um ihn geweint?

Er sank auf das Lager und drückte das Gesicht gegen das Kissen, die Ströme der Wuth und Scham, die ihm aus den Augen brachen, zurückzudämmen. So lag er eine geraume Zeit, dann glaubte er Schritte zu vernehmen, und die Angst, einem Zeugen seiner Schmach in's Gesicht sehen zu müssen, riß ihn endlich in die Höhe. Das Schwert gürtete er um, von den anderen Sachen nahm er Nichts an sich. So schlich er die Wendelstufen wieder hinab, ohne irgend Jemand zu begegnen, und fand unten noch die Alte, wie er sie verlassen hatte. Mit schweren Drohungen schärfte er ihr ein, gegen Niemand verlauten zu lassen, daß sie ihn gesehen. Die Alte gelobte es unter hohen Betheuerungen und steckte das Goldstück, das er ihr zuwarf, eilfertig ein. „Deine Seele soll in ewigem Höllenfeuer brennen, wie die der schwärzesten Hexe, wo du schwatzest!" rief er ihr noch zu, als er schon im Sattel saß und dem müden Thiere die Sporen gab. Sie hob ihre Schwurfinger auf und legte die andere dürre Hand auf ihre Brust. Er aber war schon aus dem Thor und ritt wie von Rachegeistern gejagt ziellos in die weite Welt. — —

So blieb er verschollen über Jahr und Tag. Die Kunde verbreitete sich, Herr Raimon von Miraval habe sich in Marseille eingeschifft, man erfuhr aber nicht wohin, ob nach dem gelobten Lande zu einer Bußfahrt, oder um ein Land zu suchen, wo man seine Geschichte nicht wisse und wo die Frauen sich gegen edle Sänger holder und redlicher erzeigten. Denn trotz ihres Gelöbnisses hatte die Alte, als sie ihn für immer entfernt glaubte, sein spätes Erscheinen im Hochzeithause ausgeplaudert, und Herr Olivier, im schadenfrohen Uebermuth, kein Geheimniß

seinen guten Freunden daraus gemacht, mit welch feingestricktem Netz seine schöne Frau den gelüstigen Vogel bethört hatte. Darüber war ein großes Hohngelächter erschollen, noch bitterer jedoch und erbarmungsloser klang die Rede, die wegen seiner Verstoßung des eigenen Weibes durch die Provence lief. Denn Herr Gaucelm, als er seine theure Schwägerin sammt dem Nichtchen vermißt und endlich in Carcassonne wieder aufgefunden hatte, und von ihr hörte, um wie nichtiger Vorwände willen ihr Gatte sich von ihr geschieden, schonte den eigenen Bruder nicht, und bald erzählte man sich in der ganzen Gegend, daß die Dichterin von Carcassonne von ihrem Gemahl aus dem Hause getrieben worden sei, weil er sie auf heimlichem Dichten ertappt und ihre schöne Kunst ihr zum Verbrechen gemacht habe. Da ihm nun seit lange seine Brüder in Apoll auffässig und neidig waren, weil er es ihnen vielfach an schönen Reimen und zierlichen Gedanken zuvorthat, ergriffen sie mit Begierde diese treffliche Gelegenheit, ihr Müthchen an ihm zu kühlen. Mehr als Ein Spott- und Trutzgedicht ging von Hand zu Hand, das ihn auf's Heftigste anklagte wegen dieses blutigen Verstoßes gegen allen edlen Brauch und die heiligsten Gesetze der Courtoisie. Vor Allem ward ein Sirventes von Peire Duran herumgetragen, das von Hohn und Vorwürfen überfloß, und bis an den Hof seines alten Gönners, des Königs von Aragon, schallte das Rügegeschrei, also daß auch ein spanischer Troubadour, Ue von Mataplana, der einen alten Span mit ihm hatte, die Sache Gaudairenca's mit Eifer ergriff und auf den blöden Thoren, der ein artiges Weib um ihrer Gaben und Künste willen — vielleicht aus barer Eifersucht — verstoßen, die Rache des Himmels und die Verachtung der Welt herabbeschwor.

Was dem Verfehmten und Geächteten von all' diesen gereimten Bannflüchen zu Ohren kam, ist nie bekannt geworden. Man weiß überhaupt nicht genau, in welchem Schlupfwinkel der schwergetroffene Mann seine Qual verborgen hat, doch ist es das Wahrscheinlichste, daß er, nachdem er einige Zeit in wilden Gebirgsthälern herumgeirrt, — vielleicht mit dem Vorsatz ringend, sein verlorenes Leben in irgend einem tiefen Abgrund zur Ruhe zu bringen, — als die Wunde ein wenig zu vernarben begann, sich in ein Kloster geflüchtet, und um dort in harten Bußübungen und Kasteiungen seines Leibes Sühne der schweren Schuld zu erlangen gesucht habe. Die erste Nachricht wenigstens, die ihn uns wieder nahe bringt, zeigt ihn in einem Mönchsgewande mit geschorenem Haupt und tief über die Brust herabhängendem Bart, die Wangen so vom Fasten abgezehrt und die Augen so scheu in ihre Höhlen gesunken, daß, als er eines Abends durch das Thor von Carcassonne schritt, Niemand in dem bleichen schäbigen Kuttenträger den ritterlichen Sänger wieder erkannt hätte, der einst hoch zu Rosse neben seinem gräflichen Gönner hier eingeritten war.

Auch schritt er, als ob er dieser Welt nicht mehr angehöre, ohne rechts noch links zu schauen tiefsinnig vor sich hin, keinen Gruß erwidernd, den etwa eine fromme Bürgerin oder ein Kind ihm darbot. Als er aber zu dem Schwertfegerhause kam, an welchem der Rosenstrauch freilich, da es Spätherbst war, nicht mehr mit rothen Blumen ihn anlachte, hielt er an und stellte sich steif wie eine Schildwache neben den Thorpfosten des gegenüberliegenden Hauses. Wieder stand das Fenster offen. Er konnte aber, da es dunkel war, nicht er-

kennen, wer drinnen war und von wem die zarten Geigentöne ausgingen, die ihm die Seele so wunderlich bewegten. Es war eine unschuldig süße Volksweise, die ihm aber lieblicher däuchte, als die künstlichste Spielmannsmusik. Er lehnte das Haupt in der Kapuze zurück gegen den kühlen Stein und schloß eine Weile die Augen. Ihm war, als höre er sein verlorenes Glück von drüben herüberlocken und ihn wehmüthig anrufen. Als er endlich wieder aufblickte, war das Zimmerchen drüben erleuchtet. Ein kleines Mädchen stand am Tische, auf welchem ein Notenblatt lag. Es hatte eine halbwüchsige Viola im Arm und führte den leichten Bogen auf und ab mit großer Behendigkeit, und die blonden Härchen fielen ihm frei auf den Steg und das braune Holz herab, daß der Bogen zuweilen sich in die Löckchen verirrte, worauf die Spielerin dann den Kopf zurückwarf und in der Melodie ein kleiner Anstoß entstand. Ihr gegenüber am Tische saß eine schöne ernsthafte Frau mit einer Näharbeit, und nach einer Weile fing sie an das Geigenspiel mit leisem Gesang zu begleiten, während ein schlanker Mann, dessen starkes blondes Haar rund überm Nacken und über der Stirne abgeschnitten war, hinter dem Tische auf und nieder ging und mit einer Papierrolle sacht den Takt schlug. Es war eine richtige Geigenlection, die der blasse Mann in der Kutte drüben belauschte, und Spiel und Gesang bannten ihn so fest an diese Stelle, daß er sich nicht eher rührte, als bis das Mägdlein die letzte Cadenz gespielt hatte und nun das Instrument in einen Kasten schloß, der auf dem Tische stand. Die Mutter sagte ihm ein Wort. Da ging es zu dem blonden Lehrmeister hin, der es unter die Arme faßte, zu sich hinaufhob und auf die Stirn küßte. Darauf erhob sich auch die Mutter, nahm die Hand des Kindes und führte es hinaus, wol um es zu Bett zu bringen.

Ein altes Mütterchen kam des Weges, das erschrak ein wenig, als aus dem Schatten der Hausthür eine Mönchsgestalt sie antrat und mit dumpfer, von langem Schweigen heiserer Stimme sie fragte, wer da drüben wohne.

Die Alte maß den Fragenden mit einem verwunderten Blick. Ob er denn nicht wisse, daß dies das Haus der Frau Gaudairenca sei, die man die Dichterin nenne? Sie habe freilich kein Glück durch ihre schönen Verse erlangt, vielmehr das schwerste Unglück, das einer guten Frau begegnen könne, da ihr Gatte sie um ihrer Kunst willen, auf die er neidisch gewesen, verstoßen habe. Denn er habe gesagt, an Einem Troubadour sei es genug in einem Hause. Nun lebe sie hier ihre stillen Tage, den Mann aber habe die Strafe des Himmels ereilt und er dürfe sich nirgend mehr blicken lassen.

Und der Andere, brach es mühsam von den Lippen des Vermummten, der mit dem blonden Haar?

Das ist der Bruder der wackeren jungen Frau, der hat sie zu sich genommen und sorgt, daß es ihr und ihrem Kinde an Nichts fehlt, da er reich geworden ist auf seinen Handelsfahrten. Er ist noch immer so erbost auf den Herrn von Miraval, daß er geschworen hat, er solle es mit dem Leben büßen, was er seiner Schwester gethan, wenn er ihm je vor die Augen trete. Den aber haben wol längst die Wölfe im Gebirge zerrissen, und es war wol schade um ihn, da er ein großer Sänger war, aber Gott sieht nicht auf die Kunst, sondern auf

das Gemüth, und wenn er ein elendes Ende genommen, ist ihm Recht geschehen. Christ sei seiner armen Seele gnädig!

Die Alte schlug ein Kreuz und setzte ihren Weg fort. Der in der Kutte aber stand noch eine Weile und starrte das Häuschen an. Als das Licht darin erlosch, verschwand auch er.

Am andern Morgen aber, als die guten Bürger von Carcassonne zur Messe gingen, da ein Sonntag war, sah man unter den Krüppeln und Bettelleuten, die eine lebendige Hecke vor dem Münster Unserer lieben Frauen bildeten, eine hohe dunkle Gestalt in einer braunen Kutte, die so tief in die Stirn gezogen war, daß kaum die Augen darunter hervorleuchteten. Diese Augen musterten unbewegt die andächtige Menge, die in die Pforte hineinströmte und der fremden Gestalt nicht achtete. Endlich kam eine schöne Frau in schlichtem aber anständigem Kleide, das Meßbuch in der einen Hand, mit der anderen ein Jüngferchen führend, das nicht über sechs Jahr sein konnte, ein munteres schlankes Ding, mit so schwarzen Augen, wie die Mutter hatte, nur daß die des Kindes beständig hin und her funkelten und Alles neugierig betrachteten, was in ihren Kreis trat. An der anderen Seite der Frau schritt ein stattlicher Mann noch in jugendlichen Jahren, reich, aber ohne Prunk gekleidet, die Züge seines Gesichts dem seiner Begleiterin so ähnlich, daß ihre Geschwisterschaft unverkennbar war. Wie nun diese Drei dem fremden Mönch nahe kamen, stieß die Kleine ihre Mutter heimlich an, wie wenn sie etwas Spukhaftes sähe. Da hob die Frau, die ruhig zu Boden geblickt hatte, ihre Augen auf und spähte nach dem Fremden, und plötzlich erblaßte sie, ihre Hand, die das Büchlein hielt, zitterte, ihr Fuß stockte einen Augenblick. Als aber ihr Bruder fragte, was ihr sei, schüttelte sie hastig den Kopf, zog das Kind näher an sich und eilte mit rascheren Schritten an der Erscheinung vorüber in die offene Kirche hinein, auch auf der Schwelle keinen Blick zurücksendend.

Herr Raimon wartete draußen auf derselben Stelle, bis das Amt vorüber war. Als aber die Gemeinde wieder herauswallte, suchten seine Augen vergebens nach den drei Gestalten. Er trat endlich in's Innere der Kirche, ob sie hier etwa noch verzögen, von irgend einer besonderen Andacht festgehalten. Er fand aber Niemand, als ein paar uralte Kirchenschläferinnen, und mußte sich sagen, daß sie das Münster wol längst durch eine Seitenpforte verlassen haben würden.

Er wußte nun, daß er nichts zu hoffen hatte. Auch hatte er an der festen und kühnen Miene des Bruders wol abnehmen können, daß dessen Drohung nicht in den Wind gesagt war. Gleichwol zog es ihn am Nachmittag nach jenem Gartenzaun, an dem er zuerst ein holdes Wort von seiner verlorenen Liebsten empfangen hatte. Es wäre ihm fast erwünscht gewesen, dem Bruder zu begegnen, daß dieser sein Wort wahr machen und ihn des elenden Lebens überheben konnte. Er spähte aber lange umsonst in das Gärtchen hinein, in welchem jetzt keine Sommerblüthe mehr an den Zweigen hing, gelbe Blätter die Pfade überrieselt hatten und nur das immergrüne Lorbeer- und Granatlaub dunkel zwischen den fahlen Beeten stand.

Auf einmal öffnete sich die Thür, die aus dem Hause in den Garten führte,

und das Kind trat heraus, in einem sauberen Hausröcklein, die Haare in zwei Flechten um das schlanke Köpfchen gewunden. Sie hatte ein Gießkännchen in der Hand, das sie aus dem fließenden Brunnen füllte, um ein paar Beete zu begießen, auf denen irgend ein spätblühendes Gewächs angepflanzt war. Zierlich wie eine Bachstelze ging sie die schmalen Pfade hin und her, das Kleid mit der Hand aufnehmend, um es nicht zu benetzen. Als sie in die Nähe des Zaunes kam, wo Raimon herüberspähte, erblickte sie plötzlich die dunkle Gestalt und ließ erschrocken das Gefäß fallen. Er aber machte ihr ein bittendes Zeichen, daß sie nicht schreien und davonlaufen sollte, und hob eine kleine goldene Kette mit einem Kreuzchen, die er auf alle Fälle zu sich gesteckt hatte, in die Höhe. Die Kleine begriff, daß der Fremde nichts Böses im Sinne haben konnte, und als er sie immer freundlicher heranwinkte, that sie endlich ein paar zögernde Schrittchen ihm entgegen.

Constanze, hörte sie ihn rufen, warum fürchtest du dich vor mir? Ich bringe dir einen Gruß von deinem Vater, und das Kettlein sollst du zu seinem Andenken tragen. Komm, daß ich' es dir selber umhänge, und wenn du ein liebes Kind bist, gib mir dafür einen Zweig von jenem Granatstrauch, daß dein Vater ihn sich aufheben mag als etwas, das sein geliebtes Kind ihm geschickt hat.

Mein Vater? erwiderte die Kleine mit einem ernsthaften Zug um die feinen Brauen. Ich habe ja keinen Vater mehr. Er ist todt, nachdem er meiner Mutter sehr weh gethan. Wer aber seid Ihr, daß Ihr mich von ihm zu grüßen kommt? Ich sah Euch schon heute früh vor der Kirche. Die Mutter erschrak sehr, da sie Euch bemerkte.

Sage deiner Mutter, erwiderte er — da wurde ihm das Wort im Munde durchgeschnitten. In der Thür des Hauses erschien Gaudairenca, sie warf nur einen einzigen Blick über das Gärtchen, gleich darauf hörte man sie den Namen des Kindes rufen, scharf und laut, doch ohne daß sie selbst sich von der Stelle rührte.

Es darf nicht sein! flüsterte die Kleine, indem sie sich eilig umwandte. Ich darf Eure schöne Kette nicht annehmen — ich nehme von keinem Fremden etwas — was mir der Oheim nicht gibt, darf ich nicht tragen — lebt wohl! — damit huschte sie von ihm fort, ergriff ihr Gießkännchen und flog auf die Mutter zu, die beide Arme um sie schlang, wie wenn sie dies kleine Leben vor einer großen Gefahr zu schützen hätte. Dann traten sie beide in's Haus, und der ausgestoßene Flüchtling draußen am Zaun zog die Kutte tief über's Gesicht, daß Niemand sehen sollte, wie die Thränen ihm über die eingesunkenen Wangen stürzten.

Er ward in Carcassonne nicht mehr gesehen. Es währte aber nicht lange, so ging durch die ganze Stadt das Gerücht, Herr Raimon von Miraval sei von den Todten auferstanden und in Toulouse am Hofe seines brüderlichen Gönners, des Grafen Raimon VI. erschienen, um diesem in seinen kriegerischen Nöthen beizustehen.

Zu jener Zeit nämlich war die wilde Fehde zwischen der päpstlichen Macht und den von ihr geächteten Fürsten und Grafen entbrannt, die nach der Land-

schaft Albigeois, in welcher die neuen Lehren zuerst gepredigt worden waren, der Albigenserkrieg genannt wird. Das zuchtlose Leben der Geistlichen und allerlei Mißbräuche der römischen Kirche hatten einen gährenden Unwillen erzeugt, der zumal in den Städten und Schlössern der Provence immer lauter und heftiger nach einer Reinigung der katholischen Lehre und Abstellung der Aergernisse verlangte. Die gelinderen Mittel, die Papst Innocenz III. zur Beilegung des gefährlichen Zwistes versuchte, Absendung von Legaten und Mahnbriefe, Gegenpredigten und öffentliche Religionsgespräche, erwiesen sich ohnmächtig; da befahl er den Kreuzzug gegen die Ketzer zu predigen, deren Bändigung und Ausrottung ein eben so verdienstliches Werk sei, als der Kampf um das heilige Grab, und da es nicht an mächtigen Herren fehlte, denen der geistliche Vorwand gelegen kam, im Trüben fischend ihre sehr weltlichen Absichten durchzusetzen, waren die gesegneten Fluren Aquitaniens bald der Schauplatz erbarmungsloser Kämpfe, die mehrere Jahre von beiden Seiten mit der ganzen Hitze und Blutgier eines Glaubenskrieges geführt wurden.

Der mächtigste Vorkämpfer für die Partei der Abtrünnigen war Graf Raimon von Toulouse. Ihn hatte gleich zu Anfang der Bannfluch der Kirche getroffen, und der gewaltigste Kriegsmann jener Zeit, Graf Simon von Montfort zog, nachdem er das Gebiet des Vizgrafen von Carcassonne verheert und die wohlbefestigte Stadt mit Sturm genommen, gegen Toulouse, um das Strafgericht der Kirche auch an dem streitbaren Haupt der ketzerischen Secte zu vollziehen.

Bei diesem war, sobald der Kirchenbann über ihn ausgesprochen worden, ein bleicher Mann mit geschorenem Haupt und langem Bart erschienen, in einer schlichten Waffenrüstung auf einem Maulthier reitend, und hatte sich vor ihn hingestellt mit der Frage, ob Graf Raimon einen Kriegsmann brauchen könne. Die Stimme däuchte diesem bekannt. Es währte aber lange, bis er in dem abgezehrten Gesicht des Fragenden die Züge seines alten Freundes und dichterischen Genossen wiederfand. Die Zeit war zu ernst, um alter Thorheiten und Sünden zu gedenken, und der Dichter sorgte dafür, daß Niemand, auch nicht im Uebermuth der Weinlaune, ihm an die alte Wunde rühren mochte. Er focht mit so wilder Tapferkeit, daß nicht nur der Graf, der ihn um seiner Treue willen hoch hielt, sondern alle anderen Herren und Barone sich eingestanden, kein höfischer Mann habe jemals die Verirrungen seiner Jugend mannhafter gesühnt. Nur Raimon selbst blieb düster und freudlos, wie zuvor. Ein einziger Wunsch schien ihn zu beseelen, daß er mit dem Schwert in der Hand den Tod finden möchte. Immer aber entging er dem Getümmel wie durch ein Wunder unversehrt oder nur mit geringer Verwundung.

Und nicht nur mit den Waffen stand er für den Freund ein. In leidenschaftlichen Rügeliedern rief er die benachbarten Fürsten und Ritter auf, sich zu den Vorkämpfern für die reine Lehre zu gesellen, und schürte mit dem Hauch seiner Verse die Flammen, die von allen Seiten auflohderten. Eines seiner Sirventese mahnte Petrus von Aragon, der mit einer Schwester des Grafen von Toulouse verheirathet war, seiner Verwandtenpflicht zu gedenken und dem bedrängten Schwager zu Hilfe zu ziehen. Und Petrus ließ ein starkes Heer über

die Pyrenäen ziehen und erschien selbst in Toulouse, sich öffentlich lossagend von Rom. Einen Augenblick lebten die Hoffnungen der Albigenser auf. Aber die Schlacht von Muret (1213) schlug sie grausam nieder. Die letzten Streitkräfte der Albigenser wurden zugleich mit dem spanischen Hülfsheer vernichtet oder zerstreut, der König selbst fand seinen Tod. Graf Raimon flüchtete mit genauer Noth übers Gebirge nach Aragon zu seiner Schwester; die Sache, die er verfochten hatte, lag unheilbar getroffen danieder, um sich nie wieder aufzurichten.

Aus vielen Wunden blutend war Raimon von Miraval dem grimmen Sieger in die Hände gefallen. Der führte ihn sammt anderen Gefangenen mit sich fort, und da er in dem eroberten Toulouse zunächst seinen Sitz aufschlug, ließ er den Dichter in den Thurm des Schlosses werfen, ihn aufsparend für ein feierliches Hochgericht, bei welchem die vornehmsten Ketzerhäupter fallen sollten, sobald der päpstliche Sendbote von anderen Händeln sich abgemüßigt hätte und Zeuge dieses dem Himmel wohlgefälligen Schauspiels sein könnte.

Ein dumpfes Entsetzen lag über der Provence. Man wußte, daß von dem furchtbaren Gottesstreiter, der in der Magdalenenkirche des erstürmten Beziers siebentausend Menschen verbrannt hatte, keine Gnade zu hoffen war. Hatte doch auch der Abt von Citeaux, als das Morden dort in den Gassen der Stadt kein Ende nahm, auf die Frage, woran man die Unschuldigen von den Ketzern unterscheiden sollte, die gelassene Antwort gegeben: Schlagt nur immer todt, der Herr kennt die Seinen!

Und dieser selbe Priester, der aus einem Hirten zum Schlächter der Heerde geworden war, erschien nun in Toulouse und wurde von dem furchtbaren Grafen mit großen Ehren empfangen. Die beiden Würgengel hatten ein langes geheimes Gespräch mit einander. Dann traten sie auf den luftigen Altan des Schlosses hinaus, wo eine Tafel gerüstet war, an der außer ihnen nur einige vornehme Ritter und der Bischof mit zwei seiner vertrauten Diaconen Platz nahmen. Man sah hier weit in die vom Kriege verheerten Lande, über zerstampfte Saatfelder und verbrannte Dörfer hinaus, während nach der anderen Seite der Blick den Thurm erreichen konnte, in welchem die Opfer der grausen Fehde ihrem nahen Gericht entgegen schmachteten.

Als aber der edle Wein der Garonne die Herzen selbst dieser finsteren Blutrichter zu besänftigen anfing, wurde dem Grafen gemeldet, eine Sängerin sei unten im Hofe angelangt und bitte um die Gunst, den Herren ein Lied vortragen zu dürfen. Sie sei von Noth und Kummer abgezehrt, aber noch eine schöne Frau, setzte der Diener, der seinen Herrn kannte, leiser hinzu, und ein halbwüchsiges Mädchen begleite sie, das schön sei wie ein Engel.

Montfort, ohne erst bei seinen Gästen anzufragen, winkte, daß man die fahrende Frau heraufführe, und gleich darauf trat in Trauerkleidern, das Gesicht mit einem durchsichtigen Flor verhängt, Gaudairenca auf den Söller, ihre Tochter Constanze an der Hand, die ihre Geige schüchtern unterm Arme trug und den Blick zu dem gefürchteten Kriegshelden nicht zu erheben wagte. Das Kind war schlank und zart aufgeschossen, in der That einem Engel gleich an Gesicht und Geberde, die Mutter nicht mehr jene blühende Gestalt, die auch nach ihrer Verstoßung in der Stadt Carcassonne die Augen aller Fremden auf

sich zog; aber das bleiche Antlitz, da sie jetzt den Schleier zurückschlug, übte mit seiner schmerzlichen Hoheit einen um so tieferen Zauber auf Alle aus, die am Tische saßen, und aus ihrem schwarzen Auge schlug eine unwiderstehliche Flamme, als sie die Lippen öffnete und zu dem leisen Spiel des Kindes, dem der Bogen freilich in den schmalen Händchen zitterte, die folgenden Strophen sang:

Um Gott, Graf Montfort, hört mich an
Und neigt Euch gnädig meinem Flehn!
Er, dessen Thron in Himmelshöh'n,
Dem auch die Größten unterthan,
Will den Geringsten nicht verschmäh'n,
Denn wer vor ihm ist klein und groß?
Drum denkt des Tags, da nackt und bloß
Ihr müßt vor seinem Antlitz stehn.

Ihr schwangt Euch auf, ein stolzer Aar,
Daß rauschend Euer Fittich klang.
Der scharfen Klauen Macht bezwang,
Was weit und breit Euch feindlich war.
Dem kecken Sperber wurde bang,
Der Falke schreiend flog zu Nest,
Ihr aber packtet beide fest
Und würgtet Euren stolzen Fang.

Gott hat Euch solche Macht verlieh'n,
Daß Euch der Sieg ward überall.
Beziers, Toulouse kam zu Fall,
Ihr Trotz ist ihnen schlecht gedieh'n.
Doch nun vor Eures Schlachtrufs Schall
Verstummt der Lüfte wilde Brut,
Warum verfolgt mit Rachewuth
Der Adler noch die Nachtigall?

Wol flog sie mit im dichten Schwarm,
Die sonst im Walde friedlich schlug,
Da sie der Sturm in's Freie trug,
Und wetzt' ihr Schnäblein — Gott erbarm'!
Doch ward sie nicht bestraft genug,
Da Sang und Freiheit sie verlor?
Herr, öffnet ihres Käfigs Thor
Und preisen wird man Euch mit Fug.

Simon von Montfort, hört mir zu
Und nehmt des eignen Heiles wahr:
Nicht ziemt es dem gewalt'gen Aar,
Daß er dem Sänger Leides thu'.
Durch Gnade mach' er's offenbar,
Daß ihm gebührt das Herrscheramt,
Und der ihn feindlich erst verdammt,
Wird nun ihn rühmen immerdar.

Kind, spiele deinen weichsten Ton,
Du spielst um deines Vaters Glück,
Denn sieh, des edlen Grafen Blick
Erglänzt von Gnad' und Milde schon!

Während der letzten Strophe hatte die Stimme sich kaum durch die mühsam zurückgehaltenen Thränen durchgekämpft. Jetzt brachen sie unaufhaltsam vor, die unglückliche Frau warf sich vor dem Gewaltherrn nieder und zog das spielende Mägdlein mit sich auf die Kniee, so daß das Nachspiel auf der Geige von einem schrillen Mißlaut mitten durchschnitten wurde. Da lagen Mutter und Kind mit gesenkten Häuptern vor Dem, der ihr Geschick in seiner Hand hatte, stumm und ergeben, als wären sie selber des Todesstreichs gewärtig.

Der finstere Abt hatte mit gefurchten Brauen zugehört, Graf Simon aber, der in jüngeren Jahren ritterlicher Sitte gepflogen und nicht allen Regungen der Courtoisie abgestorben war, hob die still fortweinende Frau alsbald vom Estrich auf, beschwichtigte mit tröstendem Wort ihre heftige Angst und fragte dann, als ob es sich nicht um eine Entscheidung auf Tod und Leben handle, nach ihren Schicksalen, von denen er wol gehört, scherzte, warum sie bei ihrer Jugend und Schönheit nicht längst ein neues Eheband geschlossen, ob sie es auch in Zukunft nicht zu thun gewillt sei und wer sie die schönen Verse gelehrt und ihre Tochter das liebliche Geigenspiel. Er hatte inzwischen einen Diener herangewinkt und ihm einen leisen Auftrag ertheilt. Während die Sängerin nun auf alle Fragen schicklich und mit ruhigem Ernst antwortete, zog Herr Simon das schlanke Mägdlein auf seinen Schoß, ließ sie aus seinem Becher trinken und steckte ihr von dem Confect und den süßen Trauben eigenhändig in den Mund, sich an der Verwirrung des holden Kindes ergötzend. Auch schlug er einen scherzhaften Ton an, der dem Abt ein Aergerniß war, indem er fragte, ob das Fräulein wol Lust habe, seine Frau zu werden, er sei zwar nicht mehr der Jüngste, aber da ihre Mutter dem Manne, der ihr Schmach und Undank zugefügt, so eifrig die Treue halte, werde wol auch sie eine gute und getreue kleine Hausfrau werden, mit anderen Reden mehr, die das Kind nicht verstand, die aber der Mutter das Blut in die Wangen trieben.

Während dies Alles droben auf dem Altan sich zutrug, hatte Herr Raimon in seinem Kerkerthurm einsam vor sich hin gebrütet. Er wußte, das Ende seiner Buße stehe nahe bevor, und da das Leben ihm längst entleidet, seine besten Freunde mit ihm gefangen oder getödtet waren, sah er der letzten Stunde mit weltabgewandter Ungeduld entgegen.

Das Herz in der Brust war schon vor ihm selber hingestorben, wie er meinte, da er weder Freude noch Schmerz, weder Hoffen noch Bangen mehr empfand. Warum durchzuckte es dennoch ein so heftiger Schlag, als jetzt von weit herüber aus der Höhe, wie wenn eine überirdische Musik schon jetzt ihn begrüßt, ein leise klagender Gesang und das gedämpfte Klingen einer Viola zu ihm herunterwehte? Kein Wort verstand er, und auch die Melodie verschwamm dann und wann in ein undeutliches Seufzen und Summen. Und doch zuckte ihm das Herz von tausend heftigen Lebenstrieben, daß er selbst sich darüber wunderte und dachte, es müsse wol ein Fiebertraum sein Spiel mit ihm treiben, daß er zu hören glaube, was doch in Wahrheit nur viele Meilen fern von ihm singen und klingen könne.

Nicht lange aber war dieser wunderliche Spuk verstummt, da ward die feste

Thür seiner Zelle aufgeriegelt, und der Thurmvogt kam, im Auftrag des Grafen ihn hinauszuführen und ihm zu sagen, er könne gehen, wohin er wolle.

Es dauerte eine kleine Weile, bis er begriff, daß diese plötzliche Erlösung nicht etwa eine Fortsetzung seines Traumes sei. Erst als der finstere Alte auf sein heftiges Dringen ihm erklärte, wem er dies märchenhafte Glück zu danken habe, konnte er sich zum Glauben bequemen. Es war aber kein Strahl der Freude, der über sein Gesicht ging. „Ich wollte, Ihr hättet mich zum Tode geführt, statt in eine Freiheit, die schlimmer ist als Sterben von Henkershand!“ rief er in dumpfem Gram. „War ich nicht beschämt genug? Hatt' ich nicht gethan, was ich konnte, den Schimpf von meinem Schilde abzuwaschen? Nun wird eine neue Last mir aufgebürdet, die mich vollends erdrücken soll!“

Er trat in's Freie mit wankenden Knieen, obwohl seine Wunden so gut wie vernarbt waren. Einen langen Blick sandte er nach dem Söller hinauf, von wo er die laute lachende Stimme seines großmüthigen Feindes vernahm. Einen Augenblick war ihm, als sehe er den Schein eines blonden Hauptes über die Brüstung des Altans auftauchen. Der Vogt aber ließ ihn nicht lange staunen und starren. Er hatte gemessenen Befehl, ihn sofort aus der Burg zu führen mit scharfer Ermahnung, nie wieder sein verfallenes Haupt dem gnädigen Richter vor die Augen zu bringen, der es ihm einzig und allein auf den Schultern lasse, um der Welt zu beweisen, daß er im Lärm der Schlachten nicht taub geworden sei für den Zauber süßen Gesanges.

So wanderte der tief Gedemüthigte, dessen Buße immer noch nicht vollbracht sein sollte, von der Stadt Toulouse hinweg, ohne Weib und Kind wiedergesehen zu haben. Er dachte nicht mehr daran, sich vor den Augen der Welt zu verstecken. Im Thurm zu Toulouse war alle irdische Eitelkeit von ihm abgefallen. Auch hatte die arme Menschheit in der Noth dieser Zeit zu viel mit ihren eigenen Sorgen zu schaffen, um hämische Blicke auf einen armen Landfahrer zu werfen, der, wenn er mehr gesündigt, als Manche, auch härter gezüchtigt worden war.

Nach vielen in der Irre durchwanderten Tagen fand er sich endlich in der Gegend von Miraval. Der Burg selbst sich zu nähern durfte er nicht wagen. Er hörte, daß sie von den Scharen Simon von Montfort's besetzt, sein Bruder Gaucelm, der sie zu behaupten gewagt, nach hartnäckigem Kampf gefallen sei. Der alte Burgpfleger habe sich mit schweren Wunden in eine Jagdhütte tief im Forst zurückgezogen.

Den suchte er nun auf und bat ihn um Herberge, die der treue Mann seinem müden, schweigsamen Herrn mit Freuden gewährte. Die Kunde erging bald auch nach Carcassonne, Herr Raimon wohne wie ein gehetztes Wild im dichten Forst. Es kümmerten sich aber nur Wenige darum, denn auch in der Stadt, die schwer unter dem Zorn des grimmen Montfort gelitten, hatte Jeder mit sich zu thun.

Graf Simon aber, nachdem er nun seinen Kreuzzug vollendet und die ganze Provence von der Pest der Ketzerei gesäubert hatte, wurde von Toulouse abgerufen durch Hader seiner eigenen Mitkämpfer, die sich um die Beute stritten.

Er war nicht gewillt, sie ihnen zu lassen, da er das Amt eines Streiters für die rechtgläubige katholische Kirche einzig und allein übernommen hatte, um sich selbst eine große Herrschaft zu gründen. So zog er nach Carcassonne, die Stadt einem der Barone wieder abzunehmen, dem er sie nicht anvertraut hatte, um sie für immer zu verschenken.

Die schwer heimgesuchte Bürgerschaft empfing den Gefürchteten mit großer Angst, beim Streite der beiden Wölfe werde das Lamm wieder Blut und Wolle hergeben müssen. Montfort aber, nachdem er den unbotmäßigen Vasallen schon durch sein bloßes Herannahen weggeschreckt hatte, erwies sich wider Erwarten blutscheu und menschenfreundlich, verhieß dem Rath und den Schöffen der Stadt ein mildes und gnädiges Regiment und versicherte, sie bei ihren alten Gerechtsamen erhalten zu wollen. Am Abend des ersten Tages aber, nachdem er die drängendsten Geschäfte abgethan hatte, ließ er sich nach dem Hause führen, in welchem Frau Gaudairenca wohnte. Er wußte selbst nicht, was er dort suchte, er fühlte nur einen dunklen Trieb, unter all' dem Wüsten und Unholden, was zu seinem Handwerk gehörte, sich einmal wieder an einem reinen Bilde zu erquicken und die liebliche Frauenstimme wieder zu hören, die ihm lange im Ohre nachgeklungen war. Während die dichte Menge des Volkes, die ihn staunend und bange bis zu dem Haus mit dem Rosenstock begleitet hatte, auf der Gasse stehen blieb, trat er mit seinem gastlichsten Gesichte hinein und entschuldigte, da die Hausfrau ihm in ihrer stillen Art entgegentrat, die späte Störung. Er habe ihr den Besuch, den sie ihm in Toulouse gemacht, zurückgeben und sich blos erkundigen wollen, ob das junge Fräulein es sich inzwischen überlegt und den Muth gefaßt habe, Gräfin von Montfort zu werden.

Dieses Scherzwort, daß er mit einem Kuß auf die Stirne des elfjährigen Kindes begleitete, beschwichtigte alsbald jede Besorgniß, daß der Eintritt des Gebieters dem Schwertfegerhause Unheil bedeute. Auch fuhr der Herr, indem er sich in den Ledersessel niederließ, der den gichtkranken Alten jahrelang aufgenommen, in behaglichster Laune fort, mit den Insassen des bescheidenen Gemachs zu plaudern, fragte den Bruder, der sich ihm mit bescheidenem Ernst vorstellte, nach seinen Reisen, die Hausfrau nach ihren Plänen für die Zukunft und ob sie immer noch keinen der stattlichen Bewerber erhören wolle, die unzweifelhaft sich's zur Wonne und Ehre rechnen würden, die Dichterin von Carcassonne ihren ersten nichtsnutzigen Gemahl vergessen zu machen.

Gaudairenca erwiderte auf all' diese heiteren Reden mit einem zerstreuten Lächeln. Sie ging endlich hinaus, ihrem vornehmen Gast einen Imbiß und einen Trunk Wein, wie das Haus es vermochte, zuzurüsten und brach aus dem Gärtchen die ersten Blumen des Frühlings. Als sie damit wieder eintrat, fand sie die junge Constanze wieder auf dem Schoße des Grafen sitzend, der das Kind mit nicht immer feinen Reden unterhielt, sich an ihrer Verwirrung ergötzend. Er schlug aber die Collation mit artigem Danke aus, nur einige der Blumen nahm er und steckte sie, nachdem er das Näschen des Kindes damit gestreichelt, in sein Sammtgewand.

„Wenn Ihr mich bewirthen wollt," lachte er, „müsset Ihr mir auftischen, was nirgend so gut zubereitet und angerichtet wird, wie im Haus einer Dichterin.

Laßt mich noch einmal Euren Gesang vernehmen, und meine kleine spröde Braut da soll zeigen, ob sie über den Winter noch zugelernt hat auf der Viola. Ein solches Duett zu hören, thut meinem alten Haupte sanfter, als wenn die edelsten Weine mir zu Kopfe steigen."

Das Mädchen warf einen fragenden Blick auf ihre Mutter. Als diese mit sinnendem Auge ihr zuwinkte, sprang sie rasch nach dem Schränkchen in der Ecke, wo ihre Geige verwahrt lag, und machte sich zum Spielen fertig. Frau Gaudairenca flüsterte ihr ein einziges Wort in's Ohr. Da begann sie ein zartes, schwermüthiges Vorspiel, und jetzt öffnete die edle Frau ihre Lippen und sang, mit einer leicht umflorten Stimme, die erst gegen das Ende des Liedes voller und mächtiger erklang, so daß man draußen auf der Gasse nicht nur die Melodie vernehmen, sondern in der großen Stille jedes einzelne Wort verstehen konnte.

Ich tret', o Herr, zum andern Mal
Mit scheuer Bitte hin zu dir.
Laß wieder leuchten über mir
Wie damals deiner Gnade Strahl!
Gedenkst du noch der Stunde,
Da ich mit bangem Munde
Losbat von dir die Nachtigall?

Du gönntest ihr nach langer Qual
Zu flattern aus der engen Haft.
Wol hat sie frisch sich aufgerafft
Und flog dahin durch Berg und Thal.
Doch, da zum alten Neste
Sie kam, gar wilde Gäste
Fand sie im Schloß zu Miraval.

Kein schirmend Dach, kein häuslich Mahl
Ward in der Heimath ihr gewährt!
Da hat sie bang sich abgekehrt
Und irrt nun unstät, krank und fahl.
Wie soll es ihr gelingen,
Dem Retter Dank zu singen,
Wenn man das warme Nest ihr stahl?

Herr Graf von Montfort, ohne Zahl
Sind Städt' und Burgen dir bereit.
Nicht wird der Adler sehn mit Neid
Das arme Nest der Nachtigall.
Laß dort sie wieder wohnen,
Und hold wird sie dir lohnen
Mit süßem Sang zu Miraval.

„Beim Blute des Gekreuzigten!" rief Montfort, indem er in die Höhe sprang, „der Vogelsteller hat sich in sein eigenes Netz verstrickt und das Nachtigallenweibchen wird ihm noch die Augen auspicken, wenn er sich nicht schleunig den schnürenden Maschen entwindet. Ist das auch Recht, Frau Hinterlist, einem arglosen Gast, statt ihm ein Gastgeschenk zu reichen, so hohen Zoll abzufordern?"

„Ich wäre zu Euch gegangen mit diesem Liede, Herr Graf von Montfort, wenn Ihr mir nicht so gnädig zuvorgekommen wäret," versetzte die Frau, indem sie ihre dunkeln Augen mit demüthigem Ernst auf den seinen ruhen ließ. „Ein hoher und gewaltiger Herr, der sich einer Bittenden zuneigt, wird sich nicht mit halber Gnade begnügen. Ich habe Euer hochsinniges Gemüth schon in Toulouse erkannt. Ihr werdet es unter meinem eigenen armen Dache nicht verleugnen, schon wegen des unschuldigen Kindes, das Ihr nicht verarmen lassen werdet um der Schuld seines Vaters willen."

Da lachte der furchtbare Graf so laut auf, daß die Drei im Zimmer erschraken, denn sie wußten nicht, ob es Hohn sei oder gute Laune. Es war aber die letztere. „Nun bei allen Teufeln und Heiligen!" rief er, „Ihr kennt mich wahrlich besser, als ich mich selbst. Was Ihr da von der Nachtigall gesungen, rührt mich wenig. Denn dieser lose Vogel, der Klauen hatte wie ein Sperber und eine kriegerische Stimme, gleich dem Schrei des Falken, der auf Beute stößt, — nach seinem Lobgesang lüstet mich wenig, und wenn eine Eule im wilden Wald ihn zu Nacht verspeis'te, geschähe ihm nach Verdienst. Aber das Weibchen des Sprossers hat mir's angethan, das weiß die Listige nur zu gut, und dieser unflügge Nestling, den ich auf meinen Knieen geschaukelt, sieht mich mit so lieblich gespitztem Schnabel an, daß ich mir die reiffte Beere aus dem Munde von ihm stehlen ließ. Schütze mich der Himmel davor, dieser gefährlichen Brut je wieder zu begegnen! Ich glaube, wenn sie mit ihrem Zwitschern es darauf anlegte, mir die halbe Provence abzubetteln, ich wäre Narr genug, mir's gefallen zu lassen. Für diesmal komm' ich noch glimpflich weg mit einer einzigen Burg, die der Kriegsbesen scharf genug ausgefegt hat. So mag es drum sein. Das verschlagene Bettlergesindel aber, das mich darum gebracht, soll erst noch meinen rauhen Bart zu spüren bekommen."

Damit faßte er die tief erglühende Frau in seine Arme und küßte sie dreimal auf den Mund. Darauf ließ er sie los und ergriff die kleine Constanze, deren Stirn und Wangen er mit seinem struppigen Bart übel zurichtete. Dann setzte er sein Barett mit der wallenden Feder auf, nickte dem Bruder Gaudairenca's einen Abschiedsgruß zu und verließ heimlich vor sich hin murrend, doch nicht mit unfreundlicher Miene und Geberde, das Haus.

Am nächsten Morgen hatte er die Stadt mit seinem Gefolge und einem Trupp Gewaffneter geräumt. Es war, als fürchte er sich vor einem neuen Liede der Dichterin von Carcassonne.

Drei Tage waren vergangen. In der Stadt hatte man von nichts Anderem gesprochen, als von dem Besuch des furchtbaren Grafen in dem Schwertfegerhause und dem Gesang, den er dort zu hören bekommen. Da sahen die guten Bürger in der hellen Nachmittagssonne einen Mann zum Thore hereinschreiten, der ein Pferd am Zügel führte. Er trug ein schlichtes schwarzes Gewand, das Haupt unbedeckt und die Füße unbeschuht. Einige glaubten in der seltsamen Figur Herrn Raimon von Miraval zu erkennen, Andere bestritten es, bis der Mann an dem Hause mit dem Rosenstock anhielt, das Pferd an einem Stabe des Spaliers fest band und, nachdem er den Klopfer erschallen lassen, ohne Zögern über die Schwelle trat.

Er fand die drei Bewohner desselben in dem vorderen Zimmer beisammen, die Frau am Spinnrade, das Mädchen aus einem großen Buche ihr vorlesend, den blonden Bruder beschäftigt, ein Schwert von Rostflecken zu reinigen.

Als dieser Letztere den Besucher in's Auge faßte, fuhr er mit gerunzelter Stirn in die Höhe, seine Hand faßte den Schwertgriff, es schien, daß ein feindseliger Gedanke ihm das Blut empörte. Der Fremde aber veränderte keine Miene, noch fuhr er zurück, um sich gegen einen jähen Anfall zu decken.

„Ich wage es hier einzutreten," sagte er mit ruhiger Stimme, obwol im Anfang ein wenig stockend, als ob er seine Worte suchen müsse, — „ich bitte nur um ein kurzes Gehör, da es nicht in eigener Sache ist, daß ich rede. Was hier geschehen ist vor wenigen Tagen, ist mir nicht blos durch das Gerücht zu Ohren gekommen. Der siegreiche Feind hat mir selbst einen Boten geschickt, mir anzuzeigen, daß seine Leute aus Miraval fortgezogen seien und die Burg mir wieder offen stehe. Ich habe es durch meine eigene Schuld und Thorheit verscherzt, darin zu wohnen. Da sie aber nicht herrenlos bleiben soll, habe ich mich aufgemacht, die rechte Herrin aufzusuchen und sie einzuladen, daß sie sich von mir dort wieder einführen lasse, von wo ich sie so schnöde vertrieben. Ich habe ein Pferd mitgebracht, und wenn es ihr gefällt, soll sie schon die nächste Nacht wieder unter dem Dache ruhen, das einst bessere Tage gesehen und nun mit Gottes Gnade wieder sehen soll, wenn auch der frühere Besitzer sie nicht mehr mit ihr theilen darf."

Er schwieg und wagte nicht auf dem Gesicht der Frau zu forschen, welchen Eindruck seine Rede gemacht habe. Da hörte er sie nach einer kleinen Weile sagen:

„Es steht Euch wohl an, Herr Raimon, daß Ihr so denkt und redet. Ihr werdet aber verzeihen, wenn ich Eurer Einladung nicht zu folgen vermag. Die Welt soll nicht sagen, für mich selbst hätte ich die Burg ersungen, die Eurem Geschlechte gehört, von dem ich für immer ausgestoßen bin. Erwägt es besser, und nehmet unbedenklich an, was der Himmel Euch zurückgegeben hat. Für den Rest meiner Tage habe ich ausgesorgt unter diesem schlichten Dach, das ich, wenn ich besser berathen gewesen wäre, nie hätte verlassen sollen. So geht mit Gott, Herr Raimon, und wenn Euch daran liegt, so wisset, daß ich ohne Feindseligkeit Eurer gedenke und den Himmel in meinem Gebet anflehe, Euch noch ein glückliches Loos zu bescheren."

„Es ahnte mir, daß Ihr so sprechen würdet," versetzte er dumpf. „Ich habe es nicht um Euch verdient, daß Ihr meine Buße endet und die Last Eurer Großmuth, die mich schier erdrückt, von meiner Seele nehmt. Aber wenn Ihr für Euch selbst jede Erinnerung an das verbannt, was wir einst einander gewesen sind, Eurem Kinde seid Ihr es schuldig, ihm zu erhalten, was ihm gebührt. Erlaubt mir, daß ich Constanze in die Burg ihrer Väter einführe und sie dort als Herrin von Miraval vor dem ganzen Lande bestätige."

Die Frau wechselte einen Blick mit ihrem Bruder. Dann, nach einem kleinen Schweigen: „Ihr habt Recht hierin, Herr Raimon," sagte sie, „und ich danke Euch, daß Ihr vorausfichtiger und billiger handelt, als ich gethan hätte.

Das Kind soll sich fertig machen, und wenn Ihr wollt, könnt Ihr es auf der Stelle mitnehmen."

Sie erhob sich nun, suchte einige Kleider und Geräth zusammen, das sie in ein Bündel that, und befahl dem Mädchen, das mit großen Augen in seltsamer Bestürzung bald den Vater und bald die Mutter betrachtete, ihre Geige nicht zu vergessen. Als sie ihr dann auf das Pferd geholfen und den Packen hinter den Sattel festgebunden hatte, wobei eine rasch anschwellende Volksmenge sie umgab, flüsterte sie ihr noch ein Wort in's Ohr, während sie sich selbst im Bügel erhob, das Kind zum Abschiede zu küssen. Dann nahm der Vater den Zügel wieder in die Hand und lenkte das Thier, das seine leichte Last willig trug, im Schritt durch die Gaffer hindurch, von denen mehr mitleidige als böse Blicke ihm nachfolgten.

Der Frühling blühte vor den Thoren und alle Vögel sangen. Vater und Tochter aber sprachen kein Wort. Das Mädchen hatte die Geige auf dem Schoße ruhen und sah mit rothen Wangen vor sich hin, denn es schämte sich heimlich, daß es auf dem Pferde saß, während der Vater barfuß nebenher schritt. Gern hätte es ihn eingeladen, sich zu ihr in den Sattel zu setzen. Aber die Mutter hatte ihr eingeschärft, ihn gewähren zu lassen, was er auch thue. So waren sie eine halbe Stunde gezogen, da traten dem guten Kinde die Thränen in die Augen, indem sie das erbärmliche Schicksal ihres Vaters erwog, und Alles, was sie je an Groll gegen ihn in der Brust getragen, schmolz in diesen weichen Fluthen dahin. Da sie nun nicht wußte, wie sie ihren Kummer vor ihm verbergen sollte, und zugleich ihn gern hätte wissen lassen, daß sie nicht als ein fühlloses Püppchen da oben thronte, während er die scharfen Steine des Wegs mit nackten Sohlen trat, nahm sie plötzlich ihr Instrument zur Hand und spielte eine so wehmüthig sanfte Melodie, daß es dem Vater war, als finge die eigene Seele seines Kindes an zu klingen, und er einen dankbar aufleuchtenden Blick zu ihr hinaufschickte. Da lächelte sie mitten unter ihren Thränen, und die Beiden sahen sich unverwandt an und wußten ohne Worte, was Jedes dem Andern gern gesagt hätte.

So waren sie endlich an den Fuß des Hügels gekommen, von welchem die Burg mit zerschossenen Zinnen und leeren Fensterhöhlen traurig herniedersah. Das Mädchen hatte, durch den Anblick trübe gestimmt, ihre Geige abgesetzt und that nur dann und wann mit den schlanken Fingern einen spielenden Griff in die Saiten. Als sie aber jetzt die Höhe erreichten, hob sie plötzlich wieder das Instrument an ihr Hälschen, und nun strich sie mit dem Bogen einen so hellen Klang und fingerte so lustig die munterste Tanzweise, die sie wußte, daß Herr Raimon, der das Haupt wieder gesenkt hatte, verwundert aufsah, denn wol erkannte er die Melodie, die an jenem ersten Abend ihn gebannt hatte. Und als er eben fragen wollte, was sein liebes Kind auf einmal so froh mache, sah er den Grund mit eigenen Augen und hielt in heftiger Bewegung den Zügel an.

Aus dem dunklen Thorbogen trat Gaudairenca ihnen entgegen. Sie hatte einen grünen Kranz von Lorbeern und Granatzweigen in der Hand, mit dem sie leise den Nahenden winkte, vollends heraufzukommen. Als das Pferd, muthiger als sein Herr, sich wieder in Bewegung setzte und endlich vor der Zugbrücke

hielt, ward auch die Gestalt des Bruders in dem alten Gemäuer sichtbar, der den Hut schwenkend die Einziehenden begrüßte.

Die schöne Frau aber, jetzt nicht mehr mit blassen Wangen, sondern von Güte und Freude über und über erglühend wie eine Braut, rief ihrem Gatten zu:

„Ihr seid langsam gereis't, Herr Raimon. Wir haben indeß auf einem Umweg uns getummelt, Euch den Vorsprung abzugewinnen. Denn wahrlich, es war ein thörichtes Wort, daß ich Euch erlaubte, das Kind hier allein als Herrin walten zu lassen. Wo die Tochter ist, muß auch die Mutter sein, zumal es eine erfahrene Hausfrau braucht, um die Schäden dieses alten Schlosses wieder auszubessern und das Nest wieder wohnlich zu machen für die Nachtigall. Ihr braucht darum auch nicht zu fürchten, daß ich Zeit behalten werde zum Singen, und daß hinfort mehr als Ein Troubadour unter diesem Dache hausen werde. Kommt nun und ruhet aus, und laßt Euch die Füße waschen, die des steinigen Weges nicht gewohnt waren."

„Gaudairenca," rief er mit erstickтem Laut — „ist's möglich? — ist's abgebüßt?"

„O Raimon!" flüsterte sie, indem sie sich an seinen Hals warf. „Ich weiß nicht, du böser Mann, ob deine Buße lang genug war; die meine aber, da ich doch nichts verbrochen, hat mich fast das Leben gekostet! Nun sollst du mir, ob auch in grauen Haaren, Lust und Lachen wieder zurückbringen!"

Volkszählungen.

Von

Prof. K. X. von Neumann-Spallart.

I.

In keinem Zeitalter hat die Wissenschaft den Menschen soweit in die Fernen des Weltalls geführt und so tief in die verborgensten Stätten der Natur eindringen lassen, wie in der Gegenwart. Mit den Schwingen echter Begeisterung erhebt uns die Naturphilosophie auf einen Standpunkt, von welchem das Einzelne gewissermaßen entschwindet und das große Ganze in seinen allgemeinen Umrissen um so klarer vor das Auge tritt. Wo unentwirrbare Räthsel gegeben schienen, werden sie gelöst; wo dichte Schleier den Einblick in den natürlichen Lebensproceß verwehrten, werden sie gelüftet; wo das Bindeglied zwischen Kommen und Gehen fehlte, wird es hergestellt. Das Woher? Wohin? umschließt ein Geheimniß nur noch für Dasjenige, was wir die Seele oder den Geist nennen; für die Materie sind diese Fragen beantwortet. Und dennoch! In auffälliger Weise wird bis heute gezögert, die Methode des Beobachtens, die für die Erkenntniß der Natur so erstaunliche Erfolge gebracht hat, auf die menschliche Gesellschaft mit jenen Hilfsmitteln anzuwenden, welche die Wichtigkeit der Sache doch heischen würde. Es ist nicht eine materialistische Weltanschauung, die uns diesen Gedankengang vom Natürlichen zum Persönlichen nahe legt. Ein Idealist unter den Gelehrten hat ihn als das Ziel seines an edlen Anregungen ungemein reichhaltigen „Kosmos" hingestellt. „Indem das allgemeine Naturgemälde von den fernsten Nebelflecken und kreisenden Doppelsternen des Weltraums zu den tellurischen Erscheinungen der Geographie der Organismen, Pflanzen, Thiere und Menschenracen herabsteigt, enthält es das, was ich als das Wichtigste des „Kosmos" betrachte: die innere Verkettung des Allgemeinen mit dem Besonderen."

Der Weg, um diese Verkettung des himmlischen mit dem menschlichen Sein herzustellen, ist ein doppelter. Die Einen beobachten das Individuum unter den Menschen und leiten aus den gemeinsamen Merkmalen den Gattungsbegriff ab: das sind die Naturforscher, die Physiologen; die Anderen beobachten die Gattung, die Gesellschaft, das Menschengeschlecht als Ganzes und schließen aus dem Ganzen

auf den typischen Charakter des Durchschnittsmenschen: das sind die Statistiker, die Sociologen. Naturforscher und Statistiker haben lange Zeit eine heilige Scheu empfunden, an den Menschen selbst ebenso unbefangen ihre Sonde anzulegen, wie sie es längst schon bei allen übrigen Wesen gethan hatten. Der Mensch war für sie der Herr der Schöpfung, der im Mittelpunkte dieses Sonnensystems thront, und um welchen Alles nach göttlichen Gesetzen kreiset, sich bewegt und entwickelt, während nur er selbst außerhalb dieser Gesetzmäßigkeit stehen, frei seiner eigenen Willkür folgen und von dem Laufe der Natur unabhängig sein sollte. Die Naturforscher wagten den ersten Schritt; es war nöthig, alle Befangenheit den eigenen Lebensgefährten, ja dem eigenen Ich gegenüber abzulegen. Der englische Physiologe Huxley hat die Schwierigkeit dieses Verfahrens in seiner Schrift über „Die Stellung des Menschen in der Natur" vielleicht am treffendsten charakterisirt. Wir müssen uns vorstellen — so meint er — daß wir Bewohner eines anderen Planeten wären, die — bei Gelegenheit einer wissenschaftlichen Weltreise auf die Erde gekommen — ein sonderbares zweibeiniges Säugethier, Mensch genannt, in großer Anzahl über die ganze Erde verbreitet angetroffen hätten. Um dasselbe zoologisch zu untersuchen, hätten wir eine Anzahl von Individuen in verschiedenem Alter und aus verschiedenen Ländern, gleich den anderen auf der Erde gesammelten Thieren, in ein großes Faß mit Weingeist gepackt und nähmen nun, nach unserer Rückkehr auf den heimischen Planeten die vergleichende Anatomie aller dieser erdbewohnenden Thiere vor. Da wir gar kein persönliches Interesse an dem von uns selbst gänzlich verschiedenen Menschen hätten, so würden wir ihn ebenso unbefangen und objectiv wie die übrigen Thiere der Erde untersuchen und beurtheilen.

Nach dem nämlichen Vorgange, welchen hier der Naturforscher empfiehlt, müssen auch die Sociologen ihre Unbefangenheit bei der Beobachtung zu gewinnen suchen; aber auch für die Sociologen war dies lange Zeit ungemein schwer, denn nicht blos die menschliche Eigenliebe, sondern auch der theologische Einfluß machte sich geltend. Da die Erkenntniß von einer gewissen inneren Schichtung und Ordnung des Menschengeschlechtes schon aufzudämmern begann, — das war ungefähr in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts — schrieb Johann Peter Süßmilch, der Erste, der sich mit einer systematischen Darlegung dieser Fragen ernstlich befaßte, in einem Sinne, welcher den Wissensstrahl auch sogleich wieder verdunkelte. Indem er das Herrschen einer beständigen, großen, vollkommenen und schönen Ordnung in der Geburt, Vermehrung, im Leben, Tode und in den Ursachen des Todes nachzuweisen bestrebt ist, verknüpft er diesen Beweis mit einem gar sonderbaren Bilde der Ursachen und Wirkungen. Er stellt sich vor, daß der weiseste Schöpfer und Regierer der Welt das zahlreiche Heer des menschlichen Geschlechts aus dem Nichts hervorgehen läßt, so viel er derselben zum Leben geordnet hat. „Der Ewige lässet uns in der Zeit gleichsam vor seinem Angesichte vorbey gehen, bis wir nach Erreichung des, einem jeden gesteckten Zieles wiederum von diesem Schauplatz abtreten. Der Auftritt, der Vorübergang vor den Augen des Herrn der Heerschaaren und der Abtritt, Alles geschieht mit einer bewunderungswürdigen Ordnung. Unser Auftritt im Lande der Lebendigen geschieht allmälig, ohne Gedrenge und nach bestimmten Zahlen,

die zu dem Heere der Lebendigen, wie auch der Wiederabgehenden jederzeit ein regelmäßiges Verhältniß haben." Nach einer Schilderung dieser Regelmäßigkeit im Verhältniß der Menschen männlichen und weiblichen Geschlechts, der Kinder, reifen Männer und Greise, führt Süßmilch überhaupt den Beweis, daß die größte, vollkommenste und schönste Ordnung besteht, welche der weiseste Schöpfer in unserer Geburt, Dauer des Lebens und im Tode festgesetzt hat. „Man muß sich billig wundern," so meint er, „daß diese Entdeckung dem Fleiße und der Geduld der alten Naturforscher entgangen ist, daß sie die Ordnung nicht erkannt, die sich unter den Menschen selbst befindet, da sie die Ordnungen am Himmel und die Verhältnisse in den tiefsinnigsten Wissenschaften der Mathematik ausgeforscht haben."

In diese Bahnen war die Erforschung des großen Lebensprocesses der menschlichen Gesellschaft in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gelenkt, die politischen Arithmetiker hatten nur dürftiges, lückenhaftes Material zur Hand und dennoch drängte sich ihnen die Ueberzeugung von großen Gesetzen auf, welche aus solchen Aufzeichnungen hervorgehen mußten. Es fehlte nicht an Versuchen, bis zu weitreichenden Schlußfolgerungen zu gelangen; einer der kühnsten Versuche war die Populationistik des schottischen Geistlichen Malthus, der nicht weniger wollte, als aus den Bevölkerungszahlen die Ursachen erforschen, die bisher den Fortschritt des Menschengeschlechts zum Glück gehindert haben und die Wahrscheinlichkeit der gänzlichen oder theilweisen Entfernung dieser Ursachen für die Zukunft prüfen. Zu einer echt naturwissenschaftlichen und mathematischen Behandlung aber gelangten alle diese Fragen erst durch den geistvollen belgischen Astronomen und Statistiker A. Quetelet. Denn erst dieser Forscher machte es sich und Anderen klar, daß die Statistik zu einer Socialphysik werden, daß sie die exacte Grundlage schaffen müsse, um eine eigentliche Wissenschaft von den Lebenserscheinungen der Gesellschaft zu begründen und Beobachtungen auf dem Felde der menschlichen Gemeinwesen wie jene auf dem gestirnten Himmel anzustellen. Schon die vorhandenen Aufzeichnungen genügten ihm, um den Wahn zu zerstören, als herrsche in der menschlichen Gesellschaft Regellosigkeit und Willkür. Im Gegentheil; er bewies die Gesetzmäßigkeit des „Durchschnittsmenschen". Dessen ungeachtet empfahl er zuerst mit der Wärme der innersten Ueberzeugung ein neues und großartiges System der Durchforschung dieses Gebietes. „Um aus den Beobachtungen und deren statistischen Aufzeichnungen zu großen Grundsätzen der Politik und zu Erfolgen der Wissenschaft zu gelangen, müssen riesige Schritte gethan werden, von denen sich die meisten Statistiker bisher kaum volle Rechenschaft ablegen wollen. Hier gibt es fürwahr eine Fülle von Problemen von allerhöchstem Interesse und von einer, wenn man sich so ausdrücken darf, ganz neuen Mechanik zu lösen."

Bei jeder wissenschaftlichen Beobachtung ist der Ausdruck des Resultats durch die Zahl der erste Schritt zur Exactheit. Auch auf dem Gebiete des Menschenlebens mußte also dem Aufzeichnen der gezählten Ergebnisse die höchste Bedeutung beigelegt werden. Dieses Zählen aber sollte nicht zu blindlings entstandenen, geistlosen Tabellen führen, welche mit Recht den Schrecken eines profanen Lesers statistischer Werke in früherer Zeit bildeten; sie sollten nur der

Apparat sein, welchen man, wenn er in der Beweisführung functionirt hat, nicht weiter benöthigt; sie sollten das Gerüste bilden, das man beseitigt, wenn das Gebäude des Wissens vollendet ist. Erst in der Epoche, in welcher diese Auffassungsweise zum Durchbruch gelangte, war die Grundlage für eine künftige tiefere Erkenntniß des socialen Körpers geschaffen; die Zeit, die seither verfloß, beträgt noch kein halbes Jahrhundert; Niemand darf sich daher wundern, daß wir in der Kindheit des positiven Wissens von den menschlichen Gemeinschaften stehen. Eine Literargeschichte desjenigen zu skizziren, was in den abgelaufenen fünfzig Jahren von Statistikern, Sociologen und Demographen, von Männern wie Engel, Wappäus, Rumelin, Oettingen, Guerry u. A. geleistet worden ist, würde uns in weite Gefilde ablenken; wir begrenzen das Gebiet auf einen actuellen Vorgang, welcher viel, sehr viel dazu beitragen soll, um unsere Kunde von der Ordnung des Menschengeschlechts zu erweitern; wir sprechen nur von den sogenannten Volkszählungen, richtiger Volksbeschreibungen, deren Vornahme eben im Zuge ist, und in deren Organisation sich der Geist der modernen, fortgeschrittenen statistischen Wissenschaft abspiegelt.

II.

Man sollte denken, daß jeder Staat der civilisirten Erde seit langer Zeit über die Größe und Beschaffenheit seiner Bevölkerung die genauesten Aufzeichnungen führe und über jede Einzelheit verläßliche Rechenschaft zu geben wisse. Abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse und dem Culturzwecke müßte schon die Verwaltungssorge und die Rücksicht auf Wehrhaftigkeit und Steuerfähigkeit solche Beobachtungen gebieten. Man müßte trachten, Zahl und Beschaffenheit der Einwohner mindestens nach Geschlecht, Altersclassen und Berufszweigen stets genau zu kennen, also den sogenannten *Stand* der Bevölkerung festzustellen, sowie über den unabläßigen Wechsel durch Geburten, Sterbefälle und Wanderungen, d. h. über die sogenannte *Bewegung* der Bevölkerung sichere Nachweise zu besitzen. Wer nun von der Voraussetzung ausgeht, daß diese statistischen Erhebungen schon Jahrhunderte lang bestehen und seither überall regelmäßig fortgeführt werden, findet sich durch die wirklich vorhandenen Daten arg enttäuscht. Freilich haben alle Culturstaaten, wenn sie in einem gewissen Reifezustande angelangt waren, das Bedürfniß nach Volkszählungen gefühlt und sind demselben gerecht geworden; aber die regelmäßige Wiederholung solcher Acte ist nirgend zu finden, sondern es entstehen geschichtliche Lücken von vielen Jahrhunderten. So wissen wir zwar aus Herodot und Diodor, daß die alten Aegypter schon vor drei und einem halben Jahrtausend ihren Census besaßen, indem Amasis und Sesostris jährliche Aufnahmen über die Zahl, den Namen und Beruf der Unterthanen anordneten und mit äußerster Strenge durchführten; ebenso wissen wir aus dem Pentateuch, daß das Volk Israels durch wiederholte Gesetze, welche erst in der Zeit des religiösen Verfalls außer Kraft traten, gezwungen wurde, sorgfältige Angaben über die Zahl, das Alter und Geschlecht seiner Angehörigen zu machen; wir wissen nach Philochorus und Thukydides, daß in den altgriechischen Städterepubliken, in der Blüthezeit des Hellenismus Zählungen angeordnet wurden, um nach den lexiarchischen Registern die Kornspenden und

andere Vertheilungen vorzunehmen; und endlich ist aus den Büchern des Livius wol Jedem erinnerlich, daß schon Servius Tullius den ersten Census in Rom anordnete. Freilich die höchste Bedeutung erhielt diese Aufnahme erst zur Zeit der Republik, da sie alle fünf Jahre wiederholt und zu den feierlichsten Acten gemacht wurde, welche im römischen Staate vorkamen. Nach einer solennen Berufung des ganzen Volkes hatte jeder selbständige Römer der Reihe nach in der Villa publica auf dem Marsfelde vor dem Stuhle des Censors zu erscheinen und seine Angaben auf Bürgereid öffentlich zu machen. Neben dem Censor saß eine große Zahl von Gehilfen und Schreibern, welche die Angaben in jene Urlisten eintrugen, die allen für die verschiedenen Zwecke der Staatsverwaltung nothwendigen statistischen Zusammenstellungen als Quelle dienten. So war der Dienst der Volkszählung bei dem größten Culturvolke des Alterthums in dem Zeitraume eingerichtet, da dieses Volk im Zenith seiner Macht stand.

Auch im byzantinischen Kaiserreiche war der Census noch eine hochgehaltene Einrichtung der inneren Staatsmaschine; in den wüsten Stürmen der Völkerwanderung aber und unter den Ruinen der abendländischen Civilisation versanken auch die letzten Erinnerungen an diese Kenntnisse der menschlichen Gesellschaft. Das Wiederaufleben der Cultur im Mittelalter war zwar von Versuchen begleitet, aus den Listen der Seelsorger Einblicke in die Zahl der Taufen, Trauungen und Begräbnisse zu gewinnen, jedoch gewährten diese Diptychen durchaus ungenügende Nachweise und bis in's 17. Jahrhundert sind Herrscher und Völker im vollständigsten Dunkel über die Anzahl ihrer eigenen Angehörigen. Nun beginnen erst zerstreute Erhebungen in Städten oder Landestheilen, aus welchen man oft durch die kühnsten Schlußfolgerungen die Volkszahl ganzer Staaten ableitet; es folgen Aufschreibungen der Wehr- und Steuerpflichtigen, nach welchen die Gesammtheit der Bewohner geschätzt wird und man nähert sich allmälig besseren Methoden wirklicher directer Zählungen.

Wie kläglich es indessen noch kürzlich mit dem Wissen auf diesem Gebiete stand, mögen einige Bemerkungen zeigen. Der einzige Staat der Erde, für welchen sich ungefähr verläßliche Vergleiche bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückführen lassen, ist Schweden, wo seit dem Jahre 1749 genaue Parochialregister geführt werden, deren Resultate von 1750 bis 1875 für je fünf Jahre als Zählungen veröffentlicht sind. Das skandinavische Königreich beschämt durch dieses Unicum alle Culturländer unseres Erdtheiles; aber seine Bevölkerung macht nur vier Percente von jener Europa's aus, fällt daher mit geringem Gewichte in die Wagschale. Eine ähnliche Continuität besteht nur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, deren Constitution vorschreibt, daß in der ganzen Union vom Jahre 1790 angefangen alle zehn Jahre ein allgemeiner Census vorgenommen werde, welcher nicht blos die Zahl und Beschreibung des Volkes, sondern auch die wichtigsten Merkmale des wirthschaftlichen Lebens festzustellen hat. Neben diesen wenigen Ausnahmen ist der regelmäßige Zustand der Dinge ein solcher, daß die großen und kleinen Staaten unseres Erdtheiles, welche sich rühmen, an der Spitze der Civilisation zu stehen, erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit brauchbaren exacten Volkszählungen begonnen haben; ja in dem Staate, dessen kolossale Raum- und Machtverhältnisse gerade das größte

Interesse für diese Fragen erwecken, in Rußland, gibt es bis heute keine eigentlichen, auf einen bestimmten Tag bezogenen Volkszählungen; dort bestehen noch immer die sogenannten Seelenrevisionen, die auf Grund polizeilicher Registrirungen nicht gleichzeitig vorgenommen werden und aus denen nur annäherungsweise die Bevölkerungssummen zu gewinnen sind.

Schon in der historischen Aufeinanderfolge, welche doch gerade zu den interessantesten Schlüssen über den Anwachs der Bevölkerungen und ihr Verhältniß zu den äußeren Lebensbedingungen anregen sollte, liegt eine ungeheuere Lücke der Beobachtung. So durfte Büsching noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts in seiner Erdbeschreibung die vage Aeußerung aufnehmen, es könnten auf dem Erdboden wenigstens an die 3000 Millionen Menschen zugleich leben, es lebe aber kaum der dritte Theil davon oder 1000 Millionen und es durfte Voltaire 1600 Millionen als obere Grenze der wahrscheinlichen Zahl der Erdbewohner den 4000 Millionen entgegenstellen, welche eine englische Universalgeschichte annahm. Noch mehr! Auf Grund der Schätzung des venetianischen Naturforschers Riccioli, der für das Jahr 1672 die Einwohner der ganzen Erde mit rund 1000 Millionen annahm, blieb man anderthalb Jahrhunderte lang unverändert bei dieser runden Zahl; ihr Autor hatte es verstanden, sie durch einige weitere Calculationen interessant zu machen; so berechnete er, daß seit der Sündfluth etwa 280 000 Millionen und seit der Erschaffung der Welt 300 000 Millionen Menschen geboren sein müssen. Ja, indem er sich auf eine Offenbarung der heiligen Brigitta beruft, nach welcher es „mehr als zehn Engel auf einen Menschen gebe", fügt er — halb des Scherzes bewußt — hinzu, daß mehr als drei Billionen Engel vorhanden sind. Von diesen statistischen Spielereien war nun ein großer Schritt zu thun, um zu den von Hassel, Malte-Brun und Balbi neu aufgestellten Schätzungen zu gelangen, die für die Jahre 1810—1816 in runder Zahl 680 bis 700 Millionen Menschen als Bewohner aller Erdtheile annahmen. So kolossale Differenzen bestanden noch vor kurzer Zeit! Selbst bei denjenigen directen Zählungen, welche in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts vorgenommen wurden, sind wegen einer durchaus fehlerhaften Methode oft gewaltige Irrthümer unterlaufen, und jeder auf längere Zeit zurückreichende Vergleich ist nur mit großer Vorsicht aufzunehmen. Zwei Beispiele dafür. Im Königreich Ungarn wurde noch im Jahre 1841, weil außer den Diöcesan-Schematismen jede amtliche Nachricht fehlte, die Bevölkerung annäherungsweise auf $10^1/_2$ Millionen Menschen berechnet; die erste wirkliche Zählung vom Jahre 1851 ergab dagegen eine Einwohnerzahl von weniger als 8 Millionen Seelen (7.864 262). Umgekehrt wurde in Britisch-Ostindien die Bevölkerung von Bengalen bis 1871 schätzungsweise auf $42^1/_2$ Millionen angegeben, während die im Frühjahre 1872 durchgeführte allgemeine Volkszählung eine Totalziffer von 66,8 Millionen Bewohnern nachwies. Allerdings sind dergleichen Irrthümer nicht die Regel, sondern in der Mehrzahl der Staaten Europa's bemühte man sich seit Jahrzehnten, bessere Wege zur Erhebung einzuschlagen. Die Volkszählungen, welche Frankreich von 1821 angefangen in fünfjährigen Perioden, Großbritannien seit dem Jahre 1801 alle zehn Jahre, das Königreich der Niederlande seit 1829 in gleichen Abständen, die meisten Einzelstaaten des Deut-

schen Reiches seit 1816 und 1818 vornahmen, liefern immerhin brauchbare Resultate, und die Gesammtübersichten, in welchen Berghaus für das Jahr 1843 1272 Millionen, Dieterici für das Jahr 1859 1288 Millionen und Behm zuerst für das Jahr 1866 1350 Millionen Erdenbewohner berechneten, nähern sich zweifellos immer mehr der Wahrheit.

Um diese Fortschritte zu erzielen, bedurfte es einer radicalen Reform der mit dem Wissensdrange unseres Zeitalters noch immer nicht im Einklange stehenden Erhebungsmethoden; der Impuls dazu ward durch das kleine Königreich Belgien gegeben. Dort wirkte im Einvernehmen mit tüchtigen Fachgenossen der ausgezeichnete Quetelet in dem methodischen und zielbewußten Sinne, der überhaupt seine statistische Schule kennzeichnete; ihm ist es zu danken, daß rationelle Vorschriften für eine im Jahre 1846 in Belgien auszuführende Volkszählung mit ungemeiner Sorgfalt ausgearbeitet wurden und überhaupt gewisse Grundsätze zum Durchbruche gelangten, welche den Volkszählungen einen wissenschaftlichen Charakter aufdrückten. Sollen wir diese Fortschritte nur mit einigen Strichen andeuten, so bestanden sie darin, daß die Volkszählungen zu namentlichen Verzeichnungen jedes einzelnen Individuums wurden, um vor allem die unverrückbare Basis einer exacten Zahlenangabe zu gewinnen und Doppelzählungen, die früher so häufig unterliefen, thunlichst zu vermeiden. Ferner wurde statt der zuständigen, rechtlichen und Wohnbevölkerung, die für sich allein ebenfalls zu manchen falschen Auslegungen Anlaß gab, die thatsächlich im Momente der Zählung an einem bestimmten Orte anwesende Bevölkerung (factische Bevölkerung, population de fait) als unverrückbare Basis der Aufzeichnung bestimmt; es wurde die Nothwendigkeit einer strengen Periodicität der Aufnahme, und zwar in zehnjährigen Zeitabschnitten anerkannt und zuerst im Jahre 1846 unter Leitung von Zählungsagenten die Ausfüllung solcher Fragebogen gefordert, deren Schema nicht mehr blos die Zahl, sondern alle wichtigen Elemente der Zusammensetzung des Volkes umfaßte. Namen, Alter, Geburtsort, Sprache, Religion, Stand, Beruf, körperliche Gebrechen und Aufenthaltsort — das waren die wesentlichsten Punkte, deren umfassender Nachweis in der That in Belgien völlig gelang und nicht blos zu einer Volkszählung, sondern zu einer *Volksbeschreibung* führte. Die Ergebnisse dieser systematischen und umfassenden Verzeichnung erregten die Aufmerksamkeit der Welt, als sie in sechs Quartbänden publicirt und nachher noch von Quetelet vergleichend bearbeitet wurden; sie bildeten den Ausgangspunkt Desjenigen, wonach wir Alle jetzt streben; sie wurden der Keim der heutigen Volkszählungs-Technik. Die Art, wie sich die Verbreitung dieser richtigen Grundsätze rasch fügte, ist von so allgemeinem Interesse, daß wir sie wohl kurz besprechen dürfen.

Nicht blos die Aufmerksamkeit, welche Quetelet für seine neuen Theorien auf dem Gebiete der Moralstatistik und Socialphysik erweckt hatte, sondern noch ein anderer, äußerer Umstand führte zu einem totalen Umschwunge im Beobachtungssystem der menschlichen Gesellschaft. Es war im Jahre 1853; der nordamerikanische Marineofficier Matthew Maury, dessen Nautik und physische Geographie des Meeres seither der internationalen Schifffahrt unermeßliche Vortheile brachte, hatte die Abhaltung eines internationalen meteorologischen Congresses an-

geregt, welcher unter Quetelet's Vorsitz in Brüssel abgehalten wurde. Von der weiten Perspective begeistert, welche sich in dem System gleichzeitiger internationaler Beobachtungen auf dem Gebiete der Hydrographie und Meteorologie eröffnete, hoffte Quetelet ähnliche Erfolge, wenn es ihm gelänge, international gleichartige Massenbeobachtungen socialer Thatsachen und menschlicher Lebenserscheinungen einzurichten. Es beseelte ihn der Wunsch, die natürlichen Gesetze zu entdecken, von welchen die menschlichen Gemeinschaften in ihrer Gesammtheit geleitet würden, und von welchen der körperliche und geistige Entwickelungsgang des Durchschnittsmenschen abhängig sei. So rief er einen internationalen statistischen Congreß in's Leben, der ebenfalls im Jahre 1853 zum ersten Male in Brüssel tagte und nach Quetelet's phantasievollen Hoffnungen ein internationales Beobachtungsnetz über die ganze Menschheit breiten sollte. Der Flug seiner Gedanken hatte ihn — den begeisterten Forscher — zwar allzu weit getragen; denn weder konnten seine idealen Probleme gelöst werden, noch gelang es bisher, eine absolute Einheit statistischer Beobachtungen auch nur in der Mehrzahl der europäischen Staaten zu erzielen. Dennoch bildeten die rationellen Grundsätze der Volkszählungen im demographischen Sinne eine der wichtigsten Vorlagen des Brüsseler Congresses: sie führten zur Annahme des Beschlusses, den in Belgien bewährten Grundsätzen allgemein zu folgen; sie wurden zur Anregung, um auf den späteren internationalen Congressen in Paris, London, Berlin und Florenz immer wieder auf diese Fundamentalfragen der administrativen und wissenschaftlichen Beobachtung zurückzukommen; und sie gelangten endlich zu einem Abschlusse, indem die auf dem achten Congresse zu St. Petersburg im Jahre 1872 versammelten Statistiker der europäischen und amerikanischen Staaten gewisse leitende Gesichtspunkte künftiger Volkszählungen formulirten. In den Petersburger Beschlüssen liegt die Zusammenfassung der besten Methoden, welche die Wissenschaft und Erfahrung an die Hand geben, um zu der annähernd richtigsten Zählung und Beschreibung der Bewohner dieser Erde zu gelangen. Soweit man auch davon entfernt ist, daß diese Grundsätze allgemein praktisch angewendet werden, so bezeichnen sie doch klar das anzustrebende ideale Ziel; der Einfluß, welchen sie auf die letzten Volkszählungen schon ausgeübt haben und auf die nächsten noch ausüben werden, ist unzweifelhaft. Wir dürfen uns daher nicht versagen, wenigstens den wesentlichsten Inhalt zu erwähnen.

Gegenüber der schwankenden Praxis früherer Volkszählungen, welche zu vielen Irrthümern führte, wurde als unerläßliche Bedingung vorgezeichnet, die factische oder ortsanwesende Bevölkerung, welche alle Personen begreift, die im Momente der Zählung sich am Zählungsorte befinden, zu verzeichnen. Der gewöhnliche Wohnsitz, der Geburtsort, die Staatsangehörigkeit oder Heimathberechtigung kommen nicht als entscheidende Momente in Betracht, sondern werden gewissermaßen als Merkmale der Persönlichkeit aufgeführt; entscheidend aber ist, wer an dem Tage und in der Stunde, auf welche die Volkszählung bezogen wird, an der bestimmten Oertlichkeit anwesend ist. Doppelzählungen sind nach dieser Bestimmung absolut ausgeschlossen; sie können um so sicherer vermieden werden, als jeder einzelne Bewohner bei der Zählung mit seinem Namen verzeichnet wird. Im Zusammenhange mit der strengen Individuali-

firung steht ein weiterer Beschluß, welcher sich auf die Technik der Erhebung bezieht.

Bei genügender Bildung der Bevölkerung und wenn es die besonderen Verhältnisse eines Landes gestatten, soll nach den Anträgen des Petersburger Congresses statt der älteren cumulativen Haus- oder Familienlisten die Aufnahme mittelst Zählkarten (bulletins individuels) vorgenommen werden. Jedes Individuum soll eine Zählkarte bekommen, deren einzelne Rubriken die directe Befragung über die maßgebenden Thatsachen enthält. Dadurch wird die größte Klarheit der Fragestellung, die größte Einfachheit der künftigen Verarbeitung des umfangreichen Materiales und die größte Specialisirung erreicht. Der ebenfalls wichtige Nachweis der inneren socialen Gliederung wird trotz dieser Auflösung des ganzen Zählungsactes in Individualkarten leicht ermöglicht, indem neben der Zählkarte noch besondere Sammellisten ausgefüllt werden, welche für jede Person einer Familie den Grad der Verwandtschaft oder ihr Verhältniß zum Haushaltungsvorstand enthalten. Würde diese vorzügliche Methode überall consequent durchgeführt, so besäßen wir bald ein Inventar aller in einem bestimmten Momente lebenden Bewohner und könnten daraus unendlich exactere Schlüsse ziehen, als aus den bisherigen Quellen. Wie werthvoll ein solches Material als Grundlage der Demographie und Social-Physik werden müßte, leuchtet um so mehr ein, wenn man die Fragepunkte liest, welche der St. Petersburger Congreß zu den obligatorischen Erhebungen rechnet, d. h. als solche bezeichnet, die von allen Staaten in die Nachweisungen aufgenommen werden sollen.

Daß Name, Geschlecht und Alter dahin gehören, ist selbstverständlich; hinsichtlich des Alters aber wird durch die Congreßbeschlüsse ein großer Fortschritt angebahnt, wenn überall dort, wo der Bildungsgrad der Bevölkerung es gestattet, nicht blos nach Altersjahren, wie bei früheren Zählungen, sondern nach dem Datum der Geburt (Geburtsjahr und Monat) gefragt und insbesondere bei Kindern stets die Anzahl der durchlebten Monate angegeben wird. Diese Neuerung ist von der größten Tragweite; sie wird einerseits der bekannten Oberflächlichkeit der Angaben vorbeugen, die insbesondere bei der Landbevölkerung gang und gäbe ist und die runden Altersziffern, fünfzig, sechzig, siebenzig u. s. w., so auffallend häufig anstatt der wirklich erreichten Lebensjahre finden läßt; andererseits wird sie zu einer correcteren Unterscheidung führen als bisher; denn bisher galt in den Zählungslisten derjenige, der am Sylvesterabend geboren war, um ein ganzes Jahr älter als derjenige, der am folgenden Neujahrstage das Licht der Welt erblickte, obgleich Beide doch nur um wenige Stunden in ihrem Lebensalter differirten. Die Exactheit ist in diesen Dingen aber wichtiger, als Viele glauben könnten; hängt damit doch die Berechnung der mittleren Lebensdauer und der Sterblichkeitstafeln der Bevölkerungen, die Schulpflicht, Wehrhaftigkeit und eine ganze Reihe anderer Verwaltungsfragen innig zusammen.

Kehren wir nach dieser kurzen Randbemerkung zu dem Fragen-Schema des Petersburger Congresses zurück, so umfaßt es weiter das Verwandtschafts-Verhältniß oder die sonstige Stellung zum Haushaltungs-Vorstande, den

Familienstand und den Beruf, durchweg Thatsachen, deren genaue Kenntniß recht eigentlich den socialen Aufbau der einzelnen Völkerschaften erkennen lassen. Würden diese Fragen für die Bewohner von Europa und Amerika so ausführlich und zuverläßlich beantwortet, wie es bei gutem Willen der Bevölkerung und gehöriger Leitung durch Zählungsagenten möglich wäre, so wüßten wir heute schon die Interessen-Kreise viel richtiger abzugrenzen und sähen in den meisten Problemen der Wirthschaftspflege schon klarer, als leider bisher der Fall ist.

Als ergänzende Merkmale der Volksbeschreibung werden ferner die Thatsachen zu erheben gesucht, welchem Religionsbekenntnisse das Individuum angehört und welches seine Muttersprache ist; zwei Momente, deren innerer Werth für die Beurtheilung der menschlichen Gemeinschaften freilich manchem Zweifel begegnet. So hat man von vielen Seiten darauf hingewiesen, daß in unserem Zeitalter das Religionsbekenntniß nicht mehr jene tiefe Bedeutung beanspruchen darf, wie in früheren Jahrhunderten, weil es zumeist nicht freiwillig gewählt, sondern von den Eltern gegeben, weil es oft genug theilnahmslos fortgeführt wird und der Confessionslosigkeit, ja sogar gänzlicher Irreligiosität weichen muß. Nichtsdestoweniger ist der Nachweis unerläßlich für die Verwaltung des Kirchenwesens, und ohne denselben wäre die große Charakteristik der Glaubensgemeinschaften mit ihren rituellen Eigenthümlichkeiten nicht zu geben. Schwieriger wird die Motivirung für die Aufnahme der Muttersprache in die Frageblätter. Gewinnen wir aus deren Beantwortung wirklich richtige Einblicke in diejenigen Thatsachen, die man eigentlich zu constatiren bemüht ist? Die Ethnographie ist darüber im Reinen, daß die „Muttersprache" nur unter natürlichen, einfachen Verhältnissen ein zutreffendes Merkmal sei, bei polyglotten, wanderungslustigen, in immerwährender gegenseitiger Reibung und Mischung begriffenen Gesellschaften, wie im heutigen Europa, Amerika und den Colonien aber eine untergeordnete Bedeutung hat. Zwar läßt sich gewiß das Volksthum neben anderen Momenten auch nach der Sprache bestimmen; dann darf man aber nicht nach der Muttersprache fragen, sondern wie Friedrich Müller sehr richtig bemerkt, nach derjenigen Sprache, in welcher der Mensch denkt und fühlt, mit welcher die Summe der Erfahrungen und Erkenntnisse, die seine Individualität begründen, verwachsen ist. In Ländern, in welchen ein Nationalitätenkampf besteht, wie in Oesterreich-Ungarn, wird das freie Selbstbekenntniß kein gelungenes Auskunftsmittel bilden, sondern eher irreführen; dasjenige aber, was eigentlich zu erheben von größter Wichtigkeit wäre, die Nationalitäten im Zusammenhange mit der Rasse, kann man auf diesem Wege nicht erkunden.

Zu den bisher besprochenen Fragen fügen die Beschlüsse des Petersburger Congresses noch zwei hinzu, welche die körperliche und geistige Beschaffenheit der Bevölkerung wenigstens an der Oberfläche streifen, und im Zusammenhange mit jenen Daten, die durch andere statistische Beobachtungen fortlaufend gewonnen werden, immerhin Interesse bieten. Es sind erstens die Fragen nach der Kenntniß des Lesens und Schreibens, um die Analphabeten und Anagraphen, die Ungebildetsten eines Volkes, zu ermitteln und gewissermaßen eine Controlle des Volksschulwesens zu gewinnen, und zweitens die Erhebung der körperlichen und geistigen Gebrechen, Blindheit, Taubstummsein, Irrsinn,

Blödsinn, um ein Inventar der bedauernswerthen Individuen anzulegen, deren Lebenslauf nebenbei noch zumeist in der Sanitäts-Statistik aufmerksam verfolgt wird.

Außer diesen obligatorischen Erhebungen wird es den einzelnen Staaten überlassen, je nach ihrem Bedürfnisse besondere (facultative) Beobachtungen anzustellen. Indessen ist der Eifer der Regierungen für die Durchforschung des socialen und politischen Lebensgebietes leider nicht so hochgradig, daß von einer Ueberschreitung der allgemeinen Fragepunkte die Rede sein kann. Ja, die Statistiker wären sehr befriedigt, wenn sie es in ganz Europa, in den Colonialländern und in Amerika schon dahin gebracht hätten, daß nur die obligatorischen Bevölkerungs-Aufnahmen wirklich zum mindesten einmal innerhalb eines Jahrzehnts und zwar, wie durch den Petersburger Congreß empfohlen wurde, stets gleichzeitig in den Jahren, deren Zahl mit einer Null endigt (1880, 1890 u. s. f.) durchgeführt, daß sie in die Hände bewährter Agenten gelegt und daß die Bevölkerungen selbst schon allenthalben zur thatkräftigen Mitwirkung herangezogen würden.

III.

Nach dem classischen Sprichworte: „In magnis voluisse sat est" genügt es bei den größten Aufgaben die Lösung „gewollt" zu haben. Wenn sich die versammelten Statistiker aller Culturstaaten mit diesem bescheidenen Troste begnügten, so dürften sie auf den Lorbeeren ausruhen, welche sie sich während eines vollen Vierteljahrhunderts erworben haben. Denn seit dem Jahre 1853 wurde, wie wir eben geschildert haben, fast unausgesetzt auf den statistischen Congressen und Conferenzen und bei den Sitzungen der internationalen Permanenz-Commission der beste Wille bekundet, in das Zählungswesen ein tieferes Verständniß zu legen, die Bewohner dieser Erde systematisch aufzunehmen und zu verzeichnen. Dem Willen folgte, was die Mehrzahl der Statistiker betrifft, auch die That; sie erstatteten ihre wohlerwogenen, formulirten Anträge bei den Regierungen ihrer Staaten; sie traten mit Ueberzeugung für die Reformen ein und kämpften unermüdet für die als gut erkannte Sache; nur Wenige wurden abfällig. Die Hauptpersonen jedoch, die Staatsverwaltungen, folgten nur zum Theile den Beschlüssen und dem Gedankengange der statistischen Congresse. Entweder wollten oder konnten sie nicht die äußeren Mittel bieten, um die Volkszählungen in jener umfassenden Weise durchzuführen, wie die Congresse dieselben zu organisiren gedachten; oder es siegte die Gewohnheit, welche von bestimmten Aeußerlichkeiten, Formalitäten und jahrelange geltenden Gesetzen nicht abgehen wollte; oder es bewährte wol auch hie und da der Bureaukratismus, dessen Kreise durch die Anträge der statistischen „Fanatiker" gestört worden wären, seinen gewaltigen Einfluß. So kommt es, daß die Hoffnungen, welche man noch kürzlich an die Vornahme allgemeiner Volkszählungen im Jahre 1880 knüpfte, ungeheuer herabgestimmt sind, seitdem einzelne Staaten ihre jüngsten Aufnahmen schon vollendet, andere die Volkszählungs-Gesetze erlassen und durch deren Inhalt gezeigt haben, wie weit sie von den Petersburger Beschlüssen abweichen.

Vor Allem ist die Erwartung vereitelt, welche man an die Gleichzeitig-

keit der neuesten Volkszählungen knüpfte. Dänemark hat schon am 1. Februar 1880, die nordamerikanische Union hat am Schluß ihres Fiscaljahres, am 30. Juni 1880, gezählt, das Deutsche Reich folgt am 1. December, Oesterreich-Ungarn, Italien und viele andere Staaten schreiten am 31. December 1880, einzelne, wie Frankreich, wenigstens „nach dem Stande zu Ende dieses Jahres" dazu, Großbritannien wird seinen nächsten Census am 3. April 1881 durchführen und wieder andere Staaten, — von den Colonialländern gar nicht zu reden — werden erst in der Mitte oder am Ende des Jahres 1881 und noch später diesen Act vornehmen. Es ist unzweifelhaft, daß in dem mangelnden Synchronismus der Volkszählungen die Quelle großer Fehler für die Gesammtheit liegt. Das Verkehrswesen der Gegenwart, die Wanderlust vieler Nationalitäten, ja selbst der verschiedene Aufenthaltsort, welchen fluctuirende Arbeiterbevölkerungen und die Schar der Reisenden in verschiedenen Jahreszeiten wählen, wird wieder einerseits zu Doppelzählungen, andererseits zu Auslassungen vieler Individuen führen. Hätten sich alle Staaten zu einem und demselben Zählungstage oder wenigstens Monate des Jahres 1880 verstanden, wie es der Congreß beantragte, so hätte man zum ersten Male seit Menschengedenken eine genaue Kenntniß der Bewohnerzahl wenigstens der Völker abendländischer Cultur hoffen können; bei dem heutigen Stande der Dinge muß auf exacte Nachweise abermals verzichtet werden. Argelander, Struve und andere Astronomen sind nicht müde geworden, die Gestirne des nächtlichen Himmels nach Größen zu ordnen, in Sternkarten zu verzeichnen und Cataloge anzulegen, welche ein genaues Inventar der Sterne jeder Größe enthalten; — von der Anzahl der Menschen, die uns doch näher liegen, die für uns wichtiger und interessanter sein sollte, kennt man noch kein solches Inventar, sondern muß sich mit annäherungsweisen Schätzungen begnügen, welche auch im Jahre 1880 noch nicht durch positive Ziffern ersetzt werden können. Die eifrigsten Forscher auf diesem Gebiete, Behm und Wagner, haben kürzlich wieder eine ihrer periodischen Uebersichten der Bevölkerung der Erde veröffentlicht; sie haben mit wahrem Bienenfleiß alle nur irgendwo vorhandenen Angaben gesammelt und dennoch für mehr als die Hälfte der ganzen Menschheit nur vage Schätzungen, und blos für 626 Millionen Bewohner wirkliche Volkszählungen benützen können. Dürfen wir uns dann wundern, wenn über die Gesammtzahl der Menschen, die Europa und jener, welche die ganze Erde bevölkern, nicht blos im Beginne unseres Jahrhunderts, sondern auch jetzt noch schwankende Angaben vorliegen? Nach der schon oben erwähnten, ersten Aufstellung Behm's — aus dem Jahre 1866 — soll damals Europa von 285 Millionen, die ganze Erde von 1350 Millionen Menschen bewohnt gewesen sein; im Jahre 1874 betrugen die betreffenden Zahlen 300, respective 1391 Millionen, und nach der letzten im Jahre 1880 erschienenen Berechnung ist Europa von 316 Millionen, Asien von 385 Millionen, Afrika von 205½ Millionen, Amerika von 95½ Millionen, Australien von 4 Millionen, die ganze Erde also von 1456 Millionen Menschen bevölkert. Die bedeutende innerhalb der abgelaufenen sechs Jahre verzeichnete Zunahme beruht nicht etwa auf einer so raschen Vermehrung, sondern zumeist auf den Verbesserungen früherer Schätzungen durch die seither ausgeführten wirklichen Zählungen.

So wenig als die Zahlen, welche doch die einfachsten Grunddaten wären, sind die Nachweise über die Gliederung der menschlichen Gesellschaft nach Geschlechtern und Altersclassen oder Religionen und Sprachstämmen bisher irgendwie erschöpfend bekannt. In den west-europäischen Staaten, den Colonien derselben und in Amerika, kurz überall, wo eigentliche Zählungen vorgenommen werden, constatirt man zwar auch die Gruppirung nach dem Geschlechte. Die Hindernisse jedoch, welche der Registrirung der Frauen bei den mohamedanischen und anderen nichtchristlichen Völkern bereitet werden, machen jede Gesammtsumme zweifelhaft. Nach der neuesten Angabe stellt sich heraus, daß auf je 1000 männliche Bewohner in Europa 1023, in Afrika dagegen nur 983, in Amerika 978, in Asien 944 und in Australien 808 Personen weiblichen Geschlechtes entfallen. Es sprechen gute Gründe dafür, anzunehmen, daß nach Correctur der confessionellen oder gewohnheitsmäßigen Fehlerquellen das Gleichgewicht der Geschlechter auf der ganzen Erde ein nahezu vollständiges sei; denn weder der große Frauenüberschuß in Europa noch der große Männerüberschuß in Australien darf uns daran irre machen, er erklärt sich sehr einfach durch Aus- und Einwanderung und nivellirt sich in der Totalziffer. Zu den ethischen Motiven der Monogamie fügt die Statistik also einen natürlichen Beweisgrund hinzu; so wenig dieser in erster Linie in Betracht kommen darf, so ist es dennoch von tiefgreifender Bedeutung, daß trotz des bekannten regelmäßigen Ueberschusses der Knabengeburten, in den späteren Lebensjahren eine so wunderbare Ausgleichung stattfindet. Mag man dies als einen göttlich geordneten Haushalt oder als eine providentielle Naturordnung auffassen: Thatsache ist, daß in dem ewigen Kreislaufe der Generationen die Polarität und das Gleichgewicht der Geschlechter mit der Exactheit eines Naturgesetzes gilt. Es ist wol nicht nöthig hinzuzufügen, daß dieses Gesetz erst in den größten Maßen hervortritt und daß in den einzelnen europäischen Staaten noch sehr bedeutende Verschiedenheiten vorkommen; so haben Norwegen, Großbritannien, Schweden, die Schweiz, Finland, Spanien, Portugal, Deutschland, Dänemark, Oesterreich-Ungarn, Rußland und die Niederlande weitaus mehr Frauen als Männer (zwischen 1060 und 1020 auf 1000), in Frankreich und Italien herrscht nahezu numerische Gleichheit und in den übrigen Ländern finden sich sogar weniger weibliche als männliche Elemente der Bevölkerung, so z. B. in Griechenland nur 906 Frauen auf 1000 Männer.

Eine größere Schwierigkeit, als die Sexualverhältnisse nachzuweisen, bietet bei allen Volkszählungen und auch bei der gegenwärtigen wieder die genaue Gliederung nach den Geburtsjahren oder der sogenannte Altersaufbau der Bevölkerungen. Die Schwierigkeit liegt in der mangelnden Kenntniß vieler Personen der minder gebildeten Stände über ihr eigenes Alter und außerdem darin, daß noch kein internationales Einverständniß über die Gruppen erzielt wurde, in welche man bei der Bearbeitung die Millionen Einzelerhebungen bringt. Manche Staaten theilen die Gruppen so, daß bis zum fünften Altersjahre auch fünf getrennte Rubriken, für höhere Altersclassen aber nur Quinquennalgruppen gebildet werden; andere fangen mit Quinquennalgruppen erst bei dem 25. oder 30. Lebensjahre an und wieder andere geben das ganze Detail vom niedrigsten

bis zum höchsten Alter. Da die meisten wichtigen Schlußfolgerungen, welche die Staatsverwaltung und die Wissenschaft aus den Altersangaben ziehen, von der Combination derselben mit den Geschlechts-, Standes- und anderen demographischen Verhältnissen abhängen, so wird die Darstellung verwickelter, als man meinen sollte. In Bezug auf diese Fragen eröffnen die bevorstehenden Volkszählungen insofern eine erfreuliche Aussicht auf die Gewinnung erschöpfenderer und besser vergleichbarer Ergebnisse, als die exacten Nachweise des Alters nach den Geburtsdaten größtentheils durchgedrungen sind, und beispielsweise auch im Deutschen Reiche erhoben werden.

Daß der Geburts- und Aufenthaltsort, die Stellung in der Haushaltung, der Familienstand, das Religionsbekenntniß, die Staatsangehörigkeit auch diesmal ihre Rubriken in den Erhebungslisten oder Zählkarten finden, bedarf keiner besonderen Erörterung. Ebenso berühren wir nur kurz die Aufnahme der Frage nach der Umgangssprache, welche in Oesterreich-Ungarn diesmal gestellt, in den meisten andern Ländern aber vermieden wird. Dagegen wird sich abermals eine geringere Klarheit, als zu erreichen möglich gewesen wäre, in Betreff der Berufsclassen ergeben. Nach jahrelangen Discussionen über den Umfang, welchen man dieser Frage diesmal einräumen soll, ist recht wenig als Resultat erzielt worden. Von denjenigen Statistikern, welche die ungeheure Tragweite der social-ökonomischen Zustände in unseren Tagen richtig erfassen, ist nicht blos auf den Congressen, sondern auch in ihrem engeren Wirkungskreise bis zum letzten Augenblicke rüstig dafür gekämpft worden, eine möglichst detaillirte Untersuchung über die Erwerbszweige des Volkes mit der Zählung desselben zu verbinden. Es wurden Anträge gestellt, welche entweder zugleich mit dem Census oder in einem kurzen Termine unmittelbar nach dessen Aufnahme eine Gewerbezählung vorzunehmen befürworteten; sie wurden leider nicht beachtet, sondern durch mäßige Surrogate ersetzt. Der Fragebogen, welcher am 1. December in den Händen jedes deutschen Staatsbürgers liegt, enthält diejenigen Momente vorgezeichnet, mit deren Erhebung man sich im Deutschen Reiche auch diesmal wieder begnügen muß; nur eine Ergänzung findet sich, indem mit der Volkszählung eine Ermittelung der von den einzelnen Haushaltungen landwirthschaftlich benutzten Flächen, sowie der Viehhaltung verbunden wird. In dieser, für den 10. December 1880 bestimmten Landwirthschafts-Zählung liegen so viele, die Erwerbsverhältnisse, die socialen und ökonomischen Bedingungen der ländlichen Bevölkerung erläuternde Momente, daß man doppelt bedauern muß, etwas Aehnliches nicht auch auf das industrielle Gebiet ausgedehnt zu haben. In analoger Weise wird in Oesterreich für den 31. Decbr. 1880 wol „Beruf, Beschäftigung oder Erwerb" jedes Einzelnen erhoben werden, doch ist zugleich ein auf verhältnißmäßig einfache Rubriken zurückgeführtes Schema der gewöhnlichsten Haupterwerbszweige vorgezeichnet, in welches die Einzelangaben übersichtlich zusammengestellt werden; und auch in Oesterreich wird als Beigabe des Census eine Zählung der häuslichen Nutzthiere und ihrer Besitzer nach gewissen, allerdings jetzt sehr rationell gegliederten Kategorien vorgenommen werden. Die Motive, aus welchen diese Verquickung zweier eigentlich heterogener Beobachtungen beschlossen, dagegen die viel homogenere Nachweisung der socialen und gewerblichen Einzelheiten abgelehnt wurden, gehören nicht in den Rahmen

unserer Darstellung; wir gestehen, daß wir die Stichhaltigkeit derselben nicht einsehen.

Läßt sich nun, so wird man fragen, der große finanzielle Aufwand, welcher den Staatssäckel und den Haushalt der Gemeinden trifft, läßt sich der Verbrauch von Arbeits- und Geisteskräften, welcher sich auf das ganze Volk vertheilt, läßt sich die mit jeder statistischen Beobachtung, insbesondere aber mit Volkszählungen verbundene Belästigung der Staatsbürger durch die voraussichtlichen Resultate rechtfertigen? Die finanzielle Seite ist nicht geringfügig. Nach den Erfahrungen früherer Jahre zu urtheilen, dürften beispielsweise die Vereinigten Staaten von Amerika für ihren Census ungefähr 12 Mill. Mark, Großbritannien dürfte gegen 5 Mill., das Deutsche Reich gegen 2 Mill., Oesterreich $1^1/_2$ Mill. Mark nachweisbar für die Drucklegung der Formularien, für die Entlohnung der Zählungsagenten, für Aufbereitung und Publication des umfangreichen Materiales benöthigen. An den Zählungstagen ist ein ganzes Heer von Personen der gewöhnlichen Thätigkeit entzogen und mit der Verzeichnung der zu sammelnden Angaben beschäftigt; wochenlang vor und nach dem Zählungstage werden zeitraubende Vorbereitungen getroffen und monatelang nachher sind die geistigen Kräfte der statistischen Büreaux in Anspruch genommen, um die Millionen und Millionen von Einzeldaten zu sichten, zu ordnen und zu verwerthen. Welches ist nun der Nutzen, den man von allen diesen Opfern hoffen darf?

Und wären die Kosten noch vielmal größer, die Arbeiten noch zeitraubender, die Belästigungen noch ärger, so müßte man sie dennoch als völlig gerechtfertigt erklären! Nicht die Zahl als solche ist es, welche den ungeheuren Werth hat; denn die Methoden der Berechnung der Zu- oder Abnahme der Bevölkerung sind in den meisten Staaten ziemlich verläßlich und die Controllen derselben würden vielleicht auch in längeren als in zehnjährigen Zeiträumen noch ausreichend sein, um zu zeigen, in welchem Sinne sich das Zuwachsprocent geändert hat, ob die Einwohner rascher oder langsamer sich vermehren, oder ob ihre Zahl in Abnahme begriffen ist. Nicht also auf das Wort Zählung darf der Nachdruck gelegt werden, wenn man von der Wichtigkeit und dem Nutzen der Volkszählungen spricht. Das entscheidende Moment liegt in dem Nachweise der Qualitäten und der Zusammensetzung des Volksganzen, also in der Volksbeschreibung oder Demographie. Kein statistischer Calcül kann im Vorhinein die etwaigen Aenderungen der Religions- und Sprachenverhältnisse, des Altersaufbaues, des Berufes, Erwerbes, der Vertheilung der Einwohner nach den Wohnsitzen, die Erfolge der Bildungsmittel u. s. w. bestimmen. Je genauer man aber in diese Umstände einzublicken vermag, desto sicherer wird die innere und äußere Politik gehandhabt. Auf der Volksbeschreibung beruht ein großer Theil der gesammten Unterrichtsverwaltung; auf ihr beruhen die Voranschläge der Rekrutenaushebung und des Heeresstandes; auf ihr beruhen die Wahlordnungen und die Einzelheiten der Volksvertretung; auf ihr beruht die Einsicht in die Wirkungen indirecter Abgaben und überhaupt ein großer Theil der Steuerpolitik. So kann also die Staatsverwaltung selbst kaum einen Act für bedeutungsvoller ansehen, als die gute Durchführung des Census. Die Wissenschaft aber, welche sich bei

so kostspieligen Operationen immer bescheiden in zweite Linie stellen muß, hat in den Volkszählungen die fundamentale Quelle der ganzen Bevölkerungstheorie, der Social-Physik selbst zu erblicken. Die vielen Auskunftsmittel, welche für die inductive Lösung der Probleme von Lebensdauer, Mortalität, Fruchtbarkeit der Bevölkerung, Arbeitskraft und Leistungsfähigkeit derselben gewählt werden, sind mehr oder weniger unsicher. Volksbeschreibungen, wie sie die Volkszählungstechnik von heute liefern soll, sind gewissermaßen der Fixpunkt, nach welchem zwischenliegende schwankende Angaben richtig gestellt und von welchem immer neue Untersuchungen ausgerüstet werden können. Es ist daher nicht der einseitige Wunsch der Theoretiker, sondern das Interesse der Gesammtheit, diese seltenen Gelegenheiten zur Durchforschung des menschlichen Lebensgebietes so nachhaltig als möglich auszunützen. So dürfen wir wol den Staatsmännern mit Cicero zurufen: Ad concilium de republica dandum caput est, nosse rempublicam, allen unseren Lesern aber dürfen wir das Wort Goethe's in Erinnerung bringen: „Man sagt oft, Zahlen regieren die Welt, — das aber ist gewiß, Zahlen zeigen wie sie regiert wird."

Katharina II. und Grimm.

Von

Karl Hillebrand.

I.

Der umfangreiche Briefwechsel zwischen Katharina II. und Grimm, dessen Veröffentlichung wir der Liberalität der Kaiserlich russischen historischen Gesellschaft und der Sorgfalt Herrn Grot's verdanken[1]), beginnt 1774, d. h. als die Kaiserin schon fünfundvierzig Lebens- und zwölf Regierungsjahre zählte. Der sechs Jahre ältere Grimm war damals schon längst nicht mehr der arme Teufel, den Rousseau als Secretär des Grafen Friesen gekannt. Schon seit Jahren war er, noch ehe er eine amtliche diplomatische Stellung einnahm, „der Ministerresident und Chargé d'affaires der (europäischen) Mächte bei der französischen Meinung und dem französischen Geiste, und zugleich der Dolmetscher und Secretär des französischen Geistes bei den Mächten". So Sainte-Beuve und er fügt hinzu, was wir nicht so ganz unterschreiben können: „Er füllte diese doppelte Mission sehr würdevoll aus". Rousseau und Duclos, freilich seine Busenfeinde, urtheilen anders; aber selbst sein eigner Secretär, der ihn höchlich bewunderte, meinte „er habe damals schon viel von jener Natürlichkeit und Einfachheit verloren, welche ihm der liebe Gott ertheilt" und habe sich, „sobald er Titel und Bändchen gehabt, nicht mehr vor der Eingebildetheit (infatuation) zu hüten gewußt." Katharinen war der Mann sehr nützlich; er war ihr Agent in Westeuropa, kaufte Bilder und Statuen, Bibliotheken und Medaillen für sie ein, zahlte die Pensionen aus, die sie gar manchen armen Teufeln verabreichte, und legte ihr über seine Geschäfte Bericht ab. Einige dieser Berichte, welche ganz anderer Natur sind, als die Correspondance littéraire, die er ihr wie seinen anderen Abonnenten schickte, haben wir hier vor uns. Sie enthalten nichts als verbrämte Rechnungsablagen, in den letzten Jahren auch wol obligate Heulereien über die Revolution und „die Höhle der 1200 Advocaten-Könige und gilets", oder Schimpfereien gegen Mirabeau's „Jargon" und Condorcet's „Höllengeist", vor Allem aber die fadesten, überschwänglichsten, eintönigsten Lobeserhebungen

[1]) Pisma Imperatrizi Ekaterini II k Grimmou (1774—1796) und Pisma Grimmou k Imperatrizi Ekaterini, isdannia J. Grota. (Briefe der Kaiserin Katharina II. an Grimm (1774—1796), und Briefe Grimm's an Katharina, herausgegeben von J. Grot. — St. Petersburg, 1878 und 1880. Zwei Großoctavbände von 734 und 439 Seiten.) Ueber die Arbeit des Herausgebers, wie über das Verhältniß dieser zu den älteren Quellen über Katharinen rede ich eingehend an einer anderen Stelle.

der Kaiserin, „der Minerva des Nordens“ ꝛc. Und diese Speichelleckerei ist nicht nur unwürdig und langweilig, sie ist auch geschmacklos im höchsten Grade. Selbst seine Geliebte, Mme d'Epinay, scheint ihn am Ende doch durchschaut zu haben. Katharina, die eine aufrichtige Freundschaft für ihn hegte, wurden manchmal seine Höflingsschwächen und mehr noch seine Schmeicheleien lästig: sie lachte über ihren Souffredouleur — es war dieß sein Spitzname, denn wer mit ihr in Berührung kam, erhielt einen Spitznamen — „der in jeden Schafskopf (pécore) von deutscher Fürstin verliebt sei“; ja schon zwölf Jahre vorher schreibt sie ihm einmal: „Ich weiß schon lange, daß Sie nie glücklicher sind, als wenn Sie bei, nahe, neben, vor oder hinter einer deutschen Hoheit sind und Gott weiß, wo Sie sie alle ausgraben“. Er aber schwelgt in ihrer Gunst wie eine Katze in der Sonne: „wenn er sich von ihr reißen will, ist's ihm als risse er sich vom Dasein los“; er bittet sie, „ihn unter ihren Hunden zu behalten“. Ihre Correspondenz wird für ihn „das einzige Gut, der einzige Schmuck seines Lebens, die Angel seines Glückes, so wesentlich zu seiner Existenz als das Athemholen“. Empfängt er einen Brief von ihr, will er zu seiner „unsterblichen Herrin hineilen, ihre Kniee küssen und sie mit Thränen der Freude und des Dankes benetzen“, oder seine Augen „verwandeln sich in zwei strömende Quellen und er zerschmilzt in Thränen, er küßt tausendmal die geheiligten Buchstaben, gezeichnet von jener hehren Hand, auf der er ersterben möchte vor Rührung und Dank“. Bekommt er keinen Brief, so lebt er in dem letzten, so lange er kann: „Lorsque je fus à sec, je me dis: Du armes Blümlein, Du mußt nun verwelken, denn Deine himmlische Gärtnerin hat Deiner vergessen“. Nicht er allein, alle seine Freunde haben die „Katharinensucht, oder, nach Andern, die Nords-Minervenkrankheit, er als ihr Leibmedicus habe einen harten Stand ...“ Und so fort 400 Seiten lang; es ist zum Uebelwerden. Das sind ja nicht mehr die conventionellen Formeln des Jahrhunderts, das ist bewußte Augendienerei, bei der der Fuchs seinen Vortheil wohl wahrzunehmen weiß; sucht er der „unsterblichen Herrin“ ja sogar die Diamanten seiner Geliebten, der d'Epinay, aufzuschwatzen. Manchmal muß sie sich seine Schmeicheleien rund verbitten. So als er ihr ein Büchlein „Katharina in ihren Thaten“ widmet: „Hören Sie mal, Souffredouleur, es ist nicht erlaubt die Leute so unmäßig (à toute outrance) zu loben ohne für einen argen Schmeichler zu gelten und es sieht ganz danach aus. So wäre ich denn in meinen alten Tagen noch das Muster der Könige geworden! Oh, mein Gott, mein Gott! was für ein schlechtes Muster, wenn man an all das Uebel glauben darf, das man von ihr gesagt hat und noch sagt. Wissen Sie wohl, daß nicht die Lobeserhebungen mir wohlgethan haben; aber wenn man Uebles von mir sagte, dann sprach ich zu mir selbst mit edler Zuversicht und indem ich mich über die Schwätzer lustig machte: Rächen wir uns! Strafen wir sie Lügen! Aber eine Kyrielle von Lobeserhebungen wie die da, wozu ist das wohl gut? Das ist lang und langweilig und weiter Nichts.“ Als er gar die Augendienerei so weit treibt, ihr den Panegyricus als Lectüre für den Enkel (Alexander I) anzurathen, bricht sie los: „Ah, dießmal, Souffredouleur, erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß ich wirklich keinen gesunden Menschenverstand mehr hätte haben müssen, wenn ich M. Alexander ein Buch gegeben hätte, worin nur von mir und in faden Lobeserhebungen meiner Person die

Rede ist. Was hätte er von mir gedacht? Er, der die Bescheidenheit in Person ist?" Grimm fragt sich einmal wohlgefällig in einem seiner Briefe, was wol die Nachwelt dazu sagen würde, wenn sie diese vertrauliche Correspondenz zwischen der mächtigen Kaiserin und dem kleinen Literaten zu sehen bekäme. Die Antwort dürfte wol die einstimmige Verwunderung sein, wie eine so gescheidte Frau diese „allerunterthänigsten Vorträge des thönernen Gefäßes ihrer Schöpfung", die wahrlich das, übrigens recht schlechte, Papier nicht werth sind, auf welchem sie gedruckt stehen, nur hat durchlesen können; wenn sie dieselben anders durchlas, woran ich zweifeln möchte. Er bediente sie prompt und genau: da wird sie wol die ewigen Bücklinge des Factotums resignirt mit in den Kauf genommen haben.

Wol blieben ihm, wie man oft gesagt hat, alle Freunde, außer Rousseau und Duclos, ihr Leben lang treu: der leidenschaftliche Diderot, an den, als „den deutschesten Franzosen, der französischste Deutsche" sich eng angeschlossen hatte — das Wort ist von Sainte-Beuve —, Saint-Lambert, d'Holbach, Helvetius, vor Allem aber Mme d'Epinay. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß Rousseau's Anschuldigungen in den Thatsachen ganz unbegründet sind — aegri somnia vana —; im Wesen mochte der arme Wahnsinnige doch Recht haben: Grimm macht den Eindruck eines vollendeten Komödianten, den die feinen Franzosen nicht leicht durchschauten — Verschiedenheit der Nationalität ist, wie Geschlechtsverschiedenheit, ein trefflicher Schirm für Komödianten: man schreibt das Zweideutige der Fremdheit zu, während es doch ganz dem Menschlichen angehört. Er selbst sprach sich „ein deutsches Herz und einen französischen Geist" zu. Das klingt ja recht schön, man sollte meinen, es heiße Etwas, es heißt aber doch Nichts. Grimm war ganz ein Mann solider deutscher Bildung, was ihm eine große relative Ueberlegenheit über die französischen „Philosophen" gab; er hatte sich die französische Form ganz angeeignet, was in Deutschland imponirte; er war gewandt und eitel — er schminkte sich sogar weiß —; aber die Gewandtheit war größer als die Eitelkeit: nie opferte er einen reellen Vortheil für eine Genugthuung der Eigenliebe. Kühl bis an's Herz hinan, wußte er auch seine Freundschaften zu wählen. Er war sicher im Verkehr, wie ein guter Geschäftsmann; dienstfertig auch; aber er konnte auch das Gegentheil sein. Die Franzosen bewunderten die Objectivität seiner Kritik, und in der That ward es ihm, als einem Fremden leichter als ihnen, sich über den literarischen Parteien zu halten und er war Einer der Menschen, die es verstehen sich wenig Feinde zu machen; hatte er aber einmal Einen, so schonte er ihn auch nicht. Ich kenne nichts Hämischeres als seine Analyse der „Confessions" in der „Gazette littéraire" von 1787, wie überhaupt seinen Ton, so oft er von Rousseau spricht. Wahr, Rousseau hatte ihn grausam mitgenommen, aber Rousseau war seit neun Jahren todt; der Wahnsinn und die Krankheit sprachen unverkennbar aus jeder Zeile seiner Anklage. Grimm dagegen war bei ganz kaltem Blute, hatte überhaupt eine wohl äquilibrirte Natur und, wenn er auch nicht der unfehlbare Kritiker war, den die Franzosen heute aus ihm machen, so war er doch hinlänglich mit der antiken Literatur genährt, um das wirklich Schöne sofort zu erkennen und zu würdigen. Wie konnte er die Stimmung finden, um eines der größten Meisterwerke aller Zeiten, den ersten Band der Confessions, nur vom moralischen

und persönlichen Standpunkte aus gehässig zu persifflíren, ohne auch nur ein Wort der Anerkennung für das Anerkennenswerthe? Ja selbst das Porträt Mme d'Epinay's, mit der er so lange Jahre verbunden gewesen (Gaz. litt. 1783), verräth nicht den Geliebten, der seine Freundin verloren; Der hätte geschwiegen oder andere Worte gefunden. Doch lassen wir die Confessions und die Gazette littéraire und kommen wir zu unserm Briefwechsel zurück, worin freilich wenig von jenem Geschmack Grimms zu finden ist, wenn auch hier und da ein witziges Wort mitunterläuft, wie wenn er sagt, „in einem gewissen Alter müsse man in seinem Kopfe lesen, und wenn man nichts drin fände, den Laden schließen und vegetiren." Aber solche Gedanken sind selten; der geschiedte Mann hebt sie offenbar für die Correspondance littéraire auf, wo er sie bezahlt bekömmt.

Grimm hatte schon längst seine literarischen Berichte an alle deutschen Höfe und auch an Katharina geschickt, als er 1773 im Gefolge der großen Landgräfin nach St. Petersburg ging, um dort der Kaiserin persönlich vorgestellt zu werden. Auch Merck befand sich in der Gesellschaft; und sonderbar! soviel mir bekannt, erwähnt der Kriegsrath nie den Herrn Hofrath und vice versa. Auch scheint Merck weder Grimm noch der Kaiserin je ein Wort von seinen Freunden Goethe und Herder gesagt zu haben.[1]) Merkwürdig, die Kaiserin kennt unser deutsches Unterrichtswesen aus dem Grunde, bewundert und beneidet die Organisation unserer Volksschulen, Gymnasien und Universitäten; sie spricht auch oft von deutscher Literatur, sie ist ganz entzückt von der Weise wie man die deutsche Sprache handhabt. — „Wer hätte je geglaubt, daß diese harte Sprache solcher Annehmlichkeit fähig wäre?" — aber es sind immer die Nicolai und Thümmel, die sie bewundert — stellt sie doch Ersteren neben Fielding und Voltaire! —;. höchstens finden auch noch Zimmermann, Mme de la Roche und Lavater Gnade vor ihren Augen. Wieland's „Abderiten" erwähnt sie einmal; Lessing nennt sie nie, freut sich aber so über die Schläge, welche Pastor Götz (Goeze) erhält, daß sie ihn wol gelesen haben muß, ohne seinen Namen zu beachten; aber, obschon die Correspondenz bis zum Jahre 1796 reicht, ist nie von Herder, der doch in ihren Staaten seine „Fragmente" geschrieben, geschweige denn von Goethe und Schiller die Rede; vielleicht weil die „Allgemeine deutsche Bibliothek", die sie mit aufmerksamster Bewunderung las, ihre Hauptquelle war und Nicolai bekanntlich darin die junge Schule sehr von oben herab behandelte, obschon Merck darin den „Werther" höchlich gepriesen hatte. Und dabei spricht sie mit großem Bedauern von Friedrich II., weil er diese entstehende deutsche Literatur nicht kenne oder verachte. Als seine Schrift über dieselbe herauskam, sagte sie: „Was

[1]) Vielleicht wird in dem mir leider unzugänglichen „Briefwechsel der großen Landgräfin" (herausgeg. v. Walther, Wien, 1877) Näheres über diese Reise mitgetheilt. Ich habe das Buch bei seinem Erscheinen gerade nur gesehen und flüchtig durchblättert, und verweise die Glücklichen darauf, welchen deutsche Bibliotheken erreichbar sind. Auch enthält ein früherer Band der Sammlung der k. russ. hist. Gesellschaft die Denkschrift, welche Grimm über den Ursprung seines Verhältnisses zur Kaiserin geschrieben, sowie Briefe Katharinens an Frau von Bielke in Hamburg. Da mir dieser Band ebenfalls nicht zur Hand ist, so entnehme ich zwei charakteristische Citate aus demselben dem Aufsatz A. Rambaud's über die Correspondenten Katharina's (in der „Revue des Deux Mondes" vom 15. Januar 1877), indem ich jedoch bemerke, daß jene Denkschrift etwa dreißig Jahre nach der Petersburger Reise geschrieben worden sein muß, was Herr Rambaud anzumerken vergessen hat, obschon es Vieles erklärt.

wollen sie? Er hat einmal den Bug (il a pris son pli); er sieht wenig Leute, und wenn er welche sieht, spricht er und die Andern horchen; Niemand hat ein Interesse daran, ihm zu widersprechen und man fürchtet ihn. Das sind Quellen genug, die dazu beitragen, daß er gar Manches nicht erfährt. Dazu das Alter. Im Jahre 1740 waren wir jung und wir sind's nicht mehr." Ja, sie meint, die Franzosen — sie nennt sie seit Voltaire's Tod nur „die armen Leute" — wären ganz aus dem Feld geschlagen, durch Sebaldus Nothanker, Wilhelmine, Spitzbart u. s. w. „Die armen Leute (diese Citation ist deutsch im Text) haben nicht ein einzig Büchlein aufzuweisen, was diesen beikommt, seit mein Meister todt ist. Elende Versspinner und weise Quäckler mit Tausendkünstlern, die nichts aus dem Grunde studiert haben, und dennoch ihre diverse Kindereien für's non plus ultra ausgeben, der haben sie die Menge!" Auch Grimm, an dem Duclos (nach Mme d'Epinay's Memoiren) schon 1754 kein andres Talent fand, als daß er „die monstruösen Schönheiten der deutschen Litteratur" in Frankreich zur Geltung brachte, hatte einen hohen Begriff von seinen Landsleuten; und meinte, es sei „nicht zu leugnen, daß der erlauchte Herr Verfasser (Friedrich II) seiner Materie nicht gewachsen sei und von der deutschen Sprache ungefähr wie ein Blinder von den Farben urtheile", — aber auch er spricht weder von den „Fragmenten", noch von der „Dramaturgie", weder von „Götz" noch von den „Räubern".

Der eigentliche Briefwechsel beginnt sofort nach jener Reise und zwar mit einer Anspielung auf den Tod der großen Landgräfin, die kurz nach ihrer Rückkehr nach Darmstadt erfolgt war (März 1774). „Diese Landgräfin war eine einzige Person, schreibt die Kaiserin im ersten Brief. Wie sie zu sterben gewußt hat! Wenn die Reihe an mich kommt, werde ich ihr nachzuahmen suchen und, wie sie, alle Weiber von meinem Bette jagen." Man weiß, daß Friedrich ebenso von der Freundin Moser's dachte und ihr eine Marmorurne mit der Inschrift: „Sexu femina, ingenio vir" setzen ließ; die Großen des Geistes aber, Goethe und Wieland, Herder und Merck, blieben in ihrer Bewunderung nicht hinter den Großen der That zurück. Der Briefwechsel zwischen Grimm und der Kaiserin ward noch lebhafter und namentlich vertrauter, nach einem zweiten Aufenthalte des Literaten in Rußland (Sept. 1776 — Aug. 1777) und danach mit kurzen Unterbrechungen bis zum Tode der Kaiserin (Oct. 1796). Die längsten dieser Unterbrechungen währten nur 4—5 Monate und waren verursacht, ein Mal durch die historisch so wichtige Reise Joseph's II. an den Hof der Kaiserin, das andere Mal durch den Tod ihres Günstlings Lanskoi, der sie auf Monate hin niederschlug und betäubte. Grimm erhielt von Katharinen einen Jahrgehalt von 2000 Rubel und, nachdem er in der Revolution Vieles eingebüßt und im Sommer 1791 Frankreich hatte verlassen müssen, machte sie ihm verschiedene Freundschaftsgeschenke, die sich auf etwa 50—60,000 Rubel belaufen zu haben scheinen. Kurz vor ihrem Tode ernannte sie ihn noch zum russischen Ministerresidenten in Hamburg. Geadelt war er schon geraume Zeit und seine hohen Orden zählte er gar nicht mehr. Man weiß, daß er 1807 als ein Vierundachtzigjähriger in Gotha starb.

Diese lange Unterhaltung zweier Deutschen in einer fremden Sprache ist so recht ein Stück des 18. Jahrhunderts. Nie war der Kosmopolitismus in

geistigen Dingen größer als in der Zeit Horace Walpole's und Gibbon's, Galiani's und Diderot's, während doch im Staatlichen die nationalen Individualitäten sich immer bestimmter ausbildeten. Freilich waren Katharina und Grimm auch durch ihr Leben im Auslande der Heimath mehr als andere Humanitarier der Zeit entfremdet worden: Grimm lebte von seinem 24. bis fast zu seinem 70. Jahre in Paris und Italien; Katharina gar kam vierzehnjährig nach Rußland und sah ihr Vaterland nie wieder. Ihr Deutsch ist darum doch, wenn auch weniger correct als das Grimm's, weit deutscher als seines. Es erinnert, wie auch ihre Gedanken, oft an Frau Rath. Sie braucht es selten und nur in Parenthesen, aber bei allen altfränkischen Wendungen, grammatischen Fehlern und Vulgaritäten des Ausdrucks ist ein sehr richtiges Sprachgefühl darin und zwar ein bewußtes Sprachgefühl: Cela vous fera manquer le débotter à Pétersburg, schreibt sie ihm einmal, car ce débotter fera sur les confins de 1775; und im übrigen tausendmal wie niemals; der Herr wird thun was ihm beliebt und kann schaffen wie er's versteht. Voilà de l'allemand comme on pourrait en produire à Vienne; j'ai un goût décidé pour ce mot „schaffen": „il me semble qu'en droite ligne il tient à la création; j'ai toujours trouvé cette création une jolie chose." Oder: „Nun habe ich die .. und werde sie schon durchhecheln als Flachs durch den Kamm. Ist dieses nicht wahrlich eine so schön ausgesonnene Vergleichung als selbst der ehrwürdige Homerus sie hätte dermalen ausfinnen können?" Die „Prüfungen" des Herrn Pastor Wagner waren nicht verloren, mit denen das Prinzeßchen in ihrer Jugend gequält worden: ihr Deutsch hat von dieser lutherischen Erziehung etwas Biblisches behalten, das Einem sehr wohl thut, und gegen ihre volksthümliche Derbheit fällt Grimm's gottschedische Prosa gar sehr ab. Aehnlich im Französischen, welches Beider wahres Werkzeug ist. Seine Sprache ist feiner, geschliffener, macht sich auch nie eines wirklichen Schnitzers schuldig, wie Katharine, die sich vorkommenden Falles auch einen groben Germanism erlaubt (wie z. B. ce qui me manque — was mir fehlt — statt ce que j'ai); auch hütet er sich, wie's in seiner Stellung wol auch natürlich war, vor dem familiären Ton der Kaiserin, die stets mit einem kleinen Schwur bei der Hand ist, und sich manchmal gar zu sehr gehen läßt; aber auch hier ist im Grunde die Sprache empfundner als bei dem Schriftsteller vom Handwerk: manchmal fast rabelaisisch in ihrer Willkür: „Laissez les galvauder: ils galvauderont comme galvaudeux de profession et en sortira galvauderie parfaite", sagt sie einmal von gewissen deutschen Herren. Man sieht, sie spricht die Wahrheit, wenn sie sagt, sie verstehe nur die Altfranzosen, Mathurin Régnier oder Molière. „Ich bin eine Gauloise des Nordens, sagte sie einmal zu Fürst Ligne. Ich begreife nur das alte Französisch. Ich verstehe das neue gar nicht. Ich habe Eure Gelehrten in iste (die Encyclopädisten) versucht, habe Einige herkommen lassen; ich schrieb Ihnen auch gelegentlich. Sie haben mich zu Tode gelangweilt und haben mich nie verstanden. Es gab eben nur meinen guten Beschützer Voltaire. Wissen Sie, daß es Voltaire war, der mich in die Mode gebracht hat?" Ganz anders ist denn auch ihr Briefwechsel mit Voltaire: da nimmt sie sich zusammen; wir wissen, daß sie die Briefe an den Patriarchen von Ferney oft dreimal aufsetzte. Da wollte sie sich nichts vergeben; sie sah in ihm einen Potentaten; in Grimm sah sie nur

ihre „Sache", das „Nichts ihrer Majestät", wie er selber sich demüthig nannte. „Hier sind zwei Ihrer Briefe von mir, schreibt sie einmal, Nr. 14 und 15, die auf Antwort warten. Freilich sind da auch zwei vom König von Preußen, drei vom König von Schweden, zwei von Voltaire, dreimal soviele von Gott weiß wem, alle älteren Datums, und vor Ihren angekommen; aber da sie mich nicht amüsiren, weil ich sie schreiben muß, und ich mit Ihnen plaudere, nicht schreibe (merken sie sich das; das ist neu), so ziehe ich vor mich zu amüsiren und meine Hand, meine Feder und meinen Kopf gehen zu lassen, wohin's ihnen beliebt." „Faselen wir ein wenig, da wir doch einmal von Ammen gesprochen," schreibt sie ein andermal. „Wissen Sie warum ich den Besuch der Könige fürchte? Weil sie gewöhnlich langweilige, abgeschmackte Personen sind und man sich steif und gerade halten muß mit ihnen. Auch berühmte Leute halten meine Natürlichkeit im Respect; ich will witzig sein comme quatre; und oft brauche ich diesen Witz comme quatre sie anzuhören und da ich zu schwätzen liebe, langweilt mich's zu schweigen." Mit Grimm ließ sie sich eben ganz gehen.

Der sachliche Inhalt dieser Briefe, namentlich der Grimm'schen, ist freilich etwas mager oder vielmehr, er ist zerstückelt: und zuviel an sich Unwichtiges nimmt einen zu breiten Platz darin ein. Der Ton ist meist heiter und humoristisch; aber man sieht, er ist nicht dazu gemacht, lebendig gedruckt zu werden, wie sie denn auch ihren Correspondenten hundertmal bittet, alle diese Briefe mit ihrem Klatsch und Geplauder sofort zu verbrennen, damit sie ja nie veröffentlicht würden. Sie schont die Leute nicht, mit denen sie in Berührung kommt; namentlich kommen Mama (Marie Thersesie) und Brüder Ge und Ga (George III und Gustav III) sehr übel weg; die Politik nimmt fast ebensoviel Raum ein als die Genealogie Sir Thomas Anderson's, ihres Hundes, und seiner zahlreichen Nachkommenschaft; viel auch die Beschreibung der Reisen oder Feste, der Landgüter, die Rechenschaft über ihre Beschäftigungen in Allem und ihre Lectüre. Gegen Ende freilich wird die Politik, die im Grunde doch ihr oberstes Interesse war, immer wieder zum Hauptgegenstand der Unterhaltung. Ein fortlaufender Commentar über die Verhältnisse der äußeren und inneren Politik, sowie über die Personen wäre durchaus nothwendig, um das werthvolle Buch in ein größeres Publikum einzuführen: doch könnte man mit geschickten Scheeren, wenigen Anmerkungen und einer eingehenden ganz thatsächlich gehaltenen Einleitung, aus dem schwerfälligen Bande ein Büchlein machen, das es mit den interessantesten Briefsammlungen des vorigen Jahrhunderts aufnehmen könnte.

II.

Nicht Katharinens Politik, wol aber ihre Persönlichkeit tritt uns aus ihren Briefen an Grimm sehr deutlich entgegen und manche Seiten derselben, die bis jetzt im Schatten geblieben, werden hier zum ersten Male voll beleuchtet. Das Menschliche an ihr soll denn auch der Vorwurf dieser kleinen Studie sein. Da ich aber wol weiß, wie schwer es ist den Staatsmann vom Menschen zu trennen, vor allem bei Katharinen, wo Dieser ganz in Jenem aufging, so werde ich diese Trennung auch nicht einmal versuchen. Katharina war in der That jeder Zoll ein Staatsmann und zwar ein großer Staatsmann, wie andere Frauen vor und nach ihr, wie denn die Staatskunst eine der wenigen männlichen

Künste ist, worin die Frauen ihrer Naturanlage nach vortheilhaft mit uns concurriren können. Den Politiker darf man also bei ihr nie vergessen, wenn man der Person gerecht werden will: aber den Inhalt ihrer Politik darf ich doch wol als bekannt voraussetzen. Was sie darin geleistet, hat Sybel in seiner trefflichen Charakteristik der Kaiserin (Kl. hist. Schriften Bd. I, 3. Auflage, Stuttgart 1880) so bestimmt hervorgehoben, er hat in wenig Worten die thatsächlichen Erfolge ihrer inneren und äußeren Politik in so schlagender Weise zusammengestellt, und so klar dargelegt wie noch heute sich keine brennende Frage in Deutschland erhebt, „wo wir nicht den Spuren von Katharina's Politik begegnen", — daß ein langer Panegyrikus sie viel weniger gelobt haben könnte. Allein um Lob handelte sich's ja auch dort so wenig wie hier. Man wünscht eine solche Persönlichkeit nach allen ihren Seiten zu kennen; und man kennt sie nicht, wenn man vergißt, welche Rolle die Politik in ihrem Leben spielte: denn bei ihr beherrschte und bestimmte das Staatsinteresse alles Andere oder ging doch allem Anderen voran — darin gehört sie ganz zu jener edlen Fürstengeneration des 18. Jahrhunderts, die ihren Vortheil und Ruhm allein im, wohl- oder übelverstandenen, Interesse ihrer Unterthanen sehen wollten. Ward aber Katharinens Politik von Privatgefühlen nie beeinflußt, so gingen diese doch oft, gleicher Weise unbeeinflußt von der politischen Thätigkeit, neben dieser her, bis es, da eine völlige Parallele doch nicht möglich ist, zu einem Zusammenstoße kam, wo dann immer das Staatsinteresse den Ausschlag gab.

Wie die bedeutendsten Zeitgenossen, wie unser Merck z. B., über die Kaiserin urtheilte, wie Diderot, Marmontel, wie Voltaire, das wissen wir. Dieser hatte, zum großen Skandal von Mme de Choiseul, die nicht begreifen konnte, wie man ein „monstre" bewundern konnte, welche so lieblose Gesinnungen gegen ihren Eheherrn gehegt und an den Tag gelegt hatte, — Voltaire hatte von ihr gesagt (1767): „Es gibt eine Frau, die sich einen großen Ruf erworben hat. Das ist die Semiramis des Nordens, welche 50,000 Mann marschiren läßt, um in Polen die Toleranz und Gewissensfreiheit herzustellen. Es ist das ein einziges Ereigniß in der Weltgeschichte und ich stehe Ihnen dafür, das wird weit gehen. Ich darf mich vor Ihnen wol rühmen, daß ich ein wenig in ihrer Gnade stehe; ich bin ihr Ritter gegen und wider Alle. Ich weiß wol, man wirft ihr einige Kleinigkeiten gegen ihren Mann vor; aber das sind Familienangelegenheiten, in die ich mich nicht mische; übrigens ist es auch recht gut, wenn man ein Uebel wieder gut zu machen hat; das legt es Einem nahe, große Anstrengungen zu machen, um sich die Achtung und Bewunderung des Publikums zu erzwingen; und sicher hätte ihr gräulicher Mann nicht eines der großen Dinge verrichtet, welche meine Katharina alle Tage ausführt."

Voltaire hat hier in seiner feinen tiefen Weise, die Alles sagt, ohne daß sie nur an die Dinge zu rühren scheint, auch die Schwächen „seiner" Katharina, wie gewisse Triebfedern ihrer großen Handlungen angedeutet. Nicht zufällig hat er die zweischneidige Vergleichung mit der asiatischen Königin eingeführt; und wieviel die Ruhmsucht, Katharina's stärkste Leidenschaft, zu ihrer großartigen Thätigkeit beitrug, ist nicht vergessen. Auch die Erwähnung des „gräulichen Mannes" ist nicht zwecklos: Peter III. erklärt eine ganze Seite von Katharinen. An die Mitschuld der Kaiserin bei seinem Morde glaubt Voltaire sowenig wie

irgend ein Zeitgenosse, der sie persönlich kannte, — selbst Rulhière nicht — und alle ernsthaften Historiker unserer Zeit sprechen sich im selben Sinne aus. Nur die Fernerstehenden, wie der klatschesfrohe H. Walpole, glaubten ohne Prüfung, wie sie später an Alexander's Mitschuld beim Morde seines Vaters glaubten. Die Denkwürdigkeiten der Fürstin Daschkoff, welche ja die Hauptrolle in der Palastrevolution spielte, durch welche Peter gestürzt und Katharina auf den Thron erhoben wurde, sprechen sie ganz frei von aller Mitwissenschaft, und die Fürstin Daschkoff schrieb ihre Memoiren, als sie längst die Gnade ihrer Herrin verscherzt hatte. Dagegen geben diese Aufzeichnungen der Jugendfreundin, geben Katharinens eigene Tagebuchnotizen, welche drei Jahre vor der Zeit aufhören, wo die der Fürstin beginnen, ein Bild Peters, welches das ganze Verhalten Katharinens gegen ihn erklärt und entschuldigt, wenn auch nicht durchaus rechtfertigt. Ich meine nicht nur seine Thronenthebung; die war eine Art legitimer Selbstvertheidigung, denn er ging damit um sich ihrer zu entledigen und eine seiner Geliebten zu heirathen, und man durfte sich wol eines Schlimmeren als der Verstoßung von ihm gewärtigen; ich spreche von ihrem ersten Unrecht gegen ihn. Man denke sich das vierzehnjährige Prinzeßchen, obschon belle et grande pour son âge et toute faite, wie Friedrich II. an Kaiserin Elisabeth schrieb [1]), — immerhin ein Kind, das in den strengsten sittlichen und religiösen Grundsätzen und den bescheidensten, fast bürgerlichen Verhältnissen herangewachsen, nun mitten in diesen halb-asiatischen Hof versetzt wird, wo sich ein verschwenderischer Luxus, wüsteste Sitten, Intriguen aller Art breit machen; eine launische, jeder Wollust fröhnende Herrscherin, feile Diener, zerrüttete Familienverhältnisse rings um sie her, nicht Eine Frau, nicht Ein Mann, die das eheliche Band heilig hielten; ein junger vor der Zeit verderbter Bräutigam, kaum dem Knabenalter entwachsen, der seiner kleinen Braut alle seine Liebesabenteuer anvertraut, dann nachdem er sie anderthalb Jahre später, noch immer als ein Kind, geheirathet, seine vielfachen Verhältnisse offen fortsetzt, selten aus der Trunkenheit herauskommt, die Pfeife nicht aus dem Munde läßt, seine Meute Jagdhunde im Schlafzimmer hält, seine junge Frau roh anfährt, sobald sie ihm eine Vorstellung macht, der halbe Tage auf der Wachtstube zubringt oder mit Puppen spielt. „Ich bedaure die arme Königin von Dänemark," schrieb sie viele Jahre später an Fr. von Bielke, „daß man so wenig aus ihr macht. Es gibt nichts Schlimmeres als ein Kind zum Manne zu haben. Ich weiß, was die Elle davon werth ist, und ich gehöre zu den Frauen, die glauben, daß es immer die Schuld des Mannes ist, wenn er nicht geliebt wird; denn wahrhaftig, ich hätte Meinen sehr geliebt, wenn er nur die Güte gehabt hätte, es zu wollen." Ein Wunder, wie die lebhafte junge Frau, gereizt durch ein unerträgliches Spionierssystem, selbst der Correspondenz mit ihrer Familie beraubt, zur tödtlichen Langweile oder ewigem Taumel verdammt, jeder Versuchung ausgesetzt, umgeben

[1]) Polit. Corresp. (II. 459, vgl. 495). Friedrich hatte sie als Braut vorgeschlagen, nachdem er seine eigene Schwester in weiser Selbstbeschränkung verweigert hatte. S. ebend. II. 268. Uebrigens scheint Elisabeth, die dem Andenken ihres frühverstorbenen Bräutigams Karl von Holstein, trotz ihrer vielen Liebesintriguen, eine romantische Verehrung bewahrt hatte, sich für dessen Familie und insbesondere seine Nichte, die kleine Sophie Friederike, die einst Katharina II. sein sollte, interessirt zu haben.

von dienstfertigen Werkzeugen und Verführern, fast von der Kaiserin dazu gedrängt auf eine oder die andere Weise für einen Nachfolger zu sorgen, nur so lange ihre Treue wahrte. Wie sie als 23jährige Frau, nach neun Jahren an jenem Hofe, endlich der Versuchung unterlag, hat sie höchst naiv in ihrem Tagebuche (Mem. 331 und 332) erzählt: „Ich gefiel, und folglich war der halbe Weg zur Verführung zurückgelegt; und es ist in solchem Falle im Wesen der menschlichen Natur, daß die andere Hälfte unfehlbar folgt: denn Verführen und Verführtwerden liegen gar nahe beieinander und, trotz der schönsten moralischen Maximen, die man seinem Kopfe eingeprägt, mischt sich doch immer das Gefühl (la sensibilité) hinein; sobald aber das zum Vorschein kommt, ist man schon unendlich viel weiter als man glaubt und ich weiß bis jetzt noch nicht, wie man es verhindern kann zum Vorschein zu kommen. Vielleicht könnte uns die Flucht dagegen helfen; aber es gibt Fälle, Lagen, Umstände, wo die Flucht unmöglich ist; denn wie soll man fliehen, ausweichen, den Rücken wenden, an einem Hofe? Das selbst würde Gerede machen. Wenn man aber nicht flieht, gibt's nichts Schwereres als Dem zu entgehen, was Einem im Grunde gefällt. Alles was man zum Gegentheil sagen mag ist nur prüdes Geschwätz, welches nicht vom menschlichen Herzen abgenommen ist; und Niemand hält sein Herz in der Hand und drückt es zu oder läßt es los, indem er, je nach Gutdünken, die Faust ballt oder öffnet." Allerdings, nachdem sie einmal in diese Bahn eingelenkt, blieb sie nicht halben Weges stehen; die Befriedigung der Sinnlichkeit wurde zur Gewohnheit; und sie ward am Ende nicht viel wählerischer als Männer in dieser Beziehung zu sein pflegen: denn da der Unterschied in der Anschauung solcher Verhältnisse nicht in der verschiedenen Natur beider Geschlechter, sondern nur in der Erziehung und Gesellschaft begründet ist, so handeln bekanntlich die Frauen, welche einmal die inneren und äußeren Schranken, die ihr Geschlecht umzäunen, niedergerissen haben, genau wie die Männer, wovon die Geschichte ja der Beispiele genug aufweist. Auch ihre Unterhaltung war ganz die eines Mannes: als Diderot, der immer vergaß, mit wem er zu thun hatte und ihr immer in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung „die Kniee blau und schwarz schlug", einmal selber vor seiner Derbheit erschrak, rief sie ihm zu: „Allons, entre hommes tout est permis." Und die Frauengesellschaft floh sie wie die Pest. „Ich weiß nicht, ist es Gewohnheit oder Neigung, sagte sie einmal, aber ich kann mich nur mit Männern unterhalten. Es gibt nur zwei Frauen in der Welt, mit denen ich eine halbe Stunde hintereinander reden könnte."

Was noch wunderbarer ist, als der lange Widerstand ihrer ersten Erziehung gegen die sittliche Fäulniß, mit der sie so früh in Berührung kam, ist daß das geistige Interesse, das in ihrer Kindheit nicht geweckt worden, in solcher Umgebung erwachen konnte. Denn die russische Gesellschaft hatte damals noch nicht einmal den Firniß abendländischer Geistesbildung, den sie heute trägt. Nur das Costüm und die Sprache waren französisch: alles Andere war noch halbbarbarisch. Im Grunde ganz leer, scheinen die Leute Alle an einer chronischen Langweile zu laboriren. Sie ist der große Feind, den sie von früh bis spät bekämpfen, gegen den sie überall Hülfe suchen; im Wein, im Spiel, in der Wollust; denn was anderswo Befriedigung überströmender Sinnlichkeit ist, wird hier zum

Ausfüllen der ewigen inneren Leere gebraucht; und das Rennen und Jagen nach Geld und Gunst und Macht hat keinen anderen Zweck als den, sich die Mittel zu jenem betäubenden Genuß zu verschaffen. Dabei eine naive Geringschätzung der Standesunterschiede, der conventionellen Bande und der gesellschaftlichen Vorurtheile, die uns Anfangs fast angenehm berührt, bis wir dahinter kommen, daß es nicht so sehr das Gefühl des rein Menschlichen, als Leichtsinn und Frivolität sind, welche dieser Mißachtung zu Grunde liegen. Diderot ist ganz im Recht, wenn er von Fürst Galitzin, demselben der auch Grimm's Beziehungen mit der Kaiserin vermittelte, sagt, was noch heute von fast allen vornehmen Russen gilt: „er glaube an die Gleichheit der Stände aus Instinct, was mehr werth sei als aus Nachdenken daran zu glauben"; nur hätte er hinzufügen dürfen, daß der Instinct geleitet sein will, wenn er nicht ausarten soll.

In dem wüsten Rausch dieses wirbelnden Lebens, mitten in dieser zum System ausgebildeten Gedankenlosigkeit und Scheincultur, in diesem Gefängniß ohne Einsamkeit, erwacht Katharinens Interesse für das Höhere, Bessere. Das erste Jahr ihrer Ehe hatte sie nur Romane gelesen; die fingen aber an sie zu langweilen. Da fielen ihr zufällig Mme de Sévigné's Briefe in die Hände. Die Lectüre sprach sie an und sie hatte die Bände bald verschlungen. Dann sah sie sich nach ähnlichem um und verfiel auf Voltaire. Von da an brachte sie mehr Wahl in ihr Lesen: Montesquieu, Tacitus, Platon wurden gelesen und wiedergelesen: doch ihr Meister und Lehrer, ihr Orakel blieb Voltaire. Man sieht, sie war schon weit entfernt von der Zeit, wo es sie soviel Ueberwindung kostete ihren Glauben aufzugeben, um die griechische Religion anzunehmen [1]). „Der Religionswechsel, hatte damals (1744) der preußische Gesandte an Friedrich geschrieben, macht freilich der Prinzessin große Angst und ihre Thränen fließen in Strömen, wenn sie allein ist mit Leuten, die ihr nicht verdächtig sind. Indeß, fügte er klug hinzu, der Ehrgeiz gewinnt am Ende doch die Oberhand." — Sie sprach davon späterhin freilich sehr lose. Als ihre künftige Schwiegertochter erwartet wird, meint sie: „Sobald wir sie haben, machen wir uns an die Bekehrung. Um sie zu überzeugen wird's wol vierzehn Tage brauchen, denke ich; wie viel es brauchen wird, ihr beizubringen das Glaubensbekenntniß deutlich und richtig auf russisch zu lesen, weiß ich nicht." So leicht hatte sie's doch nicht genommen, dreißig Jahre vorher, als sie fast direct aus dem Katechismus Pastor Wagners, der strengen Zucht ihres Herrn Papa's und der Aufsicht von Mlle Cardel „in Greifenheims Hause auf dem Marienkirchhof" zu Stettin, herausgekommen war. Welchen Eindruck dieses Kinderleben hinterlassen, sieht man aus vielen vorliegenden Briefen an Grimm.

Der alte Fürst war „Lutheraner, wie man's in den Zeiten der Reform war", sagte Friedrich II.; seine Lehren und sein Beispiel hatten sich tief eingeprägt in Katharinens jungen Sinn und es erforderte nicht wenig Anstrengung, ihr

[1]) Vgl. darüber die äußerst interessante und inhaltsreiche kleine Schrift von F. Siebigk: „Katharina der Zweiten Brautreise nach Rußland" (Dessau, 1873), S. 57. Dieselbe ist zum größten Theil auf Studien in dem Anhalt-Zerbstischen Hausarchive begründet und gibt viele Inedita vom höchsten Interesse.

und dem Vater die Ueberzeugung beizubringen, daß eigentlich das lutherische und griechische Glaubensbekenntniß ein und dasselbe wären, sich nur in Aeußerlichkeiten unterschieden. „Der Vater war etwas halsstarrig," schrieb Friedrich II. an die große Landgräfin. „Ich hatte viel Mühe seine Scrupel zu besiegen; auf alle meine Vorstellungen antwortete er: Meine Tochter nicht griechisch werden. Aber ein Pfarrer, den ich zu gewinnen wußte, war gefällig genug ihm zu überreden, daß der griechische Ritus dem Lutherischen gleich wäre und er wiederholte unausgesetzt: Lutherisch-griechisch, griechisch-lutherisch, das geht an." Leichteren Stand als mit Vater und Tochter hatte man mit der jugendlichen Mutter: „Der schmeichelhafte Gedanke, schrieb der preußische Gesandte aus Petersburg, einst sagen zu können „die Kaiserin" wie man sagt „mein Bruder", benimmt ihr jedes Bedenken und hilft ihr die Tochter zu beruhigen." Daß die Aussicht auf die Kaiserkrone nicht auch ein großes Ueberredungsmittel gewesen, will ich nicht sagen. „Elle se plait aux grandeurs qui l'environnent, schrieb ihre Mutter an Friedrich II., und in einem Briefe an ihren Mann meinte sie „Figgen" — die kleine Braut, trug noch ihren protestantischen Namen Friederike, — „Figgen southeniert die fatige besser als ich, doch sindt wir beyde Gottlob wohl, der regiere und führe uns Ferner." Und Katharina selber in ihren Memoiren (p. 17), wo sie von ihrem Bräutigam, dem Großfürsten Thronfolger spricht: „Er war mir beinahe gleichgültig; aber die Krone von Rußland war es mir nicht" ....

Wie dem auch sei, die Bekehrung war gründlich und die kleine Lutheranerin ward die impönitenteste Heidin, die je auf einem Thron gesessen: selbst ihr Idol Voltaire konnte nicht unehrerbietiger von dem „Flegel" (rustre) Luther, nicht dreister über das heilige Oel der griechischen Kirche scherzen als seine hohe Schülerin. Letzteres sollte alle möglichen Uebel durch seine Wunderkraft heilen, sie schickt es aber dem leidenden Grimm doch nicht, „Je ne suis pas en état de vous faire parvenir le présent d'huiles saintes fricassées en ma présence, car elles sont devenues puantes, sauf le respect qui leur est dû"[1]). Man sieht, die Bekehrung war nicht so sehr das Werk des Archimandriten Theodorsky als der Herren „Philosophen" in Paris, vor Allem des Erzfeindes Voltaire. Der war schon seit ihrem 16. Jahre ihr einziger Lehrer und Tröster. Sie, die nicht leicht empfindsam wird, strömt über, wenn sie von dem Manne spricht, dem sie ihr geistiges Leben verdankt, ohne ihn je persönlich gesehen zu haben. Als sie von seinem Tode und von der Verweigerung des Begräbnisses hört, ruft sie aus: „Man wagt einen solchen Mann nicht zu begraben, den ersten der Nation!" Und zwei Monate später: „Seit Voltaire todt ist, kommt es mir vor, als habe die gute Laune ihre Ehre verloren. Er war die Gottheit der Heiterkeit (agrément). Verschaffen Sie mir doch gleich ein recht vollständiges Exemplar seiner Werke, um meine natürliche Anlage zum Lachen zu erneuern und zu stärken;

[1]) Die Briefe Katharinens sind alle französisch geschrieben; meine Citationen daraus sind übersetzt; nur wo mir die Uebersetzung unmöglich gewesen ist, gebe ich den französischen Text. Katharinens eigenes Deutsch, das man überdies sofort herauserkennen wird, ist immer in Sperrschrift gedruckt.

denn, wenn Sie mir sie nicht bald schicken, bekommen Sie von mir nur noch Elegien." Und wiederum zwei Monate später: „Schon lange reflectire ich in meinen Handlungen auf zwei Dinge nicht mehr: den Dank der Menschen und die Geschichte. Ich thue das Gute, um's Gute zu thun, nichts weiter; und das hat mich wieder aus der Muthlosigkeit und Gleichgültigkeit für alle Dinge dieser Welt aufgerichtet, die mich bei der Nachricht von Voltaire's Tod überkommen hatten. Denn er ist mein Lehrer; er oder vielmehr seine Werke haben meinen Geist und Kopf gebildet. Ich glaube es Ihnen schon oft gesagt zu haben, ich bin seine Schülerin; als ich noch jünger war, wünschte ich ihm zu gefallen; hatte ich Etwas gethan, so mußte es, um mir zu gefallen, werth sein, ihm mitgetheilt zu werden; und sogleich erfuhr er es. Er war so daran gewöhnt, daß er mich zankte, wenn ich ihm keine Nachricht gab und er sie von anderswoher erfuhr." „Geben sie mir hundert Exemplare der Werke meines Meisters, damit ich sie überall niederlege. Sie sollen zum Beispiel dienen; man soll sie studiren, auswendig lernen, ich will, daß die Geister sich daran nähren . . . Die Werke sollen chronologisch geordnet werden, nach den Jahren, in denen sie geschrieben. Ich bin eine Pedantin, die den Geistesgang des Autors in seinen Werken verfolgen will." Sie will sich eine casa santa wie die von Loreto vom Hause in Ferney machen lassen. „Hören Sie doch, wenn wirklich die Kraft, Tiefe und Anmuth (die Grimm gerühmt hatte) in meinen Briefen und meiner Ausdrucksweise ist, so danke ich Alles Voltaire: denn lange lasen, studirten und lasen wir wieder Alles, was aus seiner Feder kam und ich darf sagen, ich habe ein so feines Gefühl dafür erlangt, daß ich mich nie über Das getäuscht habe, was von ihm war oder nicht; die Klaue des Löwen hat eine Weise anzupacken (empoignure), die noch kein Mensch bis jetzt nachgeahmt hat."

III.

Diese Begeisterung für die Philosophen, die übrigens im Grade sehr verschieden war, die Gastfreundschaft, die sie Diderot und Grimm angedeihen ließ, das Anerbieten, das sie schon bei ihrem Regierungsantritt d'Alembert machte, die in Frankreich bedrohte Encyklopädie in ihren Staaten weiter zu veröffentlichen, ihre Uebersetzung des in Frankreich verbotenen „Belisar" von Marmontel — Alles Das mag zum Theil Berechnung gewesen sein, aber doch nur zum Theil. Wir wissen, sie war nicht ohne Eitelkeit. Wie sie gar sehr zu hören liebte, daß ihr Profil dem Alexanders des Großen glich, so war es ihr wohlthuend von den Gebietern der öffentlichen Meinung als die große Herrscherin des Ostens, die Vorkämpferin der Civilisation gepriesen zu werden und sie hatte eine gute Dosis von Selbstbewußtsein. Alle, die ihr nahe kamen und uns von ihr berichtet haben, Ségur, de Ligne, der englische Geschäftsträger Gunning, bezeichnen die Ruhmsucht als ihre herrschende Leidenschaft und das Hauptmotiv ihrer Handlungen. Sie selbst gibt die Intonation an, in welcher sie gelobt zu werden wünscht. Als Grimm den Frieden von Teschen und den Ruhm der Friedensstifter in den Himmel erhebt, schreibt sie ihm: „In meinem Leben habe ich in den gepriesensten Thatsachen wenig Ruhmreiches gesehen. Jeder preißt oder preißt nicht, je

nach seinen Interessen. Das ist meine Sache nicht. Der Ruhm, der mir zusagt, ist oft der, welchen man am wenigsten preißt; das ist der, welcher nicht nur das Gute in der Gegenwart hervorbringt, sondern das Wohl zukünftiger Geschlechter, unzähliger Menschen unzählige Güter; er ist oft nur das Ergebniß eines Wortes, das gesät, einer Zeile, die hinzugefügt worden; die werden die Gelehrten suchen, mit der Laterne in der Hand, und werden mit der Nase drauf stoßen und Nichts davon begreifen, wenn es ihnen an dem Genie dazu fehlt! Ach, lieber Herr, ein Scheffel solchen Nachruhmes wiegt alle Rühmchen auf, von denen sie mir soviel vorreden." Das war der einzige Idealismus dieser großen Realistin. Sie machte sich gerne über die Idealisten lustig, namentlich über Diderot: „Sie vergessen, will sie ihm, nach Ségur, gesagt haben, in allen Ihren Reformplänen den Unterschied unsrer Lagen: Sie arbeiten nur auf dem Papier, das Alles duldet; es legt Ihrer Phantasie und Ihrer Feder keinerlei Hindernisse in den Weg; aber eine arme Kaiserin wie ich, arbeitet auf dem Menschenfell; das ist ganz anders reizbar und kitzlig." Allein sie glaubte an den Fortschritt und sie glaubte, wie das ganze Jahrhundert, an die unbeschränkte Wirksamkeit der Gesetzgebung. Sie Alle — der große Geschichtschreiber Ludwig's XIV. nicht weniger als die hohe Verfasserin der Geschichte Rußlands — hatten ja nur ein sehr beschränktes Verständniß, und folglich auch eine nur sehr beschränkte Achtung für das geschichtliche Werden: Rußland krankt noch heute an den beiden Experimenten — Peter's und Katharinen's — eine Cultur ohne die Vorarbeit der Jahrhunderte begründen zu wollen. Grimm freilich will das nicht Wort haben. Er meinte (in einem Briefe an Mad. Necker, den Herr O. d'Haußonville unter vielen Andern aus dem Nachlasse seiner Urgroßmutter in der Revue des Deux Mondes am 1. März 1880 mitgetheilt hat) — Grimm meinte, der Zweck von Katharinen's ganzer Staatskunst sei gewesen, Rußland für die Selbstregierung zu erziehen, „die Grundlagen des Despotismus zu untergraben und ihren Völkern mit der Zeit das Gefühl der Freiheit zu geben" — und er vergleicht natürlich ihr Regierungssystem mit dem Necker's, obschon Katharina diese politische Incapacität von vornherein durchschaut und ihrem Freund denuntiirt hatte; Der konnte es aber nun einmal nicht lassen, seinen reichen Gönnern angenehme Dinge zu sagen. Wie dem auch sei, Katharinen's Zweck mag die Vorbereitung der staatlichen Freiheit und Ordnung gewesen sein: ihre Mittel waren, wie bei Joseph II., dessen Bruder Leopold und allen Andern der Zeit, Gesetze, Decrete, Regulative, mittelst deren die politische Cultur erzwungen werden sollte. Daher ihre „Legislomanie", wie sie es nannte; daher ihr fester Glaube an die Zukunft Rußlands. Dank dieser ihrer „Legislomanie": die russische Literatur wird einst alle andern überflügeln und der „russische Staat kann nicht zerstört werden; denn wir lieben und suchen und finden und stellen die Ordnung her; sie schlägt Wurzeln und Niemand wird sie wieder vernichten." „Ich liebe die noch nicht urbar gemachten Länder; glauben Sie mir, es sind die besten. Ich hab's Ihnen tausend Mal gesagt; ich tauge nur in Rußland was; merken Sie sich das. Anderswo sieht man die Sancta Natura nicht mehr; Alles ist so entstellt und manierirt."

In der That war die Rastlose unausgesetzt mit den Angelegenheiten des

ihr anvertrauten Reiches beschäftigt; bald auf Reisen, bald im Cabinet, heute mit Plänen der auswärtigen Politik, morgen mit Reformen aller Art, und wenn sie Muße findet, so wird auch diese noch auf ihr Adoptivvaterland verwendet, indem sie eine ausführliche Geschichte Rußlands, nach eingehenden Studien im Reichsarchiv, plant, vorbereitet und niederschreibt. „Wie soll ich mich langweilen," schreibt sie einmal, „ich bin ja fortwährend beschäftigt." „Ich arbeite wie ein Pferd," schreibt sie ein anderes Mal, „und meine Secretäre, vier an der Zahl, reichen nicht mehr hin; ich muß noch einige dazu nehmen. Ich bin ganz Schreiberei geworden und meine Gedanken lösen sich in Tinte auf. Mein Lebetag habe ich nicht soviel geschrieben. (Die Worte in Sperrschrift sind deutsch im Text). Im Anfange des Krieges wollte ich Nichts sehen und hören als Krieg und jetzt muß ich Alles das nachholen, was ich habe liegen lassen, um wieder vor dem Frühjahr das courente zu gewinnen; das ist ein sehr scharfer Lauf." Selbst die Krankheit unterbricht ihre Thätigkeit nicht. „Nichtsdestoweniger," schreibt sie nach einem kurzen Bericht über ihr Unwohlsein, „veröffentliche ich diesen Monat wieder drei Regulativen, wovon eine schon ausgefertigt, die andere eben abgeschrieben wird, die dritte durch das Fegefeuer meiner Secretäre geht und so bekommen die Dinge nach und nach eine Gestalt; und dann spricht man nicht mehr davon viel; wenn es einmal in Gang gekommen ist, so scheint es einem Jeden, es kann nicht anders sein; und es ist nicht anders und da es keinen drückt, so fühlet es keiner auch nicht." Als man ihr bei ihrem zwanzigsten Regierungsjahre von einer Feier spricht, sagt sie: „Die Feste langweilen mich . . . und ich liebe es gar nicht, mich selbst zu feiern. Wenn ich irgend eine gute Regulative gegeben habe, so ist das mein Fest und ich genieße es." Wir lächeln über diese Regulativenwuth der „Universalnormalschulmeisterin", wie Grimm sie nennt; aber einerseits ist sie selbst die Erste, welche über ihre „Legislomanie" scherzt; andrerseits sollte man doch nicht vergessen, welche Gesinnung solcher naiven Weltverbesserungssucht zu Grunde lag. Auch handelt es sich ja hier keineswegs nur um pedantische Kleinigkeitskrämerei, ist es kein Bureaugeist, der aus ihrer Arbeit athmet. Hatte sie doch in ihrer „Instruction für das Gesetzbuch" „Montesquieu geplündert," wie sie behauptete, und sie bildete sich nicht wenig darauf ein, daß es in Frankreich verboten worden sein sollte. Sie hat immer leitende Ideen, faßt die Dinge unter allgemeine Gesichtspunkte, verliert nie den Zusammenhang aus dem Auge, was sie selber auch zum Gegentheil sagen mag. „Die Legislomanie geht hinkenden Fußes (clopin-clopant); doch finde ich hie und da noch Gedanken, aber kein Ganzes; dieses Ganze, worin alles Einzelne von selbst seinen Platz einnahm, das Eine mit der Spitze nach oben, das Andere mit der Spitze nach unten, so daß Alles klappte und wunderbar schön in denselben Rahmen ging ohne je darüber hinauszureichen, das ist gänzlich verloren und davon ist seit sehr geraumer Zeit keine Spur."

Kein Wunder, wenn die Philosophen die Weltbeglückerin bewunderten. Nimmt man ihre persönliche Liebenswürdigkeit, ihr vollständiges Sichgehenlassen, ihren nie versiegenden Witz, ihre Aufmerksamkeiten für die Fürsten des Geistes,

ihre hohe Stellung in Betracht, so ist's wol kaum zu verwundern, daß sie die Eroberung aller Freidenker und Menschheitsapostel machte. Selbst ihre äußere Politik ward als die einer Iphigenie betrachtet, welche die Civilisation nach Tauris brachte. Wir sind so gewöhnt von dem „Verbrechen" der Theilung Polens, von der „Eroberungssucht" Rußlands in der Türkei reden zu hören, daß wir ganz vergessen, wie die Zeitgenossen die Sachen anschauten: Voltaire, Diderot, d'Alembert und tutti quanti, König Stanislaus selber, wie wir aus seinen Briefen an Mme Geoffrin ersehen, sahen in Polen und der Türkei nur zwei Brutstätten des religiösen Fanatismus und willkürlicher Adelsherrschaft, Heerde der Fäulniß und des wirthschaftlichen Verfalles: in ihren Augen war Katharina die Vorkämpferin der Toleranz, der Aufklärung, der Ordnung und Gerechtigkeit. Die Polen waren jener Zeit ebenso verkommene Barbaren als die Türken. Das Nationalitätsgefühl unseres Jahrhunderts war ja noch nicht erwacht und der Katholicismus hatte noch nicht jene Macht über die Gemüther zurückerobert, welche Polen in der Meinung der Welt seitdem so sehr zu Gute gekommen ist. Auch war das Ende Polens in den Augen aller Zeitgenossen ein selbstverschuldetes. „Sie brauchen sich keine Mühe zu geben die polnische Nation zu annulliren; sie arbeitet selber daran," schreibt Katharina im Januar 1789 an Grimm. „Ihre tolle Nullität wird sie von einer Extravaganz zur andern führen und der Augenblick wird kommen, wo sie sich gar dumm und reuig fühlen wird. Sie sind in Wahrheit ein großer Politicus," fährt sie in ihrer frauken, neckischen Weise fort; „Sie durchlaufen ganz Europa in zwei Seiten; da es aber nur geschieht, um mir zu sagen, daß ich nur zu thun habe, was in meinem Interesse ist, so bin ich Ihnen sehr verbunden und ich versichere Sie, ich werde es nicht daran fehlen lassen." Wie wohlthuend diese echt friedericianische Offenheit — die tugendhaften Journalisten unseres Jahrhunderts nennen es Cynismus — absticht gegen den politischen Cant, der seit der Revolution Mode ward!

Ein anderes Mal (September 1795), im Augenblicke der dritten Theilung Polens, sucht sie ihrem Correspondenten an der Hand der Geschichte zu beweisen, daß sie „keinen Zoll von Polen" in Besitz genommen, daß der ganze russische Antheil schon früher Rußland gehört, und sie schließt: „Uebrigens, wenn diese Nation auch selbst ihren Namen verloren hätte, so könnte sie, will mich dünken, es wohl verdient haben; denn sie hat selber alle Verträge gebrochen, welche ihr Dasein sicherten, sie hat nie Vernunft anhören wollen, und jedes Band der Gemeinsamkeit verloren, da nie zwei Individuen über irgend Etwas einig waren. Feil, verderbt, leichtsinnig, wortreich, Unterdrücker und Projectenmacher, ließen sie ihre Privatwirthschaft von den Juden besorgen, die ihre Unterthanen aussaugten und ihnen selbst sehr wenig gaben: so sind die Polen leibhaftig (voilà en un mot les Polonais tout crachés). Mich wollen sie zur Königin von Polen. Vorher baten sie mich um meinen Enkel, den König von Preußen um seinen Sohn, den Wiener Hof um einen Erzherzog, Alles zugleich; den Kurfürsten von Sachsen um seine Tochter, den König von Spanien um einen Infanten, das Haus Bourbon um einen Prinzen und zu Hause machten sie das Gesetz um einen Piasten zu haben. Alles Das geht ganz gut zusammen in einem polnischen Kopfe, obschon kein Menschenverstand drin ist."

Nicht minder billigte die „öffentliche Meinung" des vorigen Jahrhunderts die türkische Politik Katharinen's. Noch war das Andenken der großen Eroberungszüge der Ottomanen lebendig; noch sprach man mit Bewunderung von Sobieski und Prinz Eugen; noch war das europäische Interesse nicht entdeckt, welches erforderte, daß das glücklichst gelegene Land der Welt unter türkischer Mißregierung stehe. Laut predigte Voltaire die Verjagung der Türken und die Unterwerfung der Polen, — die Beiden werden in einem Athem genannt, wenn von den Feinden der Civilisation gesprochen wird. „Seien Sie sicher," schreibt er der Kaiserin schon 1769, „daß Niemand einen größeren Namen als Sie in der Geschichte haben wird; aber die Türken müssen Sie schlagen, um's Himmelswillen, trotz des päpstlichen Nuntius in Polen, der so gut mit ihnen steht:

De tous les préjugés destructrice brillante
Qui du vrai, dans tout genre, embrassez le parti,
Soyez à la fois triomphante
Et du Saint-Père et du Mufti.

Wie kann man Leute in Europa dulden, welche die Verse nicht lieben, nicht in die Komödie gehen und kein Französisch verstehen?" Offen konnte Katharina die Bedeutung der Namen gestehen, die sie unter hunderten für ihre Enkel wählte, die Namen Alexander's, des Civilisators von Asien, und Constantin's, des Gründers der christlichen Herrschaft in Byzanz. „Voyez-un peu ce que c'est que les prophéties prévoyantes et les commèreries des grandsmères", schreibt sie bei der Geburt des Ersteren (December 1777), in einem Briefe, den ich lieber nicht übersetze. „Ne voila-t-il pas une preuve de perspicacité? Aber, mein Gott, was wird aus dem Jungen werden? Je me console avec Bayle et le père de Tristram Shandy, qui était d'avis qu'un nom influait sur la chose; morgué, celui-ci est illustre; il y a eu des matadors qui le portaient, pourvu que les as ne soient pas passés à cette bande là." Und zwei Jahre später, als der Zweite kam: „Man hat mich gefragt, wer Pathe sein solle, und ich habe gesagt: ich weiß nur meinen besten Freund, Abdul Ahmed, der es sein könnte; aber da kein Christenkind von einem Türken getauft werden kann, erweisen wir ihm wenigstens die Ehre, ihn Constantin zu nennen. Sofort schrie Alles: Constantin! Und so ist er Constantin, gros comme le poing, und so wäre ich mit Alexander zur Rechten, Constantin zur Linken ... Aber Der (sti-ci)," fügt sie schelmisch hinzu, „ist zärter als der Aeltere und sobald ihm die kalte Luft nur berührt, verbirgt er seinen Kopf in den Windeln; — will warm sein — morgué — wir wissen, was wir wissen, aber — still — kein Dreifuß. — Ja, das heißt man wol mit der Thüre in's Haus gefallen!" Wir wissen aus der Correspondenz der Kaiserin mit Joseph II — hier heißt er immer Herr von Falkenstein — wie nahe schon drei Jahre später die Träume ihrer Erfüllung waren.

Man hört oft sagen, Katharina habe nach Ausbruch der großen französischen Revolution ihre Ideale abgeschworen und hätte sich leidenschaftlich gegen die Nation gewandt, die sie so lange vergöttert und gegen die Schüler, welche die Lehren ihrer Meister angewendet. Ja noch kürzlich hat Herr Rambaud behauptet, sie habe die Büste Voltaire's aus ihrem Zimmer entfernen lassen. Nichts könnte

ungerechter und unbegründeter sein. Den Einen, dessen Ideen man zu verwirklichen suchte, Rousseau, hatte sie von Anfang an gehaßt und keineswegs aus Freundschaft für seinen Gegner Grimm; Rousseau's Art von Idealismus war ihr zuwider; auch haßte sie die Rhetorik und war geneigt, selbst das Beste zu verkennen, wo es sich mit Phrase umgab, wie nur zu oft bei Rousseau; alle Abstraction war ihr ein Greuel und gar die abstracte Gleichmacherei Rousseau's, sein Krieg gegen die Cultur schienen dieser Heldengötzendienerin und Vorkämpferin der Cultur gotteslästerliche Ketzerei gegen die Religion des Jahrhunderts. So meint sie denn auch schon 1790, und mit vollem Rechte, dies sei eine Bewegung gegen den Geist Voltaire's und der „Philosophen": „Was werden denn die Franzosen mit ihren besten Autoren anfangen? Fast Alle, Voltaire voran, sind Royalisten, Alle predigen Ordnung und Ruhe und das Gegentheil der 1200köpfigen Hydra (der Nationalversammlung). Wird man sie in's Feuer werfen? Wo nicht, werden sie Maximen daraus schöpfen, die gegen ihr System laufen, wenn sie Eines haben." Und drei Jahre später: „Die französischen Philosophen, welche die französische Revolution vorbereitet haben sollen, haben sich vielleicht nur in Einem getäuscht, darin, daß sie glaubten, Leuten zu predigen, bei denen sie ein gutes Herz und guten Willen voraussetzten." Und wiederum: „Also scheint es wirklich am Ende des 18. Jahrhunderts ein Verdienst zu werden, wenn man die Leute mordet; und dann kommt man und sagt uns, Voltaire habe Das gepredigt. So wagt man die Leute zu verleumden. Ich glaube, Voltaire zöge vor, zu bleiben, wo man ihn beerdigt hat, als sich in Gesellschaft Mirabeau's in Ste. Geneviève (Pantheon) zu befinden. Aber wird man denn endlich allen diesen Abscheulichkeiten ein Ziel setzen? Es ist sonderbar, daß alle Höfe in der Sache der Absicht und Leitung des Königs und der Königin von Frankreich folgen, die sich in ihrer ganzen Aufführung so schlecht aufgeführt haben (qui dans toute leur conduite n'ont montré qu'inconduite); ich weiß wohl, woher es kommt; aber da, da, Ursache und Motive mißfallen mir."

Von Anfang an, schon 1787, hatte sie mit dem unfehlbaren Blick des großen Staatsmannes gesehen, daß Ludwig XVI. der Hauptschuldige war, wie denn heute für Niemanden, der die Geschichte wirklich kennt und unbefangen urtheilt, ein Zweifel mehr ist, daß ein Mann von Wilhelm's III. Natur auf dem Throne Frankreichs die Dynastie und mit ihr die Einheit der nationalen Geschichte, die Verjährung der höchsten Gewalt, kurz, alles Das gerettet hätte, was eine freie und gesunde staatliche Entwickelung in Frankreich würde möglich gemacht haben. „Man kann im Allgemeinen nicht sagen, daß man Ludwig XVI. schmeichle," schreibt Katharina im November 1787: „Man hat alles Mögliche gethan, um ihn zu überreden, sich unter Curatel zu stellen, und ihn zu überzeugen, daß er Nichts vom Geschäft versteht; und doch ist er fleißig, gut, hat gesunden Verstand, will das Rechte. Sehen wir, was der oder die Vormünder thun; der Anfang taugt gar Nichts; wenn man zurückgegangen ist, um besser zu springen, mag's hingehen, aber wenn man zurückgegangen ist und springt nicht . . . oh, dann Adieu das Ansehen, das man seit zwei Jahrhunderten erworben und wer wird Denen glauben, die weder Willen, noch Kraft, noch Nerv haben? Nu, das wird denn doch nicht so armselig sein, daß, wenn

sie einen Backenstreich vorlieb genommen, sie auch die andere herreichen; das ist zwar evangelisch, aber auch nicht königlich. Zu viel Demuth ist ungesund vor den Staat." Schon nach den Octobertagen sagte sie ihm vor Krapowitzky das Schicksal Karl's I. voraus. Als er gute Miene zum bösen Spiele machte, warf sie ihm in einem Briefe an Zubof (in Solobief's „Untergang Polens") vor, daß er „zwei Willen habe, einen öffentlichen und einen geheimen". Und als er sich „discreditirt, erniedrigt, verächtlich und lächerlich macht", indem er „die extravagante Verfassung (von 1791) unterzeichnet und sich beeifert, Eide zu leisten, die er keine Lust hat zu halten und die ihm Niemand abverlangt", da ruft sie erzürnt mit dem Dichter:

„Renoncer aux Dieux que l'on croit dans son cœur,
C'est le crime d'un lâche, et non pas une erreur."

Auch Grimm urtheilt ähnlich, wenn schon mit der Behutsamkeit im Ausdruck, die ihm allen Fürstlichkeiten gegenüber zur zweiten Natur geworden: „Ein einziger Franzose hätte dies Wunder (der Rettung Frankreichs) zwanzig Mal, hundert Mal, im Handumdrehen verrichten können; aber er will es nicht. Der Franzose ist der König." Die Worte sind 1790 geschrieben und es ist nicht die einzige Stelle der Art. Die Briefe Grimm's seit Beginn der Revolution sind voller Politik und bekommen dadurch ein Interesse, das den früheren ganz abgeht; wäre es auch nur, daß sie uns lebhaft die geistige und moralische Verwirrung zeigen, in welche jener „Philosophen"-Kreis, der, ohne es zu wollen, soviel dazu gethan hatte, die große Umwälzung herbeizuführen, durch das Ereigniß versetzt wurde. Grimm ist fast der einzige Ueberlebende, aber man fühlt sehr wohl, Voltaire und Diderot, d'Holbach und Helvetius, d'Alembert, ja selbst Rousseau hätten ebenso gedacht, wenn sie dem Untergange ihrer Welt beigewohnt hätten. Doch kommt bei ihm der Deutsche hinzu, der sich trösten kann, daß er nicht ist „wie Dieser Einer". „Eins ist unzweifelhaft," schreibt er Ende 1790, „die Wälschen sind noch immer Wälsche; Voltaire würde sie wiederfinden, wie er sie verlassen hat, wie sie seit 2000 Jahren gewesen; sie haben durch den Gebrauch, den sie von der Freiheit gemacht, bewiesen, daß sie dazu gemacht sind, wie die Kuh zum Seiltanzen und ihrer jetzigen Extravaganz kann nur der strengste Despotismus folgen . . . ." „Für das Ansehen der Kirche habe ich keine Angst," meinte indeß der scharfblickende Nuntius Caprara; „wir sind vielleicht zu alt, Sie und ich, um sie aus ihrer Asche wiedererstehen zu sehen; aber sie wird wiedererstehen: Ihre Jacobiner haben dies Wunder unfehlbar (immanquable) gemacht; wenn sie fähig gewesen wären, diese Revolution mit Mäßigung und Klugheit zu führen, sie hätten ein großes Glück für die Menschheit daraus machen können." Daran knüpft Grimm nun sofort seine Klagen über den Verfall der Nation, ja selbst die Sprache, meint, das Russische würde fortan die Hofsprache werden u. s. w., ergeht sich in Emigrantenphrasen über die Nacht vom 4. August, deren Größe dem Verstande dieses Menschen ja immer ein Räthsel bleiben mußte. Dagegen sind seine Bemerkungen wieder äußerst treffend, sobald er sich auf Beobachtung und Raisonnement beschränkt. Niemand springt eben über seinen Schatten: den Werth der Begeisterung im Leben der Nationen zu begreifen, müßte man eben nicht Grimm sein.

Die Kaiserin war von vornherein mißtrauischer geworden, als ihr Correspondent: der schwärmte für den reichen Necker und den vornehmen Herzog de Castries, bei denen er zu Mittag zu speisen pflegte; sie hat weder in Necker's, noch in irgend eines Franzosen Staatsmannschaft Zutrauen. „Die Leute sind windig und Köpfchen ist schwindlig. Dès que chez vous j'entends parler de parlement, je détourne mon entendement. Tenez, voilà deux rimes, l'une allemande et l'autre française." Sie hatte, wie wir aus Krapowitzky's Aufzeichnungen wissen, für den amerikanischen Unabhängigkeitskampf geschwärmt, wenn ihr auch die Meister-Hämmerlein-Figur des tugendhaften Franklin leiblich und geistig nicht behagte; aber nicht einen Augenblick läßt sie sich von der europäischen Begeisterung des Jahres 1789 und des Bastillensturmes fortreißen: sie ward auch nicht eine Stunde dem Glauben des aufgeklärten Despotismus — ihrer Religion, der Religion des Jahrhunderts — ungetreu. Vom ersten Tage an rief sie in Prosa, was Schiller in seine reichen Verse kleidete: „Wenn sich die Völker selbst befreien, da kann die Wohlfahrt nicht gedeihen. — — Weh' Denen, die dem Ewigblinden des Lichtes Himmelsfackel leihen! Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden und äschert Städt' und Länder ein." Alles für das Volk, Nichts durch das Volk, war ihre Devise, wie die fast aller „Philosophen". „Der Wille der Menge," schrieb Grimm 1790 an's Ende seiner „Gazette littéraire", „und die Interessen der Menge treffen nur selten zusammen." „Ich muß gestehen," schrieb ihm die Kaiserin im Herbst 1789, „ich liebe die Großkreuze nicht, die Nachtwächter werden, noch die Justiz ohne Justiz, noch die barbarischen Laternenhinrichtungen. Ich vermag auch nicht an das große Talent der Schuhflicker für Regierung und Gesetzgebung zu glauben. Lassen Sie nur einen Brief von tausend Personen schreiben, lassen Sie sie jeden Ausdruck wiederkäuen, und Sie sollen sehen, was draus wird." Und am Anfange des folgenden Jahres blickt sie zurück auf das „große Jahr" und fühlt sich überwältigt „par l'immensité des choses, der Wiedergeburten und Mißgeburten dieser Zeiten, wo man sich nicht mehr in der Welt erwärmt für Alles, das unrecht, mißbillig, grausam, gewaltig und abscheulich vor diesem hieß, und wo die dummsten Klötze gedenken, die ersten Stellen eigenmächtig einzunehmen. Hier kann man mit Recht auf gut Holländisch sagen: Ja wol, myn herr, als die käs nicht wär." Sie fürchtete, Frankreich werde sich nicht wieder erholen: „Quelle chute! Les ronces vont croître sur les grands chemins; Sully se réjouissait de ce que son cher Henry IV les avait fait disparaître; jamais je n'ai tant lu et relu la Henriade et tous les mémoires de ce temps là que pendant cet hiver. Il faudra que l'assemblée nationale fasse jeter au feu tous les meilleurs auteurs français et tout ce qui a répandu leur langue en Europe; car tout cela dépose contre l'abominable grabuge qu'ils font." „Das Ende dieses vielgerühmten Jahrhunderts beweist, daß es um keinen Heller besser ist als seine Vorgänger." „Diese schöne Bescheerung," rief sie bei der Hinrichtung Ludwig's XVI., „war dem 18. Jahrhundert aufgespart, welches sich rühmte, das mildeste, aufgeklärteste der Jahrhunderte zu sein und welches so furchtbare Seelen in der berühmtesten

Stadt, die man je gekannt, geboren hat. — — Erinnern Sie sich der Zeit, wo Sie mir sagten, Sie könnten von den Menschen nur Gutes sagen und ich Ihnen antwortete: Aber in welchem Kreise haben Sie denn gelebt?" Doch hielt sie den Republikaner Laharpe, der ihres Enkels Erzieher war, gegen den ganzen Hof bis 1794.

Ihre Entrüstung verblendet sie immer mehr; die Weitsichtige wird nach und nach ganz kurzsichtig: die locale Bedeutung der Revolution beurtheilt sie noch so ziemlich richtig — „Wissen Sie, was Sie in Frankreich sehen? Es sind die Gallier, welche die Franken verjagen", sagt sie achtzig Jahre vor Fürst Bismarck (conf. Buschii II, 310); aber die allgemeine Bedeutung der Revolution entgeht ihr; ja sie glaubt an eine Rückkehr zum alten Régime: „Sie werden die Franken zurückkommen sehen", meint sie. Schon im April 1791 hatte sie geglaubt, das Schlimmste wäre vorbei; und einen Monat später: „Nach Allem, was ich von Frankreich sehe und höre, halte ich es für geisteskrank; aber ihr leichter Sinn wird sie rascher über die Krankheit hinausbringen als andere Völker, welche die Epidemie bekommen; diese Krankheit scheint sie alle zweihundert Jahre zu befallen. Lesen Sie ihre Geschichte; wie lange dauerte sie die vorigen Male?" Dann wieder, am Anfang der unseligen Campagne von 1792, sieht sie wol das Schicksal der Oesterreicher und Preußen richtig voraus; aber sie glaubt, die Emigranten würden jubelnd empfangen werden, wenn nur, — „ja wenn sie nur die vier oder fünf kleinen Ingredienzien hätten, die ja so leicht aufzutreiben sind: Muth, Festigkeit, Großherzigkeit, Klugheit und das nöthige Urtheil, um Alles richtig zu gebrauchen." Sie hält große Stücke auf den Grafen von Artois, meint, Franz II. habe das Herz auf dem rechten Fleck! Sie arbeitet eine Note aus über die Nothwendigkeit einer Restauration in Frankreich, worin sie das ganze alte Wesen mit Ausnahme einiger Mißbräuche wiederherzustellen vorschlägt; in anderen Augenblicken sieht sie heller, sagt schon in klaren Worten Bonaparte, den Retter, voraus. So im Februar 1794, als noch die Schreckensherrschaft wüthete: „Wenn Frankreich da heraus kommt, wird es kräftiger sein als je; folgsam und sanft wie ein Lamm; aber es braucht einen überlegenen Mann, geschickt, muthig, der seine Zeitgenossen, ja das ganze Jahrhundert überrage. Ist er geboren? Ist er's nicht? Wird er kommen? Davon hängt Alles ab." Und im folgenden Jahre: „Was die Contrerevolution anlangt, so verlassen Sie sich auf die Franzosen selber; sie werden das Geschäft besser besorgen, als alle Coalisirten zusammen. . . . Alles in Allem betrachtet, sind die Leute doch keine Klötze, sie lassen sich wie Lämmer führen, und nie ist ein Volk ruhiger, als wenn es, wie dieses, müde aus dem Trubel kommt." Merkwürdiger Weise scheint sie den „Retter" nicht zu erkennen, als er auftritt: der Briefwechsel geht bis zum October 1796: die Frühlingssiege von Millesimo und Montenotte, die Sommersiege von Lodi und Castiglione werden nicht einmal erwähnt.

IV.

Katharina war nicht nachsichtiger gegen die Feinde der Revolution als gegen deren Freunde. Keiner kommt gut weg; am wenigsten natürlich Friedrich Wilhelm II. und seine Minister. Schon bei seiner Thronbesteigung schrieb sie: „Je viens de lire dans la Gazette de Berlin Fr. W der Bewunderte. Vou-

driez-vous bien avoir la bonté de me dire en quoi? J'ai vû les commencements de cet autre (Friedr. II.). Sti-là évitait flatterie et forfanterie; sais-tu pourquoi? Parceque nous étions pétris de jugement. A bon entendeur salut," fügt sie mit feiner Abfertigung den ungeheuerlichen „Flagornerieen" Grimm's hinzu. Die Unzufriedenheit mit frère Gu konnte nach dem Frieden von Basel, der ja an allen Höfen als ein Abfall von der guten Sache empfunden worden, nur steigen. „Le roi de Prusse a négocié sous Varsovie," schrieb sie im April 1795, „tout comme à Bâle; aus dem einen ist Dr... herausgekommen; aus dem andern ist dasselbe zu erwarten." Viel härtere Worte noch entfallen ihr, wenn sie an die Zeiten Friedrich's denkt. Das waren andere Menschen. „La société a changé; ce n'est pas celle de l'année 1740, brillante, spirituelle, annonçant le héros par tous les bouts!" Mme de Sévigné könnte es nicht schöner sagen. Sie bewunderte nicht Alles an Friedrich, den sie oft auf ihrem Wege fand und sie vergaß zuweilen, daß sie dem alten Herodes, wie sie ihn zu nennen pflegte, Alles dankte; aber sie hatte ein lebhaftes Gefühl für große Persönlichkeit. Gegen die Schwachen und Unwahren ist sie unerbittlich. Was man ihr auch vorwerfen mag, sie wußte stets, was sie wollte, und sie war keine Heuchlerin. Dessen war sie sich bewußt und daher ihre Strenge, wo sie Kopflosigkeit und Unentschlossenheit oder Lüge zu sehen glaubte. Unbarmherzig und unablässig geißelt sie die kleinen deutschen Fürsten. „Aber was ist's denn mit diesen Don Quixoten Germaniens," ruft sie z. B., als sie Custine's Einzug in Mainz erfährt. „Das ruinirt sich mit Truppenhalten, schreit sich heiser, sie einzuexerciren; und wenn sich's darum handelt, sie zu brauchen, so machen sich Ihre Durchlauchten und Erlauchten aus dem Staube mit oder ohne Truppen. Bringen Sie doch ein wenig Ordnung da hinein, da Sie gerade in Ihrem Centrum sind," fügt sie mit einem kleinen Seitenhieb auf Grimm's Fürstendienerei hinzu; „und sagen Sie ihnen doch, daß man im Kriege, wenn man nicht schlägt, geschlagen ist." „Was soll man mit die Leute machen," sagt sie ein andermal, „stolz im Glücke, Advokaten im Unglücke, schnacken, wenn zu thun Zeit ist: halbe Worte und halbe Werke machen nicht Dinge, die ganz gethan sein müßten, sonsten würde in der Welt kein halb und kein ganz sein; nicht ganz ist Gänsegang, diese watscheln, ich liebe die Gänse nicht gebraten, nicht geräuchert, der Geschmack ist nicht angenehm." Noch härter ist sie mit der Unwahrheit: „Das ist ein König," sagt sie von Gustav III., „der glaubt, daß er durch Lügen und Betrügen viel Ehre erwerben wird; nichts, mein Herr, wird daraus werden; er wird zur Schande und der Spott der Nachwelt werden: mit Lügen und Trügen macht man sich keinen Ruhm und Ehre." „Was aber anbelangt die ehrwürdige liebe Frau Betschwester," sagt sie noch immer in ihrem ungeschlachten Deutsch von Maria Theresia, die immer über das Loos Polens weinte, so kann ich von ihr anders nichts sagen, als daß sie große Anfechtungen der Hab- und Herrschsucht leidet. Das Heulen ist ein Beweis der Reue, aber da sie immer behält und ganz vergißt, daß nicht mehr thun die beste Buße ist, so

muß doch wol was Verstocktes in ihrer Brust ruhen; ich befürchte, daß es des alten Adams Erbsünde sein müsse, die so eine verruchte Comédie spiele. Aber was fordert man mehr von einer Frau?" fügt sie mit bitterer Anspielung auf ihren eigenen Ruf hinzu. Wenn sie ihrem Mann getreu ist, so hat sie ja alle Tugenden und im Uebrigen Nichts zu schaffen. Von Herrn Janus (Joseph II.) kann man wohl, ohne zu fehlen, muthmaßen, daß, wenn er nicht zum großen Mann wird, so wird er sehr böse werden, und seine Bedürfnisse an Leib, Seele und Verstand auf Andere rechnen. Was soll das Gewissensgericht ausrichten, da wo in Worten und Geschäften beständige Bocksprünge hervorkommen?" Doch urtheilt sie nicht immer so hart über die „Habsucht-Habsburg". So sagt sie 1790 von Marie Antoinette: „Sie hat ganz die Art von Muth ihrer Mutter und die Unerschrockenheit der Familie; denn Joseph II. verdarb seine Sachen, wenn ich so sagen darf, eben durch diese Unerschrockenheit." Und wiederum von Joseph: „Ich kann noch immer meine Verwunderung nicht überwinden: gemacht, geboren und erzogen für seine Würde, voll Geist, Anlagen und Kenntnissen, wie er es angefangen hat, schlecht und erfolglos zu regieren."

Im Ganzen jedoch ist ihr Urtheil über die Menschen richtiger im Allgemeinen als im Einzelnen und hier wieder sieht sie, wie's zu gehen pflegt, schärfer, wo sie haßt, als wo sie liebt. Das Charakteristische bei allen ihren Urtheilen ist der gesunde Menschenverstand, die vollständige Phrasenlosigkeit und Wahrhaftigkeit, der herrliche Realismus. Inmitten jener Zeit, wo schon mit Rousseau die falsche Empfindsamkeit und die Rhetorik ihre fast hundertjährige Herrschaft antraten, bleibt sie immer durchaus positiv, fragt die Dinge nach ihrem wahren Werth und Wesen, täuscht sich auch wol manchmal, aber nimmt wenigstens nie Worte für Dinge oder Gedanken. Nicht einen Augenblick läßt sie sich vom modischen Cagliostroschwindel anstecken. Sie durchschaut den Charlatan am ersten Tage. Nie will sie von den Freimaurern, Rosenkränzern u. s. w. das Entfernteste wissen. Nie auch klagt sie über die Umstände, den Mangel an Helfern u. s. w. „Chaque pays fournit toujours les gens nécessaires pour les choses und da Alles in der Welt menschlich ist, so können denn Menschen auch damit fertig werden." „Selon moi, aucun pays n'a disette d'hommes; ne s'agit pas de chercher, s'agit d'employer ce qu'on a sous sa patte . . . N'y a pas disette d'hommes; y a multitude, mais faut faire aller: tout ira s'il y a cet autre faisant-aller. Comment fait ton cocher, souffre douleur, quand tu es emboité dans ton carosse?" Als von den Notabeln die Rede ist, lacht sie über Necker's drei langweilige Bände: er sollte einfach den Leuten sagen, wie sie selber ihren berühmten Vertrauensmännern: „Hier sind meine Principien; sagt mir eure Beschwerden. Wo drückt Euch der Schuh? Gut: Machen wir's besser. Ich habe kein System; ich wünsche das allgemeine Wohl und das hat meines zur Folge. Allons, arbeitet, macht Entwürfe. Seht woran Ihr seid." „Ihr Herr Calonne und alle Ihre Herren mögen bleiben wo sie sind; der weiß zehn Mal mehr als ich und handelt zehn Mal schlimmer als ich und meine Beamten, die wir keine schöne Phrasen haben."

Auch die größte Tugend des Jahrhunderts, die Toleranz, fehlt Katharinen nicht. Sie selbst nennt sich wohlgefällig, obschon mit höchst zweifelhafter Berechtigung eine „republikanische Seele". Eher hätte sie sagen dürfen, was Wenige von sich sagen können, daß sie wirklich allem Parteigeist fremd war: „Wo nur Der vergöttert oder geehrt wird, hat man nur die Tugend, welche gerade Mode ist; die andern bleiben im Dunkeln und werden nicht mehr cultivirt: das ist gewiß das Mittel Leute zu haben, wie man sie will; nicht aber das Mittel die große Art zu haben." Eine so absolute Despotin sie auch war und so ungerne sie „die Schuhflicker an der Regierung" sah, so entschieden wollte sie die Freiheit der Bewegung und der Gedanken für Alle: „Ich fürchte die Monopole auf hundert Meilen; ich liebe nicht Alles zu regeln, noch weniger zu behindern. Ich bin wie Basile im „Barbier von Sevilla", ich habe meine kleinen Maximen, an die ich mich halte und die ich, fügt sie weise hinzu, in der Anwendung nur mit Variationen brauche."

Und wie in der Politik, so sind ihre Urtheile in Fragen der Literatur, der Erziehung, der Psychologie und Moral, keineswegs immer unbestreitbare, aber stets eigene, oft auch tiefe. „Der ist ein Franzose, schreibt sie an Fr. von Bielke über Gustav III., und zwar bis zur Nagelspitze, ahmt in Allem den Franzosen nach. Nun bin ich aber beinahe das gerade Gegenpart; in meinem Leben habe ich das Nachahmen nicht ausstehen können und, um es gerade herauszusagen, ich bin ebenso großer Sonderling (aussi franc original) als es nur der eingefleischteste Engländer sein kann." Keine Berühmtheit imponirt ihr: „Wissen sie wohl, daß der Roman comique von Scarron gar nicht unterhaltend ist; ich habe ihn lesen wollen, um zu sehen was es ist; aber mich dünkt, er taugt Nichts." Ebenso strenge urtheilt sie über Beaumarchais' „Figaro", den es Mode war in den Himmel zu heben. Die ganze französische Literatur der siebziger Jahre scheint ihr äußerst mittelmäßig: „Gott weiß, alle die jungen Leute wollen mehr wie sie können und ich liebe die Köpfe, die da ohne Wollen von selbsten laufen, ohne sich aufzuziehen. Quand on devient vieux, je crois qu'on devient trop difficile et que c'est là mon cas." Das mag wohl sein; doch beurtheilt sie auch ihre eigenen Altersgenossen höchst unbefangen: „In diesem Jahrhundert haben sich auch Kerle gefunden, die ohne Genie zu haben, wie Voltaire schreiben wollten. Sie glaubten, dazu reiche es hin elegante Phrasen zu drechseln oder auch dreist und keck über Alles in den Tag hineinzureden. Wenn ich das sehe, sage ich: Lieber Gott! Das ist's nicht, Das ist's nicht. Schreibt nicht stark, wenn Ihr keine starke Seele habt, schreibt nicht kühn, wenn Ihr weder Genie noch Anmuth habt." Fielding und Sterne sind ihre Lieblingsautoren, wie man's von ihr erwarten darf. Ihre Kunsturtheile sind weniger unabhängig: in der Malerei läßt sie sich ganz von Diderot leiten, in der Musik von Grimm. Sie kauft Bilder über Bilder, läßt Paesiello nach Petersburg kommen, um seine Opern zu dirigiren, Falconet, um Peter's Statue auszuführen[1]; sie bewundert Angelica Kaufmann und Houdon, Mengs und

[1] Der 17. Band vorliegender Sammlung der k. russ. hist. Gesellschaft enthält ihre Correspondenz mit Falconet.

Pigalle, das versteht sich von selbst; zieht gegen Gluck los, der seine Opern in Paris „brüllen" läßt —, ob Grimm das so durchaus gebilligt hätte, bezweifle ich — kurz, sie folgt dem Strom.

Wie ihre literarischen Urtheile, so ist ihr Styl stets originell, manchmal etwas sehr nachlässig, oft uncorrect, nicht immer klar, sie mißbraucht das Recht der Anakoluthie auf's keckste, auch ist sie zuweilen derber als nöthig; aber welche Natürlichkeit, welches Leben! So ist z. B. ihr Brief über Cagliostro's Abenteuer in Rußland (9. Juli 1781) ein Muster der raschen, leichten Erzählung, das an Sévigné'sche Anecdoten erinnert, wenn auch sonst die Feinheit, Classicität, und das Malerische von Mme de Sévigné nicht gerade Das ist, was Katharina's Briefe auszeichnet. Dagegen sind ihre Porträts meist sehr gelungen; ich erinnere nur an die Panin's und Orlof's, als sie den fast gleichzeitigen Tod der Beiden erfährt (20. April 1783). Vor Allem aber ist sie glücklich im Ausdruck allgemeiner Ergebnisse ihrer Lebenserfahrung und ihres Nachdenkens, im Hinwerfen bedeutender Auszeichnungen auf solche Ergebnisse. „Nein, mein Bruder G. *schafft* nicht, sagt sie von Gustav III., Reformbestrebungen; er bringt kein Leben hervor; aus dem Miste entstehen die schönsten Blumen, wenn der Samen da ist . . . (Ich überspringe eine Stelle, da die Kaiserin weniger zartfühlend in ihren Vergleichen ist als unsere heikle Leserwelt.) Freilich ist auch da Geburt und Schöpfung, aber wie soviele Geburten und Schöpfungen geht's vor sich, ohne daß man daran denkt." Ein andermal spricht sie von Ahnungen und Prophezeiungen: „Die, welche genialen Menschen wie durch höhere Eingebung zu Theil werden, sind gewöhnlich das Ergebniß sehr tiefer, längst gemachter Combinationen; es sind Schlußfolgerungen, welche das Genie aus oder nach früheren Forschungen des Geistes, des Verstandes, der Erfahrung zieht." „*Gott segne die mittelmäßigen Paßgänger*, sagt sie von den ihr so verhaßten Menschen, die sich für und gegen Nichts erwärmen können. *Ihre Seele ist ruhig zwischen und unter allen Herrlichkeiten dieser Welt; ja, sie sind glücklich; sie gehen sehr indifferent, so ganz gelassen herum; gut ist gut und schlecht ist schlecht, immer einerlei und Alles nehmen sie vorlieb und lassen sichs gefallen, Alles ist gesehen und gethan in wenig Zeit, denn an Nichts verliert man sie*" (die Zeit). Und über die Stolzen: „Ich weiß wie schwer es ist dem Menschen Vernunft beizubringen, wenn der Himmel ihn mit Stolz straft oder beschenkt (punit ou munit); dann sind alle seine Organe geschlossen für Alles, das man ihm sagen könnte; was er sieht, imaginirt, meint und Alles, was die andern denken und sagen, und wär's das Beste in der Welt, ist nur eine Beleidigung gegen seinen Stolz; ein Stolzer ist berauscht von seinem Stolz; ich habe deren gesehen, ich male sie nach der Natur." Vielleicht auch ein wenig nach dem Spiegel?

Wie das ganze Jahrhundert hatte sie natürlich auch eine Schwäche für Pädagogie; sie erkundigt sich immer sehr eifrig nach dem Dessauer Philantropen, liest selbstverständlich Basedow, Pestalozzi, „Emile" und „Emilie" — Grimm's Busenfeind und Busenfreundin — vor Allem aber ist's die Erziehung ihrer eignen Enkel, die sie beschäftigt und, was man auch von den Ergebnissen dieser ihrer Erziehung denken mag, die Grundsätze, nach denen sie dieselbe leitete, waren

ausgezeichnet. Wenn die kaiserlichen Zöglinge, Alexander und Constantin, nicht die Hoffnungen ihrer Großmutter und Erzieherin rechtfertigten, so war's eben, weil die Natur stärker ist als die Erziehung. Die konnte zwar viel zu Wege bringen; den Charakter konnte sie nicht ändern. Herrn Alexander überlassen sie nur sich selber. Warum soll er durchaus denken und wissen, wie man gedacht hat oder was man gewußt hat vor ihm? Lernen ist nicht schwer; aber meiner Ansicht nach müssen der Kopf und die Kopfesfähigkeit eines Kindes entwickelt werden, ehe man es mit dem Plunder der Vergangenheit betäubt; und aus diesem Plunder muß man auch dann noch wohl erwägen, was man ihm bietet. Mein Gott, was die Natur nicht thut, kann kein Lernen nicht thun, aber lernen erstickt oft Mutterwitz. Et rien de pire pas les gens frottés d'esprit et de science, selon feue Mm. Geoffrin." Und über die Herrnhuter Erziehung. „Die Leute engen die Geister ein und haben außerdem auch die hohe Kunst die Frauen furchtbar häßlich zu machen; nun ist es aber eines meiner Paradoxe, daß die Häßlichkeit des menschlichen Körpers, — weiblich oder männlich, einerlei — ein Erziehungsfehler ist und daß, wenn die Erziehung wirklich gut ist, Schönheit der Seele und Schönheit des Körpers Hand in Hand gehen, aus einander folgen." Schön wurden dann auch die Enkel, zumal der, den sie nicht mehr erziehen konnte, der kleine Nicolaus, der wenig Monate vor ihrem Tode auf die Welt kam. Sie zeigt seine Geburt sofort an: „Er hat eine Baßstimme, mit der er furchtbar schreit; er ist eine Arschine weniger zwei Verschoks lang und seine Hände sind beinahe so groß als meine; mein Lebtag hab' ich keinen solchen Ritter gesehen. Wenn er fortfährt wie er anfängt, werden seine Brüder Zwerge neben diesem Kolosse sein." „Ritter Nicolaus, kann sie zehn Tage später melden, ißt schon seinen Brei seit drei Tagen, weil er immer essen will. Ich glaube, nie hat ein achttägiges Kind ein solches Mahl gehalten. Es ist unerhört. Alle Bonnen sind überwältigt .... Er mißt Euch alle Leute von Oben bis Unten und hält und trägt seinen Kopf wie ich."

Wie groß der Platz war, welchen die Enkel, namentlich Alexander, im Leben der Kaiserin einnahmen, geht aus jedem dieser Briefe hervor. Immer hat sie etwas Neues zu berichten, von den Einfällen, den kleinen Charakterzügen, den Anlagen des Knaben. Sie scheint so recht, was man in Norddeutschland ein Kinderlieb nennt, gewesen zu sein. „Vorgestern, am 9. Februar, schrieb sie im Jahre 1794, waren es fünfzig Jahre seit ich mit meiner Mutter in Moskau ankam; es war auch ein Donnerstag, und folglich hatte ich meine fünfzig Jahre hier in Rußland zugebracht, und von diesen fünfzig Jahren herrsche ich zwei und dreißig, Gott sei Dank!" Und nun beginnt sie alle die Generationen aufzuzählen, die an ihr vorübergegangen sind, sowie die wenigen lebenden Ruinen, die sie als blühende Männer und Frauen empfangen hatten. „Das sind große Beweise des Alters, auch diese Erzählung verräth das Alter, nicht wahr, aber was ist zu machen, und trotz alledem liebe ich es leidenschaftlich und wie ein fünfjähriges Kind zu sehen, wie man Blindekuh und alle möglichen Kinderspiele spielt. Die jungen Leute, sowie meine Enkel und Enkelinnen sagen, ich müßte dabei sein, sonst wären sie nicht lustig nach ihrer Art; und sie wären ausge-

lassener und freier, wenn ich dabei wäre, als ohne mich. Ich bin also ihr Lustigmacher."

Auch eine gewisse Zärtlichkeit war der derben Matrone nicht fremd, sie liebte härter zu scheinen, als sie es wirklich war, nur in der Politik verstand sie keinen Spaß. „Ich kann gut sein," sagt sie einmal, „ich bin gewöhnlich sanft, aber mein Handwerk nöthigt mich, was ich will, gehörig zu wollen; und das ist ungefähr all mein Werth, nichts weiter; genug über mich selber." Sie, die bekanntlich kein Todesurtheil unter ihrer Regierung vollstrecken ließ, kann gar hart werden, wenn es sich um einen Staatsverbrecher handelt; so über Pugatscheff. „Den biedern Spitzbuben hätten wir; er hat offenbar nicht viel Urtheil, da er sich schmeichelt, er könne seine Gnade erhalten; vielleicht auch kann der Mensch nur leben, so lange er hofft und sich schmeichelt." Ihr Stolz ließ sie auch oft herber erscheinen, als sie es im Grunde war; schon als junges Mädchen gesteht sie, „ich würde mich für erniedrigt gehalten haben, wenn man mir eine Freundschaft bezeugt hätte, die ich für Mitleiden hätte halten können." Und doch,

se il mondo sapesse, il cuor ch' *ella* ebbe
assai la loda e più *la* loderebbe.

In der That finden wir hier kaum einen Brief, wo sie nicht Grimm mit Wohlthaten beauftragt, und zwar immer mit der dringenden Bitte, „daß es ja nicht in die Zeitungen komme;" oft auch, daß die Betheiligten nicht erführen, von welcher Seite ihnen geholfen würde. Es ist bekannt, daß sie Diderot otium cum dignitate sicherte; und er war nicht der Einzige der „Philosophen", den sie unterstützte. Wie früher aber die Philosophen, so hatten später die Emigranten von ihrer verschwenderischen Großmuth zu sagen. Selbst die deutschen Schriftsteller, unter Anderen Sofie de la Roche, fanden an ihr einen Retter in der Noth. Und sie bezahlte nicht nur mit ihrer Börse, sondern auch mit ihrer Person. Rührend ist die werkthätige Güte, die sie der armen mißhandelten Auguste von Braunschweig angedeihen ließ, und nie ermüdet sie, dieselbe gegen ihren brutalen Gemahl den Herzog von Würtemberg in Schutz zu nehmen. Hatte sie doch selber ähnliches in ihrer Jugend erfahren.

Es ist wahr, sie spricht oft von ihren früheren Geliebten mit einer Gleichgültigkeit, die uns verletzt, obschon sie eben nicht die einzige Frau ist, welche solche Meisterschaft im Vergessen gewisser Intimitäten übt. Man denke an Charlotte von Stein, George Sand, Daniel Stern, die jene Virtuosität so weit trieben, ihre ehemaligen Geliebten vor der Welt an den Pranger zu stellen. Was Anfangs als das Ungeheuerste des Lebens erschien, wird ihnen, nachdem einmal das Weihevoll-Furchtbare überwunden ist, eine zum Verhältniß gehörige Nebensache, ohne alle ideale Bedeutung, und damit geht denn auch ganz natürlich jene achtungsvolle Scheu verloren, welche die Männer doch immer für den Gegenstand einer früheren Liebe zu bewahren pflegen. Indeß ist Katharinens Bewegung beim Tode Orloff's eine tiefe, obschon ihr Verhältniß zu ihm seit zehn Jahren aufgelöst und er seit drei Jahren geisteskrank hinsiechte. Auch Potemkin's Tod erschütterte sie gewaltig. Es war freilich mehr der Freund, der Mitarbeiter, den sie

in ihm beweinte, als den Geliebten, denn schon lange hatte ein Andrer ihr ganzes Herz gewonnen. Es war dies der junge General Lanskoi — sie nannte ihn immer nur das Kind — und diese Herbstliebe der alternden Herrscherin scheint denn auch, nächst der Liebe zu ihren Enkeln, das innigste Gefühl gewesen zu sein, das je Macht über sie gewann. Sein unerwarteter Tod war ein Schlag, den die Fünfundfünfzigjährige nicht wieder überwand. — „Als ich diesen Brief anfing," schreibt sie am 2. Juli 1784, „war ich im Glück und der Freude und meine Tage vergingen so schnell, daß ich nicht wußte, was aus ihnen wurde. Dem ist nicht mehr so, tiefer Schmerz erfüllt mich, es ist aus mit meinem Glück, ich wäre beinahe selbst an dem unersetzlichen Verluste gestorben, den ich vor acht Tagen erlitten habe. Mein bester Freund ist nicht mehr, ich hoffte, er würde die Stütze meines Alters werden, er gab sich Mühe, er gewann täglich, er hatte alle meine Neigungen angenommen, es war ein Jüngling, den ich erzog, der dankbar war, sanft und redlich, der all meinen Kummer theilte, wenn ich welchen hatte, und der sich über meine Freuden freute; in einem Wort schluchzend muß ich sagen, General Lanskoi lebt nicht mehr. Ein böses Fieber hat ihn in fünf Tagen in's Grab gebracht und mein Zimmer sonst so angenehm für mich, ist eine leere Höhle geworden, in der ich Mühe habe, mich herumzuschleppen wie ein Schatten. . . . . Doch bin ich seit gestern wieder aus dem Bette, aber schwach und so schmerzlich angegriffen, daß ich kein menschliches Gesicht sehen kann, ohne daß Schluchzen mich am Reden verhindert. Ich kann weder schlafen noch essen, das Lesen langweilt mich und das Schreiben geht über meine Kräfte. Ich weiß nicht, was aus mir werden soll, aber ich weiß, daß ich in meinem Leben niemals so unglücklich gewesen bin, als seit mein bester, lieber Freund mich so verlassen hat . . . . . Ich kann nicht weiter." Nach einer Pause von zwei Monaten erzählt sie Grimm, wie sie „à force de sensibilité j'étais devenue une être insensible à tout excepté à la seule douleur", und wie ihre Freunde sie aus diesem Zustande herausgerissen, doch fügt sie stolz hinzu, daß sie „trotz dieses schrecklichen Zustandes" nicht die unbedeutendste ihrer Pflichten vernachlässigt habe. „Gestern war ich zum ersten Mal in der Messe und habe folglich zum ersten Mal Leute gesehen, und die Leute haben mich gesehen; aber es war eine solche Anstrengung, daß ich mich beim Zurückkommen in mein Zimmer so schwach fühlte, daß jede Andre in Ohnmacht gefallen wäre, etwas, was mir nie passirt ist." Einige Wochen später, „alles greift mich an, und ich habe nie gerne Mitleiden erregt, offenbar ist ein solcher Zustand nicht tödtlich, denn ich bin am Leben und bin nur sechs Tage zu Bette gewesen . . . . . Gestern waren es drei Monate seit der unglücklichen Katastrophe, die mich zu einem einsilbigen Wesen gemacht . . . . . Wenn Sie genau meinen Zustand wissen wollen, so will ich Ihnen sagen, daß ich noch immer untröstlich bin; die einzige Besserung ist die, daß ich mich wieder daran gewöhnt habe, Menschengesichter zu sehen, aber mein Herz blutet noch immer, wie im ersten Augenblick. Ich thue meine Pflicht und suche sie gut zu thun, aber mein Schmerz ist so, wie ich nie einen in meinem Leben gefühlt habe. Aehnliche Stellen finden sich in allen Briefen der folgenden Jahre. . „Voriges Jahr um diesen Tag, schreibt sie in ihrem altfränkischen Deutsch, waren wir todt-

krank und fast ohne Hoffnung. Nach vierzehn Tagen zwischen Leben und Tod kommen uns Freunde zu Hülfe; diese halfen, aber ich konnte die Hülfe nicht leiden, kein Mensch war im Stande zu reden, zu denken nach unsrem Sinn; dieser war traurig und man wollte ihn wieder lustig haben, nach der Gewohnheit, das war nicht das, Schritt für Schritt sollte man gehen und bei jedem Schritt war eine Bataille auszuhalten, eine zu geben, eine zu gewinnen, eine zu verlieren. Die Zeit blieb nicht stehen, sie verstrich, sie war lang und alles war zähe und langwierig; der Fürst aber (Potemkin) war sehr schlau, er schlich herum wie eine Katze, wenn ein Umstand nicht anging, so drehte er sich herum und hatte immer einen andren Anschlag fertig. Endlich wurde es etwas lustiger, dieses gefiel dem Herrn, er suchte es noch lustiger zu machen und so weckte er uns aus dem todten Schlaf auf."

Ich will wahrlich aus der großen Kaiserin keinen weiblichen Werther machen, aber daß neben dem Ehrgeiz und der Ruhmsucht, welche die obersten Triebfedern ihres Lebens waren, auch ein hohes Pflichtgefühl ihre Schritte leitete, daß sie bei aller Sinnlichkeit und nicht abzusprechenden Rohheit einer tiefen Empfindung fähig war, ist sicherlich nicht zu leugnen; daß an Wahrheitsliebe und Unabhängigkeit des Geistes ihr wenige Staatsmänner gleich kommen, das lehrt ein jeder dieser gewiß nicht für die Nachwelt berechneten Briefe.

Wandelungen und Wanderungen in Kleinasien.

Von

Prof. Gustav Hirschfeld.

Es gibt Länder, welche die Natur selbst so fest umgrenzt und zu einer Einheit abgeschlossen hat, daß sie auch für die Entwickelung eines einheitlichen Volkes und Volkslebens vorausbestimmt scheinen: so England, Spanien, Italien. Andere, denen solche natürliche Umgrenzung mehr oder weniger mangelt, können nur durch ein begabtes Volk zu einer Einheit zusammengefügt und zusammengehalten werden, und gerade die Feststellung, die Erkämpfung und Behauptung nicht natürlicher Grenzen pflegt alsdann einen Theil ihrer Geschichte auszumachen: das ist bei unserem eigenen Vaterlande der Fall. Noch andere endlich sind ganz vorgebildet als Uebergangsländer, als Durchgangspunkte; ihre Phasen, ihre physiognomischen Veränderungen pflegen in besonderer Deutlichkeit die Vorbereitung und den Vollzug großer und allgemeiner historischer Wandelungen erkennen zu lassen, und solch ein Land ist für die alte Welt vor allen anderen Kleinasien, welches auch, wenn nicht Alles täuscht, auf's Neue bestimmt scheint, in die Geschichte zu treten.

Mitten hinein zwischen die drei Erdtheile unserer Hemisphäre, zwischen Asien, Afrika und Europa, tritt Kleinasien, auch räumlich der Mittelpunkt der im Alterthum bekannten Erdstücke und ihrer Bewohner, welche — ohne das Meer zu benützen — nur über dieses Land mit einander in Verkehr treten konnten. Von Großasien aus einer Hand gleich vorgestreckt, in einer Länge von über 100 Meilen, einer durchschnittlichen Breite von etwa 80 Meilen, bildet es auch in seiner äußeren Form und inneren Gestaltung den Uebergang, den Mittelpunkt sehr verschiedener Formationen. Während die Halbinsel im Innern angefüllt ist von einer großen Gesammterhebung, welche nichts ist als ein Ausläufer der gewaltigen Hochgebirge Mittelasiens, gleicht sie an ihrer kürzeren Westseite in lebendiger Küstenentwickelung und in der übersichtlichen Reihung ihrer Bergzüge dem gegenüberliegenden Griechenland, von dem denn auch dieser Theil geschichtlich untrennbar geworden ist. Aber auch die Erhebung des Inneren ist nicht etwa eine gleichmäßige, nach Norden und Süden abfallende Bergmasse: eine ununterbrochene, sehr schwierige und jäh abstürzende Bergkette, der alte Taurus begleitet den Südrand; in mälichen Terrassen fallen dagegen die Er-

hebungen nach Norden ab; beide umschließen mit hohen Rändern eine zwischen ihnen liegende Einsenkung, ein Hochplateau, das ganze Relief asiatischen Formen vergleichbar, wie denn dieses Innere mit Recht als ein Klein-Irân bezeichnet worden ist. Ebenso verschieden von der Westküste wie das Relief, ist der übrige Contour, die Küstenentwickelung, welche an beiden Seiten viel zu wünschen übrig läßt, besonders im Norden, wo die Natur in Hafenbildungen überaus karg gewesen ist. Während aber die südliche Küste doch wenigstens frei auf dem Wege derer liegt, welche vom Aegäischen Meer zwischen Rhodos und Kreta hindurch nach Osten segeln, schließen den Norden zwei enge Straßen, Hellespont und Bosporus sowie ein Vormeer, die Propontis, geheimnißvoll und drohend ab[1]), und diese Umstände halten die ganze Nordküste und das Hinterland in ihrer Entwickelung um Jahrhunderte zurück.

Der Norden ist am meisten asiatisch, der Westen am meisten griechisch, zwischen beiden steht die Südküste.

Nun liegt in dieser Formation die Rolle, welche dem Lande im Ganzen und im Einzelnen in der Geschichte zugefallen ist, in unverkennbaren Zügen ausgesprochen: Vermittlerin zu sein zwischen Ost und West, eine Brücke der Völker, auf der Orient und Occident einander nahen konnten zu friedlicher wie zu feindlicher Kraftmessung, das war und *ist* die weltgeschichtliche Stellung von Kleinasien. Wenn wir uns nicht täuschen, liegt auch darin die Erklärung dafür, daß Kleinasien niemals — bis auf nicht nennenswerthe Ausnahmen — ein eigenes *Reich* gebildet hat. Und wie die eigenthümliche Zwischenlage des Landes Zuwanderungen von den verschiedensten Seiten her bedingte und begünstigte, so haben hier in der That arische und semitische Stämme in bunter Mannigfaltigkeit von Sitten, Gebräuchen und Lebenseinrichtungen meist unvermittelt neben einander gehaust, und so war auch die Bevölkerung des Landes nie eine einheitliche und compacte Masse, sondern immer ein vielgemischter Völkersaal, voll von den überraschendsten Gegensätzen und fremdartigsten Eindrücken.

Aber die *Zustände* konnten — wenn auch *immer* von größester Buntheit, doch eben bei der Natur des Landes nicht immer die *gleichen* bleiben: in kaleidoskopischem Wechsel lösen sich hier Herrscher und Beherrschte, Einrichtungen und Sitten, Blüthe und Verfall einander ab, vom Eintritt in die Geschichte bis auf den heutigen Tag, wenn auch bisweilen in geschichtlichen Perioden von solcher Ausdehnung, daß man nur einen Stillstand im Innern des Landes wahrzunehmen wähnt. Doch ist es nicht allzuschwer, dieses Mißverständniß zu heben: es bedarf nur der kleinen Anstrengung, die verschiedenen Perioden nach einander unserem geistigen Auge vorüberzuführen, um den Wechsel nicht blos, sondern auch die folgerichtige, die gesetzmäßige Wandelung zu erkennen, und damit zugleich die etwaige Anwartschaft für die Zukunft. Wir wollen diese Erkenntniß hauptsächlich an den Eindrücken gewinnen, welche einem Wanderer in den verschiedenen Zeiten sich in Kleinasien aufdrängten; umfassen und enthalten doch solche Eindrücke zugleich die allermeisten der jedesmaligen Lebensfactoren.

Die ältesten Durchwanderungen Kleinasiens waren Eroberungszüge von

[1]) Wie das die Griechen schreckte, ist in der Argonautensage dichterisch verkörpert.

Afrika her; ägyptische Herrscher sollten fast bis an das Aegäische Meer vorgedrungen sein, wo die Alten noch ein Jahrtausend später ihre Bilder in Felsreliefs wiedererkennen wollten, welche man freilich jetzt mit größerem Rechte auf asiatische Machthaber bezieht. Aber die Begegnisse dieser Eroberungszüge liegen völlig in unaufhellbarem Dunkel, wir mögen nur schließen, was sich eigentlich von selbst versteht, daß auch damals die asiatischen Völkerschaften, wie sie in Stamm und Sprache verschieden, ungeeint waren und gerade deshalb den disciplinirten Heeren der Aegypter keinen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen vermochten.

Als dann die Machtverhältnisse sich veränderten, als im Mittelstromlande zwischen Euphrat und Tigris die Reiche von Assur und Babylon sich erhoben, war das Centrum der Macht Kleinasien zu nahe gerückt, als daß es sich demselben wenigstens in seinem östlichen Theile hätte entziehen können. Vielleicht schon damals leitete eine Kunststraße den Tigris aufwärts über die sich thürmenden Berge hinüber bis zum schwarzen Meere. Doch die erste *sichere* Bahnung von Kunststraßen durch Kleinasien knüpft sich an den Namen der Perser, welche um die Mitte des achten Jahrhunderts ihre Herrschaft bis ganz nahe der Westküste, bis zur alten lydischen Hauptstadt Sardes, des Crösus Residenz, ausdehnten. Dieser *Königsweg*, wie ihn der alte Herodot nennt, ging von Sardes bis zur persischen Königsstadt Susa, oberhalb des persischen Meerbusens, in einer Länge von ungefähr 270 deutschen Meilen (etwa wie von Lissabon bis Berlin), also noch ausgedehnter als der bewundernswerthe Bau der Incas in Peru, der freilich noch über ganz andere Höhen geführt ist. Diese ganze Straße nun leitete im Herzen der Halbinsel schon durch *bewohnte* und *sichere* Länder, ihre Ausdehnung in Kleinasien allein betrug fast 120 deutsche Meilen; da waren alle vier Stunden ausgezeichnete Herbergen und königliche Poststationen; auf diesen wechselten die Couriere der persischen Fürsten ihre Rosse, wenn sie auf- und abflogen zu den Statthaltern der Provinzen, die auf eben dieser Straße in glänzenden Cavalcaden ihr Gebiet durcheilten. Dieser Weg, wenn auch erst kunstgerecht bereitet durch die Perser, muß doch schon vorher benützt worden sein, wie er eine der wenigen, durch die Natur hier gegebenen Verbindungsstraßen ist: denn an diesem Wege ist es, wo seit wenigen Jahrzehnten eine Reihe von uralten Felsreliefs wieder aufgefunden ist — anscheinend Huldigungs- und Opferceremonien —, welche klar zeigen, daß auf diesem Wege eine allmälige Wandelung der mittelasiatischen Kunst sich vollzog, und daß dieselbe auf eben diesem Wege den an der Westküste hausenden Griechen mitgetheilt ward. So ist ihnen die überaus wichtige Anregung durch asiatische Kunstwerke — außer auf dem Seewege durch die Phönicier — auch auf dem Landwege in Kleinasien vermittelt worden.

Während die Königsstraße, welche zugleich die provinziellen Hauptorte verband, dem Staatsdienst gewidmet war und sicherlich zugleich die Truppenbewegung erleichtern sollte wie bei den Incas, ziehen Handelscaravanen südlich davon auf näherem Wege in's Euphratthal, auch hier eine uralte, ausgetretene Straße, und bei den immer fast unverändert gebliebenen *Verkehrsmitteln* in jenen Theilen, festgehalten bis auf unsere Tage, wo erst die Erschließung nördlicher

und südlicher Häfen durch europäische Schiffe die alten Wege aufzulösen und zu verzweigen beginnt.

Es ist sicher, daß um das Jahr 500 vor Christus die Königsstraße, und zwar vielleicht schon seit geraumer Zeit, im Betriebe war: die bestimmten Entfernungsangaben, die regelmäßige Vertheilung von Herbergen und Stationen läßt eine genaue Kenntniß des Landes, einen bedeutenden Verkehr annehmen, mögen auch die Entfernungen, wie ich überzeugt bin, nur durch Abschreitungen festgestellt worden sein. Ja, es gab auf einer in Erz geschnittenen Erdkarte eine Zeichnung dieses Weges, welche den Spartanern vorgelegt wurde, als sie für einen Zug gegen Persien gewonnen werden sollten. Alles Dieses hat geordnete, friedliche Zustände zur Voraussetzung, und so werden denn auch die Nationen, deren Gebiete die Straße durchschnitt, als reich an edlen Metallen, an schönen Gewändern und an Heerden geschildert; aber verschieden an Stamm, Sprache und Sitte hält sie nur die persische Herrschaft zusammen. An der Westküste aber saßen Hellenen in dichtgedrängten Colonien, die, wie Griechenland größtentheils auch, ihrer ganzen Lage nach mehr auf den Verkehr zur See als zu Lande angewiesen waren.

Ein ganz anderes Bild gewährten freilich die Bergländer im Norden und Süden: jene durchwanderten um's Jahr 400 die mit Xenophon aus Persien heimkehrenden Griechenscharen; den Süden durchzog Alexander d. Gr. an der Spitze seines Heeres kaum 70 Jahre später. Im Norden, am schwarzen Meer, traten den Wandernden Völkerschaften von der äußersten Wildheit entgegen, sie gingen fast nackt, waren an Brust und Rücken tätowirt, und ihre Raub- und Fehdelust war den spärlichen griechischen Colonien jener Küste so gefährlich, wie ihnen selber verderblich, da sie in gegenseitigen Kriegen sich aufrieben. Es ist bemerkenswerth genug, für jene Theile, die wir als altcivilisirt uns vorzustellen pflegen, daß jene Beschreibungen uns anmuthen, als wenn wir jetzt von den sogenannten Wilden Centralafricas lesen.

Weit entwickelter fand Alexander im Süden die Bergvölker des Taurus; aber ihre hoch und fest gelegenen einfachen Ortschaften, ihre durch die Berge gesicherte Freiheit vertheidigten sie mit allen ihren Kräften, ungebändigt durch fremdes Joch.

So waren nur der Westen und die Mitte des Landes von civilisirten Menschen bewohnt und bequem und gefahrlos zu durchreisen.

Mit den Nachfolgern Alexanders ändert sich nun die ganze Physiognomie des Landes, die alten Verkehrsschranken fallen allmälig, die fertige griechische Bildung und Gesittung mit ihrer überlegenen Kraft dringen unaufhaltsam in die Halbinsel ein: wo bisher nur armselige Dörfer aus Holzhütten und offene Flecken gestanden, die nur hie und da um einen sicheren Burgberg ängstlich sich geschart hatten, da erheben sich nun ummauerte Städte nach griechischer Weise mit ihren Burgen und Tempeln, mit öffentlichen Profanbauten, Rathhäusern und Archiven, mit Gymnasien, Stadien und Theatern, mit Quellhäusern und Wasserleitungen, kurz mit allen den Bestandtheilen, welche das langerzogene Lebensbedürfniß der Hellenen hatte entstehen lassen. Und noch ein anderes fällt in die Augen: die bisherigen hohen und schwer zugänglichen Ortslagen, welche

— wie im alten und mittelalterlichen Italien — die geringe Sicherheit des Landes einst hatte wählen lassen, veröden, und die Bevölkerung zieht sich hinab in die so viel bequemeren, jetzt sicher gewordenen Ebenen.

So entwickelte sich vom dritten vorchristlichen Jahrhundert an das Innere Kleinasiens zu einem neuen Leben; zuerst mit Widerwillen werden die Bewohner in die neue Art sich gefügt haben, denn auch damals mußte gerade das Bessere häufig aufgezwungen werden; aber ein reger Verkehr, ein stetes Ab- und Zugehen griechischer Männer machten den Wechsel allmälig zu einem vollständigen, und als das Land vom Ausgang des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts an in die Hände der Römer übergeht, ist es zum großen Theile helleniſirt, d. h. wenigstens in den Städten von Leuten bewohnt, die in Sprache und Sitte den Hellenen glichen. Nun machte die Verwaltung und Behauptung der entfernten Provinz neue Anlagen nöthig: römische Ingenieure vermessen die Entfernungen von Ort zu Ort und bahnen Straßen, römische Legionen ziehen auf und nieder, wo vor grauer Zeit Aegypter, dann Assyrer, nach ihnen Perser und endlich die gemischten Heere der Diadochen gezogen waren, und römische Verwalter, Proconsuln eilen von Stadt zu Stadt, die Verhältnisse der unruhigen Griechen zu ordnen nach Recht oder auch nach Willkür. Die Reise eines dieser Verwalter ist wenigstens in einigen Zügen zu verfolgen, und dieser ist kein Anderer als Cicero, der zur Uebernahme seiner Provinz im Sommer des Jahres 51 v. Chr. nach langsamer Seefahrt in Ephesus landete, welches damals als Hafen- und Handelsstadt dasselbe bedeutete wie Smyrna für unsere Zeit.

Nach einem lauten stürmischen Empfange durch die klugen Hellenen, welchen die maßlose Eitelkeit ihres neuen Statthalters wohl bekannt gewesen sein wird, rollt dieser zu Wagen auf heißer staubiger Straße in das Land hinein, elf Tage rechnet er bis zu seiner speciellen Provinz im Osten — Cilicien —, welche nur etwa 80—90 deutsche Meilen entfernt war, und bis wohin ein Courier von Rom fast sieben Wochen brauchte, ja, es kommt vor, daß Briefe von dort erst nach mehr als vier Monaten in seine Hände gelangen, der modernen Ungeduld schwer erträgliche Verhältnisse.

Ueberall sieht Cicero die Wunden, die das Erpressungssystem und die Willkür seiner Vorgänger dem Lande geschlagen; freilich war aber auch im Allgemeinen die römische Einrichtung der Steuerverpachtung eine ungesunde und den Provinzen keineswegs vortheilhaft, so wenig wie es heute die türkische ist. Tief erschöpft, so behauptet der Proconsul, sei das Land, überall Klagen und Beschwerden der Griechen, der Communen und Privaten, sie können nicht die Kopfsteuer zahlen, ihre Besitzthümer sind verschuldet oder verkauft, nicht als wenn Menschen, sondern als wenn ein Ungeheuer im Lande gehaust hätte. Aber auch die eigenen griechischen Stadtbeamten werden von ihren Landsleuten des Diebstahls bezichtigt, ein Vorwurf, der dem Kenner heutiger griechischer Verhältnisse außerordentlich bekannt und modern klingt. Also schon damals dieselbe häßliche, neidische Beschuldigungssucht, dieselben Uebertreibungen wie heutzutage; auch Cicero selber entwirft an anderen Stellen, wo es ihm weniger darauf ankommt, sein eigenes leuchtendes Verdienst durch einen dunkelen Hintergrund zu heben, ein durchaus verschiedenes Bild von dem ganz einzigen Ertrage der Aecker

und Fruchtgärten des Landes, von der Ausdehnung seiner Weiden, und dieses Bild fröhlichen Gedeihens und Bodensegens ist offenbar das richtigere.

Doch hielt es der Proconsul jedenfalls damals für angezeigt, auf das gesetzmäßige Recht zu verzichten, nämlich sich selbst und sein gewiß zahlreiches Gefolge von den Einwohnern unterhalten zu lassen. Höchstens nahm er eine Schlafstelle und vier Betten an, aber zumeist nächtigte er in einem Zelte, das also wie jetzt zu einer kleinasiatischen Reiseausrüstung gehörte. Die Gasthäuser waren, wo sie überhaupt existirten, wenig mehr als Kneipen niederster Art; jeder Angesehenere hatte einen Gastfreund, bei dem er absteigen konnte. In den großen Provinzialstädten, in denen der Proconsul Tage lang Gericht hielt, besaß der Staat anscheinend oft eigene Häuser für seine Beamten; da wandelt denn der eifrige Cicero schon vor Tagesanbruch im Audienzzimmer auf und nieder, zugänglich für Jedermann; er zieht Beamte zu Tische, empfängt und fertigt Couriere ab, die besonders im Dienste der Steuerpächter hin und her eilten zwischen Asien und Rom. Hier wie überall ist der eigentliche Weltverkehr zunächst im Anschluß und im Dienste des Kaufmanns erwachsen.

Aber nur in den vorderen Provinzen und in den großen Centren fand der Reisende eine wirklich griechische Bevölkerung; im Süden lebten die ursprünglichen Bewohner immer noch als Hirten fort, welche, wie die heutigen, den Winter in den Ebenen, den Sommer in den Bergen verbrachten, treu ihren alten Sitten und ihrer Sprache, wie besonders die Apostelgeschichte erweist, und in den Bergen des Cilicischen Taurus bekämpfte Cicero selber Völkerschaften, die er beständige Feinde nennt, die weder hellenisirt waren, noch auch die Herrschaft Roms anerkannten.

Wir haben uns vorzustellen, daß noch beim Beginn unserer Zeitrechnung die hellenische und hellenisirte Bevölkerung wesentlich in den Städten sich concentrirte, etwa wie in einem Theile der russischen Ostseeprovinzen die Bewohner in den Städten deutsch, die Landbewohner lettisch sind. So werden wir uns auch zu erklären haben, wenn im Inneren Kleinasiens ausschließlich in größeren Centren Funde von Resten classischer Kunst und Industrie gemacht werden, die in den durchaus griechischen Ländern und Landschaften auf Schritt und Tritt aus dem Boden steigen.

Doch muß ein etwa gleiches Niveau an griechisch gearteter Bildung und Lebensansprüchen in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auch hier allmälig erreicht worden sein: denn allzu gleichmäßig ist der Stil und die Güte der zahlreichen antiken Stadtruinen des Inneren, welche ihrer Hauptmasse nach eben jener Periode angehören. Damals bereisten Kaiser wie Traian und Hadrian einige Theile Kleinasiens, und von diesem Lande aus richtete damals der jüngere Plinius an den Traian seinen berühmten Brief über die Christen, deren Ausbreitung bereits begonnen hätte, hie und da die alten Tempel zu veröden und die Opferthiere umsonst zu Markte kommen zu lassen.

Den damaligen Verkehrszustand veranschaulicht die mittelalterliche Copie einer alten Karte, die einzig erhaltene ihrer Art, die sogenannte tabula Peutingeriana, eine graphische Darstellung des römischen Reiches mit Angabe der Hauptorte, Wege und Entfernungen wol zu militärischen Zwecken. Ein weit

verzweigtes Netz von Römerstraßen durchschnitt die Halbinsel in Länge und Breite und erleichterte das Reisen und den Verkehr, dessen Lebendigkeit sie ihrerseits wieder beweist. Nur in den südlichen Bergen hauste immer noch eine räuberische Bevölkerung; gerade ihr erneutes Vordringen sowie barbarische Einfälle von Osten her trugen vom dritten christlichen Jahrhundert an wieder zum allmäligen Verfall des Landes bei, den die wüsten politischen Verhältnisse nur allzusehr begünstigten. Gerade aus dieser Zeit haben wir noch eine freilich dürre Beschreibung einer Pilgerfahrt von Bordeaux nach dem heiligen Lande durch Kleinasien, auf dessen großen alten Landstraßen die Pilger Jahrhunderte hindurch entlang zu ziehen pflegten. Ueber 130 Meilen der Route lagen in Kleinasien; noch gab es alle $2^1/_2$ Meilen kaiserliche Poststationen für den Pferdewechsel und alle $3^1/_2$ Meilen Herbergen, noch standen die antiken Städte aufrecht, unverwüstet durch die Erdbeben, welche erst vom fünften Jahrhundert an das hauptsächlichste Zerstörungselement gewesen sind, und die damals deshalb so verheerend waren, weil man weder die Mittel noch den Sinn, noch wol auch die Menschen mehr besaß, um die entstandenen Schäden zu bessern.

Der Bruch mit der antiken Tradition ist auch hier erst nach der zweiten Theilung des römischen Reiches, durch welche Kleinasien an Byzanz fiel, vollzogen worden; da liegt der Haupteinschnitt zwischen dem Alterthum und einer neuen Zeit: seine Feste mußten aufhören, seine Tempel und Heiligthümer wurden entheiligt oder zerstört, die Verwendung der antiken Bauten und ihres Materials zu neuen Anlagen officiell und ausdrücklich befohlen.

Wer im Beginn des sechsten christlichen Jahrhunderts Kleinasien durchzog, fand das Christenthum fest eingebürgert, ihm war gelungen, was Rom vergebens erstrebt hatte, auch die Barbaren und kriegerischen Stämme im Süden zu gewinnen; bis in die entlegensten Thäler des Taurus kann man Sitze kirchlicher Würdenträger verfolgen. Die Städte freilich gewährten ein sonderbares Bild, verödet durch eine wachsende Abnahme der Bevölkerung, wie sie allen niedergehenden Zeiten und Völkern eigen ist, waren die alten Orte zu weit geworden für die spärlichen Bewohner, neben ihren noch stehenden Wohnstätten lagen andere in Schutt und Trümmern, hie und da waren wol auch die Ebenen geräumt und im Rückgange die alten steilen Höhen bei der zunehmenden Unsicherheit wieder aufgesucht worden. Aus demselben Grunde werden die Städte oft in kleinerer Ausdehnung mit neuen Mauern umgeben, welche das antike Baumaterial massenhaft verschlangen und so für uns oft zu den ergibigsten Fundgruben geworden sind. Die Tempel, soweit sie nicht zerstört sind, werden als Kirchen benutzt oder auch wie andere vordem öffentliche Bauten als Zuflucht der armseligen Bevölkerung. Die einst so reichen Fluren liegen brach und ungenützt; was der Einzelne zum kärglichen Leben bedarf, das bebaut er, nicht mehr, und wozu auch? es geht doch abwärts mit dieser überlebten Welt. Wie sich das im Kleinsten, im Nebensächlichsten verräth! die alten Eintheilungen werden verschoben, die antiken Namen entstellt und verändert, — die Benennung „Kleinasien" für die alte Asia kam damals zuerst auf, — die alten Centren sinken zum Theil zurück, neue sind im Aufleben begriffen, eines jener klaren Symptome des Innenlebens der Länder, das nur aus der Erkenntniß

aller zusammenwirkenden historischen und Cultur-Elemente richtig verstanden werden kann.

Jedermann weiß, daß das Hauptmerkmal der byzantinischen Herrschaft eine faule Stagnation ist, die auch auf diesem Gebiete einen furchtbaren Rückgang bedeutet. Eine Veränderung aller Verhältnisse wurde in Kleinasien indessen dadurch bewirkt, daß ein Volk ganz anderer Art, mit durchaus anderen Bildungscentren und Sitten auftaucht, die Muselmanen. Der alte Brückenkampf, wie man ihn wol bezeichnen kann, erneuet sich: wie einst im Alterthum Kleinasien durch den Occident und seine Bildung und Art dem Orient abgerungen wurde, so tritt nun dieser wieder — wenn auch in ganz neuen Formen, aber durch wilden Glaubensfanatismus fast unwiderstehlich gemacht — auf den Kampfplatz gegen den Westen.

Hin und her wogte der Streit bis zum elften Jahrhundert, zunächst gegen die Araber; so sehr aber war Kleinasien inzwischen zu einer Stätte abendländischer Bildung geworden, daß es lange als eine Schranke gegen das Vordringen der Eroberer dienen konnte.

Da erschien in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts ein nomadisirender Hirtenstamm, den unerkennbare Ereignisse aus Hochasien getrieben, im Osten an der Schwelle der Halbinsel, um bald darauf zu einem Theile in Kleinasien einzudringen und daselbst ein besonderes Reich, dasjenige von Rum (*Ρωμανία*) aufzurichten: dieser Stamm sind die Turkmenen, von denen erst allmälig eine feinere Classe, die Türken sich sonderte, der vordringende Zweig derselben die Seldjuken. In unzählbarer Menge, so berichtet ein zeitgenössischer und eingeborener Chronist, bedeckten sie die Erde, ganz Kleinasien von Syrien bis zum Hellespont in einer Länge von dreißig Tagereisen, einer Breite von zehn bis fünfzehn, wird von ihnen durchzogen, die Städte werden genommen, die Kirchen zerstört oder in Moscheen verwandelt, die Einwohner in Sklaverei geschleppt. Damit geschah freilich nicht mehr, als was barbarische Nationen im Kriege sich überall und zu allen Zeiten zu erlauben pflegen. Doch bedeutet es in Kleinasien zugleich einen immer trümmerhafteren Zustand des Alten, aber auch ein allmäliges Emportauchen neuer Bildungen. In baum- und quellreichen Umgebungen, wie sie die Orientalen von jeher geliebt, erstehen neue Mittelpunkte geschmückt mit Prachtbauten in fremdartigem Stile, den die Eroberer den begabten Arabern abgelernt hatten, und wie ihn zum Theil ihr Cultus bedingte. Erst später treten auch byzantinische Elemente hinzu.

Der größeste Theil des inneren Kleinasiens steht von da an unter mohammedanischer Herrschaft, aber nur langsam und allmälig beginnt da die hellenische und hellenisirte Bevölkerung zu verschwinden: theilweise wendet sie sich den byzantinisch gebliebenen Küsten und Ländern zu, theilweise geht sie auch in die Eroberer auf, die gerade durch diese Beimischung edleren Blutes ihren Typus, besonders in den oberen Classen sichtlich verbessert haben.

Die türkische Besetzung der Halbinsel that, was die Araber noch nicht gethan: sie verschloß den Christen definitiv den Orient mit dem heiligen Lande, so lange Ziel zahlloser Pilgerfahrten, und das christliche Europa begeisterte sich zu den Kreuzzügen, deren drei erste durch Kleinasien hindurch auf dem Landwege

Palästina zu erreichen suchten. Aus den sehr unvollkommenen Chroniken dieser Züge blickt dem Leser ein völlig geändertes Antlitz der Halbinsel entgegen; zwar auch damals noch führte eine königliche Straße durch das Land, aber in ganz abweichender, durch die Zeitumstände erzwungener Richtung, fremdartige Städtenamen begegnen, weite Strecken sind völlig verlassen, besonders im Osten, wo die Kreuzfahrer vierzehn Tage hindurch weder Menschen noch Thiere antrafen. Die einst so blühende Westküste, so schildert eine byzantinische Prinzessin, lag in Schutt und Trümmern, die Ruinen der herrlichen griechischen Städte waren eine Zuflucht für Raubgesindel und wilde Thiere geworden: sic transit gloria mundi! —

Freilich waren diese Küstenstriche noch in den Händen der byzantinischen Kaiser, der letzte Rest griechischen Besitzes, wie er im Alterthum der Anfang seiner Ausbreitung gewesen war; eine italienische Seekarte vom dreizehnten Jahrhundert nennt an der Nordküste unter sechzig griechischen Namen nur erst einen türkischen.

Von den Heeren der Kreuzfahrer sind ihrer ganzen Tendenz nach genauere, besonders vorurtheilslose Nachrichten über Land und Leute nicht zu erwarten; einzelne fromme Pilger, die ein sorgfältigeres Tagebuch führten, wagten sich nur nach dem christlich armenischen Königreiche von Cilicien, welchem seine Bodengestaltung jetzt wieder gegen die Muselmanen einen so dauernden Widerstand gestattete, wie den früheren Bewohnern gegen die Römer. Deutsche Hospize sorgten hier für die leibliche Wohlfahrt der Pilger.

Noch war indessen die Veränderung in der Physiognomie Kleinasiens nicht abgeschlossen. Im dreizehnten Jahrhundert treibt die Erhebung Dschingiskhans in Asien neue Turkmenen auf die Halbinsel, beim Niedergange der Seldjuken werden sie die mächtigsten, und um 1300 erklärt sich Othman, der Stammvater des osmanischen Hauses, zum Sultan. Das alte Reich von Rum zerfällt in viele kleinere einzelne Gebiete, die ein Jahrhundert später fast alle in der Hand der osmanischen Herrscher sind. Da in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts auch im Innern der Halbinsel noch auf zehn Menschen neun Griechen oder Armenier und nur ein Türke kommen sollte, kaum zwei Jahrhunderte später aber das Innere ziemlich frei von Griechen ist, so muß gerade die Ausbreitung der Osmanischen Herrschaft im vierzehnten Jahrhundert zur Aufreibung, Umwandlung oder Vertreibung der alten Volksreste beigetragen haben. Die Hellenen hat es niemals viel Ueberwindung gekostet, aus dem Binnenlande an das Meer zu ziehen, welches als ihr eigentliches und belebendes Element zu betrachten ist bis auf den heutigen Tag; damals werden sie auch in größeren Scharen die Balkanhalbinsel aufgesucht haben, welche zum Unterschiede von Kleinasien, das die Abendländer „die Türkei" benannten, „Griechenland" hieß, auch dann noch, als der Türke schon Alles bis auf Constantinopel besetzt hielt.

Die Osmanen haben dann durch neue Eintheilung die letzten Spuren der alten byzantinischen Verwaltung verwischt, und Benennungen kamen in Gebrauch, die entweder ganz neu oder durch Volksetymologie aus den älteren griechischen zu türkischen geworden waren. Die mohammedanischen Reisenden des vierzehnten

Jahrhunderts haben bereits ganz die moderne Nomenclatur; einer von diesen, der seine Züge ausführlicher beschrieben hat, zeigt wenigstens, daß die weitherzige Gastfreundschaft der Orientalen den Anhängern des Islam das Durchwandern des Landes so bequem machte, wie es ihre einfachen Ansprüche verlangten. Auch lassen große und prachtvoll angelegte Chane (Herbergen), Brücken und andere Verkehrserleichterungen an jetzt ganz verödeten Orten keinen Zweifel darüber, daß das Land auch einst während der türkischen Herrschaft höchst belebt, bevölkert und verkehrsreich war. In eine solche Zeit, in das Jahr 1432 fällt eine Durchwanderung der Halbinsel, welche ihrer mannigfachen und überraschenden Vorzüge wegen verdient, aus dem Dunkel hervorgezogen zu werden, in welchem sie bisher zufällig geblieben. Das ist die Reise eines burgundischen Edelmannes, des Bertrandon de la Brocquière, Truchseß Philipps des Guten von Burgund [1]). Bertrandon war nicht blos ein für jene Zeit hochgebildeter Mann, sondern auch so ungewöhnlich vorurtheilslos und von so nüchterner und klarer Beobachtungsgabe, daß ich nicht anstehe, ihn als einen der gescheutesten Reisenden zu bezeichnen, die im Zeitraum von anderthalb Jahrtausenden zwischen den Jahren 200 und 1700 Kleinasien durchwandert haben. Sein militärisch geschultes Auge erkennt sogleich das Wesentliche jeder Bodenbildung, seine Wißbegierde wendet sich an jeden Begegnenden um Auskunft und Belehrung, Mekkapilger fragt er nach dem Grabe des Propheten aus, ein Priester muß ihm eine genaue Beschreibung des Koran aufsetzen, ein vagabondirender Abenteurer ihm von den indischen Christen erzählen, aber er vergißt nie bei unglaubhaften Geschichten ein on dit oder auch je ne garantis rien hinzuzusetzen. Was damals dem Glauben guter Pilger zugemuthet wurde, mag man daraus ersehen, daß auf einer Höhe bei Damascus das Wohnhaus des Kain gezeigt zu werden pflegte.

Nachdem unser Reisender zur See nach Palästina gekommen und die Pilgerfahrt des heiligen Landes in einer damals üblichen Reihenfolge und Vollständigkeit abgethan, entschließt er sich gegen den Rath seiner Freunde und aller erfahrenen Männer, zu Lande durch Kleinasien heimzukehren, ein Unternehmen, das freilich so lange als ein Wagniß gefährlichster Art gelten mußte, als Niemand versucht hatte, es in freundlichem Verhältniß zu den Bewohnern auszuführen.

Ein wohlwollender türkischer Mekkapilger aus Brussa, der gerade mit einer Karawane heimkehrte, nahm den burgundischen Edelmann zum Scheine unter seine Diener auf. Dieser erwirbt ein Pferd, welches ihn dann von Damascus bis Dijon getragen hat und kauft Vorräthe ein, was damals für das Reisen im Orient so nöthig war wie jetzt; nachdem er dann sein Gewissen durch die Beichte entlastet — auch seinem temporären Gebieter als captatio benevolentiae noch einen Topf mit grünem Ingwer aufgenöthigt, — tritt er seine Reise an in türkischer

[1]) Veröffentlicht in modernem Französisch von Legrand d'Aussy in den Mémoires de l'Institut, sc. mor. et polit. t. V an XII S. 422—637. Das aus Brüssel stammende Manuscript befindet sich jetzt in Paris („un gros volume in folio numeroté 314 relié en bois avec basane rouge et intitulé au dos „Avis directif de Brochard"") und dürfte wohl Anspruch auf erneuete Beachtung haben. Ein Miniaturbild stellt da den Ritter knieend neben seinem treuen Roß dar, wie er seinem Herrn das Manuscript überreicht.

Tracht, wie sie der Sultan christlichen Reisenden zu ihrer eigenen Sicherheit gestattete. Für alle Fälle hatte sich der praktisch angelegte Bertrandon eine kleine Liste nothwendiger Worte in türkischer Sprache aufschreiben lassen, die er schön und leicht fand; doch nahm sich gleich von vorn herein ein Circassier mit der den Muselmanen eigenen Barmherzigkeit seiner an. Da sie aber beide kein Zelt haben, wie es vornehme Reisende auch damals mit sich zu führen pflegten, so schlafen sie oft genug im Freien und unter Bäumen. Hier lernte ich, sagt unser Reisender, auf der Erde zu schlafen, Wasser zu trinken, türkisch zu sitzen und mit kurzen Steigbügeln zu reiten. Brod, Käse und Milch sind seine Hauptnahrung; gibt es Fleisch von Schafen oder Ziegen, so ist es getrocknet oder fast roh; ein Fest macht eine Gans, an der er mit seinem Circassier drei Tage zehrt; zwei Mal in fünfzig Tagen kommt er zu Wein.

Denkt man dabei des Alterthums, so erkennt man das klar, der orientalische Hirtenstamm hat seinen Charakter der Lebensweise der Halbinsel aufgedrückt. Aber die Route, die Bertrandon in schräger Richtung von der untern südöstlichen Ecke des Landes bis oben zur nordwestlichen verfolgte, fand er im Ganzen bis auf die hohen Berge bevölkert genug, besonders in der Nähe der größeren Orte wasser-, baum- und gartenreich. Ueberall in den Städten traf er außer der muselmanischen Bevölkerung und einigen fränkischen Kaufleuten nur Abenteurer, Genuesen, Venetianer, Katalanen und Andere, die nur beweisen, daß der Orient schon damals vielfach den europäischen Bodensatz in sich sammelte, ein Asyl für Solche, die im Abendlande leiblich, besonders aber sittlich obdachlos geworden waren.

Das Land durchzogen Turkmenen, die rauheren Brüder der Türken, treu der alten nomadisirenden Gewohnheit ihres Volkes; sie hausten in blauen und weißen baumwollenen Zelten, die fünfzehn bis sechzehn Menschen fassen konnten; „das sind ihre Wohnungen, sagt Bertrandon, und wie wir in unsern Häusern, so besorgen sie da die ganze Wirthschaft, nur daß sie kein Feuer darin anzünden.“ Ihr Reichthum bestand in Heerden: Ziegen und Schafe zur Nutzung, zur Fortbewegung von Lasten und Menschen Ochsen, Büffel und Pferde. Jede Abtheilung hatte ihren Oberen, dem die Einzelnen unbedingt sich unterordneten; fast Zug für Zug dasselbe Gemälde, wie 350 Jahre vor Bertrandon und 450 nach ihm.

Ein besonderes Achten auf die Reste des Alterthums wird man von einem Reisenden jener Zeit nicht verlangen, dennoch drängten sich ihm auf Schritt und Tritt die Unterschiede zwischen einst und damals auf; an allen Wegen fand er zerstörte Burgen, da war kein größerer Ort, der nicht vordem bedeutender, fester, wohnlicher gewesen. Freilich hatten erst dreißig Jahre früher Tamerlan und seine asiatischen Scharen hier raubend und zerstörend gehaust.

Wenngleich unser Reisender auch „böse Menschen“ getroffen, so macht ihm doch die Verläßlichkeit und Biederkeit der Türken im Allgemeinen den tiefsten Eindruck: „ich habe sie immer treu und loyal gefunden, sie bieten dem Hungernden Speise, sind mäßig, würdevoll, ruhig und, wie er hinzusetzt, machen mehr Lärm zehn von uns als tausend von ihnen.“

Das Geheimniß ihrer großen militärischen Erfolge ist die Disciplin, der unbedingte Gehorsam. In der inneren Verwaltung freilich, soweit sich das aus

Bertrandon erkennen läßt, war die gleiche Sorglosigkeit, Willkür und Ungeschick; nur hatten diese Factoren noch nicht lange genug gewirkt, auch die anderen Nationen waren noch nicht weit genug entwickelt, und die Verhältnisse lagen überhaupt noch zu einfach, um den Fluch dieser systematischen Systemlosigkeit bereits erkennen zu lassen.

Nur oben im Norden am Marmarameer, Byzanz gegenüber, erwähnt der Reisende noch starke griechische Bevölkerung, welcher aber der römische, abendländische Katholik noch verhaßter war als der Türke, ein unnatürliches Verhältniß, das nicht wenig zum Ruin von Byzanz beigetragen hat.

Im Uebrigen war der Wechsel durchaus vollzogen, das Land war türkisch geworden, selbst am byzantinischen Hofe, der freilich nur noch 20 Jahre existiren sollte, waren schon einzelne ritterliche Uebungen der Türken angenommen worden.

Wir können Bertrandon nicht weiter begleiten, von so mannigfachem historischen Interesse auch seine weiteren Erlebnisse sind, besonders eine Audienz bei Sultan Murad II. Welchen Demüthigungen waren damals Europäische Würdenträger im Osten ausgesetzt! Seinen ganzen Bericht, der für seinen Herrn niedergeschrieben war, durchziehen Rathschläge für einen Angriff gegen die Türken; denn noch spukte in den Köpfen, und nachweislich bei Philipp dem Guten selber der Gedanke eines neuen Kreuzzuges.

Nach vierzehnmonatlicher Abwesenheit kehrte Bertrandon durch Deutschland heim; überall empfing man ihn mit offenen Armen und bewunderte sein abenteuerliches Wagniß. Einzelne Stellen seines Berichtes lassen schließen, daß er für seine ganze Pilgerfahrt nicht 200 Ducaten verbraucht hat, auch ein Characteristicum des durchreisten Landes.

Aus den Nachrichten mehrerer folgender Jahrhunderte läßt sich kein Gesammtbild gewinnen; es sind theils officielle Sendungen, theils abenteuernde Touren in den zugänglicheren Theilen der Küsten, auch schon Reisen mit wissenschaftlichen Zwecken. Doch theilt Kleinasien, obgleich so nahe gerückt an Europa, im Ganzen doch das Geschick fremder, ganz unbekannter Länder, deren Erforschung mit abenteuernden Zügen zu beginnen pflegt, dann in einer zweiten Periode mit einer Auslese des Merkwürdigsten fortgesetzt und erst zuletzt systematisch in Angriff genommen wird.

Die zweite Epoche beginnt für Kleinasien mit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts und schließt etwa ab mit dem dritten Jahrzehnt des unsrigen. Ein durchgehends freundliches Verhältniß der reisenden Abendländer zur Bevölkerung und damit eine genauere Kenntniß von Land und Leuten war auch in diesem Zeitraum noch nicht zu erreichen; und wenn ein solches im Wunsch der Hohen Pforte gelegen hätte, so würde ihre Macht nicht ausgereicht haben, es herbeizuführen. Nur die Küsten waren, besonders durch englische Schiffe, genau aufgenommen und bekannt geworden, auch sie bisweilen nicht ohne ernste Gefahr.

Erst vor einem halben Jahrhundert ist durch den großen Neuerer Mahmud II., den Vernichter der Janitscharen, eine neue Aera, auch eine ganz andere Möglichkeit zu reisen, eröffnet worden. Es ist ein tragisches Geschick, daß der erste Herrscher, der nicht blos die Gebrechen seines Landes und ihre Gründe

erkannte, sondern auch sie zu bessern energisch bestrebt war, daß gerade dieser Herrscher es ist, unter welchem Griechenland und Aegypten sich von der Hauptmasse des Reiches losrissen, unter dem damit der Zerfall des Osmanischen Reiches, der Rückgang auf dem Wege der einstigen Ankunft begann. So rächen sich die Sünden der Väter nicht blos durch das, was sie verursachen, sondern auch durch das „Wie" und „Wann" ihres Wirkens.

Endlich haben dann die Combinationen des Krimkrieges einer ganz anderen Anschauung über die Europäer bei den Türken Bahn gebrochen, und die Möglichkeit schnellen Verkehrs und schneller Justiz. Dampfschifffahrt, sowie besonders die ausgedehnten Telegraphenleitungen bewirken, daß die Empfehlung der Hohen Pforte auch in entlegenen Gebieten respectirt wird. Jetzt ist doch in den meisten Fällen ein sehr freundliches Verhältniß des Reisenden zur Bevölkerung möglich, nur darf er dabei nicht als Wesen höherer Gattung über ihnen schweben wollen und auch nicht versuchen, in das einzudringen, was sie ängstlich verschließen, ihr Haus und Familienleben. Ja bei der unbestimmten, aber hohen Vorstellung von der Europäischen Macht und der Beziehung des Reisenden zu derselben darf dieser sich sogar mehr herausnehmen, als je einem Einheimischen verstattet sein würde. Man muß aus eigener Erfahrung wissen, welch' ein Mißbrauch von Europäern oft mit diesem Vorrecht oder besser Vorunrecht getrieben wird, um ihre Lamentationen häufig auf das gebürende Maß zurückzuführen oder auch die Spitze gegen sie selber zu wenden.

Es empfiehlt sich daher nicht mehr in irgend einer Beziehung wie zu Bertrandon's Zeit für kleinasiatische Reisen einheimische Tracht anzulegen, oder gar den Muselman zu spielen; ich halte das im Gegentheil nach meiner Erfahrung sogar für schädlich und für wissenschaftliche Reisende wenigstens nicht im Geringsten zweckdienlich. Denn bei einem Einheimischen würde das Interesse für Land und Leute, für Altes und Neues, Leben und Treiben auffallend, durchaus unerhört und verdächtig sein, mindestens die Absicht nach einer neuen Steuerauflage würde man wittern. Bei einem europäischen Reisenden wird das Interesse als etwas zwar Verrücktes, aber doch Gewöhnliches und Bekanntes hingenommen und befriedigt.

Aber noch immer, wie vor Jahrhunderten, muß der Reisende Alles mit sich nehmen, was er etwa für sich und seine Pferde bedarf, für viele Gegenden sogar die Wohnstätte, ein Zelt, Betten und Lebensmittel, die zum Theil gar nicht, zum Theil nur an größeren Orten erneuert oder ersetzt werden können. Wie überall in den Ländern der alten classischen Cultur im Orient liegen hier Alterthum und Gegenwart durchaus unvermittelt neben einander, zertrümmerte Größe und gesunkene Pracht in seinen Ruinen, eine bedürfnißlose Armseligkeit im heutigen Leben, und ein Land von dem Flächeninhalte Frankreichs trägt sicherlich nicht ein Drittel von dessen Bewohnern. Still und einsam wie längst verlassen und vergessen dehnen sich große Strecken des Landes hin. Unter diesen Umständen ist an eine Ausnützung der Hilfsquellen nicht zu denken, selbst wenn die Türken ein ackerbauendes Geschlecht geworden wären, was nicht der Fall ist. Weder der Boden noch das, was er in sich birgt noch auch, was auf ihm gedeiht an Waldungen — und es sind besonders im Süden herrliche übrig geblieben —

ist für diesen eingewanderten Stamm ein Gegenstand der Sorge, sondern verfällt unter ihren Händen, ein mühelos, ohne inneres Verdienst zugefallenes Erbe. Hierin soll kein Vorwurf liegen, nur die Aufstellung einer historischen Thatsache. Niemand kann hinaus über seine Natur, auch nicht ein Volk. Es ist bezeichnend für den festgehaltenen Nomadencharakter dieser Nation, daß ihre Häuser selbst in Constantinopel zum großen Theile nur aus Holz bestehen.

Wo nicht besondere Producte, wie Opium, Baumwolle, Krap die darauf verwendete Mühe überreichlich belohnen und besonders der griechische Handelstrieb anregend wirkt, da ist nur für das Lebensbedürfniß das nächste Weichbild der Orte bebaut und ungenützt dehnen sich die schönsten Flächen aus. In dieser ehemaligen Kornkammer der Römer hält es für den Reisenden oft schwer genug Getreide zu seinem täglichen Brode zu erhalten. Das läßt er alsdann in einer der spärlich verstreuten Mühlen, die Einem fast wie Bildungscentren vorkommen, zerreiben und durch eine gutwillige Türkin zu derselben Art von oblatendünnen Broden verbacken, wie sie bereits Bertrandon's Aufmerksamkeit erregten.

In den verfallenden Städten der Halbinsel hausen die längst seßhaft gewordenen Türken, die vornehmere Classe, in alter Unthätigkeit fort; ihre Freude an der Gartencultur läßt wenigstens die nähere Umgebung größerer Niederlassungen noch immer anmuthig und freundlich erscheinen. Nur die Bazare, die Kaufplätze der Orte, bieten durch ihre Buden, ihre ausgelegten Waaren, durch ab- und zugehende Käufer ein lebendigeres Bild. Aber todtenstill dehnen sich die übrigen türkischen Straßen aus, hohe kahle Wände rechts und links, die nur hoch oben bisweilen ein vergittertes Fenster durchbricht und unten die schweigsame Thür, die zum inneren Hof führt; um ihm concentrirt sich das Leben. Diese geheimnißvolle Abgeschlossenheit ist nicht der schwächste Factor in dem märchenhaften Eindruck, welchen der Orient auf den Abendländer zu machen pflegt. Doch theilt der muselmanische Osten diese Bauweise mit dem Alterthum und in den abgelegenen Straßen Pompejis kann man sich noch jetzt den gleichen Eindruck hervorrufen.

Auf den Räumen, welche die größeren Orte von einander trennen, begegnet der Reisende nur einzelnen kleinen Ansiedelungen der Turkmenen und dem Stamme der Yuruken, auch sie der Sprache nach Türken, wenn auch mit einzelnen sehr abweichenden Religionsansichten. Nur die Turkmenen haben es im Laufe der Jahrhunderte zu festen Niederlassungen in der Ebene gebracht, die sie aber fast die Hälfte des Jahres räumen, um mit ihren Heerden die frischen Weiden in den Bergen zu beziehen. Bei beginnendem Frühling beleben sich Berge und Thäler von den wandernden Scharen; Pferde und Kameele tragen ihre Zelte und den einfachen Hausrath, dessen Hauptstück ein großer kupferner Kessel ist, in Körbe sind die kleinsten Kinder gepackt, Männer und Frauen schreiten mit den Heerden hinterdrein, ein Miniaturbild alter Völkerwanderungen. Wie ehedem stehen sie unter einem Oberen, einem Aga, dem sie sich blindlings fügen, und der auch der eigentliche Besitzer der Heerden zu sein scheint, welche wie in alttestamentarischen Verhältnissen den Reichthum ausmachen. Auf den Bergen hausen sie in Zelten und nähren sich wesentlich von Brod, Käse und Milch wie vor achthundert Jahren.

In ähnlicher Weise, nur ganz ohne feste Ansiedelungen, immer in Zelten, lebt der Stamm der Yuruken; auch ihr Reichthum besteht in Heerden, auch sie vertauschen im Frühling die heißen unteren Ebenen mit den hohen lustigen Berghalden. Dann zeugt von ihrem Leben im unteren Lande nur der Tod: einsam und zusammenhangslos liegen da ihre Grabstätten in der brennenden Sonnengluth, von hohen dunklen Cypressen ernst und still überschattet. Nur der Name, den sie ihrer Niederlassung, der winterlichen wie der sommerlichen geben, haftet wie ein gegenstandsloser Schatten an dem Fleckchen Erde.

Keine gebahnten Straßen verbinden mehr Ort mit Ort, die Spuren der alten sind längst verwischt, auf den großen Pfaden, welche die Natur geschaffen, und die Jahrtausende nur kenntlicher getreten, ziehen die Kameelskarawanen mit melancholischem Geläut entlang: auf den weiten glatten Ebenen des Inneren dient wol auch noch der alt ursprüngliche Karren mit zwei vollen Rädern dem spärlichen Landbau. Abseits der natürlichen Hauptadern des Landes sind nur Saumpfade, welche Niemand zu finden weiß außer denen, die sie täglich betreten müssen, schwierig und oft gefährlich für Roß und Reiter.

Nur in den größesten Orten sind Chane — Herbergen —; im Uebrigen ist der Reisende, der nicht der Schnecke gleich sein eigenes Zelthaus mit sich führt, auf die Gastfreundschaft angewiesen, welche bei der mühseligen Art des Verkehres und der spärlichen Bewohnung das Reisen überhaupt erst ermöglicht, gleichsam ein natürliches Correctiv aller uncultivirt gebliebenen Länder. Wie gern gedenke ich ihrer wahrhaft patriarchalischen Gastfreundschaft! Ein Häuschen oder ein Zimmer mit einer Feuerstelle, dessen Unterhaltung ein Bewohner als fromme Pflicht über sich nimmt, steht auch in den kleinsten Orten für jeden Ankömmling bereit und wird mit Decken und Kissen und dem üblichen umständlichen Kaffeebereitungsapparat ausgestattet, sobald die Einkehr des Fremden kund wird; mangelt aber wirklich ein passender Raum, so räumt ihm der erste Beste gern seine Hütte.

Nun ist der Fremdling Hausherr im Gemache; er nimmt den Platz in der Ecke ein, der überall dem Wirthe gebürt und empfängt und bewirthet die Bewohner des Ortes, auch den Eigenthümer des Zimmers mit dem üblichen Willkommensgruße des Kaffees. Aber erst am Abend füllt sich der Raum mit Besuchern; ein Jeder bringt seine Fackel mit sich, einen Kienspan, den er ausgelöscht neben den Herd legt, um ihn beim Abgang wieder anzuzünden. Stumm und würdevoll begrüßen sie den Reisenden und setzen sich ihm gegenüber auf die Erde, lange in stummer Betrachtung. Denn es gilt für unanständig, den Angekommenen mit Fragen zu bestürmen, wie in der guten alten homerischen Zeit, und es ist gute Manier, nicht Natur bei ihnen, Neugier zu verbergen, welche sie, wenn sie sich unbeobachtet glauben, eben so gut verrathen wie alle übrigen Menschenkinder. Aber gutwillig beantworten sie die Fragen des Reisenden, den sein Beruf zur Neugier verurtheilt, daran kommt dann langsam das Gespräch in Fluß. Es stört sie aber auch nicht, wenn der Fremde arbeitet, schreibt, liest oder schläft, denn es interessirt sie doch, wie er es thut. Discret verschwinden sie dagegen, sobald sie sich für überflüssig halten, kurz eine Art der Gastfreundschaft, die ebenso bequem wie tactvoll ist.

Wohl kommen auch immer noch schwieriger zu behandelnde Ortschaften vor, da ist denn, wie zu Bertrandon's Zeit ein Gensdarm von Nutzen, der eine Wohnung bestimmt, alles Nöthige herbeischaffen läßt und die Preise festsetzt.

Die Erkundigungen führen freilich oft irre, denn den jetzigen Bewohnern fehlt ja jedes Verständniß für das, was der Fremde will; was sollten sie von einem Lande und dessen Vergangenheit wissen, mit der sie keinen Zusammenhang haben. Und versprengte Europäer, oft Abenteurer schlimmster Art findet der Reisende nur in den größeren Orten des Inneren; und auch da nur haben sich uralte Gemeinden von Griechen erhalten, die aber ihre Sprache längst vergessen haben und nur die ihrer Eroberer verstehen; nur die griechischen Buchstaben kennen sie und es gibt Gebetbücher für sie, welche in türkischer Sprache aber mit griechischen Lettern in Konstantinopel gedruckt sind. Doch die neue Generation, die Kinder lernen griechisch, die Knaben, um später an die Küsten und weiter zu ziehen, wo es mehr zu verdienen gebe; aber auch das künftige Geschlecht der Mütter wird griechisch reden und da liegt ein Symptom eines neu erwachenden Lebens, einer Veränderung der jetzigen Landesphysiognomie.

Vom platten Lande, wo sie ja schutzlos saßen, sind die Griechen verschwunden, nur einzeln als Hausirer durchziehen sie es noch bisweilen. Aber an der Westküste sitzen sie wiederum dichtgedrängt wie im Alterthum, hier breiten sie sich und ihr Gebiet unwiderstehlich aus mit der Absorptionskraft, welche ihr bester Bürge für die Zukunft ist, und das occidentalische Element, dessen Repräsentanten sie doch im Osten nun einmal sind, gewinnt hier wiederum unaufhaltsam an Boden. Auch darin liegt eine Regung neuen Lebens.

Nun sollen ja die kleinen Ansätze zum Seßhaften, welche auch bei den Turkmenen seit den letzten vier bis fünf Jahrhunderten sich gezeigt haben, nicht unterschätzt werden; nur auf solche Weise könnte endlich die Hauptmasse der Bevölkerung ein Interesse am Grund und Boden bekommen. Aber es ist doch die Frage, ob nicht diese neue, dem Volk fremdartige Lebensweise, jetzt nur noch mehr zu seiner schließlichen Entkräftigung beitragen würde, die schon vorbereitet ist durch die Armuth an Kindern.

Wenn man sich fragt, wie es möglich sei, daß hier ein ganzes, nicht barbarisches Volk im Wesentlichen unentwickelt bleiben konnte, so liegt das Geheimniß zum guten Theile in einer anscheinenden Tugend, der Genügsamkeit; bedürfnißlos zu sein ist ja eines der Haupthemmnisse für die Entwickelung des Lebens. Allein auch von dieser Seite fragt es sich, ob nicht die Eigenschaften eines solchen Volkes so durchaus ein Ganzes bilden, daß man nichts Wesentliches daran ändern darf, ohne sogleich den ganzen Bau zu erschüttern. Und das Experiment wird in diesem Falle Jedem sehr bedenklich erscheinen, der je die europäisch und modern gebildeten Türken Konstantinopels mit dem alten biederen Schlage verglichen hat. Endlich aber ist auch für den besten Freund der Türken, als welchen ich selbst mich fühle, wirklich nicht abzusehen, wie jetzt und in der Türkei noch auf Grund des Koran eine Cultur ermöglicht werden könnte, welche die Concurrenz mit der durch die neuen Verkehrsmittel so nahe gerückten europäischen aushielte. So ist der Rückgang der Türken nur eine Frage der Zeit auch für denjenigen, der ihn aus vielen Gründen beklagt.

So viel scheint klar, Kleinasien geht einem neuen Stadium entgegen; wie einst das Morgenland über diese Brücke vordrang, bis das Hellenenthum es zurückwarf, wie dann gleichsam eine zweite Reserve aus dem Osten in Gestalt der Türken vorrückte und wieder die westliche Bildung hinausdrängte, so scheint nun in rückläufiger Bewegung das Abendland auf's Neue die Halbinsel überfluthen zu wollen. In diesem Sinne ist die Ausbreitung der Hellenen, erscheinen die auf Kleinasien gerichteten Absichten der Engländer nur wie einzelne Schaken an einer Kette, wie eine langgezogene rückfließende Welle in dem Auf und Nieder der menschlichen Entwickelung.

Freilich ist das Innere Kleinasiens fast noch ausschließlich von Türken bewohnt, und hier, wo nicht die Berührung mit oft sehr fragwürdigen europäischen Elementen sie demoralisirt hat, sind ihre guten Eigenschaften frei entwickelt; aber dennoch, wer deshalb glaubt, Kleinasien wenigstens werde den Türken bleiben, der übersieht eben die Ansätze occidentalischer Bildung, er verkennt die Bewegung der Geschichte, die niemals zwar sich wiederholt, aber nach ewigen großen unveränderlichen, weil im Menschen selber ruhenden Gesetzen sich erneuet, nicht in einzelnen Ereignissen, sondern in den großen Zügen der Entwickelung.

Wohl erwachsen, blühen und altern Länder wie Menschen, aber sie können sich verjüngen — durch sehr vielfache Factoren: das wissen Alle für Italien, für Griechenland ist es den näherstehenden klar, für die anderen Länder der Balkanhalbinsel ist es freilich noch ein frommer Wunsch.

Wenn je ein Land des Schicksals Wechsel erfahren, gealtert hat, so ist es Kleinasien. Ob es auch jetzt aus seinem Jahrhunderte langen Traumdasein zu neuem Leben erwachen wird? diese Frage, welche aus jeder Ruine, jedem verödeten Landstrich, aus den verbrannten Wäldern und den Zelten der Nomaden dem Reisenden immer auf's Neue und dringender sich entgegenstellt, werden nicht Jahrzehnte, sondern erst Jahrhunderte lösen. Keine Ungeduld kann das beschleunigen, die scheinbare Schnelligkeit von Entwickelungen darf die Mitlebenden nicht täuschen. Wir müssen uns damit zufrieden geben, ein stetes Fortleben des Landes in den Wandelungen zu erkennen, von denen auch der vermeintliche Stillstand sich nur als eine Epoche ausweist. Was uns tröstet und ermuthigt, sind bis jetzt nur einzelne verlorene Lichtstrahlen, hie und da aufleuchtend aus dem Dunkel, aber wir wissen noch nicht einmal gewiß, ob sie Irrlichter sind oder wirklich der Beginn einer neuen vollkommenen Erhellung.

Ueber Kurzsichtigkeit, Bücherdruck und Schulärzte.

Von

Prof. **Hermann Cohn** in Breslau.

I.

Man glaubte früher — und selbst neuere Lehrbücher der Physik haben den Irrthum noch nicht berichtigt — daß zwei Arten von Augen einander gegenüberzustellen seien: kurzsichtige und weitsichtige. Man definirte sogar diese angeblich entgegengesetzten Augen durch das allerliebste Bonmot: „Der Weitsichtige sieht beinahe (bei Nahe) nichts, und der Kurzsichtige sieht beiweitem (bei Weitem) weniger".

Dank den Forschungen des Prof. Donders in Utrecht weiß man heute, daß die Weitsichtigkeit nicht allein nicht der Gegensatz der Kurzsichtigkeit ist, sondern daß sie sich sogar mit dieser vereint bei demselben Individuum finden kann. Donders zeigte, daß der Gegensatz der Kurzsichtigkeit die Uebersichtigkeit sei.

Er wies nach, daß man drei Arten Augen unterscheiden müsse: 1) solche, deren Axe von vorn nach hinten die richtige Länge hat, normalsichtige oder emmetropische (ἐν μέτρῳ ὤψ, im richtigen Maße sehende); 2) solche, deren Axe von vorn nach hinten zu lang ist, kurzsichtige, oder myopische (von μύειν, blinzeln, wegen der Angewohnheit der Kurzsichtigen, bei Fernblick die Augenlider zusammenzukneifen), und 3) solche, deren Axe von vorn nach hinten zu kurz ist, übersichtige oder hypermetropische (über das Maß hinaussehende).

Der Emmetrop bedarf zur Fernsicht gar keines Glases, der Myop eines Concavglases, der Hyperop eines Convexglases; die beiden letzten Zustände sind also wahre Antipoden; der Myop hat eine zu lange, der Hyperop eine zu kurze Augenaxe.

Alle drei Arten von Augen können weitsichtig oder presbyopisch werden, sobald im Alter ihr Sehen in der Nähe abnimmt; diese Weitsichtigkeit ist so wenig eine Krankheit, als das Ergrauen der Haare, es ist eine Alterserscheinung, beruhend auf einer verringerten Kraft des Muskels, welcher die Kristalllinse bei Nahesehen krümmt.

Das Wesen der Myopie ist also erwiesenermaßen die Verlängerung der Augenaxe, und es frägt sich zunächst: wie entsteht dieselbe?

Bei nur wenigen Menschen ist sie angeboren; von allen Fachgenossen wird es als Seltenheit bezeichnet, wenn sie bei einem Kinde unter 5 Jahren vorkommt!

Dagegen stimmen alle Forscher überein, daß sie durch Thätigkeit in der Nähe, besonders während der Schulzeit entsteht.

Schon vor 40 Jahren lenkte das Brillentragen der Gymnasiasten die Aufmerksamkeit der badischen Behörden auf diesen wichtigen Gegenstand. Letztere zogen Erkundigungen ein, ein Gleiches that Dr. Szokalsky in Paris; allein man untersuchte die Augen der Kinder nicht ärztlich. Prof. E. v. Jäger in Wien gebührt das Verdienst, im Jahre 1861 zuerst 200 Kinder objectiv mit dem Augenspiegel geprüft zu haben; er fand in einem Waisenhause 55 %, in einer Privat-Erziehungsanstalt 80 % kurzsichtig; er erklärte aber selbst, daß seine Zahlen für allgemeine Schlüsse zu klein seien.

Ich begann im Jahre 1865 die Schulkinder meiner Vaterstadt zu untersuchen und glaubte, nachdem ich 5 Dorfschulen, 20 Elementarschulen, 2 Mittelschulen, 2 höhere Töchterschulen, 2 Realschulen und 2 Gymnasien, im Ganzen 33 Schulen mit 10,060 Kindern geprüft, die folgenden drei Gesetze[1]) aufstellen zu dürfen.

1) In den Dorfschulen existiren kaum Kurzsichtige; ihre Zahl nimmt aber mit den steigenden Ansprüchen, welche die Lehranstalten an das Auge stellen, von Schulkategorie zu Schulkategorie stetig zu und erreicht die höchste Höhe in den Gymnasien.

2) Die Anzahl der kurzsichtigen Schüler steigt von der untersten bis zur obersten Classe fast stetig in allen Anstalten.

3) Der Durchschnittsgrad der Myopie nimmt von Classe zu Classe zu, d. h. die Kurzsichtigen werden immer kurzsichtiger.

Meine damaligen Untersuchungen sind nicht ohne Controlle geblieben; mit der größten Energie wurden sie in vielen Städten Europa's und Amerika's wiederholt und zu meiner größten Freude überall bestätigt.

Im Jahre 1868 prüfte Dr. Thilenius die Gymnasiasten zu Rostock, 1870 Dr. Schultz die Gymnasiasten zu Upsala, 1871 Dr. Erismann 8 Gymnasien, 4 deutsche Schulen und 1 Mädchengymnasium zu Petersburg, Dr. Maklakoff eine Schule in Moskau, 1873 Dr. Krüger das Gymnasium in Frankfurt, H. v. Hoffmann 4 Schulen in Wiesbaden, 1874 Dr. A. v. Reuß ein Gymnasium in Wien, Dr. Ott und Dr. Ritzmann das Gymnasium in Schaffhausen, Dr. Burgl eine Töchterschule in München, Prof. Dor 3 Schulen in Bern, 1875 Dr. Conrad 3 Gymnasien in Königsberg, 1876 Dr. Scheiding das Gymnasium in Erlangen, Dr. Koppe 4 Schulen in Dorpat, Prof. Pflüger in Luzern 4 Schulen, Dr. Loring und Derby mehrere Schulen in New-York, 1879 Dr. Emmert in Bern 15 Schulen, Dr. Kotelmann in Hamburg 8 Schulen, Dr. Classen in Hamburg eine Realschule, Prof. O. Becker in Heidelberg 2 Schulen, Dr. William, Agnew und Derby in Cincinnati, New-York und Boston verschiedene Colleges, 1878 Dr. Niemann in Magdeburg 2 Gymnasien, Dr. Seggl in München das Cadettencorps, Prof. Dor in Lyon ein Lyceum, Dr. Haenel in Dresden 8 Schulen, Dr. Reich in Tiflis

[1]) Untersuchungen der Augen von 10,060 Schulkindern nebst Vorschlägen zur Verbesserung der den Augen schädlichen Schuleinrichtungen. Leipzig, 1867.

4 Schulen, 1879 Dr. Just in Zittau 4 Anstalten und Dr. Florschütz die Coburger Schulen[1]). Im Ganzen liegen also über 30 sehr zuverlässige Mittheilungen von competenten Augenärzten vor, welche die Resultate höchst mühsamer Untersuchungen von mehr als 40,000 Schülern enthalten.

Ich habe die Namen der Autoren und die Städte, in denen die Untersuchungen stattgefunden, hier absichtlich sämmtlich genannt, damit endlich einmal die Behauptung aus der Welt geschafft werde: die besorgnißerregende Zunahme der Myopie sei gar nicht erwiesen, eine Behauptung, die vor Kurzem sogar von einem Regierungscommissar im preußischen Abgeordnetenhause wiederholt wurde.

Stellt man die Endresultate aller genannten Beobachtungen zusammen, so zeigt sich, daß durchschnittlich in den Dorfschulen kaum 1 %, in den Elementarschulen 5—11 %, in den Töchterschulen 10—24 %, in den Realschulen 20—40 % und in den Gymnasien zwischen 30 und 55 % Myopen gefunden wurden!

Die Studenten sind bisher nur in Breslau und in Tübingen untersucht worden. Ich fand im Jahre 1867: 53 % unter katholischen Theologen, 55 % Juristen, 56 % Mediciner, 67 % evangelische Theologen und 68 % Philosophen kurzsichtig. Im Juli 1880 untersuchte ich nochmals unsere Mediciner und constatirte unter den Studenten, die das Examen physicum noch nicht gemacht hatten, 52 %, unter den Candidaten, die das Examen bereits bestanden, 64 % Myopen; ich bin überzeugt, daß die Arbeit zum Examen hier, wie bei anderen Staatsprüfungen (der Juristen und Philologen) zur Vermehrung der Kurzsichtigkeit beigetragen hat. Es ist sehr schwierig, die Studirenden zu dergleichen Untersuchungen zusammen zu bekommen; wie nützlich sie aber für dieselben sein können, folgt daraus, daß ich bei 11 Medicinern falsche Brillen fand. Nur Dr. Gärtner ist es vom Jahre 1861 bis 1879, also im Laufe von fast 20 Jahren, gelungen, 634 Studenten des evangelisch-theologischen Stifts in Tübingen zu prüfen — er fand die fast unerreichte Zahl von 79 % Myopen!

Was die Nationalität anbetrifft, so fanden sich auf den Gymnasien zu Upsala 37, Petersburg 31, Dorpat 55, Lyon 22, Tiflis 37, New-York 27, Boston 28 % Myopen. Das berechtigt durchaus noch nicht zu dem so verbreiteten und stets wieder abgeschriebenen Satze, daß gerade nur die deutsche Schuljugend den zweifelhaften Vorzug habe, in so großer Zahl von Myopie heimgesucht zu werden.

In den Dorfschulen Deutschlands fand man eben so wenig Kurzsichtige, als in den Negerschulen Amerika's, in denen Callan 3 % Myopen constatirte. Erismann fand in den Petersburger Gymnasien 34 % Russen und nur 24 % Deutsche, Reich in Tiflis 30 % Russen, dagegen 38 % Armenier und 45 % Georgier kurzsichtig. Hingegen zeigten sich freilich in Luzern von 529 Schullehrern nur 14 % Welschschweizer, jedoch 24 % Deutschschweizer bei Pflüger's Prüfungen myopisch, und Loring und Derby machten 1876 darauf aufmerksam, daß in New-York

[1]) Die für jede einzelne Anstalt und Classe gefundene Procentzahl Kurzsichtiger habe ich in den Tabellen zu meinem auf der Naturforscher-Versammlung zu Danzig gehaltenen Vortrage „Ueber Schrift, Druck und überhandnehmende Kurzsichtigkeit" angegeben. Siehe Tageblatt Nr. 3 der naturforsch. Versammlung 1880, 19. Sept.

nur 14 % Kinder irischer, 20 % amerikanischer, jedoch 24 % Kinder deutscher Eltern kurzsichtig waren. Ich konnte im Jahre 1867 beim internationalen Congreß der Aerzte in Paris getrost jeden Brillenträger deutsch anreden und erhielt sicher eine deutsche Antwort. Es ist also wol möglich, daß wir Deutsche, bei denen schon seit Generationen der Schulzwang besteht, bereits mehr zur Myopie disponirt sind; aber spruchreif ist die Frage noch durchaus nicht, weil noch verhältnißmäßig zu wenig außerdeutsche Schulkinder bisher geprüft wurden. Vergleicht man die Zahlen aller Autoren, so findet man, daß überall wie in Breslau, in allen Lehranstalten die Zahl der Myopen von Classe zu Classe steigt, und wahrhaft erschreckend und niederschmetternd sind die Zahlen in Secunda und Prima der Gymnasien und Realschulen. Sie schwanken zwischen 35 und 60 %; im Gymnasium zu Hamburg und Dorpat waren 61 %, zu Frankfurt 64 %, im Elisabeth-Gymnasium zu Breslau und in Zittau 65 %, in der Realschule zu Bern 66 %, im Kloster-Pädagogium zu Magdeburg 70 %, im Dom-Gymnasium daselbst 75 %, in Erlangen 80 % und in Heidelberg 100 % der Primaner kurzsichtig.

Ziehe ich den Durchschnitt der Befunde von 25 deutschen und schweizer Gymnasien mit 9096 Schülern, so steigt die Zahl der Kurzsichtigen von Sexta bis Prima in folgenden Procentsätzen: 22, 27, 33, 46, 52, 53 %!

Obgleich doch diese Zahlen deutlich genug sprechen, gibt es noch immer Leute, welche zweifeln, daß die Kinder auf der Schule kurzsichtig werden. Um diese zu überzeugen, demonstrirte ich es ihnen ad oculos im Jahre 1871, indem ich dieselben Schüler im Friedrichs-Gymnasium zu Breslau nach drei Semestern wieder prüfte; dabei fand ich 17 der früher normalsichtigen bereits kurzsichtig und über die Hälfte der schon bei der ersten Untersuchung myopisch gefundenen noch kurzsichtiger geworden. In noch ausgedehnterer Weise, aber mit gleichem Effecte wiederholte diesen Versuch Dr. A. v. Reuß im Leopoldstädter Gymnasium zu Wien, Dr. Seggl im Cadettencorps zu München und Dr. Derby in Boston.

Endlich ergeben alle Untersuchungen, daß von Classe zu Classe stärkere Grade von Myopie auftreten. Man hat seit wenigen Jahren die alte Bezeichnung der Brillennummern aufgegeben und nennt die Brillen nicht mehr nach ihren Brennweiten in Zollen, sondern nach ihrer berechnenden Kraft in Metern. Die lichtbrechende Kraft einer Linse, deren Brennweite 1 m beträgt, hat man eine Dioptrie genannt; das ist Glas Nr. 1, entsprechend etwa der alten Zollnummer 36, Nr. 2 ist ein Glas, dessen Brennweite in $^1/_2$ m liegt = etwa alte Nummer 18, 3 in $^1/_3$ m = alte 12, 4 in $^1/_4$ m = alte 9 u. s. f. Früher waren die niedrigen Zahlen die stärksten Gläser, heut sind es die schwächsten. Conrad fand bei 3036 Gymnasiasten in Königsberg von Septima bis Prima als durchschnittliche Gläser der Myopen: 1,0; 1,3; 1,0; 1,3; 1,6; 1,9; 2,7 Meterglas. Nimmt man den Durchschnitt aller auf einer Schule nothwendigen Brillennummern, so hat man gewissermaßen den Durchschnittsgrad der Myopie an dieser Anstalt; dieser betrug in unseren Dorfschulen 1,7 Meterlinse = etwa alter Zollnummer 28, war also sehr schwach; dagegen unter den Studenten schon 2,7 Meterlinse = etwa alter Zollnummer 13, also bedeutend höher.

Nach alledem steht es unwiderruflich fest, daß wir uns vor einer ungeheueren Epidemie oder Endemie, vor einer nationalen Calamität befinden, die nicht allein unseren friedlichen Beschäftigungen Gefahr bringt, sondern die auch die Schlagfertigkeit unseres Heeres bedroht; denn der kurzsichtige Soldat ist im Felde, wo ihm die Brille sehr leicht zerbricht oder abhanden kommt, nicht brauchbar. Es ist daher unsere Aufgabe, alles aufzubieten, um den Ursachen dieses immer mehr sich ausbreitenden Uebels nachzuforschen und sie mit Energie zu beseitigen.

II.

Es kann hier nicht der Ort sein, alle Factoren aufzuführen, die das Auge myopisch machen können; jedes anhaltende Sehen in die Nähe kann Myopie erzeugen; daher werden schlechte Schultische, schlechte Beleuchtung, viel Lectüre, schlechte Schrift und schlechter Druck zu vermeiden sein. Da nun der Begriff „schlechter Druck" bisher noch niemals eingehender definirt wurde, so wollen wir uns für heute nur etwas ausführlicher mit diesem beschäftigen und die beliebtesten Journale einmal in Bezug auf diesen Punkt vergleichen.

Bei Beurtheilung eines Druckes handelt es sich in erster Linie um die Größe der Buchstaben. In Frankreich hat man den typographischen Punkt als Einheit adoptirt; derselbe war in den verschiedenen Druckereien allerdings nicht gleich groß; in der Officin von Fournier betrug er 0,35 mm, in der von Didot 0,376 mm, in der Nationaldruckerei mißt er 0,4 mm. Letzterem entsprechend nennt man in Frankreich eine Schrift, deren Höhe 3 solcher Punkte von 0,4 mm Einheit beträgt: Diamantschrift, von 4 Punkten: Perl, 5 Pariser, 6 Nonpareille, 7 Mignon, 7½ Text, 8 Gaillard, 9 Petit-Romain, 10 Philosophie, 11 Cicero u. s. f. Die Typen sind bekanntlich Bleiplatten, auf deren oberen Ende der Buchstabe erhaben gegossen ist; die Säule, auf welcher der Buchstabe, das Bild, erscheint, heißt der Kegel. Jene Zahlen beziehen sich auf die Größe des Raumes, auf dem das Bild erscheint; dieser ist für alle Buchstaben gleich groß, während ja die Buchstaben selbst verschieden groß sind; es gibt kurze, die weder oben noch unten überragen, und lange, die oben, unten oder oben und unten hervorragen. Selbst wenn wir nun in Deutschland in den Druckereien die Einheit des Punktes wie in Frankreich hätten, so wäre damit wenig für den Leser gewonnen, der nur die gedruckten Buchstaben und nicht die Typenkegel vor sich hat. Und um die Größen der Buchstaben handelt es sich allein bei Messungen.

Ich habe daher vorgeschlagen, einfach mit dem Millimetermaßstab die Buchstaben zu messen, und zwar das „n"; dieses wählte ich am Liebsten, weil es die Zeile nicht überragt, im lateinischen Druck (Antiquaschrift) im ersten Strich ein vollkommenes Rechteck bietet, und im deutschen Druck (Fracturschrift) durch präcise Enden ausgezeichnet ist. So fand ich, daß ein „n" der Perlschrift etwa 0,75 mm, ein n der Nonpareilleschrift 1 mm, n der Petitschrift 1¼ mm, n der Corpusschrift 1½ mm, n der Ciceroschrift 1¾ mm und ein n der Mittelschrift 2 mm groß ist. Der Name Corpusschrift und Ciceroschrift

rührt bekanntlich von Ausgaben des Corpus juris und des Cicero her, die früher in diesen Typen gedruckt wurden.

Beifolgende Druckproben mögen das Gesagte veranschaulichen.

Nonpareille Fraktur n = etwa 1 mm hoch.

1,5 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die Wanderausstellung des großen Gyps-

Nonpareille Antiqua n = 1 mm hoch.

1,5 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die Wanderausstellung des großen Gyps-

Petit Fraktur n = etwa 1,25 mm hoch.

2 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die

Petit Antiqua n = 1,25 mm hoch.

2 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und

Corpus Fraktur n = etwa 1,5 mm hoch.

2,5 mm Durchschuss.*)

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann

Corpus Antiqua n = 1,5 mm hoch.

2,5 mm Durchschuss.*)

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt

Cicero Fraktur n = etwa 2 mm hoch.

3 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick

Cicero Antiqua n = 1,75 mm hoch.

3 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick

Petit Schwabacher n = etwa 1,25 mm hoch.

2 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die

Corpus Schwabacher n = etwa 1,5 mm hoch.

2,5 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jeder-

In der „Deutschen Rundschau" mißt das „n" von der untersten bis zur obersten Spitze fast 2 mm, der rein rechteckige Raum, der also überall gleich dick ist, mißt $1^1/_2$ mm, hat demnach eine genügende Größe.

Es gibt bisher noch keine Regeln für die kleinsten dem Auge zu gestattende

*) Diese Probe zeigt die **kleinste** Schrift und den **kleinsten** Durchschuss, der in Schulbüchern gestattet werden dürfte.

Letterngröße. Die Distanz, bis zu welcher ein Buchstabe von bestimmter Höhe vom normalen Auge gesehen werden kann, ist nicht maßgebend. Es kann z. B. die kleinste Nonpareilleschrift auf voriger Seite vom gesunden Auge noch allenfalls bis 70 oder 80 cm und die Schrift der „Rundschau" sogar bis zu $1\frac{1}{4}$ m entziffert werden; allein es handelt sich ja bei der Lectüre darum, daß die Buchstaben leichtlesbar sind, d. h. daß sie ohne Anstrengung, fließend, auf die Dauer und bequem in einer Entfernung von $\frac{1}{2}$ m gelesen werden können. Ich glaube, daß Buchstaben, die kleiner als $1\frac{1}{2}$ mm sind, das Auge auf die Dauer schädigen. Man vergleiche nur die „literarische Rundschau" dieses Journals mit den Original-Artikeln; da sieht man, was $\frac{1}{4}$ mm ausmacht; in der „literarischen Rundschau" ist der Strich des n von der oberen Spitze bis zur unteren nur $1\frac{7}{10}$ mm, in den Original-Artikeln dagegen fast 2 mm, wie viel anstrengender ist die Lectüre der „literarischen Rundschau"!

Messen wir die Buchstaben in den gelesensten belletristischen und illustrirten Journalen, so finden wir in der „Rundschau" und in den „Grenzboten" 2 mm, in „Westermann's Monatsheften", im „Ausland", in der „Gegenwart", im „Magazin für die Literatur des Auslandes", im „Daheim" 1,75 mm, in der „allgemeinen Modenzeitung", in einzelnen Artikeln der „Gartenlaube", der Leipziger „Illustrirten Zeitung" und von „Ueber Land und Meer" 1,5 mm. Leider aber wird dieses kleinste zulässige Maß überschritten durch den vielen Petitdruck von 1,25 mm im „Bazar", der „Modenwelt", in vielen Artikeln der genannten illustrirten Zeitungen, in den literarischen Neuigkeiten des „Magazin für die Literatur des Auslandes"; direct krankmachend sind die knapp 1 mm hohen Buchstaben in den „Neuigkeiten vom Büchermarkt" in der Leipziger Illustrirten Zeitung, in der „Briefmappe" von Ueber Land und Meer, in den seitenlangen Beschreibungen der Abbildungen der Modenwelt. Auch diese Artikel werden ja und namentlich die letztgenannten viel gelesen; hier ist dringend baldige Abhilfe nöthig.

Wie wenig man bisher auf diese doch gewiß wichtige Frage geachtet, kann man wol daraus entnehmen, daß selbst augenärztliche Zeitschriften und Lesebücher stellenweise Lettern von etwa 1 mm Höhe, also fast Nonpareilleschrift enthalten.

In vielen Zeitungen finden wir namentlich bei den Kammerverhandlungen Buchstaben von $1\frac{1}{4}$ mm Höhe, in den Inseraten der neuen freien Presse sogar von 1 mm!

Die am meisten von den Behörden empfohlenen Schulbücher[1]) haben oft kläglichen Druck; die Buchstaben in Plötz', Zumpt's, Krüger's, Ellendt's Grammatik sind nur 1,25 mm, und in den Wörterbüchern von Georges, Rost, Schuster und Regnier und Thieme nur 1 mm, ja in Sydow's und in Lichtenstein's Atlas sogar nur $\frac{1}{2}$ mm groß!

Die Schulbehörden dürften sich nicht begnügen, den Inhalt der zu empfehlenden Bücher zu studiren, mit dem Millimetermaßstabe in der

[1]) Genaue Messungen derselben findet man in der Tab. V. zu meinem in Danzig gehaltenen Vortrage.

Hand müßten sie von jetzt ab jedes Schulbuch prüfen und es unerbittlich auf den Index prohibitorum librorum setzen, wenn die Buchstaben kleiner als 1,5 mm sind. Diejenige Verlagsbuchhandlung müßte bevorzugt werden, welche nur 2 mm hohe Lettern gestattet!

Auf einen hochwichtigen Punkt hat Javal in Paris aufmerksam gemacht; er fand, daß in den Schulbüchern der Anfänger die Buchstaben sehr schnell an Größe abnehmen, noch ehe die Kinder sich die Bilder der Lettern so genau eingeprägt haben, daß sie sie leicht lesen können. Sehen wir uns in dieser Hinsicht das von der preußischen Regierung ganz besonders empfohlene deutsche Lesebuch für die untere Stufe von Schulrath Bock (16. Auflage 1879) an, so finden wir, daß auf Seite 7 die Buchstaben 4,5 mm, auf Seite 9 schon 3 mm, auf Seite 11: $2^1/_2$ mm, Seite 17: 2 mm und Seite 45 bereits 1,5 mm groß sind, also im ersten Unterricht, in der untersten Stufe bereits auf die kleinste für Erwachsene zu gestattende Größe herabsinken. Javal schlägt mit Recht vor, durch Versuche festzustellen, wie groß der Druck in den verschiedenen Klassen sein muß, damit kein einziges Kind trotz schlechter Beleuchtung sich der Schrift zu nähern braucht.

Von wesentlicher Bedeutung für die Leichtigkeit der Lectüre ist ferner der Durchschuß, die Interlignage. Bekanntlich schieben die Setzer kleine Lineale zwischen die Zeilen, damit die unteren langen und oberen langen Buchstaben sich nicht berühren. Jedermann weiß, daß die Lesbarkeit durch den Contrast erhöht wird; je dunkler die Schrift und je heller das sie umgebende Papier, desto deutlicher und leichter ist dieselbe zu lesen. Werden aber die Zeilen dicht an einander, oder wie man technisch sagt compreß gedruckt, so ermüden wir, weil der Contrast jeder Zeile gegen den hellen Untergrund ein zu geringer ist. Die Zeilen schwimmen in einander; sie zu trennen, strengt das Auge an. In Prachtausgaben wird daher auch der Durchschuß besonders splendid gemacht. Als gut durchschossen betrachte ich ein Buch, bei dem die Entfernung der kurzen Buchstaben über einander 3 mm beträgt. Natürlich erscheinen die Linien ja doch viel näher an einander, da ja dann die nach oben und unten überragenden Buchstaben den Zwischenraum verengen und, wenn ein großer oben und ein kleiner unten hervorragender Buchstabe genau gegenüberstehen, den Durchschuß nur 1 mm groß erscheinen lassen.

Unterwerfen wir nun in dieser Beziehung die gelesensten Zeitschriften einer Prüfung. Nur in den „Grenzboten" und in der „allgemeinen Modenzeitung" finde ich den guten Durchschuß von 3 mm, im „Ausland" 2,75 mm; die Grenze dessen, was man gestatten dürfte, scheint mir 2,5 mm zu sein. So ist der Durchschuß in den meisten Artikeln der „Deutschen Rundschau", in „Westermann's Monatsheften", im „Magazin für die Literatur des Auslandes". Dagegen ist er nur $2^1/_4$ mm in einzelnen Artikeln der „Gegenwart", nur 2 mm im „Daheim", „Gartenlaube" und „Bazar", $1^3/_4$ mm in einzelnen Artikeln der Leipziger „Illustrirten Zeitung", auch in der „literarischen Rundschau" dieses Journals und von „Ueber Land und Meer". Auf $1^1/_2$ mm Durchschuß gehen die „Modenwelt", die „Illustrirte Zeitung", kleine Artikel in der „Gartenlaube" und im „Daheim" herab; $1^1/_4$ mm finde ich in vielen Aufsätzen von „Ueber Land

und Meer"; ja in der „Briefmappe" dieser und in dem „Büchermarkt" der Leipziger „Illustrirten Zeitung" ist man sogar auf 1 mm Durchschuß herabgestiegen. Auch hier thut baldige Abhilfe dringend Noth.

Die längere Lectüre der meisten Zeitungen wird wesentlich durch den aus 2 oder $1\frac{1}{2}$ mm betragenden Durchschuß erschwert. Wie es mit den Schulbüchern in dieser Beziehung steht, folgt beispielsweise daraus, daß in dem Bock'schen Lesebuch für Anfänger bereits Seite 37 der Durchschuß nur 2 mm, in den oben genannten Grammatiken nur $1\frac{3}{4}$, in den Wörterbüchern gar nur $1\frac{1}{2}$ und $1\frac{1}{4}$ mm beträgt!

Was der Durchschuß für die Lesbarkeit leistet, wolle man aus folgenden Proben ersehen; man glaubt kaum dieselbe Schriftgröße vor sich zu haben. Unter $2\frac{1}{2}$ mm dürfte er in keinem Schulbuche sein!

Nonpareille Schwabacher n = etwa 1 mm hoch.

1 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die Wanderausstellung des großen Gypsmodells möglichst lebendig zu gestalten erfolgreich bemüht ist. Die erste Auffassung bot die Germania sitzend dar, wie sie sich eben die Krone auf das Haupt gesetzt hat, worauf die noch die Krone berührende Hand hinwies. Dieser Gedanke stand mit dem übrigen Denkmal, wenigstens mit den beiden

1,5 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die Wanderausstellung des großen Gypsmodells möglichst lebendig zu gestalten erfolgreich bemüht ist. Die erste Auffassung bot die Germania sitzend dar, wie sie sich eben die Krone auf das Haupt gesetzt hat, worauf die noch die Krone berührende Hand hinwies. Dieser Gedanke stand mit dem übrigen Denkmal, wenigstens mit den beiden

Corpus Antiqua n = 1,5 mm hoch.

2 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die Wanderausstellung des grossen Gypsmodells möglichst lebendig zu gestalten erfolgreich bemüht ist. Die erste Auffassung bot die Ger-

2,5 mm Durchschuss.

Wie bekannt, hat der Schilling'sche Entwurf zum Nationaldenkmal auf dem Niederwald nicht immer den Anblick dargeboten, den jetzt Jedermann kennt und den die Wanderausstellung des grossen Gypsmodells möglichst lebendig zu gestalten erfolgreich bemüht ist. Die erste Auffassung bot die Ger-

Dem Durchschuß steht an Wichtigkeit kaum die Dicke der Buchstaben nach. In der der „Deutschen Rundschau" ist jeder Strich des „n" etwa $\frac{1}{4}$ mm dick; das ist gut. Manche Verleger aber suchen mehr Worte auf die Zeile zu bringen, indem die Lettern schmäler gegossen werden. Natürlich wird das Bild eines Buchstabens auf der Netzhaut des Auges um so breiter, dieser daher um so weiter lesbar sein, je dicker der Buchstabe ist. Man kommt nun erfreulicher Weise wieder zu der alten dicken Schrift, den sogenannten Schwabacher-Typen zurück, von denen oben eine Probe in Nonpareille gewählt wurde. Ein Grundstrich, der schmäler als $\frac{1}{4}$ mm ist, dürfte in Schulbüchern nie geduldet werden.

Auch die Länge der Zeilen ist als Ursache der Myopie angeschuldigt worden. Javal meint, daß Kurzsichtige bei langen Zeilen für die Mitte derselben ihre Linse stärker krümmen müssen, als für die Enden derselben. Das ist zwar noch nicht nachgewiesen, aber es ist nicht unwahrscheinlich. Jeder starke

Myop kennt übrigens am Besten selbst die Qual, die ihm, falls er ohne Brille liest, eine Reihe langer Zeilen bereiten. Längst ist man ja auch von den großen Quartbänden des vorigen Jahrhunderts zurückgekommen. Es erscheinen fast alle Werke in Octav, und die Zeitschriften, welche in Folio oder Quart ausgegeben werden, bringen ihren Stoff in 2 oder 3 Spalten unter. Je kürzer die Zeile, desto angenehmer ist sie zu lesen, weil dann die Augen keine großen Excursionen zu machen brauchen.

Am bequemsten in dieser Beziehung sind „Westermann's Monatshefte", die nur 56 mm Zeilenlänge haben. Ihm folgen „Bazar" und „Modenwelt" mit 77 mm, Leipziger „Illustrirte Zeitung" und „Ueber Land und Meer" mit 78 mm, „Ausland" mit 80 mm, „Magazin für die Literatur des Auslandes" mit 85, „Daheim" mit 89, „Gegenwart" und „Gartenlaube" mit 91, „Grenzboten" mit 107 und die „Deutsche Rundschau" mit 120 mm. Als Grenze für Schulbücher ist eine Zeilenlänge von 90 mm zu empfehlen.

Auch die Approche, d. h. der Zwischenraum zwischen 2 Buchstaben muß reichlich sein; Laboulaye verlangt, daß der weiße Raum zwischen 2 Buchstaben breiter sei als der Zwischenraum zwischen den beiden Grundstrichen des „n". Wir markiren ja auch durch gesperrte Schrift das besonders Wichtige, weil sich dann jeder Buchstabe durch seine Isolirung mehr abhebt.

Nicht zu unterschätzen ist die Beobachtung von Javal, daß die rechteckigen lateinischen Buchstaben durch die Irradiation des weißen Grundes in ihren scheinbaren Dimensionen verringert werden, daß also ihre Winkel abgerundet und sie selbst kleiner erscheinen, also ● statt ■. Damit sie rechteckig erscheinen, müsse man ihre Ecken verstärken, die Querstriche an den Enden also dicker machen: I statt I. In der deutschen Frakturschrift scheint mir diese Rücksicht nicht nöthig, da unsere Buchstaben oben und unten umgebrochen sind (daher der Name Fraktur) oder kolbig anschwellen, z. B. n.

Manche Aerzte, namentlich die Ausländer, sind der Ansicht, daß gerade die deutschen Frakturbuchstaben den Augen besonders schädlich seien. Gewiß sind sie keine germanischen, sondern nur mißgestaltete lateinische Buchstaben; ich gebe auch zu, daß es im Interesse der deutsch-lernenden Ausländer wäre, Alles in Antiqua zu drucken, daß es ferner den Elementarlehrern und den kleinen Schulkindern zu wünschen wäre, wenn sie nicht schon im Anfange mit der Einübung von zwei Alphabeten gequält würden, — allein warum die Frakturschrift, wenn sie nur groß, dick und gut durchschossen ist, die Augen mehr, als die Antiquaschrift anstrengen soll, wüßte ich nicht[1]); ein Augenarzt hat auch diese These bisher nie verfochten. Gewohnheit mag hierbei viel thun; mir persönlich ist es immer angenehm, nach längerer Lectüre der eintönigen Antiquaschrift wieder „unser geliebtes Deutsch" zu lesen.

Die Form der Buchstaben bis in's Alterthum zurück zu verfolgen, ist zwar sehr interessant, dürfte jedoch hier nicht am Platze sein. Wol aber darf hier erwähnt

[1]) Ein Recensent meines Vortrages bemerkte in der „Kölnischen" Zeitung, die deutschen Frakturbuchstaben seien zu geschnörkelt. Wer könne das Wort „GASTWIRTHSCHAFT" so leicht lesen als „GASTWIRTHSCHAFT"? Sehr richtig! Aber wer druckt denn in solchen Initialen? Die kleinen Buchstaben sind ja in der Fraktur auch einfacher.

werden, daß die Akademie der Wissenschaften zu Paris bereits von Ludwig XIV. im Jahre 1692 um Rath gefragt wurde über die Form der Buchstaben, welche für die Kgl. Druckerei gegossen werden sollten. Die Akademie ernannte eine Commission, deren Bericht 1704 im Departement der Manuscripte der National-Bibliothek niedergelegt, mit vielen Druckproben versehen, aber niemals veröffentlicht wurde. Emile Javal hat sich jetzt sehr viel mit der Form der Antiqua-Buchstaben beschäftigt, berücksichtigt aber oft mehr das Interesse des Verlegers, betr. der Papierersparniß, als das der Augen der Leser. So glaubt er, daß man, damit die Interlignage noch kleiner werden könne, die nach unten überragenden Theile der Buchstaben ganz unterdrücken könne, ohne die Lesbarkeit zu schädigen. Er erwähnt dabei, daß die Omnibus-Compagnie in Paris, die auf ihren Billets Platz für Annoncen vermiethet, bereits der Raumersparniß wegen die langen unteren Buchstaben durch kleine Anfangsbuchstaben ersetzt hat, und z. B. druckt: „On peut remarquer, qu'on ne pourrait... deja fait plus... les longues..."

Javal hat nun die sehr hübsche Beobachtung gemacht, daß man sehr leicht eine Zeile lesen könne, wenn man die untere Hälfte derselben mit einem Blatte Papier verdeckt, daß dies aber sehr schwer, oft unmöglich sei, wenn man die obere Hälfte zudeckt. Er zeigte, daß der Leser den Blick etwas über die Mitte der Buchstaben gleiten läßt, weil nur 5 lateinische Buchstaben unter der Linie vorragen: g, j, p, q und y und daß diese nach den Durchschnittsrechnungen der Setzer unter 100 langen Buchstaben nur 15 mal vorkommen. In der deutschen Fraktur finde ich das Verhältniß noch günstiger; hier ragen in Folge der vielen großen Buchstaben nur 5 vom Hundert nach unten vor. Dieses Factum kann mich aber nicht veranlassen, wie Javal das Fortlassen der unteren Enden jener 5 Buchstaben zu befürworten, da es ja gerade nützlich ist, wie ich oben zeigte, daß der Durchschuß ein möglichst großer sei. Im Uebrigen aber hat Javal sehr gute Vorschläge gemacht für die Verdeutlichung der einzelnen Buchstaben, damit ihre wesentlichen Theile beim ersten Blicke mehr in die Augen springen und Verwechselungen des c und e, des n und u, des f und t u. s. f. seltener werden. Diese von ihm empfohlenen Formverbesserungen, die zunächst noch ohne Abbildungen in den „Annales d'oculistique" beschrieben wurden, sind den Schriftgießern und Graveuren sehr zu empfehlen. In unsrer deutschen Frakturschrift sind solche Reformen weniger nöthig; denn höchstens geben n und u, ferner c und e zu Verwechselungen Anlaß. Man könnte das n etwas breiter machen, als das u und am obern Ende des c ein Häkchen wie beim s zum Unterschiede von e anbringen.

III.

Natürlich können die fettsten und größten Buchstaben, die kürzesten und best durchschossenen Zeilen, genug der trefflichste Druck der Myopie Vorschub leisten, wenn die Beleuchtung schlecht ist.

Im Hause kann sich ein Jeder selbst bei trüben Tagen am Fenster und Abends bei einer Petröleumlampe mit breitem Brenner, Cylinder und Porzellan-

tellerglocke ein helles Plätzchen für seine Lectüre suchen. Anders ist es in den Lehranstalten und Bureaux. Schon vor 15 Jahren war ich, nachdem ich die Fenstergrößen von 166 Breslauer Schulclassen im Verhältniß zur Bodenfläche gemessen, zu dem Satze gekommen, daß „in einer Schule überhaupt nie zu viel Licht sein könne", daß aber coteris paribus 30 Quadratzoll Fensterfläche auf 1 Quadratfuß Bodenfläche verlangt werden müsse, falls man nicht, wie in Amerika, ein Glasdach, die vollkommenste Beleuchtung, anbringen wolle. Gegen den letzten Vorschlag, der in neuerer Zeit besonders vom Medicinalrath Groß in Ellwangen verfochten wird, wenden freilich die Behörden ein, daß Grund und Boden in Städten zu theuer sei, um nur einstöckige Schulen mit Glasdach zu bauen. Aber für Dorfschulen ist sicher nichts Vortrefflicheres zu finden. Es bedarf ja keines Beweises, daß sich Jedermann einer Schrift um so mehr nähern muß, je dunkler es ist. Diese Annäherung macht die Augen myopisch, also müssen die Classen überreich mit Licht bedacht werden, da ja auch die fern vom Fenster sitzenden Schüler sich nicht auflegen sollen. Daß in dieser Hinsicht, obgleich seit 15 Jahren über diesen Gegenstand fast zu viel geschrieben worden, fast in jeder Stadt noch genug zu wünschen übrig bleibt, ist bekannt. Es schien mir nützlich, am Schlusse meines Vortrages auf der Naturforscher-Versammlung in Danzig ganz besonders auf diesen Punkt aufmerksam zu machen und ich that es mit folgenden Worten: „Es fehlt, scheint mir, in Deutschland bis jetzt eine Behörde, die diese wichtige, das Wohl unseres ganzen Volkes betreffende Frage durch eigne Versuche prüft und fördert, und es fehlt eine zweite Behörde, die die Ausführung der hygienischen Maßregeln mit der gehörigen Strenge überwacht.

„Es wäre gewiß Sache des Reichsgesundheitsamtes, unter dessen vielen Mitgliedern leider allgemein ein Augenarzt vermißt wird, die Details der schwierigen Beleuchtungsfrage, die Fragen der jedem Kindesalter entsprechenden Druckgrößen, die wichtigen Fragen über die richtige Feder- und Buchhaltung, über die Neigung der Schrift, über die Erblichkeit der Myopie zu studiren, kurz, in großen Zügen mit dem gehörigen amtlichen Nachdruck eine Reihe von Recherchen anzustellen, die bisher unter den größten Schwierigkeiten und zuweilen unter recht geringem Entgegenkommen seitens der Behörden nur von Privatärzten aus Liebe und Interesse zur Sache angebahnt worden sind. Hoffen wir, daß die Zeit nicht fern sei, wo unser Reichsgesundheitsamt noch diese Aufgaben bearbeiten wird![1])

„Aber damit allein ist noch Nichts gethan. Es handelt sich, wenn wir den Schäden, die ja in Menge schon aufgedeckt sind, wirklich zu Leibe gehen wollen, um einen Beamten, der, mit dictatorischer Gewalt ausgerüstet, alle schlecht beleuchteten Schullocale schließen, elendes Schulmobiliar cassiren und die Gemeinden zu sofortiger Anschaffung körpergerechter Subsellien zwingen, Schulbücher, die zu klein und zu eng gedruckt sind, beseitigen, den Lehrplan mit Rücksicht auf Ueberanstrengung mit zu be-

[1]) Brieflicher gefl. Mittheilung zufolge wendet der Chef desselben dem Gegenstande bereits seine Aufmerksamkeit zu.

arbeiten, genug alle Schädlichkeiten mit fester Hand zu entfernen hat, die das Auge unserer Schuljugend bedrohen, mit einem Worte: um den Schularzt.

„Derselbe müßte mit den größten Machtvollkommenheiten ausgerüstet werden und hätte in mancher Stadt wahrlich reichlich zu thun. Danzig, setzte ich ausdrücklich hinzu, macht freilich gewiß, wie in allen hygienischen Fragen, eine ruhmvolle Ausnahme. Ist es aber z. B. zu billigen, daß noch heut in Breslau in Schulen Unterricht ertheilt wird, die bereits vor fünfzehn Jahren von einer Commission von Aerzten und Pädagogen als zu finster bezeichnet worden? Ist es zu billigen, daß im Elisabeth- und Magdalenen-Gymnasium zu Breslau, deren Primen und Secunden durch die Zahl ihrer Kurzsichtigen eine traurige Berühmtheit erlangt haben, in einer Anzahl Classen im Winter mehrere Stunden am Tage Gas und noch dazu in offenen Flammen ohne Glocke und Cylinder gebrannt werden muß?"

„Allerdings werden die neuen Gymnasien besser gebaut; aber immer wieder werden neue Generationen in die alten Schulhöhlen, gestatten Sie den Ausdruck, hineingezwungen! Und wir kennen wenigstens die Mehrzahl unserer Classen und haben die schlechten öffentlich nominirt; aber wie viele unter den 60,000 Schulen in Deutschland existiren, die niemals ein ärztlicher Fuß betreten hat? Wie wenige Lehrer können sich überhaupt erinnern, einen Arzt in ihrer Classe gesehen zu haben?"

„Ja, es dürfte eine würdige Aufgabe für die hier versammelten Aerzte und Naturforscher sein, in ihrer Heimath nach besten Kräften dazu beizutragen, daß das edelste Organ unserer Kinder mehr geschützt werde, und mitzuwirken, daß endlich Schulärzte nicht blos mit Sitz, sondern auch mit einflußreichster Stimme in den Schulcollegien ihren Platz erhalten."

„Ich kann durchaus keinen zwingenden Grund einsehen, warum als nothwendiges Attribut der Gelehrsamkeit auch die Kurzsichtigkeit auf unseren Lehranstalten mit erzeugt werden müsse. Beherzigen wir das Wort von Donders: „Jedes kurzsichtige Auge ist ein krankes Auge!" und suchen wir gemeinsam einer Epidemie Einhalt zu thun, die über die Hälfte der Gelehrten ergriffen, und die viel mehr, als bisher geschehen, die ernsteste Aufmerksamkeit aller Eltern und Behörden verdient!" —

Meine von vielen Fachgenossen längst getheilte Ansicht über die Nothwendigkeit von Schulärzten, die mit dictatorischer Gewalt ausgerüstet sind, veranlaßte, obgleich ich Danzig ausdrücklich ausgeschlossen hatte, den Oberbürgermeister Danzig's Herrn Geh. Rath v. Winter in der Einleitung des von ihm angekündigten Vortrags „Ueber Canalisation und Wasserleitung Danzig's", der nach dem meinigen auf der Tagesordnung stand und der mit Schulsystemen absolut nichts zu thun hatte, meine Ausführungen (wie der officielle Bericht pag. 53 sagt) lebhaft zu bekämpfen. „In solchen Dingen ist," meinte Herr v. Winter (Tagebl. der Naturforsch. Versamml. No. 4 pag. 69), „mit der Dictatur nichts anzufangen, und ich bin auch der Meinung, daß alle die Wanderversammlungen und Vereine, die sich diesen Bestrebungen zuwenden,

besser thun diesen Punkt *nicht* zu betonen, sondern daß sie lieber bemüht sein mögen, in immer weiteren Kreisen die *Einsicht von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Reformen* zu verbreiten. Je breiter die Basis ist, auf welcher sich diese Erkenntniß aufbaut, desto eher dürfen Sie, meine Herren, hoffen, etwas Praktisches zu erreichen. Der „Dictator" kommt in eine sehr schwierige Lage. Angenommen er ordnet Etwas an und nimmt das *Executionsrecht* für sich in Anspruch, — wie wollen Sie eine Stadt wie Danzig im Wege der Execution zwingen, solche Maßregeln auszuführen? Es geht einfach nicht, die Macht des Executors scheitert an der Schwierigkeit der Verhältnisse und Umstände. Solche Arbeiten, wie die Reformen auf dem Gebiete der Gesundheitspflege, lassen sich nur durchführen, wenn die Betheiligten, die Bürgerschaften der Städte *selbst* zu der Einsicht gelangen, daß Etwas absolut nothwendig ist, daß es zu ihrem Heile gereicht, daß das financielle Opfer, welches sie bringen, zurücktreten muß vor den Vortheilen, die ihnen erwachsen. Die öffentliche Gesundheitspflege ist noch eine junge Wissenschaft und ich meine, sie kann stolz sein, wenn sie zurückblickt auf das, was sie bisher erreicht hat. Es sind nach meiner Meinung die Fortschritte ganz colossal. Schon daß sie sich diese Anerkennung im öffentlichen Leben zu erringen gewußt hat, ist von ungeheurem Fortschritt. Sehen Sie doch, wie überall, vorzugsweise in den Städten, das rege Bestreben besteht, nicht blos in Deutschland, sondern in der ganzen Welt, auch in Amerika, wo man uns darin ja vielfach überlegen ist" . . . .

Hierauf exemplificirte Herr v. *Winter* auf den Beschluß, Danzig zu canalisiren. „Es war dies eine große Arbeit, aber nicht eine Arbeit, die blos die städtische Verwaltung verrichtet hat, nein, die die ganze Bürgerschaft verrichtet hat, und wer die Zeit hier durchlebt hat, der weiß, mit welchem Eifer, mit welchem Ernst Jahre und Jahre lang die Bürgerschaft selbst sich an der Discussion dieser Frage betheiligt hat, bis schließlich die ganze Bürgerschaft davon durchdrungen war, es *muß* Wandel geschaffen werden, und es gibt kein anderes Mittel, als das vorgeschlagene. Und wenn wir an den Tag zurückdenken, an dem der entscheidende Beschluß gefaßt wurde in unserer Stadtverordneten-Verhandlung, dann wird uns ewig unvergeßlich sein, wie ein lautes Hurrah sich durch die Stadt wälzte, als wenn den Menschen ein Geschenk gemacht worden wäre. Und doch war beschlossen worden, es sollten Millionen von Thalern geopfert werden, um bessere Zustände herbeizuführen.

„Ja, diese Arbeit kann Niemandem erspart werden, der solche Werke durchführt, und es ist ganz in der Ordnung, wenn jetzt jede Stadt, die an die Frage herantritt: wie soll ich die Bevölkerung mit Wasser versorgen? diesen Kampf durchkämpfen muß, bis die ganze Bürgerschaft fest durchdrungen ist, oder die große Mehrzahl der Einsichtigern: so ist es richtig. Dann bringt sie die Opfer, sie bringt sie sogar freudig. Das vorausgeschickt erlaube ich mir speciell meinen Standpunkt zu den hygienischen Fragen dahin zu bezeichnen, daß ich wünsche möglichst jede *polizeiliche* Einwirkung ferngehalten zu sehen von diesen Fragen — sie kann nur schädlich wirken. Sie müssen gelöst werden aus der Mitte der Betheiligten heraus durch die bessere Erkenntniß, die sie von dem gewinnen, was ihnen Noth thut."

Leider gestatten die Statuten der Naturforsch. Versammlung in den allgemeinen Sitzungen keine Discussion und in dem „Tageblatt" nur den Bericht der Sitzungen. Somit war mir jedes Wort der Vertheidigung gegenüber den Angriffen des Herrn von Winter in Danzig abgeschnitten.

Da jedoch sowol meine Ausführungen, als die des Herrn Geh. Rath v. Winter in eine große Zahl politischer Zeitungen übergegangen, die Controverse also eine öffentliche ist, so gestatte ich mir hier schließlich einige Gegenbemerkungen, erkläre jedoch von vorn herein, daß Niemand mehr als ich die außerordentlichen Verdienste zu würdigen weiß, die sich Herr v. Winter um die Hygiene Danzigs erworben, da ich die Wasser- und Canalisations-Verhältnisse dieser Stadt aus eigner Anschauung seit 20 Jahren sehr genau kenne.

Herr v. Winter hat bei der vorliegenden Frage zwei sehr verschiedene Dinge mit einander in Parallele gestellt. Bei der Canalisation konnte es fraglich sein (und es ist ja heut noch Manchem, selbst Forschern fraglich), ob sie so nützlich, so allein empfehlenswerth, so gesundheitsfördernd wäre, daß man ihretwegen Millionen opfern müsse. Dagegen kann es selbst dem Ungebildetsten nicht fraglich sein, daß Lesen und Schreiben bei schlechter Beleuchtung, daß also finstre Schulclassen den Augen schädlich sind; auch ist dafür längst der statistische Nachweis geliefert. Ein anderes Mittel als helle Zimmer gibt es natürlich nicht. Auch kann der Kostenpunkt bei beiden Verbesserungen gar nicht verglichen werden. Selbst die Cassirung von zehn Gymnasien und ihr völliger Neubau kostet nicht den dritten Theil der Canalisation. Es handelt sich aber stets nur um Beseitigung einiger finsteren alten Schulen oder Classen, um Verbesserung von Subsellien, um Verbot schlechtgedruckter Bücher u. s. f., die der Schularzt „dictatorisch" anordnen soll.

Während es also für so kostspielige, und in ihrem Endresultate doch noch nicht Allen ganz einleuchtende Unternehmungen, wie die Canalisation, gut sein mag, mit Herrn v. Winter „zu warten, bis in immer weiteren Kreisen die Einsicht von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit der Reformen verbreitet wird", ist dieses Warten bei Durchführung einer energischen Schulhygiene durchaus nicht richtig; denn es widerspricht ja Niemand der Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieser Verbesserungen. Ich habe speciell die Ueberzeugung gewonnen, daß es nicht mehr im Interesse der Bekämpfung der überhandnehmenden Myopie liegt, zu warten; denn in Folge dieses Wartens sind seit fast 20 Jahren trotz beständiger Belehrungen und Besprechungen von Einzelnen und von Wanderversammlungen nachgewiesenermaßen tausende von Schülern wieder kurzsichtig geworden. Wollen wir mit Herrn v. Winter so weiter warten, so werden noch mehrere Generationen von Schulkindern in den alten schlechten Schullocalen myopisch werden! Wartet eine Stadt zehn Jahre lang mit der Canalisation, so erkranken eben während dieser zehn Jahre eine Anzahl Menschen am Typhus, die sterben oder geheilt werden; vererbt wird aber die Disposition zum Typhus nicht.

Wartet man mit der Durchführung einer energischen Schulhygiene, so werden nicht blos eine Anzahl Schüler in diesen zehn Jahren unheilbar myopisch, sondern auch auf deren Nachkommen wird die Disposition zur Myopie in vielen Fällen übertragen. Hier ist also viel schnellere Hilfe nöthig.

Mit dieser Ansicht stehe ich nicht allein, sondern habe nur der Ueberzeugung einer großen Anzahl von Fachgenossen (siehe u. A. Ellinger's Schrift: „Der ärztliche Landesschulinspector, ein Sachwalter unserer mißhandelten Schuljugend". Stuttgart 1877) Ausdruck gegeben, welche, keineswegs von dem bereits durch die öffentliche Gesundheitspflege Erreichten so befriedigt, Schulärzte, vom Staate mit großen Machtvollkommenheiten ausgerüstet, dringend verlangen.

Spontan und gern gibt keine Gemeinde Summen zur Beseitigung alter Gebäude; überall heißt es, wie ich aus einer Reihe von zustimmenden Briefen meiner Collegen ersehe, in diesen Fällen: „Unsere Väter und wir haben eben so gesessen, da mag die jetzige Generation nur auch dort weiter gebildet werden!"

Natürlich grade denen, die so denken, imponirt es am Meisten, zu hören: „Nur keinen Zwang! Nur keine Polizei! Wir werden mit der Zeit das schon Alles selbst verbessern."

Ich schätze gewiß die Freiheit hoch, aber ich verstehe nicht, warum man grade hier auf sogenannte Freiheit, d. h. laissez-aller, dringt, während man sich in vielen andern ähnlichen Dingen willig und mit Recht in den staatlichen Zwang fügt. Wie sähe es bei uns aus, wenn wir nicht den Impfzwang, wenn wir nicht den Schulzwang hätten. Ja ich meine sogar, daß wir nicht blos das Recht, sondern auch die Pflicht haben, einen Schulgesundheitszwang zu verlangen, wenn wir doch einmal gezwungen sind, unsere Kinder überhaupt in die Schule zu schicken. Erst kürzlich machte mich ein hochgestellter Regierungsbeamter darauf aufmerksam, daß mit den Belehrungen seitens der Behörden nichts erreicht werde. Vergebens empfiehlt die Regierung Neuanpflanzungen von Wäldern, Anlagen von Schlachthäusern, Einrichtung von Lebensmittel-Controllanstalten; die meisten Privaten und Gemeinden erklären, dafür keine Mittel zu haben. Hier ist nicht die Belehrung, sondern die Verordnung und der Zwang am Platze, wie überall, wo es die öffentliche Gesundheitspflege gilt. Wenn aber Herr v. Winter frägt: „Wie wollen Sie eine Stadt wie Danzig im Wege der Execution zwingen, solche Maßregeln auszuführen?" so lautet die Antwort: Genau ebenso, wie bei allen andern Veranlassungen, in denen der Staat executorisch auftritt, so wie er bei Kriegsgefahr die Städte zwingt, die Häuser in bestimmten Rayons der Festung einzureißen, wie er bei Viehseuchen die Tödtung der Thiere erzwingt, wie er bei Epidemien die Schließung ganzer Anstalten erzwingt.

Und um eine Epidemie im größten Maßstabe handelt es sich ja bei der Kurzsichtigkeit der Jugend. Hier kann und muß das Aufsichtsrecht des Staates Gleiches leisten, wie bei den wissenschaftlichen Leistungen der Schulen.

Ich kann daher nur meinen innigen Wunsch wiederholen, die nothwendigen Reformen nicht mehr auf die lange Bank zu schieben, sondern statt viel zu reden endlich zu handeln und durch Einsetzung staatlicher Schulärzte, die eisern vorgehen dürfen, dieser durch die Cultur hervorgerufenen Epidemie, soweit irgend möglich, schleunigst Einhalt zu thun!

Die Memoiren des Geh. Hofraths Schneider.

Aus meinem Leben von Louis Schneider. 1. und 2. Bd. 1879. 3. Band, zweite Aufl. 1880. Berlin. E. S. Mittler u. Sohn, kgl. Hofbuchhandlung.

Wir haben diese Denkwürdigkeiten mit gemischten Empfindungen gelesen. Da wir an Werken solcher Art bei weitem nicht so reich sind, wie unsere Nachbarnationen, so muß jeder Beitrag zur Memoiren-Literatur, welche der strengen Geschichtschreibung, sie begleitend und ergänzend, zur Seite geht, uns doppelt willkommen sein. Auch bringt es die Gattung mit sich, daß der Verfasser mit seiner Person im Vordergrunde der Erzählung steht; aber er sollte von diesem Privileg eben deswegen einen möglichst bescheidenen Gebrauch machen. Es ist nicht sehr geschmackvoll, im gewöhnlichen Verkehr mit allen seinen Orden, Busennadeln und Brillantringen vor dem Publicum zu erscheinen. Der demonstrativ anti-liberale Ton, der in dem Buche vorherrscht, erklärt sich daraus, daß es zum größeren Theil unmittelbar nach dem Jahre 1848 und unter dem noch frischen Eindruck mancher persönlich erlittenen Unbill geschrieben worden ist; er charakterisirt die Gesinnung Louis Schneider's und die reactionäre Strömung jener Zeit, kann uns dadurch aber nicht sympathischer werden. Andererseits verkennen wir weder die guten Eigenschaften des Mannes, noch die Vorzüge seines Buches. „Ist ein ehrlicher Mann, kenne ihn schon lange als solchen," hatte Friedrich Wilhelm III. von ihm gesagt, und wir haben keinen Grund, an der Wahrheit dieses königlichen Wortes zu zweifeln. Er liebte sein Vaterland mit einer eifersüchtigen, specifisch preußischen Liebe, die jedes andere Element und jede abweichende Meinung ausschloß; aber er hat zur genaueren Kenntniß seiner märkischen Heimath durch Schrift und Wort, als Begründer und langjähriger Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Berlins und Potsdams nicht wenig beigetragen. Er gehörte zu der geringen Zahl Derer, zu jener stark im Aussterben begriffenen Generation, die das alte Berlin und den Staat Friedrich Wilhelm's III. noch gesehen haben. Im ersten Lustrum des Jahrhunderts und in kleinen Verhältnissen geboren, lebte Louis Schneider lange genug, um Zeuge zu sein der Schicksalswendungen, durch welche Preußens Weltstellung entschieden und Berlin aus der mittleren zu der Stadt von europäischer Bedeutung ward. Seine aufsteigende Lebensbahn führte ihn in die Nähe der Personen und Dinge,

welche die größte Umwälzung in der neueren Geschichte vorbereitet, und vergönnte ihm, als Beobachter in bevorzugter Stellung den Ereignissen beizuwohnen, welche sie vollendet haben. Die Memoiren eines solchen Mannes, „unter dem frischen Eindruck des Erlebten niedergeschrieben" und von keiner bearbeitenden Hand, „weder des Verfassers noch eines Herausgebers" berührt, sind wol werth, gelesen zu werden. Doch würde es ihrer Authenticität nicht geschadet und ihrer Lesbarkeit sicherlich genützt haben, wenn eine vorsichtige Redaction offenbare Flüchtigkeiten und Stilfehler beseitigt hätte. Keine Pietät reicht hin, um Sätze wie die nachfolgenden genießbar zu machen: „im Gegentheil hatte der Wirth schon jeden möglichen Beschluß bereits anticipirt" (I, 72); oder: „Sie (die Briefe) wurden daher geheimnißvoll in die Brusttasche gesteckt und wieder in das Coupé eingestiegen" (II, 398). Das ist nicht sehr grammatikalisch, aber es ist vielleicht humoristisch, was bei Herrn Schneider's eigenthümlicher Auffassung von dem Wesen des Humors — ein paar Seiten weiter (409) begegnet uns „ein junger, entschieden noch nicht ausgeschlafener Postbeamter" — immerhin möglich wäre.

Ebensowenig wie auf den Stil ist auf die Composition irgend welche Sorgfalt verwandt. Nicht eine Autobiographie erhalten wir, sondern eine Reihe von Skizzen, Aufzeichnungen und Schilderungen, die untereinander nur lose zusammenhängen und oft durch den Zwischenraum von Jahren getrennt sind. Mehr als einem aufmerksamen Leser lieb, sieht er sich gezwungen, in den drei Bänden vorwärts und rückwärts zu blättern, um nur einigen Zusammenhang in die Darstellung zu bringen, und über die Einschaltungen „humoristischen Charakters" hinwegzukommen, deren Humor jedoch — und hier wird er wirklich beabsichtigt — der Geschmacklosigkeit verzweifelt ähnlich ist. Wir beschränken uns auf folgende kleine Probe. Herr Schneider ist in seiner „Courierreise mit Hindernissen" in Warschau hungrig angekommen, statt einer Mahlzeit indessen erwartet ihn ein Feuerwerk. „Statt der vielen pots à feu," heißt es nun, „wäre mir ein pot au feu entschieden lieber gewesen; und als der täuschende Vesuv Feuer spie, konnte ich das antike Bild nicht los werden, daß ein feuerspeiender Berg die Esse des Vulkans sei. Esse! ein in meinem damaligen Zustande höchst appetitliches Wort!" Noch unglücklicher fällt der Humor in „le Meursius Prussien" aus; hier hat Herr Schneider zwar nur ein Frühstück in Braunschweig versäumt und ein Mittagsessen winkt ihm in Dortmund; aber welche „Fülle von Gesichten" weckt diese einfache Thatsache! „Die Stadt Lehrte war mir peinlich und die Stadt Peine erinnerte mich an das Geleerte meines Magens... Daß dort in Dortmund mein Mund sich angelegentlich beschäftigen werde, glaubte ich ꝛc. ..."

Auf literarisches Verdienst kann das Werk des Herrn Schneider nur geringen Anspruch erheben; ein Mangel, der vielleicht auszugleichen gewesen wäre, wenn der Verfasser es über sein Herz hätte bringen können, uns etwas weniger von Herrn Schneider, und etwas mehr von den hohen Herrschaften zu erzählen, von denen er so viel gesehen hat. Aber man muß auch für kleine Gaben dankbar sein, wie das englische Sprichwort sagt. Hören wir darum die Geschichte dieses Mannes, dessen Vielgeschäftigkeit sich schwer mit einem zusammenfassenden

Namen bezeichnen läßt, und der vom Glück zu einer Höhe emporgetragen ward, auf welcher vor ihm wol noch kein Sänger oder Schauspieler gewandelt ist.

Seine Kindheitserinnerungen führen ihn in die trübe Zeit der Franzosenherrschaft zurück. Doch schon sie ward dem Knaben durch die ersten hereinfallenden Lichter jener „heiteren Regionen" erhellt, welche selbst der Krieg nur vorübergehend zu verdunkeln vermag. Künstlerblut war in ihm, von Vaters- wie von Mutterseite. Sein Vater war Musikus, zur Zeit wo des Sohnes Erinnerungen beginnen, Waldhornist in der königl. Capelle zu Berlin; seine Mutter war Sängerin. Beide hatten sich an der Bühne des Prinzen Heinrich zu Rheinsberg kennen gelernt und waren, nachdem sie sich geheirathet, dort geblieben, bis mit dem Tode des Prinzen (1802) auch das Theater geschlossen ward. Der Schlag von Jena ward dem Künstlerpaar und ihrem Hausstand in Berlin verhängnißvoll. Als Friedrich Wilhelm III. Berlin verließ, ward auch seine Capelle entlassen, und Jeder mochte nun sehen, wie er sich weiter durchbringe. Jahre der Entbehrung kamen; aber die braven Leute fristeten, wenn auch kümmerlich, ihr Leben — Dank der Frau Musica, welche die Ihren niemals ganz im Stiche läßt, wenn sie's ehrlich mit ihr meinen. Als die älteren Geschwister erwachsen waren und Louis acht Jahre zählte, ging die Mutter — dem Gemahl an Thatkraft überlegen — mit den Kindern nach Wien, wo sich für „Schwester Johanna" eine Aussicht bot, am Kärnthnerthortheater ihr Debüt zu machen. Sie bestand eine Prüfung bei dem Capellmeister Weigl so gut, daß dieser ihr anbot, in seiner neuen Oper „Die Schweizerfamilie" die Rolle der Emmeline zu singen. Da kamen Briefe von dem Vater in Berlin: er hatte sich, mit der ganzen Familie, nach Rußland engagiren lassen, nach Reval, wo damals Kotzebue Theaterdirector war. Eine Reise nach Rußland, im Jahre 1813, mitten im eben wieder ausgebrochenen Kriege! Die arme Frau würde nicht einmal Reisegeld gehabt haben, wenn nicht ein junger Berliner Componist, der damals zufällig in Wien anwesend war, ein gewisser Meyer Beer, ihr großmüthig geholfen hätte. Neue Schwierigkeiten an der schlesischen Grenze; die Vorposten wollten sie nicht durchlassen. Sie fragt nach dem commandirenden General, und als sie hört, daß es Blücher sei, verlangt sie zu demselben geführt zu werden. Auch das wird nicht ohne Widerrede gewährt. Endlich steht sie vor dem General. — „J, Schneidern, wo kommen Sie denn her?" ruft er, und es versteht sich von selbst, daß man sie mit den Kindern nun ihres Weges ziehen läßt.

In Landsberg trifft sie mit dem Gemahl zusammen und die beschwerliche Fahrt nach Rußland beginnt. Am 18. October, dem Tage der Schlacht von Leipzig, trifft man in Reval ein und am 22. Februar 1814 beginnt die Theaterlaufbahn Louis Schneider's. Nicht eben rühmlich. Er sollte ein schlummerndes Kind darstellen; aber der Neunjährige ging weiter, als „der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten" — er schlief ein und schlief so fest, daß er nur mit Mühe geweckt werden konnte. Seine zweite Rolle trug ihm eine Ohrfeige des Regisseurs, seine dritte eine eben solche von keinem Geringeren, als Kotzebue selbst ein. Kurz — er lernte frühe schon, was es heißt, „um die Kunst leiden". Viel wichtiger aber für die zukünftige Gestaltung seines Lebens war es, daß er hier auch russisch sprechen lernte. Obwol die Familie in Reval prosperirte — der

Vater war Capellmeister, die Mutter Bravourſängerin, Schweſter Johanna Coloraturſängerin, und Bruder Franz Baritoniſt — ſo war doch die Liebe zur Heimath zu mächtig, als daß ſie nicht hätten wieder aufbrechen ſollen, nachdem im Jahre 1815 endlich der Weltfriede geſichert ſchien. Concertirend, gaſtirend und — frierend kehrte man im Winter 1816 über St. Petersburg nach Berlin zurück, wo man indeſſen nicht Alles ſo fand, wie man gehofft hatte: der Vater hätte vom Dirigentenpult wieder in die untergeordnete Stellung eines Orcheſtermitgliedes hinabſteigen müſſen, die Geſchwiſter Johanna und Franz fanden kein Engagement: man entſchloß ſich daher zu einer Kunſtreiſe durch Deutſchland, und nur Louis blieb in Penſion zurück, um nun zuerſt eine deutſche Schule zu beſuchen. Das Theater entſchwand für eine Weile ſeinem Blicke. Nur eines Tages, als er beim Examen ein Gedicht declamirt hatte, trat aus den Zuhörern ein Herr zu ihm heran, der ihm freundlich die Backen klopfte und ſagte: „Mein Sohn, Du wirſt einmal ein großer Schauſpieler werden; aber ſei recht fleißig, daß Du es nicht zu werden brauchſt!“ Der freundliche Herr war Ludwig Devrient, deſſen Prophezeiung indeſſen nur halb in Erfüllung gegangen zu ſein ſcheint. Denn nach Allem, was wir in Erfahrung gebracht, iſt Louis Schneider immer nur ein Schauſpieler mittleren Ranges geweſen.

Mit dem vorzeitigen Tode ſeines Bruders Franz — er ſtarb an der Schwindſucht — enden die Kindheitserinnerungen Louis Schneiders. Auf's Neue trat der Ernſt des Lebens an die Familie heran. Alle Hoffnungen, die ſie auf den älteſten Sohn geſetzt, waren vernichtet. Der Vater mußte ſich nun doch zu der untergeordneten Stellung bequemen, die Schweſter nahm ein auswärtiges Engagement an und Louis Schneider kam auf das Werder'ſche Gymnaſium, auf welchem er aber, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, nicht viel gelernt hat, da Herz und Auge fortwährend am Theater hingen. Beſſere Tage kamen, als auf Betreiben eines gütigen Mäcens, des General-Adjutanten und nachmaligen Kriegsminiſters v. Witzleben, der Vater zum Muſikdirector befördert und der Sohn, durch den energiſchen Entſchluß der Mutter, ſeinem Berufe, dem Theater, gegeben ward. Als fünfzehnjähriger Knabe trat er zum erſten Male im königl. Opernhauſe zu Berlin auf.

Mit der Leidenſchaft für das Theater verband ſich frühe ſchon in ſeiner Bruſt eine andere Paſſion, die ſchwerer zu erklären und wol nur ſelten mit jener zuſammengefunden werden mag: die für den Soldatenſtand; und wie ſeine künſtleriſche Carrière mit den Ohrfeigen, ſo begann ſeine militäriſche damit, daß er, als eben eingekleideter Volontär im Garde-Schützenbataillon, durch ſein Ungeſchick das allerhöchſte und ganz perſönliche Mißfallen Friedrich Wilhelm's III. erregte, welches ſich indeſſen bald in ein gütiges und dauerndes Wohlwollen verwandeln ſollte. Mit Beendigung ſeiner Dienſtzeit war das Intereſſe Schneider's am Heere und Heerweſen keineswegs erloſchen, nur daß er, ſtatt zur Muskete, nun zur Feder griff, um ihm zu dienen. Am 1. April 1833 erſchien die erſte Nummer des „Soldatenfreundes“, einer Zeitſchrift, welche zunächſt für den gemeinen Mann und Unterofficier beſtimmt, große Verbreitung in der preußiſchen Armee fand und die Aufmerkſamkeit der maßgebenden Kreiſe und höchſten Perſönlichkeiten auf den Herausgeber lenkte. Durch Vermittelung des Generals von Witzleben

ward die Probenummer dem Könige vorgelegt und dieser selbst machte einige Correcturen darin. An einer Stelle des Blattes, wo die Rede davon war, daß in Frankreich ein Truppendetachement in ein Dorf eingerückt sei, um die verweigerten Steuern einzutreiben, hieß es: „Wie mag es wol kommen, daß in unserem Vaterlande solche Executionscommandos nicht vorkommen? Muß wol darin liegen, daß bei uns die Steuern nicht zu hoch und die Unterthanen sich ihrer Pflicht besser bewußt sind.“ Nachricht wie Bemerkung hatte der König gestrichen und dabei geschrieben: „Danke für die gute Meinung. Könnte aber doch einmal auch bei uns vorkommen.“ Hand in Hand gingen nun der populäre Militärschriftsteller und der Schauspieler, und beides zusammen empfahl der mächtigsten Protection den geschmeidigen Mann, der bald in den Vor- und Wartezimmern ebenso zu Hause war, wie bisher hinter den Coulissen, und einen wunderbaren Instinct für Alles besaß, was ihm förderlich sein konnte.

Seine erste Begegnung mit dem Czaren Nicolaus fand 1833, gelegentlich einer Zusammenkunft Friedrich Wilhelm's III. mit dem erlauchten Schwiegersohne in Schwedt statt, wohin ein Theil der Berliner Hofschauspieler befohlen worden war. Zwei Jahre später, in Kalisch, wo bei einer abermaligen Entrevue beider Monarchen preußische Truppen zusammen mit russischen manövriren sollten, redete der Kaiser ihn zuerst an. „Es freut mich Ihre Bekanntschaft zu machen;“ sagte der Czar. „Ich habe schon viel von Ihnen gelesen und gehört. Sie sollen ja ein halber Soldat sein!“ — „Verzeihen Ew. Majestät,“ war die Antwort, „jeder Preuße ist ein ganzer Soldat!“ . . . „Würden Sie auch mitmarschiren, wenn es einmal gegen Mich ginge?“ fragte der Kaiser. — „Ja, Ew. Majestät, wenn es der König, mein Herr, befiehlt.“ — Der Kaiser abonnirte auf den „Soldatenfreund“, und bis zu Nicolaus' Tode erhielt Louis Schneider in jedem Jahre einen Brillantring dafür, mit Ausnahme des Kriegsjahres 1854, wo er statt des Ringes einen Orden erhielt. „Da ich damals schon vier Orden besaß,“ sagt der Verfasser mit mehr Offenherzigkeit als Logik, „so darf ich wol sagen, daß diese Verleihung, weil sie gerade vom Kaiser Nicolaus kam, mich ganz besonders erfreute.“ Wir sind durch dieses Geständniß an eine Bemerkung Friedrich Wilhelm's III. erinnert worden, welche sich an einer andern Stelle des vorliegenden Buches mitgetheilt findet. In jener bereits erwähnten Probenummer des „Soldatenfreundes“ war eine Ordensverleihung mit den Worten: „Das ist gewiß geschehen, weil —“ angezeigt und mit einer Aufzählung sämmtlicher dem Herausgeber bekannten Verdienste des Decorirten begleitet. Diese Stelle war bis auf die einfache Nachricht gestrichen und daneben hatte der König geschrieben: „Wenn Ich bei jeder Ordensverleihung die Gründe angeben wollte, würde Ich es schon Selbst thun!“ In seiner Doppelcharge als Schauspieler und „Unterofficier“ (als solchem ward ihm auf allerhöchsten Befehl ein Passepartout ausgefertigt) in Kalisch unermüdlich thätig, bei Tage auf dem Manöverfelde, bei Abend auf der Bühne und in der Nacht am Schreibtisch, fand Schneider noch Zeit, den Dislocationsplan der sämmtlichen Truppentheile der drei Corps der activen oder polnischen Armee, welche eine hohe militärische Bekanntschaft ihm in die Hände gespielt, in's Deutsche zu übersetzen, um sie nachmals im „Soldatenfreund“ zu publiciren. Diese Veröffentlichung trug ihm

folgende Rüge Friedrich Wilhelm's III. ein: „Die Etats hätten Sie aber auch weglassen können! Wird dem Kaiser nicht angenehm sein, daß so was gedruckt wird. Ist richtig, braucht aber nicht alle Welt zu wissen. — Kann so was nicht leiden!“ Es ist anzunehmen, daß Herr Louis Schneider bei jeder folgenden Gelegenheit nicht versäumt habe, anzufragen; denn Nichts störte sein gutes Einvernehmen mit dem Kaiser Nicolaus — oder „Niks“, wie die preußischen Prinzen ihren Schwager vertraulich nannten. Er sei der einzige Mensch, der bisher in wohlwollendem Sinne über seine Armee geschrieben, sagte er zu Schneider, als er ihm im Jahre 1838 bei den Frühjahrsmanövern im Grunewald begegnete. „Sehen Sie,“ fuhr er fort, „hier unter Soldaten und mitten in dieser Thätigkeit fühle ich mich ganz und vollkommen glücklich.“ Als auf kaiserliche Einladung Schneider im Jahre 1847 nach Petersburg kam, sagte der Czar in der ersten Audienz auf eine Bemerkung seines Gastes über Sr. Majestät gutes Aussehen: „Freut mich, wenn Sie dies finden. Ich bin aber nicht mehr das, was ich war, und fange an ein alter Krüppel zu werden. Mit meiner Brust ist es nicht mehr in Ordnung, ich muß mich manchmal gewaltsam aufrecht erhalten. Die Begebenheiten fangen an mich alt zu machen. Aber in einem Punkte werde ich nie alt werden, im Kampfe gegen die Revolution, die jetzt allen Leuten im Kopfe steckt. So lange ich lebe, soll sie *mich* nicht überwältigen.“ Im folgenden Jahre war der Kaiser unzufrieden mit dem Gange, welchen in Berlin die Dinge genommen hatten. „Er hat es nie begreifen und noch weniger billigen können,“ sagt Schneider, „daß König Friedrich Wilhelm IV. nicht mit Aufbietung der vollsten militärischen Kraft den Märzaufstand niedergeschlagen. Auch später mißbilligte der Kaiser fast Alles, was in Preußen geschah, und das früher so vertraute Verhältniß war einer gewissen Gereiztheit gewichen, die sich in Wort und That während der Jahre 1849 und 1850 kund gab.“

Es war dies die Zeit der Unionsbestrebungen, welche Preußen an die Spitze der deutschen Bewegung stellen und von dem Joch Oesterreichs befreien sollten. Das Ministerium Radowitz machte dem schwerbedrängten Hessenvolk Aussicht auf Unterstützung in seinem Kampfe gegen Hassenpflug. Damals bei einer Begegnung der Kaiser von Rußland und Oesterreich in Warschau sprach der Czar sich für die Bundesexecution in Hessen aus, und erklärte, daß er es auch für sich als casus belli ansehen würde, wenn Preußen einer solchen Execution sich mit den Waffen widersetze. So weit ist es denn freilich nicht gekommen: das Ministerium Radowitz wich dem Ministerium Manteuffel und der Tag von Olmütz vollendete die neue Demüthigung Preußens, welches, nachdem es einen Augenblick Miene gemacht hatte, sich von der Oberherrschaft Rußlands zu befreien, jetzt wieder einlenkte und die Unterdrückung der hessischen Revolution in Schlafrock und Pantoffeln den einziehenden Oesterreichern und „Strafbayern“ überließ.

Erst jetzt fand eine Wiederannäherung zwischen den Monarchen von Preußen und Rußland statt, während die guten Beziehungen Schneider's zu dem letzteren niemals unterbrochen worden waren. Sie dauerten, gleich dem Abonnement auf den „Soldatenfreund“, bis zum Tode des Czaren, von welchem Schneider 18 Brillantringe, 1 Orden und jährlich 1,200 Rubel Gehalt bekommen hat.

letzteres als Correspondent der „Nordischen Biene". Schneider's Berichte kamen jedoch selten zum Abdruck, dienten vielmehr als Lieblingslectüre des Kaisers Nicolaus und seines intimen Cirkels.

Der Bewegung von 1848, auch ihren reineren und idealeren Elementen stand Schneider feindlich entgegen; wir begreifen das. Was wir weniger begreifen ist der finster denunciatorische Geist, der sich in den betreffenden Relationen kund giebt. Als Louis Schneider seine Erinnerungen an den März 1848 niederschrieb, (April 1857), da lebten noch alle Diejenigen, zum Theil seine Collegen von der kgl. Oper und dem kgl. Schauspiel, die er mit ausdrücklicher Bezeichnung ihres Namens und aller begleitenden Nebenumstände „schlechter Gesinnung" bezichtigt und einige von ihnen leben noch heute, wo das Buch erschienen ist. Sie werden mit Staunen lesen, was sie damals, vor zweiunddreißig Jahren, der Eine über „dreifarbige Bänder, Schleifen und Cocarden" sagte, der Andere über Herrn von Küstner's, des damaligen General-Intendanten, „Stellung zu der allgemeinen frischen Bewegung" schrieb. Solche Gehässigkeiten, noch über das Grab hinaus fortgesetzt, werden durch kein politisches Credo gerechtfertigt. Das prononcirte Auftreten Louis Schneider's in den Berliner Landwehrversammlungen ist ein Beweis für seinen persönlichen Muth und macht ihm alle Ehre. Doch hat er gewiß Recht, wenn er sagt: die Begebenheiten des Mai 1848 hätten ihn gelehrt, „daß der Schauspieler nicht ungestraft aus dem engen Kreise seines Berufes heraustritt." Weniger treffend scheint uns die Bemerkung, daß er eine Berufung zur Uebernahme des Hamburger Stadttheaters in dem dunklen Gefühl abgelehnt habe, „in dem republikanischen Hamburg nicht Director einer vom Publicum abhangenden Anstalt sein zu können". Das republicanische Hamburg! Freilich sollte er hier in endgültiger und ohne Frage harter Weise die Wahrnehmung bestätigt sehen, die er früher in Berlin schon gemacht: daß es nämlich nicht wol möglich ist, zugleich eine Rolle zu spielen auf der politischen und jener andern Bühne, welche von der Strömung des Tages niemals berührt werden sollte. Diese Verquickung ist charakteristisch für die Zeit; aber sie hat etwas unserer Empfindung durchaus Widerstrebendes und es fragt sich, wer im gegebenen Falle mehr unseren Vorwurf verdient: die wüsten Lärmmacher, welche das Theater in eine Stätte unerhörten Scandals umwandelten, oder der Künstler, der durch sein Auftreten den willkommenen Anlaß dazu bot? Die Vorgänge im Hamburger Thaliatheater, welche Herrn Schneider bestimmten, seiner theatralischen Laufbahn zu entsagen, sind allerdings schlimm genug. Aber aus Berlin durch Katzenmusiken vertrieben und am ferneren Auftreten verhindert, hätte Herr Schneider nimmermehr fortfahren dürfen, an einem andern Orte die Beleidigungen seiner Person und seiner Kunst herauszufordern, zumal es ihm an drohenden oder warnenden Anzeichen nicht gefehlt hat. Ein Schauspielhaus ist doch wahrhaftig nicht eine Arena zum Ausfechten politischer Gegensätze. Als er zwei Jahre nach dieser Begebenheit, im August 1850, die Rachel in Sanssouci durch die Zimmer Friedrich's des Großen zur Vorstellung beim Könige zu führen hatte, konnte er den Gedanken nicht los werden, daß die Schauspielerin an seinem Arme gehe, die in Paris nach der Februar-Revolution die Marseillaise auf dem Théâtre français „mit einem furchtbar wilden Ausdruck" gesungen. Wir

finden das Eine so wenig statthaft, als das Andere, wiewol der Rachel die Leidenschaft des Momentes zur Entschuldigung dienen mag; aber Herr Schneider, welcher sich darin gefällt, unter den Zuschauern der Rachel während ihrer denkwürdigen Vorstellung auf der Pfaueninsel den „König von Frankreich, Henri V., damals noch Duc de Chambord" (!) zu nennen, scheint auch in dieser Beziehung der guten Gesinnung ein Vorrecht einzuräumen, welches er der schlechten verweigert. Die ganze Schilderung hinterläßt den Eindruck des Unpassenden, welcher durch die redselige Breite der Darstellung nicht gemindert wird.

Es war ohne Zweifel ein harter Entschluß, den langgewohnten, einträglichen Beruf aufzugeben; aber Herrn Schneider blieb keine Wahl und er hatte Unrecht, wenn er den Grund der ihm widerfahrenen Demüthigung in der Stellung des Schauspielers, und nicht vielmehr in seiner „sogenannten Betheiligung am politischen Treiben" gesucht hat. Sein Abschied vom Theater befreite ihn aus einer unwürdigen Situation und als Redacteur des „Soldatenfreundes" im Schleswig-Holstein'schen Feldlager, im Hauptquartier des Generals Wrangel war er jedenfalls mehr an seinem Platze. Das Bild, welches er von der Campagne entwirft, ist kein erfreuliches, aber es hat den Vorzug, ein wahres zu sein. Es ruft uns noch einmal in Erinnerung, wie verworren und unklar die Bewegung war, welche den Ausgangspunkt aller späteren Entwickelungen bildeten, das Vorspiel der Kriege von 64, 66 und 70. Wer hätte damals freilich an eine solche Tragweite denken sollen? Die Freischaren, in denen ein gut Theil von jenem Idealismus steckte, welcher unter Enttäuschungen reifend und durch Kämpfe gestählt, nachmals so viel für Preußens Hegemonie und Deutschlands Erhebung thun sollte, waren dem Auge Louis Schneiders natürlich ein Greuel; während der Vorbeimarsch der preußischen Regimenter in ihm die bittere Frage hervorrief, „warum der König sich in Berlin beleidigen ließ, wenn solche Truppen bereit sind, für ihn in den Tod zu gehen?" — Die Möglichkeit eines Ausgleichs, einer Aussöhnung beider Gewalten, der conservativen und der liberalen, durch Aufnahme dessen, was berechtigt in der einen und gesund in der andern war, lag damals allerdings in ungewisser Ferne; dies war der Augenblick der beginnenden Reaction und zugleich der, in welchem Louis Schneider, eben aus Schleswig-Holstein zurückgekehrt, vom Könige Friedrich Wilhelm IV. berufen ward.

Diejenigen Abschnitte, welche diesen Monarchen und des Verfassers Beziehungen zu ihm schildern, gehören zu den anziehendsten der vorliegenden Memoiren. Schneider hatte schon den Kronprinzen als den geistvollen und leutseligen Herrn gekannt, von dem alle Welt entzückt war; allein der freisinnige, volksthümliche Zug seiner ersten Regierungshandlungen als König hatte ihn abgeschreckt. Er gesteht ganz offen, daß der „ungemessene und aufdringliche Volksjubel, der den Monarchen bei jeder Gelegenheit im Anfange seiner Regierung umgab," ihm wehe gethan habe. Er war eben Einer von jener Gattung Preußen, welche ihren König „für sich allein" haben wollten und soviel dazu beitrugen, den durch das Verhängniß herbeigeführten Riß zu erweitern. Das „Amice, finis veteris Borussiae!" welches am Abend des Huldigungstages Schneider seinem Freunde zurief, ist trotzdem in Erfüllung gegangen; aber war denn das „alte

Preußen" — nur noch dem Namen nach ein Großstaat und in der That von dem guten Willen Oesterreichs, von der Gnade Rußlands lebend — war es denn wirklich besser als das Preußen König Wilhelm's I., Deutschen Kaisers, welches vornan steht im Reiche der Völker und Nichts als das Gewicht seines Wortes in die Wagschale zu werfen braucht, um den Frieden der Welt zu sichern?

Sehr schön und — soweit ein Urtheil erlaubt ist — sehr richtig ist Alles, was Schneider über die Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's IV. sagt. „Er war durch und durch eine poetische Natur und zwar in dem ganzen Gegensatze, in welchem sie zu einer praktischen Natur steht. Eben weil er durchaus anders war als sein Vater und sein ältester Bruder, mußte ihm natürlich praktisch Vieles mißrathen, was seinem Vorgänger und seinem Nachfolger gelang." Wenn man es nicht wüßte, wie gütig und herzgewinnend, wie feinfühlend und — im Goethe'schen Sinne — „zierlich denkend" der König gewesen: aus diesen Blättern würde man es ersehen. Aber das Zeitalter verlangte einen eisernen Charakter, das gährende Jahrhundert einen klaren politischen Gedanken. „Zum Soldaten bin ich verdorben," sagte er mit seinem liebenswürdigen Lächeln, als Schneider ihm eine für sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum bestimmte Beschreibung seiner militärischen Laufbahn unterbreitete; und wen würde nicht tiefe Wehmuth bei den Worten ergreifen, welche er hierauf an Schneider richtete, als dieser ihm mittheilte, daß er die Materialien zu seiner Biographie sammle? „Nein! nein! lassen Sie andern das unerfreuliche Geschäft, gerecht sein zu müssen! Geben Sie mir die Hand darauf, daß Sie nicht über mich schreiben wollen, auch nach meinem Tode nicht. Ich verlange ein strenges Urtheil." Er glaubte, daß er die Revolution hätte bändigen sollen und können, wenn er härter gewesen wäre. Jener unheilvolle Riß, von welchem wir oben gesprochen, ging mitten durch sein Herz und seine Seele.

Das Verhältniß, in welches Schneider als Vorleser Sr. Majestät trat, machte sich nur allmälig und wie von selbst, dauerte dann aber durch neun Jahre, bis zu der letzten Krankheit des Königs, und beruhte zumeist auf dem Wohlgefallen, welches dieser an der Persönlichkeit Schneiders, seiner Gesinnung und seinen literarischen Arbeiten fand. Es mag auf den ersten Blick befremdlich erscheinen, daß zu der Zeit, wo Tieck noch lebte und Alexander von Humboldt noch geistig herrschte, am Hofe Friedrich Wilhelm's IV. ein Mann zur Geltung kommen konnte, dessen Bildung, nach ihrem bisherigen Gange, eine lückenhafte sein mußte, während seine literarischen Leistungen — wie ja das vorliegende Werk auf's Neue bestätigt — irgend welchen selbständigen Werth nicht besitzen. Etwas Aehnliches mag wol auch Humboldt gefühlt haben, als er in einem (durch Holtei nachmals in Schneider's Hände gelangten) Billet an Tieck von dem „jämmerlichen Pathos und dem bühnenhistorischen Späßchen des patriotischen und militärischen Schauspielers" spricht. „Ich gehe unter", sagt er; „Sie" — ruft er dem einstigen Haupte der romantischen Schule zu — „Sie rettet geistig Ihre Einsamkeit." — Indessen darf man nicht vergessen, daß bei dem Könige, nach den bitteren Erfahrungen des Jahres 1848, das Bedürfniß einer leichteren, heiteren und erheiternden Unterhaltung überwog, für welche Schneider ganz geschaffen war. Sein Talent nach dieser Seite hin muß uns billig in Erstaunen

setzen, wenn wir hören, daß er einen in Potsdam Statt gehabten Brand in einem humoristischen Aufsatze zu schildern wußte, „der denn auch das Glück hatte, den König ganz besonders zu amüsiren". Dazu kam seine bewährte Loyalität, sein specifisch preußischer Patriotismus, welcher in jener Periode dem Herzen des Königs besonders wohl thun mußte; seine Virtuosität in den Formen der Gesellschaft, sein vorsichtiges und kluges Auftreten auf dem glatten Boden der Vor- und Wartezimmer, welches ihm die Protection der Mächtigen und die Gunst des Hofes erwarb und sicherte. Wir müssen es dem Andenken Schneider's zu seiner Ehre nachsagen, daß er — nach dem übereinstimmenden Zeugniß von competenter Seite — seinen Einfluß niemals zum Schaden, oft aber zum Nutzen Anderer angewandt hat; wie denn auch in der neuen Sphäre, die seinen Neigungen und seiner Befähigung so sehr entsprach, das, was in seinem Charakter wirklich schätzenswerth gewesen ist, immer unzweideutiger zum Vorschein kommt. Wir können es dem gewiegten Hofmanne — dessen Stellung doch immerhin nur in der persönlichen guten Meinung des Königs ihren Grund und Halt hatte — nicht sonderlich hoch anrechnen, daß er, außer einem Commißbrod und einer Lampe, keinerlei Geschenke von Seiner Majestät angenommen hat. Aber anerkennen müssen wir, daß er in seinem Urtheil, auch über solche, die seine Gegner waren, milder und vor Allem gerechter geworden. Trotzdem er von der durch Varnhagen bekannt gemachten vertraulichen Correspondenz Humboldt's mit derjenigen Mißbilligung spricht, die ziemlich allgemein getheilt wird; und trotzdem er selbst, wie wir gesehen, von dem Spotte des großen Mannes zu leiden gehabt hat, so nimmt er ihn doch gegen alle zu weit gehende Beschuldigungen in Schutz. Vielleicht war es ein verwandtes Fühlen, welches ihm die folgenden Worte über Humboldt in die Feder gab: „Ich habe Beweise gehabt, daß er sich mit größter Wärme aufstrebender Talente annahm, daß er gern geistig und materiell Bedrückte förderte und daß er für seine Umgebung liebevoll, dankbar und selbst aufopfernd war".

Im Anfange nur durch den Zufall herbeigeführt und bestimmt, wurden Schneider's Vorlesungen bald eine feststehende Institution am Hofe Friedrich Wilhelm's IV. An jedem Sonnabend Abend wurde gelesen. Ein Programm wurde jedesmal ausgegeben, und um runde Tische gruppirt saß die Gesellschaft; „auf allen Tischen standen Lampen und vor dem Stuhle Sr. Majestät des Königs lag ein Zeichenbrett mit aufgehäuften Papieren. Bei Beginn der ersten Vorlesung hatte Se. Majestät gezeichnet und dabei die Augen sehr nahe auf die Zeichnung geheftet; es dauerte aber nicht lange, so wurde der Bleistift niedergelegt, der König hob den Kopf, sah mich unverwandt an und folgte mit gespannter Aufmerksamkeit." Das Interesse des Königs an diesen Vorlesungen ward allmälig so groß, daß sie weder durch Jagden und Manöver, noch durch Gedenktage der königlichen Familie, ja selbst nicht bei Krankheitsfällen unterbrochen wurden; und einmal, an einem solchen Abend, als einige junge Hofdamen während der Lectüre mit einander flüsterten, rief der König ihnen zu: „Stille da hinten, die Weiber!" Glücklicher als vor ihm Kopisch, und selbst Tieck gewesen, wußte Schneider sich diese Theilnahme des Königs durch neun Jahre unausgesetzt zu erhalten. Als Tieck seinen „Prinz Zerbino", seinen „Gestiefelten

Kater" an eben derselben Stelle gelesen, wunderte er sich, daß der König fragend, erzählend, auch wohl Befehle an die Dienerschaft oder das Souper anordnend, die Vorlesung unterbrach. Tieck behandelte die Vorlesung wie eine Kunstleistung. Schneider faßte seine Aufgabe leichter auf. Er kannte den Geschmack des Königs „für historische Darstellung in humoristischer Form", und schrieb demgemäß „für jeden Sonnabend etwa Neues, stöberte in den Bibliotheken und Archiven umher, um Interessantes und Kurioses zur Ansicht und Anknüpfung vorzulegen", und gab sich „nach jeder Richtung hin Mühe, den König zufrieden zu stellen". Als Resumé der von Schneider sorgfältig aufbewahrten Programme ergiebt sich, daß unter den Autoren, die zum Vortrage gebracht wurden, der Vortragende selbst mit den verschiedensten Beiträgen die vorderste Stelle einnimmt. Theils waren es von ihm verfaßte Capitel zur Theatergeschichte, Theaternovellen und Coulissengespräche, theils komische Darstellungen von Ereignissen der Tagesgeschichte, meistens aus dem Berliner Leben, oder von Erlebnissen aus den im Gefolge des Königs gemachten Reisen, literarische Travestien, draftische Scenen aus Polizeiacten und komische Gedichte, Jagdprotocolle, Jagdgeschichten. Dem Ernste wurde Rechnung getragen durch die Mittheilung charakteristischer Begebenheiten zur Märkischen Geschichte, zur Geschichte Berlins, Potsdams, Charlottenburgs ꝛc.

Wenngleich der Zahl nach überwiegend, waren es doch nicht ausschließlich Producte seiner eigenen Feder, welche Schneider vor dem Könige las. Sein Verdienst war es, einem Dichter zur Anerkennung und einer Lebensstellung verholfen zu haben, der bis dahin, obwol schon ein Fünfziger, unbekannt geblieben: nämlich Friedrich Christian Scherenberg. Sein nachmals so berühmt gewordenes Gedicht „Waterloo" war noch Manuscript, als Schneider es im October 1848 zuerst vorlas. Dem Könige hatte die Dichtung einen solchen Eindruck gemacht, daß er nach den Lebensverhältnissen des Dichters fragte, um ihm ein Geschenk zu machen. „Erzählend berichtete ich all das Kuriose, was ich von ihm wußte und erfahren" (Scherenberg war bis dahin Kaufmann gewesen und wurde nachmals, 1855, Bibliothekar im Kriegsministerium), „und unterstand mich, vorzuschlagen, Seine Majestät möge als bestes Geschenk die Dichtung auf königliche Kosten drucken lassen, weil ihn das am Schönsten in die Welt einführen würde." So geschah es, und sicherlich wird mit der Geschichte jener Lese-Abende der Name von Scherenberg's „Waterloo" stets in ehrender Weise für den Vorleser verknüpft bleiben.

Unter den auf die Zeitgeschichte bezüglichen Schriften, die zum Vortrag kamen, finden wir Bamberger's „Erlebnisse aus der pfälzischen Erhebung" und Groddeck's „De morbo democratico". Von Novellisten ist Hackländer vor allen bevorzugt worden; sein Name findet sich auf 40 Programmen; neben ihm erscheint George Hesekiel 17 mal und Paul Heyse zweimal. Scherenberg's Gedichte wurden an 29, diejenigen Fontane's an 11 Abenden gelesen; vereinzelt finden sich Zedlitz, der Banus Jellachich, Redwitz, von Lepel, von Köppen und Märcker. Goethe wird durch die Harzreise, Schiller durch die Hochzeit der Thetis vertreten; außerdem gelangte Goethe's Faust zweiter Theil in der Bearbeitung von Wollheim da Fonseca zum Vortrag. Unter den Reisewerken bemerken wir Max Schlesinger's „Wanderungen durch London", die Journal-Literatur wird durch

Gutzkow's „Unterhaltungen am häuslichen Herd" repräsentirt und Bülau's „Geheimnißvolle Geschichten", Münchhausen's Abenteuer und Glaßbrenner's Berliniaden vervollständigen das abwechslungsreiche Repertoire.

Das Auditorium Schneider's setzte sich zusammen aus den Majestäten, den königlichen Prinzen, sowie den zum Hofstaat und der militärischen Begleitung gehörigen Herrschaften. Humboldt hat der Vorlesung an 80 Abenden beigewohnt; am häufigsten nächst ihm waren der Geh. Rath von Niebuhr, der Leibarzt Dr. Grimm, der Polizei-Präsident von Hinckeldey, mehrmals der General-Director der Museen von Olfers und der Architekt Stüler unter den Zuhörern. Vereinzelt erschienen Rauch, der Maler Hensel, Leopold Ranke, Curtius, Lepsius, der Maler Grahl, der Dichter Raupach. Die Militärs und Diplomaten überwogen. Einmal, am 23. April 1856, war „Oberst Baron von Moltke, militärischer Begleiter S. K. H. des Prinzen Friedrich Wilhelm", ein anderes Mal, am 31. August 1854, „der Bundestagsgesandte von Bismarck-Schönhausen" anwesend.

Doch nicht nur die Präsenzlisten und Programme jener Lese-Abende hat Schneider aufbewahrt (sie befinden sich jetzt im königl. Hausarchiv), auch über Alles, was sich während derselben begab, hat er genaue Notizen gemacht, welche freilich nur zum geringsten Theil in dem vorliegenden Memoirenwerke reproducirt sein werden. Wie viel, in einem geschichtlichen Sinne, Denkwürdiges hätte man grade auf diesen Blättern — gleichsam eine abgekürzte Chronik der Zeit — wol zu finden gemeint aus jenen stürmischen Tagen, wo während der Vorlesungen beständig Depeschen und Rapporte an den König kamen und, wie Schneider selbst sagt, nicht selten „aus dem Zirkel weniger Officiere fast ein Staatsrath" wurde. Doch ist die Ausbeute sehr gering; nur ganz vereinzelt und jedesmal mit der äußersten Discretion streift Schneider das politische Gebiet. Am 4. December 1848, als er eine historische Skizze über den Kurfürsten Friedrich II. mit den eisernen Zähnen las, welcher bekanntlich abdicirt hat, erhielt der König die Depesche, welche ihm die an demselben Tage geschehene Abdication des Kaisers Ferdinand zu Gunsten seines Neffen Franz Joseph meldete. „Der König wurde blaß, sein Gesicht nahm einen ungewöhnlich ernsten Ausdruck an; schweigend und nach kurzem Nachdenken reichte er die Depesche der besorgten Königin, stand dann auf und zog sich zurück. Die Königin theilte den Inhalt der Depesche den Anwesenden mit und folgte dann dem Könige." Die Majestäten kamen an diesem Abend nicht mehr zum Vorschein.

Um die Zeit, im Frühling 1849, wo das Eintreffen der Deputation erwartet wurde, „welche dem Könige die deutsche Kaiserkrone als ein Geschenk der Paulskirche anbieten sollte", war durch ein merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände ein historischer Absatz auf das Programm gekommen, welcher die Prophezeiung behandelte, die dem Kurfürsten Joachim I. im Jahre 1506 für das Haus Hohenzollern nicht allein die Erlangung der Königswürde, sondern die höchste Würde in der Christenheit verhieß. Der Aufsatz wurde jedoch unterdrückt und Friedrich Wilhelm IV. hat ihn nie kennen gelernt.

Von den 415 Vorleseabenden, welche Schneider verzeichnet, fanden nur 11 im Berliner Schlosse statt. Es ist wol erklärlich, und Schneider kommt an

mehreren Stellen seines Buches darauf zurück, wie unbehaglich dem Könige der Aufenthalt in diesen Räumen war, auf welchen die für ihn so trüben Erinnerungen des März 1848 lasteten. Als Schneider den Kaiser von Rußland zum erstenmal nach der Revolutionszeit im Jahre 1851 zu Warschau wiedersah, ward folgendes Gespräch zwischen ihnen geführt: „Sagen Sie mir, Schneider, wie konnte es der König über sich gewinnen, wieder in das revolutionäre Berlin zurückzukehren?" — „Das weiß ich nicht, Eure Kaiserliche Majestät," erwiderte Schneider, „denn ich habe nicht 16 Millionen Unterthanen. Ich selbst bin bis jetzt noch nicht in das revolutionäre Berlin zurückgegangen und denke es auch nicht zu thun. Ein Monarch hat aber wol noch auf Anderes Rücksicht zu nehmen, als auf seine Wünsche. Das wissen ja Eure Kaiserliche Majestät besser als ich, da Sie mir diese Frage in Warschau stellen." — Der Kaiser warf einen Blick auf Schneider, für dessen Furchtbarkeit dieser gar nicht genug Worte finden kann, und sagte dann: „Ich habe aber die Revolution in Warschau auch erdrückt!" — „Gewiß, Ew. Kais. Majestät, aber bei uns in Preußen wird mein Allergnädigster Herr auch mit ihr fertig werden. Nur wendet er ein anderes Mittel an, die Ekelkur." — „Nun, wir werden ja sehen!" — Als ein Jahr später (1852) Schneider dem Czaren abermals, und zwar in Charlottenburg begegnete, sagte dieser: „Apropos! unsere Unterhaltung von damals. Sie haben Recht gehabt; ich bin heute lange in Berlin gewesen und habe keine Spur mehr von der Rebellion gesehen. Der König hat sie besiegt; mein System ist aber doch besser." Das letzte Wort, welches Schneider, drei Jahre nach dem Tage von Olmütz und zwar in Olmütz selbst vom Kaiser hörte, bezog sich auf dessen Aeußerung: „Auf dem Schlachtfelde, wo sich Oesterreich und Preußen gegenüberstehen, erscheine ich mit meiner Armee und stelle mich zwischen beide. Ich will doch einmal sehen, ob ich nicht im Stande bin, eine veritable „querelle allemande" zu verhindern." Schneider befand sich damals in Begleitung des Prinzen von Preußen, welcher zur Inspection des österreichischen Bundescontingentes nach Olmütz gekommen; dreizehn Jahre später, als der Prinz längst König von Preußen geworden, sollte sich Schneider, auch nicht weit von Olmütz, auf Böhmens Schlachtfeldern davon überzeugen, daß die Lösung der veritablen „querelle allemande" durch die Dazwischenkunft eines „europäischen Renneboom" nicht länger aufzuhalten sei. Durch den Krimkrieg begann jener Umschwung in den europäischen Verhältnissen, welcher es Preußen möglich machte, sich endgültig von dem Drucke zu befreien, welchen Österreich seit dem Sturze des Herrn von Radowitz und dem Siege des Herrn von Manteuffel mit verdoppelter Wucht ausübte. Um diese Zeit aber ward mit äußerster Vorsicht darauf gehalten, Alles zu vermeiden, was die Empfindlichkeit Oesterreichs oder irgend eines anderen deutschen Staates hätte reizen können. Am 1. September 1853 läßt der König seinen Vorleser in sein Arbeitscabinet kommen und sprach mit ihm über einen in der „Wehrzeitung" erschienenen Leitartikel, den er außerordentlich lobte und ganz mit seinen Ansichten übereinstimmend erklärte. „Dieser Artikel hatte sich nämlich gegen die Feier von Gedenktagen solcher Schlachten ausgesprochen, in denen preußische Truppen vorzugsweise gegen andere deutsche Armeen gekämpft." Einige Tage später, während eines Manövers in der Provinz Sachsen, durfte „die

Schlacht von Roßbach" nicht vorgelesen werden, weil einige österreichische Officiere anwesend waren. Alles eigentlich Politische jedoch hat Schneider in diesem Abschnitt seines Werkes, welches seine Beziehungen zu dem preußischen Hofe schildert, streng vermieden oder er begnügt sich mit allgemein gehaltenen Andeutungen, welche höchstens Vermuthungen zulassen. Als der Prinz von Preußen auf jener oben erwähnten Reise nach Olmütz die Begleitung Schneider's wünschte, rief der König: „Nein! den Schneider kann ich nicht entbehren", und erst auf die Vorstellung, welchen Nutzen man davon erwarte, ward der Urlaub bewilligt. Bei Gelegenheit eines Jagdaufenthaltes in Letzlingen, October 1854, bemerkt er, daß derselbe diesmal auch ein politisch sehr bewegter war, „weil hier daran gearbeitet wurde, Preußen zu einem engen Bündnisse mit Rußland gegen die Westmächte und Oesterreich zu bringen."

Um diese Zeit auch war es, wo die Vorlesungen, häufiger als sonst, durch Unwohlsein des Königs unterbrochen oder abgekürzt wurden und ein Jahr später, im September 1855, wo der Vorleser zuerst wahrnahm, „daß der König so oft mit seinem Gedächtniß, besonders für Namen, zu kämpfen hatte. Dies kam häufig bei allerdings geringfügigen Dingen zur Erscheinung, rief aber gewöhnlich eine große Aufregung bei ihm hervor. In den meisten Fällen konnte einer der Anwesenden aushelfen und dann ging das Versagen des Gedächtnisses rasch vorüber." Auf der Rückreise von Marienbad im Juli 1857 erkrankte der König in Pillnitz, nach den ersten Nachrichten sehr gefährlich, besserte sich aber bald, so daß eine eigentliche Gefahr vorüber schien. Als Schneider ihn auf dem Bahnhof empfing, und ihm zu seiner raschen Wiederherstellung Glück wünschte, sagte er mit einem unaussprechlich trüben Ausdruck: „Na! Na! Schneider. Diesmal war es schlimm! Ich war ganz benommen!" Seit diesem Tage bemerkte Schneider, „daß hin und wieder nicht mehr dieselbe Aufmerksamkeit für die Lectüre bei ihm herrsche, wie früher, daß er sich fast gar nicht mehr auf Namen besinnen konnte." Keinen Zweifel mehr über das Leiden Friedrich Wilhelm's IV. ließ ihm der folgende Vorfall. Schneider stand — es war am 8. August 1857 — an der offnen Thür, und erwartete, wie gewöhnlich, vom Könige gerufen zu werden. Der König warf erst einen Blick in die illustrirten Zeitungen und sagte dann: „Nun, wie ist es, Lieschen, wollen wir lesen?" — Als die Königin dies bejahete, rief der König: „Nun, dann soll er hereinkommen, — wie heißt er doch? — der — der —" Natürlich fielen die Königin und Prinz Carl sogleich helfend ein: „Du meinst Schneider!" — „Ja! — Der soll hereinkommen!" Der letzte Vorleseabend war derjenige des 28. September 1857, in Sanssouci. „Obgleich ich," erzählt Schneider, „besonders Interessantes — mehrere Capitel aus meiner historischen Arbeit über Sanssouci — las und auch eine lebhafte Discussion sich daran anknüpfte, so fühlte ich doch, daß der König seiner Geisteskräfte nicht mehr mächtig war. In trübster Stimmung verließ ich Sanssouci .... ich wurde weder in Potsdam, noch in Charlottenburg weiter zum Vorlesen befohlen, noch auf den Reisen nach Meran und Rom mitgenommen. Jede geistige Aufregung, ja selbst Anregung sollte nach dem Rathe der Aerzte vermieden werden."

Aus der Zeit unmittelbar nach dem Tode Friedrich Wilhelm's IV., von der

„neuen Aera" und dem ersten Erscheinen Bismarck's erzählt uns Schneider Nichts. Ihm war eigentlich schon mit dem Czar Nicolaus „ein damals letzter Hort" für seine politischen Ueberzeugungen verloren gegangen. „Nun war kein Monarch mehr in Europa," rief er aus, „der weder den Willen noch die Kraft hatte, die Revolution in allen ihren Formen und Consequenzen zu bekämpfen." In Rußland selbst war „das russische System" mit dem Kaiser Nicolaus zusammengebrochen; und wie dieser einst, in den Tagen der Verstimmung, an den Generaladjutanten Friedrich Wilhelm's IV. geschrieben: „Es gibt jetzt nur noch drei gute Preußen, das bin Ich, Sie, lieber Rauch, und Schneider", so konnte Schneider von nun ab sagen: „es gibt gute Russen nur noch in Berlin!" Es ist begreiflich, daß Schneider keine besondre Sympathie für Bismarck hegte, der sich sehr bald veranlaßt fand, den Einfluß des Vorlesers auf seine Sphäre zu beschränken. Diese Abneigung ging so weit, daß letzterer — wie man erzählt — in Versailles vor einer Versammlung von Fürsten und Feldherren dem damaligen Bundeskanzler den Gruß verweigerte. Von diesem zur Rede gestellt, soll Schneider erwidert haben: „Ich bin der Aeltere von uns Beiden."

Während der Kriege von 1866 und 1870 befand sich Schneider im Hauptquartiere des Königs, um von dort aus Berichte für den „Staatsanzeiger" zu schreiben. Mit welcher Beklommenheit wir in den Krieg gegen Oesterreich gingen, ist noch in Jedermanns Erinnerung. „Ich schied in sehr bewegter, nichts weniger als vertrauensvoller Stimmung," erzählt Schneider, „da ich die politisch maßgebenden Verhältnisse und die Gedanken des Königs besser kannte, als viele, die in demselben Zuge mit auf den Kriegsschauplatz fahren sollten." Am Morgen früh vor der Abreise hatte er drei Kisten in dem Bibliotheks-zimmer stehen sehen, in welche der König seine wichtigsten Papiere eingepackt, um sie im Fall der Noth in Sicherheit bringen zu lassen. Die Bevölkerung Berlins verhielt sich ernst, obwol am Tage vorher die Siegesnachricht von Skalitz eingetroffen war. Nach einem Augenblick des Jubels und Enthusiasmus war man wieder in die frühere trübe Befürchtung zurückgefallen. Die Reihe der Siege, welche von nun ab in wunderbarer Schnelligkeit einander folgten, überraschte so sehr, daß sie zuerst keinen Glauben fanden. „Selbst unter der auf dem Bahnhof versammelten Dienerschaft hieß es: Laßt Euch doch Nichts weis machen, die Siegesnachrichten sind ja alles Schwindel. Das wird nur so ausgesprengt."

Zwei Tage später befand man sich schon mitten in Böhmen, in Gitschin. Es war Nacht. „Der weite Markt war bereits ganz verödet, dem wilden Getümmel des Tages war die tiefste Ruhe gefolgt. Im Quartier des Königs brannte noch Licht und da ich wußte, wo sein Schreibtisch stand, so konnte ich vom Markte aus erkennen, daß er spät am Abend noch arbeitete." Nicht weit entfernt war eine Kirche, aus welcher der Vorübergehende Schreien und Wimmern vernahm. „Wäre ich doch nicht hineingetreten! Die ganze Kirche lag voll Schwerverwundeter. Eben waren einige verschieden, andere röchelten und stöhnten fürchterlich. Ich trat in rieselndes Blut auf den Steinfliesen. Wenige mattbrennende Lichter erhellten den großen Raum und ließen nur die

Dunkelheit um so greller hervortreten." Als er von der Kirche aus durch das Thor ging, bemerkte Schneider einen Wagen, der in ungewöhnlicher Eile nach dem Markte fuhr. Der Wagen brachte den General von Voigts-Rhetz aus dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, und in dieser Nacht entschied sich im Hauptquartier des Königs das Schicksal des folgenden Tages.

Naßkalt, trüb und nebelig war der Morgen des 3. Juli. Zwei Ruhetage waren vorher angesagt worden. Niemand ahnte, daß heute die Entscheidungsschlacht geschlagen werden würde. Der König war um 5 Uhr früh nach Horic zum Prinzen Friedrich Karl gefahren, aber man erwartete ihn zum Nachmittag zurück und das Diner ward für ihn bereitet. Indessen war Schneider ihm gefolgt. Um 9 Uhr war er in Horic. „Der Kanonendonner war hier nur hin und wieder zu hören, wahrscheinlich durch die tief herabhangenden Regenwolken abgeschwächt; aber der eigenthümlich brüllende Ton, der den scharfen vom Manöver-Kanonenschuß so deutlich unterscheidet, zeigte, daß ein heftiges Gefecht, vielleicht eine Schlacht sich entwickelt haben mußte." Nun ging es aus Horic fort, auf die Chaussee nach Königgrätz. „Ueberall ein eiliges Drängen, dem Kanonendonner entgegen, sowol bei geschlossen marschirenden Trupps, als bei jedem einzelnen ... Der Kanonendonner hatte um diese Zeit eine Intensität angenommen, daß man gar keine einzelnen Schüsse mehr unterscheiden konnte. Das Brüllen in der Luft war so ununterbrochen, wie das Rollen eines schweren Wagens. Man sah fast die Luft zittern und soweit das Auge reichte, Wolken von Pulverdampf. Verwundete kamen in immer stärkeren Transporten, berichteten aber nicht viel Tröstliches. ... Gegen 12 Uhr lauteten die Nachrichten immer ungünstiger. Die fechtenden Truppen wußten bereits, daß das Eintreffen der Kronprinzlichen Armee auf dem Schlachtfelde erwartet wurde, aber auch, daß noch keine Spur von ihr zu sehen war." Wenn Schneider bis hierher nur unter großen Schwierigkeiten gelangt, so war von nun ab an kein Weiterkommen mehr zu denken. Er mußte sich entschließen umzukehren, und fuhr in der gedrücktesten Stimmung nach Gitschin zurück. Unterwegs wuchsen die Gerüchte von dem schlechten Stande der Schlacht immer mehr an und in dem unerwarteten Wiedererscheinen Schneider's fand man eine Bestätigung derselben. „Der kommt auch schon zurück!" hörte er in Horic von einer Gruppe sagen, bei der er sich vor wenigen Stunden nach dem Verlauf der Dinge erkundigt hatte. In Gitschin wußte man um 3 Uhr Nachmittags noch so gut wie Nichts von der Schlacht. Der russische Militärbevollmächtigte, General Kutusow, ging ganz ruhig auf dem Markte spazieren, ohne Ahnung, daß eine Meile weiter in diesem Augenblick unter furchtbarem Kriegsgetümmel das neue Deutschland geboren werde! Nach 4 Uhr fuhr eine Kutsche mit zwei schwer verwundeten Offizieren bei der Hauptwache vor: von ihnen erfuhr man, daß alle drei preußischen Armeen und die ganze österreichische Nordarmee im Kampfe ständen. Vier Stunden später kam die Siegesnachricht: es war die Depesche des Grafen Bismarck an den Geheimerath Abeken, wie sie im „Staatsanzeiger" erschienen ist.

Am 6. Juli wurden die napoleonische Einmischung, die Abtretung Venetiens, die Heranziehung der italienischen Armee im Hauptquartier bekannt. Wie Schneider den König am Tage nach der Schlacht schon früh am Morgen über

seinen Papieren hatte sitzen sehn, so fand er ihn auch am Morgen dieses Tages: ruhig, als ob Nichts vorgefallen wäre. Mitten im Wirrwarr des Krieges und der Unsicherheit der Lage bleibt Eines sich immer gleich: das unermüdliche Pflichtgefühl und die unerschütterliche Ruhe des königlichen Herrn. Nachrichten vom süddeutschen Kriegsschauplatz fehlten; man wußte nicht, wozu sich Frankreich entschließen werde und trug sich allgemein mit der Nothwendigkeit einer neuen großen Schlacht vor Wien. „Aber auch die befremdlichsten Nachrichten vermochten den König nicht aus der Fassung zu bringen. Es war ganz gleichgültig, ob die Nachrichten günstig oder ungünstig waren, der ruhige, milde Ausdruck des Gesichts blieb immer derselbe." Inzwischen, während des Vormarsches der Armee nach Mähren, war Prag gefallen und Benedetti im Hauptquartier eingetroffen. Man war jetzt ganz in der Nähe jenes Olmütz, wo sechzehn Jahre früher und unter der vollen Beistimmung des Hrn. Geh. Hofraths Schneider Preußen sich vor Oesterreich gedemüthigt hatte. Jetzt sieht er die Sache von einem anderen Gesichtspunkt an. „Die Ankunft und das Verweilen des französischen Botschafters im Hauptquartier," sagt er, „schien allen nichts Gutes zu bedeuten, und machte den Eindruck des langsam nachschleifenden Hemmschuhs, der plötzlich sich unter das rasch rollende Rad des Siegeswagens schieben wollte." Für den Mann der „europäischen Renneboom"-Theorie, der die Worte des Czaren Nicolaus: „Auf dem Schlachtfelde, wo sich Oesterreich und Preußen gegenüberstehen, erscheine Ich mit Meiner Armee und stelle sie zwischen beide" einst mit ungeheuchelter Freude begrüßt hatte (I. 403), konnte der Gedanke einer fremden Intervention doch wahrlich nichts so Schreckliches haben! Wenn Herr Geh. Hofrath Schneider sich beglückwünscht, dem Könige sich nahen zu dürfen, „der ja jetzt auch ein Sieger geworden war", und daran die Hoffnung knüpft, daß er, der glorreich hervorging aus einem solchen Kampfe mit den Waffen, nun auch glorreich hervorgehen müsse, „aus dem Kampfe gegen die Revolution"; so möchten wir ihn wol fragen, welche Revolution er meint? Diejenige, welche lange nach Königgrätz noch daran arbeitete, den russischen Einfluß wiederherzustellen, oder diejenige, welche uns 1866 von der österreichischen, 1870 von der französischen Einmischungspolitik ein für allemal befreite und an deren Spitze kein Anderer stand, als Bismarck?

In Nikolsburg, in dessen dem Grafen Mensdorff-Pouilly gehörigen Schloß der König dieselben Zimmer inne hatte, welche Napoleon I. vor der Schlacht bei Austerlitz bewohnte, begann die Verhandlung der Friedenspräliminarien, eine Waffenruhe ward vereinbart. Trotzdem hoffte die Armee mit Sicherheit auf den Einzug in Wien. „König Wilhelm unzweifelhaft Kaiser von Deutschland! Das Elsaß und Lothringen von Frankreich gefordert!" So lautete der Anfang und das Ende des Programms, welches man sich damals im Feldlager, vom Officier bis zum gemeinen Mann gemacht. Der Krieg von 1870 ging mit innerer Nothwendigkeit aus dem von 1866 hervor, welcher die Wünsche der Nation nur halb befriedigte. Schneider läßt durchblicken, daß man sich über die militärische Stärke Frankreichs noch immer übertriebenen Vorstellungen hingab. Wäre der preußische Militär-Bevollmächtigte in Paris, welcher den König gebeten hatte, den Krieg mitmachen zu dürfen, damals auf seinem Posten

gewesen, so hätte man gewußt, wie wenig vorbereitet die französische Armee für einen Feldzug war und, meint Schneider, die Friedensbedingungen würden dann wol anders ausgefallen sein.

Ein Abgesandter des Königs Georg von Hannover, Oberstlieutenant von Haimbach, der in Nikolsburg erschien, ward nicht empfangen; der bayerische Ministerpräsident von der Pfordten erst, nachdem er einmal von Bismarck abgewiesen worden war. Auch von Seiten Oesterreichs fand er keinerlei Unterstützung oder Befürwortung, da man in Wien einen großen Theil des Unglücks der Saumseligkeit Bayerns zuschrieb. Der süd- und westdeutsche Feldzug war um diese Zeit siegreich beendet, Frankfurt am Main besetzt worden; der Abschluß des Friedens stand in Prag bevor. Auf der Rückfahrt dorthin passirte Schneider noch einmal Brünn. Die Tage der preußischen Occupation von Brünn haben auf beiden Seiten, soweit es eben unter den Umständen möglich war, freundliche Erinnerungen zurückgelassen. Noch sieben Jahre später hatte Schreiber dieses während eines Aufenthalts in Brünn Gelegenheit, die Mannszucht und das wenn auch feste, doch maßvolle Benehmen der preußischen Truppen rühmen zu hören; wie andererseits auch unsere Berichterstatter, und unter ihnen Schneider, die Schönheit der mährischen Hauptstadt und die würdige Haltung ihrer Bewohner nicht warm genug anerkennen können.

Auf der Durchreise suchte Schneider den Bürgermeister Dr. Giskra, noch einmal auf. Der Schmerz dieses Mannes, als er die Zerreißung des alten Bandes zwischen dem gesammten Deutschland und den Deutschen Oesterreichs erfuhr, war tief; und er steigerte sich noch, als Schneider ihm mittheilte, was er in Nikolsburg, allerdings nicht aus ganz verläßlicher Quelle gehört hatte, daß nämlich der König dem kaiserlichen Bevollmächtigten angeboten haben sollte, er sei bereit, die deutschen Provinzen Oesterreichs in die neue Gestaltung des deutschen Bundes aufzunehmen, daß dieses Anerbieten aber in Wien als unverträglich mit der Integrität des Kaiserreichs abgelehnt worden. Uns erscheint diese Nachricht, für welche auch Schneider die Verantwortlichkeit nicht übernehmen will, durchaus unglaubwürdig; wenn auch unbestritten ist, daß die Deutsch-Oesterreicher die Trennung von Deutschland schwer empfanden, so würde doch ein solches Verhältniß nur die Quelle neuer unabsehbarer Conflicte geworden sein. Vielmehr entspricht ihren, und auch unseren Interessen das gegenwärtig bestehende Bündniß, für welches es aber damals noch zu früh war; es mußten erst in Wien, und vielleicht auch in Berlin, Erfahrungen gemacht und eine Frontänderung vorgenommen werden, welche, wenn sie Schneider noch gesehen hätte, wol sehr wenig nach seinem Sinne gewesen sein würde.

Schneider spricht zu Beginne seiner Erinnerungen an den Krieg von 1870 von der damals „überall aufflammenden deutschen Begeisterung", aber nur um hinzuzufügen, daß sie „sich freilich mit meinen sonstigen politischen Anschauungen durchaus nicht vertragen wollte, und aus der ich in ihrer weiteren Entwickelung Schaden für mein Vaterland Preußen — soll: für meinen preußischen Particularismus — erwachsen sah". Trotzdem hat er es erleben sollen, daß diese „deutsche Begeisterung" Wunder that, daß sie beherrscht und geleitet von dem ersten Strategen des Jahrhunderts die Fahnen der deutschen Heere siegreich von

Schlacht zu Schlacht trug und den König von Preußen zum deutschen Kaiser machte!

Als Schneider im Gefolge des Königs den Kriegsschauplatz erreichte, ward die erste der drei August-Schlachten um Metz, die von Courcelles, geschlagen. Man hatte sie aus der Entfernung nur für ein Gefecht gehalten; nach den am 15. August früh eingehenden Berichten aber überzeugte man sich bald, daß es sich um mehr gehandelt, daß es gleichsam die Einleitung, die Kraftprobe für die erwartete Entscheidungsschlacht gewesen. Unter Führung der Generale von Zastrow, von Manteuffel und von Steinmetz besichtigte nunmehr der König das Schlachtfeld des gestrigen Tages. „Die Officiere, welche ich bei den zum Theil bivouakirenden Truppen traf, waren alle in einer sehr aufgeregten Stimmung darüber, daß auf besonderen Befehl des Höchstcommandirenden, Generals von Steinmetz, die Truppen, deren Tirailleurs gestern Abend schon bis an das Glacis der Metzer Außenforts heran gewesen waren, wieder anderthalb Meilen zurückgemußt hatten, um in den Bivouacs zu übernachten, welche sie vom 13. zum 14. inne gehabt." Man sah voraus, daß aus diesem Aufgeben des eroberten Schlachtfeldes die Franzosen einen Sieg für sich machen würden, ganz abgesehen von den Verwundeten, welche hilflos zurückgelassen worden waren. Hier fiel es Schneider auch auf, zum ersten Male zu hören, „daß der Erfolg der Schlacht bei Forbach nahe daran gewesen sei, durch die Handlungsweise des Generals von Steinmetz gefährdet zu werden. Ich konnte das damals nicht beurtheilen." Als der General gleich darauf bei der Bildung der 4. Armee übergangen und später so unerwartet zum Gouverneur von Posen ernannt wurde, fiel es ihm wieder ein. Nach dem blutigen, aber glorreichen Tage von Mars-la-Tour und dem krönenden Siege von Gravelotte stand der Gedanke, daß es nun direct nach Paris gehen werde, so fest, daß, als am 26. August der Marsch auf Clermont-en-Argonne befohlen wurde, also in einer nordöstlichen Richtung, auf Luxemburg und Belgien, der Zweifel und das Bedenken allgemein waren. Ein Sedan konnte damals allerdings noch Niemand vorhersehen.

Hier eine hübsche Scene, mitten im Kriegstumult vor den Schlachten von Beaumont und Sedan. In Varennes, wo natürlich die Erinnerung an die Gefangennahme Ludwig's XVI. auf seinem Fluchtversuche sich aufdrängt, hörte Schneider aus einem großen Hause Kichern und Flüstern weiblicher Stimmen hinter der zwar geschlossenen, aber durch die querstehenden Brettchen doch durchsichtigen Jalousien. „Mädchenstimmen stritten sich, was ich wol für eine Sorte von Feind sein könne: Aumonier, Médecin, Apothicaire ... Es machte mir Spaß, diesem Geplapper zuzuhören, und die Inschrift des Hauses „Pensionat de jeunes filles" klärte mich über die Persönlichkeiten auf. Ich trat daher an die Jalousien heran und sagte: „Pardon, mes dames, ni apothicaire, ni aumonier, mais bien, le rédacteur des bulletins des batailles de Sa Majesté le Roi de Prusse!" Das Gekicher verstummte; bald darauf öffnete sich aber eine der Jalousien ... Die Mädchen waren außerordentlich neugierig, den König, vor allen aber den Grafen Bismarck zu sehen und erkundigten sich eifrig nach den Kennzeichen ihrer Equipagen. Es waren dies die einzigen jüngeren Mädchen aus besseren Ständen, welche ich während der ganzen Campagne ge-

sehen. Ueberall wurden sie sorgfältig den Blicken der Prussiens entzogen, selbst wenn man am Familientische aß, blieben die Töchter des Hauses in irgend einem abgelegenen Kämmerchen versteckt."

Während die furchtbare Schlacht des 1. September geschlagen ward, saß Schneider ganz ruhig schreibend in Vendresse, ohne eine Ahnung davon zu haben, welche Geschicke sich wenige Stunden von ihm entschieden. Erst gegen Abend ward dumpfer Kanonendonner von Norden her vernommen, dann trafen Verwundete ein, die jedoch von der Schlacht wenig zu erzählen wußten, da diese sich erst gegen Mittag in ihrer ganzen Heftigkeit entwickelt hatte, und es war Nacht als die Nachricht des ungeheueren Sieges kam. Schneider unterläßt es billig, den Eindruck zu schildern, dessen Nachwirkung ja noch in Aller Gedächtniß unverwischlich lebt. „Jeder der zu Preußen und zu Deutschland stand, hat sie an sich selber erfahren und für Gegner und Uebelwollende war sie ja in gleichem Grade niederschmetternd." Vielleicht ist es der beste Beweis für die Unwiderstehlichkeit jener „aufflammenden deutschen Begeisterung", von welcher noch kurz zuvor Schneider in so zweifelhaftem Tone gesprochen, daß nun auch Schneider von ihr erfaßt wird. Als er, einige Wochen später, dicht vor Paris, über das Gefechtsfeld fuhr, auf welchem im Jahre 1815 die Cavallerie-Brigade von Sohr eine so empfindliche Niederlage erlitten, kann er nicht umhin, die Verhältnisse von damals mit den jetzigen zu vergleichen. „Wie anders stand Preußen jetzt," ruft er aus. „Vor allen Dingen war es jetzt keine alliirte, sondern eine einheitliche Kriegführung. Nur die Entschlüsse des königlichen Kriegsherrn waren maßgebend . . . Eine durchaus nationale Armee mit aller Liebe und allem Haß, mit allen Vortheilen, und bis jetzt ohne alle Nachtheile einer solchen." Worte wie diese zu hören, erfreut das Herz: sie bezeichnen den Punkt, wo der preußische Particularismus anfing, sich mit dem nationalen Gedanken auszusöhnen, welchen Schneider und seine Partei so lange als „revolutionär" gebrandmarkt haben.

In Reims, wo Schneider im Quartier bei einem alten Legitimisten gute Tage hatte, erhielt man die erste Nachricht von der Verjagung der Kaiserin-Regentin und der Revolution vom 4. September. Am Abend des 5., in der berühmten Kathedrale sitzend, mit der Erinnerung an die Krönung Karl's X., der er hier an derselben Stelle vor 45 Jahren beigewohnt hatte, hörte Schneider zwei Blousenmänner, nicht weit von sich, in der Dämmerung eines Pfeilers eifrig mit einander reden. Napoleon sei fortgejagt, die Republik in Paris erklärt; bis jetzt sei es ein 1814 gewesen, nun werde 1792 kommen. Und von draußen herein klang der Zapfenstreich, welchen die Musikchöre des VI. Armeecorps im Hofe des erzbischöflichen Palastes ausführten, in welchem der König sein Quartier genommen.

Einige Tage später ward das benachbarte Lager von Chalons besichtigt, oder vielmehr der Platz, wo dies Lager einmal gewesen. Wo es noch vor vier Wochen von Hunderttausenden gewimmelt, war heute keine lebende Seele mehr wahrzunehmen; nur hin und wieder bei einzelnen Häusern und hinter Gebüschen preußische Infanteriepiquets, welche die Straße sichern sollten. Auf einer alten, von Napoleon III. wiederhergestellten Römerstraße erreichte man den Höhenzug,

auf welchem der Kaiser ein Monument errichtet hatte. Von hier aus übersah man das weite Thal, in welchem die beiden Dörfer Le grand und Le petit Mourmelon liegen. Ausgebrannte Magazine, niedergetretene Heuschober, umgeworfene Holzschuppen, in den Schmutz getretene und zerrissene Zelte waren Alles, was vom Lager noch übrig geblieben — was der Brand, den das Corps Mac Mahon vor seinem Abmarsche nach dem Norden angelegt, nicht zerstört hatte, das war von den Bewohnern der beiden genannten Dörfer vernichtet und ausgeplündert worden. Ueber diesem Bilde trostloser Verwüstung erhob sich der kaiserliche Pavillon, vor demselben ein großer Baldachin zur Abhaltung des Feldgottesdienstes, neben demselben die Pavillons für die Kaiserin und den kaiserlichen Prinzen — auch hier Alles zerschlagen und zertrümmert. Vielleicht war im ganzen Kriege kein Ort, der das „Sic transit gloria mundi" so deutlich und so unmittelbar predigte, als dieser hier.

Von Reims ward das Hauptquartier am 14. September nach Chateau-Thierry, am 15. nach Meaux und am 19. nach dem Schloß Ferrieres verlegt, fast gleichzeitig mit der vollständigen Cernirung der französischen Hauptstadt. Von der Pracht dieses Rothschild'schen Besitzthums weiß Schneider nicht genug zu erzählen. Die bescheidensten Räume hatte der König für sich selbst gewählt. Der Generalstab war in den Marstallgebäuden, die Feldpolizei in der Gärtnerwohnung untergebracht, die Portiersloge zur Telegraphenstation eingerichtet worden. In diesem Schlosse fanden bekanntlich die Verhandlungen Jules Favre's mit Bismarck statt; und man war so wenig darauf vorbereitet, sie resultatlos verlaufen zu sehen, daß selbst der Minister des Auswärtigen der französischen Republik bei seiner Rückkehr nach Paris sich in Lagny bereits für den folgenden Tag ein Quartier bestellt hatte. Doch er kam nicht wieder. Trotzdem gab man sich im Hauptquartier der Hoffnung hin, Alles bald beendet zu sehen. Man hielt die französische Nation für so total entnervt und entmuthigt, daß sie militärisch so zu sagen gar nicht mehr in Berechnung gezogen wurde. Die Franzosen freilich, so weit eine ruhige Unterhaltung mit ihnen überhaupt möglich war, gaben zwar trauernd die bisherigen Niederlagen zu, sagten aber für die Zukunft einen Widerstand bis auf's Aeußerste voraus; und die Armeen, welche Gambetta aus dem Chaos schuf, das fast ärger war, als das Nichts, sowie der Heldenmuth der Entsagung und des Leidens, welchen die Pariser später beinahe ein halbes Jahr lang bewiesen, gaben ihnen Recht. Sie würdigten sowol die Hilfsmittel des Landes, als die starken und heldenmüthigen Seiten des französischen Charakters besser, als wir damals zuzugeben geneigt waren.

Zweimal indessen, wie Schneider erzählt, ließ sich sogar Bismarck von den Franzosen überlisten, das eine Mal — mirabile dictu! — von Jules Favre, das andere Mal von M. Thiers. Jener erklärte nämlich, bei den Verhandlungen in Ferrieres, einen Waffenstillstand nur abschließen zu können, wenn während desselben eine Verproviantirung von Paris gestattet werde. Die Hartnäckigkeit, mit welcher Favre an dieser Bedingung festhielt, und — als sie nicht zugestanden ward — die Verhandlungen abbrach, erweckten im deutschen Hauptquartier den Glauben, daß Paris nur noch für kurze Zeit mit Lebensmitteln versehen und daher nicht im Stande sei, sich noch lange zu halten. Hätte man gewußt,

daß der Proviant noch für 5 Monate ausreichend gewesen, so würde man von vornherein energischer vorgegangen sein und mit dem Fall der Hauptstadt wol auch das Ende des Krieges rascher herbeigeführt haben. Die zweite Täuschung, welche auf Rechnung des M. Thiers kommt, bestand darin, daß er vorgegeben, zur Ratification der Friedensbedingungen durch die Nationalversammlung in Bordeaux wenigstens einer Woche zu bedürfen. Darauf baute der König seine Berechnung, daß alle seine Truppen, die um Paris gestanden, in Abtheilungen von 30,000 Mann, je einen Tag in der Hauptstadt gewesen sein sollten. Allein dieser Plan ward dadurch vereitelt, daß die Ratification innerhalb eines Tages erfolgte. „Mit welchen Gefühlen die Armee diese Botschaft aufnahm," sagt Schneider, „weiß Jeder, der den Feldzug mitgemacht."

Der Aufenthalt des großen Hauptquartiers in Versailles betrug 153 Tage, und sehr bewegte, arbeitsvolle Tage waren es für Schneider. Sie begannen zu früher Stunde mit dem Vortrag bei Sr. Majestät. „Wie immer, erschien ich auch im Felde stets im Frack und weißer Halsbinde beim König und wartete im Zimmer des dienstthuenden Kammerdieners bis der König aus seinem Schlafzimmer in das Arbeitszimmer trat.... Beim Könige eingetreten, stand ich vor dem Tische, an welchem er seinen Kaffee trank.... Während der noch dunklen Wintermorgen stand neben dem Kaffee eine Lampe auf dem Tische, und ich war gezwungen, beim Vorlesen das Blatt zwischen die Lampe und dem Kopfe des Königs, fast über das Kaffeeservice zu halten, so daß dadurch eine seltsame Gruppe entstand, die mich oft in Verlegenheit setzte. In der ersten Zeit waren es zu Versailles Nachrichten aus der Heimath und dem übrigen Europa, als aber hin und wieder, zuletzt sogar regelmäßig, Zeitungen aus Paris kamen, Auszüge aus diesen, welche ich vorzulesen hatte."

Dem Eintreffen einer Siegesnachricht folgte jedesmal ein großer Zapfenstreich vor der cour d'honneur der Präfectur, in welcher der König Quartier genommen. Schneider gesteht, daß diese Momente höchster Begeisterung oft einen schroffen Gegensatz bildeten zu den Nachrichten, die er am Morgen überbracht, und über die er besorgte Urtheile gehört; denn die Dinge standen doch manchmal wesentlich anders, als sie in den Zeitungen zu lesen waren, namentlich zur Zeit der Kämpfe um Orleans und bei Le Mans.

Nach beendetem Vortrag, Morgens gegen 9, machte Schneider die Runde durch Versailles, um die Neuigkeiten des Tages zu sammeln, theils für seine eigenen Correspondenzen, theils zur Instruction für die zahlreich im Hauptquartier anwesenden Correspondenten der deutschen und ausländischen Presse, welche sich Mittags in seiner Wohnung einzufinden pflegten. Der Nachmittag und Abend wurden der Arbeit gewidmet, und nicht einmal in der Nacht fand der Vielbeschäftigte Ruhe, da fast regelmäßig einlaufende Depeschen ihn weckten.

Was außerdem an Privatwünschen, Bitten und Speculationen an ihn herantrat, und wenn auch nur durch Antworten erledigt sein wollte, das läßt sich denken. „Ein Schwefelholzfabrikant sandte eine Kiste mit Schwefelhölzern und verlangte, ich sollte ihm das Prädicat eines Schwefelholzlieferanten verschaffen, — das Berliner Bäckergewerk wünschte durch Herrn Knönagel eine Probe des Brotes, welches die Pariser während der letzten Wochen der Belagerung gegessen."

Gedichte, Photographien, Illustrationen und musikalische Compositionen kamen aus allen Theilen Deutschlands; nicht minder Gesuche um Vermittlungen, Anfragen nach Vermißten, Bitten und Aufträge jeder Art, welche Herrn Schneider gleichsam zur Vertrauensperson aller Welt machten und von ihm, wir zweifeln nicht, nach dem Maße ihrer Berechtigung und seiner Kräfte gewissenhaft erfüllt sein werden.

Wir glauben es ihm gern, wenn er uns am Schlusse seiner Erinnerungen an den Krieg von 1870—71 versichert, daß die Scheu vor Indiscretion ihm bei der Aufzeichnung derselben vielfache Beschränkungen auferlegt und wir ehren diese Gesinnung. Die Mittheilungen lassen ihn durchaus als einen Menschen erscheinen, der es ernst mit seiner Pflicht nimmt. Aber sie verlieren dadurch an Interesse, daß sie im Grunde nur enthalten, was so ziemlich Jedermann weiß. Man erfährt aus ihnen nicht viel Neues, es müßte denn sein, welchen Eindruck Herrn Schneider's Person, seine vielen „um den Hals gehängten" Orden, sein weißer Bart und seine Soldatenmütze auf Freund und Feind gemacht haben. Dagegen verletzt er nirgends unser Gefühl durch Ausbrüche jenes Chauvinismus, welcher damals so wohlfeil war und heute so abgestanden ist. Schneider hatte sich während seines ganzen Lebens viel zu eingehend mit der Literatur und Kunst Frankreichs beschäftigt, als daß er, selbst im Kriege, vergessen hätte, was wir diesem Lande schulden und was es uns im Frieden wieder werden könne. Ebenso verliert sich gegen das Ende hin immer mehr jenes Wohlgefallen an sich selber, welches uns in den früheren Stücken der Sammlung kein an ihn gerichtetes gnädiges Wort eines Fürsten, kein huldvolles Lächeln eines Prinzen, keine Einladung an die Tafel eines Generals geschenkt hat. Zwar kommt die Versicherung, daß bei der Abfassung dieser Memoiren ihm Nichts ferner gelegen als Eitelkeit, ein wenig spät; aber es ist doch, als ob auch ihn die große Zeit über sich selbst und seine Schwächen emporgehoben habe. Mit diesem Eindruck scheiden wir von dem Werk, welches weder in politischer noch auch in literarischer Hinsicht sehr nach unsrem Geschmack ist. Aber die Lectüre desselben hat uns doch in der Zuversicht bestärkt, daß die Richtung im preußischen Staatsleben, deren Erinnerung es erweckt, für Immer zu den Dingen der Vergangenheit gehört.

Rückblick auf die Berliner Ausstellungen.

Die besten Arbeiten unter den ausgestellten tausend waren Munkacsy's beide Gemälde. Angenehm konnte man sie freilich nicht nennen, sowenig wie seinen Milton mit den Töchtern. Es gehört zu den Anzeichen unserer Zeit, daß wer etwas zu leisten weiß, die Welt zwingen darf, sich ein gewisses Quantum Unliebenswürdigkeit mit gefallen zu lassen. Gegen wen sind Rücksichten denn zu nehmen? Auch haben Munkacsy's Werke etwas entschieden nicht Deutsches. Ein in Paris lebender Ungar ist nicht dazu verpflichtet uns national behagliche Dinge zu malen. Munkacsy's Farben haben etwas Kaltes, Trübes. In dem aber, was er kann, übertrifft er sämmtliche Concurrenten, die der Zufall ihm diesmal gegeben hat.

Wie ganz anders warm und erfreulich leuchtete uns das Porträt einer jungen Frau an, welches Gussow im ersten Saale aufgehangen hatte. Das in Profil, mit der lebendigen Bewegung des Halses und dem gesunden, von Lebensathem umgebenen Fleische. Wir würden Gussow an erster Stelle genannt haben, hinderten uns seine beiden andern Porträts nicht daran, die zu seidenglänzend sind, während der alte taube Mann, dem die Frau etwas vorliest, in den Maaßen zu groß erscheint. Wer das Bild in der Stube hätte, würde ein Gefühl haben, als ob er mit den Leuten halb und halb das Zimmer theilen müßte. Welchen Zweck hat dieses Gemälde? In einer Galerie zu hängen? Dieselbe Frage stellte man sich vor Defregger's lesenden Mädchen. Sie sind äußerst anmuthig, natürlich, überzeugend, wahr ꝛc. ꝛc. Wer aber sollte sich ein so reizendes Gelächter so kolossal natürlich an die Wand nageln?

Hiermit wären wir zu Ende. Die Erinnerung wenigstens gibt nichts mehr her. Wir lesen den Catalog noch einmal durch und es rollt uns in Gedanken, wie man mit dem Daumen ein Bilderbuch in einer halben Minute vor dem Auge vorüberspielen läßt, die ganze Reihe der Gemälde ꝛc. durch die Seele. Keins zwingt uns Halt zu machen. Nichts was total in Erstaunen setzte.

Unsere Ausstellungen geben nicht mehr, wie in früheren Jahrzehnten, ein Bild des fortschrittlich Geleisteten. Verschiedenes trägt die Schuld. Auffallen könnte z. B. der Mangel an historischen Gemälden. Niemand aber würde daraufhin doch sagen dürfen, daß die historische Malerei überhaupt keine Vertreter mehr habe. Sie lohne nicht mehr. Man verstehe dergleichen nicht mehr. Auch fehle den Künstlern Können und Kraft. Die Dinge liegen anders. Unsere Historienmaler stellen nicht mehr auf den Ausstellungen aus, weil sie da beschäftigt sind, wo sie hingehören: an den Wänden öffentlicher Gebäude, wo sie auf den Kalk selber malen, und zwar ist soviel Arbeit dieser Art vorhanden, lohnende, ehrende, erfreuliche Arbeit, daß wer etwas leistet, reichlich zu thun hat. Man blicke zu dem Zuge der Gestalten empor, die Gesellschap in der Kuppel des Zeughauses begonnen hat. Dazu die kolossalen Figuren in den Eckzwickeln. Und dann die andern Wände, welche alle von benannten Meistern ihre großen Darstellungen erwarten. Und die Pfeiler, an die die Statuen der preußischen Könige gestellt werden sollen, und die Nische, in welche Schaper's kolossale Siegesgöttin kommt. Es ist besser dergleichen an Ort und Stelle zu suchen, als auf der Ausstellung etwa einer schönen Victoriaskizze zu begegnen, bei der der Künstler kaum die Hoffnung hegen darf, daß sie ihm um der Barmherzigkeit willen möglicherweise

könnte in Auftrag gegeben werden. In Deutschland wachsen überall die Wände jetzt auf, für die solche Malereien bestimmt werden, oder die Façaden, für die Sculpturen in Aussicht genommen sind. Die paar, zum Theil unbegreiflichen Gypsfiguren, die auf unserer Ausstellung paradiren, haben mit unserer heutigen großartigen statuarischen Production wenig zu thun. Schaper's Goethe brauchte nicht erst den Weg durch die Ausstellung zu nehmen.

Ein anderer Grund, warum bedeutende Sachen nicht mehr auf die Ausstellungen gehen, lehrt Makart's im Lehrsaale der Akademie für 75 Pf. apart ausgestellte Diana. Auch Siemieradsky's Schwertertanz würde nach wie vor seine eigene Ausstellung gehabt haben, wäre das Werk zufällig heute erst angelangt. Dergleichen Sachen wünschen für Extraentrée besonders bewundert zu werden. Knaus, der auf der Ausstellung nur mit einem kleineren Genrebild vertreten war, stellte sein im Frühjahr vollendetes größeres Werk bei einem Kunsthändler aus, wo seine Verehrer es zu sehen Gelegenheit fanden. Zuletzt war es auf der Düsseldorfer Ausstellung. Solche Werke gehen ihre eigenen Wege und können nicht überall zugleich sein.

Als die große Berliner Ausstellung aufhörte, etwas nur alle zwei Jahr Gebotenes, Außerordentliches zu sein, wo nur den besten Arbeiten gute Plätze gegeben werden konnten und die Ehre, überhaupt einen Platz zu erhalten, von manchem Künstler erst erkämpft werden mußte, hatte ihre Bedeutung eine Ende. In Paris, wo diese Erfahrungen bereits früher gemacht worden sind, sollen nun neben den großen jährlichen Ausstellungen, wo so ziemlich jedes Gemälde acceptirt wird, dreijährige mit allerstrengster Auswahl veranstaltet werden. Wer aber möchte das Odium auf sich nehmen, hierbei Preisrichter zu sein? Die Dinge haben einen natürlichen Verlauf genommen. In immer breiteren Massen wird Mittelgut in die Ausstellungen eindringen und trotzdem ein zahlreiches Publicum anziehen.

Unsere Ausstellungen haben ihr eigentliches Interesse verloren. Es würde keinen Zweck haben, diese Fülle zufällig sich aneinanderreihender Werke zu classificiren, als repräsentirten sie etwas Festes, wie den allgemeinen Fortschritt oder die Production der einzelnen Meister. Unser berühmtester Porträtmaler z. B. hatte zwei sehr interessante Stücke ausgestellt, ohne Zweifel aber andere nebenbei vollendet, welche vielleicht noch interessanter gewesen wären. Menzel hatte eine kleine Aquarelle gegeben, die als Hauptperson ein paar unserer modernen Menschen auf's Geistreichste von der Kehrseite zeigt; bei alledem doch wol nur ein beiläufiges, mehr zufälliges Specimen seiner reichen Thätigkeit, von der wir übrigens hier nichts gewahren. Dasselbe mag von Passini gelten. Alma Tadema hatte ein paar kleinere Sachen mitgetheilt, deren Werth Niemand verkennen wird, die sicherlich aber nicht die Blüthe seiner jetzigen Thätigkeit repräsentirten. Dasselbe darf von unsern ersten deutschen Landschaftern gelten, an deren Arbeiten man ja stets seine Freude und sein Behagen hat. Die diesmal ausgestellten Gemälde waren weder in der Stimmung noch in der Wahl der Gegenstände so durchaus neu, daß sich einem neue Gedanken über ihre Meister dabei aufdrängten.

Vor dreißig, vierzig Jahren gaben unsere Ausstellungen immer wieder zu der Klage Anlaß, daß aus Mangel an technischer Vorbereitung die besten Gedanken nicht zur Geltung gebracht werden könnten. Man sah die Künstler sich abquälen und wünschte Zeiten herbei, in denen Maler wirklich zu malen verständen. Diese Zeiten sind gekommen. Die guten Gedanken aber scheinen seltener geworden zu sein. Wir haben diese Bemerkung von vielen Seiten gehört.

Makart ist einer unserer populärsten Künstler und der Verkauf von Photographien nach seinen Werken mag sich etwa auf das belaufen, was vor seinen Zeiten von Kaulbach'schen Werken so verkauft worden ist. Er unterscheidet sich von Kaulbach durch die Natürlichkeit und die Gutmüthigkeit, mit der er schafft. Kaulbach's Sachen machten niemals warm, Makart strömt eine natürliche Lebenswärme aus. Vor seinen Gemälden ergreift es uns als wären wir in einem Theater, wo man

Bravo, Bravissimo, Dacapo schreit und herausruft und der allgemeine Jubel von der kritischen Betrachtung des Stückes absehen läßt, oder in einem Tanzsaal, wo im parfümirten Dunste glänzende Schultern an uns vorüberfliegen und die Gewänder hinterher.

Makart erlebt wirklich was er darstellt, es wird nicht blos Ateliergespenster wie die Kaulbach's. Makart hat offenbar die größte Freude an seinen Gestalten und verkehrt mit ihnen auf's intimste. Indessen, es ist nachträglich ein Aber dabei.

Wenn Makart Palmen malt, so sind es wirkliche Palmen, aber zugleich doch wieder solche, die in Treibhäusern wohnen und wo sie sind, nur auf Besuch sind. Hochzeits- und Jubiläums-, Braten- und Champagnerpalmen. Der Wald, aus dem Diana mit ihren Nymphen hervorbricht, oder der für die „fünf Sinne" als Hintergrund diente, wird nach geleisteten Diensten sorgfältig wieder auseinandergenommen und in die betreffenden Standquartiere abgefahren. Der Einzug Karl's in Antwerpen besteht aus modernen Grafen, Banquiers, Schauspielern und anderen Freunden oder Protectoren des Künstlers, die, wenn alles aus ist, in moderner Behaglichkeit ihre Cigarre oder Cigarette rauchen. Kaiser Karl, Dürer, Hellebardiere, nackte Leibgarde, zuschauende Damen und Cardinäle: sämmtlich sitzen sie zusammen und thun sich an derselben Sorte Bier ihr bene. Gerade das aber ist Makart's Werken zu Gute gekommen. Er schafft aus dem Geiste des neuesten Tages. Wir sind wirklich daran gewöhnt, unsere Palmen nur als bewegliche Dekorationen und die Tracht früherer Zeiten als historisches Amusement anzusehn. Man lege uns diese Bemerkungen ja nicht als Tadel aus. Auch die Meister des Quattrocento hatten in den Städten die großen Aufzüge vor Augen, mit denen die kirchlichen Feste gefeiert werden. Da stellte man in Cavalcade der heiligen drei Könige, den Zug nach Golgatha, oder andere Momente der heiligen Geschichte dar. Wie die Maler damals diese Scenen sahen, malten sie sie, und Jedermann war damit einverstanden. Wir heute wieder sehen die Historie der früheren Jahrhunderte am leibhaftigsten auf dem Theater oder bei den öffentlichen Aufzügen, wo vom Kaiser bis zum Küchenjungen alles handgreiflich und appetitlich vor uns vorbeizieht. Wir haben nichts dagegen, diese Figuren auf unseren historischen Gemälden wiederzufinden. Was gehn uns heute noch Diana und ihre Nymphen an? Die Zeiten der archäologischen Bezauberung sind vorüber. Sobald das Publicum sieht, daß diese mythologischen Damen Fleisch von seinem Fleische seien, entsteht wieder ein natürliches verwandtschaftliches Interesse. Manche schöne Beschauerin denkt, so würdest auch du aussehen, wenn es erlaubt wäre, hier mitzujagen. Und sehnt sich mit gerechter Wehmuth nach den Zeiten der Mythologie zurück. Es wäre Unrecht, einem Künstler, der auf diesem Wege so große allgemeine Zufriedenheit erregt, mit Bedenken beschwerlich zu fallen.

Um so unrechter, als wir in der Jagd der Diana einen bedeutenden Fortschritt erblicken. Makart stellt zum erstenmale wirkliche Handlung vor. Schon beim Einzuge Karl's erfreute, daß dieser glänzende Zug uns wirklich langsam entgegenkommt. So wälzen sich Massen bei öffentlichen Festen durch die Straßen. Seine Diana bricht mit überzeugender jägerischer Wuth aus dem Walde hervor und will den Hirsch bis in's Meer hinein verfolgen, dessen Nymphen sich mit aufgehobenen Händen zwischen sie und ihre Beute werfen. Auf dem ersten Blick verständlich, eine zusammengehende Composition, ein Stück verkörperter Frühlingssturm, wie Rubens deren unendliche gemalt hat.

Warum aber, erlauben wir uns zu fragen, steht Makart auf so schlechtem Fuße mit Füßen und Händen? Am liebsten versteckt er sie ganz. Geht das nicht, so verschleiert er sie, oder läßt Wasser oder Dämmerung darüber fließen, oder dergleichen. Zeigt er sie aber, wie doch zuweilen nicht zu vermeiden ist, so sind sie etwas rheumatisch und die doch so entzückender Bewegung fähigen Finger erscheinen ebenso unbeweglich wie das Lächeln, das er oft wie einen falschen Metallglanz über die Antlitze legt. Es hat etwas von dem contractmäßigen Lächeln Renzischer Heroinen. Dies nebenbei. Der Saal der Akademie pflegt stets überfüllt zu sein.

In den oberen Räumen der Nationalgalerie finden wir als Fortsetzung jener retrospectiven Ausstellungen, welche die gesammte Thätigkeit einzelner verstorbener Meister zeigen, viele von Lessing's Gemälden und Zeichnungen vereinigt. Diese lebensvollen Nekrologe sind bereits eine Forderung bei uns geworden. Lessing als Figurenmaler tritt hier zurück, seine hauptsächlichsten Werke fehlen. Zum Theil hat man sie aus den unteren Räumen desselben Gebäudes nicht heraufschaffen wollen. Von seinen Landschaften aber zeigt sich hier vieles, das uns nicht bekannt war. Lessing gibt nicht nur die Formen des deutschen Waldes, sondern seine Seele selber wieder. Als eifriger Jäger kennt er jeden Athemzug des Waldes vom frühesten morgendlichen Aufschauern bis zum letzten Dämmerscheine nach Sonnenuntergang. Man empfindet die frische Kälte seiner Quellen, das feuchte Moos an den Felsen, man glaubt die leisen Selbstgespräche der Blätter zu vernehmen. Wo eine Lessing'sche Landschaft in einem Hause ist, wird sie zum Freunde der Familie. Das sind die Tiefen, in denen Märchen sich ereignen könnten und die Eichen, unter deren Aesten her die alten deutschen Kaiser zur Jagd ritten.

Die heutige Landschaft verläßt diese Pfade. Die große Ausstellung zeigte nur noch wenig in diesem Geiste Gemaltes oder es erweckte keinen Glauben. Die Lessing'sche Landschaft ist die des einsamen Wanderers, der mit seinen Gedanken allein querfeldein seinen Weg fortsetzt, die moderne mehr die des Touristen, der sich interessante Aussichtspunkte aussuchen läßt. Selbst Achenbach oder Gude, — wenn wir einmal so undankbar sein wollen an den Werken dieser Meister zu mäkeln, — suchen der Natur gewisse Effecte abzusehen, die von Anderen unbeachtet blieben und die sowol zu sehen als wiederzugeben ihnen allein vorbehalten blieb. Die Kunst tritt zu sehr hervor und die Meister wollen, daß sie hervortrete.

Ein Maler allerdings geht auch in der Landschaft ganz für sich heute, und scheint in eminentem Sinne nur für sich und für Niemand anders zu schaffen. Böcklin (in Florenz). Auch er kein Freund der großen Ausstellungen.

Böcklin's öffentlich zugänglichen Hauptgemälde finden sich zumeist bei Schack in München und in Basel. Wir kennen deren in anderweitigen Privatbesitz, die von großer Schönheit und von dem eigenthümlichen Reize sind, der als Böcklin's Geheimniß in immer weiteren Kreisen bewundert wird. Die von der Nationalgalerie angekaufte Landschaft genügt nicht, um Böcklin's Eigenthümlichkeit ganz zu zeigen. Wir sahen neulich die Photographie eines seiner Werke, das aus seinem Atelier heraus gleich direct in die Hände eines Liebhabers übergegangen und von vielleicht nur ein paar Dutzend Augen erst gesehen worden ist. Böcklin nennt es „Die Gräberinsel". Aus dem Meere heraus (in der Nähe einer Küste wol, die wir nicht sehen) erhebt sich die alleroberste Spitze eines unterseeischen Berges, hufeisenartig geformt, in steilen massiven Felsen. Wir blicken in die so sich formende Bucht hinein, aus der eine Anzahl dunkler Cypressen in den dämmrigen Himmel aufsteigen. Tiefe Stille scheint hier ewig zu walten. Nur die im Winde seufzenden Cypressen und die an's Ufer schlagenden Gewässer hört man hier. Nur Todte wohnen auf dieser Insel, die Eingänge der Grabkammern sieht man, die in Felsen gehauen sind. Ein kleiner Kahn mit einem Sarcophage und einer weißen Gestalt darin gleitet über die wellenlose Fluth diesem geheimnißvollen Hafen zu. Böcklin kennt das mittelländische Meer und seine Küsten als wäre es seine Heimath. Wir begegnen nicht der leisesten realistischen Regung auf seinen Gemälden und doch weiß er diese traumhaften Dinge so wohl zu geben, als sei man selbst da vorübergefahren.

B. K. F.

(Berliner Kunst-Freunde.)

Literarische Rundschau.

Gottfried Keller's „Grüner Heinrich".

Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Neue Ausgabe in vier Bänden. Stuttgart, G. J. Göschen. 1879—80.

Berthold Auerbach hat kürzlich einmal, in einem anregenden kleinen Aufsatz, die Frage nach der Ersprießlichkeit von Bearbeitung und Umgestaltung in der Dichtkunst zur öffentlichen Discussion gestellt. Und zwar vorwiegend für solche Fälle, in denen, wie bei Keller's „grünem Heinrich", die erste Fassung dem Publicum bereits vorgelegen hatte. Soll es dem Autor, fragt Auerbach, gestattet sein, nach seiner heutigen Stimmung daran zu modeln? Darf er etwas, das nicht mehr sein Eigenthum, nach Belieben berichtigen oder neu formen? Hat er ein Recht oder gar eine Pflicht dazu, und wo ist die Grenze zu finden? Solche Fragen lassen sich leicht aufwerfen, aber sehr schwer nur endgiltig entscheiden. Am besten wäre es, meint Auerbach, wir hielten uns auch hier an das Beispiel Goethe's: die Aenderungen und Zuthaten, wie sie etwa die zweite Ausgabe des „Werther" aufweist, mögen Maß und Richtung geben, um jene Grenze zu fixiren.

Aber derselbe Goethe, läßt sich einwerfen, der den „Werther" mit so viel maßhaltender Kunst umgestaltete — hat er nicht auch seinen „Götz von Berlichingen", in der Weimarer Theaterbearbeitung, mit der souveränsten Willkür behandelt? Hat er nicht das Werk seiner Jugend in politischer, sittlicher, ästhetischer Beziehung mit den Anschauungen seiner reiferen Mannesjahre in Einklang zu bringen versucht?

Ich glaube, daß man gerade aus diesem Beispiel lernen kann, die Regel ein wenig anders zu formuliren, als Auerbach. Es sind zwei Standpunkte zu unterscheiden, scheint mir, der Standpunkt des Autors und jener des Publicums. Des Autors gutes Recht ist es, sein Werk, der veränderten Auffassung gemäß, umzumodeln; des Lesers Recht aber, sich an diejenige Fassung zu halten, welche ihm als die gelungenste erscheint. Nur wenn wir unter dieser Voraussetzung das bedeutsame Werk Keller's, in seiner alten und neuen Ausgabe betrachten, werden wir beiden gerecht werden können.

Die ursprüngliche Fassung des Romans, wie sie von dem Dichter in seinem dreiundzwanzigsten Jahre concipirt wurde, hatte einen vollkommen tragischen Ausgang, einen cypressendunkeln Schluß, mit Keller zu reden, wo alles begraben wurde. Allerlei erlebte Noth und die Sorge, welche er der Mutter bereitete, hatte den Autor, der eben damals seine Landschaftsmalerei an den Nagel gehängt hatte, zu dem Vorsatze geführt, den traurigen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn zu schildern, an welcher Mutter und Sohn zu Grunde gehen. Die schneidend tiefe Tragik, das unerbittlich Herbe und Schicksalsvolle, das vom Anfang bis zum Ende das Werk durchwehte, machten die alte Ausgabe zu einem durchaus einheitlichen, in

sich geschlossenen Kunstwerk, dessen herbe Folgerichtigkeit auch durch die mannigfachen Ablenkungen und scheinbaren Schwankungen nirgends gestört werden konnte.

Aber nachdem sich Keller einmal, in echter Künstlerart, eben durch seine Dichtung von der trüben Stimmung dieser Zeit befreit hatte, — befreit, wie sich Goethe von der Empfindsamkeit der siebziger Jahre durch den Werther befreite — da war auch jene Stimmung für lange von ihm gewichen. So wenig wie der Dichter des „Werther" dachte der Dichter des „grünen Heinrich" im Ernst an das Sterben; und als jetzt, nach nahezu dreißig Jahren er an eine Neubearbeitung des merkwürdigen Buches ging — was war natürlicher, als daß Keller, der in dem Helden des Romans noch immer das Abbild des eigenen Selbst erblickte, die neuen Lebenserfahrungen in das Werk hineintrug? Der Dichter hatte in der Theilnahme an der Verwaltung seines Landes den Ersatz für den verloren gegangenen Künstlerberuf gefunden und sein grüner Heinrich mußte also gleichfalls den Entwickelungsgang vom Maler zum Staatsmann nehmen. Der tragische Ausgang war somit unmöglich geworden und in einen glücklichen zu verwandeln; und wenn das Buch in der alten Fassung sich, im Ganzen und im Einzelnen, etwa dem „Werther" verglich, und das tragische Ende eines Gefühlsmenschen darstellte, der an einer unglücklichen Erziehung, an einem verfehlten Berufe, an widrigen Schicksalen, im letzten Grunde aber doch zufolge der eigenen Natur unterging, eines Menschen, der recht eigentlich am Leben starb — so vergleicht sich die neue Ausgabe etwa den Lehrjahren Wilhelm Meisters, und zeigt vielmehr, wie der in allzu großer Freiheit aufgewachsene Held sein unruhig-dilettantisches Streben zur Kunst, in später Erkenntniß seines Irrthums, entschlossen bei Seite wirft und in einer ruhigen bürgerlichen Thätigkeit das entschwundene Lebensglück wiederfindet.

Liebhaber eines sogenannten glücklichen Schlusses also werden der neuen Ausgabe ohne alles Bedenken den Vorzug geben; ich für mein Theil finde die Aenderung zwar biographisch, vom Standpunkt des Dichters aus gesehen, vollkommen begreiflich, glaube jedoch, daß die Einheitlichkeit des Kunstwerks, das von vornherein auf einen tragischen Ausgang hinwies, in der zweiten Fassung zerstört werden mußte. Fragte man mich aber, in welcher Ausgabe man das Werk denn nun lesen solle, in der alten oder in der neuen, so antwortete ich ohne Bedenken: in beiden! Denn die Vorzüge und Nachtheile im Ganzen sind zwischen den Fassungen durchaus ungleich vertheilt und der Roman ist zugleich so bedeutend, daß, wer ihn nur erst wirklich kennen gelernt hat, sicher noch oft zu höchster Freude auf ihn zurückkommen wird.

Freilich, die Schale, in der die Dichtung sich darbietet, ist eine herbe. Ein vierbändiger Roman, der in voller Ausführlichkeit, und ohne nach stofflichem Reiz und Spannung, in äußerm Sinne, zu streben, die Bildungs- und Herzenskämpfe eines jungen Künstlers schildert, von der Kindheit bis zum Beginn der Mannesjahre — ein Werk von so ernstem Charakter, noch dazu in der gegenwärtigen Form, wird sich einzig dem reiferen Leser erschließen.

Denn auch die Form des Romans hat in der neuen Ausgabe eine durchgreifende Veränderung erfahren müssen. In der früheren Fassung wurde der Held in directer Erzählung eingeführt, in dem Augenblick, wo er um seiner künstlerischen Ausbildung willen von Zürich nach München wandert; darauf folgte als ein Stückchen Autobiographie die „Jugendgeschichte" Heinrichs, wie er sie vor seinem Auszuge von der Vaterstadt geschrieben, um über sein eigenes Fühlen in's Klare zu kommen; und die directe Erzählung, die nun von Neuem einsetzte, begleitete dann Heinrich durch alle seine Münchener Abenteuer hindurch, auf den schicksalsvollen Rückweg zur Heimath, endlich in's Grab. Da aber die Jugendgeschichte, gegen die ursprüngliche Absicht des Dichters, eine immer größere Ausdehnung gewonnen hatte, und schließlich die Hälfte des ganzen Buches einnahm, so hat er in der Umarbeitung mit Recht danach gestrebt, die äußerst dissolute Form der alten Fassung in eine mehr geschlossene umzuwandeln. Allein die Gebrechen der ursprünglichen Anlage gänzlich zu verwischen, war doch eine unlösbare Aufgabe und ich zweifle, ob das Mittel, zu welchem

Keller sich, gewiß nach reiflichem Bedenken, entschlossen hat: den ganzen Roman in die Form der Autobiographie zu bringen, das Richtige gewesen ist. Denn fast die Hälfte des Buches war nun einmal von vorn herein als Erzählung des Autors, nicht als Selbsterzählung des Helden, concipirt worden; durch die Aenderung in die Ich-Form erhält sie hie und da etwas Schiefes und Unglaubwürdiges und die Spuren der Umschmelzung lassen sich daher, auch ohne den Vergleich mit der alten Fassung, leichtlich erkennen.

So begründet es einen entschiedenen Mangel, daß der Leser nicht von Anbeginn an erfährt, wann, und in welcher Situation, der Urheber dieser Autobiographie sich entschlossen hat, sie niederzuschreiben; es begründet einen Mangel, daß im dritten Bande, da, wo die Jugendgeschichte der früheren Ausgabe zu Ende ist, der Autor plötzlich ausruft: „Wie lang ist es her, seit ich das Vorstehende geschrieben habe", — und daß der Leser nicht im Stande ist, die Frage zu beantworten, sondern vielmehr geneigt ist, gleichfalls auszurufen: Ja, wie lang ist es denn her? Erst im Beginn des vierten Bandes erfahren wir, daß Heinrich diese erste Hälfte seiner Erlebnisse in München niedergeschrieben habe, in der Zeit des größten Elends, da er, von allen Mitteln entblößt, dem Hungertode nahe war. Und daß die zweite Hälfte erst in reiferen Jahren, nach dem Tode seiner Lebensgenossin, ihrem Willen gemäß, hinzugefügt wurde, sagt uns der Erzähler gar erst am Schlusse des vierten Bandes, in den allerletzten Worten des Romans. Diese scheinbar nur äußerlichen und leicht zu behebenden Fehler weisen zugleich einen inneren Schaden der Darstellung auf: wenn das Buch zu so verschiedenen Zeiten, in so durchaus ungleichen Stimmungen abgefaßt ist — muß nicht diese Verschiedenheit sich in der Darstellung spiegeln? Das ganze Werk jedoch, vom Anfang bis zum Ende, ist in einem und demselben Tone gehalten; und so willig immer wir diesem Tone lauschen — denn es ist ja Gottfried Keller, der zu uns redet — so läßt sich doch der künstlerische Mangel, der damit gegeben ist, unschwer erkennen.

Aber dennoch, alle diese Mängel — und wie vieles noch, in Rücksicht auf Technik und Composition, ließe sich dem Buche vorwerfen — halten mich nicht ab, in dem „grünen Heinrich" ein Werk von allererstem Range zu erblicken, einen Bildungsroman im großen Stile, wie sie die deutsche Literatur nur ganz wenige aufzuweisen hat. Es ist nicht zufällig, es ist ein Zeichen wirklicher Verwandtschaft, daß man immer von Neuem bei dem Buche sich versucht fühlt an Goethe's Dichtungen zu erinnern, an den „Werther," an „Wilhelm Meister", an „Dichtung und Wahrheit". Denn auch zu „Dichtung und Wahrheit" lassen sich in dem Roman zahlreiche Analogien innerer und äußerer Art aufweisen. Wie der grüne Heinrich in dem Hause der Mutter und bei den Nachbarn die ersten Entdeckungsreisen unternimmt; wie er in allerlei mystisch-theosophischen Experimenten sich versucht, bis eine winzige Katastrophe den ganzen kindlichen Apparat zerstört; wie er in einem großen Fasse an Komödienvorstellungen theilnimmt und bald zum Dramaturgen der kleinen Gesellschaft sich emporschwingt; wie er, noch immer im kindlichen Alter, mit dem wirklichen Theater in Berührung kommt und hier das erste Morgenroth der Liebe ihm aufsteigt; wie der frühreife Knabe in allerlei Getriebe der Leidenschaft hineinsieht, sich mit Freunden einläßt, die unter seinem Stande sind, und schlimme Erfahrungen an ihnen macht — alles das findet in „Dichtung und Wahrheit" sein Analogon.

Aber wichtiger als diese Einzelheiten ist uns der Geist der milden und freien Offenheit, der beide diese Bücher durchzieht. Goethe wie Keller sind durch Rousseau's „Confessions" angeregt; aber nur an der herben Unbarmherzigkeit seiner Selbstanklage haben sie Theil, nicht an der eiteln Lust, nicht an der koketten Selbstbespiegelung, die bei jenem so oft verletzt. Mit welcher edlen Ruhe, mit welcher im besten Sinne vornehmen Ehrlichkeit macht der grüne Heinrich seine Bekenntnisse! Und wie menschlich ergreifend, wie wahr und wie verzeihlich erscheinen uns alle die kleinen und die großen Teufeleien seiner Jugendzeit, das Lügen und das Prahlen, die thörichte Selbstbestehlung, der schnöde Undank gegen den Lehrer!

Doch da ich einmal die vielfache Uebereinstimmung des Buches mit den Goethe'schen Dichtungen so bestimmt hervorgehoben habe, scheint es nöthig, auch auf einen wesentlichen Unterschied aufmerksam zu machen. Die Helden der Goethe'schen Romane, Werther und Wilhelm Meister, sind Typen, der grüne Heinrich ist keiner. Oder er ist es doch nur insofern, als die moderne psychologische Dichtung überhaupt noch im Stande ist, allgemeingültige Typen aufzustellen. Durch die Fülle von einzelnen charakteristischen Zügen, die unsere Autoren auf ihre Helden häufen, wird das Individuelle, das ganz und gar Persönliche so sehr in den Vordergrund gehoben, daß das allgemein Symbolische darüber leicht verloren geht. Für die Novelle mag das häufig ein Vorzug der modernen Dichtung, gegenüber der classischen sein; für den Roman aber ist es, nicht minder häufig, ein Verhängniß. Mit dem Werther, in allen seinen Lebensäußerungen, konnte jeder rechte deutsche Jüngling seiner Zeit empfinden; mit dem grünen Heinrich theilen wir zwar seine Anschauungen über ästhetische, politische und religiöse Fragen; wir erfreuen uns wol an seiner schönen und hoch über aller kleinlichen Streitlust erhabenen Formulirung der modernen Weltanschauung, wir fühlen mit ihm in seinen schweren Glaubenskämpfen, in dem Kampf bei der Confirmation, dem Kampf um den freien Willen, um Gott und Unsterblichkeit — aber vor dem Grundwesen dieser von entgegengesetzten Gefühlen hin und her bewegten Natur, vor diesem ganzen zwiespältigen, fast pathologischen Empfinden, stehen wir dennoch — so wahr es immer sein mag — häufig wie vor etwas Fremdem und Incommensurablem.

Wie oft nicht wird der Held, gerade in wichtigsten Lagen seines Lebens, zu dem Gegentheil von demjenigen geführt, was er eigentlich thun wollte! So empfand er als Knabe für einen Lehrer, der sich durch ungeschicktes Benehmen bei den Schülern in Mißcredit gebracht hatte, für einen jener unglücklichen Ableiter allen Muthwillens der Jugend, wie sie in jeder Schule zu finden sind, heimlich den lebhaftesten Antheil, und er trat eines Tages, da grade eine Gruppe der wildesten Mitschüler beisammen war, an sie heran, mit dem Vorsatz, für den Gelästerten Partei zu ergreifen; aber kaum hatte er den neuen Spitznamen gehört, den man dem Lehrer angehängt, — so „verdrehten sich ihm die vorbedachten Worte auf der Zunge, und anstatt seine Pflicht zu thun, verrieth er ihn und sein besseres Selbst". Und als die Schüler später dem verabschiedeten Lehrer in's Haus ziehen und ein rechtes Schlußvergnügen veranstalten wollten, lehnte er zwar zuerst die Theilnahme an diesem Unternehmen, „weil ihm der Plan gar nicht einleuchten wollte", kurz und entschlossen ab, allein die Neugier wandte ihn bald, „daß er von ferne nachzog und sehen wollte, wie es abliefe". Und so dauerte es denn nicht lange, bis sich Heinrich plötzlich, ohne selbst zu wissen wie, an der Spitze des Zuges angelangt sah — die Folge aber war, daß er als der Rädelsführer der Ausschreitenden schmählich von der Schule verwiesen wurde. Das „Plötzliche" in diesem Vorgange ist für den Charakter des Helden ein Wesentliches, er gebraucht das Wort mehr als einmal, um solche radicale Verwandlungen seiner „unerklärlichen Laune" anzudeuten (z. B. II. 16. III. 99. IV. 74. 329). „Die Uebergänge von einer Stufe zur andern", bekennt Heinrich, „waren mir nie klar und gingen mir immer verloren;" wie wichtig grade diese Stelle für die Art des Helden ist, geht unter anderem auch daraus hervor, daß Keller in der neuen Ausgabe das „immer" in ein „öfter" verwandelt hat.

Am deutlichsten aber tritt das zwiespältige Wesen Heinrich's in seinem Schwanken zwischen Poesie und Malerei hervor — auch ein Zug, den die neue Fassung abgeschwächt hat — und in den stets wechselnden Liebesempfindungen des Jünglings, jetzt für die christliche Schönheit der Anna, nun wieder für die weltliche Schönheit Judith's. „Ich hätte mich," schreibt er, „vor Anna bei der Judith und vor Judith bei der Anna verbergen mögen." Ein deutliches Gegenbild zu diesem zwiespältigen Fühlen hat der Dichter in dem Freunde Heinrich's, in Ferdinand Lys, aufgestellt, der ein ähnliches Schwanken zwischen solchen Gegensätzen, zwischen der spiritualistischen

Agnes und der aphroditischen Rosalie in rücksichtsloser Leidenschaft zu Gunsten der Zweiten entscheidet.

Mit den vier Frauencharakteren, die ich so eben genannt habe, ist die reiche Gruppe der wunderbar lebensvollen Mädchengestalten, welche uns Keller vorführt, noch keineswegs erschöpft. Da ist weiter jene Darstellerin des Gretchen, welche durch den Nachts im Theater eingeschlossenen Knaben aus dem Schlummer gestört wird und welche dem lebhaft erregten Kinde, obgleich sie fühlt, daß der gute Junge von heute bald „ein Lümmel sein wird, wie Alle", dennoch zu den Füßen ihres Lagers eine vergnügliche Schlafstätte bereitet — in einer Scene erfüllt von märchenhafter Stimmung, die das Staunen des Knaben über die fremde Welt, seine unschuldige Freude an der Schönheit Gretchen's mit einer entzückenden Zartheit und Reinheit der Empfindung wiedergibt; da ist Dortchen Schönfund, die freigeistige Grafentochter, die nicht an Unsterblichkeit glaubt, aber doch an Gott, denn „bei Gott ist ja alles möglich, sogar daß er existirt"; da ist endlich die arme Hulda, die schönste Figur, die wir der neuen Ausgabe verdanken, die zierliche Münchener Näherin, deren ganze Existenz in Arbeit und in Liebe aufgeht, und die es wol einsieht, daß die Lieb' eine ernstliche Sach' ist, eine Erscheinung, „wie aus der alten Fabelwelt, die ihr eigenes Sittengesetz, einer fremden Blume gleich, in der Hand trägt". Die Episode, deren Heldin diese prächtige Gestalt bildet, ist wie eine echt Keller'sche Novelle für sich und sie allein müßte uns schon dem Dichter für die neue Ausgabe danken lassen: wer eine so auf der Grenze des sittlich Darstellbaren stehende Figur mit all der glänzenden Reinheit, mit all dem reifen Humor und der köstlichen Frische zu schildern vermag, der ist gewiß ein Meister.

Aber dasjenige, was ich zum Ruhme Keller's zu melden hätte, wäre auch nicht annähernd erschöpft, wenn ich nicht, mit einem Worte wenigstens, noch jenes Momentes gedacht hätte, das seinem Werke, auch wo es uns inhaltlich zum Widerspruch zwingt, den fesselndsten Reiz verleiht: der Allgewalt der Darstellung. Das Höchste und das Tiefste, das Zarteste und das Derbste, das „Herb' und Süße", das Erhabene und das Launige — für alle Töne finden sich auf der Palette des Künstlers die Farben. Ein eigenthümlicher Zauber lebt in dieser Sprache, etwas stolz Gesättigtes, eine gereifte Kraft und eine gewichtige Stärke, deren schlichte Fülle durch die Abwesenheit alles dessen, was man Bücherluft nennt, nur um so ernster hervortritt.

Allein alles, was sich durch abstracte Begriffe zur Bezeichnung dieser durch und durch concreten Art sagen ließe, reichte nicht aus, die Sache, auf die es ankommt, auch wirklich deckend zu bezeichnen; eher scheint es möglich, in einem Bilde den Dingen näher zu kommen.

„Jede Hausfrau," hat der grüne Heinrich beobachtet, „verleiht ihren Speisen durch die Zubereitung einen Geschmack, welcher ihrem Charakter entspricht, und das genäschige oder nüchterne, weichliche oder spröde, hitzige oder kalte, das verschwenderische oder geizige Wesen der Köchin ausspricht. Die Speisen meiner Mutter hingegen ermangelten, so zu sagen, aller und jeder Besonderheit. Ihre Suppe war nicht fett und nicht mager, der Kaffee nicht stark und nicht schwach, sie verwendete kein Salzkorn zu viel und keines hat je gefehlt; sie kochte recht und schlecht, ohne Manierirtheit, wie die Künstler sagen, in den reinsten Verhältnissen; man konnte von ihren Speisen eine große Menge genießen, ohne sich den Magen zu verderben."

Nun, ich meine, was die Mutter im Hause war, das ist der Sohn im Bereiche der Dichtkunst; und wie der müdgetummelte Knabe, nachdem er im Uebermaß von allerlei Gerichten genascht, willig zur alltäglichen Hauskost der Mutter zurückkehrt, so genießen auch wir, die wir an so mancher schärfer gewürzten Speise, ach wie oft! uns übersättigt haben, freudig und dankbar das nahrhafte Gericht, das uns Meister Gottfried bereitet, zur höchsten Erquickung Leibes und der Seele.

Otto Brahm.

Neuere musikalische Literatur.

1. Musikalische Stationen. Von Eduard Hanslick. Berlin, A. Hofmann u. Co. 1880.

Das Buch ist eine neue Folge der früher im „Allgemeinen Verein für deutsche Literatur" erschienenen „Modernen Oper". Ueber eine Sammlung Hanslick'scher Kritiken viel Worte zu machen, heißt nicht wissen, wovon und zu wem man spricht. Ein so witziger und tief blickender Geist, eine solche Anmuth und Kraft der Sprache sind überall Raritäten, in der musikalischen Literatur sind sie unbestritten das Beste, was wir haben, und vielleicht auch haben werden. Es ist ergötzlich zu sehen, welche Katzensprünge die Herren aus Bayreuth machen, um einen Reiter wie diesen zu Fall zu bringen. Wäre doch einer unter ihnen, der ihm nur an die Steigbügel reichte! Sie werfen sich zu Richtern über bedeutende Männer auf, ohne selbst bedeutend zu sein, sie wollen die deutsche Sprache reinigen, ohne selbst deutsch schreiben zu können. Wenn sie von Hanslick doch lernen wollten, wie nur ein langer Gedanke einen langen Satz verträgt, wie die Toga nur dem steht, der sie zu tragen versteht. Wenn sie von ihm doch lernen wollten, daß man belehren kann, ohne abstract und langweilig zu sein, und daß die erste und bescheidenste Eigenschaft eines Schriftstellers darin besteht, deutlich und fließend zu schreiben.

Die vorliegende Sammlung zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste, Italien gewidmete, enthält drei Aufsätze: „Verdi's Requiem", „Adelina Patti" und „Oper und Theater in Italien". Die zweite umfaßt die Briefe, welche Hanslick gelegentlich der Weltausstellung von 1878 aus Paris an die „Neue freie Presse" geschrieben hat. Die dritte beschäftigt sich mit Wagner (Bayreuth) und einigen neuen deutschen Opern von Götz, Goldmark, Brüll, Kretschmer und Rubinstein. Den Schluß bildet ein Aufsatz über „Grillparzer und die Musik".

Einer der Punkte, worin wir — von jeher — mit Hanslick nicht übereinstimmen konnten, ist seine Auffassung Verdi's, hier speciell seines Requiems. Wer „Trovatore", „Traviata" und „Un ballo in maschera" geschrieben hat, dem wird man das Zeugniß einer derben, realistischen Dramatik nicht absprechen können. Die starke Portion Rohheit, welche in diesen Partituren steckt, wird gemildert durch ihre Freimüthigkeit und einen gewissen rücksichtslos breiten Stil. Nach einem guten Mahl in sehr gemischter Gesellschaft und mit der in südlichen Theatern erlaubten Zerstreutheit kann man diese Opern, vorausgesetzt daß die Hauptrollen von vortrefflichen Sängern gesungen werden, noch hören. Wird ein solcher Mann aber fein wie in der „Aida" oder kirchlich wie im Requiem, wird er sogar Kammermusiker, wie in seinem Streichquartett, so gerinnt die Milch der nachsichtigen Denkungsart und wird sauer. Bei Hanslick erklärt sich der Trieb, Verdi zu retten, aus der bei ihm sehr stark pulsirenden kosmopolitischen Arterie: er versucht die große Wirkung, welche dieser Mann thatsächlich ausgeübt hat, kritisch zu fundamentiren. Witzig sagt er, der Italiener würde doch wol das Recht haben, italienisch zu beten. Das Recht gewiß. Wir wollen aber von Verdi gar keine Gebete, auch keine italienischen, wir wollen Opern von ihm, und zwar italienische, keine deutschthümelnden.

Wundervoll sind die Aufsätze über französische Musik und über Bayreuth, den Standpunkt des Verfassers, Wagner gegenüber zugegeben. Von erbarmungsloser Schärfe ist die „Kritische Nachfeier von Bayreuth". Die Herren Nitzsche und v. Wolzogen werden daraus die ergiebigste Anregung schöpfen.

2. Mozartiana. Von Mozart herrührende und ihn betreffende, zum großen Theil noch nicht veröffentlichte Schriftstücke. Von Gustav Nottebohm. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1880.

Die tiefere Kunstforschung begleitet seit einiger Zeit ein Reliquiensinn, welcher aus dem Kleinleben großer Männer auch das Unwesentlichere heraushebt, in der Hoffnung, unsere Kenntniß von ihrem Leben und Sein möglichst zu vervollständigen. Es ist nicht zu leugnen: die Art, wie Jemand mit seinem Wandnachbar verkehrt, kann charakteristischer für ihn sein als die Figur, die er der Welt gegenüber als Vertreter seiner geistigen Kräfte und Ziele spielt, denn es sind ganz gewiß nicht die bedeutendsten, sondern die unbedeutendsten Momente, in denen ein bedeutender Mensch sich am schärfsten vom unbedeutenden unterscheidet. Dem modernen Schatzgräbertrieb droht jedoch eine Gefahr, die nämlich, daß er sich auch an Lebensläufe zweiter und dritter Ordnung heftet. Wir haben das in neuester Zeit nicht ohne Wehmuth erfahren, denn nicht jede Schaufel bringt Pergamenische Funde zu Tage. Der Schöpfer des „Don Juan" und „Figaro" gehört nun aber, wie wir meinen, zu denen, an welchen Alles interessirt, auch das, was in ihrem Leben nicht gerade Epoche machte.

Gust. Nottebohm, der unermüdliche und gründliche Forscher in den Archiven der neueren Musikgeschichte, ohne den, wenn wir Thayer ausnehmen, unsere Kenntniß Beethoven's eine mangelhafte wäre, bringt uns hier über vierzig noch ungedruckte Briefe Mozart's, von der Wittwe desselben mitgetheilt, ferner Materialien zu einem Leben Mozart's, welche die Schwester einst für Breitkopf und Härtel zusammengestellt hatte. Sie sollten ihren Platz in einer Biographie des Tondichters von Friedrich Rochlitz finden. Otto Jahn hatte vergeblich nach diesen Urkunden gesucht, welche erst vor einigen Jahren zum Vorschein gekommen sind. Hochwichtiges enthalten diese Briefe und Aufzeichnungen nicht, immerhin aber des Interessanten so viel, daß sie alle Mozartfreunde willkommen heißen werden.

3. Mozart nach den Schilderungen seiner Zeitgenossen. Von Dr. Ludwig Nohl. Leipzig, Fr. Thiel. 1880.

Vor einiger Zeit ist an dieser Stelle der „Mozartbriefe" Nohl's lobend erwähnt worden. Auf die Mozartbriefe folgen nun die Briefe an und über Mozart. Nach der Ernte die Aehrenlese. Die Briefe des Vaters nehmen nach Raum und Inhalt den größeren Theil des Buches ein, ihnen schließen sich Auszüge aus Niemetscheck, Nissen, Rochlitz u. A. an. Das Buch ist eine Chrestomathie der Mozartacten. Was der Herausgeber dazwischen eingeschaltet, ist kurz und populär gehalten. Am meisten interessiren natürlich wieder die Briefe Leopold Mozart's, des Vaters, eines, was die Verbindung von künstlerischer Tüchtigkeit und Weltklugheit anbetrifft, ganz wunderbaren Mannes. — Es gibt Leute, welcher immer dünne, und andere, welche immer dicke Bücher schreiben; Nottebohm gehört zu jenen, Nohl zu diesen. Verstände sich Letzterer auf seinen Vortheil, so würde er nur populäre Bücher schreiben. Dafür hat er Talent.

Weihnachtliche Rundschau.

Opern-Cyclus im Foyer des k. k. Opernhauses in Wien. Vierzehn Compositionen ausgeführt von Moritz von Schwind. Mit Text von Dr. Eduard Hanslick. München, Friedrich Bruckmann.

Der Gedanke, die liebenswürdigen Arbeiten des „letzten Romantikers" in einer derartigen Weise dem deutschen Publicum zugänglich zu machen, war ein sehr glücklicher; selbst derjenige, der die Originale in Wien gesehen hat, wird sich freuen, die Compositionen bis in die Kleinigkeiten prüfen und betrachten zu können. Der Raum verbietet uns, auf eine nähere Charakteristik der einzelnen Blätter einzugehen; wir dürfen nur einige Punkte hervorheben. Wo Schwind sich ganz auf seinem Gebiete befindet, dort entfaltet er alle Vorzüge seiner Eigenart; die gesunde Romantik der Formauffassung, die fröhliche Laune, den poetischen Zauber einer anmuthigen Behaglichkeit oder märchenhafter Stimmungen. Die Blätter zur „Armida", zur „Schöpfung", zur „Zauberflöte", zum „Häuslichen Krieg" und zum „Freischütz" sind in ihrer Art entzückend, wenn auch nicht monumental in der Auffassung. Man fühlt aus ihnen den Geist des Künstlers wehen, der als Mensch trotz allem Sarkasmus liebenswürdig war durch und durch. Die Romantik hat in Oesterreich auf keinem Gebiete eine solche Erscheinung geweckt, wie Schwind eine war. Und selbst diese durchaus gesunde Natur konnte sich von dem Einflusse nicht ganz frei machen, welchen das Theater oder vielmehr theatralisch behandelte Stoffe auf die bildende Phantasie ausüben. Wir hatten Gelegenheit, voriges Jahr auf den „Opern-Cyclus" von Hermann Kaulbach hinzuweisen und mußten auch damals dieser Thatsache Erwähnung thun. Was uns einmal auf den Brettern entgegengetreten ist, bewegt sich in der Erinnerung theatralisch — selbst Schwind ist auf einigen Blättern („Fidelio", Licinius auf dem Blatte zur „Vestalin", „Hugenotten") nicht unberührt davon geblieben. Daß die Ausführung der Photographien eine vorzügliche ist, bedarf bei Bruckmann kaum der Erwähnung. Herr Prof. Hanslick hat seine Aufgabe natürlich mehr vom Standpunkte des Musikgelehrten, als des Kunstkritikers erfaßt; in kurzer übersichtlicher Weise und mit bekannter Klarheit faßt er Alles zusammen, was zum Verständniß der vom Maler gewählten Scenen nöthig ist und fügt sehr werthvolle Bemerkungen über die Componisten und ihre Werke hinzu.

Faust von Goethe. Erster Theil. Mit Bildern und Zeichnungen von A. v. Kreling. München, Friedr. Bruckmann.

Das Werk des leider zu früh gestorbenen vielbegabten Künstlers ist so oft besprochen worden, daß der Berichterstatter die Vorzüge desselben nicht des Weiteren zu erörtern braucht. Die vorliegende Ausgabe ist dazu geeignet, dem Werke Kreling's eine größere Verbreitung zu verschaffen und Manchem das unsterbliche Gedicht noch näher zu bringen. Welch ein unendlicher Reichthum von Situationen in dem Stoffe des symbolischen Drama's liegt, wird erst recht klar, wenn man bedenkt, wie mächtigen Anstoß für die bildende Phantasie es seit Cornelius und dem halbvergessenen Nauwerk den deutschen Künstlern gegeben hat. Es wäre eine sehr dankbare Aufgabe, den Entwickelungsgang unserer Kunst an den verschiedenen Behandlungen derselben Faustsage nachzuweisen. Jedenfalls nimmt Kreling unter den Illustratoren des Werkes durch die Eigenartigkeit seiner Auffassung, welche besonders in den zahlreichen klei-

neren Zeichnungen hervortritt, eine bedeutende Stellung ein. Die Ausstattung ist in jeder Beziehung vortrefflich — es ist ein Prachtwerk, das aber durch seinen Inhalt vor dem Schicksal bewahrt bleibt, als solches allein auf den Salontischen ein selbstbeschauliches Dasein zu führen.

Lebenslieder und Bilder. Lieder-Cyklus von Adelbert von Chamisso. Illustrirt von Paul Thumann. Leipzig, Adolf Titze.

Der ungewöhnliche Erfolg von dem vorjährigen Prachtwerke „Frauenliebe und -Leben" hat wol zu der Herausgabe des neuen Buches viel beigetragen. Es ist wie jenes eine Bereicherung der vornehmsten Geschenkliteratur, eines der liebenswürdigsten Weihnachtsbücher, das sich eine Dame wünschen kann. Die Gedichte Chamisso's sind Kinder eines wahrhaft poetischen Herzens und deshalb kann sie nur ein Illustrator beleben, welcher selbst dichterisch und rein zu empfinden weiß. Diese Bedingung erfüllt Thumann — sein formaler Idealismus gesellt sich zu dem edlen Empfindungsleben des Dichters als ein ebenbürtiger Genosse; selbst Chamisso's Weichheit entspricht dem Griffel des Zeichners. Von den neun in Lichtbildern wiedergegebenen Illustrationen dürfte besonders „Familienglück" Volksthümlichkeit gewinnen, trotzdem die letzte, der Abschied des Kriegers, der in den Kampf zieht, ihr an Wärme noch überlegen ist.

Der Spaziergang um die Welt von Alex. Freiherrn von Hübner, vormals k. k. österreichischer Gesandter in Paris ꝛc. Mit circa 350 Illustrationen. 1. Lieferung. Leipzig, Heinr. Schmidt und C. Günther. 1880.

Das bekannte Werk des österreichischen Diplomaten, „Promenade autour du monde", erscheint hier in einem neuen Gewande. Der Verfasser hatte durch seine sociale Stellung die Möglichkeit vieles zu sehn und zu erfahren, was sonst anderen Reisenden verborgen bleibt. Schon dieser Vortheil gibt dem Buch manches Eigenartige. Aber seinen Werth erhält es vornehmlich durch die geistigen Eigenschaften des Autors, welcher im vollsten und besten Sinne Weltmann und zugleich ein Gelehrter von nicht gewöhnlichem Wissen ist. Rechnet man dazu noch jene Sicherheit des Ausdrucks, welche sich bei sicheren Anschauungen fast immer ergibt, so findet sich bei Hübner alles vereint, was Interesse erwecken kann. Er schreibt nicht nach Jahren, sondern unter dem unmittelbaren Eindruck, nicht mit Hülfe von Zetteln, Zettelchen und Büchern, sondern aus der Erfahrung heraus. Und gerade diese Einfachheit ist's, welche im hohen Grade fesselt. — Die Illustrationen der ersten Lieferung sind vortrefflich und versprechen das Beste. Wir hoffen, sobald die größere Hälfte des Werkes vorliegt, noch einmal darauf hinweisen zu können, ohne das günstige Urtheil einschränken zu müssen.

Spanien. In Schilderungen von Theodor Simons. Illustrirt von Prof. Alex Wagner. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Es entspricht nicht ganz den Gesetzen feinster Sitte, dem Hausherrn große Schmeicheleien zu sagen. Der Berichterstatter befindet sich in der Nothwendigkeit es zu thun, indem er den Lesern das Prachtwerk anzeigt, welches mit der „Deutschen Rundschau" im gleichen Verlage erscheint. Wir sind in den letzten Jahren wahrhaftig verwöhnt worden, — ich erinnere nur an Hallberger's „Aegypten", an „Italien" von Engelhorn, Publicationen, welche den deutschen Verlag in jeder Beziehung gleichberechtigt neben denjenigen Englands und Frankreichs stellen. Es erforderte nicht nur der größten Hingabe der Verfasser des Textes und der Bilder, sondern auch die volle Opferfähigkeit der Verleger, um mit dem neuen Werke neben das Beste hinzutreten, was wir auf diesem Gebiete besitzen. Und das strengste Urtheil wird „Spanien" als eine Publication bezeichnen müssen, die dem Besten ebenbürtig ist, ja es nach einer Richtung hin noch übertrifft: durch die volle Einheitlichkeit der Gesammtwirkung. Ein Zufall, jedenfalls ein glücklicher, hat es gefügt, daß Simons und Wagner mehrmals gemeinsam das Land durchzogen hatten, welches sie schildern sollten. Dadurch nur konnten sie in gewissem Sinne zu einer geistigen Einheit zusammenwachsen, welche auf das Werk den günstigsten Einfluß haben mußte. Man fühlt bei dem Lesen und Beschauen der Blätter überall die gemeinsame Thätigkeit heraus; man fühlt, wie Text und Bilder zur gleichen Zeit sich in der Phantasie der Beiden vorbereiteten und Gestalt annahmen. Nirgendwo muß sich das eine dem andern unterordnen, nirgendwo wird der Schriftsteller genöthigt, den Fluß seiner Darstellung zu dämmen, um dem Zeichner Raum zu schaffen. Text und Bild sind Eins.

Durch die Möglichkeit, die Ausführung sämmtlicher Illustrationen einer Hand zu überlassen, wurde auch die künstlerische Einheit bewahrt, welche sonst, selbst in „Aegypten" sehr oft unterbrochen

ist, weil jeder der zerstreut lebenden Künstler seiner Manier folgt, wodurch auch dem Holzschneider die Aufgabe sehr erschwert wird. Alex. Wagner, wie Liezen-Mayr und Benczur, ein geborner Ungar, ist Schüler Piloty's gewesen. Anfänglich hat er ganz dem äußerlichen Realismus seines Meisters gehuldigt, bis er durch unermüdliches Streben zu einer vollkommenen selbständigen Eigenart gelangt ist. Schon früh trat bei ihm ein ungewöhnlich scharfes Auge für das Charakteristische hervor, diese Eigenschaft bekundet er in vollem Maße in den Illustrationen zu „Spanien". Mit festem Griff erfaßt er die einzelnen Gestalten und Situationen, ohne aber jemals eine gewöhnliche Copie der Wirklichkeit zu geben; die künstlerische Vertiefung behält immer ihre Rechte. Man braucht nur Bilder wie „Aragonisches Gespann" (S. 44), „Wasserverkäufer" (S. 62), „Zettelausrufer" (S. 87), der „Espada" (S. 105) zu betrachten, um zu sehen, wie er die lebendige Naturwahrheit künstlerisch erfaßt. Besonders ragen die Darstellungen bewegter Momente hervor; die Illustrationen zum Stiergefecht in Madrid sind in ihrer Lebendigkeit meisterhaft. Eine Erwähnung verdienen auch die Vollbilder nach Originalen von Velasquez, in welchen der Charakter der spanischen Künstler mit packender Wahrheit zur Geltung kommt. Mit Ehren muß auch die Anstalt von Knesing genannt werden, aus welcher die Schnitte hervorgegangen sind; einzelne derselben wie „Madrider Straßenjungen" sind Meisterwerke des modernen Holzschnitts. Sie wetteifern nicht mit dem Linienstich, wirken nicht durch Gitterwerk, sondern bleiben der Eigenart ihrer Technik getreu.

Der Text ist ebenso lehrreich wie lebendig; als ausgezeichnet hebe ich die Schilderung des Stierkampfes hervor. Ein kleines Versehen ist dem Verfasser auf S. 131 begegnet; der Urheber der falschen Fortsetzung des „Don Quijote" ist nicht unbekannt, wie man aus der Fügung des Satzes schließen könnte; er heißt Fernandez de Avellanada.

Indien in Wort und Bild. Eine Schilderung des indischen Kaiserreichs von Emil Schlagintweit. Mit circa 400 Illustrationen. Lieferung 1. 2. Leipzig, H. Schmidt und C. Günther. 1880.

Zu den vielen ethnographischen Prachtwerken, welche in den letzten Jahren erschienen sind, gesellt sich hier ein neues. Bei der hohen Bedeutung, welche Indien für die Culturgeschichte der arischen Völker hat, war es ein glücklicher Gedanke das uralte Land und Volk dem deutschen Publicum näher zu bringen und den noch sehr schwankenden Anschauungen eine festere Unterlage zu geben. Der Name des Urhebers des Textes bietet Gewähr für die Kenntniß des Stoffs, welcher hier kein geringer ist. Schon die nicht unbedeutende Stellung verschiedener eingeborener Völker fordert umfassende Studien der Vergangenheit, ebenso die religiösen Verhältnisse und die Kunst des Landes. Nach den zwei Lieferungen zu schließen, dürfte der Text allen Ansprüchen vollkommen Genüge leisten. Die Darstellung ist fesselnd und anregend. Die Zeichnungen zu den Illustrationen stammen fast nur von französischen Künstlern, Bayard, Philippoteaux, Neuville u. s. w. — sie sind durchwegs vortrefflich. Die übrige Ausstattung ist des Werkes würdig. Das Ganze ist auf 34 Lieferungen berechnet.

Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des klassischen Alterthums von Jacob von Falke. Lief. 11–34 (Schluß). Stuttgart, W. Spemann.

Das verdienstvolle Werk liegt nun vollendet vor. Herr von Falke hat seine Aufgabe würdig erfaßt und demgemäß ausgeführt — mit wachsender Genugthuung hat der Berichterstatter die schöne, von Kenntniß und Begeisterung getragene Arbeit zu Ende gelesen. Hat sich auch die Stellung der Gegenwart der Antike gegenüber in vielen Dingen geändert: letztere wird dennoch stets eine Quelle idealer Erhebung bleiben — jeder möge der Darstellung dieses Stoffes fern bleiben, welcher nicht in tiefster Seele sich erhoben fühlt, wenn er dieses geistige Jünglingsalter der Menschheit schildert. Das aber ist bei dem Verfasser der Fall; er liebt die Antike, er sieht in ihr ein bleibendes Erziehungsmittel des Geistes und des ästhetischen Empfindens, einen Schutzwall gegenüber der materialistischen Richtung der Zeit. Mit einer Gedrängtheit, welche nur durch wirkliche Herrschaft über den Stoff zu erringen ist, schildert er die einzelnen Culturmächte und Strömungen, die allgemeinen Gesichtspunkte durch treffende Einzelnheiten erläuternd. Die Abschnitte über die Spiele, Orakel, über Vasenmalerei, über die Blüthe des griechischen Kunstlebens, dann diejenigen über Haus und Hausrath, Villa und Garten, Kleidung und Kosmetik, über das römische Frauenleben u. s. w. sind für ihren Zweck vorzüglich geschrieben: es sind keine trockenen Abhandlungen, in welchen das gelehrte Material todt über einander geschichtet ist, sondern an-

schauliche, lebendige Schilderungen ohne romanhafte Zuthaten — das Werk hat in seinem Verlaufe in jeder Beziehung gewonnen. Nur einen Einwand, von den wenigen, die ich zu machen hätte, will ich hier aussprechen. S. 121 spricht der Autor von dem Naturgefühl, wie es sich in der griechischen Poesie ausspricht. Dort sagt er: „Ja, Plato, der Dichter-Philosoph bedünkt uns wie ein Nachahmer Geßner's, des Idyllendichters." Zum Beweise citirt er in gekürzter Uebertragung eine Stelle aus Plato's „Phädrus" (Abschn. 5, Worte des Sokrates), welche eine kleine Naturschilderung enthält. Der Vergleich mit dem zerflossenen Geßner scheint mir nicht am Platze zu sein. Unumwundene Anerkennung verdient die Verlagshandlung; es boten in den Lief. 1—10 einige Zeichnungen griechischer Bildwerke Anlaß zum Tadel, weil sie den Charakter des Originals verflachten; in den folgenden Heften ist das nirgends der Fall, ja die meisten der Zeichnungen dieser Art gehören zu den besten, die ich kenne. Vorzüglich sind die Vollbilder; nur „Phryne" vor den Richtern (Blatt nach Seite 168) von Carl Gehrts, obwol sehr gut gezeichnet und sorgsam geschnitten, gibt zu Bedenken Anlaß, denn Hyperides, der Vertheidiger der schönen Hetäre und die Richter sind nichts weniger als antik aufgefaßt.

Bilder für Schule und Haus. Von Albert Richter und Ernst Lange. Lieferung 1—3. Leipzig, J. J. Weber. 1880.

In ähnlicher Weise, wie in den „Meisterwerken der Holzschneidekunst", sind hier die vorzüglichsten Schnitte aus der „Illustrirten Zeitung" zur Grundlage des Illustrationsmaterials benützt. Während aber die erste Sammlung nur kurze erläuternde Texte zu jedem einzelnen Bilde gebracht hat, und die Illustrationen Hauptsache waren, dienen dieselben hier als Schmuck und zur Erklärung neugeschriebener Texte. Jede Lieferung enthält ein abgeschlossenes Ganze, die 1. schildert „Norddeutschland", die 2. bringt Skizzen aus dem deutschen Frauenleben, die 3. solche aus dem Leben der Raubthiere In dieser Art wird das Werk in vierzehntägigen Lieferungen fortgesetzt und soll die verschiedenen Gebiete umfassen: Länder- und Völkerkunde, Welt- und Culturgeschichte, Naturwissenschaft u. s. w.

Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des achtzehnten Jahrhunderts nach gleichzeitigen Originalen von Dr. J. H. von Hefner-Alteneck. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Lieferung 1—4. Frankfurt a. M., Heinr. Keller. 1879—80.

Es sind vierzig Jahre verflossen, seitdem ein Theil des großartig angelegten Werkes zum ersten Male hervorgetreten ist. Die maßgebende Kritik, an ihrer Spitze Franz Kugler, hat damals den Anfang des Unternehmens mit Freude begrüßt. Aber auch der erste Verleger, H. Hoff, von dem es in Kellers Hand überging, durfte mit Stolz auf diese Publication blicken, welche, ganz abgesehen von dem hohen wissenschaftlichen Werth, zu den größten Schöpfungen des europäischen Kunstverlags gehört. Als „Trachten des christlichen Mittelalters nach gleichzeitigen Kunstdenkmalen" wurde der eine Theil des Werkes von 1840—54 in 366 Kupfertafeln — die Prachtausgabe mit der Hand illuminirt — herausgegeben. Ohne irgend einen staatlichen Zuschuß führten es Autor und Verleger zu Ende. Aber bald erkannte Herr von Hefner, jetzt bekanntlich Director des bairischen Nationalmuseums, daß er den Kreis des Interessanten zu enge gezogen habe und begann schon 1847 ein neues Unternehmen „Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance", welches mit 180 Tafeln 1863 abgeschlossen wurde. Beide Arbeiten sind die Ergebnisse einer bewunderungswerthen Thatkraft; die Tafeln der ersten hat der Herausgeber fast alle selbst auf das Genaueste nach den Originalen gezeichnet und gemalt, mit einer Gewissenhaftigkeit und Treue, welche noch heute unübertroffen dasteht.

Die beiden Publicationen gehören zu jenen Werken, welche für die moderne deutsche Kunstgeschichte grundlegend geworden sind, sie waren bald als Quellenwerke bei uns, wie im Auslande hochgeschätzt. Aber die Art ihrer Entstehung brachte verschiedene Nachtheile mit sich. Erstlich war Hefner genöthigt die Originale aufzusuchen, da es an Vorarbeiten fast gänzlich fehlte. Da kam es oft, daß interessante Werke jüngerer Zeit früher zugänglich waren, als solche älterer Epochen; dadurch aber wurde die Chronologie nicht selten durchbrochen und die klare Uebersicht über den Entwickelungsgang der Kunstformen geschädigt. Dem war auch durch die fleißig gearbeiteten Register nicht abzuhelfen.

Alle diese Uebelstände sind durch die Neuauflage des Werkes, welches die beiden älteren Arbeiten in 120 Lieferungen vereinigen wird, beseitigt. Es liegen mir vier Theile vor. Die

24 Tafeln derselben umfassen Kunst- und Kunstgewerbsgegenstände von ungefähr 450—1000 unserer Zeitrechnung. Manche weniger bedeutende Arbeit ist ausgeschlossen und durch bedeutendere ersetzt; die Auswahl nimmt überhaupt auf alle Zweige der künstlerischen Darstellung Rücksicht, so daß sich schon jetzt für die betreffenden Epochen ein sehr reiches Material vorfindet. Die Ausführung der farbigen Tafeln ist geradezu mustergiltig zu nennen; nicht nur durch die Treue der Zeichnung, welche sich bis auf die kleinsten Details erstreckt, sondern auch durch die außerordentliche Sorgfalt, mit welcher die Farbentöne abgewogen sind. So erhält man überall den Eindruck des Originals. Einzelne Blätter hervorzuheben ist nicht möglich, denn keines steht dem andern nach; die Technik der Reproduction steht auf allen vollkommen auf der Höhe dessen, was heute überhaupt bei Anwendung aller Mittel erreicht werden kann. Der Text liefert zu jedem einzelnen Blatte die genaueste Erklärung und faßt Alles zusammen, was sich auf die Gegenstände bezieht, gibt über Geschichte, Fund- oder Standort derselben, Zeit der Entstehung u. s. w. die besten Nachweise.

Costümgeschichte der Culturvölker. Von Jacob von Falke. Lieferung 1—3. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Der Verfasser hatte nicht die Absicht eine Entwickelungsgeschichte der Kleidung zu schreiben; schon im Plan spricht er aus, daß es ihm nur darum zu thun sei diejenigen Völker zu betrachten, welche mit der Culturgeschichte der Menschheit in inniger Verbindung stehen. Den leitenden Gedanken soll vor allem die Darlegung jener Gesetze bilden, welche auf diesem, scheinbar so sehr der Willkür unterworfenen Gebiete lebendig wirken. Es ist also eine Art von Philosophie des Costüms auf Grundlage ausgedehnter und, wie bei Herrn von Falke kaum betont werden braucht, gewissenhafter Studien. Diese Auffassung der Aufgabe erscheint für den Zweck eines vornehm volksthümlichen Werkes zweifellos die beste, weil sie das organische Werden und Vergehen zum Bewußtsein bringt. So weit man von drei Lieferungen auf das ganze Werk, welches 16 Lieferungen umfassen wird, schließen kann, ist der Verfasser seinem Grundsatze treu geblieben. Bis jetzt sind die Aegypter, Assyrer, Meder, Perser und Griechen behandelt. In klarer Weise, unterstützt durch vortreffliche Illustrationen nach alten Reliefs, Statuen und Vasengemälden, werden die bestimmten Hauptformen der Trachten entwickelt und zugleich in kurzen aber treffenden Bemerkungen mit der Geschichte in Verbindung gesetzt. Der ersten Lieferung ist ein sehr fein ausgeführtes farbiges Blatt beigegeben.

Eine andere Aufgabe stellen sich die in zweiter Auflage erscheinenden

Trachten der Völker von Albert Kretschmar, Maler und Dr. Carl Rohrbach. Lieferung 1—4. Leipzig, J. G. Bach.

Das Werk wird in 26 Lieferungen vollendet sein; jedes Heft enthält vier sehr sauber und klar ausgeführte Tafeln in Farbendruck. Mit großer Schärfe ist jeder Theil des Costüms behandelt, so daß sich, wo nicht die Originale eine genauere Kenntniß des Kleidungsstückes unmöglich machen, auch der Schnitt klar erkennen läßt. Keine einzige der bis jetzt vorliegenden Tafeln enthält eine Figur, die man als phantastisch erklären könnte; ein Vergleich mit dem Werke von Weiß ergibt, wie gewissenhaft Kretschmar alle Vorbilder geprüft und wie streng er sich an die Angaben über die üblichen Farben der Stoffe gehalten hat. Einen besonderen Werth erhält das Werk durch die Tafeln mit Abbildungen von Geräthschaften, Waffen, Gefäßen, Schmuckgegenständen u. s. w. Diese Eigenschaften machen die Publication unentbehrlich für den Maler, welcher geschichtliche Stoffe behandelt, unentbehrlich für Theater, welche danach streben, sich von den herkömmlichen Formen der Ausstattung frei zu machen, machen sie im hohen Grade werthvoll für alle Bibliotheken. Aber auch für jeden, der sich eine lebendige, farbige Anschauung der Vergangenheit erringen will, dürfte diese Arbeit eine Quelle reicher Anregung sein.

Der Text ist auf Grundlage umfassender Studien gearbeitet, — die Anerkennung, welche schon die erste Auflage gefunden hat, enthebt uns weiterer Bemerkungen; selbstverständlich sind auch die neuesten Forschungen benutzt. Sehr erleichtert wird der Ueberblick durch die Eintheilung, welche das Zusammengehörige in kleineren Abschnitten vereint. So ist z. B. bei Aegypten die Bedeckung des Körpers, dann die des Kopfes und des Fußes für sich behandelt; ebenso die Hoftracht und das Kriegsgewand.

Muster altdeutscher Leinenstickerei. Dritte Sammlung: Alphabete. Gesammelt und herausgegeben von der Redaction der Modenwelt. Berlin, Franz Lipperheide. 1880.

Die Bewegung, welche von Seite der kunstgeschichtlichen Forschung ausgegangen ist und auf eine Veredlung der Kleinkunst im weitesten Umfang hinarbeitet, gewinnt von Jahr zu Jahr an Ausdehnung. Man beginnt in den Kreisen der Kunstgewerbtreibenden immer mehr einzusehen, daß die Befreiung von den verflachten und conventionellen Formen, wie sie die Mode flüchtig erzeugt und schnell beseitigt, nicht nur dem Product, sondern auch dem Absatz zu Nutzen kommt. Im Publicum wächst in erfreulicher Weise das Interesse an ästhetisch berechtigten Formen, an einem schmucken Hausrath. So ist auch zu hoffen, daß die Käufer und Besteller allgemach auf die Erzeuger einen unmittelbaren Einfluß gewinnen, indem sie einfach alles Geschmacklose ablehnen.

Von hervorragender Bedeutung sind verwandte Bestrebungen auf dem Gebiete der Frauenarbeit. Auch hier hat die Wissenschaft der Praxis den ersten Anstoß gegeben. Zu denjenigen, deren Verdienst hier warme Anerkennung verdient, gehört der Verlag der „Modenwelt". Die „Musterbücher für weibliche Handarbeit", deren drittes mir vorliegt, beweisen ein Streben, welches bis heute noch kein einziges Modenblatt in so gediegener, man darf sagen, wissenschaftlicher Weise bekundet hat. In allen erfundenen Vorlagen zeigt sich ein feiner, gebildeter Geschmack, eine berechtigte Freischaffung nach alten Motiven, in allen Copien eine vortreffliche Wahl der Originale. Durch derartige Muster wird wieder die Freude an der Handarbeit belebt.

Die Bücherornamentik der Hoch- und Spätrenaissance. Aus der eigenen Sammlung herausgegeben und erläutert von A. F. Butsch. 1. Lieferung. München, G. Hirth. 1880.

Der große Erfolg, welchen der verdienstvolle Verleger mit der „Bücherornamentik der Renaissance" (1. Theil) gehabt hat, ist ein sprechender Beweis für das sich stetig steigernde Interesse an allen Resten der Kleinkunst der Vergangenheit. Noch mehr hat sich die Theilnahme dem ornamentalen Bücherschmuck zugewendet, seitdem die deutschen Verleger ihren Stolz auch in einer stilvolleren Erscheinung ihrer Verlagswerke suchen. Es läßt sich nicht leugnen, daß man auch auf diesem Gebiete nicht selten mit einer zu fieberhaften Hast vorgegangen ist, und gar viel Dutzendwaare hergestellt worden ist und noch hergestellt wird. Dem gegenüber weist die Publication aus der Officin von Hirth auf edle Muster hin, welche schon heute ihren günstigen Einfluß äußern. Die Fortsetzung des Werkes steht ganz auf der Höhe des ersten Theils; ebenso werthvoll ist der bis jetzt erschienene Text. Das Ganze wird in 4 Lieferungen vollständig sein.

Kunst und Leben. Ein neuer Almanach für das Deutsche Haus. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

In ansprechendem Gewande, geschmückt mit 12 reizenden Kunstblättern, tritt das schöne Unternehmen zum dritten Male vor die Oeffentlichkeit. Die Radirungen sind sogar noch sorgsamer gewählt und ausgeführt. Von den poetischen Beiträgen mögen besonders die Gedichte von Gottfried Keller und dem schwäbischen Dichter Ed. Paulus hervorgehoben werden. Die ersteren sind ganz von dem eigenartigen Geiste ihres Verfassers erfüllt; jeder Gedanke ein Erlebniß aus tiefster Seele; Schöpfungen einer Natur, welche heiter sein kann, weil sie tief ernst ist. Die Sonette von Paulus („Stimmen aus der Wüste") sind Zeugen einer merkwürdig selbständigen Natur und zugleich Zeichen der Zeit, mit ihrer verborgenen Sehnsucht nach einer idealeren Weltanschauung, ihrem Wissensüberdruß — ernste Menschen werden den Dichter verstehen, aber auch nur sie. Unter den prosaischen Beiträgen zeichnet sich eine culturgeschichtliche Novelle „Fürst und Kanzler" von W. H. Riehl aus. Georg Ebers bekundet sich in Reisebriefen „aus Nizza" als ein liebenswürdiger Plauderer, wieder eine neue Seite seines Talentes; und Karl Braun-Wiesbaden hat einen sehr unterhaltenden Beitrag mit den „Rheinsagen" geliefert.

o. β. **Deutsche Literaturzeitung.** I. Jahrgang, Nr. 1—6. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1880.

Die „Deutsche Literaturzeitung", welche seit dem ersten October unter Theilnahme der bedeutendsten Gelehrten aller deutschen Universitäten von Dr. Max Roediger, im Einvernehmen mit hervorragenden Kräften der Berliner Hochschule, herausgegeben wird, ist ein kritisches Centralorgan der Wissenschaft, wie es seit dem Eingehen der „Jenaer Literaturzeitung" auf vielen Seiten lebhaft gewünscht worden war. Denn das Bestehen einer einzigen Zeitschrift dieser Art, des „literarischen Centralblattes", führte bald zu mancherlei Inconvenienzen; die verschiedenen Richtungen, die sich nun einmal in so vielen Zweigen unserer Wissenschaft befehden, wollen mit Nothwendigkeit auch in der Kritik gehört sein, soll nicht die Forschung zu Gunsten einseitiger Richtungen monopolisirt werden und soll nicht insbesondere der Fernerstehende ein vielfach getrübtes Bild von dem Stande der Wissenschaft erhalten. Die „Deutsche Literaturzeitung" soll daher in kurzen, sachlich gehaltenen Berichten ihre Leser über alle wichtigen literarischen Erscheinungen auf dem Laufenden erhalten, und nicht nur dem Gelehrten, sondern auch dem allgemein Gebildeten von der Förderung der Wissenschaften und den Leistungen auf dem Gebiete der schönen Literatur Kunde geben; sie wird dies Ziel sicher erreichen, wenn sie, wie in den bisher vorliegenden Nummern, von so ausgezeichneten Gelehrten unterstützt wird, und wenn eine noch strengere Beschränkung auf das Wesentliche, nicht in dem, was berichtet wird, sondern in der Art, wie berichtet wird, sich durchführen läßt. Wir müßten eine sehr lange Liste aufstellen, wollten wir all die hervorragenden Mitarbeiter herzählen, die in der neuen Zeitschrift aufgetreten sind; um doch wenigstens ein paar von ihnen zu nennen, seien die Namen: Georg Gerlach, Oscar Schmidt, Wilhelm Scherer, Erich Schmidt nach Willkür herausgegriffen. Die „Deutsche Literaturzeitung" entspricht dem in den letzten Jahren so außerordentlich gesteigerten geistigen und wissenschaftlichen Leben der Residenz in ausgezeichneter Weise: der Erfolg solcher Bestrebungen wird, wie wir hoffen dürfen, nicht ausbleiben.

ξ. **Gastfahrten,** Reise-Erfahrungen und Studien von Wilhelm Roßmann. Leipzig, F. W. Grunow. 1880.

Das im hohen Grade fesselnde Buch vereint vier Studien: die Passion im St. Peter zu Rom; die Passion auf der Bühne zu Oberammergau; ein Besuch bei den Mönchen auf dem Berge Athos; und, eine Fahrt nach Jerusalem. Die dritte der Arbeiten ist den Lesern schon aus der „Rundschau" bekannt. Mit seltener Bescheidenheit hat der scharfsichtige und gelehrte Verfasser sich auf dem Titel als „Gast" bezeichnet, trotzdem er sich auf den doch sehr verschiedenen Gebieten „wie zu Hause" bewegt. Was die Lectüre des Buches besonders anziehend und fesselnd macht, ist die Liebe zu dem Stoff und die Vertiefung in denselben. Trotz der ungeheueren Fülle von Einzelnstudien, welche den Untersuchungen zu Grunde liegen, ist nirgendwo „todtes Material" zu entdecken; der Verfasser hat den gesammten Stoff in sich zu einer schönen Einheitlichkeit verbunden und ihn als wirklicher Neuschöpfer aus sich als Ganzes gestaltet. Die Aufsätze sind nicht nur mit Geist, sondern auch mit Herz geschrieben. Daß auf einem so ausgebreiteten Gebiete, wie es Herr Roßmann besonders im ersten Essay „Einleitendes über Symbole" betreten hat, manche Anschauung unterläuft, über die sich streiten läßt, erscheint natürlich. So möchte ich es doch nicht für unumstößlich halten, wenn der Verfasser meint, die symbolischen und künstlerischen Darstellungsmittel dienten nur zum Ausdruck „dogmatisch zugespitzter Ueberzeugungen"; denn dagegen sprechen neuerer Ansicht nach sowol Francesco Traini, wie die Fresken der Spanischen Kapelle von Sta. Maria Novella. Aber im Allgemeinen wird man den Erörterungen mit stetig wachsender Theilnahme folgen. Für jeden Gebildeten, welcher sich über den Zusammenhang der christlichen und antiken Symbolik unterrichten will, ist die Darstellung der Passion im St. Peter von hohem Werth. Ebenso belehrend ist die Abhandlung über das Oberammergauer Spiel durch die daran sich knüpfende Darstellung des Entwickelungsganges der religiösen Dramatik. Als ein besonderes Verdienst muß man dem Verfasser die außerordentliche Sorgfalt anrechnen, welche er auf die Form verwendet hat. Nirgendwo begegnet man jenen abgeglätteten feuilletonistischen Wendungen, welche über die Bedeutung der Gedanken zu täuschen suchen, nirgendwo der Sucht nach „geistreichem" Stil — alles ist in Inhalt und Form der ernsten Stoffe würdig. Das Buch verdient die weiteste Verbreitung — wir sind überzeugt, daß jeder Leser, selbst der Gelehrte, es mit Nutzen und Befriedigung aus der Hand legen wird. Die Ausstattung ist sehr hübsch.

ξ. **Aus Tirol** von Ludwig Steub. Stuttgart, Bonz & Co. 1880.

Wie alle culturgeschichtlichen Schriften Steub's bietet auch diese eine reiche Fülle von Thatsachen, welche das „Land der Glaubenseinheit" betreffen. Steht doch Steub seit Jahrzehnten im intimsten Verkehr mit Tirol, hat er doch Gelegenheit gehabt, alle Geistesströmungen seitdem zu beobachten. So gewinnen die hier vereinigten Aufsätze einen hervorragenden Werth durch die vielen Beziehungen zur Vergangenheit, durch den Reichthum kleiner Züge, welche so selten gesammelt werden und für einen späteren Geschichtsschreiber des geistigen Lebens doch durch nichts ersetzt werden können. Der Verfasser steht durchaus auf freiem Standpunkte und ist deshalb immer ein Bekämpfer jenes starrköpfigen und gefühlsarmen Katholicismus, welcher kaum in irgend einem deutschen Lande so verknöchert auftritt, wie in Tirol — ausgenommen Altbaiern. Einen beachtenswerthen Vergleich dieser beiden Hochburgen des Ultramontanismus enthält der letzte Aufsatz „Tirolisch-baierische Culturbilder". Bei Steub's Arbeiten gesellt sich zum stofflichen Interesse stets die Theilnahme am Autor — ist es ja doch diese, welche allein eine warme Theilnahme für den

behandelten Stoff erwecken kann. Wie immer werden auch hier satirische Seitenhiebe reichlich ausgetheilt, und oft mit einer großen Eleganz ausgeführt. Uebrigens kennen ja die Leser der „Rundschau“ unseren Autor: sind doch einige der hier gesammelten Studien zuerst in dieser Zeitschrift („Tirolische Culturzustände“, März, 1880) veröffentlicht worden. Einen Aufsatz hätte man gern vermißt, den siebenten, „Adolph Pichler“ betitelt. Er schließt sich an die „Epigramme zu Literatur und Kunst“ an, die von dem Innsbrucker Dichter 1879 veröffentlicht worden sind. In dieser Kritik waltet ein persönlicher Zug, der uns nicht berechtigt erscheint, weil die Distichen Pichler's in vieler Beziehung nur zu sehr Recht haben.

ξ. **Italienische Apriltage.** Erinnerungen aus einer confessionslosen Romfahrt von Martin Schleich. München und Leipzig, G. Hirth. 1880.

Wieder ein Buch über Italien! — Ja, aber doch ein eigenartiges. Es kommt nicht auf den Gegenstand, sondern auf die Augen an, welche ihn betrachten; irgend etwas bemerkt jeder, was ein andrer nicht sieht, und so kann man ihm nicht das Recht absprechen, seine Anschauungen zu veröffentlichen. Martin Schleich gehört zu jenen süddeutschen Autoren, welche das Publikum im Norden nicht kennt, trotzdem sie es redlich verdienten. Manches gesunde Volksstück, manche tüchtige wissenschaftliche Arbeit hat er geschrieben, aber seine scharf ausgeprägte süddeutsche Eigenart hat ihn leider die literarische Mainlinie selten überschreiten lassen. Den Stempel des Südens trägt auch sein Witz, welcher durchaus nicht innerer Feinheit entbehrt. Er bildet in dem vorliegenden Buche das Salz und den Pfeffer, der den Genuß erhöht; die originellen Bemerkungen, in ihrer harmlosen Form oft von eindringlicher Schärfe, sind geschickt in die Schilderung gestreut. Eine besondere Erwähnung verdient die Ausstattung — die Kopfleisten, Initialen und Schlußvignetten sind sämmtlich Reproductionen nach den besten Meistern.

ρ. **Nordlandsfahrten.** Malerische Wanderungen durch Norwegen und Schweden, Irland, Schottland, England und Wales. Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst. I. Lieferung. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn.

Das Werk, dessen erste Lieferung uns vorliegt, soll illustrirt werden durch mehrere hunderte Holzschnitte nach Original-Zeichnungen von den bewährtesten Künstlern aufgenommen an Ort und Stelle: den Text werden schreiben die Herren Prof. A. Brennecke, Francis Brömmel, Dr. Hans Hoffmann, R. Oberländer, Joh. Proelß, Dr. Adolf Rosenberg und H. von Wobeser. Die „Nordlandsfahrten“ beginnen mit Norwegen, und der Inhalt des ersten Heftes führt uns von Christiania nach Stavanger und Bergen, dem alten Sitz der Hansa, nach Gudvangen und den sagenberühmten Gegenden des Sognefjords, der Heimath Frithjof's und Ingeborg's; dann an dem ausgedehntesten Gletschergebiet des europäischen Continents, dem Jostedalsbrä vorüber, nach dem lieblichen Dalsfjord, und weiter.

Ihr sonn'gen Firne,
Am blauen Fjord!
Der Erde Stirne,
Du hoher Nord!

Wer würde sich nicht immer umrauscht fühlen von dem Gesange Tegnér's, wenn er diesen Boden betritt? — Die Schilderung liest sich sehr gut, und in ansprechender Weise schmiegen sich ihr die stimmungsvollen Holzschnitte an, die bald das Innere einer Stadt, ein malerisches Dorf, eine Kirche, bald eine Landschaft, das Gebirge, die See darstellen. Das Ganze macht, soweit bis jetzt ein Urtheil gestattet ist, einen soliden Eindruck.

ξ. **Farbenspiele.** Aesthetische und culturgeschichtliche Betrachtungen von Johannes Blachwitz. Leipzig, B. Schlicke (Balthasar Elischer).

Es ist ein kleines, aber sehr sinniges und inhaltreiches Buch, das wir den Lesern empfehlen. Alles was die Farbe betrifft, ihre Anwendung in Leben und Kunst, ihre Symbolik in Bezug auf das innere Leben und das Walten der Natur, findet sich hier vereint. Es ist das ein Ergebniß eines wol vieljährigen Sammelfleißes. Die Darstellung muthet durch ihre Schlichtheit und durch die überall fühlbare Wärme des Autors an.

ρ. **Deutsche Inschriften an Haus und Geräth.** Zur epigrammatischen Volkspoesie. Dritte sehr vermehrte Auflage. Berlin, Wilhelm Hertz. 1880.

Diese treffliche kleine Sammlung ist von den Freunden der Volkspoesie, denjenigen, welche sich auf die Feinheiten des Volksgeistes verstehen und sich aus dem ewig frischen Borne des Volkshumors zu erquicken lieben, lange schon nach Verdienst geschätzt worden. Daß sie nun aber auch anfängt, in die weiteren Kreise des Publicums zu dringen, beweist die vorliegende dritte Auflage, welche gegen die beiden früheren nicht nur beträchtlich vermehrt worden ist, sondern auch in ihrer Ausstattung gewonnen hat: man wird kaum ein sinnigeres und hübscheres Geschenk wählen können. Unsere jungen Damen, welche sich jetzt in so löblichem Eifer mit der sogenannten altdeutschen Stickerei beschäftigen, finden eine Fülle der auserlesensten und kernhaftesten Sprüche für jede Gelegenheit in diesem Büchlein. Andere, welche Teller, Gläser, Krüge kunstfertig zu bemalen wissen, mögen es zu Rathe ziehen, ebenso wie Diejenigen, welche die Hallen und Wände des Hauses mit den herzlichen Begrüßungsformeln, oder die Sinne des Speisezimmers mit den weisen und fröhlichen Inschriften unserer Altvordern schmücken wollen. Es regt sich in unserer von den Mächten der Prosa beherrschten Zeit eine leise Reaction, ein Zug und Verlangen, die Stätte des innern und intimen Lebens, das Haus, und Alles was zum Hause gehört, künstlerisch und poetisch zu gestalten. Dieser Tendenz kommt unsere Sammlung entgegen; und nachdem sie Vielen um ihrer selbst willen Freude gewährt hat, mag sie auch nach dieser Seite hin Nutzen stiften.

Wir schließen dieser Anzeige gleich folgendes neuere Werkchen an, welches obigem zur erwünschten Ergänzung dient:

Wahl- und Wappensprüche. Ein Beitrag zur Spruchpoesie. Berlin, Wilhelm Hertz. 1880.

Das Verhältniß ist ungefähr dasselbe, wie zwischen Volkspoesie und Kunstdichtung: in den Wahl- und Wappensprüchen erhalten wir, was dem Einzelnen angehört, die Weisheit eines Lebens in wenige Worte gefaßt, und oft durch Jahrhunderte von nachfolgenden Generationen als Motto bewahrt in adligen Wappenschildern, in den Siegeln Gelehrter, gelehrter Gesellschaften und Zünfte, Medaillen, Buchhändler- und Buchdruckerzeichen. Das Motto begleitet regelmäßig Wappen oder Sinnbild, und macht erst mit diesem ein Ganzes aus. Allein in den meisten Fällen spricht das Motto für sich selber und eine Sammlung solcher Sinnsprüche, wie sie hier vorliegt, gibt auch ohne das dazu gehörige Emblem eine gute Vorstellung und reichliche Proben dieser Art von Poesie. Wir wissen nicht, ob das Goethe zugeschriebene Wort (in der Einleitung, V): „das eigentliche Studium der Menschheit ist und bleibt — doch der einzelne Mensch" genau citirt ist. Wenn das ein Goethe'sches Wort ist, so hat es ein Anderer vor ihm gesagt: „The proper study of Mankind is Man" (Pope, Essay on Man, II, 2.). Uebrigens wäre dies nur eine Bestätigung für ein anderes Wort Goethe's aus „Wilhelm Meister", daß „wir den besten Gedanken schon ausgedrückt finden"; oder, um das Zeugniß eines Alten anzurufen: „Nullum est dictum, quod non dictum sit prius". (Terent., Eunuch. Prol. 41.)

γ. **Geschichte der Neuzeit Oesterreichs** vom achtzehnten Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Von Dr. Franz Krones, o. ö. Professor der österreichischen Geschichte an der Universität zu Graz. Berlin, Theodor Hofmann. 1880.

Ein ungeheures Material ist hier auf verhältnißmäßig knappem Raum zusammengedrängt. Die Darstellung beginnt mit der spanischen Erbfolgefrage und schließt mit einem allerdings flüchtigen Streifblicke auf die letzten Stadien der Orientfrage. Das sind, wie man wol sagen darf, mehr als anderthalb Jahrhunderte europäischer Geschichte, denn die Geschichte Oesterreichs in der Neuzeit ist die Geschichte Europa's. Der Verfasser war zu seiner Aufgabe berufen nicht so sehr, weil er an einer österreichischen Hochschule Geschichte lehrt, als vielmehr, weil er schon früher eine umfängliche und brauchbare Gesammtgeschichte Oesterreichs geliefert hat. Und er wird im Ganzen seiner Absicht gerecht; er erzählt klar und gruppirt übersichtlich, legt die Fäden der Dinge sorgsam auseinander. Daß er mit einiger Ostentation seine Abweichung von dem Standpunkte der deutschen Verfassungspartei proclamirt und dieselbe durch das Dictum: „Oesterreich ist eben Oesterreich" zu motiviren sucht, finden wir einigermaßen unhistorisch, zumal er gleichzeitig den „in und aus Deutsch-Oesterreich historisch entwickelten Staatsgedanken" als das Fundament des Habsburgischen Hauses erklärt. Man weiß dabei nicht recht, ob es das famose „wahre Oesterreicherthum" ist, dem er zugeschworen hat. Er ist ein starrer Centralist und beklagt den Dualismus. Dies hat er mit den Besten der deutschen Verfassungspartei gemein, die aber ebensowenig wie vermuthlich er selbst sich darüber klar sind, was denn vorläufig an die Stelle des Dualismus gesetzt werden soll. In der äußeren Politik sympathisirt er mit dem österreichisch-deutschen Bunde. Es schien uns angebracht, nicht sowol den sachlichen Inhalt der Geschichtserzählung als die Folgerungen des Verfassers, soweit sie die unmittelbare Gegenwart betreffen, zu mustern. Der Nationalitätenhader ist wieder wach in Oesterreich und er droht Alles in Frage zu stellen, was seit zwanzig Jahren zur inneren Consolidirung des Kaiserstaates gethan und erreicht wurde.

βρ. **Die Vorurtheile der Menschheit** von Lazar B. Hellenbach. Erster Band. Wien, L. Rosner. 1879.

Dieser erste Band ist in drei Bücher getheilt; das erste Buch behandelt in 8 Capiteln die volkswirthschaftlichen, das zweite in 2 die politischen, das dritte in 5 die gesellschaftlichen Vorurtheile. Im ersten Buch ist also die Rede vom socialen Problem, von den Ansichten bedeutender National-Oekonomen über die Heilung unserer socialen Gebrechen, von Hunger und Elend, von Staatshilfe, von der Uebervölkerung. Das zweite Buch beschäftigt sich mit Krieg und unserem Parlamentarismus; das dritte mit Factoren und Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens. Daraus ist das vierte Capitel über Liebe, Koketterie und Ehe hervorzuheben. Den Schluß bildet eine kurze Betrachtung über den Selbstmord.

Im ersten Buch scheint uns der Verfasser am glücklichsten, am wenigsten glücklich im zweiten. Ueber Volkswirthschaft bedürfen alle Staatsbürger dringend der Aufklärung. Hier liegt uns eine Betrachtung vor, in welcher Thatsachen angeführt und verstandesmäßig bearbeitet werden: ein Lob, welches im Allgemeinen nur wenigen Büchern zukommen dürfte. So gefährlich neu oder wunderlich sind des Verfassers Ansichten nicht, daß er wirklich (S. 2) „mit jedem seiner Leser in irgend einem Capitel in heftige Opposition" gerathen müßte. Verfasser gehört keinem national-ökonomischen System ausschließlich an. Er setzt große Hoffnungen auf die Schöpfung eines Gemein-Vermögens, welches rein humanitären Zwecken dienen soll. Seine Formel lautet (101): Einsetzung der Gesammtheit in (mehr oder weniger beschränkte) Kindesrechte für den Todesfall kinderloser Eigenthümer unter fideicommiß-ähnlicher Beschränkung auf das bloße Nutzungsrecht. Diese kinderlosen Erblasser sollen einen gewissen Theil des Vermögens nach den Gesetzen zu rein humanitären Zwecken der Gesammtheit überlassen. Verfasser meint, daß es dringend unsere Aufgabe sei, auf ein steigend angenehmeres Dasein für eine steigend immer zahlreichere Menge hinzuarbeiten. Trotz mancher Unrichtigkeiten, mancher Widerspruch erregenden Ansicht sei das Buch empfohlen, weil es zur kritischen Betrachtung unsrer Verhältnisse anleitet. Die Sprache enthält (für uns) manchen Provinzialismus; höchst widerwärtig sind die vielen

Inversionen „und ist es sicher" „und glauben wir" statt „und es ist sicher, und wir glauben" Diese widerwärtige Manier sollte doch der Handelscorrespondenz und Zeitungen dieses Niveaus allein gehören.

ξ. **Der Bernsteinsucher.** Roman in zwei Bänden von H. Rosenthal-Bonin. Leipzig, Bernh. Schlicke. 1880.

Der Verfasser dieses Romans hat sich bereits als Novellendichter vortheilhaft bemerkbar gemacht. Seine Novellen bekundeten, daß ihr Urheber das Leben von den verschiedensten Seiten kennen gelernt habe, daß er eine tief und wahr empfindende Natur sei, welche zugleich als Dichter sich über das Durchschnittsmaß bedeutend erhebe. Besonders zwei seiner Arbeiten „der Heirathsdamm" und „der Fächermaler von Nankasaky" beweisen eine selbständige Begabung, ein leidenschaftliches Gefühl und eine Formbeherrschung, welche den Verfasser unter den während des letzten Lustrums an die Oeffentlichkeit getretenen Autoren eine ausgezeichnete Stelle anweisen. Bei den in Deutschland geltenden Verhältnissen dauert es meistens sehr lange, ehe Dichter, welche künstlerische Ziele verfolgen, die Gleichgültigkeit des Publicums überwinden. Hoffentlich gelingt es Herrn Rosenthal-Bonin nach Verdienst. Der oben genannte Roman schließt sich, besonders im ersten Bande, den besten seiner Novellen an. Die ersten, an der Ostsee spielenden Kapitel sind — der Berichterstatter übertreibt nicht — meisterhaft geschrieben, der Charakter des Helden und seine Umgebung mit einer seltenen Schärfe und Klarheit gezeichnet. Im weiteren Verlaufe beeinträchtigt die sensationelle Entwickelung des Stoffes die künstlerische Haltung, aber immerhin bleibt der Roman eine Leistung, welche allgemeiner Theilnahme werth ist, schon deshalb, weil der Verfasser mehr als viele andere seiner Zeitgenossen in bescheidenem ernstem Streben an der Ausbildung seines Talentes gearbeitet hat.

τφ. **Unterm Schnee erblüht.** Erzählung von Clementine Helm. Stuttgart, Richter & Kappler. 1880.

Eine hübsche Geschichte von zwei trotzigen Herzen. In stiller Liebe hatten sie sich längst gefunden, wer aber spricht das erste Wort? Dieses Leid mußte erst über die Stolzen hereinbrechen, bevor ihre Nacken sich beugten. — Clementine Helm versteht frisch, lebendig und eindringlich zu erzählen, sie trifft gut den Ton der Dorfgeschichte, und es liegt eine Innigkeit in der Darstellung, die eine poetische Wirkung erzielt. Verfolgte nur die Dichterin nicht so deutlich eine moralisirende Tendenz — wir meinen immer, daß für gebildete Leser weder ein Druckfehlerverzeichniß noch die „Moral" von der Geschichte nothwendig ist, und eine Kinderschrift soll „Unterm Schnee erblüht" doch wol nicht sein!

ξ. **Aus der Heimath.** Zwei Erzählungen von Marie Walden. I. Die beiden Eselegen. II Zwei Jahre im Dorfe. Bern, B. F. Haller. 1880.

Eine Frau als Dialektdichterin, das ist an sich schon eine bemerkenswerthe Erscheinung, um so mehr, wenn eine so unläugbare Begabung sich offenbart wie hier. Eine Stelle des Vorworts sagt im „Berner Dütsch": „Champagner schenke - n - i - a - ch zwar nit y, myni liebe Leser, das erwartet nit, aber es (ein) reells eiges Tröpfli, zum Theil zwar Schatzspitze g'wachse, doch vo währschafte vaterländische Rebe und nit vom hüürige Jahrgang." Wahrlich es ist ein „Eigenbauerwein", ungeschwefelt, ungefärbt, gesund und echt; es liegt in den beiden Erzählungen etwas von Gotthelf's Humor und Gemüth. Nur die Gespräche sind in der Mundart geschrieben, das andere hochdeutsch — zu bedauern ist's, daß die Autorin nicht wenigstens bei besonders eigenartigen Dialektworten in Fußnoten die Uebersetzung beigefügt hat. Gewinnt das Buch an Reiz durch die unverfälschte Mundart, welche dem „Salon" kein Zugeständniß macht, für den Kenner, so verliert es dem großen deutschen Leserkreis gegenüber — und das ist bei diesen anspruchslosen und frischen Erzählungen zu beklagen, denn sie verdienen überall eine herzliche Aufnahme.

τφ. **Vier Mädchenleben oder Deutsch und Amerikanisch.** Erzählung für Deutschlands Töchter von Emma Laddey. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1879.

Es ist eine gute Idee, die dieses Mal die beliebte Schriftstellerin durchführt. Drei Freundinnen, verschiedenen Ständen angehörig, gelobten sich Treue für „Zeit und Ewigkeit" — wir begleiten bald die eine, bald die andere auf ihrem Wege durch das Leben und werden über das Ergehen Aller durch den ununterbrochenen Briefwechsel der Freundinnen untereinander in Kenntniß gehalten. Es sind ernste und wahre Lebensbilder, die uns auf diese Weise vor das Auge gestellt werden; ein ganzes Stück Frauenschicksal spiegelt sich darin ab, und nicht nur Deutschlands Töchter, auch Deutschlands Söhne werden sich bei dieser und jener Gelegenheit getroffen fühlen. — Zu den drei deutschen Mädchen hat sich ein viertes, eine Amerikanerin gesellt, und die Verfasserin will uns nun die Unterschiede zwischen deutsch und amerikanisch auch von dieser Seite kennen lehren. Da hat wol aber doch ihr Patriotismus sie etwas subjectiv urtheilen lassen; die Apotheose der deutschen Mädchen und Frauen auf Kosten der amerikanischen ist in diesem Umfange mehr dichterisch, als wahr.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 16. November zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Almanach in losen Blättern mit ca. 2500 histor.-biogr. Notizen (jeden Tag ein Blatt zum Abreißen) für 1881. Neunzehnter Jahrgang. Dresden, Conr. Weiske.

Andersen. — H. Ch. Andersen's ausgewählte Werke. Neu revidirt auf Grund der vom Verfasser selbst besorgten deutschen Ausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von Leopold Katscher. 8 Bände. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1880.

Andersen. — Dreißig auserlesene Märchen für den Familienkreis. Von H. Ch. Andersen. In neuer Uebersetzung von Edmund Lobedanz. Mit 50 Text-Illustrationen u. 2 Tonbildern nach Zeichnungen von Erdmann Wagner. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Asbjörnsen. — Auswahl Norwegischer Volksmärchen und Waldgeister-Sagen. Von P. Chr. Asbjörnsen. Aus dem Norwegischen übersetzt von H. Denhardt. Mit 106 Illustrationen von H. Gude, A. Tidemann ꝛc. Leipzig, Ad. Refelshöfer. 1881.

Aeschylos. — Die Perser. Tragödie des Aeschylos. Verdeutscht und ergänzt von Hermann Köchly. Herausgegeben von Karl Bartsch. Heidelberg, Carl Winter's Univ.-Buchhdlg. 1880.

Auerbach. — Deutsche illustrirte Volksbücher von Berthold Auerbach. Mit ca. 400 Bildern nach Originalzeichnungen von K. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, A. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, L. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. A. Lfg. 2. Karlsruhe, A. Bielefeld's Hofbuchhdlg.

Avenarius. — Wandern und Werden. Gedichte von Ferdinand Avenarius. Zürich, Meyer & Zeller. 1880.

Baltzer. — Trutznachtigall. Lieder aus der Heimath von Friedrich Baltzer. Chemnitz, Rob. Friese's Buch- u. Kunsthdlg. 1881.

Baumbach. — Frau Holde. Gedicht von Rudolf Baumbach. Leipzig, A. G. Liebeskind. 1880.

Berge. — Heinrich IV. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Elisabeth von Berge. Breslau, Ad. Kiepert. 1880.

Berichte, Literarische aus Ungarn. Herausgegeben von Paul Hunfalvy. IV. Band. 3. Heft. Budapest, C. Knoll. 1880.

Bermann. — Maria Theresia und Kaiser Josef II. in ihrem Leben und Wirken. Mit besonderer Berücksichtigung der interessantesten Zeitereignisse geschildert von Moriz Bermann. Lfg. 11—20. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Besse. — Geschichte der Deutschen bis zur höchsten Machtentfaltung des römisch-deutschen Kaiserthums unter Heinrich III. Von Oberlehrer Dr. P. Besse. 5. Lfg. Leipzig, J. H. Webel. 1880.

Bibliothek ausführlicher Lehr- und Lesebücher der modernen Sprachen und Literaturen nach Robertson's Methode. Unter Mitwirkung nationaler Gelehrten herausgegeben von Director Dr. phil. F. Booch-Arkossy. II. Band: Französisches Lehr- und Lesebuch in 2 Cursen nebst Supplement. I. Cursus. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Bischof. — Katechismus der Finanzwissenschaft. Von Alois Bischof. 3. verb. u. verm. Aufl. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Bluntschli. — Deutsche Staatslehre und die heutige Staatenwelt. Ein Grundriß mit vorzüglicher Rücksicht auf die Verfassung von Deutschland und Oesterreich-Ungarn von Dr. J. C. Bluntschli. Zweite umgearbeitete Auflage der „Deutschen Staatslehre" für Gebildete. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhdlg. 1880.

Bluntschli. — Gespräche über Gott und Natur und über Unsterblichkeit. Von Dr. J. C. Bluntschli. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhdlg. 1880.

Bode. — Bilder nach Shakespeare's Wintermärchen von Leop. Bode. Frankfurt a. M., Heinr. Keller.

Bodenstedt. — Die Lieder und Sprüche des Omar Chajjâm. Verdeutscht von Friedrich Bodenstedt. Breslau, Schletter'sche Buchhdlg. 1881.

Chemins de Fer. — Royaume de Belgique. Ministere des travaux publics. Chemins de Fer. Postes. — Télégraphes. — Marine. Compte rendu des operations pendant l'année 1879. Rapport présenté aux chambres législatives par M. le Ministre des travaux publics. Bruxelles. 1880.

Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 1910. Pipistrello by Ouida. — Vol. 1911. Sister Dora by Margaret Lonsdale. — Vol. 1926. 27. Lord Brackenbury by Amelia B. Edwards. Vol. 1930. Seven Stories by Lady G. Fullerton. — Vol. 1931—33. A. History of our own times by Justin McCarthy. In five volumes. Vol. 3. 4. 5. Vol. 1935. The Mudfog Papers, etc. — by Charles Dickens. Leipzig, B. Tauchnitz. 1880.

Daudet, Alphonse. — Der Nabob. 2 Bde. Autorisirte Uebersetzung mit dem Portrait Alphonse Daudet's. Dresden, Heinr. Minden. 1881.

Dichtungen des Auslandes. Band VII. Ausgewählte Gedichte von Björnstjerne Björnson, Carl XV., C. Hauck, Th. Kjerulf, A. Munch, Oscar II., Paludan Müller (Adam Homo), Runeberg, Welhaven, Chr. Winther und anderen neueren nordischen Dichtern. Deutsch von Edmund Lobedanz. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1881.

Diepolder. — Der Tempelbau der vorchristlichen und christlichen Zeit oder die bildenden Künste im Dienste der Religion bei den Heiden, Juden, Mohammedanern und Christen. Von Dr. Joh. Nep. Diepolder. Mit 200 Text-Illustrationen und einem bunten Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Diercks. — Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit. In gemeinverständlicher Darstellung. Von Gustav Diercks. I. Band. Das Alterthum. Berlin, Th. Hofmann. 1881.

Donau-Album, Illustrirtes. Malerische Reise von Regensburg bis Sulina. Mit 25 grossen Illustrationen, zahlreichen Abbildungen und erklärendem Text in 4 Sprachen: Deutsch — Französisch — Englisch — Ungarisch. Wien, A. Hartleben's Verlag.

Doornkaat-Koolman. — Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Von J. ten Doornkaat-Koolman. Heft 11. Norden, H. Braams. 1880.

Dulk. — Stimme der Menschheit. Ein Lehrbuch für kirchenfreien Religionsunterricht in Gemeinde, Schule und Haus. Von Dr. Albert Dulk. II. Theil. Positive Glaubenslehre. Leipzig, J. G. Findel. 1880.

Duncker. — Friedrich Rückert als Professor am Gymnasium zu Hanau und sein Director Johannes Schulze. Ein Beitrag zur Rückert-Biographie von Oberlehrer Dr. Albert Duncker. 2. vollst. umgearb. Aufl. Wiesbaden, Jul. Niedner. 1880.

Encyklopaedie der Naturwissenschaften. — Herausgegeben von Prof. Dr. G. Jäger, Prof. Dr. A. Kenngott, Prof. Dr. Ladenburg, Prof. Dr. von Oppolzer, Prof. Dr. Schenk, Geh. Rath Prof. Dr. Schlömilch, Prof. Dr. G. C. von Wittstein, Prof. Dr. von Zech. 1. Abthlg., 14. Lfg. Enthält: Handbuch der Botanik. 5. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1880.

Erholungsstunden. Neue deutsche Romanzeitung. 1880. Heft 26. 1881. No. 1—4. Breslau, S. Schottlaender.

Fahne. — Der Kölner Dom. Seine Beschreibung und geschichtliche Entwickelung auf Grund authentischer Quellen. Gedenkschrift zur Feier der Vollendung desselben am 15. October 1880 von A. Fahne. Düsseldorf, Schaub'sche Buchhdlg. 1880.

Falckenberg. — Aufgabe und Wesen der Erkenntniss bei Nicolaus von Kues. Dissertation von Dr. Richard Falckenberg. Breslau, W. Koebner. 1880.

Falke. — Costümgeschichte der Culturvölker von Jakob von Falke. Lfg. 4. Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Falke. — Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums von Jakob von Falke. Mit Bildern der ersten deutschen Künstler. Heft 33—35 (Schluß). Stuttgart, W. Spemann. 1880.

Falke. — Ein Beitrag zur praktischen Lösung der Arbeiter-Versicherungs-Frage von H. Kleeberg. Berlin. 1880.

Familien-Spielbuch, Illustrirtes. Herausgegeben von Dr. J. D. Georgens u. J. M. v. Gayette-Georgens. Ein unterhaltendes Buch für alle Kreise. Vollständig in 16—17 Heften. Mit einem aquarellirten Titelbilde und zahlreichen Text-Abbildungen sowie 8 großen Einführungsbildern, Tabellen, musikalischen und anderen Beigaben. Heft 1. Leipzig, O. Spamer.

Fastenrath. — Stimmen der Weihnacht. Lieder nach dem Spanischen des D. Ventura Ruiz Aguilera von Dr. Johann Fastenrath. Leipzig, W. Friedrich. 1880.

Faulmann. — Illustrirte Culturgeschichte. Für Leser aller Stände. Von Karl Faulmann. Mit 14 Tafeln in Farbendruck, mehreren Facsimile-Beilagen und ca. 300 in den Text gedruckten Illustrationen. Lfg. 2—5. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Fitger. — Fahrendes Volk. Gedichte von A. Fitger. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg.

Fitger. — Winternächte. Gedichte von A. Fitger. Berlin, R. Oppenheim. 1881.

Fontane. — Grete Minde. Nach einer altmärkischen Chronik von Theodor Fontane. Berlin, Wilh. Hertz. 1880.

Friedmann. — Die Vestalin. Ein epischer Sang aus römischer Zeit von Alfred Friedmann. Leipzig, O. Lenz.

Friedemann. — Ersetzter Verlust. Novelle von Alfred Friedemann. Hamburg, J. F. Richter. 1881.

Fürst. — Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande. Von Dr. med. L. Fürst. 2. wesentlich umgearb. Aufl. Mit 62 in den Text gedruckten Abbildungen. Leipzig, J. J. Weber.

Geschichte, Allgemeine, in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, Joh. Tümichen ꝛc. herausgegeben von Wilhelm Oncken. 23. Abthlg. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1880.

Geschichte, Die, und Entwickelung des electrischen Fernsprechwesens. 2. verm. u. ergänzte Aufl. Mit 24 in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin, Jul. Springer. 1880.

Geschichtskalendarium. — Tagebuch der Geschichte und Biographie. Supplement zu Meyer's Conversations-Lexikon. Heft 2. Berlin, Aug. Beim. 1881.

Gewerbehalle. Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolf Schill, Architekt in Stuttgart. 18. Jahrg. Heft 11. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Glogau. — Novellen von B. Glogau. Berlin, W. Hertz. 1880.

Glümer, Claire von. — Töuninghausen. Roman in 2 Bänden. Dresden, Heinr. Minden. 1881.

Gnevkow. — Aus dem Geleise. Roman von A. Gnevkow. Berlin, Albert Goldschmidt.

Goldschmidt. — Das Leben des Staatsrath Kunth. Von Friedrich und Paul Goldschmidt. Mit dem Bildniß Kunth's. Berlin, Jul. Springer. 1881.

Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Erklärt von Oswald Marbach. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1880.

Gottschall. — Dramatische Werke von Rudolf Gottschall. 11. Bändchen. Auf rother Erde. Drama in fünf Aufzügen. — 12. Bändchen. Der Vermittler. Lustspiel in vier Aufzügen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1880.

Groller. — Junges Blut. Geschichten von Balduin Groller. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag. 1880.

Hann, Hochstetter u. Pokorny. — Allgemeine Erdkunde. Ein Leitfaden der astronomischen und physischen Geographie, Geologie und Biologie. Bearbeitet von Dr. J. Hann, Dr. F. v. Hochstetter und Dr. A. Pokorny. Mit 235 Holzstichen im Text, 15 Tafeln und einer geologischen Uebersichtskarte von Mittel-Europa in Farbendruck. Dritte neu bearbeitete Auflage. Prag, F. Tempsky. 1881.

Harms. — Die Philosophie in ihrer Geschichte. Von Professor Dr. Friedrich Harms. II. Theil. Geschichte der Logik. Berlin, Theod. Hofmann. 1881.

Hellenbach. — Die Vorurtheile der Menschheit von Lazar B. Hellenbach. III. Band. Wien, L. Rosner. 1880.

Henle. — Anthropologische Vorträge von J. Henle. 2. Heft. Mit in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn. 1880.

Heyse. — Frau von F. und römische Novellen von Paul Heyse. Berlin, Wilh. Hertz. 1881.

Hillern. — Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. 4. Aufl. Volks-Ausgabe. Berlin, Gebrüder Paetel. 1881.

Hoffmann. — Die Entwickelung des deutschen Reichs-Telegraphenwesens seit dem Jahre 1875. Eine Skizze von E. Hoffmann. Berlin, F. A. Herbig. 1880.

Hopfen. — Kleine Leute. Drei Novellen von Hans Hopfen. Berlin, F. Schneider & Co., Königl. Hofbuchhdlg. 1880.

Japp. — German Life and Literature. In a Series of Biographical Studies. By Alexander Hay Japp. London, Marschall Japp & Comp.

Ibsen. — Peer Gynt. Ein dramatisches Gedicht von Henrik Ibsen. Uebersetzt von L. Passarge. Leipzig, Bernhard Schlicke. 1881.

Im Lande der Hankees. — Heiteres Allerlei von einem verschämten Anfänger. Der Oeffentlichkeit preisgegeben von Fritz von Wohlfahrt. Berlin, A. B. Auerbach. 1881.

Jordan. — Festspiel zur Eröffnung des neuen Theaters in Frankfurt a. M. Von Wilhelm Jordan. Frankfurt a. M., W. Jordan's Selbstverlag. 1880.

Kaden. — Italienische Gyps-Figuren. Von Waldemar Kaden. Oldenburg, Schultze'sche Hofbuchhdlg. 1881.

Kalbeck. — Zur Dämmerstunde. Gedichte von Max Kalbeck. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1881.

Kalthoff. — Das Leben Jesu. Reden von Prediger Dr. Kalthoff. Berlin, H. Würzburg. 1880.

Kalthoff. — Die neueste Maßregel zur Bekämpfung des Jahrmarkts. Vortrag von Prediger Dr. Kalthoff. Berlin, H. Würzburg. 1880.

Kastropp. — Kain von Gustav Kastropp. Mit einem Titelbilde von Carl Gehrts, in Holz ausgeführt von A. Closs. Stuttgart, Ad. Bonz & Comp. 1880.

Keller. — Der grüne Heinrich. Roman von Gottfried Keller. Neue Ausgabe. 4. Band. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlg. 1880.

Kirchner. — Ethik. Katechismus der Sittenlehre. Von Friedrich Kirchner. Leipzig, J. J. Weber. 1881.

Klein & Thomé. — Die Erde und ihr organisches Leben. Ein geographisches Hausbuch von Dr. Klein und Dr. Thomé. Seitenstück zu v. Hellwald's Erde und ihre Völker. Lfg. 24—27. Stuttgart, W. Spemann.

Kolisch. — Marie Antoinette. Mirabeau. Robespierre. Von Sigmund Kolisch. Wien, L. Rosner. 1880.

Kolkmann. — Weg mit dem preußischen Schulzwange! Von Dr. J. Kolkmann. Verbau N. Schrieber.

Körber. — Leonhard Thammet, der brave Bürger oder jeder ist seines Glückes Schmied. Eine Volksschrift von Philipp Körber. Neu bearb. von C. Michael. Mit Kopfleisten, Initialen u. 2 Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Körber. — Fort, der Safranhändler oder Beharrlichkeit führt zum Ziel. Eine Volksschrift von Philipp Körber. Neu bearbeitet von C. Michael. Mit Kopfleisten, Initialen u. 2 Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Koseritz' Deutscher Volkskalender für die Provinz Rio Grande do Sul auf das Jahr 1881. 8. Jahrg. Porto Alegre, Gundlach & Comp.

Kraszewski. — Ausgewählte Werke von J. J. Kraszewski. Bd. 1—3. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1880.

Kretschmer. — Die Trachten der Völker vom Beginn der Geschichte bis zum neunzehnten Jahrhundert von Albert Kretschmer und Dr. Carl Rohrbach in Gotha. 2. Aufl. 6. Lfg. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.

Kretzer. — Die beiden Genossen. Roman von Max Kretzer. Berlin, R. Kohn. 1880.

Kunst und Leben. — Ein neuer Almanach für das Deutsche Haus. Stuttgart, W. Spemann.

La Mara. — Musikalische Studienköpfe von La Mara. 4. Band: Classiker. Lfg. 1—3. Leipzig, G. Knapp.

Lasker. — Wege und Ziele der Culturentwickelung. Essays von Eduard Lasker. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1881.

Lauth. — Aus Aegyptens Vorzeit. Eine übersichtliche Darstellung der ägyptischen Geschichte und Cultur von den ersten Anfängen bis auf Augustus. Von Professor Dr. F. J. Lauth. Heft 3—5. Berlin, Th. Hofmann. 1881.

Leander. — Träumereien an französischen Kaminen. Märchen von Richard Leander. 12. Aufl. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1880.

Lecky. — Geschichte Englands im achtzehnten Jahrhundert von William Edward Hartpole Lecky. Mit Genehmigung des Verfassers nach der zweiten verbesserten Auflage des englischen Originals übersetzt von Ferdinand Löwe. II. Band. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1880.

Lecky. — Entstehungsgeschichte und Charakteristik des Methodismus. Von W. E. H. Lecky. Aus dem Englischen von Ferdinand Löwe. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1880.

Leixner. — Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung. Herausgegeben von Otto v. Leixner. Mit 300 Illustrationen, zahlreichen Tonbildern, Bildnissen und Porträtgruppentafeln. Lfg. 22—28. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Leixner. — Unser Jahrhundert. Ein Gesammtbild der wichtigsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Geschichte, Kunst, Wissenschaft und Industrie der Neuzeit. Von Otto von Leixner. Mit zahlreichen Illustrationen. Lfg. 9. 10. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Lessing. — Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke. Von Th. Wänzel und C. G. Guhrauer. Zweite berichtigte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von W. von Maltzahn und R. Boxberger. Lfg. 9—12. Berlin, Th. Hofmann. 1880.

Lichtstrahlen aus Fr. v. Hellwald's Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung. Augsburg, Lampart & Comp. 1881.

Lindau. — Die kleine Welt. Drei Novellen von Rudolf Lindau. Inhalt: Die kleine Welt. — Ein verfehltes Leben. — Der Seher. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Lippert. — Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion. Eine ethnologische Studie von Julius Lippert. Berlin, Th. Hofmann. 1881.

Löhn-Siegel. — Wie ich Schauspielerin wurde. Aus den Anfängen meiner Theaterlaufbahn von Anna Löhn-Siegel. Berlin, L. Gerschel. 1880.

Lorm. — Außerhalb der Gesellschaft. Roman in 2 Büchern von Hieronymus Lorm. Dresden, Heinrich Minden. 1881.

Lotheissen. — Molière. Sein Leben und seine Werke von Ferdinand Lotheissen. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt, Rütten & Loening. 1880.

Maurer. — Marksteine in der Geschichte der Völker 1492—1880. Gymnasial- und öffentliche Vorträge von Ch. F. Maurer. Leipzig, Ed. Kummer. 1881.

Moser's Notiz-Kalender als Schreibunterlage für das Jahr 1881. Berlin, Berliner Lithogr. Institut (Jul. Moser.)

Musik-Welt. — Musikalische Wochenschrift für die Familie und den Musiker. Herausgegeben von Max Goldstein. I. Jahrg. Nr. 1. Berlin, Verlag der Musik-Welt. 1880.

Muster-Ornamente aus allen Stilen in historischer Anordnung. Nach Originalaufnahmen von Jos. Durm, Fr. Fischbach, A. Gnauth, E. Herdtle, G. Kachel, A. Ortwein, R. Reinhardt, A. Schill, Val. Teirich u. A. Lfg. 17. 18. Stuttgart, J. Engelhorn. 1880.

Naumann. — Illustrirte Musikgeschichte. Die Entwickelung der Tonkunst aus frühesten Anfängen bis auf die Gegenwart vom K. Professor und Hofkirchenmusikdirektor Emil Naumann. Heft 6. Stuttgart, W. Spemann. 1881.

Nordau. — Paris unter der dritten Republik. Neue Bilder aus dem wahren Milliardenlande von Max Nordau. Leipzig, B. Schlicke. 1881.

Oberleitner. — Behram. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Karl Oberleitner. Wien, Alfr. Hölder, k. k. Hof- und Univ.-Buchhdlg. 1881.

Oppel. — Das alte Wunderland der Pyramiden. Geographische, geschichtliche und culturhistorische Bilder aus der Vorzeit, der Periode der Blüte sowie des Verfalls des alten Aegyptens. Von Dr. Karl Oppel. 4. umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 200 Text-Abbildungen und Karten, einem Hieroglyphen-Alphabete sowie 4 Buntbildern. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Oetken. — Ueber die Schulen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Friedrich Oetken. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1881.

Oetken, Reise eines deutschen Landwirths durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Von Friedrich Oetken. 2. Aufl. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhdlg. 1881.

Oetker. — Aus dem norddeutschen Bauernleben. Schildereien von Friedrich Oetker. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Otto. — Das Geisterschiff oder die Sage vom „Fliegenden Holländer" nach deutscher, skandinavischer und orientalischer Auffassung. In 3 Erzählungen von Franz Otto. Mit 16 Text-Abbildungen und einem bunten Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Pantenius. — Im Gottesländchen. Erzählungen aus dem Kurländischen Leben von Theodor Hermann Pantenius. Bd. II. Um ein Ei. — Unser Graf. — Der Korsar. Mitau, L. Behre's Verlag. 1881.

Passow. — Die schwarzen Napoleone in Südafrika. Schilderungen des Lebens und der Sitten der Bantu-Völker, unter besonderer Berücksichtigung des Krieges der Engländer mit den Zulu. Von A. Passow. Mit Kopfleisten, Initialen und 5 Tonbildern. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Paulitschke. — Die geographische Forschung des afrikanischen Continents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage. Ein Beitrag zur Geschichte der Erdkunde von Dr. Philipp Paulitschke. 2. vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Brockhausen & Bräuer. 1880.

Periodica. — Verzeichniss der Periodica aus den Gebieten der Literatur, Kunst und Wissenschaft im Besitze d. K. öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Nach Titeln, Herausgebern und Materien geordnet und mit Unterstützung der Generaldirection der K. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft herausgegeben von Paul Emil Richter. Dresden, H. Burdach, Hofbuchdlg. 1880.

Platter. — Das Recht auf Existenz. Academische Antrittsrede. Von Professor Dr. J. Platter. Jena, G. Fischer. 1880.

Polko. — Unsere Musikklassiker. Sechs biographische Lebensbilder von Elise Polko. Mit 6 Portraits. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Portrait-Catalog. 5. Heft. Verzeichniss einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 3000 seltenen und schönen Portraits zur Geschichte der Literatur, der Musik und des Theaters. — 6. Heft. Verzeichniss einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 2500 seltenen und schönen Portraits berühmter Mediciner, Naturforscher, Mathematiker, Astronomen, Geographen, Reisende, Seefahrer, Agronomen, Technologen, Mechaniker u. s. w. — 7. Heft. Verzeichniss einer reichhaltigen Sammlung von ungefähr 2500 seltenen und schönen Portraits berühmter Theologen, Philologen, Rechtsgelehrter, Reformatoren, Humanisten, Philosophen, Historiker, Pädagogen, Buchhändler u. s. w. Berlin, E. H. Schroeder. 1880.

Proelß. — Ein neuer Sängerkrieg auf der Wartburg. Festspiel, dargestellt im alten Sängersaal der Burg. Unter Mitwirkung von Victor Blüthgen, Wilhelm Henzen und Ernst von Wolzogen, verfaßt von Johannes Proelß. Mit einem Geleitwort des Verfassers und einem Trinkspruch von Emil Rittershaus. Leipzig, C. Reißner. 1880.

Reden, Die, des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen in den Parlamenten 1847—1851. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Theodor Riedel, Redacteur des Reichs- und Staats-Anzeigers. Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1881.

Reden und Vorträge, gehalten im Protestantischen Reform-Verein zu Berlin. Band I. Heft 1. Die Einheit Gottes. Rede von Prediger Dr. Kalthoff. Heft 2. 3. Gregor VII. und der Gang nach Canossa. Vortrag von Prediger Dr. Kalthoff. Berlin, H. Würzburg. 1880.

Reichardt-Stromberg. — Die Staatsbürgerin. Von Mathilde Reichardt-Stromberg. Leipzig, Otto Wigand. 1880.

Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften. Herausgegeben unter Mitwirkung hervorragender Fachgelehrten von der Redaction der „Gaea" Dr. Hermann J. Klein. IX, 1. Physik. Klein, Ed. Heinr. Mayer. 1881.

Riesenthal. — Das Waidwerk. Handbuch der Naturgeschichte, Jagd und Hege aller in Mitteleuropa jagdbaren Thiere. Von O. von Riesenthal. Mit 13 Farbendrucktafeln und 69 Holzschnitten. Berlin, Wiegandt, Hempel & Parey. 1880.

Rodenberg. — Lieder und Gedichte. Von Julius Rodenberg. Fünfte Auflage. Berlin, Gebr. Paetel. 1881.

Rodenberg. — Die Granbidiers. Ein Roman aus der französischen Colonie. Von Julius Rodenberg. Drei Bände. Zweite Auflage. Stuttgart und Leipzig, Ed. Hallberger. 1881.

Rodenberg. — The Grandidiers: a Tale of Berlin Life. By Julius Rodenberg. From the German by William Savile. In three volumes. London, Sampson Low, Marston, Searle & Rivington. 1881.

Rosenberg. — Lieder und Gedichte von Wilh. Ludwig Rosenberg. Frankfurt a. M., R. Morgenstern & Co. 1881.

Roßmäßler. — Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert von E. A. Roßmäßler. 3. Aufl. Durchgesehen und verbessert von Professor Dr. Moritz Willkomm. Mit 17 Kupferstichen, 90 Holzschnitten und 1 Bestandskarte in lith. Farbendr. Lfg. 1. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshdlg. 1880.

Rundschau, Deutsche, für **Geographie** und **Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. III. Jahrg. Heft 2. Wien, A. Hartleben. 1880.

Ruthardt. — Chronik der Weltgeschichte. Zusammenstellung des Wissenswürdigsten aus Sage und Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart mit specieller Berücksichtigung Deutschlands und Oesterreichs. Von Dr. Carl Ruthardt. Lfg. 7—9. Stuttgart, Levy & Müller.

Saar. — Tempesta. Trauerspiel in fünf Acten von Ferdinand von Saar. Heidelberg, Gg. Weiß. 1881.

Sammlung altdeutscher Werke in neuen Bearbeitungen. 10—11. Bändchen. Der Edelstein von Ulrich Boner. — 12. Bändchen. Jörg Wickram's Rollwagenbüchlein. Staßfurt, A. Foerster's Verlag. 1881.

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. — Herausg. vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 61: Des großen Kaiser Josef's II. Leben und Wirken von Dr. Adolf Promber. Prag. 1880.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff. XV. Serie. Heft 352. 53. Einige Chronometer der Geologie von Dr. Theodor Kjerulf. Mit 12 in den Text gedruckten Holzschnitten. — Heft 354. Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie. Von Dr. J. Rover. Berlin, C. Habel. 1880.

Scherer. — Geschichte der Deutschen Litteratur von Professor Dr. Wilhelm Scherer. Heft 1—3. Berlin, Weidmann'sche Buchhdlg. 1880.

Schneider. — Der thierische Wille. Systematische Darstellung und Erklärung der thierischen Triebe und deren Entstehung, Entwickelung und Verbreitung im

Thierreiche als Grundlage zu einer vergleichenden Willenslehre von Georg Heinrich Schneider. Leipzig, Ambr. Abel.

Schultze. — Unter dem Kreuz. Culturgeschichtliche Erzählung aus dem christlichen Alterthume. Von Victor Schultze. Mit gegen 35 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern und einem bunten Titelbilde. Leipzig, O. Spamer. 1881.

Schwerin. — Der ist es. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. Berlin, Albert Goldschmidt.

Stacke. — Erzählungen aus der neuesten Geschichte. (1815—1871.) Von Oberlehrer Professor Dr. Ludwig Stacke. Abriß der Geschichte der neuesten Zeit. (1815—1871.) 4. Aufl. Oldenburg, G. Stalling. 1880.

Steffens. — Volks-Kalender für 1881. Herausgegeben von Karl Steffens. 41. Jahrgang. Mit 6 großen und vielen in den Text gedruckten Holzschnitt-Illustr. Berlin, L. Gerschel.

Steinhausen. — Irmela. Eine Geschichte aus alter Zeit von H. Steinhausen. Mit Titelbild von W. Steinhausen. Leipzig, Gg. Böhme. 1881.

Sterne. — Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung von Carus Sterne. 2. verbesserte und vermehrte Aufl. Mit 392 Holzschnitten im Text und 11 Vollbildern. Berlin, Gebr. Borntraeger. 1880.

Studien, Volkswissenschaftliche, darinnen zuvörderst unsere alten Bayernherzoge des 12. bis 16. Jahrhunderts als Bergherren mit ihren vornehmsten Gewerkern näher beleuchtet werden, ingleichen aber auch eine Riemgauer Grundherrschaft (16. Jahrhundert) nämlich die des hochedlen Geschlechtes derer Freiherren von Freyberg auf Hohenaschau erstmals zur Darstellung gebracht wird ꝛc. ꝛc. Alles dies wurde allerlei ehrwürdigen Büchseldriefen und Geschriften unserer bayerischen K. Archive wie aus anderen glaubwürdigen Documenten und vielen Rechnungen immer nach wahrhaftiger Selbstschau mit Fleiß und langjähriger Ausdauer ins Werk gefaßt von Hartwig Beck dem Verfasser der Kiemseeklöster. München, Literar. Institut von Dr. M. Huttler in Augsburg. 1880.

Taubert. — Der Torso. Eine Künstlergeschichte in Versen von Emil Taubert. Leipzig, Alfr. Krüger. 1881.

Thüngen. — Wild und Wald. Vademecum für Jäger und Jagdfreunde. Das Wissenswertheste und Interessanteste im gesammten Gebiete des edlen Waidwerkes. Von Karl Philipp Freiherrn von Thüngen. Mit 50 Text-Illustrationen nebst Titelbild nach Zeichnungen von Albert Richter. Leipzig, O. Spamer.

Treitschke. — Der letzte Act der Zollvereins-Geschichte. Von Heinrich von Treitschke. Altona, Schlüter'sche Buchhdlg. 1880.

Treu. — Betrogen und verkauft. Gestorben und auferstanden. Verloren und gefunden. Drei Novellen aus Rußland von Joseph Treu. Leipzig, Licht & Meyer. 1880.

Ugény. — Bilder aus dem Familienleben der höheren Stände. Von E. v. Ugény. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1880.

Unser Vaterland, in Wort und Bild geschildert von einem Verein der bedeutendsten Schriftsteller und Künstler Deutschlands und Oesterreichs. Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee. Geschildert von Edmund Hoefer und Otto Rüdiger. Illustrirt von Gustav Schönleber im Verein mit H. Baisch, J. Brandt, J. Gehrts, H. Knorr, G. Kühl, F. Lindner, L. Ritter. Lfg. 1. Stuttgart, Gebrüder Kröner.

Villamaria. — Lang', lang' ist's her. Novellen von Villamaria. Berlin, Gebrüder Paetel. 1880.

Wappenbuch des Königreichs Ungarn und seiner Nebenländer. Herausgegeben von G. Altenburger u. B. Rambold. Heft 1. Budapest, G. Grimm. 1880.

Weltgeschichte, Illustrirte, für das Volk. Unter sorgfältiger Berücksichtigung der Culturgeschichte in 2ter Auflage neu bearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Otto von Corvin. Pracht-Ausgabe. Lfg. 40—45. Leipzig, O. Spamer. 1880.

Wichert. — Heinrich von Plauen. Historischer Roman in 3 Bänden von Ernst Wichert. Leipzig, C. Reißner. 1881.

Wilbrandt. — Meister Amor. Roman in 2 Bänden von Adolf Wilbrandt. Wien, L. Rosner. 1880.

Wolff. — Tannhäuser. Ein Minnesang von Julius Wolff. Mit Porträtradirung nach einer Handzeichnung von Ludwig Knaus. 2 Bde. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbchhdlg. 1880.

Zeichen der Zeit. Eine Monatsschrift für Religion, Philosophie und Gesellschaft in ihrer Zusammengehörigkeit. Von Prediger Dr. Chronik. Berlin, W. Issleib. 1880.

Zeitschrift, Historische, herausgegeben von Heinrich von Sybel. Neue Folge. 8. Band. 3. Heft. (Jahrgang 1880. 6. Heft.) München, R. Oldenbourg. 1880.

Zeitschrift für Orthographie. Unparteiisches Centralorgan für die orthographische Bewegung im In- und Ausland. Unter Mitwirkung namhafter Fachmänner herausgegeben von Dr. Wilhelm Victor, Wiesbaden. 1880. Nr. 1. Rostock, W. Werther.

Zeit- und Streitfragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. In Verbindung mit Prof. Dr. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers ꝛc. herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Jahrg. IX. Heft 142. Schwäbische Colonisten in Ungarn. Von Dr. Emanuel Milner. Berlin, C. Habel. 1880.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Von sonstigen, uns bis 15. August zugegangenen Neuigkeiten verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Antologia. — Nuova Antologia di scienze, lettere ed arti. Anno XI. — Seconda Serie. Volume secondo. Fascicolo VII, VIII. Luglio & Agosto. 1876. Firenze, Direzione della nuova Antologia.

Asher's Collection of english authors british and american. Copyright Edition. Vol. 114. Miss Molly by Beatrice May Butt. In one volume Vol. 115. Artemus Ward: His book his travels. In one volume. Berlin, Verlag von Julius Engelmann. 1876.

Auguſti. — Licht und Schatten. Novellen von Bertha Auguſti (B. Schoeler.) 3 Bände. Bremen, Verlag von J. Kühtmann's Buchhandlg. 1876.

Baedeker. — Südbaiern, Tirol und Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 19 Karten, 12 Plänen und 2 Panoramen. geb. 17. Neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von Karl Baedeker. 1876.

Baedeker. — Die Rheinlande von der Schweizer bis zur Holländischen Grenze. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 21 Karten, 19 Plänen und mehreren Grundrissen geb. 19. Aufl. Leipzig, Verlag von Karl Baedeker. 1876.

Baedeker. — Süd-Deutschland und Oesterreich. Handbuch für Reisende von K. Baedeker. Mit 27 Karten und 37 Plänen. geb. 17. Neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von Karl Baedeker 1876.

Bezzenberger. — Randbemerkungen zu den von der Berliner Konferenz aufgestellten Regeln für die deutsche Orthographie von H. E. Bezzenberger. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876.

Bibliothek der Deutschen Nationalliteratur des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts. 38. Band. Novalis: Heinrich von Ofterdingen. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

Bibliothek für Wissenschaft und Literatur. 5. Band Historische Abtheilung 2. Band. Handbuch der Geschichte Oesterreichs von der ältesten bis neuesten Zeit mit besonderer Rücksicht auf Länder-, Völkerkunde und Culturgeschichte bearbeitet von Dr. Franz Krones, o. ö. Professor der österreichischen Geschichte an der Universität zu Graz, correspondirendem Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Lfg. 5, 6

8. Band. Philosophische Abtheilung. 2. Band. Die Philosophie seit Kant. Von Friedrich Harms, ordentlichem Professor an der Universität zu Berlin. Berlin, Verlag von Theobald Grieben.

Bibliothèque universelle et revue suisse. 81me année-nouvelle période. Tome LVI No. 223. et 224. Juillet et Août 1876. Lausanne, Verlag des Bureau de la Bibliothèque universelle.

Bilder aus Elsaß-Lothringen. Original-Zeichnungen von Robert Aßmus. Schilderungen von Karl Stieler. Holzschnitte aus den Ateliers von A. Cloß, Brend'amour u. A. Initialen von Julius Schnorr. Lfg. 1. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

Birlinger & Crecelius. — Deutsche Lieder. Festgruß an Ludwig Erk zum fünfzigjährigen Dienstjubiläum Berlin 10. Juni 1876. Dargebracht von Anton Birlinger und Wilhelm Crecelius. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1876.

Bodenstedt. — Alexander in Korinth. Schauspiel in drei Acten von Friedrich Bodenstedt. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchhdlg. 1876.

Brasilien. — Das Kaiserreich Brasilien auf der Weltausstellung von 1876 in Philadelphia. Rio de Janeiro, Universal-Buchdruckerei von E. & H. Lämmert. 1876.

Brümmer. — Deutsches Dichter-Lexikon. Biographische und bibliographische Mittheilungen über deutsche Dichter aller Zeiten. Unter besonderer Berücksichtigung der Gegenwart für Freunde der Literatur zusammengestellt von Franz Brümmer. Lfg. 7. 8. Eichstätt, Verlag der Krüll'schen Buchhandlung. (H. Hugendubel.) 1875.

Bucher. — Geschichte der Technischen Künste. Im Verein mit Justus Brinckmann, Albert Ilg, Julius Lessing, Fr. Lippmann, Herm. Rollett herausgegeben von Bruno Bucher. Lfg. 9. Kupferstich. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1876.

Bunge. — Der Tag von Sedan. Eine dramatische Festerinnerung von Rudolf Bunge. Zweite Auflage. Cöthen, Verlag der Schettler'schen Buchhdg. (J. A. Elvers). 1874.

Chronik. — Ahasveros und Esther. Ein Drama aus dem Morgenlande in drei Acten von Dr. J. L. Chronik. Berlin, 1875.

Le Courrier Littéraire paraissant le 10 et le 25 de chaque mois. No. 8. 9. Paris, Bureaux du Courrier Littéraire. 1876.

Ch. Darwin's gesammelte Werke. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Complet in circa 60 Lieferungen mit über 200 Holzschnitten, 7 Photographien, 4 Karten und dem Portrait des Verfassers. Lfg. 35—38. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshdlg. (E. Koch). 1876.

Deutsch. — Parallel-Grammatik für Deutsche, das Deutsche, Italienische und Französische — eine, zwei, oder alle drei Sprachen — zu erlernen nach einer neuen, das Studium wesentlich erleichternden Anordnung. Anschauungs-Unterricht zum Schul- und Privatgebrauch von F. G. Deutsch. Dritte Aufl. Berlin, Verlag von Theobald Grieben.

Deutsche Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Goedeke und Julius Tittmann. Bd. IX Gedichte von Simon Dach. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1876.

v. Dyherrn. — Tang und Algen. Aus der Flut des Lebens gesammelt von Georg Freiherr von Dyherrn. Leipzig, Verlag von Alfred Krüger. 1876.

Eliot. — Daniel Deronda von George Eliot. Deutsch von Adolf Strodtmann. 3. Halbband. Drittes Buch: Mädchen, die ihre Wahl treffen. 4. Halbband. Viertes Buch: Gwendolen bekommt ihren Erwählten. Einzig autorisirte Deutsche Ausgabe. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1876.

Eliot. — Daniel Deronda by George Eliot. Book VII. The mother and the son. Edinburgh, W. Blackwood and sons.

Fiſahn. — Paul Lindau als Kritiker und das Theater. Ein Beitrag zur Kritik der Kritik von J. Fiſahn. Liegnitz, Verlag der Th. Kaulfuß'schen Buchhdlg. (R. Nehring.) 1876.

Geſprächlein über die Beschlüsse der Berliner orthographischen Conferenz manchen zur Belehrung, andern zum Trost. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. 1876.

Gniſſel. — Das moderne Ehebruchs-Drama. Eine kritische Studie von Dr. G. Gniſſel. Wien, Verlag von Friedrich Beck. 1876.

Götzinger. — M. W. Götzinger's Deutsche Dichter. Fünfte Auflage, um- und zum großen Theile neubearbeitet von Dr. Ernst Götzinger, Professor an

der Kantonsschule in St. Gallen. Lfg. 15. Aarau, Verlag von H. R. Sauerländer. 1876.

Hartung. — Philosophie und Naturwissenschaft in ihrer Bedeutung für die Erkenntniß der Welt. Von Dr. G. Hartung. Zweite Aufl. Leipzig, Verlag von Joh. Wilh. Krüger. 1875.

v. Hellwald. — Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Handbuch von Friedr. von Hellwald. Lfg. 3—6. Stuttgart, Verlag von W. Spemann.

v. Hellwald. — Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Friedr. von Hellwald. Zweite neu bearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Lfg. 5. 6. Augsburg, Verlag von Lampart & Comp. 1876.

Hirsch. — Der Frauenanwalt. Organ des Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerb-Vereine. Unter Mitwirkung von Frau Fanny Lewald in Berlin, Frl. Louise Büchner in Darmstadt, Prof. Dr. Fr. von Holtzendorff in München, Redacteur A. Lammers in Bremen, Director Dr. Emminghaus in Gotha, Prof. Dr. B. Böhmert in Dresden. Herausgegeben von Jenny Hirsch, Schriftführerin des Lette-Vereins in Berlin. VII. Jahrg. Heft 4. 5. August 1876. Berlin, Verlag von Wedekind & Schwiger. (C. Kempke.)

Jonas. — Illustrirtes Reise- und Skizzenbuch für Norwegen von Emil J. Jonas, Königl. Dän. Wirk. Kammerrath. Mit 14 Karten und Plänen u. 32 Illustrationen. Geb. Berlin, Julius Imme's Verlag (E. Bichteler.) Königl. Hofbuchhdlg. 1876.

Julius. — Philomena. Episches Gedicht von Victor Julius. Wien, Verlag von Friedrich Beck.

Kaden. — Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, A. Braith, Alexander Calame, Arthur Calame, L. Dill, Andr. L. Disen, Th. von Eckenbrecher, G. Franz, K. Grob, C. Haeberlin, A. Hertel, L. Heyn, C. Jungheim, A. Kindler, K. Kröner, A. Leu, Diethelm Meyer, Franz Meyerheim, Paul Meyerheim, W. Riefstahl, R. Ritz, C. Roux, Matthias Schmid, G. Schönleber, Ad. Schrödter, Fr. Specht, B. Vautier, Jh. Zügel. Holzschnitte von Adolf Cloß in Stuttgart. Lfg. 7. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn.

Krauskopf. — Der große Churfürst. Radirung nach dem im Besitz Sr. Hoheit des Herzogs von Anhalt befindlichen Original-Portrait des Zeitgenossen Adriaen Hannemann von Wilhelm Krauskopf.

La Mara. — Im Hochgebirge. Skizzen aus Oberbayern und Tyrol von La Mara. Leipzig, Verlag von Heinrich Schmidt & Carl Günther. 1876.

Lange. — Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart von Friedrich Albert Lange. Buch 1. Geschichte des Materialismus bis auf Kant. Dritte Auflage. Mit dem Portrait des Verfassers nebst Angaben über sein Leben. Iserlohn, Verlag von J. Baedeker. 1876.

Lie. — Der Geisterseher. Bilder aus Nordland (Norwegen). Von Jonas Lie. Aus dem norwegischen übersetzt, mit Vorwort und Biographie versehen von Emil J. Jonas. Autorisirte Uebersetzung. Mit dem Bildniß des Verfassers. Berlin, Julius Imme's Verlag (E. Bich[illegible] Hofbuchhdlg. 1876.

Lübke u. v. Lützow. — Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Dritte, verbesserte und mit ca. 36 Tafeln v[illegible] mehrte Auflage. Bearbeitet von Prof. Dr [illegible] Lübke und von Prof. Dr. C. von Lützow Lfg. 7 20. Stuttgart, Verlag von Ebner & Seub[illegible] 1876.

Mehlis. — Götterglaube und Nibelungen[illegible] Festgabe zu Richard Wagner's Festspiel von [illegible] C. Mehlis. Dürkheim, Verlag von G. L. Lan[illegible] Buchhandlung. 1876.

Mendelssohn's Werke. Kritisch durchgesehene A[illegible] gabe von Julius Rietz. Mit Genehmigung [illegible] Orginalverleger. Serie II. Nr. 11. Ouv[illegible]rt zu Paulus, Part. Nr. 12. Ouverture zu Atha[illegible] Leipzig, Verlag von Breitkopf u. Härtel.

Mönnich. — Dr. W. B. Mönnich's Ausw[illegible] deutscher Aufsätze und Reden. Ein ergänzen[illegible] Hilfsmittel für den deutschen Sprachunterricht in [illegible] oberen Gymnasialclassen. Zweite Auflage. Mit ein[illegible] Anhang, enthaltend Erläuterungen und Ergänzun[illegible] zu den Musterstücken. Bearbeitet von Dr. Ad[illegible] Pland, Professor am Gymnasium in Heilbro[illegible] Heilbronn, Verlag von Albert Scheurlen. 1 7[illegible]

Moore. — Thomas Moore's Lalla Rukh. T[illegible] von Dr. Alexander Schmidt in Königsberg. Zw[illegible] Auflage. Berlin, Verlag der Königlichen Geheim[illegible] Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker.) 1876.

Oswald. — Im Aquarium. Eine Geschichte a[illegible] der Wasserkur von E. Oswald. Verfasser v[illegible] „Aus Heimath und Fremde" und „Fern vo[illegible] l[illegible] Welt Getriebe". Berlin, Verlag von Wedekind Schwieger. 1876.

Ottmann. — Deutsches Heldenbuch v. M. Ottma[illegible] Heft 9 u. 10. Breslau, Verlag von E. M[illegible] stern. 1876.

Pannier. — Maier Helmbrecht von Wernher d[illegible] Gärtner. Die älteste deutsche Dorfgeschichte. A[illegible] dem Mittelhochdeutschen übersetzt von Karl Pa[illegible] ni Cöthen, Verlag von Otto Schulze. 1876.

Parallelen. J. J. Rousseau, Schopenhau[illegible] Grillparzer. Eine Studie. Wien, Verlag [illegible] Gesellschafts-Buchdruckerei. 1875.

Philosophie. — Landläufige Philosophie und La[illegible] flüchtige Wahrheit. Unprivilegirte Forderung eines Nicht-Subventionirten. Leipzig, Verlag v[illegible] Krüger u. Roskoschny. 1877.

Pierer's Universal-Conversations-Lexikon. Sech[illegible] vollständig umgearbeitete Auflage. VI. 1. 2. Ob[illegible] hausen, Verlag von Ad. Spaarmann. 1876.

Politika. Bedenken und Wünsche eines wirk[illegible] Liberalen. Leipzig, Verlag von Carl Hildebra[illegible] u. Co. 1876.

Ratzel. — Die chinesische Auswanderung. Ein B[illegible] trag zur Cultur- und Handelsgeographie von [illegible] Friedrich Ratzel, Docent an der Kgl. Polytechnisch[illegible] Schule zu München. Breslau, J. U. K[illegible] Verlag (Max Müller.) 1876.

Rehbinder. — Jesus von Nazareth. Trauersp[illegible] in fünf Acten von Nicolai Graf Rehbinde[illegible] Wiesbaden, Verlag von H. Ebbecke. 1875.

Reusch. — Bibel und Natur. Vorlesungen üb[illegible] die mosaische Urgeschichte und ihr Verhältniß zu d[illegible] Ergebnissen der Naturforschung. Von Dr. [illegible] Heinrich Reusch, Professor der katholischen Theo[illegible] an der Universität Bonn. Vierte bedeutend ve[illegible] mehrte und theilweise umgearbeitete Auflage. Von Eduard Weber's Verlags-Buchhandlung (Rude[illegible] Weber.) 1876.

Revue de France. 55 me Livraison. 31 Ju[illegible] 1876. Paris, Bureaux de la Revue de Franc[illegible]

BINDING SECT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.24-25

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY